Bürgerblock von Carl v. Ossietzky

Die Wege der Diktatoren sind wunderbar; Mussolini arbeitet mit Gesten und Flausen, verschärft gelegentlich durch Ricinus und Meuchelmord; der dicke Primo mit der Zensur; Pilsudski... läßt Alles wie es war.

In Deutschland schreibt man Briefe.

*

Am Tage nach dem Volksentscheid war ganz Deutschland (inklusive Regierung) überzeugt, daß das Abfindungsgesetz mit diesem Reichstag nicht mehr zu machen, Auflösung unvermeidlich sei. Da begingen die Sozialdemokraten einen ernsthaften taktischen Fehler: sie beteiligten sich eifrig an den Beratungen im Rechtsausschuß und erweckten Hoffnungen, schließlich doch noch das Kompromiß zu schlucken.

Da wurde die eben noch schlotternde Regierung plötzlich sehr fest. Sie begann an ihre eigne Existenz zu glauben. Zum ersten Mal. Marx dekretierte: Wenn die Sozis mit den Mittelparteien zusammen das Kompromiß gegen Rechts mitmachen, wird aufgelöst, wird großer Koalitions-Wahlkampf gegen die Deutschnationalen gemacht; lehnen sie dagegen ab, so wird... nicht aufgelöst, das Sperrgesetz nicht mehr verlängert, die ganze Abfindungsfrage wieder den Gerichten überlassen.

Vor eine so unwürdige Entscheidung wird die größte Partei des Deutschen Reichstages gestellt: sie soll gekettet werden an eine kleinliche, klägliche Kompromißformel, die die Regierungsparteien selber nur mit halbem Glauben verteidigen; andernfalls wird die Vorlage fallen gelassen und zum Gaudium der Deutschnationalen Alles bleiben, wie es war.

Nur in Köpfen von knochenlosen Mittelparteilern ohne Gesinnung und ohne Programm und ohne Achtung vor Gesinnungen Andrer kann sich ein solcher Plan entwickeln. Krieg mit auswechselbaren Fronten, wie es halt so trifft. Die Zumutung an die Sozialdemokratie, das Geschäft mitzumachen, war eine Beleidigung, mußte so empfunden werden. Weil die Partei schließlich absagte, wirft man ihr jetzt Kapitulation vor der Straße und Mangel an Verantwortungsgefühl vor.

Eines kann man der Fraktion freilich vorwerfen: sie hätte sich in so klarer Situation nicht acht Tage in Gewissenskrämpfen zu winden brauchen.

*

Am Dienstag sprach Külz im Reichstag die furchtbare Drohung aus, daß die Regierung die Konsequenzen ziehen werde, falls man nicht zu einer Einigung käme.

Die Konsequenzen? Großes Rätselraten. Demission des Kabinetts, weiß man, führt nicht weiter. Bleibt nur Auflösung

des Parlaments. Darauf aber, das weiß man auch, wartet ein nicht unbeträchtlicher Teil der Sozialdemokratie sehnsüchtig.

Was wird also geschehen?

Am Freitag in den Nachmittagsstunden ist das große Mysterium enthüllt. Marx hat einen Brief von Allerhöchst in der Hand, ein Schreiben milde und großväterlich im Ton. Jetzt hat es Marx Schwarz auf Weiß: die Regierung ist unabkömmlich; erst mal Ferien bis zum November, – dann werden wir weiter sehen.

Ein Testimonium aus der Präsidentenkanzlei ist mehr wert als die Konstitution. Die Parteien atmen erleichtert auf: vier Monate Zeit zum Verschnaufen. Gesegnet sei die Hand, die bis tief in den Herbst über die deutsche Innenpolitik den Ferienzustand verhängt!

*

Die italienische Diktatur schmeckt nach Ricinus, die deutsche nach Tinte. Der Effekt ist ziemlich der gleiche.

Soll man zur Ehre – oder zur Unehre – der Herren Marx und Külz annehmen, daß sie nichts von der Gefährlichkeit der Prozedur geahnt haben? Der Hindenburgbrief an Loebell, so dachten sie wohl, hat eine höchst fatale Affäre entfesselt. Warum kann eine an sich bedenkliche Macht nicht einmal zum Guten angespannt werden? Weiße Magie, wähnten sie.

Marx und Külz als Hexenmeister. Marx und Külz im Laboratorium, die Augen zerbeizt von ungewohnten Dämpfen, Beschwörungsformeln brabbelnd. Wirklich, eine Szene von umwerfender Komik, höchst melancholisch jedoch im Regierungstheater.

Jetzt wissen wir, daß zur Erzielung eines Ausnahmezustandes nicht erst der Artikel 48 entkapselt zu werden braucht. Eine Regierung ohne Mehrheit, von Rechts und Links verlassen und bekämpft, läßt sich ganz einfach vom Staatsoberhaupt ihre Unentbehrlichkeit bescheinigen; die Streitfragen selber werden vertagt. Es ist, wie im Halbabsolutismus der kaiserlichen Aera. Nach sieben Jahren Republik ist das parlamentarische Regime noch längst nicht erkämpft. Die Superklugheit des Herrn Marx hat einen Präzedenzfall geschaffen, an dem wir noch lange zu knabbern haben.

Die Mittelparteien, die den Brief an Loebell gröblich überschätzt haben, ignorieren den Brief an Marx und dreschen auf die Sozialdemokratie los.

Eigentlich müßte man sich im Volksblock, im Reichsbanner, in vergangener Koalitionskameradschaft besser kennen

gelernt haben. Die demokratische Presse, die sich doch sonst
überall ‚einfühlen' kann, die für jede Seelenregung zwischen
Sowjetstern und Hakenkreuz sonst eine Deutung findet, bleibt
diesmal verlassen von allem Tastgefühl und ergeht sich in plum-
pen Schimpfereien. Etwas mehr Verständnis müßte man schon
für eine oft bewährte Nachbarin aufbringen.

Zugegeben, daß die sozialdemokratische Absage schließ-
lich überrumpelnd kam. Noch vor einer Woche schien die Zu-
stimmung, wenn auch im letzten Augenblick, sicher zu sein. Die
Führer schwankten, Aus der Provinz liefen Berichte ein über
die Stimmung in den Parteivereinen, alle nur mit dem einen
Kehrreim: Ein Ja zum Kompromiß müsse nach der Siedehitze
der Kämpfe um den Volksentscheid schwersten Schaden brin-
gen, würde nirgends verstanden werden. Diese Berichte sieg-
ten über opportunistische Wallungen. Die Provinz trieb vorwärts.

Die Demokratenblätter höhnen: die sozialistischen Frak-
tionsführer sind, wider bessere Einsicht, radikalen Phrasen ge-
wichen, haben vor unausgegorenen Massengefühlen kapituliert.

Torheit über Torheit! Was wäre die Folge einer Zustim-
mung gewesen? Tiefe Unzufriedenheit in der Wählerschaft,
Erschütterung der Organisationen, erregende Diskussionen zwi-
schen Rechts und Links (mögliche Ausdehnung des sächsi-
schen Zwistes auf die Gesamtpartei), Abwanderungen zu den Kommunisten.

Popularitätshascherei, zetern die Demokraten. Nur in
Deutschland, dem klassischen Sitz volksfremder Parteimanda-
rine ist es denkbar, daß einer demokratisch-sozialistischen Par-
tei, weil sie sich um Orientierung an der Stimmung der Ar-
beitermassen bemüht, daraus ein Tadel gedreht werden kann.
Den Kontakt mit den Scharen der Wähler zu bewahren, nicht
vor jedem Versammlungsgesabber ewiger Malkontenter die
Segel zu streichen, wohl aber die Vitalität einer Strömung zu
erkennen, das ist von altersher das Geheimnis aller echten
Demokratien. Davon hat es bei uns eher zu wenig als zuviel
gegeben.

Begreifen denn die demokratischen Splitterrichter nicht, daß
eine intakte Sozialdemokratie in Opposition wertvoller ist als
eine sich innerlich zerreibende, in einer bürgerlichen Regierung
oder an bürgerliche Parteien gekoppelt? Wohin das führt, mag
das sächsische Beispiel belegen: sozialdemokratische Minister
zwar in der Großen Koalition, aber schon längst ohne Partei.
Die ist dank Ausharrens dieser Fanatiker oder Märtyrer der
Koalitionspolitik zerfallen, existiert eigentlich gar nicht mehr.

Ladet das so sehr zur Nachahmung ein?

Wer oft mit der Sozialdemokratie haderte, muß es ihr be-
stätigen, daß sie diesmal nicht anders handeln konnte, wenn

sie nicht Rücksichtnahme auf die Kümmernisse der Nachbarparteien bis zur Selbstentäußerung treiben wollte. Sie mußte um so mehr einen Strich durch die Rechnung machen, als die Regierung und ihre Parteien entschlossen waren, im Schatten des Fürstenkompromisses hübsch unauffällig eine neue Erhöhung der Lebensmittelzölle mit durchzuschmuggeln. Diese Zollvorlage wird von der bürgerlichen Presse klugerweise übersehen.

*

Im politischen Vokabularium Neudeutschlands prangt in Fettdruck ein leicht zu mißbrauchendes Wort: ‚Verantwortungsbewußtsein'. Wenn Partei A etwas Unverantwortliches begeht, verlangt sie von Partei B entweder mitzumachen oder wenigstens nicht zu stören. Aus Verantwortungsbewußtsein. Dieses Gesetz der Mitverantwortung wird nach still geübtem Brauch auch auf die Opposition ausgedehnt. Weil die Sozialdemokraten, die mindestens seit der Zuspitzung der Abfindungsaffäre zum Kabinett Marx in Opposition stehen, sich weigern, mit den Regierungsparteien ein faules Kompromiß zu schließen, deshalb werden sie als ‚verantwortungslos' stigmatisiert. Man stelle sich vor: Herr Baldwin, der mit den Bergarbeitern neuerdings einige Unannehmlichkeiten hat, bezichtigt Herrn MacDonald, das Haupt der Opposition, mangelnden Verantwortungsgefühls, weil er sich weigert, den Arbeitern gut zuzureden. Wenn Herr Baldwin das versuchen wollte, ein Höllengelächter würde ihn schnell in die englische Wirklichkeit zurückrufen. In Deutschland aber scheint eine moralische Verpflichtung der Opposition zu bestehen, der Regierung aus selbst verschuldeter Klemme zu helfen.

Schwäche drapiert sich als Verantwortungsgefühl. Weil die Linksparteien so gräßlich verantwortungsbewußt waren, von Weimar an, deshalb mußte die Republik Stückwerk bleiben.

Aus Verantwortungsbewußtsein hat die Republik auf Ausnutzung früherer Machtpositionen verzichtet und eine nach der andern geräumt. Aus Verantwortungsbewußtsein wird sie noch einmal den Hals zum letzten Schnitt darbieten.

Die Reaktion holt sich mehr und mehr ihr altes Terrain wieder. Die Ausstoßung des Senatspräsidenten Großmann aus dem Preußischen Richterverein kann als Präludium des Posaunenkonzerts gelten, das bald den letzten Republikaner aus den Ämtern vertreiben wird.

Irgendwo ist die schnurrige Auffassung zu lesen: Ja, wenn das so weiter geht, dann haben wir im Herbst den Bürgerblock! Da lachen doch die Hühner. Merkt Ihr es denn noch immer nicht? Nur weil Westarp noch immer keift? Der Bürgerblock ist längst da. Kabinett Marx mit Sabotage des Volksentscheides, mit Republikabbau und neuen Brotzöllen, das ist der Bürgerblock.

Deutschlands Entwaffnung? von Fr. W. Foerster

> Das ist eine Nation, die ihre Kulturkraft verbraucht
> hat – denn nach einem solchen Geist, nach einer solchen
> Wissenschaft sich der Idee des Schwertes, des Blutes,
> der Gewalt anvertrauen und nicht einmal ahnen, was
> Geist und Geistessieg ist, und darüber mit korporal-
> mäßiger Grobheit lachen: was ist das anders? Nein, das
> ist eine tote Nation, eine Nation ohne Zukunft. Wenn
> sie aber lebendig ist, so wird sie, glauben Sie mir, nach
> dem ersten Taumel in sich selbst einen Protest erstehen
> sehen, ein Streben zum Bessern, und das Schwert wird
> von selbst fallen. *Dostojewski*

Der Gesandte Jakobs I. in Venedig, Sir H. Wotton, zeichnete einmal ironisch die Berufsaufgabe des Diplomaten mit folgenden Worten: „Legatus est vir bonus peregre missus ad mentiendum reipublicae causa“. An dieses Wort mußte ich denken, als ich die Erklärung des Grafen Bernstorff in Genf las: „Deutschland ist vollkommen entwaffnet“. Da der Herr Graf wirklich ein „vir bonus“ ist, so müssen wir annehmen, daß er subjektiv von der Wahrheit seiner Worte überzeugt war, erstens, weil sich beim deutschen politischen Beamten die subjektive Überzeugung ehrlich und ganz der offiziellen Vorschrift und Direktion unterwirft, zweitens, weil der Herr Graf doch auf der Reise im D-Zug Berlin-Basel sicherlich sehr intensiv aus dem Fenster gesehen und dabei zu seiner großen Beruhigung weit und breit nirgends Bewaffnete erblickt hat. Objektiv aber war der deutsche Diplomat der Sprecher einer riesigen Lüge und hat dadurch bei allen Wissenden im Ausland den schon tief genug gesunkenen Kredit des offiziellen deutschen Wortes noch weiter heruntergebracht. Denn wenn, nach der von Ludwig Quidde gezeichneten Denkschrift, neben der Reichswehr noch über eine Million militärisch Ausgebildete und Organisierte zur Verfügung stehen, für die im Ernstfall, dank dem riesigen Heeresetat und dank den außerordentlichen Kontributionen, die von den vaterländischen Verbänden erhoben werden, mindestens die gleichen Waffen bereit liegen, wie sie die Reichswehr trägt, so kann doch von einer „vollkommenen Entwaffnung“ im Sinn des Vertrages wahrhaftig nicht gesprochen werden. (Soeben berichtet die ‚Welt am Abend‘, in Nummer 125, von der unwiderleglich festgestellten illegalen Aufstellung zweier sächsischer Grenzschutzdivisionen durch die Reichswehr, wobei der Vertrauensmann der Reichswehr versichert, daß „alle Waffen für Infanterie vorhanden“ seien. Der Artikel ist überschrieben: ‚Dokumente, die Herr Bernstorff vergessen hat‘.) Und vor Allem ist nicht erlaubt – wenn man nicht ein ganz falsches Spiel spielen will –, mit Berufung auf eine solche mehr als fragwürdige Entwaffnung die entsprechende Abrüstung der Nachbarn zu fordern; und es ist um so weniger erlaubt, als doch der Geist, der in jener neuen Aufrüstung zum Ausdruck kommt, unbedingt Mittel und Wege findet, um unter harmloser Außenseite planmäßig die

Kampfmotoren, Kampfflugzeuge und Kampfpiloten bereit zu stellen, die für die kommende Kriegführung weit wichtiger sind als die veraltete Bodenartillerie. („Doch davon sei noch nichts gesagt, denn das kommt erst im dritten Akt!“)

*

Das Wesentliche jener Denkschrift Ludwig Quiddes bestand in der Feststellung der immer planmäßigern Ausdehnung der privaten militärischen Organisationen, die unter dem Namen Heimatschutz zusammengefaßt sind, in nachweisbarer enger Verbindung mit der Reichswehr stehen und ihre Finanzierung in großem Maßstabe beim Großgrundbesitz und bei der Industrie durchsetzen. Die Gutsbesitzer müssen im Verhältnis

zur Zahl ihrer Morgen beisteuern; wer das nicht will, wird boykottiert, bis er nachgibt. Die Provinz Brandenburg allein steuert auf diesem Wege 2 Millionen Goldmark bei. Und da unterbricht uns nun Ludwig Quidde, der Unterzeichner der Denkschrift, selber, verschließt sich gegen die wirkliche Tragweite seiner eignen Enthüllungen und wiederholt: „Glaubt es mir, einem Pazifisten: Deutschland ist entwaffnet!“ Er weist (in Nummer 20 der ‚Weltbühne‘) auf alles Das hin, was einer deutschen Aufrüstung zu ebenbürtigem Gefechtswert noch fehle: Tanks, schwere Artillerie, Kampfflugzeuge und so weiter, sodaß man seiner Überzeugung nach jene Machenschaften nur als innenpolitische Gefahr, aber nicht als Kriegsdrohung zu werten habe. Darauf ist zu erwidern:

Es handelt sich in dieser ganzen Angelegenheit doch zunächst um das Verhältnis des deutschen Aufrüstungswillens zu den völlig klaren Paragraphen des Friedensvertrages und nicht etwa um den Abstand von irgendeinem freihändig durch uns selber bestimmten Maßstab der Entwaffnung. Also muß doch auch die Frage: Ist Deutschland entwaffnet? ganz unzweideutig im genauen Sinne jener Paragraphen beanwortet werden. Und darum ist Quiddes Antwort: „Deutschland ist vollständig entwaffnet für einen europäischen Krieg“ gänzlich verfehlt und unbefriedigend. Denn der Vertrag von Versailles will nicht erst diejenige Rüstung niederhalten, die einen europäischen Kriege wagen kann, sondern seine Grenzsetzungen richten sich ausdrücklich schon gegen die elementaren Vorbereitungen zu einer solchen Katastrophe und sollen daher wohl nicht nur einen europäischen Krieg verhindern, sondern auch einen Krieg gegen Polen oder gegen die Tschechoslowakei; seine Autoren kannten die preußische Geschichte und die neudeutsche „Mentalität“, und sie wollten darum Alles tun, um zu verhüten, daß die militärische Kaste aufs neue das deutsche Volk in ihre Hände bekomme und es als „Volk in Waffen“ neuen Kriegsplänen dienstbar zu machen vermöge. Aus diesem Grunde hat der Friedensvertrag alle jene Vorkehrungen getroffen, die sich gegen die militärische Ausbildung und Neubewaffnung der deutschen Jugend und gegen jede Art von heimlicher Militarisierung des deutschen Volkes à la Scharnhorst richten. Grade diese neue Militarisierung aber ist in größtem Maßstabe und unter flagrantester Verletzung unzweideutigster Paragraphen des Vertrages geschehen: die von Quidde gezeichnete

Denkschrift beweist eine derartige Neubewaffnung, Mobilisie-
rung und militärische Durchbildung breitester Volksschichten
so schlagend und unwiderleglich, daß kein Wissender mehr das
Wort von der vollkommenen Entwaffnung Deutschlands in den
Mund nehmen dürfte. Dabei kommt es gar nicht darauf an, ob
diese neue Aufrüstung in ihrem gegenwärtigen Stande nur zu
innenpolitischer Gewaltanwendung und höchstens noch zur
Überrennung des polnischen Korridors ausreicht oder nicht.
Nein: auf den großangelegten Plan, auf die organisatorische
Endabsicht, auf die überall hervorqualmende Kriegslust und auf
deren politische Bewertung und Berücksichtigung im Ganzen
der europäischen Politik kommt es an. (Für Nahkampfmittel
gaben wir 1924 850 000 Mark aus, 1925 schon 1 925 000 Mark,
1926 aber 2 206 000 Mark. Diese rapide Erhöhung des Etats
für den Nahkampf wird wohl damit gerechtfertigt, daß der
Geist von Locarno die Völker einander so nahe gebracht
hat?) Wenn ich eine lange Zündschnur am äußersten Ende an-
zünde, so ist das knisternd dahineilende Flämmchen zunächst
nicht tragisch zu nehmen: man kann es mit dem Stiefelabsatz
austreten. Wer aber nur die Harmlosigkeit dieses Flämmchens
feststellen und nicht sehen wollte, daß es mit jeder Minute
weiter hüpft, bis es eines Tages auf den nötigen Explosivstoff
stößt und eine ganze Fabrik bis an die Wolken jagt – der
wäre doch ein Verbrecher aus Leichtfertigkeit. Wenden wir
dieses Bild auf unsern Fall an, so gilt:

Erstens: Die neuorganisierte Beherrschung des deutschen
Volkes durch den Terror der Vaterländischen Verbände, durch
den gesellschaftlichen Boykott gegen alle Widerstrebenden
und durch die militärische Verseuchung der neuen Generation
wird sich selbstverständlich mehr und mehr auch in einer
jeder ernsthaften Völkerverständigung abgewandten Macht-,
Haß- und Hetzpolitik nach außen hin ausdrücken und geltend
machen: diejenigen Elemente und Gesinnungen, die den Juli
1924 teils planmäßig, teils fahrlässig zustande gebracht haben,
werden wieder maßgebend werden und „Alles Weitere ver-
anlassen“.

Zweitens: Die Leidenschaften und Willenskräfte, die
innerhalb jenes Systems geweckt, genährt und entwickelt wer-
den, bleiben nicht bei den kleinen Umgehungen des Friedens-
vertrages stehen, sondern suchen und finden tausend neue
Mittel, sich auch die größern Kriegsmittel und Zerstörungs-
faktoren bereitzustellen, umsomehr, als doch „der Geist von
Locarno“ und der „Geist von Genf“ schon dafür sorgen wer-
den, daß die Auslandskontrolle dessen, was in Deutschland
vor sich geht, immer zaghafter und schonender wird. Weiß
Ludwig Quidde, wenn er behauptet, wir hätten keine Kampf-
flugzeuge, wirklich nichts davon, daß die Flugwaffe der deut-
schen Armee jederzeit aufstellbar ist – siehe ‚Die Wahrheit
über Junkers in Nummer 21 der ‚Weltbühne‘ –, und daß die
im Verkehr stehenden Flugzeuge, ausgenommen die Junkers-
Flugzeuge, jederzeit rasch zu Kampfflugzeugen ummontiert
werden können? (Der Vertrag Fokker-Wehrministerium ver-
pflichtet diese Firma, im Bedarfsfall 20 – 30 Flugzeuge am Tage

zu liefern; vermutlich zur Unterhaltung der Kurgäste in den schlesischen Bädern.) Vergißt Quidde nicht ferner, was in Zusammenhang mit all dieser Bereitschaft die hochgetriebene chemische Rüstung Deutschlands bedeutet? Professor Wasch hat im Dienste der Anilin-Werke ein Gas erfunden, dessen Wirkung so ungeheuer ist, daß es das bisherige rollende Material an Explosivstoff-Werfern nahezu ersetzt. Nach Ansicht deutscher Chemiker genügt die Hilfe der Chemie-Studenten an zwei deutschen Hochschulen, um die tödliche Mischung herzustellen, sodaß die Sabotage durch Kriegsverweigerer ohne Einfluß auf die Gasgewinnung ist. Mit all diesen Perspektiven rechnet ja auch der deutsche Generalstab seit langem. Daher wird der Vorbereitung des Luftkrieges dort eine so intensive Aufmerksamkeit zugewendet. Mit den Fragen der deutschen Luftabwehr und Luftrüstung beschäftigte sich, zum Beispiel, in den Pfingsttagen eine Kommission von einigen 20 Personen, zu denen 10 Offiziere der Reichswehr, 1 Offizier der Schupo, je 1 Vertreter zweier Ministerien, 2 Vertreter der Vaterländischen Verbände gehörten. Glaubt man, es handle sich da um die Veredlung des Reichsflugverkehrs zwischen Berlin und Paris?

Was endlich die fehlenden Großkampfwaffen betrifft, so ist eine Tatsache, daß die Wehrverbände über Waffen aller Art verfügen, und daß zur Ergänzung dieses zunächst noch dürftigen Materials große Fabriken, wie die Wanderer-Werke, binnen 48 Stunden auf Kriegsindustrie umgestellt werden können. In welchem Stil man sich kriegstechnisch vervollkommnet? Vor ein paar Wochen gab das Wehrministerium umfangreiche Bestellungen für Schnellast-Autos zu Truppentransporten auf. Zum Transport von Sprengstoffen ist ein neues Patent für leichtgefederte Schnellwagen mit besonderer Sprengstofflagerung angekauft worden. Vierzig .solcher Wagen sind bereits von der „Elite-Wagen A.-G.“ geliefert worden. Dies weiß man im Ausland – welche Folgerungen muß das Ausland daraus ziehen? Welche „Auswirkungen“ wird dieses Wissen für die Befreiung des Rheinlandes haben? Was sagt das Rheinland dazu, daß es immer wieder den Schaden tragen muß, der aus solcher doppelzüngigen Reichspolitik entsteht? Noch wichtiger sind alle die Möglichkeiten, auf die neuerdings eine von vielen Seiten kolportierte Nachricht hinführt, die mit größter Bestimmtheit und klaren Belegen kürzlich im Sozialwissenschaftlichen Club zu Berlin wiederholt wurde: daß ein deutsch-litauischer Vertrag existiert, durch den Litauen verpflichtet wird, den Aufbau einer Großwaffen-Industrie zu fördern, deren Produkte für Deutschland im Kriegsfall sicherzustellen sind. Im Kriegsfall unterstützt Deutschland die Ansprüche Litauens auf Wilna, hingegen werden die Waffen- und Munitionslager im Memel-Gebiet von den ostpreußischen Militärs übernommen. Dieser Vertrag wird nicht als Regierungsvertrag, sondern zunächst als Vertrag zwischen den nationalistisch-militärischen Kreisen Ostelbiens und Litauens gemeldet. Daß mit vollem Ernst in einem wissenschaftlichen Club von diesem Vertrag als von einem diskret zu behandelnden, aber zwei-

fellosen Faktum gesprochen werden kann, beweist mindestens
alle die Möglichkeiten, die hier für den Ostkrieg bereit liegen,
und die bei zunehmender Machtenfaltung des preußischen Mili-
tarismus totsicher, leider in jedem Sinne: totsicher Wirklich-
keit werden, auch wenn bis heute Niemand daran gedacht
hätte. Kurz: die Perspektiven für rasche Bereitstellung weit
größerer Kampfmittel, als Quidde zugeben will, sind ungleich
realer und weittragender, als zunächst scheinen mag. Sonst
wäre ja auch gar nicht zu erklären, daß der gesamte deutsche
Militarismus mit so riesigen Kosten und so außerordentlicher
Intensität eine Aufrüstung herzustellen sucht, deren Spann-
weite und deren Charakter weit über Alles hinausgeht, was etwa
für die Eroberung der innenpolitischen Macht oder gegen kom-
munistische Putsche nötig wäre.

Drittens: Quidde läßt selbst auf dem Boden der von ihm
zugegebenen sehr begrenzten Aufrüstung möglich erscheinen,
daß eine Minorität von Wahnwitzigen ein Abenteuer gegen
Polen entfesseln und dadurch das deutsche Volk in eine neue
Katastrophe stürzen konnte. Wenn dies nun aber nur auf dem
Boden der bis heute geschehenen Aufrüstung denkbar ist:
haben dann die Nachbarn Deutschlands nicht das größte Recht,
auch im deutschen Interesse, von einer gemeingefährlichen Um-
gehung der Bestimmungen des Versailler Vertrages zu
sprechen und Alarm zu schlagen? Und dürfen dann Vertreter
Deutschlands, die die wirkliche Sachlage genau kennen, zur
Einschläferung der Wachsamkeit des Auslandes die irreleitende
Parole von der vollkommenen Entwaffnung Deutschlands ausgeben?

*

Aus der Mitte der deutschen Linkskreise heraus sind alle
diese Vorbereitungen vor anderthalb Jahren als „Spielerei“ be-
zeichnet worden. Heute wird man wohl anders darüber denken.
Aber die deutsche Linke fährt in einer alten Sekundärbahn und
kommt mit allen Einsichten immer zu spät. Eine so groß an-
gelegte Sache wie diese Aufrüstung, mit einem Etat, der deut-
lich zeigt, daß der Schatten zehnmal mehr frißt als der offizielle
Körper, beginnt man nicht, um zu spielen. General v. Seeckt und
die Seinen wissen auch ganz genau, wie sehr ihre Organi-
sationsarbeit im Einklang mit den neuen Bedingungen der
Kriegführung steht. Sie wissen, daß die Nachbarstaaten, die
noch mit dem ganzen altmodischen Apparat der alten Krieg-
führung belastet sind und viel Geld dafür ausgeben, militärisch
sogar im Rückstand sind gegenüber einem Volke, das, wie das
deutsche, nicht abgerüstet, sondern umgerüstet hat: es besitzt
eine Elite-Truppe von unvergleichlicher Ausbildung, die das
ganze Volk mehr und mehr militär-organisatorisch mit Hilfe der
zivilen Verbände völlig in die Hand bekommt und dieses Ma-
terial dann den neuen Kriegsmethoden elastisch anpassen kann.
Wird doch der Krieg der Zukunft von einer Minorität technisch
hochgeschulter Massenzerstörer geführt werden, und zwar nicht
gegen eine feindliche Armee, sondern gegen Leben und Eigen-
tum der Zivilbevölkerung und vor Allem gegen die Zentren der
feindlichen Industrie und Technik: das Operationsobjekt ver-

schiebt sich vom militärischen zum wirtschaftlichen Pol. Bei dieser ganz neuen Konzentration der Kriegführung auf das feindliche Hinterland ist der enge Zusammenhang der Elitetruppe mit einer militärisch durchorganisierten Zivilbevölkerung sehr entscheidend. Kurz: unsre Militärs spielen nicht, sondern wissen sehr genau, was sie wollen. Aber das Ausland weiß auch sehr genau, was jene Herren wollen, und es weiß auch, daß die deutsche Linke, die immer noch nicht weiß, was sie will, und was General v. Seeckt will, im gegebenen Falle mitmarschiert und selber durch willige Übernahme gefälschten Nachrichtendienstes die „nationale Erhebung“ vorbereitet. („Wir sind überfallen worden.“) Immerhin ist ein Zeichen von dem Ernst der ganzen Lage, daß die deutschen Linksparteien, die noch vor wenigen Monaten über Quiddes Denkschrift mit ganz unglaublicher Gleichgültigkeit hinweggegangen sind, durch den letzten Putschversuch nun doch endlich aus ihrer Ruhe geweckt worden sind und sich mit wachsender Offenheit über die so lange abgeleugnete Wirklichkeit des heimlichen Aufbaus der alten Armee um den Kern der Reichswehr aussprechen.
Vor mehr als einem Jahr haben wir in der ‚Menschheit‘ die Aufmerksamkeit auf den Alarm des britischen Generals Morgan gelenkt, der mit ebenso viel Intuition wie Sachkenntnis den ganzen Aufbauplan skizziert hatte. General Morgan schrieb mir damals:

> Wenn Ihre Armee wirklich so klein ist, wie es Ihre Regierung behauptet, dann ist Ihre Regierung die allerverschwenderischste in der Welt; wenn aber Ihre Regierung nicht verschwenderisch ist, dann ist Ihre Armee weit größer, als sie sein dürfte. Ihr Reichsheer ist nach außen hin und in der Theorie sehr klein, wirft aber nach außen hin seinen gigantischen Schatten über die ganze deutsche Landschaft, und der Schatten ist die größere Realität von beiden. Dieser Schatten ist die alte Armee: Alles, was ein erfinderischer Kopf entdecken und ein umsichtiger Verstand sich ausdenken kann, bis hinunter zu der Tatsache, daß die Infanterie-Kompagnien der neuen Armee die Nummern und Abzeichen der alten Regimenter erhalten, ist getan worden, um Alles darauf vorzubereiten, daß bei einem Druck auf den Knopf die neue Armee sofort zur vollen Größe ihrer Vorgängerin anschwillt. Die Beweise dafür, die in meinem Besitz sind, sind einfach überwältigend . . .

Dieser Brief des Generals Morgan, veröffentlicht in Nummer 8 der ‚Menschheit‘ von 1925, wurde damals von der ganzen deutschen Presse totgeschwiegen; heute, wo es beinahe schon zu spät ist, beginnt man endlich, Alarm zu schlagen und genau Das festzustellen, was schon damals der deutschen Öffentlichkeit hätte unterbreitet werden müssen. Aber damals gab es selbst viele Pazifisten, die Morgans Feststellungen ungläubig belächelten. Wie freute man sich damals im Reichswehrministerium über dieses Lächeln! Wie ist seitdem alles Das, was General Morgan enthüllt hat, in Breite und Tiefe weitergewuchert! Und in zwei Jahren: vor welchen Tatsachen werden wir dann stehen? Dann wird jedenfalls Denen das letzte Lächeln vergehen, die auch heute noch eine außenpolitische

Gefahr jener ganzen Aufrüstung bestreiten – als ob es auf Das ankäme, was heute, Mitte 1926, möglich ist und nicht auf die unverkennbare Grundtendenz des ganzen großgedachten Unternehmens mit allen im Fortgang der Dinge wohl begründeten Möglichkeiten! Oder gedenkt Ihr, die brennende Zündschnur erst zwei Minuten nach dem Riesenknall auszutreten?

*

In letzter Zeit ist durch eine ganze Reihe von Feststellungen gelungen, die intime Verbindung der Vaterländischen Verbände mit der Reichswehr so deutlich zu enthüllen, daß die offiziellen Ableugnungsversuche dadurch in ein ganz böses Licht gerückt sind. Wir brauchen hier nur auf die letzte Veröffentlichung von Carl Mertens in Nummer 23 der ‚Weltbühne' – ‚Reichswehr oder Stahlhelm?' – hinzuweisen, wo gezeigt wird, daß schon ein System von „schwarzen Vertrauensleuten" (Verbindungsoffizieren zwischen Reichswehr und Stahlhelm) existiert, die von der Reichswehr besoldet sind und die neu eingerichteten Bezirkskommandos repräsentieren; ihre Anerkennung durch zivile Behörden wird bei Androhung von dienstlichem und gesellschaftlichem Boykott gefordert. Eine Veröffentlichung in der ‚Welt am Abend' vom 31. Mai berichtet ferner:

> Die Verbindung des Stahlhelms zur Reichswehr, die von uns immer wieder diskutiert wurde, ohne daß bisher auch nur in einem einzigen Falle von den zuständigen Behörden eingeschritten worden wäre, nimmt auf dem platten Lande immer bedrohlichere Formen an. Nicht allein, daß der Stahlhelm in straff militärischer Form seine Übungen veranstaltet: auch die Landarbeiter der großen Güter werden durch ihre Brotherren gezwungen, sich dieser Frontsoldatenbewegung anzuschließen. Heute hat der Stahlhelm die Landwirte, die Gewerbetreibenden und die Landarbeiter fest in der Hand, und sein Radau-Nationalismus gibt den östlichen Landstädtchen das Gepräge lebhafter Feldlager. Für die Morschheit dieser Republik ist es bezeichnend, daß auch die Verwaltungsbeamten der Kommunen und des Staates, besonders die Beamten der Finanz, Eisenbahn und Post, ungeniert ihre Zugehörigkeit zum Bund der Frontsoldaten, der nach der Militärdiktatur giert, bekennen.
>
> Nirgends treten diese Verhältnisse so offen zu Tage wie in den östlichen Provinzen des Reiches. Besonders ist es die Grenzmark, die von den Stahlhelmern, im Verein mit der Reichswehr, in Verteidigungs-, das ist Angriffszustand, versetzt worden ist.
>
> So hat man jetzt im Bereich der Försterei Dolgensee und im Bereich der Försterei Glambecksee Feuertürme errichtet. Schon seit Monaten ist das ganze Gebiet für den Publikumsverkehr gesperrt worden. Große Tafeln an den Straßen und im Walde verbieten kategorisch das Betreten der fraglichen Waldabschnitte.
>
> Das Betreten der Türme ist nur Personen mit besondern Passierscheinen gestattet, die von verschiedenen Stahlhelmleuten ausgestellt werden. Leute, die sich ohne Passierscheine

in der Nähe der Türme aufhalten, werden durch ständige Wachposten barsch und rücksichtslos aus dem Walde gewiesen.

Daß es sich hier nicht um eine Angelegenheit der Forstverwaltung handelt, erhellt die Tatsache, daß am 28. Mai nachmittags zehn Generalstabsoffiziere der Reichswehrheeresleitung die- Türme besichtigt haben.

Die Bevölkerung der fraglichen Kreise ist – soweit sie nicht längst in die Ziele der Stahlhelm-Reichswehr eingeweiht ist – über diese Geschehnisse sehr beunruhigt und glaubt, in all den Vorbereitungen die ersten Anfänge eines deutsch-polnischen Krieges zu erblicken.

Man fragt sich, wie alle diese flagranten Verletzungen des Friedensvertrages mit dem „Geist von Locarno“ und mit dem offiziellen Streben wach Abkürzung der Rheinlandbesetzung, eine Abkürzung, die doch ausdrücklich an die deutsche Vertragstreue gebunden ist, in Einklang gebracht werden können. Die bekannte Entwaffnungsnote der Alliierten legt besonderes Gewicht auf die Feststellung, daß durch Vermittlung der Vaterländischen Verbände Millionen junger Leute wieder militärische Erziehung erhalten. In der offiziellen deutschen Übersetzung ist statt „Millionen“ „Tausende“ gesetzt! Das deutsche Volk darf über die Zustände im eignen Lande nicht Das wissen, was das Ausland längst weiß. Darum sind wohl auch die Landesverratsprozesse so zu verstehen, daß der „Feind“, an den jene Machenschaften verraten werden, nicht etwa das längst unterrichtete Ausland ist, sondern das gutmütige deutsche Volk, das nicht merken soll, wohin die Reise geht. „Est il permis de tromper le peuple?“, so hieß das Thema, das Friedrich der Große der Berliner Akademie der Wissenschaften stellte. Für die neuern Machthaber gibt es in dieser Beziehung keine Frage mehr.

*

Vergegenwärtigt man sich alle die hier festgestellten Machenschaften und Möglichkeiten der deutschen Aufrüstung, so muß das deutsche Auftreten in Genf in der Abrüstungsfrage doch gradezu abstoßend wirken. Von solch einem falschen Spiel – und immer mit deutschem Biedermannsgesicht – hat die Welt allmählich mehr als genug und wird darauf nicht mehr derartig hereinfallen, wie die Sachverständigen voraussetzten, als sie meinten, die übrige Welt werde die Sportfassade der Vaterländischen Verbände ernst nehmen und deren Unternehmen nicht unter die Rubrik „Militärische Rüstung“ setzen. Hinter der bei dieser Gelegenheit vorgebrachten Forderung der deutschen Liga „für“ Völkerbund: Frankreichs und Deutschlands Armeen sollten gemeinsam auf je 200 000 Mann festgesetzt werden, standen entweder blinde Nichtwisser oder dienstbare Füchse erster Ordnung. Liegt nicht ein merkwürdiger Widerspruch darin, daß man einmal darauf hinweist, die deutsche Geheimrüstung bedeute wegen der militär-technischen Überlegenheit der Nachbarn keine Gefahr, während man zugleich große Propaganda dafür macht, daß jene Überlegenheit abgebaut werde? Welches Vertrauen kann denn nach den bisherigen Erfahrungen die Nachbarschaft haben, daß von deutscher Seite

noch irgendeine Abmachung eingehalten, und daß nicht heimlich weiter organisiert und gerüstet wird, weil es immer noch irgendwelche „Belange“ gibt, die jene gewissen Kreise nur in einem neuen europäischen Wirrwarr eintreiben zu können glauben? Solche Gleichsetzung von zwei Ländern, von denen das eine nicht nur ganz allgemein durch seine potentielle technisch-industrielle Kriegskraft und Organisationsfähigkeit einen mehrfachen Vorsprung an Wehrmöglichkeit und Zerstörungsmacht besitzt, sondern auch in seinen militärischen Geheimorganisationen obendrein noch eine fast zehnfache soldatische Überlegenheit repräsentieren würde, muß doch mindestens als ein schlechter Scherz bezeichnet werden. Vergegenwärtigt man sich dann noch den Versuch des deutschen Delegierten in Genf, mit großmütiger Geste ein allgemeines Verbot für die Heranziehung von Kolonialtruppen sowie für die Verwendung von Giftgasen zu erwirken, um so die letzten noch übrig gebliebenen Vorteile auf französischer Seite zu annullieren, so versteht man die gereizte Antwort der französischen Presse, die die „Entwaffnung Frankreichs“ als eigentliches Ziel all dieser Versuche bezeichnete. Was den Giftgaskrieg betrifft, so ist Deutschland zwar auf diesem Gebiet durch seine chemische Industrie und seine Flugzeugindustrie weit besser vorbereitet, als es scheint; wiederum aber ist ein Land, dessen industrielle Hauptzentren – das gilt besonders für die Rüstungsindustrie – unmittelbar an der Grenze liegen, derart exponiert, daß es auf diesem Kampfgebiet tödlich getroffen werden kann, noch bevor der eigentliche Krieg begonnen hat. Daher der begreifliche Wunsch, sich vor solchen Gefahren sicherzustellen. (Daß bei den deutschen Antragstellern nicht etwa die humanen Bedenken maßgebend waren, ist von vornherein für Jeden klar, der sich erinnert, daß die deutsche Heeresleitung es war, die zuerst die Giftgas-Waffe in Anwendung gebracht hat.)

*

Wir befinden uns in der Beurteilung des Entwaffnungsproblems überhaupt im schärfsten Gegensatz fast zur ganzen öffentlichen Meinung des deutschen Volkes. Ich möchte diesen Gegensatz in folgende Sätze fassen:

1. Die allgemeine Abrüstung kann niemals der Anfang einer neuen Aera des Völkerlebens – sie kann nur das natürliche Resultat wachsender allgemeiner und besonderer Sicherung gegen einen feindlichen Angriff sein.

2. Der amerikanische Versuch, diese Reihenfolge der Dinge umzukehren, ist ein Beweis völliger Unkenntnis der europäischen Verhältnisse. Derselbe Versuch auf Seiten weiter britischer Kreise, die gleichzeitig Alles tun, um die Marine-Suprematie ihres Landes sicherzustellen, ist eine ungeheure Heuchelei und ein schwerer Mangel an Loyalität gegen das bedrohte Frankreich, auf dessen Boden vier Jahre ein Krieg von Millionenheeren getobt hat, und dessen Wunden heute noch nicht geheilt sind.

3. Eine vorherige Abrüstung, auch nur im Sinne graduueller Rückbildung des Wehrapparats, ist eine Utopie, weil die natürlichen organisatorischen und technisch-industriellen Mög-

lichkeiten der Landesverteidigung in jedem Volke so grenzenlos
und unberechenbar verschieden sind, daß ein objektiver Maß-
stab für die proportionale Entwaffnung niemals gefunden werden kann.

4. Es ist nur gerecht, daß diejenigen Völker, die im Juli
1914 den europäischen Krieg erklärt haben, nachdem ihre Re-
gierungen die ernstesten und stets wiederholten Vermittlungs-
versuche mit unverantwortlicher Leichtfertigkeit behandelt
hatten, in Bezug auf den Spielraum ihres Wehrwesens so lange
eine Ausnahmestellung einnehmen, bis die Umwelt das Ver-
trauen zu einer gründlichen Wandlung ihres Geisteszustandes
fassen kann.

5. Die geheimen militaristischen Machenschaften der po-
litisch und wirtschaftlich stärksten Kreise in unserm Volke
sind nicht nur kein Zeugnis solcher Wandlung, sondern viel-
mehr der beste Beweis dafür, daß die Anklage unsrer frühern
Gegner berechtigt ist, wonach in dem maßgebenden Teil des
deutschen Volkes ein dämonischer Kriegswille und Schwert-
glaube lebt, dessen Übermacht über alle politischen Instanzen
die Hauptursache der Zusammenballung und des Ausbruchs des
Weltkrieges war.

6. Es sollte sich daher Niemand bei uns wundern, daß
in unsrer engern und weitern Nachbarschaft nicht die ent-
fernteste Neigung besteht, die Vorsichtsmaßregeln des Ver-
sailler Vertrages gegen eine politisch unzurechnungsfähige und
moralisch anormale Kriegspartei und deren ohnmächtige und
verantwortungslose Gefolgschaft abzubauen.

7. Der Fluch des Weltkrieges und des ganzen Militarismus
wird von der Welt nicht weichen, bevor nicht dasjenige Volk,
das sich am schwersten mit der Kriegsverherrlichung befleckt
hat, moralisch, geistig und politisch über diese Überlieferungen
hinauswächst und sich als kräftig genug erweist, deren un-
belehrbare Vertreter politisch endgiltig auszuschalten.

—— —— —— —— —— —— —— —— —— —— ——

Deutschland ist sich selbst und der Welt schuldig, den
wahren Anfang mit der moralischen Abrüstung zu machen,
statt eine elende und verlogene Komödie aufzuführen, die sich
in eine furchtbare Tragödie verkehren könnte. Es kann die
allgemeine Entwaffnung von seinen Nachbarn nicht verlangen,
ehe es nicht die Probe seiner eignen Ehrlichkeit gegeben —
denn der preußische Militarismus, das heißt:

> die Verseuchung des ganzen Bürgertums und der geisti-
> gen Führerschaft durch den Machtwahn, durch das
> zynische Bekenntnis zum Faustrecht und durch die ebenso
> zynische Verhöhnung der Völkerverständigung und des
> Völkerrechtes und endlich durch die wilde Revanchehetze
> und Haßpropaganda in all den Jahren, die der Ehren-
> pflicht der Wiedergutmachung planmäßiger Zerstörungen
> hätten dienen müssen

—— das Alles hat uns um das Recht gebracht, ohne weiteres
von den Nachbarn Vertrauen in unser Wort und in unsre Ge-
sinnung zu verlangen. Wir haben zuerst den Beweis unsrer

Wandlung zu geben —— erst dann können wir die allgemeine Entwaffnung fordern.

*

Man sagt immer wieder: Jene ganze Rüsterei und Organisiererei ist nicht ernst zu nehmen – es wär’ ja doch Wahnsinn, auch nur im Traum an einen neuen Großkrieg zu denken. Als ob nicht auch der Weltkrieg und die Herausforderung Amerikas und der Plan, Mexiko gegen die Vereinigten Staaten zu hetzen, Wahnwitz gewesen wäre! Aber welchen Wahnwitz hat es gegeben, den unsre Militärs und Professoren nicht für eine reale Möglichkeit gehalten hätten! Und zeigen nicht die neulich enthüllten Programme des Oberst Nicolai, daß jene Kreise in allem Ernst auf eine Kriegsunternehmung mit Rußland im Bunde rechnen? Hat nicht ein offiziöses türkisches Blatt schon ein Bild von drei Staatsoberhäuptern gebracht, die künftig zusammenmarschieren werden: Hindenburg, Rykoff, Kemal Pascha? Und solche Zukunftspläne sollen wir noch fördern, indem wir die sehr reale Gefahr leichtnehmen und verschleiern? Zweifellos werden diese Unternehmungen scheitern, zweifellos ruhen ihre Pläne auf lauter falschen Berechnungen – aber schon der bloße Versuch ihrer Verwirklichung muß doch das unabsehbarste Elend über unser Volk bringen, das durch wahnwitzige Führer wahrhaftig genug gelitten hat! Und schon die bloße Duldung der Aufrüstung zu solchen Zwecken, die Irreführung der deutschen Jugend durch solche Phantasien, die Ablenkung ihrer moralischen und geistigen Kräfte von den wahren Mitteln deutscher Wiederherstellung – all das muß unser Volk ganz katastrophal schädigen und ihm jede vertrauenswürdige Einordnung in ein neues Europa unmöglich machen.

Der Hochmeister des Jungdeutschen Ordens, Arthur Mahraun, hat in seinem Organ ‚Der Meister‘ (Heft 5) bereits vom realpolitischen Standpunkt aus auf alle die Illusionen hingewiesen, in die sich die preußischen Militaristen heute wieder verloren haben. Sie täuschen sich ganz und gar in Bezug auf das voraussichtliche Verhalten der ehemaligen Alliierten gegenüber einem Versuch zu gewaltsamer deutscher Wiederherstellung: man würde alle frühern Gegner wieder in einer Einheitsfront finden – sie haben nicht 10 Millionen Menschen verloren, um eines Tages wieder den Todfeind des europäischen Friedens in seine alte Machtstellung zurückkehren zu sehen. Welche Stimmung gegenüber all jenen Machenschaften selbst die leitenden Kreise in Italien erfüllt, hat kürzlich die offiziöse ‚Tribuna‘ gesagt:

> Dem fascistischen Italien fällt die Aufgabe zu, diesem unaufhörlichen Spiel der Machenschaften und Erpressungen der preußischen Kriegspartei das wohlverdiente Ende zu bereiten dadurch, daß auf die strenge Einhaltung aller Verträge über die Abrüstung in Deutschland gedrungen wird.

*

Daß unsre militärischen Kreise, die unablässig die Kraftreserven der Gegner sowie deren unausrottbare Abneigung gegen das wilhelminische Deutschland unterschätzt haben, immer

wieder auf Konstellationen rechnen, die niemals kommen werden und dabei alle Chancen der Gegenwart für ihr Volk verspielen und verderben: das ist nicht verwunderlich. Daß es aber immer noch große und maßgebende wirtschaftliche Kreise gibt, die nicht den unhaltbaren innern Widerspruch der realen Grundinteressen ihres Berufs zu ihrer Unterstützung der militaristischen Wiederherstellung sehen: das ist wirklich schwer zu begreifen. Das großindustrielle Deutschland will seit Ende des vorigen Jahrhunderts unentwegt und unbelehrbar lauter gänzlich unvereinbare Dinge mit einander vereinigen: mit der Weltwirtschaft leben, von der Weltwirtschaft leben, durch die Weltwirtschaft leben und zugleich durch Handelskrieg, Zöllnerei, Potsdamerei und jede andre Art von politischer Rückständigkeit alle diejenigen Ideen und Institutionen verhöhnen und sabotieren, die die moralische und politische Grundlage für den Ausbau und die gesunde Führung dieser Weltwirtschaft darstellen. Über diese militaristische Orientierung und Führung der deutschen Großindustrie, die ihr Geld blindlings mit Blanko-Vollmacht an die Machtzentralen der preußischen Reaktion gegeben hat, sagt Arnold Rechberg sehr treffend im Neuen Wiener Journal vom 30. Mai:

> Es entbehrt nicht der Tragik, wenn die deutsche Schwerindustrie so verhängnisvoll geführt wird, daß schließlich auch die industrielle Lebensarbeit ihrer Kapitäne zusammenbrechen muß.

Wann werden die großen Träger des deutschen Organisationsgedankens einsehen, daß dem Zentralland des europäischen Kontinents heute eine ganz neue und größere Organisationsaufgabe auferlegt ist, nämlich die übernationale Föderation, ohne deren Verwirklichung sich alle Organisation in Desorganisation und jede Sicherheit für weltweite wirtschaftliche Dauerleistungen in vollkommene Unsicherheit verwandeln muß? Wann werden unsre Industriekapitäne begreifen, daß dieses unaufschiebbare Organisationswerk, durch das Europa allein gegenüber Amerika bestehen kann, nicht zustande kommt, wenn nicht die hellsten Köpfe und Gewissen in unserm Lande über das bloße enggeistige Werben für die nationalen „Belange“ hinausgehen und sich mit Kompensationen großen Stils und mit weitblickender Zusammenordnung entgegengesetzter Interessen opferwillig fremder Rechte und Schwierigkeiten annehmen und in der friedlichen Lösung anscheinend unlösbarer Konflikte erfinderisch werden? Ist nicht dieses Streben erst die wahre Logik aller staatlichen Ordnung, Gesetzlichkeit und Rechtsfindung? Ist es nicht das Völkerrecht, in dem der Rechtsgedanke seine letzte Vollendung und Weihe findet? Und ist es nicht befriedigender, solchem Aufbau zu dienen, als die Zentrale europäischer Auflösung zu bleiben? Könnten sich nicht Diejenigen sammeln, die in dieser Richtung zu denken beginnen, und die den lächerlichen Provinzialismus satt haben, die großen zusammenführenden sittlichen Mächte der Gegenwart immer nur als Volksverrat und wurzellosen Kosmopolitismus zu schmähen?!

*

Was die Militärs selber betrifft, so ist sehr wohl zu
verstehen, daß ihnen das Neue nicht imponieren konnte, und
daß sie aus einem so stilreinen System der staatlich-militä-
rischen Zusammenfassung aller Kräfte schwer herauszufinden
wissen, umso mehr, als ja doch zweifellos viel von der besten
Charakterkraft und Intelligenz der deutschen Nation in die
Ordnungen des Heereswesens gegangen war und dort die
niederziehenden Wirkungen des ganzen Berufs durch vorbild-
liche und hochdisziplinierte Männlichkeit kompensiert hatte.
Aber die furchtbare moralische Anarchie, der jenes ganze
System schließlich doch dienstbar gemacht wurde, mußte in
der Gesamtwirkung, die es übte, nach außen und nach
innen, dennoch die Oberhand behalten, und sie gewinnt
auch jetzt unverkennbar wieder die Oberhand. Mit brennen-
der Scham muß man feststellen, in welcher ungeheuerlich
subalternen und primitiven Art des Denkens über menschliche
Dinge und deutsche politische Aufgaben viele der einfluß-
reichsten und willensstärksten Kreise unsres Volkes stecken
geblieben sind, und wie sie nicht sehen wollen, daß demokra-
tische Zerfahrenheit nicht durch nationales Indianertum und
bloße militärische Außendressur, sondern nur durch etwas ganz
Neues geheilt werden kann, das aus den Tiefen deutscher Über-
lieferung urrd religiös-sittlicher Verinnerlichung gewonnen
werden muß. Ob es nicht doch vielen Militärs allmählich zum
Bewußtsein kommen könnte, auf welche traurige Karte die
vielen großen Eigenschaften des Charakters und des Intellekts,
die sich vielfach grade in ihren Kreisen erhalten haben, heute
gesetzt werden? Ob nicht die Stunde kommt, wo man sich dort
sagen wird, daß inmitten des neuen Europa die Chancen für
den Erfolg eines neuen militärischen Hazardspiels mit jedem
Tage geringer werden – auch ohne Garantiepakt –, und daß
darum wirklich besser wäre, die große deutsche Organi-
sationskraft, die sich jetzt wieder in der Umgehung des Ver-
sailles Vertrages so sehr „bewährt“ hat, rechtzeitig und ehr-
lich in den Dienst des paneuropäischen Zusammenschlusses zu
stellen und jene wahrhaft große Weltpolitik zu treiben, auf
die uns die besten Gaben unsres Volkes hinweisen?

*

Nun liegt die Frage nahe: Ist die Masse der Unbelehr-
baren nicht zu groß, die dumpfe Wucht des Wahnsinns nicht
schon zu mächtig, als daß die Abwendung des drohenden Un-
heils noch möglich wäre? Darauf ist zu antworten: Die eigent-
liche Gefahr liegt grade in der Suggestion, daß das Kräftever-
hältnis zwischen Republik und Reaktion zu ungleich sei, als
daß ein durchgreifender Widerstand noch möglich wäre. In
Wirklichkeit sind die militaristischen Kreise trotz allen Waffen
und Geldkräften doch in Bezug auf ihre innerste weltgeschicht-
liche Dynamik viel schwächer, als sie scheinen. Sie sind welt-
geschichtlich eben doch erledigt, und sie ahnen das selber
dunkel in ihrem geheimsten Innern. Ihre Programme stehen
in groteskem Widerspruch zu allen Realitäten der deutschen
Lage und der allgemeinen Weltverhältnisse. Sie sind gespal-
ten und haben kein klares und wirklich zielsetzendes Pro-

gramm. Es reicht nur bis zur Einsperrung der Juden und zur Hissung der alten Flagge. Wäre auf der Gegenseite nicht so viel Charakterlosigkeit und Ideenlosigkeit: sie wären längst mattgesetzt.

Es ist gewiß wahr, daß die neue Ordnung bei uns noch auf ganz schwachen Füßen steht. Aber so, wie es nach der modernen Biologie (Roux) eine organische Entwicklung durch einfache Betätigung der Funktionen gibt, so wird auch das heute noch in der Luft schwebende Gegenbild des wilhelminischen Systems, dieses Gegenbild, das bereits in Millionen deutscher Gewissen lebt, an dem Tage Gestalt und Blut, Autorität und Vitalität erhalten, wo die deutsche Republik durch kräftige Betätigung ihrer Organe, also durch festen Zugriff und rücksichtslose Durchsetzung ihrer Rechte, Gesetze und Verträge endlich einmal ihren Lebenswillen gebieterisch fühlbar zu machen wagt. Sie hat dabei so viel latente Volksvernunft, Weltvernunft und Tageswirklichkeit auf ihrer Seite, und es kommt ihr so viel innerliche Lähmung auf Seiten der Reaktion zu Hilfe, daß es nicht mit rechten Dingen zuginge, wenn sie nicht mit solcher aggressiven Betätigung ihres Daseins trotz aller äußern Machtlosigkeit plötzlich unerwartet triumphierte.

Aber dazu gehört auch unbedingt, daß kein Pazifist sich mehr dazu hergibt, die ganze Realität und Größe der Gefahr zu verschleiern, die von der Neuaufrüstung des preußischen Militarismus mit allen ihren Perspektiven und Möglichkeiten ausgeht. Nur dann haben wir die moralische Kraft, jene ganze dämonische Verschwendung im Namen der wahren deutschen Wiederherstellung und im Interesse der Rettung Europas vor das Gericht der Nation zu zwingen.

Klassenjustiz von Moritz Heimann

Alle Woche hören wir von Gerichtsurteilen, die uns das Blut kochen machen. Man spricht überall im Lande, wenn man unter sich ist, unumwunden von Klassenjustiz. Hätten wir nur eine rechte Klassenjustiz! Es läßt sich schließlich jedes Regiment ertragen, aber Ungerechtigkeit läßt sich nicht ertragen. Kein Gefühl politischer Gegnerschaft, ja wütenden Hasses kommt dem nah, das im Blut aufflammt gegen Ungerechtigkeit. Dieses ist doch, rühmt man sich, das Land des Michael Kohlhaas und des Erbförsters! Die Bürger sollten sich nicht begnügen, die Hand in der Tasche zu ballen oder ihrem Groll in den Zeitungen Luft zu machen. Sie sollten, an der Redensart von der Unabhängigkeit der Richter nicht mitspielend, eine Einrichtung durchsetzen, wonach das ungerechte Urteil eines Gerichts zum Gegenstand der Beratung und Untersuchung in den Parlamenten gemacht werden könnte; nicht bloß bei den Etatsberatungen, sondern als selbständiger Zweck und Gegenstand. Dann aber sollten sie sich nicht, wie jetzt so oft, von den Ministern und Räten durch formale Erledigungen ihre materialen Beschwerden mit fiat hokus pokus aus der Hand schlagen lassen. Mehr als ein Mal erinnerten Parlamentsverhandlungen an den biedern Landmann, dem man gewisse dunkle Praktiken bei einem Grundstückskaufe vorwarf. „Aber“, verteidigte er sich, „da müßte ich ja ein Schuft sein, wenn ich das getan hätte“, und auf diese Weise machte er die Widersacher stumm. *1910*

Die Taktischen von Ignaz Wrobel

Im Zeitungsstand hing das Blatt so geknickt, daß nur zu lesen war:

EIN REPUBLIKANISCHER MISSERFOLG

– das konnten nur wir sein. So: ‚Le Journal‘. ‚L’Oeuvre‘ sah das Ereignis als einen Erfolg der Republikaner an – nun, das ist Geschmackssache. Aber wenn in der Fürstennacht von Potsdam bis Doorn die Sektgläser geklungen haben, dann sollen die „großen Familien“, wie das in China heißt, nicht nur Herrn v. Loebell danken und dem alten ewig-jungen Hindenburg und andern Inkarnationen deutschen Geistes – sondern sie sollen ihren Dank in ein Lager hinübersenden, an das sie wahrscheinlich gar nicht denken, und das sie ganz zu Unrecht dem feindlichen zurechnen.

Sie sollen sich bei unsern eignen Leuten bedanken: bei den Taktischen.

*

Wir haben in unsern Reihen bis zu den Demokraten hin Leute, die Taktik für Etwas halten, das sie gepachtet haben. Diese Taktik sieht so aus:

Man muß den Herrn Lehrer nicht erzürnen. Denn wenn wir den Herrn Lehrer nicht erzürnen, dann hat er keinen Anlaß, uns den Popo vollzuhauen. Wir sehen wohl den Rohrstock. Aber wir, schlau, wie man uns hat, lassen uns nicht provozieren, wir sitzen artig in unserm Eckchen, und wenn er uns doch haut – dann begeht er eine Ungerechtigkeit. Die weisen wir ihm dann nach. Die Kehrseite haben wir allerdings voll. Aber wir sind im Recht.

So wird da gesprochen.

Die Rechte macht ja viele Torheiten in Deutschland – aber eine hat sie noch nie gemacht: sie hat noch nie den Massen Viertelideale vorgehalten. Getan hat sie meistens das Sechzehntel, das Zweiunddreißigstel – aber paradiert hat sie immer mit dem Ganzen. Nicht so unsre Klugschreiber.

Von der Wahl des Herrn v. Hindenburg an haben wir immer wiederholt: Es ist ein Unfug, mit dieser lächerlichen Miene von Verehrung an den Mann heranzugehen oder vielmehr: nicht an ihn heranzugehen. Kein Grund, ihn zu beleidigen – aber ebensowenig ist da ein Grund, über ihn zu schweigen, nicht zu sagen, wer da auf dem Präsidentenstuhl sitzt. Ein geschlagener General. Ein Mann, der sich selbst, bewußt und angenehm offen, als ungeistig gibt.

Die Taktischen leihen dazu, was Jenem an Geist fehlt. Sie haben nicht gehört – der Hindenburg-Brief war die Quittung. Seine Wirkung basiert auf einem Vertrauen, das den Taktikern tabu war.

Man muß das böse Gewissen verspürt haben, mit dem seine Kandidatur bekämpft wurde – und als wir, die kleine Gruppe Derer, die falsch prophezeiende Wetterfrösche gern „Literaten“ nennen, immer wieder darauf hingewiesen haben, daß es falsch ist, bei jeder Art Massenbeeinflussung in der Mitte des Weges stehen zu bleiben: da tobte uns derselbe

Orkan von Dummheit entgegen wie dem Abgeordneten Rosenfeld, als der dem Präsidenten „Wortbruch“ vorwarf. Ach, sind in solchen Augenblicken die Taktischen klug –! „Wie kann man“, lächelt das überlegen, „dem Gegner nur solche Handhaben bieten...“ Aber der greift ja nur zu, weil er die Schwäche fühlt, die Angst; weil da Keiner ist, der sofort zurückstößt und ruft: Noch viel mehr als Wortbruch – noch viel mehr.

Beim Volksentscheid darf allerdings nicht vergessen werden, daß ein großer Teil seiner Anhänger den Sieg gar nicht gewollt hat; daß ihnen mau war vor der eignen Courage; daß sie nur so leise mitgingen, um hinterher sagen zu können: Und ich war auch dabei. Was soll man dazu sagen, daß ein sonst so aufrechter Demokrat wie Anton Erkelenz ganz offen vor dem Entscheid predigt: Wird er angenommen, dann können wir immer noch den Fürsten eine Schenkung machen...!

Sie sind Alle so schrecklich vornehm, so fein, so taktvoll, so zurückhaltend – darunter übrigens Männer, die durch eine lebenslange Tapferkeit bewiesen haben, daß diese falsche und in der Politik völlig unangebrachte Reserviertheit nicht Angst ist. Aber fühlen sie nicht, wie ihnen diese Vornehmheit, dieser Takt, diese Taktik nicht einmal nützen? daß sie nichts einbringt, nicht einmal Anerkennung? , daß Alles nicht hilft? daß nichts hilft als – in solchen Augenblicken –: dreinschlagen. Sie fühlen es nicht – denn sie haben kein Fingerspitzengefühl. Sie sind stumpf. Sie leben nur unter sich.

Wer da weiß, mit welchen kleinen Mitteln in diesem letzten Kampf, wie in jedem andern der letzten zehn Jahre, von der Rechten gearbeitet worden ist, wer da weiß, wie diese kleinen Mittel die großen sind, der wird gewiß nicht unsern Leuten den Vorschlag machen, seinen Gegner nun im Bett aufzusuchen oder solche widerlichen Stänkereien zu vollführen, wie sie auf der andern Seite gegen republikanische Beamte unternommen werden. Aber wenn doch unsre Zweigroschen-Diplomaten nur ihre Taktik zu Hause lassen wollten –! Taktik heißt: Gerissenheit. Skrupellosigkeit. Frechheit. Schnelligkeit. Politische Taktik ist aber nicht: Reserve. Seelenadel. Feinheit. Die ist völlig unangebracht – damit mistet man keinen Stall aus. Und mit Kuhknechten verhandelt man nicht in Maeterlincks Idiom.

Was aber immer wieder erstaunlich ist, das ist dies:

Wie die Leute ihre eignen Niederlagen nicht fühlen. Wie sie noch so stolz auf ihre Taktik sind, auf dieses kindische Amüsement, den Gegner, „logisch“ abgeführt zu haben – und das immer in den eignen Blättern, in den eignen Vereinen, in den eignen Versammlungen. An den Gegner selbst reichen diese Taktiker nicht einmal heran. Sie bleiben fern vom Schuß – aber sie sind vornehm.

Und weil sie eben immer, immer in der Defensive stehen, sich stets entschuldigend, niemals angreifend, immer abwartend, abwehrend, vornehm beschwörend oder vornehm historisch-nachweisend, weil sie immer nur zu den Eignen sprechen und die „Überzeugung der Andern achten“ bekanntlich das

Kennzeichen wahrer Demokratie – so stehen sie da, wo sie heute stehen: im Mustopf.

Wenn der Topf nun aber ein Loch hat –?

Sie gingen nicht heraus, sie blieben drin. Denn es wäre unritterlich, solchen durch die äußern Verhältnisse gegebenen Vorteil auszunutzen; auch wäre erst festzustellen, wie es sich denn mit der Geschichte der Mustopflöcher verhält – und so bleiben sie denn da sitzen, wohin Gott sie gesetzt hat. Und wohin sie gehören.

Wir werden aber noch manchen entzückend geschriebenen und klug durchdachten Leitartikel von ihnen zu erwarten haben.

Dieser Taktik gegenüber gibt es nur eine: falsche Freunde den Feinden zuzurechnen.

Der Widerhaken von Manfred Georg

In Deutschland ist bisher noch jede Entwicklung an der katholischen Partei: dem Zentrum zerbrochen. Politiker, die weltliche Streiter der päpstlichen Kirche sind, bauen, wie diese selbst, das Haus des irdischen Seins auf einem einzigen winzigen Punkte: der Fiktion vom Vorbild des Gottmenschen auf. Mathematisch angesehen ist das Herrschaftsbild der Geistlichkeit ein gleichschenkliges Dreieck, das auf der Spitze steht und sich von ihr aus auf der breiten Basis der Luft weitet.

Der irdische Politiker, der bürgerliche wie der sozialistische, baut von der breiten Erdfläche, von der Ebene der Masse her das Reich in den Himmel. Das Dreieck ruht auf seiner Basis, die Spitze liegt unnennbar fern im Himmel.

Dieser Kampf wird ausgetragen werden müssen. Auf beiden Seiten ist erkannt worden, daß in Europa überhaupt nur zwei-Gegner von geistigem Format existieren: das Reich von Leningrad und das Reich von Rom.

Nun, an der vermuteten Zukunft läßt sich nichts beweisen. Wohl aber an einem gegenwärtigen Staat, der in dem Kampf zwischen irdischer und geistiger Politik entzwei geht: an Frankreich. Ohne zu werten: seine Priester sind die Widerhaken im Fleisch der französischen Politik. Etwa in Syrien. Nicht die Berichte der Zeitungen, aber die Privatrapporte kluger Politiker sprechen davon. Frankreich hatte das Mandat und wollte es als politische Macht auch ausüben. Aber während man in Paris liberal und als Laie dachte, arbeitete man in Syrien als Beschützer des katholischen Glaubens. Die Jesuiten vom Libanon haben die Minderheitsherrschaft der syrischen Christen errichten wollen. Das ist in einem Satz der Kern der Blutkämpfe um den Dschebel Druz.

Viel weiter im Westen: in Elsaß-Lothringen ist ein neuer Brandherd entstanden. Von denselben Händen mit denselben Streichhölzern angezündet. Der Heimatbund des Abbé Haegy fordert Autonomie. Nicht aus Sehnsucht nach Deutschland, nicht aus demokratischer Empörung, sondern aus klerikalem Widerstand gegen die nichtklerikale Zentralregierung.

So, wie der Republikaner Serrail, viel zu Unrecht verleumdet, das sich gerechterweise wehrende Damaskus beschießen mußte und damit seine pazifistische Reputation in Grund und Boden schoß — so mußte jetzt das linke Frankreich die Autonomisten unterdrücken. Der Widerhaken verkehrt den Sinn fortschrittlicher Politik, indem er sie zu einem Punkt treibt, wo sie, um das Ganze zu bewahren, gegen einen Teil ungerecht werden muß.

Das bürgerliche Europa wird den Haken nicht gradebiegen. Ob das sozialistische es können wird, ist die spannendste und wichtigste Frage der nächsten hundert Jahre. Vor Prophezeiungen wird gewarnt.

Der Fall Becher von Alfred Apfel

In Nummer 25 der ‚Weltbühne‘ fragt Herr Grusa in Treuenbrietzen an, warum man ihn wegen des Besitzes von Johannes R. Bechers ‚Levisite‘ strafrechtlich verfolgen will. Die Verfolgung ist, wenigstens nach dem von Herrn Grusa mitgeteilten Tatbestand, gesetzlich unzulässig, weil es sich um ein im Privatbesitz befindliches Exemplar handelt {§ 41 StGB; § 20 Republikschutzgesetz; § 26 Preßgesetz). Das Vorgehen gegen Herrn Grusa hängt zusammen mit dem Hochverratsverfahren gegen Becher, in dessen Verlauf ‚Levisite‘ beschlagnahmt worden ist; wie übrigens die ‚Weltbühne‘ bereits in Nummer 12 dieses Jahrgangs mitgeteilt hat.

Gegen Becher schwebt seit Juli 1925 ein Verfahren wegen Vorbereitung zum Hochverrat, Beschimpfung der republikanischen Staatsform, Teilnahme an einer geheimen Verbindung und Gotteslästerung. Dieses Verfahren stützte sich ursprünglich auf einige Schriften Bechers, und zwar hauptsächlich auf diese drei: ‚Der Leichnam auf dem Thron‘, ‚Arbeiter, Bauern, Soldaten‘, ‚Vorwärts, du rote Front‘. Becher wurde auf Veranlassung des Oberreichsanwalts bei Einleitung des Verfahrens zunächst verhaftet, jedoch dann mit Rücksicht auf das Amnestie-Gesetz entlassen. Die Ansicht weiter Kreise, daß das Verfahren eingestellt worden sei, stimmt leider nicht, sondern die Untersuchung gegen Becher wird zielbewußt weitergeführt. Der Stand des Verfahrens ist der, daß die Voruntersuchung in Kürze abgeschlossen sein und der Oberreichsanwalt sich dann zu entscheiden haben wird, ob er Anklage erhebt. Ich will in diesem Augenblick nicht die prinzipielle Frage erörtern, ob Auseinandersetzungen mit Bechers politischen und sozialen Tendenzen überhaupt vor ein Strafgericht gehören, sondern will heute nur auf einen seltsamen Punkt in diesem Verfahren aufmerksam machen, von dem mein Kollege v. Bagnato (in Eßlingen) und ich erhoffen, daß er bei den Entscheidungen des Oberreichsanwalts und eventuell des Reichsgerichts nicht unberücksichtigt gelassen wird. Jene Schriften des Dichters fallen zweifellos unter das Amnestie-Gesetz vom 17. August 1925. Das ursprünglich eingeleitete Verfahren hätte also eingestellt werden müssen. Erst nach dem Amnestie-Gesetz veröffentlichte Becher den Roman ‚$(CH\,Cl = CH)_3$ As (Levisite)

oder Der einzig gerechte Krieg‘, um dessentwillen die Abteilung I A des Polizeipräsidenten von Berlin Januar 1926 ein Vorgehen gegen ihn erbat. Die Anklage-Behörde erblickt in diesem Buch eine literarische Vorbereitung des Bürgerkrieges und eine bewußte Aufpeitschung zu revolutionärer Erhebung. Man kann das Buch, wenn man es unvoreingenommen liest, ganz anders auffassen und als eine eindringliche Warnung vor neuen (Gas-) Kriegen betrachten, die als unausbleibliche Folge einen Bürgerkrieg der von Becher geschilderten Art hervorrufen müssen. Das Buch enthält, wie Arthur Seehof am 23. März 1926 in der ‚Weltbühne‘ schrieb, „eine Schilderung des Krieges von gestern und von morgen, wie ich sie erschütternder und furchtbarer noch nie gelesen habe“. Nun begnügt man sich in dem Gerichtsverfahren nicht damit, Bechers alte Schriften unter die Amnestie fallen zu lassen, sondern konstruiert mittels des juristischen Begriffs der „fortgesetzten Handlung“ einen einheitlichen verbrecherischen Willen, dessen Linie rückwärts vom ‚Levisite‘-Buch zu den andern Schriften führt, sodaß man diese, trotz Amnestie, dennoch in das Hochverratsverfahren einbezieht. Über die innere Unmöglichkeit, einen Schriftsteller unausgesetzt unter der Fuchtel der „fortgesetzten Handlung“ arbeiten zu lassen, brauchen wohl nicht viel Worte verloren zu werden.

Ich will zum Schluß der Hoffnung Ausdruck geben, daß es doch noch gelingen möge, die Oberreichsanwaltschaft dafür zu gewinnen, Deutschland und der übrigen Welt das Schauspiel dieses peinlichen Hochverratsverfahrens zu ersparen.

Französische Köpfe

VI.

Georges Robineau von Morus

Die französische Regierung hat mit Georges Robineau nicht so lange gefackelt wie die deutsche mit Havenstein. Ein paar Monate hat sie sich den Widerstand ihres Notenbankpräsidenten gefallen lassen – dann hat sie Schluß gemacht. Und Herr Robineau war klug genug, es nicht auf den letzten Kampf ankommen zu lassen, sodaß man ihm, grade noch ohne öffentliches Gelächter zu erregen, zum Abschied die Würde eines Ehrengouverneurs der Bank von Frankreich verleihen konnte.

Es ist eine merkwürdige Duplizität der Ereignisse, daß die französische Inflationswirtschaft nicht nur auf ganz ähnlichen finanztechnischen und psychologischen Ursachen beruht, wie die deutsche, sondern daß sie auch in personaler Beziehung an entscheidenden Stellen der deutschen Inflation bis ins Einzelne gleicht. Das französische Bankhaus Mendelssohn, das von Zeit zu Zeit, zur Beruhigung des Publikums, Stützungsaktionen durchzuführen hat, heißt Lazard Frères, und der eigentliche Matador, der die Interventionen an den ausländischen Börsen managet, kurz, der französische Fritz Mannheimer, ist, wie bei Mendelsohns, keiner von den alten Fa-

milienchefs des Hauses Lazard, sondern ein sehr gewandter junger Bankdirektor, namens Philippe. Der Ruhm der Devisenschlachten aber, die der junge Herr Philippe, mit Vier- oder Achtwochenerfolg, zu Gunsten des Franc schlug, wurde von der Presse und vom Publikum für den alten Herrn Robineau gebucht, der in dem altersgrauen, vornehmen Hôtel de la Vrillière die Bank von Frankreich leitet.

Außerhalb dieser peinlichen Staatsaktionen sah und hörte man nicht viel von dem weißhaarigen Gouverneur der Notenbank, aber man hatte, genau wie vor Havenstein, einen ungeheuern Respekt vor ihm. Man wußte und achtete, daß er ein gewaltiges Arbeitstier war, ein unerschütterlich gewissenhafter Beamter, der sich von morgens bis mitternachts in seine Akten, in Ziffern und Bilanzen vergrub, daß er trotz vierzigjähriger Beschäftigung mit Geld blitzsauber geblieben war und als alter Junggeselle wirklich nichts andres kannte als das Interesse für sein Bankinstitut. Zu alledem hatte er noch den kleinen romantischen Schimmer, den das französische Publikum auch bei seinen trockensten Bürokraten gern sieht: Georges Robineau hat in seiner Jugendzeit ein paar bescheidene Attentate auf die Dichtkunst verübt. Er hatte es nicht gleich, wie Karl Helfferich, zu einem gedruckten Drama gebracht, aber ein paar lyrische Gedichte geschrieben, hatte sie, wie es die Primaner auch in Frankreich tun, dem jeweiligen Goethe zur freundlichen Begutachtung eingesandt und von dem steinalten Victor Hugo einen liebenswürdigen Antwortbrief erhalten. Damit zog er dann nach Paris und kam bei dem Schriftsteller Edmond About, dem Herausgeber des XIX. Siècle, als Sekretär unter. Zum Glück verkrachte sich About bald mit seinen Aktionären, und der junge Robineau mußte sich nach einer unfreiwilligen, aber nützlichen Betätigung umsehen.

Mit dem bißchen Jura, das er sich in Nancy und Paris nebenher angeeignet hatte, konnte man nicht viel anfangen, der väterliche Monatswechsel war schmal, und mit fünfundzwanzig Jahren muß man sich selbst weiterhelfen. Um nicht länger Andern zur Last zu liegen, tritt Robineau als ganz bescheidener Anfänger bei der Bank von Frankreich ein. Die Ochsentour geht langsam, aber sie bringt ihn höher, Schritt für Schritt. Nach fünfunddreißigjähriger Tätigkeit im selben Hause ist er endlich so weit, an die erste Stelle zu gelangen. Was er geleistet hat, um für den Posten eines Gouverneurs der Bank von Frankreich prädestiniert zu sein? Gewiß nicht weniger als die andern Thronanwärter, vor denen er eins voraus hat: Robineau ist ein Landsmann, Schulkamerad und Studienfreund Raymond Poincarés. Und Poincaré ist es auch, der im Jahre 1920 die Ernennung Robineaus zum Bankgouverneur unterzeichnet. Es sind wohl nicht nur landsmannschaftliche, sondern auch gewisse seelenverwandte Gefühle, die die beiden Lothringer zusammenhalten. Ein guter Menschenkenner hat mir einmal Poincaré als ‚Meusois', als den Mann der Maas, beschrieben: den engstirnigen, kleinlichen Patrioten, den Menschen aus der Niederung, der von

Haus aus nichts andres kennt als die Berge, die sein Gesichtsfeld begrenzen, und obendrauf Kanonen. Auch Robineau war solch ein ‚Meusois', aus der Kategorie der französischen Bürokraten, Pedanten, Juristen: der Poincaré, Doumer, Serruys.

Auf den geistvollen, diplomatischen, mit allen Wassern der politischen Intrige gewaschenen Georges Pallain, den besten Kenner Talleyrands und Herausgeber seines Briefwechsels, war nun in der Leitung der Bank von Frankreich, durch die Gunst Poincarés, dieses nüchterne, ehrenwerte Männchen gefolgt, dessen Fähigkeiten gewiß ausgereicht hätten, solange es nur auf die üblichen bank- und geldtechnischen Kombinationen ankam, das aber versagen mußte, als die Geldpolitik ein Hauptbestandteil der großen Politik und eine Lebensfrage des französischen Volkes geworden war. Nicht als ob Georges Robineau im Innern ein unpolitischer Mensch wäre. Das war er ebenso wenig wie Havenstein, der ja auch niemals ein fügsamer unpolitischer Beamter gewesen ist, sondern bis zuletzt ein halsstarriger, eigenwilliger Bürokrat. Der Poltiker Robineau war selbstverständlich ein Mann Poincarés, innenpolitisch eher noch weiter rechts, ein Mann Millerands. Aber sein politischer Instinkt reichte eben nur bis zu einem tiefen Abscheu vor den Männern des Linkskartells, vor den Plebejern des Elften Mai.

Zu einer positiven, Richtung weisenden Politik verstieg er sich nicht. Er klammerte sich an seine Kompetenzen, ließ sich nicht widerspruchslos vom Finanzministerium in sein Amt hineinreden und überwarf sich deshalb sogar mit seinem alten Freunde Péret. Nur wenn man ihm mit der großen patriotischen Phrase auf den Leib rückte, wurde er weich und hilflos, genau wie sein deutscher Kollege Havenstein. Noch vor wenigen Wochen leistete er sich aus purer Vaterlandsliebe wohl das Komischste, was die europäische Inflationsgeschichte zu verzeichnen hat. Um der freiwilligen Volksspende zur Rettung des Franc etwas auf die Beine zu helfen, zeichnete Robineau im Namen der Bank von Frankreich zwanzig Millionen dieses Geldes. Gewiß waren es noch nagelneue, brühwarme Scheine, die eben frisch aus der Notenpresse kamen. So suchte der Gouverneur der französischen Notenbank nach zwölf Jahren europäischer Inflationserfahrung den Franc zu stabilisieren.

Den innern Mechanismus der Inflation, die Gefahren des langfristigen Kreditgeschäftes in Zeiten der Geldentwertung hatte er nicht erkannt.

Da aber in Frankreich die Erweiterung des Notenkontingents jedesmal der gesetzlichen Genehmigung durch das Parlament bedarf, ist die Verfügungsgewalt des Gouverneurs über die Notenpresse beschränkt. Soweit Robineau Notenpolitik trieb, war er gehemmt und beeinflußt von dem Verwaltungsrat, den sogenannten Regenten der Bank von Frankreich, unter denen sich so mächtige Inflationsgewinner wie der Schwerindustrielle de Wendel befinden. Umso sorgsamer hütete Robineau, was in seinem Horizont und in seiner Amtsgewalt lag: den Gold-

schatz der Bank von Frankreich. Von den fünfeinhalb Milliarden Gold, die noch in den Pariser Tresors und in ausländischen Depots lagern, wollte er nichts hergeben, obwohl das Gold durch die Nichteinlösbarkeit der Banknoten und die Aufhebung der Deckungspflicht längst jede Beziehung zu den Papierscheinen verloren hatte. Genau wie Havenstein um das Jahr 1920. Der Franc und Herr Robineau befanden sich eben noch in einem frühen Stadium der Inflation. Hätte man die Dinge weitertreiben lassen und hätte, wie beim Ruhrkampf, die patriotische Phrase noch einmal dominiert, so hätte Robineau sicherlich ebenso begeistert und leichtfertig das letzte Gold hergegeben wie Havenstein anno 1923.

Das zehnte Kabinett Briand hat ihn jetzt dieser Eventualität enthoben. Hätte Poincaré das Finanzministerium angenommen, so wäre sein Freund und Altersgenosse Georges Robineau heute wieder der Mann des Tages. Da aus dem Wettkampf um das Finanzministerium nicht Poincaré, sondern Caillaux als Sieger hervorging, war auch Robineaus Schicksal besiegelt. Welchen Anlaß man wählte, um den höchsten und ältesten Funktionär der Notenbank bei Seite zu schieben, war gleichgültig. Caillaux trat offenbar schon sein Amt mit dem festen Vorsatz an, in der Bank von Frankreich gründlich auszukehren. Das hat er jetzt getan; außer dem Gouverneur Robineau ist der Vizegouverneur Picard in die Wüste geschickt worden, und auch der agile Generalsekretär Aupetit, der die Auslandsverhandlungen der Bank von Frankreich führte, ist seinem Schicksal nicht entgangen. Ob Caillaux mit seinen andern und größern Gegnern, mit Poincaré, mit de Monzie, mit Henri Bérenger, dem Unterhändler in Washington, mit Horace Finaly, dem Vertrauensmann des amerikanischen Ölkapitals, ebenso leichtes Spiel haben wird, bleibt abzuwarten. Davon aber wird abhängen, ob die Regierungszeit des ‚Retters' Caillaux diesmal von längerer Dauer und von größerer Fruchtbarkeit sein wird als im vorigen Jahr.

Märchen vom deutschen Volke von Ernst Moritz Häufig

Das deutsche Volk hatte den Krieg verloren. Es war der Blüte seiner Jugend, der Substanz seiner Wirtschaft, der Schärfe seines Schwertes verlustig gegangen. Nicht aber hatte es verloren: die Substanz seines Denkens, die Schärfe seines Geistes, die Blüte seiner Phantasie. Waffenlos, aber nicht unbewehrt, mittellos, aber nicht ziellos, verarmt, aber nicht dürftig, suchte es zu neuem Glanze, neuem Ansehen zu gelangen. Das Volk oder vielmehr seine verantwortlichen Führer in Presse und Parlament sagten sich: Mit unsrer Wirkung ins Extensive, Räumliche, Weite ist es aus. So werden wir vor allen Andern in die Tiefe wirken müssen. Wir werden darauf verzichten, die Welt zu erobern, so sehr verzichten, daß wir bis ins Letzte die Symbole der alten Eroberungssucht tilgen – aber wir werden die Lehrmeister der Welt werden. Wir wollen der Welt zeigen, wie sie am besten einzurichten ist.

Und man wählte unter dem Volk der Denker 1000 Ärzte, Volkswirte, Juristen, Politiker, Künstler, Handwerker, Naturwissenschaftler, Chemiker, Psychologen, Erzieher und Philosophen aus und sagte zu ihnen: Ihr seid die Klügsten eures Fachs, und Ihr, Philosophen, seid die Weisesten aller Fachwissenschaftler. Eure Aufgabe sei von nun an, dem nachzudenken und nachzusinnen, wie das Recht des Menschen, dieses höchsten Geschöpfes auf Erden, am besten gewahrt wird, wie am meisten dem Unrecht zu wehren ist, wie Unglück verhütet wird, wie die schädlichen Gewalten der Natur – seien sie im Körper oder in der Seele – in freundliche zu wandeln sind. Ihr sollt euer ganzes Leben damit zubringen, den Plan zur Verbesserung des Loses der Ärmsten, zur Vermeidung des Unrechts und zur Erhöhung der Kraft, Gesundheit, Schönheit und Tugend auf Erden zu entwerfen – sowohl das Ziel aufzurichten wie den Weg zu diesem Ziel zu bahnen.

Und man ging zum Volke und sagte: Gebt einen Monat lang jeder jeden Übertag 10 Pfennige. Dann werden wir eine Summe erhalten, die groß genug ist, um die 1000 Männer für Lebenszeit zu erhalten, sodaß sie mit nichts Anderm beschäftigt zu sein brauchen als mit der Erwägung des Wohlfahrtsplanes für euch und die Welt. Gebt diesen Ehrensold, diesen Zehenten durch den Ihr euch ehrt, eure Lage verbessert und euer Volk zu Ansehen bringt – und Ihr werdet das Geld in den Folgen eurer Handlungsweise verzehnfacht zurückerhalten. Denn die Volkswirte werden für bessere Wirtschaft, die Juristen für besseres Recht – und damit für Verminderung der Strafakte –, die Pädagogen für bessere Menschen, die Philosophen endlich für eine Gerechtigkeit sorgen, die den Armen nicht schuldig werden läßt. Gebt, gebt, gebt für den Wohlfahrtsplan der Welt.

In der Tat erwies sich der Gedanke einer Sammlung aus der Tasche des Volkes im Großen als höchst wirksam. Gern wollten die Arbeitgeber den Zehenten zusammen mit dem Geld für die Krankenkasse vom Lohn in Abzug bringen; manche Arbeitgeber wollten sogar einen Teil aus eigner Tasche zuzahlen. Aber nach einigem Nachdenken sagte man sich doch: So eine Herde von Intellektuellen, die nur in die blaue Luft hineinspekulieren, ist doch unter Umständen eine sehr faule Kapitalsanlage. Wenn man sie mit sich allein läßt, dann verfallen sie womöglich noch auf umstürzlerische Gedanken. Nein, die an sich gute Idee muß anders gewendet werden. Wir wollen gern daß das Volk etwas aus eigner Tasche zahlt, aber nicht für Vernunft, Wohlfahrt der Welt und solch dummes Zeug. Wir müssen doch schließlich sehen, wo unser Aller Geld bleibt. Bauen wir doch lieber ein Riesenluftschiff, das kann Jeder sehen, ist auch ein Ding, das sich über des Lebens Alltäglichkeit hoch erhebt – und schließlich: wozu ist denn der Nordpol noch nicht entdeckt? Dieser Gedanke fand viel Beifall, und die Führer des Volkes stellten sich mit Aufrufen und Geldstiftungen an die Spitze der Spender. Denn wenn man schon über den Staub des Irdischen sich erhebt, dann muß man, meine ich, sich nicht nur blauen Gedankendunst vormachen lassen, sondern man will doch auch für sein Geld etwas sehen – nicht wahr?

Ein europäisches Buch von Axel Eggebrecht

Mit dem Schlagwort Europa treiben tausend gute Paneuropäer und zehntausend Schaumschläger der Konjunktur groben Unfug. Dennoch, so unglaubhaft es erscheinen mag, besteht der europäische Geist, trotz allen Programmen, Clubs und Reden. In einzelnen Menschen, in einem Buch gewinnt er zuweilen sichtbare Gestalt. So in den ‚Schatten der Geschichte' von Valeriu Marcu.

Dieser junge revolutionäre Rumäne, während des Krieges in Zürich in der Nähe Lenins, in Paris in der Nähe Trotzkis, aber auch Anatole Frances gereift, in Berlin lebend, vereinigt auf glückliche Weise alle Elemente eines lebendigen Europäertums. Lateinischer Geist und deutsche Eindringlichkeit, verschmolzen durch ein balkanisches Temperament: so wird mit dem Elan der Jugend ein Erdteil repräsentiert, in dem sonst selbst die radikalsten Köpfe mehr oder minder heimlich der Müdigkeit und Untergangspsychose erliegen.

Schatten der Geschichte – das sind für uns die Schatten des 19. Jahrhunderts, die auf uns lasten, in denen wir immer noch frieren. Diese fünfzehn Essays erhärten immer aufs neue die eine große, wenn auch nie mit dürren Worten ausgesprochene These des Buches: Seit 125 Jahren hat Europa geistig keinen entscheidenden Schritt getan. Typen, Krisen, Konflikte sind in nuce in der Revolution gegeben, die uns mit Fug die große heißt. Danach gab Stendhal die bis heute gültige Gestaltung der damals neuen Welt, der bourgeoisen. „Wir sind auf derselben Straße wie Stendhal." In ihm personifiziert sich die „Geburt der Moderne". Alles Spätere ist im Grunde Füllsel, Arabeske, Abwandlung geblieben. Von der Carmagnole über Stendhals Julian Sorel, den Ehr- und Geldgierigen in der priesterlichen Uniform, führen die Linien des ungeheuern Aufrisses in unsre Tage; zu Caillaux, zu der Finanzmacht, der illegitimen Erbin Dantons, die „Coupons schneidet anstelle der Köpfe"; zu des alt-en Liebknecht patriarchalischer Oratorik; zur wilhelminischen Diktion des wider bessere Einsicht lärmenden Helfferich; endlich zur „Dreieinigkeit der Philosophie, des Krieges und der Politik" in Leo Trotzki, die, auch in den Männern des Wohlfahrtsausschusses schon vorweggenommen, vielleicht der Beginn eines Neuen anzeigt. Sonst – Alles kein Ursprung, kein eigner Körper: nur Schatten der Geschichte.

Der herrschende Alltags-Relativismus würde solche Erkenntnisse als Bestätigung seiner Resignation nehmen. Für Valeriu Marcu aber sind sie Vorbereitung; er führt grade aus ihnen her den Vorstoß gegen Verzicht des Geistes, Entartung der Sozialdemokratie, Seelendürre der westeuropäischen Revolutionäre. Die Waffe zu solcher Attacke ist der historische Materialismus. Marcu macht die verachtete, verrostete Klinge geschmeidig und blitzend, wie sie seit Franz Mehring nicht mehr war. Peinlicher noch als über den Schädel des bürgerlichen Gegners saust sie den vertrockneten Bonzen und Resolutionenverfassern aller Parteien um die Ohren. Was ver-

möchte Hermann Müller mit Beaudelaire, was Sinowjew mit Maurras anzufangen? Marcu entwirrt die Bedeutung der „Rache des Juste Milieu“ und der „Monarchie als Literatur“ für die Vorbereitung einer wahren europäischen Umwälzung.

Seine verblüffende Manier mögen noch Andre haben, so etwa Radek, der „Immoralist aus Ehrgeiz“: Marcu ist Moralist aus Kenntnissen – und das ist heute fast so viel wie Prophet. Diese exakte Prophetie wird in einem großartigen stilistischen Schwung vorgetragen, der gallisches Pathos aufs glüclklichste transponiert und bei uns vorbildlich sein könnte, wäre uns Oberlehrern nicht jedes Buch verdächtig, das sich gut liest. Dennoch sollte auch dieses Bedenken durch das Gewicht an Wissen, Belesenheit, gründlichster Arbeit zerstreut werden, womit dieser schmale Band schwerer als so und so viele fuß-notenreiche Wälzer belastet ist. Dem alten Heine-Verlag Hoffmann & Campe gebührt herzlicher Dank.

Heilsarmee von Rudolf Arnheim

Auf einem dunkeln Hinterhof hat die Heilsarmee sich einen Verschlag gemietet. Der Trupp der Blauuniformierten zieht mit Mandolinen an uns vorüber auf die Straße. Auf einer kleinen Holztreppe steigt man wie zu einem Zigeunerwagen empor. Drinnen ist kein Mensch außer einer alten Frau, die da schon andachtsgewärtig mit ihrem Gebetbuch sitzt. Wir fragen, wo die Offiziere hingegangen seien. „Untern Stadtbahnbogen... Seelen holen.“ Sie sagt das ganz weihelos und meint es ebenso unpoetisch und unmetaphorisch wie: Brötchen holen. Und nachdem Die da draußen eine halbe Stunde lang im Regen musiziert und gebetet haben, kommen sie mit einer kleinen Gefolgschaft zurück. Es sind vorwiegend alte Leute aus dem Volke, die sich hier eine halbe Stunde lang in einem seltsamen Raum auf seltsame Weise erbauen wollen.

Außer der roten Samtdecke mit dem goldenen Kreuz, die über der kleinen Kanzel liegt, ist wenig Feierliches zu sehen. Die Wände sind freundlich gestrichen, wie in einer bürgerlichen Küche, eine Malermeisterschablone hat die üblichen bunten Blätterfriese geschaffen, und dazwischen prangen in großen roten Frakturbuchstaben fromme Sprüche. Links steht eine abgestorbene Zimmerlinde, rechts eine Tafel: „Man bittet, den Saal nur während des Gesanges zu verlassen.“

Ganz plötzlich fangen ein paar laute, kalte Frauenstimmen zu singen an. Es klingt unsanft und ausdruckslos und macht bänglich – eine gute Ouvertüre für diese primitive Gottesbeschwörung. Und noch bevor der Gesang ganz zu Ende ist, beginnt in einer Ecke ein Mann zu sprechen, hastig und eindringlich wie bei einem wichtigen Ferngespräch, eine flehentliche Privatunterredung mit Gott. Die Andern haben die Köpfe gesenkt und stoßen ab und zu zärtlich seufzende Zustimmungslaute aus. Ein kleiner Junge kniet neben seiner Mutter, hebt die gefalteten Hände, hat über den geschlossenen Augen die Brauen schmerzlich zusammengepreßt und sucht mit aller Kraft den Heiland zu sich herabzuziehen.

Die Brüder und Schwestern legen Zeugnis ab, wie sie sich aus der Sünde gerettet und Frieden gefunden haben. Diese religiösen Ansprachen sind fast ganz frei von jener sonntäglichen Ausdrucksweise, die sonst durch das Ungewohnte ihrer bloßen Wortformen so leicht eine allem Weltlichen entrückte Stimmung erzielt. Es ist ungezwungener Arbeiterdialekt mit drastischen Vergleichen und chaotischem Satzbau, und nur manchmal zeigen Ausdrücke wie „unzüchtige Lüste“ und „abscheulicher Rauschzustand“, daß – grade den großen Versuchungen gegenüber auch eine äußerliche terminologische Distanz geschaffen werden mußte, um die innere Abkehr zu erreichen. Einer, der am Tage Maurer ist und nur abends die Offiziersuniform anzieht, erzählt, was er während der letzten Tage in der Charité erlebt hat. „Die Behandlung ist ja ganz gut, aber geistlich ist es da gar nicht in Ordnung.“ Immer wieder hat er die Krankenschwestern gebeten, doch nicht: Donnerwetter! zu fluchen, aber es hat nichts genützt. Er schlägt die großen braunen Fäuste zusammen und sagt mit einem weichlichen Lächeln: „Wie traurig ist das doch, und wie freue ich mich, daß ich nicht mehr so bin!“ Und dann singen sie wieder Alle zusammen ein frommes Lied und klatschen dazu mit den Händen den Takt. Niederknieen, Händeklatschen, Aufheben der Arme: mit diesen kleinen körperlichen Betätigungen im Dienste Gottes zwingt der Körper die Seele zu Andacht und Gehorsam herbei. (Gleichschritt und Exerzieren leisten anderswo das Selbe.)

Ein alter Mann hält die Predigt. Er liest durch eine dreieckige Lupe aus dem Johannes-Evangelium die Stelle vor, wo von den Schafen die Rede ist, die auf ihren Herrn warten, und sagt: „Dies Kapitel ist mir immer besonders interessant, weil ich selber der Sohn eines Hirten bin und weiß, daß die Schafe immer nur Einem gehorchen...“ (Folgen landwirtschaftliche Details.) „Deswegen kann ich das in irdischer und geistlicher Beziehung so richtig verstehen!“ Er redet sich in Begeisterung hinein, und bald können seine paar Zähne das Tempo der Artikulation nicht mehr mitmachen. Man hört nur noch die einförmige Sprechmethode, wie bei jedem Sätzchen die Stimme zuerst sich inbrünstig aufschwingt und dann gleich wieder demütig abfällt. Diese Lautmalerei bittender Zerknirschtheit wirkt als eine Art von akustischer Massage auf die beunruhigten Seelen ringsum in den hölzernen Bänken.

Die Kapitänin sieht wie ein vanEyck-Engel aus: ein flaches, rundes Gesicht mit geschlitzten Augen und großen, unedlen Lippen. Es ist vielleicht ein gewöhnliches modernes Dienstmädchengesicht; aber die große, schwarze Strohhaube und die Kanzel, über der es steht, verklären seine blonde Blässe zu dumpfer Mittelalterlichkeit. Stockend und sinnwidrig skandierend wie ein Schulkind, liest sie die Liedertexte vor, und da wirkt es beinahe altklug, wenn sie gleich darauf mit ernsthaften Worten die unerlösten Seelen ermahnt, auf die Bußbank zu kommen, und wenn sie dann, mit einem Blick auf die Armbanduhr, deren Vorhandensein überrascht, die Versammlung feierlich schließt. Noch ein Halleluja...

Bei Max Reinhardt von Marcellus Schiffer

Ich läutete.

Ich hatte geläutet und wartete.

Die Kettenbrücke wurde herabgelassen, ein Pförtner mit dem Gesicht des alten verstorbenen Pagay fragte mich nach meinem Begehr.

„Ich bitte um ein Interview mit Max Reinhardt“, sagte ich.

Der alte Pagay schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Wir werden sehen, ob es möglich ist“, sagte er. „Max Reinhardt ist grade sehr beschäftigt!“

Dann winkte er mir. Wir schritten durch das hohe gotische Portal und dann Freitreppen hinauf und hinab. Endlich öffnete er eine Tür.

„Hier ist das Wartezimmer“, sagte er und ließ mich allein. Ich sah mich um – ich befand mich in einem riesenhaften Saale, sehr prächtig eingerichtet: halb mittelalterlich, halb chinesisch.

Ich wartete drei Tage und drei Nächte. Endlich faßte ich mir Mut und klingelte.

Der alte Pagay – es kann auch Friedrich Kühne gewesen sein – trat ein und fragte mich erstaunt, was ich wolle. Ich fragte ihn, wann ich Max Reinhardt sprechen könnte.

„Ich sagte Ihnen doch; daß er stark beschäftigt ist“, lautete die Antwort. „Aber Sie sind vorgemerkt. In einer Woche werden Sie empfangen werden. Wenn Sie wünschen, können Sie vorher das letzte Abendmahl bekommen.“

Ich dankte für seine Aufmerksamkeit.

Als ich wieder allein war, dachte ich mir: Allerhand Achtung! So beschäftigt möchte ich auch mal sein! Er vertut seine Zeit nicht und ruht auch nicht auf seinen Lorbeern aus!

Vor lauter Aufregung konnte ich zehn Nächte nicht schlafen. Dann wurde die Türe weit geöffnet, und ein Heer von kostbar gekleideten Dienern ergoß sich in den Saal. Sie bildeten ein Spalier, und hindurch schritt der alte Pagay – oder Friedrich Kühne – als Großinquisitor verkleidet. Durch ein Kopfnicken gab er mir zu verstehen, daß meine Prüfzeit beendet sei, und ich folgte ihm hinaus. Es ging wiederum Freitreppen hinauf und hinab. An manchen Stellen war das Schloß schon etwas verwittert. Oben auf einer Leiter stand mit Maltopf und Pinsel Ernst Stern und besserte die schadhaften Stellen aus.

Endlich hörte ich Orgelklänge. Ein breites Kirchenportal öffnete sich. Ich trat ein und war von der Pracht geblendet. „Blenden Sie ab“, sagte Max Reinhardt zu Karl Freund und trat auf mich zu. „Man hat mich direkt gezwungen, mich jetzt auch noch mit dem Film zu beschäftigen“, sagte er entschuldigend zu mir.

Ich sah ihn an.

Er war als Heinrich der Vierte gekleidet, aber nicht von Pirandello, sondern von Shakespeare. Er bot mir einen Platz an. Ich setzte mich auf eine alte Kirchenbank und versank dabei in Kissen, Kissen, nochmal weichen Kissen! Brokatstoffe und antike Muster umwallten mich. Ich saß ganz tief und klein und häßlich unter ihm.

„Bitte, sagen Sie mir, welche Pläne Sie für die kommende Saison haben“, stammelte ich.

„Ich beschäftige mich mit dem Problem,“ antwortete er sinnend, „den Kölner Dom zu einem Kammerspielhaus umzubauen.“

„Was wird das kosten?“, stammelte ich noch mehr.

„Das ist eben so nebensächlich, wie es gar nicht auszudenken ist,“ antwortete der Meister lächelnd, „aber es wird mir gelingen. Tausend Baumeister und Ingenieure arbeiten Tage und Nächte an der Ausführung dieses Plans. Die Erben von Stinnes beteiligen sich

daran mit den Resten ihres Vermögens. Die Erlaubnis der Entente steht noch aus, Aber was will das besagen! Ich habe schon größere Schwierigkeiten überwunden, indem mir gelungen ist, mich von der Regietätigkeit am Großen Schauspielhaus zu Berlin zurückzuziehen.

Auch dieser Plan wird mir nach Tagen und Jahren gelingen."

„Welche Arbeit, welche Mühe!", stöhnte ich. „Welch ein Kosten-aufwand! Wird es sich denn verlohnen? Muß es denn sein?"

Reinhardt sah mich etwas verächtlich an.

„Dieser Umbau ist einfach eine Notwendigkeit für mich und das ganze deutsche Volk. Es ist die einzige Möglichkeit, das Theater zu entwickeln."

„Und was denken Sie dort aufzuführen?", fragte ich, wieder ganz bescheiden.

„Das ist es ja grade", fuhr er fort. „Glauben Sie denn, daß ich diesen Umbau vornehmen würde, wenn ich nicht vorher ganz genau wüßte, was ich dort aufzuführen gedenke!? Der ganze Umbau geschieht doch nur, um dort Das aufzuführen, was mir zu einer innern Notwendigkeit geworden ist."

„Aber es gibt doch keine neuen Dichter", sagte ich, wie Alle es sagen.

Max Reinhardt lachte nur kurz auf.

„Was geht das mich an! Meine Pläne werden dadurch nicht beeinflußt."

„Also was werden Sie aufführen," fragte ich in einer atemlosen Spannung, „wenn Sie den Kölner Dom zu einem Kammerspielhaus umgebaut haben werden?"

Es entstand eine schwere Pause – dann sagte Max Reinhardt: „Was ich dort aufführen werde? Ich will es Ihnen verraten. Eine Neueinstudierung von Sumurun."

In diesem Augenblick fing die Orgel an zu erbrausen. Victor Barnowsky und Eugen Robert drückten vierhändig die Bälge, und durch den Raum scholl der erschütternde Choral: „Wenn Du nicht kannst, laß uns mal alle Drei."

Christinas Heimreise von Alfred Polgar

Auf der Rückreise von Venedig ins heimatliche Bergdorf widerfuhr es Christinen. Sie wollte eben das Schiff mit dem rostroten Segel besteigen, da fiel Florindos entzücktes Auge auf sie. Und schon waren Herz und Sinne des guten Mädchens ihm verpfändet. Er ließ sogleich Alles stehen, vor Allem die Dame, die eben seine Gunst genossen hatte, und folgte Christinen. In der Herberge, wo die Reisegesellschaft nächtigte, geschah es. Florindo kam, sah, siegte; und sah, daß er wieder weiter kam.

Florindo ist ein Ketten-Amant, in dem Sinne, wie man Ketten-Raucher sagt. Die Liebe geht in seiner Seele und seinem Munde nicht aus. An der noch brennenden Geliebten zündet er die nächste an. Nicht nur Lust-Verlangen treibt ihn. Es ist in seinem Wesen eine Komponente, die man: seelische Geilheit nennen könnte, eine Gier nach dem innern Abenteuer, zu dem ihm das äußere verhilft, ein tiefes Bedürfnis nach dem Heimgesucht-Werden vom erotischen Affekt. Es verlangt ihn leidenschaftlich danach, leidenschaftlich zu verlangen, die Hitze, in die er gerät, nicht die, in die er bringt, wärmt ihm das Herz, und in den paar Stunden, die seine Liebe dauert, liebt er wirklich ewig. Er ist kein Zyniker, nicht einmal ein Lügner, er hat nur, in des Wortes tieferm Sinn: keine Zeit.

Von Christina erfahren wir wenig. Ihre menschliche Substanz ist ganz dünn, lichtdurchlässig. Sie scheint ein gefühlvolles Mädchen, das keine Schwierigkeiten macht, weder vor- noch nachher, und wir dürfen hoffen, daß sie den braven Kapitän, der sie von Florindo übernimmt, heiraten wird. Wenn ich nicht irre, gab es ja früher einen vierten Akt, der solch ruhevoll-bürgerliche Perspektive für Christina eröffnete.

Im zweiten Akt, der fesselnde Einblicke in das Hotelleben des 18. Jahrhunderts gewährt, ist ein reges, symbolumschattetes Kommen und Gehen, ein mannigfach variiertes Vorüberstreifen, kurzes Verweilen, Willkommen- und Lebewohl-Sagen, ein Abtröpfeln und Verfließen von Schicksalen und Episoden, ein farbiges Gewimmel aufgescheuchter Menschlichkeiten, ein figurenreiches Menuett der Beziehungen, kurz: ein sehr ornamentales Durcheinander. Es flüstert dem Zuhörer verschämt ein süßes Geheimnis ins Qhr: So ist das Leben.

Die Komödie, die sanfteste, die Hofmannsthal geschrieben hat, gleicht einer Wiese, die, wenn auch erfüllt von kleinem Leben und vieler Geschäftigkeit, doch zum Schlummer einlädt. Auf der Bühne geht das Leichte, Schwebende des pretiösen Spiels aus Kommen und Gehen, Berühren und Entgleiten verloren, seine heimliche Musik wird monotones Geräusch, die feinen Heiterkeiten und Melancholien wirken als Gemüts-Verzierungen.

Der Zuschauer, von antiquarischen Grillen rings umzirpt, ruht friedevoll.

Die Christina der Frau Helene Thimig, aus Blick und Händen Zärtliches verstreuend, ist ein Geschöpf ohne persönliches Schicksal. Schwerlos-anmutig, nach Leid und Liebe klingend, weht sie im Lüftchen der Komödie dahin.

Einen süßen, weichen, zierlich-gezierten Florindo spielt Herr Gründgens. Das Bezaubernde, auf das es ankommt, fehlt ihm.

Der mürrische Hausknecht des Herrn Moser labte aus dem Quell seiner natürlichen Komik die von Christinas Heimreise Abgespannten.

Waldau ist der brave Kapitän. Ein Kapitän weiter Fahrt vom Starnberger See, gegerbt in den Stürmen, die um Kap Tutzing brausen. Entzückend das weltweise Phlegma, mit dem er Sinn und Zufall des Lebens gastfreundlich empfängt.

Dem Kapitän ist ein malayischer Diener attachiert. Eine lustige Erscheinung, nur leider völlig humorlos. Ihr Gewicht, verstärkt durch Herrn Homolka, stört die schauspielerische Balance der Komödie; der Malaye nimmt so viel Schall und Farbe in Anspruch, wie alle andern Personen mitsammen. Über die ersten Lebensäußerungen dieses Naturkindes, dem Herr Homolka alle Über-Saftigkeit gibt, die einem Sohn der Tropen zukommt, lächeln die Zuhörer, später dann wird ihnen ganz flau, wenn der gelbe Sanguiniker seinen umständlich-infantilen halb-durchgebratenen Schwatz anbeginnt, und sie begrüßen es mit brüllender Freude, wenn er ihn aufbeendet.

Das erwachende China

Als ich vor 25 Jahren in Tsingtau, im damaligen deutschen Pachtgebiet Kiautschou, eine deutsche Zeitung herausgab, erschien bei mir eines Tages Ku Hung ming, M. A. der Universität Edinburgh, schon damals Verfasser einiger in bestem Englisch geschriebener Bücher, die eine erstaunliche Vertrautheit mit europäischen Verhältnissen, Sprachen, Wissenschaften und Literaturen verrieten. Beiläufig erzählte er mir, daß ihm der Direktor des Hotels Prinz Heinrich, wo er auf der Durchreise nach Tsinanfu hatte absteigen wollen, die Tür gewiesen habe, weil dort prinzipiell keine Farbigen aufgenommen würden. „Ist denn“, fügte er hinzu, „das Verhalten dieses Mannes, der als Direktor eines erstklassigen Hotels doch für einen gebildeten Menschen gilt, nicht viel fremdenfeindlicher als das der Boxer, einfacher ungebildeter Leute, die kaum wissen, was sie tun? Und schließlich gehört doch auch Kiautschou immer noch zu China.“ Ich konnte Ku Hung ming nur Recht geben.

Heute könnten die Chinesen in ihrem Lande grade an Deutschen als Fremden ihr Mütchen kühlen; denn die Deutschen sind durch den Versailler Vertrag aller „Rechte“ aus alten Verträgen enthoben, uneingeschränkt chinesischer Gerichtsbarkeit preisgegeben, und keine „gepanzerte Faust“ droht mehr, ihnen angetane Unbill fürchterlich zu rächen. Aber tatsächlich genießen unter allen Fremden in China Deutsche heute die größte Rechtssicherheit, und alle Kreise der Bevölkerung suchen an ihnen zu beweisen, wie wenig die eigne Gerichtsbarkeit der „Vertragsmächte“ auf chinesischer Erde noch entschuldbar ist.

Hat man nun auf unsrer Seite genügend umgelernt? Man lasse sich durch schadenfrohe Stimmen der öffentlichen Meinung über Englands schwindendes Prestige im Fernen Osten nicht täuschen. Wie Viele, die heute die chinesische Freiheitsbewegung preisen, würden wieder in das alte imperialistische Horn tuten, wenn wir im Fernen Osten aufs neue mit „gepanzerter Faust“ dreinfahren könnten!

Und was weiß man denn von dieser Freiheitsbewegung? Nicht viel mehr, als was sich aus verworrenen Meldungen über chinesische Bürgerkriege entwirren läßt. Wer sich eingehender darüber unterrichten will, mag zu Büchern über China greifen und wird in 99 von 100 Fällen fehlgreifen. Die meisten dieser Bücher sind von Leuten geschrieben, denen das Verständnis für die moderne Technik und ihre weltumwälzenden Wirkungen in dem Maße verlorengegangen ist, wie sie tiefer in die Geheimnisse der Jahrtausende alten Kultur der Chinesen einzudringen suchten. Einen modernen Inder hörte ich neulich über ein unsern Landsleuten im Allgemeinen mangelndes Verständnis für seine Heimat klagen. Man widersprach: die steigende Flut deutscher Literatur über Indien und seine Kultur zeuge doch von solchem Verständnis. Der Inder lächelte: „Ja, gewiß: von Verständnis für das alte Indien.“ Es ist immer dieselbe Geschichte, ob es sich um Indien, China oder sogar Rußland handelt: man studiert mit Fleiß den Jahrhunderte oder Jahrtausende alten Traditionalismus dieser Länder, ohne zu ahnen, wie wenig damit ihre nächste Zukunft noch zu tun haben wird.

Für das Verständnis der Kräfte, die Chinas Gegenwart und Zukunft gestalten, ist ein revolutionäres Temperament wichtiger als das beste Sitzfleisch zum Studium der Literatur über China. Darum weiß K. A. Wittfogel in seinem kleinen Buche: ‚Das erwachende China‘ (im Agis-Verlag zu Wien) von den gegenwärtigen Problemen des fernöstlichen Rie-

senreiches eine treffendere und lebendigere Vorstellung zu vermitteln als mancher gelehrte „Kenner Chinas“ und die meisten Zeitungskorrespondenten. Wer wirklich wissen und verstehen will, was in China heute vor sich geht, für Den wiegt Wittfogels Buch, dem übrigens auch ausgiebige Quellenforschung zugrunde liegt, eine ganze Bibliothek herkömmlicher Literatur über China auf. *Otto Corbach*

Fehlende Generation?

Daß eine Generation fehlt, ist gar nicht so schlimm, wie Ignaz Wrobel in Nummer 24 behauptet. In einem Illustrierten Blatte Westdeutschlands stellt mit Bild und Wort Dr. med. J. Löbel einen vierzehnjährigen Widder dar, der von Dr. Georges Voronoff in Paris durch Transplantation von Schimpanse-Zeugungsdrüsen verjüngt worden ist. Vor der Erneuerung: ein haarloses, klapperbeiniges Jammergestell mit stieren Augen, nur ausgezeichnet durch ein schrecklich überlebensgroßes Hörnerpaar; beim Anblick des Trauerbiests denkt jeder lebhaft an die offizielle kasernierte Wissenschaft. Dann derselbe Greis, sechs Jahre nachher: der Wildheit halber an die Kette gelegt, stolz erhoben das Haupt, süffisant die Lippen rümpfend, abgebildet mit und ohne neugegründete Familie.

„Nach 16 Monaten war der Operateur grausam genug, sein Geschenk wieder zurückzunehmen; sofort wurde besagter Prachtbock wieder zum blöden Schaf. Aufs neue mit einer Drüse bedacht, wird er neuerdings ein Held, heiratet und zeugt Lämmlein.
Die Wirkung der Operation stellt sich nach zwei bis drei Monaten ein. Die Intelligenz lebt wieder auf; die Phantasie erwacht; das Gedächtnis wird frischer, die Handlungen energischer; neuer Mut, neue Spannkraft durchströmen den Operierten. Um dieser Erfolge willen, nicht wegen der geschlechtlichen Regenerierung, haben die meisten der 360 Menschen, die Voronoff behandelte, sich operieren lassen. Nur bei drei Prozent von ihnen blieb der gewünschte Erfolg aus. Es waren fast durchweg Intellektuelle: Gelehrte, Künstler, leitende Männer der Industrie und des Handels und auffallend viel Ärzte aus Frankreich, Spanien, Italien und Amerika.“

Die fehlende Generation ist in Deutschland, nach dem Sachverständigengutachten der ‚Weltbühne‘ ersetzt durch übriggebliebene Saurier, die fröhlich grunzend umherkriechen. Wenn die Saurier der deutschen Staatsapparatur sich bei Voronoff Schimpansendrüsen einsetzen lassen werden und das immer rechtzeitig nach geschehenem Verbrauch wiederholen, dann können sie sich uns noch Jahrhunderte lang erhalten, und die jüngern und kommenden Generationen brauchen keine Mühe mehr an die Heranbildung frischer Kräfte zu vergeuden. *Heinrich Wehner*

Kirche und Radio

Niemand sage, die Kirche sei konservativ. Sie beginnt – recht im Gegenteil – sich die Güter des Fortschritts derart nutzbar zu machen, daß zu befürchten ist, die Gegenwartstüchtigkeit der Kirche werde den Sinn und die Würde ihrer Religion ernstlich in Frage stellen.

Irgendwo an der Waterkant (in der Nähe von Emden) liegt eine Gemeinde – unter andern ihresgleichen –, die aus alter Gewohnheit eine Kirche, aber keinen Pfarrer besitzt. Kürzlich nun kamen diese modernen Christen auf den beachtenswerten Einfall (und führten ihn aus): ihren Kirchturm mit einer Antenne zu schmücken und auf der Kanzel einen Lautsprecher festzuschrauben. Seitdem braucht die Gemeinde den Seelenhirten des Nachbardorfes weder zu sich zu

bitten noch zu bezahlen – es sei denn, daß er Urheberrechte geltend macht – noch zu befahren, daß der Herr Pastor wütend mit der Faust auf die Kanzel des Hauses schlägt, wodurch der Schlaf des Gerechten nur allzu leicht gefährdet wird. Hoffentlich ist der Lehrer oder Küster des Ortes kein Schalk; sonst wäre möglich, daß dem Kanzeltrichter zuweilen irgendeine fesche Tanzmusik oder zwerchfellerschütternde Komikerei entströmte und den andächtigen Schlummer unsrer braven Sonntagsfrühchristen gräßlich behinderte.

Der gläubigen Phantasie sind – dank der flotten Nordsee-Gemeinde – nicht länger Schranken gezogen: zu Weihnachten und ähnlichen Festivitäten macht gewiß schönsten Effekt vor dem Altar eine Filmleinwand, auf der im Bild sichtbar würde, was der Lautsprecher aus den Evangelien weihvoll dahertrichtert. Und: kommt der Herr Pastor nicht mehr zur Kirche, so dürfen die Bauern gleicherweise ihren vergänglichen Leib zuhaus lassen. Sie legen sich ebenfalls Radio und pflegen der Andacht im warmen Familienbett oder am Stammtisch im Blonden Löwen. Die Kirche würde dann am besten pfundweis auf Abbruch verkauft oder an den durchreisenden Wanderzirkus mit Nutzen verpachtet.

Noch andre beherzigenswerte Vorschläge wären zu machen. Sie sollen verschwiegen werden. Die Rücksicht eines Freidenkers geht weiter als die der Kirchengläubigen selber. *Erich Kästner*

150 Sturm-Ausstellungen

Lieber Herr Walden!
Ihre 150. Ausstellung würde sehr glanzvoll aussehen, wenn nicht alle Jene, für die Sie jahrelang gekämpft haben – es waren die besten, fruchtbarsten Jahre des ‚Sturm' – heute, wo sie arriviert sind, bei Andern ausstellten.
Sie wissen, daß ich Ihre Leistung nie bestritten habe, noch in der schärfsten Polemik gegen Fehler des ‚Sturm' nie bestritten. Für unfehlbar halte ich Sie allerdings nicht. Mich auch nicht.
Daß Sie sich für tabu und sakrosankt erklären, scheint mir eine altmodische Geste, die eigentlich wenig zu Ihnen paßt. Heute ist aber nicht notwendig, an Fehler zu erinnern, sondern daran, daß sie so beinah Alle, die jetzt in den Museen moderne Kunst repräsentieren, gegen den geschlossenen Widerstand der öffentlichen Meinung durchgesetzt haben: Paul Klee, Franz Marc, August Macke, Boccioni, Chagal, Kandinsky, Feininger, Léger, Delaunay, Gleizes, Metzinger – und auch Henri Rousseau haben Sie meines Wissens als Erster in Deutschland gezeigt.
Kurz und gut: Sie haben eine Leistung aufzuweisen wie Keiner, der in Deutschland die letzten fünfzehn Jahre Kunstausstellungen gemacht hat.
Entschuldigen Sie, daß ich, dem Sie seit unsrer ersten Meinungsverschiedenheit im ‚Sturm' so gern jegliche Urteilsfähigkeit abgesprochen haben, Ihnen zur 150. Ausstellung gratuliere. *Adolf Behne*

Von Fachausdrücken

Wenn ich ein Vöglein wär', flög ich mir selber ins Gehirn und dann in den Urwald, wo er am tiefsten ist.
Gesetzt jedoch, ich wäre ein Hase, so würde ich mir energisch verbitten, daß ein Förster meine Augen mit „Lichtern" und meinen Schwanzstummel mit „Blume" bezeichnet.
Denn ich hasse die Fachausdrücke.
Ich hasse sie, seit ich als elfjähriger Knabe in der Tageszeitung las, es sei einem Trainer gelungen, mit Herzkönig zu landen, und Rosa, die Stallgefährtin von Simson II, habe für glatte Fahrt gesorgt, und Archibald habe endlich seine Maidenschaft ablegen können, und Geheimrat sei rasch,

aber wiederholt gut springend, aufgekommen, das Nest sicher haltend.
Niemand sagte mir, daß der Rennsport seine eigne Terminologie anwende.
Drum hielt ich den Verfasser der seltsamen Dinge für einen unsympathischen Menschen,
und da ich füglich wähnte, das tun zu dürfen, was Andern gestattet sei, so schuf ich mir
meine eignen Fachausdrücke und kürzte den Ausdruck „unsympathischer Mensch“ ab:
in „Unsympath“.
Leute, die mit Fachausdrücken um sich schmeißen, sind für mich Unsympathen.
Ein Fußballer erzählte, es sei dem Linksaußen gelungen, Elfmeter-Bälle
dem gegnerischen Torwart in die Hände zu schießen.
Ich wendete mich daraufhin vom Fußballsport und interessierte
mich für Börsen-Angelegenheiten.
Mit Schrecken erfuhr ich, daß Konsols flau tendierten und Kupferwerte
fest waren auf das Anziehen amerikanischer Metallpreise; daß englische Eisenbahn-Aktien
Kurs-Abbröckelungen erfuhren; und daß kanadische Transport-Werte gut behauptete waren.
Ich weinte bitterlich und bat einen einschlägigen Fachmann um Auskunft.
Er antwortete: „In gefl. Beinhaltung Ihres gesch. Gestrigen
lege Ihnen, wie anbei bemustert...“
Da brach der Krieg aus, und nun wurde es vollends schlimm.
Ich erinnere an die „abgekämpften“ Divisionen, an das „Vergasen“ und an den „Feuervorhang“.
Alsdann lernte ich das Cabaret kennen.
Alle Conferenciers, und seien sie noch so christlich, jüdeln, was das Zeug hält.
Aus Wien importiert, in Brünn gebürtig, in Iglau zur Welt gekommen, führen sie
die Worte „Machloike“, „Zoff“, „Zores“, „Bestemm“ im Munde und quälen mich damit.
Doch auch ansonsten bietet das Cabaret herrlichste Fachaus-
drücke. Man tritt keineswegs auf – nein: man „arbeitet“. Einer
arbeitet „bunt“. Das ist ein Komiker mit Kitt-Nase und kalter
Zigarre. Er arbeitet von 11.15 bis 11.35 und hat jeden Abend
„acht Vorhänge“ (das heißt: er wird jeden Abend dreimal herausgeklatscht).
Ein Direktor schrieb einer Kollegin: „Sehr geehrtes Fräulein!
Wir haben in Erfahrung gebracht, daß Sie in der Nachmittags-Vor-
stellung nur halbe Spitze getanzt haben...“
Die Ärmste war arabische Tänzerin, alte Schule, und hatte gemeint, sich nachmittags
ein bißchen schonen zu dürfen, statt „volle Spitze“ zu tanzen.
Die Förster, die Fußballer, die Jockeis, die Kaufleute, die Generale, die Artisten;
sie bieten mir entweder nichts Neues, oder ich mag nichts Neues wissen.
Ich habe mich jetzt dem parlamentarischen Leben zugewendet
(rein platonisch) und sammle politische Fachausdrücke.
Vielleicht werde ich dadurch reif für den Reichstag.
Oder – siehe den Anfang – für den Urwald.
Urwald wäre mir lieber, tausendmal lieber. *Hans Reimann*

Alter Welt Sanierung

Caillaux, Finanzgenie von Rang,
beriet, entwarf und prüfte lang,
bis er das Heil gefunden.
Und sieh: Der Franken hebt sich schon
bei Arbeit zu gekürztem Lohn
und länger als acht Stunden.

Auch Eckener für seine Werft
die Propaganda sehr verschärft.
Die Zeit ward nicht verzettelt.
Weil's Kapital nicht will noch kann,
wird neuerdings beim kleinen Mann
recht unverhüllt gebettelt.

Die Hausbesitzer mit Gewicht
erklären: Wir verzichten nicht
auf schwer erworbne Renten.
Die Mieter sind so gut gestellt.
Worauf die Friedensmiete schnellt
zu hundertvier Prozenten.

So kann die Welt in Glück und Glanz
bei ihrer künftigen Bilanz
doch auf Gesundung pochen.
Nur Eines scheint dabei nicht gut:
daß jegliche Sanierung ruht
auf unsern armen Knochen! *Karl Schnog*

Treuer, aber gestrenger Leser. In einer Anekdote der Nummer 22 wird der letzte August von Sachsen „Königliche Hoheit“ genannt. Dazu schreibst du mir, daß in Deutschland weder Geenje noch Könige jemals so angeredet worden sind. Du entschuldigst hoffentlich, daß ich bisher andre Interessen gehabt habe. Aber man soll niemals verschmähen, auf allen Gebieten zuzulernen. Bildung macht frei.

Gottfried Benn. In Wahrheit liegen die Dinge ja noch viel ärger, als Sie sie vorige Woche hier geschildert haben. Aber Sie glauben hoffentlich nicht, daß diese Zustände eine Errungenschaft unsrer großen Zeiten sind. Den todkranken Heine peinigt einmal ein Hippodrombesitzer maßlos mit seinem Geschwätz. Da, so berichtet Alfred Meißner, hebt der Dichter aus der Matratzengruft „sich ungewöhnlich rasch hoch, blickt mich an und sagt auf deutsch mit einer Stimme, in welcher sich Wehmut und Ingrimm mischen: ‚Hören Sie dieses Tier, das mir erklärt, wo Peking liegt, und was die Mandarinen sind – es verdient täglich zehntausend Francs! Fragen Sie doch einmal nach, was mir Julius Campe für eine Auflage meines Buches der Lieder zahlt!‘“ Mit dem hatte ers überhaupt. In einem Geplänkel über das Denkmal, das Deutschland ihm schuldig sei, unterbrach er einmal seinen Bruder. „In Hamburg hab’ ich schon eins.“ „Wo?“, rief Max Heine erstaunt. „Wenn du von dem Börsenplatze dich links hältst, so siehst du ein großes, schönes Haus, das dem Verleger meiner ‚Reisebilder‘, Herrn Julius Campe, gehört. Das ist ein prachtvolles Monument aus Stein, in dankbarer Erinnerung an die vielen und großen Auflagen meines ‚Buches der Lieder‘.“ Wenn Sie an solchen Unterhaltungen, geführt von 1802 bis 1856, eine immer interessanter und aufschlußreicher als die andre und alle zusammen spannend wie kein Roman und erschütternd wie keine erdichtete Tragödie der Weltliteratur, 825mal teilnehmen wollen, so lesen Sie die 1000 Seiten ‚Gespräche mit Heine‘ – diesem heute noch und heute grade überwältigend aktuellen Jahrhundertkerl, diesem politischen Visionär höchsten Ranges –, die H. H. Houben zum ersten Mal gesammelt und (in der Literarischen Anstalt Rütten & Loening zu Frankfurt am Main) herausgegeben hat.

Polarfahrer. Interessantes aus aller Welt? Dazu rechnet die Erfinderin dieser Rubrik, die Berliner Morgenpost, auch folgende Feststellung: „Der Genuß der Leber vom Eisbären ist gefährlich.“ Eine Warnung, die sich hoffentlich besonders die Leser des Bezirks Berlin Norden hinter die frierenden Ohren schreiben werden.

Chemnitzer. Sie bitten alle Chemnitzer Leser der ‚Weltbühne‘, dieser ihre Adresse mitzuteilen, damit Sie einen Treffpunkt für sie schaffen können.

Bayer. Ich komme durch Lindau, habe Aufenthalt und gerate an eines deiner Presseorgane. Und lese: „Eine der schrecklichsten Plagen in dem vom Bolschewismus zu Tode gepeinigten Land sind die verlassenen Kinder, deren Zahl schon 1923 Lenins Witwe mit 7 Millionen bezifferte. Mädchen von 10 bis 12 Jahren gehen zahllos in dem Heere der Prostituierten auf. Bei einer einzigen polizeilichen Streife in Moskau wurden jüngst an 1000 Mädchen von 8 bis 16 Jahren festgenommen.“ Und so weiter. Überschrift: Die Kinderhölle in Rußland. Man hat die Bierherzen deines Landes, die vom Volksentscheid her vor dem Kommunismus zittern, für geeignet gehalten, sich noch immer und immer mehr Angst einjagen zu lassen. Und so hat man für die bayrische Welt, die an allen Ecken und Enden mit Brettern vernagelt ist, diese Schweinerei ausgeheckt. Kinderhölle in Rußland? Hölle der Ignoranz, der Brutalität und der Verlogenheit in Bayern. Das feine Papier heißt übrigens: Münchner Illustrierte Presse.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Invictis victi victuri von Carl v. Ossietzky

Denkmalsenthüllung in der Berliner Universität. Ganz großer Tag. Die Professoren, die Studenten in Wichs. (Die republikanischen Gruppen sind fortgeblieben.) Der Reichspräsident, wieder als Marschall; – die Minister. Hakenkreuzfahnen umrahmen das freundliche Familienbild, in dem auch der zurückgekehrte, beruhigend erholt aussehende Herr Geßler nicht fehlt. Die Inschrift hat Herr Seeberg ertiftelt, ein sanfter Theologe und streitbarer Nationaler: „Den Unbesiegten die besiegten Sieger der Zukunft.“ Das ist dunkel, dem Familienkreis hier deshalb einleuchtend. Die wissen, was man sich unter solcher Rätselformel zu denken hat. Und dies schöne stille Einverständnis erfüllt die Reden. Zuerst ein Studiosus: ‚Preußische Disziplin, äh!‘ Dann Bergrat Pompecki, der Rektor, ein Geologe, gewohnt mit langsamen Entwicklungen zu rechnen, deshalb noch nicht bei der Republik angelangt. Redet den Reichspräsidenten mit ‚Exzellenz‘ an und preist Gustav Roethes Verdienste. Seeberg, der sanfte Theologe, erklärt: dieses Denkmal bedeute ‚das heilige Dennoch‘. Und damit sind wir gleich sehr tief in nationaler Phraseologie. Diese geschwollenen Dunkelheiten sind kennzeichnend für die chauvinistischen Wortemacher, die entweder nichts Konkretes zu sagen haben oder sich um die Tatsachen herumdrücken. Kürzlich wurde in Berlin ein völkischer Dichter namens Knauff wegen allerhand Hochstapelei zu Gefängnis verurteilt. Der geschäftstüchtige Barde hatte auch einen Gedichtband veröffentlicht mit dem anspruchslosen Titel: ‚Und ich bin doch!‘ Megalomanie, die geübte Ohren auch in dem ‚heiligen Dennoch‘ wiederklingen hören. Verlogen wie die Sache ist der Stil. Die Niederlage im Krieg, das ist die harte Wahrheit. Weil man das nicht aussprechen mag, deshalb mixt man aus gequollenen Redensarten eine phantastische Zukunft. Diese Zukunft ist immer der fromme Selbstbetrug von Besiegten gewesen, die darüber die Gegenwart verloren haben.

*

Sechzig Jahre nach Sadowa zieht ein Zug von Reichsbannerleuten nach Wien zu gemeinsamer großdeutscher Kundgebung. Das ist viel. Aber sechzig Jahre nach Sadowa ist auch noch ein Konflikt möglich wie der zwischen dem Reich und Preußen über den Ratssitz in der Reichsbahn. „Belange“ der Länder werden ausgespielt, Schriftstücke in einem modisch temperierten Curialstil ausgetauscht; es riecht nach Moder und Regensburger Reichstag. Großdeutschland ist ein schönes Ziel. Aber täte man nicht besser, aus Bismarcks Kleindeutschland vorher den Geist größenwahnsinniger Duodezstaatlichkeit zu vertreiben? Die Weimarer Verfassungsmacher sind, wie um alle Probleme, auch um dieses herumgegangen. Heute fühlt sich der Partikularismus sicherer als jemals im alten Reich. Gäbe es Patrioten, die mit dem Hirn denken anstatt mit dem Maul, sie würden sich einsetzen für eine Neugliederung des

Reichskörpers, die der wirtschaftlichen Situation von Heute entspricht und der Lächerlichkeit kostspieliger Miniaturregierungen ein Ende macht.

*

Um Herrn Iwan Kutisker gibt es noch immer keine Ruhe. Die Enthüllung seiner Praktiken hat mehr als zwanzig deutsche Firmen nicht abgeschreckt, ihn um seine Vermittlung für ein profitables Russengeschäft anzugehen. Die Zeitungen mißbilligen das, und nur der „Vorwärts“ (der „Vorwärts“!) versucht eine Entlastungsoffensive für die kompromittierten Firmen. Eigentlich ist es schmählich undankbar von der nationalen Presse, Herrn Kutisker preiszugeben. Denn dieser tüchtige Geschäftsmann gehört zu den wenigen unleugbaren Errungenschaften der deutschen Ostpolitik im Kriege: er begann während der Okkupation in Kowno als Lederhändler. In Konferenzen mit den Militärbehörden machte er die Erfahrung, daß der Händler immer am besten mit dem Helden geht; er gewann deutsches Wesen lieb und grub sich tief in die Geheimnisse der deutschen Seele ein. So vorbereitet, war es ihm leicht, die Finanzräte der Seehandlung zu fascinieren, eines höchst venerablen Institutes, das noch im Assignatenjahre 1923 an den bewährten Methoden der friderizianischen Zeit festhielt und in dem beredten Handelsmann aus dem Osten ein kommerzielles Genie bestaunte. Die Seehandlung setzte auf Kutisker und verlor. Soll man die Herren Finanzräte deswegen steinigen? Soll man gar die hochachtbaren Firmen ächten, die sich an eine bereits gerichtsnotorische Persönlichkeit mit der Bitte um gütige Vermittlung wandten? Wer das tut, übersieht die neuerlichen Wandlungen in der geschäftlichen Moral. Übrigens nützt es auch gar nichts. Die Zeitungen brandmarken den Kutisker zwar als König aller Gauner, aber die Inhaber hochachtbarer Firmen lesen das und rufen begeistert: ‚Das ist ja der Mann, den wir brauchen!‘ Das verschafft ungeahnte Einblicke in die Wirkungen von zweispaltig aufgemachten Entrüstungen, aber auch in die seelischen Eingeweide der deutschen Wirtschaft. Für die ist Iwan nicht so anrüchig geworden wie für seinen Richter, der ihn einen Cagliostro nannte: er ist eben durch einen kleinen geschäftlichen Verkehrsunfall zeitweise außer Gefecht gesetzt. Solche Erkenntnis mußte eigentlich die ohnehin schon etwas legendäre Gestalt des ‚ehrbaren Kaufmanns‘ ziemlich definitiv abwürgen. (Der letzte Titelträger war Herr Cuno, der jedoch von Haus aus Geheimrat ist, und jeder Kutisker oder Holzmann hätte die Sache mit den Telegraphenstangen besser gefingert.) Der Kapitalismus, in faulen Konjunkturen abgemagert wie ein zum Wassertrinken verurteilter Falstaff, hat den aristokratischen Charakter seiner Blütejahre völlig abgestreift und wird, wie in der Epoche seines Flegeltums, wieder ein robuster plebejischer Wegelagerer, der sich einen blauen Teufel um Moral und Reputation schert. Die Söhne können wieder vornehm werden und den Ludergeruch des Raubes mit Parfüm behandeln, diese Generation kann sich das nicht leisten! Würde das offen gesagt werden, es wäre rauh, aber ehrlich. Warum die Tatkraft des seligen Hugo Stinnes

preisen und die Tatkraft des kleinen Herrn Kutisker verdammen? Der Eine wollte den ganzen Ozean in private Regie nehmen, der Andre nur am Strande Muscheln sammeln. Der Eine wollte die deutsche Eisenbahn verschlingen, der Andre sich, etwas bescheidener, an dem Gerümpel des Hanauer Lagers gesund machen. Wer den Kaufmann aus Mülheim noch heute preist, kann den Kaufmann aus Kowno nicht verwerfen. Die Inflation ist vorüber, die Erkrankung der Wirtschaftsmoral geblieben. Wir wollen den zwanzig hochachtbaren Firmen, die bei Kutisker antichambrierten, dankbar sein, weil sie das so deutlich aufgezeigt haben.

*

Ein Bannfluch aus Moskau hat die längst entthronte Ruth Fischer endgültig zum Schweigen verdammt. Es bleibt ihr jetzt nur noch übrig, entweder Memoiren zu schreiben oder in der Splittergruppe Katz-Korsch ruhmlos zu versanden. Die vor einem Jahre noch absolute Herrin einer großen Partei war, ist politisch tot. Es wird sie schmerzen, daß ihre beflissensten Adoranten von einst heute fast noch eifriger Reisig zu ihrem Scheiterhaufen heranschleppen als ihre Feinde. Oberflächlich betrachtet, ist Ruth Fischer einem von Moskau diktierten Kurswechsel zum Opfer gefallen. Aber auch Klara Zetkin, ihre erbittertste Gegnerin, stand zeitweilig in Ungnade, ohne dadurch erledigt zu sein. Eine Frau wie die Zetkin lebt eben nicht von dem Auf und Nieder sich bekämpfender Richtungen; die löscht kein Anathema aus. Es hat der Ruth Fischer weder an Wissen noch an Rednergabe gefehlt, sie hat Gefühl für Taktik und Intrige mitgebracht und so manches, was zum Inventar der Parteiführung gehört. Doch das Wichtigste blieb ihr immer versagt: die Wirkung ins Weite. Niemals hat sie überzeugen können, daß sie an ihrem Platz notwendig war. Die neue Rosa Luxemburg? Gewiß, sie konnte gelehrig wie ein Star das nachplappern, was ihr Meister Sinowiew für Leninismus ausgab. Aber es war immer nur dogmatisches Nachschwatzen von Dogmenkram. Es fehlte das Merkzeichen legitimierender Persönlichkeit. Die Luxemburg war das Leben gewordene Ideal; die Fischer warf sich mit der Sensationsgier der verlaufenen Bürgerin in die Politik. Sie hätte sich ebensogut dem Baccarat verschreiben können wie dem Sozialismus. Es soll um Himmelswillen nichts gesagt werden gegen pittoreske Frauengestalten in der Politik. Wenn wir in Deutschland von einer politisierenden Frau hören, dann denken wir zunächst an Käthe Schirrmacher mit dem salatgrünen Pompadour oder, wenns hoch kommt, an Kathinka v. Oheimb. In der zweiten Reihe hätte Ruth Fischer immer interessant und auffrischend gewirkt, als Führerin wurde sie zur Katastrophe. Ihre Laufbahn? Bei den Linksradikalen, wo so ein bunter Vogel nicht so alltäglich wirkt wie etwa in einem Club emanzipierter Bürgerlicher, mußte sie schnell Furore machen. Auch ihr Gegner gibt gern zu, daß sie ihren Marx scharmant aufsagen konnte: sie trug ein ärmelloses Kleid, das an den Schultern stets sehr lose saß. Die Dialektik dieser Schultern überzeugte. Kreuzbrave Funktionäre, die niemals auch nur im Traum daran gedacht hätten,

revolutionäre Prinzipien ins Privatleben zu übertragen, waren wie verhext und setzten die Verführerin ins Führeramt. So wurde sie die Semiramis der Parteizentrale. Sie regierte absolut. Dekretierte ohne viel Umschweife, trieb Minoritäten aus; genoß die göttliche Verehrung ihrer engern Gefolgschaft. (Daß ein Mann wie Radek sie niemals ernst nehmen wollte, hätte eine Frau von ihrer Intelligenz stutzig machen müssen.) Weihrauch, in großen Portionen genossen, macht stumpf. Die junge Königin der Partei wurde träge und rund. Daß sie schließlich gegen den neuen Kurs in Moskau revoltierte, war verwegen, hätte aber nicht zu ihrer Erledigung zu führen brauchen. Fataler war, daß sie nicht mit dem unbeständigen Männergeschmack rechnete und ihre Tournüre vernachlässigte. Ernüchtert kamen die Genossen aus dem Zauberberg. Toujours perdrix? Die arme Ruth Fischer hat nicht als Führerin verspielt, sondern als Frau. Das macht ihre Niederlage irreparabel.

*

Herr Siehr, der Oberpräsident von Ostpreußen, ist ein guter Demokrat, innenpolitisch zuverlässig; wenigstens den Völkischen ein Greuel. Herr Siehr hat vor einigen Tagen eine Rede gehalten, in der er sich sehr umständlich mit der polnischen Politik und mit der Korridorfrage beschäftigte, auch der gegenwärtigen polnischen Regierung einige gute Ratschläge erteilte. Da Herr Siehr seinen Ausführungen die Versicherung vorangeschickt hat, mit dem polnischen Nachbarn in Frieden leben zu wollen, wird er seine Rede wahrscheinlich für pazifistisch gehalten haben. Der Herr Oberpräsident ist ohne Zweifel ein tüchtiger Grenzbeamter. Aber ist es seine Aufgabe, europäische Politik zu machen? Denn mag man auch mit Herrn Siehr in dem polnischen Korridor eine wirtschaftliche und politische Unmöglichkeit sehen, die Angelegenheit ist eine europäische, und kein wohlmeinender Oberpräsident wird sie in einem feiernden Patriotenkränzchen lösen. Zudem klingen solche Reden nahe der Grenze, auch wenn sie leidlich pazifistisch pointiert sind, jenseits der Grenze wesentlich anders. Da empfindet man eine Bemerkung wie: ‚Ob Polen selber für diese Erkenntnis schon heute reif ist, bezweifle ich stark, da auch dort einsichtigere und staatsmännisch denkende Köpfe durch die Nebelschwaden der nationalistischen Phrasen ihrer Presse schwer hindurchschauen können‘, als anmaßliche Einmischung in fremde Verhältnisse. Und einen Satz der Art: ‚Da wir aber einstweilen von der vernunftgemäßen Lösung der Korridorfrage noch weit entfernt sind, müssen wir in Ostpreußen nach wie vor die Augen offen halten‘, als alarmierende Drohung. Daß Herr Siehr die Augen offen hält, ist nützlich gegenüber den geheimbündlerischen Umtrieben in seiner Provinz. Wenn er dazu auch den Mund geschlossen hielte, würde er wirklich ein Musterbeamter sein. Die Außenpolitik wird nun einmal nicht von den Oberpräsidenten gemacht. Doch es ist unnütz, mit Herrn Siehr und andern frohen Festrednern zu rechten; so lange man in Deutschland nicht begriffen hat, daß es ein bitteres lateinisches Wort gibt, älter und wahrer als das des Herrn Seeberg: Vae victis!

Die Freiheit in Sowjet-Rußland von Adolf Grabowsky

Reisen heißt: sich an ein Neues verlieren. Ist das richtig, so ist eine Reise in Sowjet-Rußland entscheidend dafür, ob Jemand überhaupt zu reisen versteht. In Europa nämlich, und selbst in Amerika, gibt es heute nicht mehr viel Neues. In Rußland dagegen ist Alles anders. Ist man unfähig, sich diesem Fremden hinzugeben, so kann man jahrelang im Lande sein und verfehlt doch das Wichtigste. Dabei ist gleichgültig, ob man ablehnt oder zustimmt. Hauptsache, daß man Sinn hat für das Neue. Dann merkt man, daß trotz allen Konzessionen, die das rote Moskau macht, ein einheitlicher und beinah unbeirrbarer Geist regiert. Noch die kleinste Verwaltungsmaßregel ist Ausstrahlung dieses Geistes. So versteht, wer das Ganze verstanden hat, jeden Teil des Apparats. Manchem Besucher kommt die Erleuchtung ganz plötzlich, wie Jemand bei Erlernung einer Sprache in einer Sekunde den Geist der Sprache erfaßt, den Ursinn, der nun alles Weitere kinderleicht macht. Die ohne Sprachtalent sind, haben solchen Moment niemals, aber sie richten wenigstens kein Unheil an. Viel schlimmer liegt der Fall bei Denen, die ergebnislos im neuen Rußland waren, — schlimmer, weil sie mit Vorliebe in den Zeitungen schreiben.

Allerdings wird die Erkenntnis durch ein Faktum stark gehemmt: der Europäer, ob Kommunist oder Nichtkommunist, kann aufs tiefste gepackt und erschüttert werden in Sowjet-Rußland — es ist unmöglich, daß er sich dort behaglich fühlt. Man muß also stets absehen von seinen persönlichen Empfindungen, und das kann nicht jeder Mensch. Keynes, der zur Zweihundertjahrfeier der Russischen Akademie der Wissenschaften ein paar Wochen in Petersburg und Moskau war, und der einige nicht grade bedeutende Artikel in der englischen ‚Nation' darüber geschrieben hat, erwähnt ein Urteil des englischen Kunsthistorikers Sir Martin Conway, er habe bei der Rückreise aus Rußland auf der finnischen Grenzstation das Gefühl gehabt, als ob ein großes Gewicht auf ihm gelastet hätte und nun fortgenommen würde. Er könne dies Gefühl nicht genauer definieren, habe es auch bei seiner Ankunft in Rußland nicht gespürt. Im Laufe der Zeit aber habe es sich gezeigt und habe sich langsam gesteigert. „Das Gefühl, frei zu sein, verschwand nach und nach. Obwohl Jedermann freundlich war, fühlte man die Gegenwart eines Druckes, der nicht auf einem selbst ruhte, aber Alles durchdrang." Keynes unterstreicht diese Äußerung. Das ist Überbetonung des Fremdgefühls, und ich schließe daraus, daß nur wenige Angelsachsen imstande sein werden, Sowjet-Rußland zu fassen. Das Fremde ist ihnen allzu fremd, und so ist ihnen verwehrt, sich darin zu verlieren. Der Engländer versteht ja überhaupt nicht zu reisen, obwohl er immerfort auf der Reise ist. Er kolonisiert, indem er Distanz zieht, seine wunderbare Regierungsmaschinerie nach Übersee trägt und im übrigen sehr viel Freiheit läßt; aber er durchdringt nicht das fremde Land. Ich gebe jedoch Sir Martin Conway zu, daß man kein Engländer zu sein braucht, daß man

nur Europäer zu sein braucht, um bei allem Enthusiasmus für das-Neue einen Druck nicht los zu werden. Ich behaupte sogar, daß diesen Druck selbst die Sowjet-Kommissare spüren, ja diese vielleicht besonders, weil ihnen allen Europa besonders vertraut ist. Warum gehen sie denn so gern in deutsche Badeorte, obwohl doch Rußland reich ist an ausgezeichneten Mineralquellen? Diese Kommissare leiden selbst unter den Geistern, die sie gerufen haben.

Dabei ist der Druck ganz und gar anders als der zarische. Unter dem Zaren war das öffentliche Leben beschränkt, das Privatleben aber ziemlich frei, freier als in vielen Teilen Europas. Man durfte sich wie ein Schwein benehmen, wenn man nur keine radikale Politik machte. Heute ist grundsätzlich zwischen öffentlichem und privatem Leben kein Unterschied; genau so wenig wie zwischen öffentlichem Recht und Privatrecht. Der Mensch steht nackt dem Staat gegenüber; und der Staat hat das Recht, jeden Knochen seines Körpers abzutasten. Man wird den letzten Zeiten des Zarismus sogar zugeben dürfen, daß trotz allen Rückschlägen die Pressefreiheit ziemlich weit gediehen war. In der großen Enzyklopädie, die damals erschien, konnte ein Lenin unangefochten seinen berühmten Artikel über Marx schreiben. Heute ist bekanntlich jedes Presseerzeugnis verboten, das den kommunistischen Prinzipien zuwiderläuft. Von den europäischen Grund- und Freiheitsrechten, diesen Individualrechten, die für Europa präpariert wurden in der französischen Aufklärung, gibt es in Sowjet-Rußland keine Spur. Das verzeiht der liberalistisch gesinnte Europäer — und jeder Europäer ist so gesinnt, selbst der Kommunist, denn wir sind alle durch die große französische Revolution hindurchgegangen — dem roten Russentum niemals. Das arbeitet im Unterbewußtsein des Europäers, und es ist schon viel, wenn er das Faktum ins Oberbewußtsein heraufhebt und damit als Fehlerquelle erkennt.

Daß die entrechtete russische Bourgeoisie diesen Druck schwer empfindet, ist nicht verwunderlich, denn er richtet sich unmittelbar gegen ihre soziale Stellung. Viel wichtiger ist die Frage, ob auch die Arbeiter und Bauern, für die dieser Staat doch geschaffen ist, unter dem Druck leiden. Hier sei zunächst bemerkt, daß durchaus nicht alle städtischen Arbeiter mit dem Kommunismus sympathisieren. Nicht viel besagt dabei, daß nur ein kleiner Teil von ihnen der Kommunistischen Partei angehört, denn die Partei kapselt sich bekanntlich ab, läßt nur tausendmal Geprüfte in ihre Zirkel. Aber es ist nicht zu verkennen, daß viele Arbeiter gradezu in Opposition zur Partei stehen. So geschieht es in letzter Zeit oft, daß bei der Wahl von Gewerkschaftsfunktionären oder bei der Wahl zu den Fabrikkomitees die kommunistischen Kandidatenlisten absichtlich zu Fall gebracht werden. Im Bauerntum ist zwar die Opposition weniger geschlossen, dafür aber viel akzentuierter. Trotzdem behaupte ich, daß heute weder im Bauerntum noch in der Arbeiterschaft das Gefühl eines Druckes besteht. Einmal deswegen, weil der russische Mensch nicht dieselben Freiheitsforderungen an den Staat hat wie der Abendländer. Ja, er fühlt

sich im Gegenteil erst eigentlich wohl unter einer starken Hand. Im Russen lebt die Wollust des Folgens. Deshalb – nebenbei gesagt – der Mangel an bolschewistischen Führern zweiten und dritten Ranges. Auf die Führer ersten Ranges folgen sogleich die Folger. Der Kommunismus hat das erkannt und bemüht sich, durch eine Unzahl von Parteihochschulen und Parteischulen und durch eine hervorragend aufgebaute Parteiorganisation diesen Fehler zu korrigieren. Zweitens aber fühlt man deswegen keinen Druck, weil die Freiheit in bestimmten Grenzen, in den Grenzen des kommunistischen Prinzips, tatsächlich sehr groß ist. Nur die offenbare Einstellung gegen den neuen Staatsgedanken ist verboten, alles Andre erlaubt. Man sieht auch darüber hinweg, wenn in den Gewerkschaften und Fabrikkomitees die kommunistischen Listen sabotiert werden, denn es geschieht das doch immer in wirtschaftlichem Rahmen. Gewiß, hier versteckt sich die politische Opposition unter der wirtschaftlichen, aber es genügt auch dem Bolschewismus vollständig, daß sie nicht in politischer Form zum Ausdruck gelangt. Solange das nicht der Fall ist, werden die Ventile ruhig geöffnet.

Vor kurzem führte ich in Moskau ein langes Gespräch mit einem klugen Redakteur der ‚Iswestija‘. Ich erzählte ihm, daß ich auf meinen Reisen durch die Provinz die Reste der alten Bourgeoisie und der alten Intelligenz in höchst deprimierter Stimmung getroffen hätte. Während in Moskau und auch noch in Petersburg, so sagte ich ihm, diese Schichten eingegliedert sind in das Sowjet-System durch Anstellung in den Behörden, den Trusts und den Syndikaten, haben sie in der Provinz lange nicht diese Möglichkeiten. So spüren sie den Druck, der auf ihnen lastet, viel stärker als in den Hauptstädten. Die Folge davon ist, daß diese unlustigen Elemente im Produktionsprozeß nicht Das leisten, was sie leisten könnten. Wäre es nicht, so schloß ich, schon im Interesse der Gesamtproduktivität möglich, etwas mehr Freiheit zu geben, etwas mehr Meinungsfreiheit, Pressefreiheit, Versammlungsfreiheit?

Die Antwort wird dem Nichtkenner Sowjet-Rußlands verblüffend erscheinen. Der Redakteur erklärte mir nämlich allen Ernstes: Wir haben die größte Pressefreiheit, die es in der Welt gibt – und als ich ihn fragend ansah, fügte er hinzu: Ja, für Alle, die sich im Rahmen unsrer Grundprinzipien halten. Wer den Sowjet-Staat bejaht und damit am Aufbau des neuen Rußland teilnimmt, der kann sagen, was er will. Umgekehrt haben wir gar keine Veranlassung, Meinungsfreiheit Denen zu geben, die den Neuaufbau nicht mitmachen. Das ist unsre Demokratie.

Der Redakteur hätte sich sogar auf die Geschichte der Demokratie berufen können. Die heutige Demokratie, die mit dem großen Schuß Liberalismus, ist nämlich keineswegs die allein mögliche. Demokratie heißt doch nichts Andres als Volksherrschaft, Ausdruck des Gesamtwillens der Bevölkerung, und es ist dabei noch gar nicht gesagt, daß zu ihr unbedingt die Wahrung der Einzelwillen gehört, die Statuierung von Freiheitsrechten des einzelnen Bürgers gegen den Staat. In der antiken Demokratie jedenfalls gab es solche Rechte nicht. Es

gab dort, wie man sehr richtig formuliert hat, nur politische Freiheit, keine bürgerliche. Jeder Vollbürger konnte innerhalb des Staats zu allen Stellungen gelangen, es gab dabei im alten Athen so große Gleichheit, daß die Posten durch das Los verteilt wurden – von Rechten gegen den Staat jedoch verlautete noch nichts. Vielmehr war der einzelne Bürger mit Haut und Haaren vom Staat umfangen, dem Staat verfallen. Genau so ist es im heutigen Rußland. Deshalb hier auch das Prinzip der Zurückdrängung der Familie: zwischen den Bürger und den Staat darf sich auch die Familie nicht einschieben. Und auch darin Ähnlichkeit der antiken Demokratie mit der russischen, daß nur Teile des Volks von der Demokratie erfaßt wurden. Die Sklaven hatten keine, die Metöken andre Rechte. Die große Masse des Volks also war am Staat überhaupt nicht beteiligt. Das aber ist besser in Rußland: die große Masse trägt den Staat, und draußen bleibt nur ein kleiner Teil der Bevölkerung.

Warum konnte das alte Athen bürgerliche Freiheit unmöglich gewähren? Weil im geistigen Leben die orientalische Gebundenheit sich lockerte, und weil nun wenigstens politisch das Individuum in engen Schranken gehalten werden mußte, um einen festen Staat zu schmieden gegen die orientalischen Despotien. In Rußland muß der Staat heute aus einem ähnlichen Grunde das Individuum beschränken. Er will den Kollektivismus, ist aber doch, weil Rußland von kapitalistischen Staaten umgeben ist, immerfort genötigt, der Wirtschaftsfreiheit Konzessionen zu machen. Angefangen vom neuen oekonomischen System bis zur Akkordarbeit und zur Einräumung eines weitgehenden Erbrechts. Dazu kommt, daß grade erst durch die Revolution der Bauer zwar nicht theoretisch, aber praktisch Individualeigentümer geworden ist und damit in eine Art abendländischen Individualismus hineinzuwachsen beginnt. Umso mehr muß sich der Staat seiner ganzen Konstruktion nach bestreben, einen beispielhaften kollektivistischen Geist im städtischen Proletariat auszubilden. Diese Tendenz geht so weit, daß man sogar im privaten Liebesleben Individualgefühle zu ersticken sucht – Liebestragödien werden als bourgeoise Antiquiertheiten belächelt –, und daß man bei aller Pflege des Sports den Rekordismus in körperlichen Leistungen verdammt, weil er den Einzelnen über die Masse hinaushebt. Es ist klar, daß man unter diesen Umständen Individualrechte gegen den Staat gewiß nicht brauchen kann.

Innerhalb dieses grundsätzlichen Kollektivismus aber gibt es größte Freiheit der Äußerung. Insbesondere wenn es sich darum handelt, Mißstände, die die Masse bedrohen, an die Öffentlichkeit zu ziehen. Was in den Sowjet-Blättern an solcher Kritik zu finden ist, übersteigt alle Vorstellungen. Aus Städten und Dörfern werden Briefe an die Redaktion abgedruckt, deren Schärfe in Europa unmöglich wäre. Keine Autorität wird geschont, außer der Autorität der Sowjet-Republik selber. Hier kommt die Massivität des östlichen Menschen zum Ausdruck. Man muß lesen, was im letzten Herbst an Kritik der Ernteerfassung oder der für den Bauern unerschwinglichen Industrie-

preise geleistet wurde. Diese Kritik geht hinunter bis zu den Schulen. In den Wandzeitungen der Schulen, die Kollektivarbeiten der Schüler sind, wird kein Lehrer geschont. Den europäischen Schulmeister alten Stils träfe davor der Schlag.

Unerhörte Entflammung der Volkskraft! Die Selbsttätigkeit des Individuums nicht als Individuum, sondern als Glied der Masse wird entfesselt. Energien brechen damit aus der Masse hervor, die dem russischen Volk einen grandiosen Aufstieg zusichern. Man sehe sich nur einmal irgendeine improvisierte Theatervorstellung in einem Arbeiterklub an. Die Sitzung des Fabrikkomitees ist zu Ende, der gesellige Teil, so würden wir sagen, beginnt, Arbeiter und Arbeiterinnen werfen sich ein paar Fetzen über und glossieren in dramatischer Handlung die Ereignisse der Politik und der Fabrik. Oder man geht auf die Straße, um auf rotüberwehten Wagen die lebende Zeitung darzustellen. In den Wandzeitungen der Fabriken regen sich zeichnerische Talente von der karikaturistischen Wucht eines Daumier. Und auch um die Erziehung der jungen Generation kümmert sich der Arbeiter. Jede Fabrik hat die Chefschaft über eine Schule oder über ein Kinderheim, nicht nur in Gestalt finanzieller Versorgung, sondern auch in der Kontrolle der Leistungen. Wobei eigentlich Kontrolle ein ganz falsches Wort ist, ein abendländisches Wort, denn in sich ist wieder die Schülerschaft dieser Schule ein geschlossenes, sich selbst verwaltendes Kollektiv, das der Autorität des Lehrers nur geringen Raum läßt. So entscheiden die Schüler grundsätzlich selbst über die Verfehlungen eines Kameraden. Bis in die Gefängnisse hinein dringt diese Energieweckung auf Grund des Gemeinschaftsgefühls. Unvergeßlich bleibt mir, wie die Sträflingskapelle in einem Moskauer Gefängnis die Internationale spielte, wie die Aufseher salutierend vor dieser Kapelle standen, und wie plötzlich Gefangene und Gefängniswärter zu einer einzigen engen Gemeinschaft zusammenschmolzen.

Dieser Strom, der aus dem Proletariat hervorbricht, wäre nicht möglich ohne das Bewußtsein des Arbeiters, daß er tatsächlich herrschende Klasse im Staat ist. Er bekommt weniger Lohn als vor dem Kriege, aber er fühlt sich ganz anders. Beweis, daß der Mensch nicht von Brot allein lebt, am allerwenigsten der Russe. Eine starke, ehern diktatorische Regierung, die stärkste Regierung wahrscheinlich, die es augenblicklich in der Welt gibt – und doch das Freiheitsgefühl des Arbeiters. Er fühlt sich eben frei als Kollektivwesen, als Staatsträger – Freiheit, die dem Abendländer nicht genügen würde, die aber wunderbar angepaßt ist dem russischen Menschen. Und, je mehr das Dorf ergriffen wird von der roten Jugendbewegung, desto mehr wird auch die neue Bauerngeneration diesem kollektiven Freiheitsgefühl gewonnen. Das nächste Problem ist, ob sich dies Gefühl auch auswirken wird auf die Arbeit. In der kapitalistischen Welt arbeitet man, um seinen Privatbedarf zu decken und Privatvorteile zu erlangen. Vollkommene Ausmerzung dieser privaten Antriebe ist unmöglich. Aber wird es gelingen, doch die kollektiven Antriebe ihnen überzuordnen? In dieser Hinsicht schwankt das russische Schiff noch im Sturm.

Unsre Reichswehr von einem alten Soldaten

Das Reichsheer – die Bezeichnung: Reichswehr führt irre, denn dazu gehört auch die Reichsmarine – ist organisatorisch gegliedert in 2 Gruppenkommandos mit den Aufgaben der alten Armee-Inspektionen in Cassel und in Berlin. Den Gruppen unterstellt sind 7 Infanterie-Divisionen und 3 Kavallerie-Divisionen; die Bezirke der Infanterie-Divisionen heißen: Wehrkreise. Je 3 Infanterieregimenter, 1 Artillerieregiment und der erforderliche technische Troß bilden die Division.

Die Gruppen sind jetzt direkt dem Reichswehrminister unterstellt; der Chef der Heeresleitung besitzt keinerlei Befehlsgewalt über ihre Oberbefehlshaber. Ihm bleibt die Aufgabe der Durchbildung des Generalstabs, den uns das Kompromiß mit der Interalliierten Militär-Kontroll-Kommission belassen hat, und die Ausgabe von Richtlinien für die Erziehung der Truppe.

Dem neuen Heer bleiben im wesentlichen die Waffengattungen des Kaiserheeres der Vorkriegszeit. Alle modernen, namentlich die im Krieg entstandenen und fortentwickelten Waffen – wie Tank, Flammenwerfer, Flugzeug, Schwerkaliber, Gas – sind verboten; die von Schlieffen und Deines eingeführte schwere Artillerie des Feldheers, die 15cm-Haubitze und der 21er Mörser ebenfalls, obwohl – oder vielleicht: weil – Herr Köster, seinerzeit Reichsminister des Äußern, in widerlichen Noten die ehemaligen Feinde um deren Belassung für Bürgerkriegszwecke angebarmt hat.

An wichtigern Waffen stehen der Infanterie, außer dem kriegsbewährten schweren Maschinengewehr, nur noch leichte Minenwerfer und im besondern Falle für jedes Regiment eine Infanterie-Geschütz-Batterie kleinsten Kalibers (3,5 cm) zur Verfügung. Die Infanteriegeschütze haben im Feldzug oft auch für die Tank-Abwehr Verwendung gefunden. Heute ist diese Aufgabe auf die – den Artillerieregimentern unterstellten – motorisierten Batterien übergegangen. Die Artillerie führt nur die beiden Kaliber der alten Feldartillerie, nämlich die verbesserte Type des 7,7cm-Geschützes 96/06 n. A. aus dem Jahre 1916 und die aus demselben Jahr stammende leichte Feldhaubitze von 10 cm. Beide Kaliber sind zum Wirkungsschießen gegen feste und verdeckte Ziele wenig geeignet.

Die taktische Ausbildung der Truppe regelt die Vorschrift: ‚Führung und Gefecht der verbundenen Waffen', denen Herausgabe erst unter General v.Seeckt veranlaßt worden ist. Der Soldat Seeckt soll nach diesem Werk beurteilt werden können, weil es den Extrakt seiner Kriegserfahrungen darstelle. Und da muß man sagen, daß diese Vorschrift den Kriegsruhm des Herrn v. Seeckt in keiner Weise rechtfertigt. Ganz abgesehen davon, daß sie ausschließlich mit militärischen Größen operiert, die dem Reichsheer nicht zur Verfügung stehen: auch darüber hinaus zeigt sie nicht den mindesten Willen zu einer Abkehr von dem System der Systemlosigkeit, das sich im Oktober 1918 totgelaufen hat. Der operative Querschnitt ergibt ein beschämendes Resultat. Selbst das italienische Heer hat die Kriegserfahrungen besser auszuwerten verstanden als der vielgerühmte preußische General-

stab. In keinem andern modernen Heer finden war ein so zähes Festhalten an den überlebtesten Gefechtsformen des Weltkriegs. Die Büffeltaktik, die an der Marne, vor Verdun und bei Amiens so vollständig versagt hat, wird heute im Reichsheer auf gradezu vollendete Weise fortgebildet. Die elementare Lehre der viereinhalb Kriegsjahre: daß der Angriff nicht unter allen Umständen die beste operative Lösung ist, hätten auch die Karmesinfarbenen ruhig einmal begreifen dürfen.

Der Vorschrift, die übrigens ausdrücklich als Vorschrift für den großen Krieg gedacht ist, kann auch nicht die geringste Eignung zur Führerschulung für den Großkampf beigemessen werden. Wert besitzt sie nur für den Bürgerkrieg. Gegen unbewaffnete, nicht zum Widerstand gerüstete und nicht dazu bereite Arbeiter ohne militärische Führung mag sie sich bewähren.

Die Übungsarbeiten des Generalstabs stehen nach zuverlässiger Angabe auf ähnlich kläglichem Niveau. Naturgemäß hört die Öffentlichkeit von diesen Arbeiten, auch von den Kriegsspielen der Stäbe, nicht viel. Was man davon hört, ist zum Götterbarmen. So sollen, zum Beispiel, die jährlich bearbeiteten Kriegspläne gegen Polen seit Jahren auf der fixen Idee eines Einbruchs in den Korridor basieren. Eine unmögliche Idee. Jedem Laien mit gesundem Menschenverstand muß als einzig möglich der Herzstoß auf Thorn und die alten polnischen Schlachtfelder um Wloclawek auf Warschau erscheinen, der die neu erbaute polnische Eisenbahnlinie auf Soldau schon in der operativen Entwicklung abschneiden müßte.

Die Ausbildungsvorschriften für die einzelnen Waffen zeigen den gleichen unzulänglichen Charakter. Ein Beispiel für viele: Der deutschen Truppenführung ist niemals die Nützlichkeit einer Fechtart aufgegangen, die der Engländer schon im Jahre 1917 allgemein angewandt hat – nämlich der Anweisung an die vordersten Grabenbesatzungen, unter schwerem feindlichem Wirkungsfeuer nach vorn ins Niemandsland auszuweichen, statt in hinteres Gelände, auf dem sehr bald Sperrfeuer liegen mußte.

Das neue Heer rekrutiert sich überwiegend vom platten Lande. Die nicht erstgeborenen Bauernsöhne gehen noch heute ebenso gern zum Kommiß wie in der Kaiserzeit. Daß solcher Ersatz das intellektuelle Niveau des Heeres, insonderheit des Unteroffiziercorps, nicht nennenswert heben kann, ist außer Zweifel. Der geringfügige städtische Einschlag des Rekrutenkontingents weist einen äußerst geringen Prozentsatz von Fabrikarbeitern auf. Fast das gesamte Rekrutenmaterial entstammt überdies den Vaterländischen Verbänden. Die ‚Heeresergänzungsbestimmungen' (§ 2) sehen zwar als Werbestellen die Bataillons- und Abteilungskommandos vor. Tatsächlich liegt aber die Werbetätigkeit in den Händen der Kompagnie- und der Batteriechefs. Sie sollen besonders „ihre persönlichen Beziehungen ausnutzen". Was dabei herauskommt, ist diesen „persönlichen Beziehungen" angemessen und im Fall des Oberst v. Luck offenkundig geworden. Die geworbenen Mannschaften – Einstellungstermine sind offiziell nur der 1. April und der 1. Oktober – werden zunächst den Ausbildungsbataillonen, den neu geschaffenen IV. Bataillonen, überwiesen.

Die Ausbildungsbataillone sind 1923 und 1924 der Herd der sogenannten Schwarzen Reichswehr gewesen. Darin fanden alle die jungen Leute Aufnahme, die aus Abenteuerlust, seltener aus vaterländischem Trieb dem Reichsheer zustrebten. Vielfach waren es die Söhne jenes Mittelstandes, dem Krieg und Inflation die oekonomischen Fundamente zerstört, den Entbehrung und Geldentwertung auch moralisch zugrunde gerichtet hatten. Desperados und Berufssöldner stauten sich in den Ausbildungsbataillonen. Der Minister Geßler hat im Reichstag später das gefühlvolle Wort gesprochen: „Man mußte diese Leute einmal Kniebeuge machen lassen...“

Damit war es aber nicht getan. Die Geschwulst ist niemals aufgeschnitten worden. Man hat die Syphilis mit Heftpflastern bekämpft. Heute kann die Reichswehr von dem abgewirtschafteten und als unnütz erkannten System der illegalen Ausbildung schon deswegen nicht lassen, weil der ständige Zuzug frischer Leute unentbehrlich für sie ist. Ihre alten, auf 12 Jahre verpflichteten Mannschaften sind regelmäßig nach 3 bis 4 Jahren Dienstzeit so unbotmäßig geworden, daß sie, unter sich gelassen, eine stetige Gefahr bedeuten würden.

Die Verpreußung des Fascismus von Richard Freund

Die Straßen und Plätze Italiens, auf denen der Fascismus seine Politik zu machen pflegt, beginnen um diese Jahreszeit für demonstrative Zwecke unbrauchbar zu werden. Je mehr die Sonne brennt, desto weniger Interesse findet die Politik. Ohnehin stehen die wirtschaftlichen Vorgänge im Mittelpunkt der öffentlichen Sorgen Italiens. Von einer Wirtschaftspolitik des Regimes ist dabei allerdings kaum noch zu reden. Es sind ganz andre als fascistische Elemente, die heute das Schicksal der italienischen Wirtschaft in den Händen halten. Man kann über die offizielle Ratlosigkeit nichts Besseres sagen, als der Leitartikler des ‚Manchester Guardian Commercial‘ kürzlich gesagt hat: „Sowohl Graf Volpi in Rom wie Professor de Stefani, der frühere Finanzminister, der jüngst in London sprach, geben uns viele vortreffliche Gründe an, weshalb die Lira stabil sein müßte. Nur Eins sagen sie nicht: warum sie es nicht ist.“

So ist nicht zu verwundern, daß die Herren der Macht nach andern Gebieten suchen, wo sie ihr Herrschertum mit weniger Kenntnissen und Schwierigkeiten betätigen können. Es hat die römischen Regierer nicht ruhen lassen, daß alle Italien-Reisenden der Welt seit ein paar Jahren von ihnen begeistert sind, weil die Eisenbahnen keine Verspätung haben; und sie wünschen sich anscheinend mehr Lorbeern dieser Art. Die Potemkinschen Dörfer der „disciplina“ womit sie den italienischen Staatsbürger hartnäckig und erfolglos plagen, sind in den letzten Wochen um eine Reihe amüsanter Neuigkeiten vermehrt worden, die in ihrer Mischung von preußischen und puritanischen Idealen an der prima Moral des Systems länger keinen Zweifel zulassen.

Da ist zunächst für Kinder unter fünfzehn Jahren ein Rauchverbot. Die Verfügung ist einschneidender, als man sich in Deutschland vorstellt, denn der italienische Junge beginnt schon mit fünf Jahren, Zigaretten zu rauchen, und empfindet es mit dreizehn Jahren als einen Hohn auf seine längst wohlerworbenen Mannesrechte, wenn man ihm diese Selbstverständlichkeit staatlich versperren will. Im Süden besonders leben Tausende von ganz kleinen Knaben von dem Verkauf von „Stummeln“. Es ist in Neapel gar keine Seltenheit, daß ein solcher „mozzonare“ eine halbe Familie aus dem Geschäft ernährt. Aber der Fascismus kümmert sich nicht um die mehr oder minder ernsten Sorgen der Jugend – Moral muß sein.

So wird denn auch die Justiz hinfort das Gefluche mit Gefängnis bestrafen. Daß der Staat dabei größere Erfolge haben wird als die Kirche, die seit Jahren eine intensive Antifluch-Propaganda betreibt, nimmt kein Mensch an; die Sache gehört mehr zur fascistischen Fassade und soll den guten Willen, insbesondere gegenüber dem Vatikan, beweisen.

Schlimmer sind schon die Folgen, die der neue puritanische Kurs für die italienische Literatur mit sich gebracht hat. In den letzten Monaten sind eine Reihe von Prozessen gegen Schriftsteller und verantwortliche Redakteure wegen Angriffen auf das „Schamgefühl“ geführt worden. Erst kürzlich wurde ein mäßiger, aber angesehener Komödienverfasser wegen einer Novelle vom Turiner Kassationshof zu 4 Monaten Gefängnis und 300 Lire Geldstrafe verurteilt, wobei der Sitzredakteur die gleiche Strafe erhielt. Daß in diesem wie in andern Fällen die „Sachverständigen“ auf Seiten der Literatur standen, erhöht nur die Ähnlichkeit dieser Justiz mit der deutschen. Wie überhaupt alle schlechten preußischen Errungenschaften vom Fascismus mit einer erstaunlichen Treffsicherheit erfaßt und imitiert werden.

Rom ist eine kleine Stadt. Es hat eigentlich nur vier oder fünf Hauptstraßen, auf denen sich so etwas wie Verkehr abwickelt. Aber wenn die ewige Stadt darin ein genaues Spiegelbild der italienischen Politik darstellt, so muß sie eben auch mitmachen, was jetzt in dieser Politik Mode ist: es muß mit Gewalt Alles groß und bedeutend sein. Seit einigen Wochen gibt es also in Rom eine Verkehrsregelung. Soweit diese das lebensgefährliche Durcheinanderfahren der wenigen Automobile erfaßt, beschränkt sie sich darauf, daß die phantastisch uniformierten Ordnungswächter den Bürgern das anregende Schauspiel von ununterbrochen um ihr Leben kämpfenden Gladiatoren gewähren. Das ist aber auf die Dauer zu gefährlich für die Schutzbefohlenen des Polizeipräfekten. So hat man eine neue Beschäftigung für sie gefunden, die zugleich der italienischen Hauptstadt zu dem Ruhm verhilft, die radikalste Verpreußung des Straßenlebens zu haben, die es gibt. Mehrere tausend Metropolitaner sind von früh bis spät damit beschäftigt, den Passanten beizubringen, daß sie nur auf der linken Seite der Straße zu gehen haben. Das nennt man dort Verkehrsregelung und schließt es in den großen und glorreichen Begriff der „disciplina“ ein. Daß man dem italienischen Pas-

santen Jagow-Methoden einfach nicht beibringen kann, und daß diese Methode in Rom am ersten wirklich heißen Tage Hunderte von Hitzschlägen zur Folge haben muß, weil außer „den Hunden und den Engländern“, wie ein römisches Sprichwort sagt, Niemand auf der Sonnenseite zu gehen vermag, ist dabei nebensächlich. Disziplin und Moral sind in allen südlichen Ländern dazu da, auf dem Papier zu stehen und dort auf Fremde Eindruck zu machen.

Man könnte noch eine ganze Anzahl solcher Naivitäten aus dem fascistischen Italien berichten – so, daß den Zeitungen verboten ist, ausführliche Berichte von Mord- und Selbstmordfällen zu bringen, weil dies das Volk demoralisiere. Alle diese reaktionären Spielchen werden von der futuristischen und erzradikalen Künstlerschaft, die sich an den ehemaligen Caféhausgenossen auf dem Diktatorstuhl gehängt hat, begeistert aufgenommen. Für den Zuschauer aber bilden sie die Bestätigung, daß der Fascismus – seit Farrinaccis Abgang auch politisch ins Wesenlose verschwommen – jetzt bereits bis ins Mark verspießert ist.

Deutsche Studentenschaft von Leo Karlsen

Es ist seinerzeit – als die Verhandlungen zwischen ‚Confédération internationale des étudiants‘ und ‚Deutscher Studentenschaft‘ gescheitert waren – in der republikanischen Presse von dieser ‚Deutschen Studentenschaft‘ gesprochen worden. Seit 1919 existiert an jeder Hochschule eine, durch Ministerialverordnung von 1920 nachträglich als studentischer Zwangsverband der Hochschule aufgebaute ‚Studentenschaft‘, die je ein Parlament – früher ASTA {Allgemeiner Studentenausschuß), jetzt Kammer – wählt, und dieses Parlament ist als offizielle Vertretung aller Studierenden der Hochschule sämtlichen Behörden gegenüber anerkannt. Die ‚Studentenschaften‘ aller Hochschulen sind zusammengeschlossen in einer Dachorganisation, eben der ‚Deutschen Studentenschaft‘.

*

Die Gegner des neuen Staates haben in anerkennenswerter politischer Weitsicht bei der Entstehung dieser ‚Studentenschaften‘ sofort erfaßt, daß hier sehr leicht – unter geschickter Ausnutzung der „Mentalität“ unsrer Kriegstudenten – eine gewichtige Machtposition im Kampf gegen die Republik auszubauen war. In diesen staatlich anerkannten Zwangsverbänden mußten unbedingt scharfe Gegner des neuen Staates, damals also Studenten nur deutschnationaler Couleur, ans Ruder gebracht werden. Und zwar möglichst in allen Einzelstudentenschaften, zumindest aber in der Mehrzahl von ihnen, um so auch den gesamten Apparat der Dachorganisation, der ‚Deutschen Studentenschaft‘ in die Hand zu bekommen. „Ich bin durchaus für Demokratie, wenn ich die Mehrheit für mich habe“, sagte einer der „völkischen“ Prominenten.

So inszenierte denn also der Hugenberg-Angestellte Otto de la Chevallerie (aus dem berühmten Hause Viktoria-

Straße 30 zu Berlin) eine studentische Bewegung mit dem angeblichen Zweck: die deutschen Studenten zu wahrhaft „völkisch“ und „national“ denkenden und handelnden Männern zu erziehen, um so dem „in Schande und Schmach versinkenden Volk“ als leuchtende Vorbilder zu dienen. Man bediente sich der Denkart der Frontstudenten, um Tausende von Idealisten zu einer „völkischen Erneuerungsidee“ zu bekehren, an welche die Prediger dieser Idee selbst nicht glaubten. Und um der nun wirklich entstehenden Bewegung den richtigen Weg zu weisen und auch die Führung zu behalten, wurde Alles von dem Mann mit dem echt teutonischen Namen schnell und gründlich organisiert – Geld spielte keine Rolle!

So entstanden an den einzelnen Hochschulen die ‚Hochschulringe deutscher Art‘, denen „selbstverständlich“ jeder wahrhaft „arische“ Student, jede wahrhaft „vornehme“ Studenten-Korporation beitreten mußte – Ehrensache! Und all diese einzelnen Hochschulringe schloß dann Herr de la Chevallerie zu einem Zentralverband: dem ‚Deutschen Hochschulring‘ zusammen. Als dann manchmal in der Öffentlichkeit die Frage laut wurde, woher denn die Herren das Geld nähmen für die zahllosen Reisen, Tagungen, Schulungswochen, Zeitschriften, Zeitungen, Büroräume und Angestellten, da gründete Otto de la Chevallerie schnell noch eine ‚Altherrenschaft des Deutschen Hochschulringes‘: abgebaute Generäle, rechtsradikale Industrielle, „nationale“ Parlamentarier, Hochschulprofessoren meldeten sich in Massen und gaben sich als Finanziers der jugendlichen Idealisten aus.

Geld spielte keine Rolle... Der hochherzige Freund und Gönner des Herrn de la Chevallerie, der Hugenberg-Angestellte Kapitän Mann – bei dem übrigens auch kürzlich Haussuchung gehalten wurde –, zahlte Alles; zahlte jahrelang die regelmäßigen Beträge an die Zentrale, den ‚Deutschen Hochschulring‘ – Motzstraße 22, wo auch das ‚Gewissen‘ des befreundeten Eduard Stadtler schlug und der ‚Deutsch-Herren-Club‘ des Herrn v. Gleichen in politischer Exklusivität machte –, und an dessen ‚Altherrenschaft‘, der ein andrer Gönner des Herrn de la Chevallerie, Senatspräsident Flügge, mit innerer und äußerer Vornehmheit präsidierte. Überflüssig zu sagen, daß aus denselben Quellen, nur mit dem Umweg über Herrn de la Chevallerie, auch die örtlichen Hochschulringe finanziert wurden.

*

Mit diesem großartigen Ausbau der Organisation lief parallel der rücksichtslose Kampf um die Macht in den staatlich anerkannten Einzelstudentenschaften, die doch – horribile dictu! – auch die „nicht-deutschen“ Juden aufnehmen mußten. Wahlte also irgendeine Einzelstudentenschaft in allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlen ihre Kammer, so stellte der örtliche Hochschulring eine „völkische Kandidatenliste“ auf. Bei der Wahl traten dann die Korporationen, von den Corps bis zu den katholischen Verbindungen, geschlossen an und errangen fast überall die Mehrheit der Kammersitze, da die Andersdenkenden (Freistudenten, Demokraten, Sozialisten) unter

einander uneins waren und sich dadurch selbst schwächten
oder aus Interesselosigkeit der Wahl fern blieben. So entstanden die berühmten völkischen „Mehrheiten“ in den Studenten-Parlamenten, die in Wirklichkeit nur die objektive Minderheit der rechtsorientierten Korporations-Studenten hinter sich haben.

In jahrelangem, bitterstem Kampf siegten schließlich die Rechtsradikalen, die schärfsten Antisemiten, über die Nicht-Antisemiten, die „Judenstämmlinge“ (die übrigens ebenfalls zumeist schlagenden Verbindungen entstammten): die rechtsradikale Mehrheit eroberte schließlich alle Machtpositionen und Ämter innerhalb der ‚Deutschen Studentenschaft‘. Der rechtmäßige „Vorstand der Deutschen Studentenschaft“ wurde auf dem Würzburger Studententag 1922 einfach abgesetzt und ein neuer „Vorstand“ gewählt!

*

Das Kultusministerium und die Linksparteien im Landtag sahen diesem jahrelangen Kampf zwischen den von Rechtsradikalen beherrschten Einzelstudentenschaften und den von staatstreuen Republikanern geleiteten Einzelstudentenschaften in Seelenruhe zu; sahen zu, wie hierbei die recht erheblichen Beträge dieser Zwangsorganisationen verpulvert wurden; sahen auch zu, wie schließlich die republikanischen Einzelstudentenschaften von den antisemitischen mit den Geldern des Herrn Hugenberg niedergekämpft und dann überstimmt wurden. Das Kultusministerium ließ zwar den Studententag der Sieger in Marburg durch Severing verbieten; aber es schwieg, als all die Versammelten nach Würzburg zogen und dort die Tagung abhielten. Das Ministerium behandelte auch den staatstreuen, rechtmäßigen „Vorstand der Deutschen Studentenschaft“ als gleichberechtigt mit dem eben in Würzburg unrechtmäßig gewählten Antisemiten-Vorstand; bald darauf ließ es den rechtmäßigen Vorstand überhaupt fallen und verhandelte nur noch mit den völkischen „Siegern“. Der Landtag schwieg sich aus; zumal ihm das Ministerium (der Aera Boelitz) ab und zu einige Beruhigungspillen reichte. Das Verbot einiger örtlicher Hochschulringe, die ihre völkische Erneuerungsarbeit fast ausschließlich auf militärischem Gebiet bewiesen, hatte selbstverständlich nicht den geringsten Erfolg: entweder hob der Staatsgerichtshof zum „Schutze“ der Republik das Verbot wieder auf, oder der Hochschulring wurde unter leicht veränderten Namen weitergeführt.

Jener Würzburger Studententag der antisemitischen Richtung beschloß die noch heute geltende Verfassung der ‚Deutschen Studentenschaft‘, die für alle Einzelstudentenschaften verbindlich ist. Danach gelten auslandsdeutsche Juden nicht als zugehörig zur Studentenschaft, auch auslandsdeutsche Nichtjuden werden nur dann in die Studentenschaft aufgenommen, wenn sie dem antisemitischen Kampfausschuß ihrer Hochschule angehören. Der Prager sogenannte Arier etwa, der an einer reichsdeutschen Hochschule studieren will, wird nur dann als gleichberechtigtes Mitglied aufgenommen (kann also nur dann aller (Fürsorge-Maßnahmen teilhaftig werden), wenn

er dem antisemitischen Kampfausschuß der Prager Hochschulen angehört hat. Nach derselben Verfassung gehören zur ‚Deutschen Studentenschaft‘ nicht nur alle reichsdeutschen, staatlich anerkannten Einzelstudentenschaften, sondern auch die rein „arischen“, antisemitischen Ausschüsse der auslandsdeutschen Hochschulen (zum Beispiel Oesterreichs). All dies weiß das Ministerium und weiß der Landtag – aber man schweigt.

*

Inzwischen haben sich die Verhältnisse in der ‚Deutschen Studentenschaft‘ konsolidiert; konsolidiert insoweit nämlich, als der Hochschulring die Einzelstudentenschaften und den Gesamtverband ganz und gar beherrscht. Chevalleries und damit Hugenbergs Sieg ist allseitig als Recht anerkannt. Und Alles klappt wie gewünscht:

1925 tagte diese antisemitische ‚Deutsche Studentenschaft‘ im Preußischen Landtag! Herr Minister Becker war Gast-der völkischen Sieger, die diese politische Perversität auch gebührend würdigten. Dank dem üblichen peinlichen Versehen ließ man leider den Herrn Minister – der eigens den Urlaub unterbrochen hatte, um bei den Völkischen erscheinen zu können – ein wenig warten. Aber man war wenigstens großmütig genug, ihn ausreden zu lassen. Allerdings verließen die Hannoverschen Studentenschafts-Vertreter und einige ihrer Busenfreunde bei Beginn der Ministerrede ostentativ den Sitzungssaal...

*

Man kann verstehen, daß unter diesen für den Republikaner beschämenden Umständen die staatstreuen Elemente in der Studentenschaft sich verraten und verkauft fühlen; sie schweigen im Allgemeinen, verstimmt, verbittert und enttäuscht. Es gehört wahrhaftig schon Heldenmut dazu, auf deutschen Hochschulen sich heute laut und vernehmbar als Republikaner zu bekennen.

Wann endlich wird ein verantwortlicher republikanischer Beamter die notwendige Zivilcourage aufbringen, um diesen schändlichen Zuständen ein Ende zu machen?

Das Medium von Friedrich Markus Huebner

Mäuler, Lurche, Medusen
brodeln um deinen Gang.
Mir versteint es den Busen,
dich macht der Aufruhr nicht bang.

Fährte zieht sich bei Fährte
schlangenfunkelnd im Raum,
Mit benommener Gebärde
hältst du die Gäste im Zaum.

„Spuk!“ will ich keuchen. Da legst du
streng mir die Hand auf den Mund.
...Und in den Augen bewegst du
Urwelt, wie jene im Rund.

Von Kowno nach Bialystok und retour von Hans Reimann

Ehe ich mich – in meiner Eigenschaft als beeidigter Sachverständiger für Galizien – daran mache, von Sammy Gronemann und der ostjüdischen Etappe zu reden, seien ein paar Worte vorausgeschickt, die privater Natur sind.

Mein Vater, Schlesier, war in Breslau bei einem „Bändeljuden“ in der Lehre gewesen und blieb Zeit seines Lebens ein Philosemit. Ich hingegen wuchs in Leipzig auf, wo der Brühl üppige Blüten trieb (und treibt), „besuchte“ das Nikolai-Gymnasium und erlernte daselbst – neben toten Sprachen, zu denen auch Deutsch gezählt ward – den Antisemitismus. Alljährlich erschien, vom Rektor der Anstalt herausgegeben, ein Schüler-Verzeichnis. In diesem Schüler-Verzeichnis taten sich gewisse Kompennäler durch eine Klammer hervor, die hinter ihrem Namen stand. Durch die Klammer: (i). Und das hieß: israelitisch.

Es war ihnen also ein Merkmal aufgebrummt, das etwa ähnliche Wirkung zeitigte, wie sie der Zusatz „republikanisch“ bei Individuen zeitigt, die unter strammen Monarchisten ihr Wesen treiben.

Niemand wird mir verübeln, daß ich lange, lange Zeit wenn auch nicht Antisemit war, so doch judenfeindlich empfand. Während meines Studiums änderte sich daran so gut wie nichts, und bis zu meinem 26. Lenz – es war tatsächlich der durch den nunmehr dahingeblichenen Hildach weitern Kreisen erschlossene Lenz – blieb ich, in gemäßigter Weise, Verächter, zum mindesten Geringschätzer alles Jüdischen.

Im Frühjahr 1916 kam ich nach Bialystok und durchquerte bis zum Frühjahr 1918 die galizischen Gefilde. Ich kenne Stryj, Stanislau, Chodorow, Lemberg, Bursztyn, Podhaijce, Brzezany, Husiatyn, Rehorow, Podwysokie, Tarnopol und hundert galizische Nester. Und legte gar bald meine Judenfeindseligkeit ab. Erst freilich wußte ich wenig anzufangen mit den patriarchalischen Gestalten, die da in seltsamem Aufputz an ihrem Tisch hockten – kleine Klaviere auf der Stirn – und eifrig murmelten. Auch stieß mich die Unsauberkeit der jüdischen Salons ab. Aber die Leute redeten doch deutsch und verstanden, was wir wollten, und waren hilfsbereit und lieb, und sie besorgten einem Alles, schlechthin Alles – einerlei, ob heißen Tei mit Zubeiß oder Hosenträger oder Füllhalter-Tinte oder lichthoffreie Trocken-Platten.

Ohne die Juden wären wir aufgeschmissen gewesen. Das hat selbst Ludendorff erkannt. Sein Appell an die Jieden in Paulen, zu denen er ist gegangen gekümmen zu gehn mit offene Händ, beweist es.

Und ich hab es nicht vergessen.

Und obwohl damals Krieg war, darf man dennoch mit Behagen daran zurückdenken: an die Tage in Galizien. Denn es ist tausend Jahre her.

Etliches von der jüdischen Etappe habe ich gelegentlich erzählt: von einer Wohltätigkeitsveranstaltung in Bialystok –

„Sei sennen mir sehr sempotisch!“ – oder von dem Juden mit
den Kühen, der morgens zwei Tiere auf die Weide trieb und
abends mit drei Tieren heimkehrte, denn sein Passier-Schein
lautete auf „Jachiel Boruch Milch mit seinen drei Kühen; die
dritte kaufte er unter der Hand bei den Panjes, jeden Tag eine
– oder von dem Flüchtling mit den übereinandergestülpten
Hüten, den ich eines Nachts zitternd antraf unterm Kreuz des
Erlösers.

Sammy Gronemann schüttet einen weihnachtlichen Sack
köstlicher Etappen-Erlebnisse auf unser empfängliches Haupt.

Sein Buch (erschienen im Jüdischen Verlag zu Berlin) heißt:
‚Hawdoloh und Zapfenstreich‘, und für Ausgeweihte sei gesagt,
daß Hawdoloh das Nämliche bedeutet wie Zapfenstreich, einen
rituellen Zapfenstreich: das Ende des Sabbats.

Gronemann zieht, kriegerisch bewaffnet – sein Einwand,
es könne sich doch bei der Presse-Abteilung Ober-Ost unmög-
lich um Revolverpresse handeln, wird mit Verachtung gestraft
–, gen Kowno, wo er am zweiten Pfingstfeiertag eintrifft und
sich zur Stelle meldet. Hermann Struck hatte ihm zuvor ver-
sichert, daß er, Gronemann, die in Wilna erscheinende Zeitung
‚Letzte Naijs‘ drei bis vier Tage nach Erscheinen der fälligen
Nummer zu zensieren, sogenannte Nachzensur zu üben habe.
Im Press-Kessel Ober-Ost herrschte rosenrote Naivität. Der
Landsturmmann G., beispielsweise, hatte – auf höhern Befehl
– eine litauische Zeitung zu redigieren, ohne auch nur einen
leisen Schimmer von Litauisch zu haben. Und Gronemann muß
nun flugs eine Verordnung über zweckmäßige Maßnahmen gegen
die Quecke ins Jiddische übertragen. Hätte er gewußt, was
eine Quecke ist, so wäre das von großem Vorteil gewesen.
Hätte er die Verordnung ins Jiddische zu übertragen vermocht,
so wäre das noch weitaus vorteilhafter gewesen. Als sich die
Aufgaben häuften, heuerte er einen wackern Fachmann, der ihm
gegen bescheidenes Entgelt die Uebersetzungen verrichtete. Die
übrigen Dolmetscher handelten ebenso weise. Nur der weiß-
ruthenische Polyglott Kunze schlidderte hinein, als er einen Be-
fehl mithilfe zügellos schweifender Phantasie stilisiert hatte: in
einem bestimmten Bezirk war angeordnet worden, daß jeder
Zivilist, der einem deutschen Offizier begegne, vermittels Hut-
zückung höflich zu grüßen habe; daraus war die weißruthenische
Fassung geworden, daß jeder Bürgersmann die Offiziere durch
cordiales Händeschütteln zu begrüßen, ihnen die Kopfbedeckung
herunterzunehmen und den Herren „Gutes Gedeihen“ zu wün-
schen habe. Was mächtiges Erstaunen bei den also Behandelten
hervorrief.

Was uns hinten hängt, ist bekanntlich der Zopf . Nun, in der
Etappe hing uns der Zopf rundum. Gronemann zeigt es auf.
Das prächtigste Beispiel nur will ich herausknaupeln; zumal es
für die Schläue der Juden so ungemein bezeichnend ist:

> Eines Tages kam ein Erlaß heraus, demzufolge alle Lager-
> bestände der Konfektionsgeschäfte für beschlagnahmt erklärt
> wurden. Ausgenommen waren nur Reste bis zu dreißig Metern.
> Hurtig setzten sich die Kaufleute hin und begannen, Reste zu
> schneiden.

Auf diese Weise kam man ihnen also kaum bei, und es wurde bestimmt, daß jeder einzelne Kaufmann eine Bestandsaufnahme vorzunehmen und mit dem Dokument zwecks mündlicher Verhandlung auf dem Amt zu erscheinen habe. Wegen des zu erwartenden Andranges sollten Nummern ausgegeben werden, und innerhalb einer festgesetzten Frist hatte sich jeder seine Nummer abzuholen.
In der zur Nummern-Ausgabe anberaumten Zeit drängten sich denn auch pflichtgemäß die Konfektionäre vor dem Amt. Die zwei Treppen vom Schalter bis hinunter auf die Straße und dort noch weiterhin stand die lange Reihe der Leute.

Der Erste, der an den Schalter trat, erhielt eine Karte, auf der etwa folgender Text zu lesen war: „No. 1 – 1. November 1917 – 10 Uhr vorm.“
Und schon wurde er fortgedrängt.
Der nächste erhielt Nummer 2: 1. November 1917 – 11 Uhr vorm., der dritte Nummer 3: 1. November 1917 – 12 Uhr vorm. Und so fort.
Nun war es ergötzlich, zu sehen, wie schnell schon der Erste die Situation erfaßte:
Er schritt gemächlich die Treppe hinab, zerriß die empfangene Karte und stellte sich am Ende der langen Reihe von Wartenden wieder an.
Nach einigen Stunden trat er aufs neue vor den Schalter und bekam Nummer 362: 30. November – 11 Uhr vorm., zerriß die Karte, ging hinunter und stellte sich abermals an.
So wie er machten es der Zweite, der Dritte, der Vierte... machten es alle ohne Ausnahme. Ad infinitum.

(Die galizischen Juden ähneln ja einander aufs Haar.)

Tausende von Nummern-Zetteln wurden ausgeschrieben und verteilt.

*

So kam es, daß am 1. November überhaupt Niemand erschien. Auch nicht am 2. und nicht am 3.
Die Beamten saßen da und sammelten Dienstjahre.
Als dann freilich der Monats- oder Quartals-Bericht ein absolut negatives Ergebnis aufwies, wurde die Polizei mobil gemacht, und man forderte in den betreffenden Geschäften streng die Vorlegung der Nummern-Zettel.
Und da wurde denn mit Unschuldsmiene der Zettel vorgelegt: No. 28 756 – 10. Mai 1926 – 3 Uhr nachm.
Und die Behörde mußte andre Maßnahmen ersinnen.

Dreiviertel aller Deutschen (höflich gerechnet) sind Behördlinge; Subalterne oder Superalterne; oder: praedestiniert zu Behördlingen, verhinderte Behördige.

Die Maßnahmen, die „ersonnen“ werden mußten, haben sich zum Hakenkreuz kristallisiert.

Statt zu lachen über den Streich, den die listigen Juden der „Behörde“ gespielt oder neidlos anzuerkennen, daß hier eine unbequeme Verordnung wahrhaft intelligent zunichte gemacht ward, statt schmunzelndes Verständnis aufzubringen, erbosten sich die zuständigen Organe über die Juden und bargen schwärenden Groll im Busen.

Wie hat mich die von Gronemann so nebenhin, also untendenziös berichtete Rede eines Unteroffiziers erschüttert, der seinen Kameraden auf das dringendste warnen zu müssen glaubt vor den niederträchtigen Judenweibern; den gemein-

sten Schwindlerinnen, die es gibt. Und wieso das? Weil sich diese Mädels zum Kaffee einladen lassen und furchtbar viel Kuchen essen, und wenn sie satt sind, dann verschwinden sie.

Sie verschwinden! O scheul, o scheul, o ganz abgreul! Schande und Schmach ob ihrer Verderbtheit!

Und der Herr Unteroffizier – der vermutlich seinem Avancement nicht im Wege stand – merkte nicht, was er da zum Ruhme der Judenweiber geäußert hat.

Und jetzt malt er ganz gewiß völkische Ornamente an die Kloakenwände zwecks nachträglicher Rache. Rache schmeckt kalt serviert am besten.

Gronemann klebt keine Kommentare an. Gronemann doziert nicht. Gronemann verzichtet auf Tiefschürfigkeit.

Was Ober-Ost gewesen ist, steht diskret zwischen den Zeilen.

Was die Juden in Galizien sind, steht offen da; und wer es noch nicht vernommen hat, der vernehme, daß

> Kaufmann wie Handarbeiter glücklich sind, der Fron der Wochenarbeit zu entrinnen und in ihr eignes Gebiet, wo der Geist regiert und nur der Geist, eintreten zu können. Sie Alle, die sonst ruhelos dem Groschen für ihren Unterhalt nachjagen, versenken sich am Sabbat leidenschaftlich in die Lektüre schwerer philosophischer Werke; ihren armen, müden Kopf mit der ungewohnten Arbeit anstrengend. Und aus dieser Mühe allein gewinnen sie die Erfrischung und die Spannkraft, Unbill und Unwürdigkeit des täglichen Sklavendaseins zu ertragen. Das Wesen des Sabbat-Tages ist: daß man sich nur mit geistigen Dingen beschäftigen soll und in den geweihten Stunden Transzendentales erlebt. Im Westen hat man den Ruhetag, um sich für die Arbeit zu stärken, für das Werk der Woche. Bei den Juden ist es anders. Der Jude lebt in Wirklichkeit nur am Sabbat und nur für den Sabbat. Nicht die Beschäftigung mit der Erde, nicht das Erwerben von Geld ist wesentlich. Wenn der Sabbat kommt – der Tag, an dem man das schmutzige Geld nicht berühren darf; an dem es keine Käufe und Verkäufe gibt; an dem keine Werkzeuge angefaßt werden dürfen –, dann wird der Jude eigentlich Jude und gewinnt neue Kraft durch die Berührung mit dem Himmel.
>
> Jude sein, das ist ein vollausfüllender Beruf. Nicht nur deshalb, weil eine strenge Erfüllung aller Vorschriften kaum Zeit läßt, etwas Andres zu tun, sondern weil diese Leute mit ihrer Erwerbstätigkeit längst nicht so innerlich verknüpft sind wie mit ihrer freiwilligen, angestrengten geistigen Tätigkeit.

Es sei ferne von mir, an dieser Stelle über Gojimnaches zu reden. Ich möchte nur beteuern, daß unser christlicher Sonntag inclusive Morgenpredigt, sauerm Rinderbraten, Promenade-Konzert, Ausflug nach dem Waldcafé und kurzem Verweilen in ‚Waidmanns Ruh‘, Rückfahrt im überhitzten Coupé, abendlichem Teutonen-Skat, successiver Einverleibung von acht Glas Kulm und obligatorischer Heim-Erotik das Gegenteil ist vom Sabbat.

Es stehen tausend Dinge in Gronemanns Buch. Wer wird sie lesen? Die, die es eh schon wissen.

Und das ist das Trübe dabei. Zu nichts ist die Menschheit feuriger bereit denn zur Verrichtung ihrer Dummheit, verbunden

mit eisiger Ablehnung dessen, was der eignen Dummheit nicht gemäß ist.

Lieber Gott, sag: ist Dummheit ansteckend? Soweit ich informiert bin, soll das Finale unsrer Erden-Revue, die die Welt noch und noch nicht gesehen hat, das Jüngste Gericht sein. Dieses aber, das Jüngste Gericht, ist erst – billigerweise – dann möglich, wenn sämtliche Menschen unter einen Hut gebracht worden sind; wenn also die Unterscheidung zwischen Schafen und Böcken effektiv durchführbar sein wird; wenn es entweder nur Evangelische oder nur Katholische oder nur Juden gibt.

Was mir schwer durchführbar scheint.

Lieber Gott, sag: willst du uns Menschenkinder auf der Basis universeller Dummheit einen?

Tu es nicht, ich bitte dich inständiglich.

Leg das Buch des Sammy Gronemann durch deine Engel heimlich allen Antisemiten auf den Nachttisch, apart in Leder gebunden, mit Hakenkreuzen garniert und mit dem Vermerk ausgestattet: copyright by Hermann A. Wiechmann in München.

Vielleicht geht ihnen dann ein Lichtlein auf.

Gesoleise von Hermann Krelaus

Geh so leise, wie du kannst,
krankes Kind!
Störe nicht den fetten Wanst,
der den Wind,
Sonne, See und Sand,
Park und Gartenland
dir entzieht mit harter Herrenhand.

Geh so leise, wie du kannst,
welke Frau!
Die in Seide Shimmy tanzt,
weiß genau:
Deine Angst um Brot,
deinen frühen Tod
wendet Gesolei und Schwarzweißrot.

Geh so leise, wie du kannst,
müder Mann!
Wer geschuftet und geschanzt,
kommt auch dran.
Vorerst fehlt das Geld!
Wer sich treudeutsch hält,
kriegt den wahren Himmel auf der Welt.

Geh so leise, wie du kannst,
blindes Volk!
Wenn du nicht den Trug verbannst,
blindes Volk,
hat verlogen Geist
bald dich eingekreist,
an die alten Ketten dich geschweißt.

Coué von Wolfgang Schumann

Die Heilslehre des „Couéismus“, des Autosuggestiv-Verfahrens, welches die neue Schule von Nancy predigt, ist in England, Amerika, Holland, sogar in Frankreich mit viel Hingabe und viel Exzessen aufgenommen worden. In Deutschland lahmt die Begeisterung und hinkt das Interesse dafür. Dieses deutsche Mißtrauen gehört in eine Reihe mit etlichen lange bekannten Eigentümlichkeiten Deutschlands, vor Allem mit der skeptisch-kühlen Haltung gegenüber Hypnose, Suggestionstherapie, Psychoanalyse und mit der ablehnenden gegenüber aller, auch der kritischsten und offiziellsten Untersuchung des Okkultismus. Was zuletzt hinter alledem steht, bedurfte längst der schärfsten Nachprüfung. Ein gut Teil Antisemitismus sicherlich, ein gut Teil Chauvinismus nicht minder – was kann auch von einem jüdischen Seelendurchwühler und einem französischen Halb-Charlatan Gutes kommen! Noch tiefer aber fühlt sich ein gewisser Offizial-„Geist“ verletzt, das unübertreffliche Selbstbewußtsein der Disziplin-Prediger und Pflicht-Propheten, dem eine moderne Psychologie freilich arg zusetzt.

Grade der Couéismus wirft wieder ein paar Säulen der Pflicht- und Disziplin-, Subordination- und Scholarchismus-Evangelien um und in Trümmer. Denn was ist die Lehre andres als eine Enttronung des Willens, damit aber der „Schneidigkeit“ der „zackigen“ Selbstunterwerfung und der mechanischen Gängelung überhaupt, an deren Stelle ein unaussprechlich weitsichtigeres Verständnis und eine unvergleichlich zartfingrigere Behandlung des Menschen tritt. Niemals ist der Wechsel lebenswichtiger wissenschaftlicher „Einstellungen“ von Zeit zu Zeit oder von Land zu Land ohne sozialpsychischen Hintergrund, und der Kampf Autosuggestion wider Willensdisziplin spiegelt vollends ganze Welten und Weltauffassungen.

Die Enttronung des Willens ist freilich vollständig. Eine sehr primitive Psychologie, welche allenfalls „Fühlen, Wollen und Denken“ kannte, vor dem Triebleben aber wie vor dem Gottseibeiuns Halt machte und gar das „Unbewußte“ einfach aus der Betrachtung ausschaltete – ich spreche nicht von führenden Köpfen, sondern von der Allerweltsschulpsychologie! –, hatte sich den Menschen als einen harmlosen Gegenstand der Erziehung und Beherrschung zurechtgeschneidert, der mit einem guten Untertanen ohne weiteres identifizierbar erschien. Man erweiterte den Wissensschatz, stellte die Schule auf „Intellektualismus“ ein, und als moralischer Faktor wurde im Schatten der mannigfach beglaubigten Autoritäten der „Wille“ erzogen.

Leider sah und sieht der Mensch ganz anders aus. Zwar die reformseligen „Erlebnis-Verkünder“, welche Erziehung und Schule seit einigen Jahren vom simpeln Lernen wegdrängen und auf „jugendgemäßes“ Erleben aufbauen, anstelle der Selbststeuerung aber die alkoholabstinente Entfaltung in der Gemeinschaft setzen, boten nicht einmal Ersatz für jene Unteroffizierpsychologie und Schulratweisheit, sondern gingen jeder wissenschaftlichen Grundlegung zugunsten des geistigen Freibad-

Prinzips einfach aus dem Wege. Nun aber sind wir doch allmählich auf der Bahn — „wir“ zwar vielleicht noch nicht, aber Einige doch! —, an deren Ende eine sinnhaltigere Menschenauffassung stehen und uns befähigen wird, Werdende und Bemühte anders anzufassen als einen zu dressierenden Eisbären.

Auf die Dauer ließ sich nun einmal nicht verkennen, daß sozusagen ein Geschlechtstrieb irgendwo brannte; er war erst verleugnet und unterschätzt worden, nun überschätzten ihn

seine Wieder-Entdecker; begreiflich! Aber für die alte Welt ein guter Anlaß, die Entdeckung zu diskreditieren. Was also mit der „Psychoanalyse“ prompt geschah. Sie hat es überstanden; in stets gereinigter und fortentwickelter Gestalt macht sie ihren Weg zuletzt doch.

Diesmal handelt es sich um ein Andres. Um das „Unbewußte“ schlechthin. Das Unbewußte dürfte aufzufassen sein als der unbeobachtbare Teil des Ichs, in dem die Triebe aller Art, alle Triebe, brodeln und spielen. Unglücklicherweise beherrscht grade dieser Teil die Entschließungen und Handlungen, Haltungen und Verhaltungen des Ichs in kaum abschätzbarem Umfang. Der weit mehr beliebte, weil im„Licht“ — ach, im Halbdunkel! — des Bewußtseins wirkende, leichter zu beobachtende und scheinbar zu erziehende Wille, er ist daneben ein Waisenknäblein! Das ist der Aspekt von heute.

Es bleibt nichts übrig, als dem Unbewußten gut zuzureden. Mehr! der Wille ist dabei auszuschalten! O grimmige Ironie auf eine Spottgeburt von Erziehungkunst: der Wille, so sagt Coué, unterliegt notwendig und immer, einem undurchbrechbaren Gesetz gemäß, im Kampfe mit der Einbildungskraft, die für ihr Teil das Unbewußte leichter Hand lenkt und bewegt. Du brauchst etwas nur zu wollen, und falls die Einbildungskraft andre Vorstellungen dem Innern zum Ziele setzt, so wirst du das Gewollte grade umso weniger erlangen, je heftiger du den Willen einsetzt. Diese vollkommene Enttronung des Willens ist Coués erste und wichtigste Tat. Erzieht die Einbildungskraft! Lehrt die Menschen, sich lebhaft und lebendig, fern von der plumpesten aller Spannkräfte, vom Willen, Ziele vorzustellen und ihr Unbewußtes damit zu Entschließungen und Wirksamkeiten zu verlocken! Dieser Rat ist seine zweite Großtat. Man nennt die Praxis: Autosuggestion- An die Stelle des Kommandos „Ich will“, das im Unbewußten taube Ohren findet und den Kopf an Mauern sich blutig rennen heißt, Menschen verletzt und Verkehrsformen in Barbarensitten wandelt, tritt das schmeichlerische „Ich werde sicherlich!“ — und das Unbewußte folgt dem zartern Anruf ohne übermäßiges Zaudern.

Gibt es eine Selbststeuerung oder, wie Coué sagt: Selbstbemeisterung (maîtrise de soi même), so gibt es sie durch Autosuggestion; gibt es eine Erziehung der Kraft, so durch Anleitung zur Autosuggestion. Es mag pedantisch klingen, daß der Mensch sich nur gut zureden solle, er werde etwas schmerzlos überleben oder meisterlich vollbringen, daß er seinen Willen aus- und stattdessen auf recht äußerliche Art das Unbewußte einschalten solle. Es klingt nach den Narrenrezepten unter-

nehmerhafter Kosmetiker, daß eine Frau ihre Schönheit über
die übliche Frist erhalten, über das scheinbar angeborene Maß
hinaus steigern könne, wenn sie sich nur allabendlich zu guter,
empfänglicher Stunde vorsagt: Ich werde morgen noch schön
und noch schöner sein, und dies andächtig, gläubig und in wil-
lensfreier Zuversicht vollbringt – aber all Dies ist erprobt. Der
Wille dagegen ist, weiß man es denn immer noch nicht, längst
diskreditiert. Forschheit und Grobheit mit sich selber, die unfrag-
lichen Geschwister der plumpen Dompteurhaltung gegenüber
Andern, sind gerichtet. Der feinsinnige, unbeschwerte Verkehr
mit sich selber empfiehlt sich in Gestalt einer bedeutsamen
Lehre als das rechte Mittel zur Selbststeigerung und Selbststeue-
rung, das zugleich verspricht, jene plumpere Verkehrshaltung
nebenher mit zu verabschieden.

Selbstverständlich ist die Sache nicht „neu“. Im Vorhinein
kann man dem Privatdozenten Glück wünschen, der demnächst
exakt nachweisen wird, daß irgendein hellenistischer Epikur-
Jünger oder ein humanistischer Pädagoge Alles schon gewußt
und gesagt hat. Es bleibt zu hoffen, daß dieser belanglose Nach-
weis nicht durchweg gegen eine Sache ausgebeutet werde, die
darum zufällig nicht nichtswürdig ist, weil sie ein französischer
Arzt erst neuerdings auffinden mußte.

Vielleicht wird ein Umstand ihr zugutekommen – und jeden-
falls sollte er sie fördern –, der nicht unwichtig erscheint. Das
Problem der Selbststeuerung nach dem Grundsatz: Ich will es
sein, der mich lenkt! wird in einer Zeit am aktuellsten. wo
die Fremdsteuerung von Jahr zu Jahr an durchdringender Kraft
verliert und der Satz Geltung gewinnt: Ich muß es sein, der
mich lenkt, weil Niemand sonst es vermag. Es wird im Allge-
meinen beklagt, daß die bewährten Autoritäten vor dem An-
sturm der rationalen Denkweise und im Strudel ihrer gran-
diosen Mißerfolge allmählich dahinsinken. Selten gedenkt man
in dieser Hinsicht des hohen Wortes: Was fällt, das soll man
auch noch stoßen! Selten auch des „Trostes“, daß die entfesselte
Menschheit keineswegs veranlagt ist, sich nach vollzogener
Entautorisierung alsbald in eine Horde satanischer Kobolde
oder Bestien umzuwandeln, daß sie vielmehr ihr notgedrun-
genes Gesellschaftsspiel noch nicht einmal so keck abspielen
wird wie etwa Tairoffs Schauspieler ihr „entfesseltes Theater“.
Allen Anbetern der autoritativen Menschheits-Lenkung sei
neuerlich versichert: Es wird nichts geschehen! Der „Schlaf der
Welt“ ist ein gediegener Schutz. Diejenigen freilich, die nun
wirklich in wachsender Zahl das endgültig Freie erlangen, wer-
den in der Tat gut tun, sich umzusehen, was man eigentlich in
der neuen Atmosphäre anstellt, um nicht grade wider Willen
zu verlumpen (die Wenigen, die dazu geboren sind, hat auch
Fremdlenkung jederzeit höchstens in Sklaven verwandelt, nie
in „nützliche Mitglieder...“!). Ängstliche Naturen auch unter
den Wohlgewachsenen hätten diese Frage vielleicht, mißtrau-
isch gegen den alten Götzen des „Willens“, mit Bangnis auf-
geworfen. Aber die Zeiten pflegen ihre Retter selber hervorzu-
bringen. Der Retter heißt heute: Coué. Ehre seinem Andenken!

Revolution auf Nonnenwerth von Johan Luzian

Als ich im Überschwang froher Delphingefühle der Brandung entschwamm,
lobt ich die süße Gefahr, von der Strömung gepackt, und mein Biceps ward eisernstramm.

Auch meine Schenkel und Füße, der trunkenen Erdbraut jählings entrissen,
Lungen und Rumpf erprüften sich gut in den wellenden Spiegeln und Finsternissen.

Ein südlicher panischer Wind streifte vom Siebengebirge herab –
ich liebt' in der Wollust des Bluts wie ein Mädchen das rauschende Wassergrab.

Ein breiter Schlepper mit hohem Gewelle warf mich zuletzt einer Insel zu.
Da schreckt' ich mit nackten Schenkeln die Nonnen aus ihrer buschigen Klosterruh.

Über die Brüstungen lagen sie gierig, jung und verscheucht
und aßen mit hungrigen Blicken mein männliches Fleisch, blühend und feucht.

Sie rissen die schwarzen Särge, die wollenen Röcke los,
weinten und riefen den Mond in ihren schwellenden Jungfrauenschoß.

Es brannten da Zittergras, Ulmen, Linden und biblischer Rosendornstrauch,
das alte Kloster stand ganz in rotem Rauch.

Sie warfen den wächsernen Christ und zerlesene Bücher in den Brand,
zerfetzte Sprüche schwelten wie Fledermäuse über das Inselland.

Keine sang „Laudate dominum!“ mehr, und keine sang „Kyrieleis“ –
Homo! Homo! schrien sie ekstatisch und aßen mich nackt und weiß.

Über den Rasen fielen zu Paaren sie wild und verzückt,
Lilien und Nesseln, Erde und Fleisch hielten sie an die dürstenden Brüste gedrückt.

Wildnis war wieder! Gott und Marie, von den orgischen Nonnen stammelnd verehrt,
standen da lächelnd im Feste, reiner denn je und ganz unversehrt.

Doch hörte die krüpplige runzlige blinde Brigitta der Schwestern Lustgekreisch
und sprengte das Weihwasser frömmelnd auf sündiges Gras und Fleisch.

Da krochen die Nonnen demütig in ihre Särge und Röcke zurück
und gingen am Rosenkranz nestelnd wieder das ewige Gartenstück.

Ich stürzte voll Wildnisüppigkeit mich in den uralten Strom,
Beute witternd im Wasser und Wälderarom.

Tour de France von Peter Panter

St. Valéry-en-Caux ist ein kleines verschlafenes Nest zwischen Dieppe und Le Havre, ein Häfchen, ein Strändchen, ein Marktplätzchen. Aber gestern mittag gegen ein Uhr gab es doch erstaunte Fensterläden, auf der Straße achtzig Arbeiter in ihren blauen Jacken, alle mit Fahrrädern – ein Stück Gendarm und die vierzehn Badegäste. Le Tour de France – !

Die Radmannschaften, die da zur Zeit in vier Wochen ihre fünftausend Kilometer herunterreißen, sind vor einigen Tagen von Evian weggefahren, über Mülhausen, Metz, Dünkirchen, Dieppe, Le Havre – dann geht es weiter über Bordeaux, Bayonne, Luchon, in die Pyrenäen, Perpignan, nun sind sie wieder am Meer, Toulon, und dann über Dijon hinauf nach Paris. Die sind hier durchgekommen.

Aus irgendeinem unerklärlichen Grunde haftet dem Radsport etwas Gewöhnliches an – er hat keine Herrenfahrer. Was da auf den Sätteln sitzt, ist „richtig“ – flinke Jungens, oft aus dem Schlossergewerbe, Zeitungsfahrer, Proletarier zwischen 15 und 25. Hier gibt es also wenig gesellschaftliche Vorführungen – aber dicken Sport.

Zunächst erscheinen wichtige Automobile auf der Bildfläche, werden surrend am Hotelchen vorgefahren und laden aus: durchwehte und bestaubte Redakteure des ‚Auto‘, des ‚Sporting‘, die hier zu Mittag essen. Sie schreiben auf den noch plattenbedeckten Tischen. Sehen nur auf, wenn ein Kollegenauto vorbeisaust und über die kleine Brücke haspelt – und wenn das Auto mit dem Lautsprecher vorübertutet: „Allô – Allô –“ und das ganz dumpf und lang, und dann ist es schon um die Ecke. Es singt die Resultate aus und Warnungen und was man so fürs Herz braucht.

Eine Stunde Verspätung. Dicke Marktfrauen mit gradezu unwahrscheinlichen Popos sitzen auf wehrlosen Meilensteinen, die „Poulbots“, wie die jungen Bengels nach dem Zeichner heißen, machen Spektakel, die wichtigen Männer haben jetzt aufgehört zu frühstücken – aber dann winken doch da oben an der Wegbiegung die Leute mit den Händen, schwenken Hüte, der Gendarm pfeift dienstlich auf seiner Dienstpfeife, aber meint es nicht so schlimm – und da sind die Ersten.

Braun vor Dreck, mit ein paar Reserveschläuchen über der Schulter, vor der Lenkstange ein Fläschchen – so kommen sie in recht heiterm Tempo daher. Zwei liegen an der Spitze, dann eine kleinere Gruppe – dann mehr, immer mehr, das Gros. Danach die Autos. ‚L’Intransigeant‘ und nochmals ‚L’Auto‘ und die überwachenden Männer und Hilfswagen und Neugierige – und auch die ‚Humanité‘ hat ein Auto gestellt und rattert brav mit ihren roten Fahnen immer hinter den Rennleuten her. Und dann ist es für eine Weile aus.

Allerdings – die ‚Humanite‘. Sie gibt von dieser Überlandfahrt täglich Berichte, die in ihrer Mischung von Sportinteresse und Klassenkampf auf einen guten deutschen Kommunisten wahrscheinlich schrecklich wirken müssen. Ja – vielleicht ist das nicht ganz nach der Vorschrift. Das Ding ist nur

das: die ‚Humanité‘ wird gelesen, gefressen, gekauft – denn sie ist seit einigen Wochen nicht wiederzuerkennen: bunt, amüsant, literarisch brauchbar, für den Arbeiter fesselnd, für den gelernten Kommunisten instruktiv und, was das Wichtigste ist: für den Indifferenten anziehend. Das Blatt macht neugierig. Manche andre kommunistische Blätter tun das nicht.

Da fahren sie hin. Einer, Cuvelier, der irgendeinen Etappensieg hinter sich hat, soll gesagt haben: „Jetzt wird mich wenigstens einmal meine Portierfrau ernst nehmen“ – eine Sentenz, die endlich erklärlich macht, wozu man Rennen fährt –, und so guter Laune scheinen sie Alle zu sein.

Sie sind populär – für drei Monate, versteht sich –; aber hier ist Das, wofür sich die jungen Leute wirklich interessieren, besonders junge Arbeiter. In deren Händen sieht man ‚L’Auto‘ hauptsächlich – ein täglich erscheinendes Sportblatt, das für alle Zweige des Sports berichtet. Und das übrigens einen außerordentlich witzigen Briefkastenmann hat. Man findet in seiner Rubrik die überraschendsten Antworten. So diese, die ich nur im Vorbeigehen gepflückt habe: „In La Rochelle machen von 30 Briefträgern nur 2 Sport – das ist doch ein Skandal! Was hältst du davon?“ Antwort: „Steck die Post an – et n‘en parlons plus.“

Da rollen sie. Oben, von den Felsen, kann man sie noch eine Weile sehen – dann verschwinden sie in Sonnenstaub und Glanz. Wer zurückbleibt, philosophiert immer hinterher. Nun denn:

Der Mensch ist ein Säugetier und benötigt zum Leben Nahrung, Luft und Wasser. Damit ist ihm aber noch nicht Alles gegeben. Auf daß ihm wohl sei, braucht er: den Betrieb. Einen schönen, vollen, runden, bewegten Betrieb mit Allem, was dazu gehört: Organisation, Gruppen, Kollektivehre, Kampf, Platz und Sieg. Über diesen Betrieb vergißt er mitunter den Zweck des Rummels – und wer das zu benutzen versteht, der kann mit ihm Alles, Alles unternehmen, was er nur will.

Sogar Kriege.

Die Gefangene von Alfred Polgar

‚Die Gefangene‘ von Bourdet, ein Schauspiel, das um den Tatbestand einer lesbischen Beziehung herumgebaut ist, übt im Wiener Josefstädter Theater große Wirkung. Max Reinhardt m. p. hat das Stück in Szene gesetzt, an dessen Figuren Helene Thimig (von ihres besondern Schicksals ganzem Jammer angefaßt, rührend in Abwehr und Fügung, intensiv in der Verhaltenheit und ganz stark im Ausbruch), Ernst .Deutsch (straff und zart, mit vielem männlichen Reiz und heimlichem, unter der Oberfläche gelagerten Lebens-Humor wirkend), die leichte, lichte Lil Dagover, Fräulein Medelsky, die Herren Delius, Rainer, Biegler ihre Kunst der Menschendarstellung zeigen.

Das Problem der lesbischen Liebe wird im Stück durchaus nicht „behandelt“. Wir erfahren, daß Frau Irene, wie Hamlet, keine Lust am Manne hat, hingegen mit allen Nerven

horcht und gehorcht, wenn die Freundin ruft. Deshalb taugt sie schlecht zur Ehefrau. Lustgewinn scheint sie aus ihrer besondern Veranlagung wenig zu ziehen, denn es ist ihr sichtlich bange nach der verlornen Normalität, und ihr Verstand mißbilligt, was ihr Blut begehrt. Sie ist also eine Zerrissene. Auch der Mann, der sie liebt, leidet: an ungestilltem Liebes-Appetit. Er bekommt zu essen, wieviel er will, aber er wird nie satt. Was er bekommt, hat gewissermaßen zu wenig sexuelle Kalorien. Die Frau gibt sich ihm, und er hat sie doch nicht, er umarmt, wie er sagt, „eine Statue“ (was ich mir im Sommer nicht so arg vorstelle). Nachdem Beide sich über den erotischen Sachverhalt klar geworden sind, gehen sie, Unabänderlichkeiten erkennend, auseinander. Chacun à son amie.

Also vom Problem der lesbischen Liebe, von der besondern Gefühlswelt, die sie, normale Gefühlswelt zuschüttend, erschließt, hören wir gar nichts, nichts von den Wonne- und Qual-Spezialitäten, die sie vergibt, nichts von ihren Strahlungen ins geistige Leben, nichts von ihrem Kult, Ritus und Geheimnis. Wir werden nur zu Zeugen etlicher Störung, die sie am gesetzmäßigen Ablauf von Liebes- und Heiratsgeschichten übt; nur ihre Auswirkung ins bürgerliche Familienleben steht zur leeren Diskussion. Das „Problem“ wird, wie die Kritik betonte, mit Zartgefühl und Takt angerührt: mit solchem Zartgefühl und Takt, daß man ruhig sagen kann: es wird überhaupt nicht angerührt. Wenn Frau Irene eine andre Marotte, einen körperlichen oder geistigen Defekt hätte, der sie untauglich machte zur Gattin: es wäre im Wesentlichen ganz dasselbe Theater. Auf dieses Theater (nicht auf die lesbische Liebe) kam es dem Dichter und seinem genialen Regisseur an.

Wirksames Theater. Anderthalb Akte lang peinigt den Zuhörer angenehmst die Erwartung: Was wird er, der Mann, für ein Gesicht machen, wenn ers erfährt? Die zweiten anderthalb Akte bringen die Spannung: Und was wird also jetzt geschehen? Ein Dialog von jener Worte-wählenden Vornehmheit, jenem sichern Floskel-Reichtum, wie er nur in erstklassigen, kultur-unterkellerten Häusern mit allerseits guter Kinderstube zu finden ist, entfaltet sich schön und breit, es wird viel angemeldet, gewartet, in den und aus dem Salon geführt, geklingelt, telephoniert, zum Sitzen eingeladen und so weiter. In jeder Hinsicht ist ‚Die Gefangene‘ ein gutsituiertes Schauspiel – wie anders wirkte sich das Problem in einer Einzimmerwohnung mit Küche aus! –, Alles, auch und besonders die Sprache geht auf weichen Teppichen, das Schicksal, muß es zuschlagen, schlägt immerhin höflich zu, und die Katastrophe noch hat Manieren. Kurz: es ist Theater nicht von dieser rauhen, eiligen Welt, erstickend fein und umständlich, ein bißchen gespenstisch in seinem zeitraubenden Zeremoniell. Um das Stück ganz genau zu kennzeichnen, es gehört zu der Gattung: Stücke mit lautlosem Kammerdiener.

Lautlose Kammerdiener auf der Szene erwecken Mißtrauen gegen das Heim, dem ihre Unhörbarkeit dient. So ein Kerl hat sich seines Menschentums völlig begeben. Er macht immer die Miene, keine zu machen, und ist bemüht, so da zu

sein, daß er nicht da ist. Sanft vorgebeugt und grau von Haar – Symbol der Unscheinbarkeit, Mimikry an die gemeine Erde – redet er mit einer Stimme, die nur Stimme ist; das Lebewesen, aus dem sie tönt, scheint abgehängt. Er blickt mit Augen, die nur empfangen, nichts hergeben, atmet gewissermaßen nur ein, nicht aus. Er schließt die Portieren, damit das dumme Theater mit seinen falschen Wichtigkeiten und seinem delikaten Getue unter sich bleibe, nicht gestört und entlarvt vom Lärm wirklicher Welt. Kurz: er steht da wie ein Exponent der licht- und luftscheuenden Verlogenheit, in die das Spiel gebettet ist.

Das Stück, das lautlose Kammerdiener hat in ihm selbst: – trau' keinem solchen!

Nebenverdienste von Morus

Russengeschäfte

Der neue Fall Kutisker, das Vermittlungsgeschäft des edlen Pan Iwan, auf das 22 ehrenwerte deutsche Firmen sich eingelassen haben, um Lieferungen nach Rußland zu ergattern, hat wieder gezeigt, daß nicht nur litauische Juden, sondern auch einwandfrei arische Großindustrielle bereit sind, die anrüchigsten Hintertreppen zu benutzen, wenn nur ein runder Profit winkt. Wie weit bei dieser Schwindelaktion, die Kutisker noch von der Anklagebank aus fortsetzte, regelrechter Betrug vorliegt, ob an der Behauptung Kutiskers, er stehe mit russischen Stellen auf Du und Du, ein Quentchen Wahrheit ist, oder ob er abermals nur mit Fälschungen und Gaunertricks gearbeitet hat, wird ja wohl noch des Näheren vor Gericht untersucht werden. Auch die deutschen Firmen, die an Iwan Kutisker Firmenstempel und Briefpapier ablieferten und ihm dazu fünf Prozent vom Umsatz versprachen, wenn er ihnen Aufträge für die Sowjetwirtschaft besorgte, werden sich wohl schon öffentlich verantworten müssen. Aber was auch dabei herauskommen mag, eins steht heute schon fest: daß die Geschäfte zwischen Deutschland und Rußland auf einer höchst ungesunden Basis stehen.

Als vor einigen Wochen der russische Volkskommissar Rykow ankündigte, die für Deutschland bestimmten Bestellungen anderweitig zu vergeben, wenn die deutschen Banken nicht ihre Provisionsforderungen herabsetzten, antwortete das Reichswirtschaftsministerium in gereiztem Tone, die deutsch-russischen Geschäfte würden sich viel glatter abwickeln, „wenn die Russen, wie es sonst bei Warenbezügen üblich ist, sich auf die Prüfung der Konkurrenzfähigkeit der Ware hinsichtlich der Preise beschränkt und sich nicht darum gekümmert hätten, zu welchen Bedingungen sich ihre Lieferanten finanzierten".
Wie sich jetzt herausstellt, hatten die Russen schon einigen Grund, sich auch um die Interna der deutschen Lieferungen zu bekümmern. Oder sollten sie ruhig zusehen, wie deutsche Lieferanten an sogenannte Vermittler drei, fünf und sieben Prozent Schmiergelder herauswarfen, die doch schließlich nicht von den Lieferanten, sondern von den Käufern, nicht von den

Deutschen, sondern von den Russen getragen werden müssen? Wenn die Firmen, die tatsächlich solche Provisionen gezahlt haben, immerhin in der Lage waren, Lieferungsgeschäfte nach Rußland auszuführen, so muß man daraus wohl den Schluß ziehen, daß auch bei den andern, provisionsfreien Lieferanten recht merkwürdig kalkuliert wird. Denn sonst wären die deutschen Geschäftsfreunde des Herrn Kutisker gegenüber andern Firmen doch unmöglich konkurrenzfähig, gewesen.

Es ist verständlich, daß die Engländer und Amerikaner, die jetzt den Russen, trotz aller Bolschewistenfurcht, mit Krediten zu Hilfe kommen, das Russengeschäft als eine halb koloniale Angelegenheit ansehen. Aber Deutschland, das durch Nachbarschaft und längere Erfahrung besser über Sowjet-Rußland orientiert ist und in feierlichen Verträgen den Sowjet-Staat politisch und wirtschaftlich als gleichberechtigte Großmacht anerkannt hat, sollte doch über das Stadium kolonialer Geschäftsmethoden im Handel mit Rußland hinwegsein. Wenn die deutschen Exporteure gegenüber Rußland sorgfältig und zurückhaltend kalkulieren, haben sie heute wahrscheinlich noch die Möglichkeit, sich ein festes Absatzgebiet im Osten zu schaffen und durch geringere Transportkosten die größere Kapitalkraft Amerikas und Englands wettzumachen. Aber solange die Kutiskers mit fünf Prozent am Russengeschäft partizipieren, werden die schönsten Handelsverträge und die größten Reichskredite vergebens sein.

Kartelldebatte

Es ist jetzt schon über ein Jahr her, daß die Reichsregierung eine herrliche Husarenattacke gegen die Kartelle ritt. Doktor Hans Luther, damals noch hoch zu Roß, führte eigenhändig das Kommando, und die Säbelhiebe prasselten nur so hernieder. Bis zu sieben Kartelle wurden unter Anklage gestellt, und wenn das Verfahren inzwischen nicht eingestellt worden wäre, so lebte es noch heute. Aber jede Attacke kommt einmal zum Stillstand, und die Reichsregierung machte ungefähr fünf Meter vor der Stelle Halt, wo der Reichstagsabgeordnete Dr. Lammers und der Reichsverband der Deutschen Industrie standen. Herr Lammers erklärte schon damals, die ganze Aktion des Reiches sei eigentlich unnötig, denn Niemand könne es besser machen als die Kartellstelle beim Reichsverband der Deutschen Industrie.

Einige seiner Zentrumskollegen waren aber andrer Meinung, und so hat in den letzten Wochen der Volkswirtschaftsausschuß des Reichstags wieder eingehende Aussprache über den Stand der Kartelle gepflogen. In diesem Ausschuß, der in den Tagen des Volksentscheids wie das Veilchen im Verborgenen blühte, kamen sehr interessante Dinge zur Sprache. Der Sozialdemokrat Krätzig berichtete über die Preispolitik in der Eisenindustrie eine Fülle von Einzelheiten, und die Zentrumsabgeordneten, mit Ausnahme des Herrn Lammers, empörten sich nicht minder. Einer von ihnen, der seit zwei Jahren Mitglied des Kartellbeirats ist, erzählte, daß der Beirat im Laufe dieser Zeit noch nicht ein einziges Mal von der Regierung ein-

berufen worden sei. Dafür mußte er von dem Ministerialdirek-
tor des Reichswirtschaftsministers Dr. Curtius den Zuruf ein-
stecken: „Es hat sich nichts ereignet“. Und derselbe Ministe-
rialdirektor, der in seiner vor-Curtiusschen Zeit gelegentlich
andre Ansichten über die Sitten und Gebräuche der deutschen
Wirtschaft geäußert hatte, setzte dann auseinander, warum sich
nichts ereignet hat: Kartelle bestehen zwar noch, über zwei-
tausend an der Zahl, aber diese armen Geschöpfe führen nur
noch ein Scheindasein. Durch die Wirtschaftskrise sind sie so
ausgemergelt, daß sie gar nicht mehr ordentlich atmen können;
und wenn ein Kartell etwa noch wagen sollte, seinen Mit-
gliedern strenge Bindungen aufzuerlegen, dann treten die Mit-
glieder einfach aus, und das Kartell verendet einsam und laut-
los wie das Wild im Walde.

Bisher hatten wir es immer anders gelernt. Selbst die
industriefrömmsten Nationaloekonomen hatten uns gelehrt,
daß die Kartelle und Syndikate, im Gegensatz zu den Trusts,
‚Kinder der Not‘ seien, und daß sich die einzelnen Unterneh-
mer grade dann zu Preis- und Absatzkonventionen zusammen-
schlössen, wenn es ihnen schlecht gehe. Aber diese national-
oekonomische Irrlehre stammte eben aus einer Zeit, wo Dr.
Curtius noch nicht das Reichswirtschaftsministerium leitete
und die volksparteilichen Kollegen des Herrn Curtius noch
nicht erklärten, sie seien ganz derselben Ansicht wie Herr
Lammers und Herr Lammers noch nicht Syndikus beim Reichs-
verband der Deutschen Industrie war.

Städtische Aufsichtsräte

Die Stadt Berlin hat nach langen Kämpfen und unter gro-
ßen Zugeständnissen die Berliner Hoch- und Untergrundbahn
an sich gebracht. Der etwas stürmische Versuch, sich durch
freie Aktienkäufe die Majorität zu verschaffen, ist gescheitert,
der Prozeß um die Stimmrechtsaktien der Verwaltung ist ver-
loren gegangen, und schließlich blieb der Stadt nichts übrig,
als tief in den Säckel zu greifen und der Deutschen Bank das
einzige moderne Berliner Verkehrsmittel zu einem reichlich
hohen Preise abzukaufen. Aber zu den Verpflichtungen gegen-
über den Aktionären hat die Stadt Berlin noch eine andre,
höchst delikate Bindung auf sich nehmen müssen. So ganz
nebenher war bei den offiziösen Erklärungen über den Kauf
davon die Rede, daß man gewissermaßen aus Courtoisie an der
bisherigen Zusammensetzung der Hochbahnverwaltung nichts
ändern wollte. Es seien alles so verdiente, uneigennützige
Männer, und deshalb läge auch kein Grund vor, den Aufsichts-
rat neu zu besetzen. Sieben Mitglieder des Aufsichtsrats hatten
sich bereiterklärt, künftig die Interessen der Stadt Berlin wahr-
zunehmen – mein Herz, was willst du noch mehr!

Mit keinem Wort wurde aber die Öffentlichkeit bisher
darüber unterrichtet, daß von diesen sieben Herren jeder im
Jahre von der Stadt 12 000 Mark, und der Vorsitzende des
Aufsichtsrats, der auch nicht, wie es sonst bei Majoritäts-
wechsel üblich ist, erneuert wird, 24 000 Mark Tantieme im
Jahre beziehen soll. Nun hätten zwar die Magistratsmitglieder

und Stadtverordneten, die die Stadt normalerweise in den Aufsichtsrat delegieren würde, auch einen formalen Anspruch auf Tantiemen. Aber wie bei allen andern städtischen Gesellschaften, müßten auch bei der Hochbahn die von der Stadt bestellten Aufsichtsräte ihren Posten ehrenamtlich versehen und ihre Einkünfte an die Stadtkasse zurückzahlen. Statt dessen darf die Stadt Berlin fortan bei der Hochbahn zu allem übrigen auch noch annähernd 100 000 Mark im Jahr für die Wahrnehmung ihrer Interessen bezahlen.

Diese niedliche Beigabe haben die städtischen Unterhändler aber keineswegs aus purer Dankbarkeit oder Nächstenliebe zugestanden, sondern sie war eine conditio sine qua non, und wenn der Magistrat in diesem Punkt nicht klein beigegeben hätte, wäre wahrscheinlich aus dem ganzen Ankauf nichts geworden. Selbstverständlich trugen die Vertreter der Hochbahnverwaltung ihre Forderung nicht gradezu und öffentlich vor. Als der Oberbürgermeister Böß das Thema einmal etwas deutlicher anschnitt, wäre er beinahe wegen Unterstellung unedler Motive disqualifiziert worden. Aber in der Sache blieben die alteingesetzten Tantiemenräte hartnäckig, und die Stadt mußte kapitulieren.

Dafür werden hoffentlich die Herolde der Privatwirtschaft bei passender Gelegenheit verkünden, daß der Kommunalsozialismus eben nicht zu wirtschaften versteht, und daß beispielsweise die Stadt Berlin unnötig 100 000 Mark im Jahre bei der Verwaltung der Hochbahn herauswirft.

Nachtmusik von Alfred Grünewald

Die Dielen haben höchst vertrackt
heut um die Mitternacht geknackt.

Ich schrak aus erstem Schlaf empor
und hatte noch mein Herz im Ohr.

O wehe Welt, dem Traume feind!
Wie wars gemeint? Wie wars gemeint?

Was wollte jener dumpfe Klang,
der mich bedrohte, mich bezwang

mit seinem Tick und Tack der Pein:
Es muß so sein. Es muß so sein.

Zu guter Letzt, Zu böser Letzt.
Wer hat die Zeit auf mich gehetzt?

Ich blickte auf und blickte um.
Die Wände starrten schwarz und stumm.

Und wieder ward die Diele laut.
Und wieder hat es mir gegraut.

Und etwas sprach zu meinem Wahn:
Du hast dir Alles selbst getan.

Ein Lump

Ich entsinne mich noch sehr genau des Skandals, den es setzte, als inmitten der Inflationszeit Maximilian Harden beschuldigt wurde, er hätte gegen die Auslandshilfe gehetzt. Seine Informationen, die er an das Ausland gegeben hätte, seien geeignet gewesen, Kreditgeber zu verjagen – und so habe er hungernde deutsche Kinder und Notleidende geschädigt. Vaterlandsverräter... und die ganze preußische Musik.

Nun war das nicht einmal richtig. Harden hatte einige Lügen offizieller deutscher Amtsstellen berichtigt – weiter nichts. Aber jetzt:

Als dem Deserteur in Doorn der Aar mit Grundeis ging, gab er dem ‚NewYork American' ein Interview, worin er nicht nur seine Befürchtungen darlegte, sondern Amerika aufforderte, einem Lande, das Enteignungen vornähme, keine Kredite zu geben.

Dieser entlaufene Monarch wagt also, die Handelsbeziehungen eines Landes zu stören, weil man ihm nicht rechtswidrige Forderungen erfüllen will.

Wir sind seit Jahren gewöhnt, daß im Kampf zweier Parteien die eine immer den guten Onkel aus Amerika an die Wand malt: Wart, wart! Wenn du nicht willst, was ich will – dann wird dir der Onkel keine Dollars geben! Diese Prophezeiungen sind erlaubt, wenn auch etwas kindlich. Daß aber Einer hingeht und den Amerikaner – selbstverständlich erfolglos – aufzuputschen versucht, das ist denn doch neu. Immerhin: kein Zeilenschinder vom Berliner Lokal-Anzeiger läßt ein Wörtchen verlauten – in der Deutschen Tageszeitung: kein Muck.

So soll denn wenigstens hier stehen, wie er da gehandelt hat, für Geld, für sein eignes Geld.

Wie ein Lump. *Ignaz Wrobel*

Der Unterschied

Vor dem Gesetz sind Alle gleich – in Honolulu vielleicht oder auf den Mondbergen, aber nicht in einem Lande, von dem die Sage geht, daß es die freieste Verfassung der Welt habe. In diesem Land soll es Schlaue, Ganzschlaue und Oberschlaue geben. Oberschlaue aber nur in einem Bezirk: in Sachsen. Hier in der sächsischen Hauptstadt, in Dresden, wurde ein Mitglied der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei, ein Herr Borrmann, von einem Schöffengericht wegen einer in einer demokratischen Versammlung ausgesprochenen maßlosen Beschimpfung der deutschen Reichsfarben zu einem Monat Gefängnis verurteilt. Verurteilt, wirklich verurteilt; zu einem ganzen Monat Gefängnis. Und nur weil ihm das Gold in der Fahne der Republik als etwas erschien, was grade nicht so geruchlos ist wie dieses Metall.

Gegen das Urteil legten der Staatsanwalt und – Herr Borrmann Berufung ein. Vor der Berufungsinstanz verteidigte sich der oberschlaue Hakenkreuzler tapfer wie ein – Nationalsozialist. Er erklärte, er habe – bei Gott – nicht die Reichsfarben, sondern nur die Farben des „Reichsbanners" treffen wollen, und es müsse doch ein Unterschied gemacht werden zwischen den auf Staatsgebäuden gehißten Flaggen und denen der Demokraten und Reichsbannerleute. Eine liebliche Argumentation. Doch den Richtern – sehr schlauen Sachsen – hat diese Verteidigung wie eine Verteidigung der Republik geklungen. Sie hat ihnen so gut gefallen, daß sie gar keinen andern Bescheid wußten, als das Urteil des Schöffengerichts aufzuheben und Herrn Borrmann kostenlos freizusprechen.

Ob dieselben Richter genau so gehandelt hätten, wenn statt eines Nationalsozialisten ein Kommunist abzuurteilen gewesen wäre?

Wir glauben... gar nichts. Zum mindesten glauben wir schon
lange nicht mehr einer Justiz, die ein und dasselbe Vergehen ein-
mal mit Gefängnis bestraft und einmal mit Freispruch belohnt –
Revolutionäre foltert und Konterrevolutionäre großzieht und schont.

Schade, daß die Prozeßakten nur totes Papier sind und nicht
grinsen können und streiken, wenn deutsche Justiz im „Namen
des Volkes“ Urteile spricht. Denn das Volk, in dessen Namen die Ge-
rechtigkeit hinters Licht geführt wird, liebt offenbar groteske
Schattenspiele und einen langen Schlaf in der Dunkelheit.

Doch einmal wird es erwachen. Hoffentlich noch vor dem großen
Wecken... *Arthur Seehof*

Kaiserproklamation im Film

Gewiß ist eigentlich seltsam, daß ein Schauspieler eine Liebesszene spielen kann,
daß er sich in einem beliebigen Augenblick und einer beliebigen Person gegenüber
in eine Gefühlssituation versetzen kann, deren Kostbarkeit grade in ihrer Un-
abhängigkeit von unserm Willen mitbegründet ist. Aber da eben zu der Begabung
des Schauspielers gehört, Menschliches in eine Überrealitätssphäre zu verpflanzen,
in der unechte Reize durch echte Reaktionen geadelt werden, kann die Willkürlichkeit
seiner Leistung unser Heiligstes nicht profanieren.

Prinzipiell anders aber liegt es, wenn sich alte Generäle und Exzellenzen –
„Hunderte erster Namen“, von Moltke über Struensee und Kracht bis Arnim –
für die Verfilmung der Kaiserproklamation von Versailles (im Bismarck-Film)
als garantiert materialechte Komparsen und Statisten zur Verfügung stellen,
und wenn sich dabei, unter den Klängen des Hohenfriedberger Marsches,
Folgendes ereignet: „Der Großherzog erbittet vom Kaiser das Wort, und gütig
winkt dieser mit der Hand. Der Großherzog tritt vor, und weithin schallt sein Ruf:
Seine Majestät der Kaiser lebe hoch! Da klirren die Säbel, die Tschakos und Helme
werden geschwungen, impulsiv stürmen die Teilnehmer vor, und donnernde Hochrufe
durchhallen den Saal. Das ist keine Kinobegeisterung mehr, hier ist echtes Gefühl
edelster Herzen!“

Man meint, selbst der Berichterstatter der Deutschen Tageszeitung müßte fühlen,
daß es in diesem Milieu eines Versailles aus Pappe und angesichts eines Schauspielers,
der im Akkordlohn auf kaiserliche Manier gütig mit der Hand winkt,
eine Schande ist, eine Verulkung dessen, was man verherrlichen will,
wenn man „echtes Gefühl“ aufbringt und sich ganz so vorkommt wie anno 1871.
Denn zugegeben schon, daß diese wohlgeborenen Komparsen von altersher
ein gewisses Training darin besitzen, auf Kommando explosive Gemütszustände
zu erzeugen, und selbst wenn man jenen gewissen auch anderswo verbreiteten
Unanstand der Seele, der etwa beim Anblick der untergehenden Sonne automatisch
die Hände faltet und „Goldne Abendsonne“ anstimmt – die Fähigkeit also,
Phrasen nicht nur auszusprechen, sondern wirklich zu erleben – in Abzug bringt,
so bleibt als schauerliches Symbol für den Geist des Militarismus der Tatbestand,
daß eine Reproduktion der dürftigsten Äußerlichkeiten, der Uniformen und Gesichtsmasken,
genügt, um das patriotische Hochgefühl des historischen Moments leibhaft
noch einmal zu wecken, was sag’ ich: einmal? – achtmal, zwanzigmal, stundenlang,
bis der geschäftige Regisseur die begeisterten Militärs zu einer dekorativen
Massenszene verarztet hat!

Schon wächst heute eine Generation auf, die ein amüsiertes Er-
staunen spürt, wenn einem erwachsenen Mann ein Säbel zwi-
schen den Beinen herumbaumelt, eine Generation, für die Fachaus-
drücke wie Reserveleutnant,

Ehrenbezeugung, Patrouille verwittert sind wie die altväterischen Melodiebezeichnungen der Meistersinger. Für die der Militarismus als anschauliches Gebilde gestorben und begraben ist. Aber die Abgeschiedenen finden ihre Ruhe nicht. Der Hohenfriedberger rasselt vom Turm, aus den Gräbern steigen die Gespenster, greifen nach Orden und Laken und spielen sich und den Zuschauern, unter denen der Berichterstatter den Prinzen August Wilhelm bemerkt, ein bißchen Monarchie vor. Wann endlich wird die Glocke Eins schlagen, damit der Spuk ein Ende habe?

Die Deutsche Tageszeitung meint, die statierenden Generäle würden mit ihrem Werk „den Enkeln ein lebensechtes Erinnerungsbild schaffen von der einstigen Herrlichkeit des Deutschen Reiches“. Und zumindest für den humorbegabten Teil der übernächsten Generation wird ihnen das ja auch wohl gelingen.

Rudolf Arnheim

Propaganda der Dummheit

Deutschlands dümmstes Witzblatt, der ‚Kladderadatsch‘, das selbst die ältesten Veteranen nicht mehr zum Lachen reizt, hat einen ganz besondern Humor. Beispielsweise veröffentlicht es einen Kriegsscherz, den der ‚Cyrano‘ in Paris nachdruckt.

Überschrift: „Le service aérien franco-allemand“. Dann zeigt ein Bild, wie eine Französin dem Deutschen mit der Zipfelmütze in sein Flugzeug hinauf die Hand reicht. Unterschrift? „Marianne: C’est charmant, maintenant tu pourras venir me voir très facilement! Michel: Oui, comme en 1870 et en 1914!“

Seit zwei Jahren lese ich viele französische Zeitungen, Revuen und Witzblätter. Etwas ähnlich Geistloses ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Dem ‚Kladderadatsch‘ blieb vorbehalten, deutschen Humor in Frankreich zu propagieren.

Der Friede dauert schon viel zu lange. 1870 kämpften unsre Väter. 1914 mußten wir daran glauben. Wer sorgt für unsre Söhne? Begreiflich, daß es die Redakteure des ‚Kladderadatsch‘ in ihrer stillen Beschaulichkeit juckt, gen Frankreich zu marschieren. Wenn es im eignen Lande nichts mehr zu schießen gibt, muß man sich am Ausland schadlos halten.

Hier möchte ich folgenden ernstgemeinten Vorschlag machen. Die Gesinnung eines Menschen in Ehren. Auch ein Witzblattredakteur hat das Recht, die Papierschere mit dem Bajonett zu vertauschen. Stellt Listen auf, in denen alle Kriegshetzer in allen Ländern laufend geführt werden. Sperrt diese Leute an einem bestimmten Tage in eine Arena ein, in der sonst unschuldige Stiere massakriert werden, und hetzt sie auf einander. Sie sollen sich ihren Sieg ehrlich erkaufen. Laßt sie bluten bis zum letzten Mann. Dies ist die einzige Möglichkeit, daß sie ihren Krieg und wir Frieden vor ihnen haben. Dann haben sie erreicht, was sie wollen. Sie können sich nicht mehr beklagen.

Für das Eintrittsgeld, das an diesen Tagen des großen Schaumordens erhoben wird, wollen wir den Helden ein Denkmal errichten. Jedem seine Unsterblichkeit! Es ist recht und billig, daß ein Mensch für seine Überzeugung kämpft. Nur soll er sein eignes teures Leben dabei riskieren.

Und so werden wir, falls mich nicht Alles täuscht, bald auf einem marmornen Sockel die Inschrift bewundern:

„Hier ruhen die tapfern Redakteure des ‚Kladderadatsch‘. Sie fielen auf selbstgewähltem Schlachtplatz. Ehre ihrem Andenken!“

Walter Hasenclever

Paul Whiteman

Da haben wochenlang die Plakate geschrien: Jazzkönig! Jazz-Sinfonie-Orchester!! Und ein Vollmondgesicht lächelte von allen Litfaßsäulen. So einladend,

so zwingend, daß das Große Schauspielhaus bei den fünf Konzerten gerammelt voll war: Paul Whiteman.

Auf allen Höfen, an allen Straßenecken, in jeder Kneipe dröhnt, gröhlt Jazz. Das ist alt. Aber ein neues Schlagwort ist da. Vor zwei Jahren etwa fings an, in Musikerkreisen besprochen zu werden, heute ists Modewort: Jazz-Sinfonie. Da gabs dann einen Ernö Rappé. Aber es war nichts damit. Nun kommt der Jazzkönig aus Ameriko. Im Stillen hatte man die Hoffnung: er bringt sie mit, die Sinfonie.

Aber es war auch nichts damit. Das erste Stück: Mississippi, das eine sinfonische Dichtung sein möchte, zeigt das gleich: unter rotem, blauem, violettem Scheinwerferlicht spielt ein virtuoses Orchester einen durch Jazz-Instrumente aufgepulverten sentimentalen Schwulst, worin ein paar Plantagenklänge sich mit den Mittelchen einer schon vergessenen Neuromantik morganatisch verbinden. Als Hauptnummer des Abends war eine Rhapsody in Blue angesagt. Das Selbe wie bei der sinfonischen Dichtung. Dazu blaublauen Sternentheaterhimmel, der zum Schluß ins knalligste Rosa übergeht.

Also nehmen wir unsre stille Hoffnung auf die Jazz-Sinfonie und packen sie in die große Kiste. Und dann amüsieren wir uns. Denn es gibt in diesem Varieté genug Amüsantes. Da blasen Posaunen schwindelnd hohe Soprankoloraturen, da schluchzen Saxophone, meckern Trompeten, da tritt eine pervers-süße Gruppe von drei Sängern an die Rampe und saxophont mit ihren Stimmen durch chromatische Intervalle. Oder zwei Klaviere rasen ein Stück herunter, daß es einem den Atem verschlägt. Kaum mehr zwei Menschen, die da zusammen spielen – eine Maschine. Vor dem Orchester steht Paul Whiteman, dick, rund, legt den Taktstock weg, dirigiert mit allen Körperteilen. Und strahlt vor Vergnügen. Nimmt auch wohl eine Taschenlampe und wirft einen weißen Lichtkegel auf den buckligen Banjospieler, der in derwischhafter Raserei auf seinem Instrument tobt. Varieté. Dann verneigt sich der Jazz-König. Nach einer eckigen Bewegung mit dem Taktstock erhebt sich sein Orchester (ein Schullehrer mit dem Stock und seinen Buben). Das Publikum rast, wenn er die Valencia persifliert. Unter Verzicht auf die Jazz-Sinfonie.

Jazz ist eben doch eine Niggerangelegenheit. Da gehören die schwarzen Kerle, die rotweißen grinsenden Mäuler dazu. Sam Wood! Whitemans Orchester-Künstler, die in Clownerie machen – ist doch second hand.

Es ist Hausse in Königen. Mode-König – Sommer-Königin – Jazz-König – Baisse! *Albert K. Henschel*

Revue-Parodie

Die Revue hat durchaus nicht vermocht, „das Erbe des Theaters anzutreten“ (wie das einige erregte Literaten ankündigten). Mut und Frische fehlten. Sie wollte nichts Neues, sie wollte nur erben. Sie greift nach allen Requisiten und Abfällen der Bühne, von deren tödlicher Krisis sie profitieren will. So erbt man nicht: so steckt man sich an. Allen Revuen fehlt das eine Einzige, was das Genre unbedingt haben muß: der Einfall, die Meinung, die kritische Distanz. Eine Gesinnung.

Die grade hat der junge Marcellus Schiffer, der mit kleinsten Mitteln im Renaissance-Theater zeigt, wie so etwas anzufangen ist. Leider fehlt die unvergleichliche Valeska Gert, die sich hier austoben könnte und müßte. Aber sonst sind diese 21 Bilder – ‚Die fleißige Leserin‘ – zum großen Teil herrlich gelungen.

Die ganze Sache als protzig-platten, albern-reichhaltigen Inhalt eines Magazins aufzuziehen, war eine Idee, wie sie all den Andern nie gekommen ist. Und die Pa-

rodien auf Fern Andra, die Wigman, den ‚Fröhlichen Weinberg‘ sind Glanzstücke. Welch eine Einheitsfront der Blamierten!

Hier ist ein Anfang. Von hier aus solltet Ihrs weiter versuchen. Habt keine Angst vor der Ironie, die nicht „Zweck der künstlerischen Gestaltung“ werden dürfe. In diesem immer tiefer, auf allen Gebieten immer tiefer entschlafenden Lande kann man gar nicht aggressiv genug sein. *Axel Eggebrecht*

Pazifismus

Mein jüngster Sohn, dreijährig, wird in dem Wald und Garten, wo er aufwächst, zur Schonung des Lebendigen erzogen und mußte, nach dem ersten Attentat auf einen Rosenkäfer, auf andre verzichten lernen.

Gestern sah er, wie ich einen roten Käfer, sogenanntes Lilienhähnchen, auf einer weißen Lilie fand, deren Knospen er stets zerstört, und wie ich das schädliche Insekt deshalb zertrat.

Diese neue Möglichkeit, ungestraft zu zerstören, regte neue Hoffnungen in dem Kinde auf, und es sagte:

„Wenn du wieder so einen Käfer findest, Vater, laß mich ihn treten!“ Emil Ludwig

Da haben wir noch Glück gehabt!

Wir beginnen morgen mit der Veröffentlichung unsrer neuen Artikelserie:
Wie Menschen zu Tode gemartert wurden.
Torturen, Hinrichtungen und Hexenprozesse der Vergangenheit.
In der Öffentlichkeit werden häufig Klagen darüber erhoben, daß unsre Strafjustiz zu wenig Milde walten läßt. Die Behandlung der Angeklagten und Verurteilten ist aber heute als gradezu menschenfreundlich zu bezeichnen im Vergleich zu der Barbarei, mit der man ehedem alle Diejenigen mißhandelte, ja oft zu Tode quälte, die eines Verbrechens beschuldigt wurden.

8-Uhr-Abendblatt

München — der Garten Eden

Vor einer Woche:
Volkstheater Gastspiel Erika von Thellmann
Der Garten Eden
Vier Bilder aus dem Leben eines „unanständigen“ Mädchens
von Rudolf Bernauer und Rudolf Oesterreicher
Anf. 7½, Ende 10½ Uhr

Heute:
Volkstheater Gastspiel Erika von Thellmann
Der Garten Eden
Vier Kapitel aus dem Leben eines anständigen Mädchens
von Rudolf Bernauer und Rudolf Oesterreicher
Anf. 7½, Ende 10½ Uhr

Auch dieses Geschehnis dürfte für den hohen moralischen Stand der Münchner Polizeibehörde zeugen. Oder sollte sich neuerdings die Anständigkeit besser rentieren als das Gegenteil?

Der Beamte

Ich hab nichts gegen Beamte.
Auch Der hinterm Schalter hats schwer.
Wo nimmt er nur die verdammte –
na, sagen wir: Einbildung, her?

Er fühlt sich so groß und berufen
und duldet nicht Frage, nicht Spott.
Bekleidet er höhere Stufen,
regiert er sein Amt wie ein Gott.

Solch Herrscher des ganzen Ressortes
ist unerbittlich und streng.
Er lehret die Staatsbürger Mores.
Laut Vorschrift. Mit Schnedderengdeng.

Einst hat er ganz Deutschland „ertüchtigt“
und tut auch noch heute, als ob.
Er war in Europa berüchtigt
als unbestechlich und grob.

Die Unbestechlichkeit schwindet,
von der man sagte und schrieb.
Und nur, die Alle verbindet,
die klotzige Grobheit blieb.

Streng waltet am Schalter der Alte.
Ihr habt es selbst so gewollt,
betend, daß Gott ihn erhalte,
so schön, so rein, so hold. *Karl Schnog*

Alte Wandervögel. Ihr schreibt mir: „Den Führern der heutigen Jugendbewegung sind die Tatsachen bekannt, die Ignaz Wrobel in Nummer 25 der „Weltbühne“ aufzählt, wenngleich er manche guten Wirkungen übersehen hat. Sie wissen aber auch, daß ein gut Teil Schuld dem Kriege zuzuschreiben ist, denn die Besten der freideutschen Jugend fielen als Freiwillige an den Fronten. Sie zählten zu den Opfern von Langemarck. So mußte nach dem Kriege ein neues Führergeschlecht erst heranwachsen. Das ist inzwischen geschehen, und nachdem die Zersplitterung der Nachkriegszeit überwunden ist, hoffen wir zuversichtlich, daß bald nicht mehr die meisten Wandervögel in den gewöhnlichen Trott des bürgerlichen Lebens zurückkehren.“ Hoffen auch wir.

Teutone. Die Redensart, daß Jemand lügt wie gedruckt, könnte ein ständiger Leser der Deutschen Zeitung aufgebracht haben. Aber sie lügt auch wie geschwiegen. „Eine sensationelle Verhaftung in Potsdam. In den letzten Tagen machte sich in auffälliger Weise ein vornehm gekleideter junger Herr am Ausgang der Potsdamer Mädchenschule in der Heinrichstraße zu schaffen. Gestern versuchte er zwei 7jährige Mädchen auf sein Rad zu nehmen. Ein Kind sprang wieder ab, während die siebenjährige Else F. mitfuhr. Am Eingang vom Wildpark fiel der Herr über das Kind her und riß ihm buchstäblich die Kleider in Fetzen herunter. Grade wollte er an dem Mädchen ein schweres Verbrechen begehen, als ein Angestellter der Potsdamer Gasanstalt auf einem Motorrad vorbeikam. Er nahm die Verfolgung auf; am Bahnhof Wildpark wurde er festgenommen und zur Polizeiwache gebracht. Es handelt sich um einen 23jährigen jungen Mann aus der Zeppelinstraße in Potsdam. Er soll ein krankhafter Psychopat sein.“ Fremdwörter sind Glückssache. Krankhafter Psychopat und noch dazu ohne h – nicht häßlich. Daß dieser hier Graf Peter v. Pahlen heißt, mit seinen Eltern im Palais des Prinzen Eitel Friedrich wohnt, zu dem in freundschaftlichen Beziehungen steht und deshalb von der Polizei entlassen wurde, bis die Empörung der Potsdamer den Staatsanwalt zu einem Haftbefehl zwang: das Alles ist nur aus den Zeitungen zu erfahren, die von der Deutschen undeutsch genannt werden, weil sie es mit der Unwahrheit weniger genau nehmen als sie.

Jungmüncher Kulturbund. Die Zustände Bayerns und Deutschlands scheinen dir reif, eine Gründung wie dich zu erfordern. Zunächst willst du Alles aufbieten, um zu verhüten, daß der Entwurf eines Gesetzes zur Bewahrung der Jugend vor Schmutz- und Schundschriften, der das Zeug zu einer neuen lex Heinze in sich hat, unsern Dunkelmännern durchgehe, und glaubst, dich dieserhalb demnächst in einer Protestversammlung an die literaturinteressierte Öffentlichkeit zu wenden. Wer deine Bestrebungen unterstützen will, der schreibe an: Oskar Maria Graf, München, Barer-Straße 37, Atelierhaus.

Carl Mertens. Sie haben in Nummer 19 das Schicksal des „Kronzeugen“ Fritz Gädicke so erzählt, daß dem Mann die allgemeine Teilnahme sicher war. Das hat sich auch darin ausgedrückt, daß eine Sammlung, die Sie für die bejammernswerte Familie veranstaltet haben, 1076,70 Mark gebracht hat. Sie danken sämtlichen Spendern und sind bereit, jedem, der es ausdrücklich wünscht, an dieser Stelle zu quittieren.

Schweriner. Das war ja nie zweifelhaft, daß die Lakaien von den Summen, die ihre Herrschaften erhalten oder behalten wollen, ein gewaltiges Quantum einsetzen würden, um den Sieg des Volksentscheids zu verhindern. Aber imposant ist doch, mit welchen Mitteln sie nach ihrem eignen Siege noch arbeiten. Vor mir liegen die ‚Mecklenburger Nachrichten‘ – ich hätt’ es sonst nicht geglaubt –, und da

ist zu lesen: „In der gestrigen ersten Sommertheateraufführung spielte ein Schauspieler den Fridericus, nachdem er vorher zum Volksentscheid seine Stimme abgegeben hatte. Hat dieser Herr mit Ja oder mit Nein gestimmt oder eine ungültige Stimme abgegeben?“ Unterschrift: F. Das Impressum enthält nur einen Namen mit F. So möchte man hoffen, daß die Wißbegier des Herrn Verlagsdirektors H. Fischer auf die einzige Art, die hier angebracht ist, befriedigt worden ist.

Clemens Pietsch. Sie haben, Einer gegen Tausend, die Allgemeinverbindlichkeitserklärung der Redakteurzwangsversicherung bekämpft und wünschen, jetzt, nach dem Kampf, wenigstens noch zu sagen: „Der Allianz-Konzern, der 250 000 Mark Provision für die Überlassung dieses lukrativen Massenversicherungsgeschäfts bezahlt hat, ist Sieger geblieben. Den deutschen Redakteurskollegen, die nun in dieser Versicherungsfalle gefangen sind, kann man nur den guten Rat geben, einzig und allein Kapitalversicherungen auf zehn Jahre abzuschließen und auf die kümmerlichen Renten des Allianz-Konzerns zu pfeifen.“ Sehr wohl. Aber da die Kollegen vor der Entscheidungsschlacht auf Ihren Rat nicht gehört haben, werden sie wohl auch jetzt unbelehrbar sein.

Rätselrater. „Wenn das Vaterland wieder in Gefahr ist, werden wir wieder die Arbeiterschaft auffordern, es zu verteidigen — wie am 4. August 1914.“ Wo sichs bekanntlich mutwillig selbst in Gefahr gebracht hatte. Wer aber spricht also? Der rosarot angestrichene Reaktionär Wolfgang Heine. Da Leute wie er sich noch immer politisch betätigen dürfen, werden wir ja wohl bald wieder so weit sein wie damals. Nur sollte dann doch die Arbeiterschaft dafür sorgen, daß Leute wie er ihr mit gutem Beispiel an der vordersten Front vorangehen.

Melancholiker. Wie hat jener Besucher Bayreuths, der Ihrer Gemütsart war und geheilt sein wollte, verzweifelt mitten im ‚Parsifal‘ ausgerufen? „Ich kann dabei nicht lachen — ich kann dabei nicht lachen!“ Ach, Ihr Armen! Aber ich weiß euch ein unfehlbares Mittel. Beschafft euch von der Geber-Verlagsgesellschaft zu Freiburg im Breisgau die ‚Arische Lebenskunst-Revue‘ und zwar Nummer 6 des 8. Jahrgangs. Lest darin diesen herrlichen Rat, besonders für Fabrikarbeiter: „Lungenleidende müssen Alles daransetzen, ihre Gesundheit wiederzuerlangen, daher dürfen materielle Erwägungen nie bestimmend sein“, und diese unvergleichliche zoologische Belehrung: „Was ärgert man sich nicht über die mit der warmen Jahreszeit so zahlreich auftretenden Mücken! Die Natur hat die Mücken geschaffen, um uns ständig wachzuhalten, damit wir nicht vollkommen versteinern.“ Bestaunt die Fülle der „Fragen und Antworten von allgemeinem Interesse über Mittel und Wege der arisch-zarathuschtrischen Lehre“. Erfahrt überrascht, daß selbst das reinste Ariertum nicht vor Armschweiß und Plattfüßen schützt. Werft einen Blick in die Preisliste, die allein durch die ungeahnte Anzahl verkaufbarer Gegenstände beweist, daß das Geld auf der Straße liegt, und daß auch die arischen Dummen nicht alle werden. Nehmt beschämt zur Kenntnis, Ihr Lüstlinge, daß der Genuß der Liebe nicht, wie Luther meinte, „der Wochen zwier“, sondern „während vier oder fünf Jahren nur einmal" empfehlenswert ist. Und wenn Ihr, um die Behauptung: „Der arisch fühlende Mensch kann und muß im Lichte des Monats Juli leichtsinnig werden“ nicht Lügen zu strafen, der wichtigsten Voraussetzung wohl oder übel ermangelt — für Eines, Ihr verdammten Judenlümmels, bürg’ ich euch: Ihr lacht euch gesund. Und bei weiser Rationierung der 64 Seiten solch einer Nummer bleibt Ihr gesund, bis die nächste in den Handel gelangt ist.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112,
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

D’Abernon, Seeckt und Andre von Carl v. Ossietzky

Im Herbst wird Lord d’Abernon, Großbritanniens Botschafter in Berlin, in den Ruhestand treten. Sechs Jahre stand er auf diesem schwierigen Posten. Seit Versailles hat das Foreign Office nicht überall Freude erlebt. D’Abernon, in die Mitte des Kontinents geschickt, hat für die Behandlung Kontinental-Europas alte britische Rezepte mit Erfolg neu angewandt. Das dankbare Vaterland hat ihn dafür mit Ehren überladen.

Der greise Diplomat wird in Deutschland vermißt werden. Mit Sorge harrt das Auswärtige Amt seines Nachfolgers. Schon Herr Addison, der erste Botschaftsrat, war nicht immer so handlich wie der Chef... Der war in sechs bewegten Jahren erst sanfter Mahner zur Erfüllungspolitik, dann sachverständiger Berater von Stresemanns nationaler Realpolitik und Inspirator des Locarnopaktes. Dazwischen aber auch die Hoffnung Cunos und seiner Ruhrkrieger. Und selbst die Generale und zivilen Aufrüstungsfreunde, die sonst Alle hassen, liebten ihn. Er hat viele Hoffnungen erweckt, wenige erfüllt, und trotzdem niemals ernsthaft enttäuscht. Wenn er Berlin verläßt, wird auch das allernationalste Blatt gerührt schluchzen: „Er unterschied sich in wohltuender Weise von den französischen Diplomaten... Er hatte Sinn für deutsches Wesen.“ Er hatte es.

Ein agiler Mann, in dem Englands besondere Art triumphiert, deutsche Politik zu behandeln. Die Franzosen, die von 1919 an nach Deutschland kamen, suchten Fühlung mit Demokraten und Pazifisten, die sie, in seltsamem Irrtum befangen, für herrschende, oder wenigstens in naher Zukunft herrschende Kräfte hielten. Die nicht in Republikanerwahn verlaufenen Engländer ließen sich keine Flausen vormachen. Erkannten von vornherein die Bedeutung der Konterrevolution und suchten dort Beziehungen. Schon General Malcolm hielt gute Freundschaft mit den Kappisten. So weit nach Rechts hat der alte Lord niemals Fäden gesponnen; immerhin, er verschloß seine Tür nicht: ein guter Botschafter hört Alle an, betastet, auskultiert die vorgetragenen Ideen. D’Abernon hörte geduldig zu, sagte wenig, sprach am liebsten von komplizierten Börsengeschäften. Aber die Besucher gingen nachher mit tiefsinniger Miene herum und dozierten Gewichtiges über den englisch-französischen Gegensatz. Und so gingen Alle zu dem freundlichen alten Herrn, dessen Nation noch einige Jahre vorher besonders von seinen Lieblingsgästen gern Gottes besonderer Beachtung anempfohlen wurde. Verkehr in der englischen Botschaft war die Legitimation jedes deutschen Politikers, der „seriös“ genommen sein wollte, während eine gleichgültige Unterhaltung mit Herrn de Margerie immer ein wenig nach Hochverrat duftete.

Der Lord war der treue Freund und Mentor Stresemanns. Unter seinen Fittichen hat sich der lebensfreudige Gustav vom sächsischen Industrie-Syndikus zum allbeliebten Außen-

politiker emporentwickelt. Mit dem Instinkt des nicht zu betrügenden Realisten hat der alte Brite sich durch keinen revolutionären Brouhaha bluffen lassen: er sah die roten Radikalen, die schwarz-rot-goldenen Idealisten kommen und gehen und das gute deutsche Fett unverändert Oben schwimmen. Er hat das Ewig-Stresemännische der deutschen Politik begriffen und gepflegt. Und das ist ein Meisterstück.

Nochmals: er hat niemals viel versprochen und doch wurde Alles von ihm erwartet. Die Pazifisten rühmten ihn als „guten Europäer“, Nationalisten als „deutschfreundlich“, was bedeutet: neuer Päppelung des Militarismus geneigt. So ist es ihm gelungen, das Reich nach Locarno und Genf zu führen. Aber während auf Stresemann, den Zögling, die Schläge hageldicht prasselten, während der Weg in den Völkerbund als französisches Blendwerk gelästert wurde, blieb der englische Einpeitscher dieser Politik immun. Kein Hugenbergischer Allesbeschimpfer wagte sich an ihn heran. Warum?

Über dieses Warum werden einmal dicke Bücher geschrieben werden.

*

Auch General Walch wird sich bald verabschieden. Eine letzte Pflicht glaubte er noch erfüllen zu müssen: ein paar Noten mit seiner Unterschrift sind an die Reichsregierung gegangen, die sie nach langer Lagerung in der Bendlerstraße auf dem Wege über die Rechtspresse endlich erhalten hat. Die Interalliierte Militärkommission erinnert teils an nicht durchgeführte Bestimmungen, fordert teils, tiefer einschneidend, die Schaffung eines Generalissimus. Was sich gegen Herrn von Seeckt richtet.

Weil hinter den Noten der Kontrollkommission diesmal weder die Botschafterkonferenz steht, noch, offiziell!, ein Kabinett, macht sich die Presse die Wertung allzu leicht: – französische Intrigen, private Stilübungen des Generals Walch. So die Blätter von Rechts bis Links. Unpolitisch hochfahrend die Geste des Reichskabinetts: wir sehen keine Veranlassung, die Noten zum Gegenstand einer Beratung zu machen. Wer die leidvolle Chronik der Militärkontrolle kennt, weiß, daß alle Konflikte zunächst verschwiegen oder bagatellisiert wurden.

Wahrscheinlich glaubt General Walch selbst nicht an einen Erfolg seiner Noten. Populärer Aberglaube macht aus den fremden Kontrolloffizieren Schinder, die mit Sadistengier in den Eingeweiden des Opfers wühlen. Unsinn. Keiner hat das Schnüffelamt mit Lust geübt. Auch Nollet, der Verhaßte, war kein Zwingvogt, sondern hat unter dem Gefühl unritterlicher Pflichtbürde redlich geseufzt. Grade der Militär wird es wissen: daß man kaum eine Miniaturarmee, aber ganz gewiß nicht die gesamten Wehrpotenzen eines rüstunggewillten Volkes dauernd unterm Daumen halten kann. Die zwangsweise Totalentwaffnung Deutschlands ist eine Erfindung siegestrunkener Zivilistenhirne. Die Militärkontrolle, in Deutschland als Entwürdigung empfunden, hat viel zur Konservierung der Kriegspsychose beigetragen. Das muß gesagt werden. Aber

tausendmal schlimmer wäre es gekommen, wenn die Kontroll-
kommission stets auf ihrem Schein bestanden hätte. Auch das
darf nicht verschwiegen werden.

Dennoch ist die Attacke des Generals Walch gegen Herrn
von Seeckt mehr politischer als militärischer Natur. Sie
richtet sich weniger gegen einen Truppenführer als vielmehr
gegen einen General, dem sein hohes und verantwortliches Amt
politisches Relief, politische Macht in Fülle verleiht. Herr
Arnold Rechberg hat vor einigen Tagen in einem Zeitungs-
artikel behauptet, der Vorstoß gegen Seeckt, obgleich unter
dem Namen des französischen General geführt, habe seinen
Ursprung in England, wo das Techtelmechtel Seeckt-Tschit-
scherin noch immer unvergessen und unverziehen sei. Arnold
Rechberg, der dem interessanten Herrn Oberst Nicolai
seit Monaten .unerbittlich auf den Fersen sitzt, hat sich ein
großes Verdienst erworben durch die Aufdeckung der Fäden,
die von unsern Nationalradikalen nach Moskau führen. Was
dieser gewissenhafte und zurückhaltende Informator andeutet,
kann nicht mit irgendeiner läppischen Phrase, wie „Ent-
lastungsoffensive für Frankreich“, totgemacht werden.

Es ist gewiß recht traurig, daß eine deutsche Angelegen-
heit erst durch den Fingerzeig des Kontrollgenerals deutlich
gemacht wird. So unerwünscht uns eine Lösung durch frem-
des Machtgebot ist, so notwendig wird es, an das heiße Eisen
zu rühren, obgleich ein Franzos es zuerst gesehen hat. Es ist
ein unleidlicher Zustand, daß neben der offiziellen Außen-
politik eine zweite militärische läuft, die zwar oft genug im
bloßen Wollen stecken bleibt, kaum Konkretes erreicht, aber
jeden Schritt dem Völkerbund, der Verständigung mit Frankreich
entgegen, gehemmt und bekämpft hat. Es wäre eine Beleidi-
gung, Herrn von Seeckt etwa mit Loßberg, seinen präsum-
tiven Nachfolger, in einem Atemzug zu nennen. Sein Wille
spannt weiter als der unausgekochte Patriotismus dumpfer
Militaristengehirne vermag. Aber seine Ostpolitik ist unge-
wisser als ein Flug ins Polareis. Und, vor Allem, nicht seines Amtes.

Geßler beherrscht die Innenpolitik, Seeckt ringt um die
Außenpolitik. Etwas viel Präponderanz für ein so kleines Heer.

Wann wird die längst latente Reichswehrkrise akut wer-
den? Von den republikanischen Parteien ist nichts mehr zu
hoffen. Die haben schon so viel geschluckt und scheinen doch
noch immer fähig, neue Bitterkeiten aufzunehmen. Sollte nicht
etwa der Gegenschlag einmal aus dem Ressort Außenpolitik kommen?

Der Russenvertrag war der letzte Sieg der östlichen
Strängezieher. Onkel d’Abernon runzelt die Stirn. Strese-
mann versichert laut die Harmlosigkeit der Ostpolitik, dürfte
aber um deren Tücken sehr wohl wissen.

Sein Widerpart kennt sie nicht. Kennt als kluger, aber
politikferner Militär nicht die Kalamitäten jeder Nebenregie-
rung und Geheimpolitik, die verschlungene Wege heischt und
zu seltsamen Reisebekanntschaften führt. Es kann zum Bei-

spiel vorkommen, daß ein blinder Passagier, sagen wir: ein Nicolai, bei der Partie ist. Führt Nicolai heute schon allein den Zug?

*

... à propos Nicolai! Der hat nach berühmten Vorbildern auch einen Band Erinnerungen aus seiner größten Zeit herausgegeben. Darin erzählt er eine sehr amüsante Geschichte von dem Genossen Albert Südekum, dem glorreichen Erfinder der Abfindung, den man im alten Reichstag für einen großen Diplomaten hielt, weil seine Anzüge und Reden stets von bestem Schnitt waren.

In einer der ersten Schlachten von 1914 wurde ein namhafter französischer Sozialistenführer gefangen, der als einfacher Soldat diente. Der Vernehmungsoffizier, der seine Personalien aufnahm, glaubte ihm seinen politischen Rang nicht. Zur Prüfung der Angaben brauchte er einen sachverständigen Sozialisten, und holte den Genossen Südekum, damals Offizierstellvertreter. Der unterhielt sich mit dem Gefangenen und stellte fest, daß er die Wahrheit sprach. Daraufhin wurde er zum Übermittler folgenden Angebots an den Franzosen gemacht: die O.H.L. sei bereit, dem Gefangenen die Freiheit zu geben, wenn er sich verpflichtet, nach Frankreich zurückzukehren und dort in seiner Partei für den Friedensschluß zu wirken.

Der Franzose ließ sich das nicht zweimal sagen. Er wurde über die Schweizer Grenze gebracht und ging in seine Heimat zurück. Natürlich hat er die ganze Geschichte sofort brühwarm publiziert und auch einige Freundlichkeiten über den deutschen „Kaisersozialisten“ gesagt.

Der Genosse Südekum war nach dieser Diplomatenleistung prädestiniert, mit den Hohenzollern zu verhandeln.

*

In Magdeburg ist ein mysteriöser Mord geschehen. Die Polizei betreibt die Untersuchung nicht sehr eifrig. Ein junger Mensch von sehr schlechtem Ruf wird verhaftet, ein in völkischen Kreisen Abenteuernder, von dem gemunkelt wird, er habe wissentlich den Tod seiner Eltern herbeigeführt. Dieser junge Edeling denunziert einen unbescholtenen Bürger als Mordanstifter. Der wird verhaftet, muß wochenlang sitzen, beteuert seine Unschuld, beteuert, seinen Beschuldiger gar nicht zu kennen, und kann nicht einmal erreichen, mit ihm angesichts des Toten konfrontiert zu werden. Wird überhaupt wie ein überführter behandelt. Er ist jüdischer Konfession und nahe verwandt mit dem Hauptgeschäftsführer des Reichsbanners. Kein Urteilsfähiger glaubt an seine Schuld.

Der untersuchende Kriminalkommissar ist ein begeisterter Stahlhelmmann. Er geht in der Stadt herum und erzählt Gevatter Schneider und Handschuhmacher: „Der Jude kommt nicht wieder los!“

Das begibt sich nicht etwa in Hinterpommern oder Bayern, sondern in Magdeburg, wo als Oberpräsident Herr Hörsing residiert, der donnernde Jupiter des Reichsbanners, der begeisterte Verkünder der harten republikanischen Faust.

Die neue Rangliste von einem alten Soldaten

Die Rangliste des deutschen Reichsheeres nach dem Stande vom 1. Mai 1926 ist soeben (bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin) erschienen. Da kann man manchen Blick in die Dunkelkammern der Heeresleitung werfen.

Die offizielle Einteilung der Wehrmacht darf als bekannt vorausgesetzt werden. Aber neben und unter dieser offiziellen Einteilung existiert noch eine andre. Die ist schwer zu durchschauen, weil ständig Veränderungen eintreten, weil Offiziere, die innerhalb der Arbeitskreise hoher und höchster Stäbe ihren Dienst tun, zwischendurch zur Truppe versetzt werden, ohne daß sie ihr eigentliches Ressort nun an einen Nachfolger abträten, und weil eine Reihe von tatsächlich vorhandenen Abteilungen des Reichswehrministeriums, wie etwa die Fliegerei, die Gaskampfvorbereitung, die Abteilungen Gegenspionage und Spionage und viele andre, offiziell überhaupt nicht in die Erscheinung treten.

Im Gefüge des Wehrministeriums sind während des letzten Jahres grundsätzlich wichtige Veränderungen erfolgt. So ist, beispielsweise, die Nachrichtenabteilung, die unter dem in der Berliner Gesellschaft recht bekannten Oberstleutnant v. Oertzen wesentlich pressetechnische Dinge, namentlich also Dementis bearbeitete, völlig aufgelöst. Das heißt allerdings nicht, daß sie verschwunden ist: sie ist nur unterirdisch geworden. Oertzen selbst ist in Pension gegangen, will sagen: er ist als Zivilangestellter des Ministeriums in der engsten Umgebung des Ministers weiter mit seiner alten Arbeit beschäftigt. Für die Nachrichtenabteilung tritt in der Rangliste an der gleichen Stelle neu die sogenannte „Wehrmachtsabteilung“ (W) auf. Ihr Leiter ist der frühere Adjutant Otto Geßlers: der Oberst v. Schleicher, ein würdiger Bayer, der seinem Namen Ehre macht. Er ist aus den ersten Jahren des Regimes Geßler in vieler Hinsicht bekannt. Unter ihm figurieren noch drei Offiziere, von denen zwei: der Ritter v. Speck, der vor der Filmprüfstelle so heldenmütig gegen die Zulassung des Potemkin-Films gekämpft hat, und der Hauptmann Otto ebenfalls Bayern sind. Die Abteilung dient der persönlichen Unterrichtung des Reichswehrministers.

In der Heeresleitung sind gleichfalls wesentliche Veränderungen vor sich gegangen. Der Chef des Stabes der Heeresleitung, der süddeutsch gemütliche, dicke Ritter v. Haack ist Generalleutnant geworden und endgültig in die Theoreme des Oberst Nicolai abgeglitten. In der Heeresausbildungsabteilung des Oberst v. Blomberg traktiert der Major Uth die Angelegenheiten des sächsischen, der auf Zivildienstvertrag angestellte Oberst a. D. Budde die des schlesischen Grenzschutzes. Daneben werden die Ausbildungsvorschriften bearbeitet und ediert.

Das Heerespersonalamt des Generalleutnants Reinicke regelt den Gang der Beförderungen und disponiert über Verwendung der Offiziere. Eine Unterabteilung hat die gleiche Aufgabe bezüglich der illegalen Offiziere übernommen.

Das Truppenamt – Chef: Generalmajor Wetzell, ein Ludendorffianer von reinstem Wasser – hat neben seinen ordentlichen Aufgaben der taktischen und der strategischen Übung der Truppe noch wesentlich andre, interessantere Aufträge. Unter Oberst Gempp besteht unterirdisch die Abteilung zur Verfolgung von sogenannten „Landesverraten“. Hauptmann Sperrle betreibt die Forschung zur Flugzeugbekämpfung durch elektromagnetische Strahlung. Oberst a. D. Nicolai und Oberstleutnant a. D. v. Röder betreiben auf Zivildienstverhältnis Gegenspionage und Spionage.

Im Waffenamt verkapselt ist die Flugzeugabteilung, die Hauptmann Student leitet. Neben ihm ist in der gleichen Abteilung hervorgetreten der Hauptmann, neuerdings Rittmeister Bäumker, der als Sachverständiger die Delegation des Grafen Bernstorff nach Genf begleitet hat, ohne daß dieser Bedeutung seine heutige offizielle Verwendung als Eskadronschef des Reiterregiments 16 zu Erfurt in irgendeiner Weise entspräche. Wir glauben allerdings nicht, daß Herr Bäumker im Verlauf der letzten Monate auch nur einmal Stalldienst getan hätte. Die Inspektionen der Infanterie, Kavallerie, Verkehrs- und Nachrichtentruppen bergen zwar auch illegale Vorgänge, bieten aber vorderhand kein größeres Interesse. Anders stehen die-Dinge bei der Inspektion der Artillerie des Generalleutnants Bleidorn. Herr Bleidorn hat im letzten Jahre verdächtig viel neues Kriegsmaterial zu inspizieren bekommen. Darf man fragen, ob mit der berühmten altpreußischen Sparsamkeit vereinbar war, daß man dieses Kriegsmaterial, das ja zum großen Teil als nicht einmal mehr recht gefechtsbrauchbares Altmaterial wird bezeichnet werden müssen, zu teuerm Preise aus dem Ausland bezogen hat? Außerdem muß der schweren Artillerie des Reichsheeres jeder ernsthafte Kampfwert überhaupt abgesprochen werden. Ihre Geschosse treffen fast regelmäßig die eignen Leute – wie das Malheur von Jüterbog zur Genüge bewiesen hat.

Die Inspektion der Pioniere ist dem bewährten vorjährigen Inspekteur: dem General Ludwig abgenommen worden, nachdem dieser Herr, der vom Pionierwesen keine Ahnung hatte, weil er das als Fußartillerist ja auch nicht brauchte, sich nach der Weser-Katastrophe bei Veltheim mit unsagbar falschen Berichten kompromittiert hatte.

Das Gruppenkommando 1 wird von dem als Generalstabschef Rupprechts von Bayern bekannten General v. Loßberg kommandiert; sein Stabschef ist weiterhin der Oberst Gudovius, unseligen Küstriner Angedenkens. Unter Gudovius figuriert der Generalmajor Krause, ein Verhältnis, das, nach alten preußischen Militärbegriffen, nur in der venezolanischen Armee möglich gewesen wäre. Im Generalstab des Gruppenkommandos wird auch der Major v. Beneckendorff und v. Hindenburg geführt, der seinem Vater Adjutantendienste leistet. Beim Gruppenkommando 2 in Cassel (Oberbefehlshaber: General Reinhardt) tritt stark der Oberst v. Sommerfeld und Falkenhayn hervor, der hohe Verdienste um die aktive Durchführung des Ruhrkampfes hat.

In den Divisionsstäben trifft man auf manchen alten Bekannten aus den Jahren des großen Krieges und des Bürgerkrieges. General Heye, der Kommandeur der 1. Division, ist als Verbindungsoffizier der OHL bekannt geworden. General v. Tschischwitz, der die 2. Division kommandiert, war erster Generalstabsoffizier Beselers beim Sturm auf Antwerpen.

Generalleutnant Otto Hasse, der Nachfolger v. Horns als Kommandeur der 3. Division, war vorher Chef des Truppenamts. Als erster Stabsoffizier ist ihm im Stabe der 3. Division der Oberst Otto v. Stülpnagel unterstellt, der auch im Truppenamt sein Untergebener war und jüngst die militärischen deutschen Sachverständigen in Genf geführt hat. Hinlänglich bekannt geworden ist die klägliche Rolle, die dieser Herr bei dem Versuch gespielt hat, die fremden Militärsachverständigen in der Frage der Wehrverbände zu übertölpeln. Im Generalstab der 3. Division ist der Hauptmann Keiner, der Nährvater der Schwarzen Reichswehr des Oberleutnants Schulz, heute noch vertreten.

Zum Kommandeur der 4. Division ist nach dem kurzen Intermezzo des Generals v. Pawelsz, der als Reichskommissar wieder an die Spitze der Heeresfriedenskommission zurücktrat, kürzlich der Generalleutnant Wöllwarth, bisher Landeskommandant von Württemberg, ernannt worden. Generalmajor Brück, der jüngste der 42 deutschen Generale, ist als Artillerieführer IV zugleich Landeskommandant von Sachsen. Die 5. Division führt der Generalleutnant Ernst Hasse, der nicht mit seinem Bruder, dem aus Thüringen her bekannten Reiterführer Paul Hasse, zu verwechseln ist. Dieser ist schon seit einiger Zeit verabschiedet.

Generalleutnant Freiherr v. Ledebur führt die 6. Division in Münster. Er ist in der Begünstigung der illegalen Ausbildungen mit seinem Vorgänger Loßberg auf eine Stufe zu stellen.

Die bayrische, 7. Division kommandiert der Generalleutnant Freiherr Kreß v. Kressenstein, der in den Anfangsstadien des Orientfeldzuges durch seine Expedition gegen Suez hervorgetreten ist. Seine Truppen sind unter seinem Vorgänger v. Lossow ausdrücklich für den Freistaat Bayern in Pflicht genommen worden. Dieser zweite Fahneneid ist bis heute nicht annulliert. Es ist selbstverständlich, daß bei Konflikten auf die bayrischen Verbände nicht zu rechnen sein wird.

Ausweislich der Rangliste erhielten drei verabschiedete Generale neuerdings die Erlaubnis zum Tragen der Uniformen bestimmter Regimenter: der frühere Oberbefehlshaber der Casseler Gruppe, General v. Möhl, die des 20. (bayrischen) Infanterie-Regiments; die Generale v.Bergmann und v. Berendt, beide vormals Oberbefehlshaber des Gruppenkommandos 1, die Uniformen des 6. Infanterie- und des 3. Artillerie-Regiments. Dem Herrn v. Möhl wird wegen seiner Kandidatur als Wehrminister im Direktorium Claß-Neumann-Hugenberg die Uniform sicherlich nicht genommen werden.

Da die Reichswehr auch weiterhin als Rahmen für ein Heer nach dem Stande der mobilgemachten acht Armeen vom 1. August 1914 zu gelten haben wird, sind selbstverständlich sämt-

liche Vorkehrungen getroffen, die eine Aufblähung solches Ausmaßes nur immer begünstigen oder erleichtern können. Die Zahl der aufgestellten Stäbe ist völlig ausreichend für den Rahmen, der alsbald nach Verkündung des Zustandes der drohenden Kriegsgefahr zu füllen sein wird. Organisatorisch ist der neue Aufmarsch in jedem Detail nahezu einzigartig vorbereitet. Was in jedem zukünftigen Ernstfall versagen dürfte, ist zweifellos die nur notdürftig geflickte Maschine des preußischen Generalstabs und selbstverständlich die strategische Führung, selbst wenn Existenz und Bereitschaft aller nur nötigen Kriegserfordernisse vorausgesetzt werden dürften. Deutschlands Wehrmacht stellt vor allen Dingen eine immanente Gefahr dar — immer und immer wieder soll das wiederholt werden — für den „innern Feind". Fr. W. Foerster hat selbstverständlich recht, wenn er auch schwere außenpolitische Gefahren sieht. Sie liegen aber ausschließlich auf dem Felde der potentiellen Möglichkeiten unsrer deutschen Rüstung.

Grund genug, jedes kleinste Zugeständnis an diese Armee zu bekämpfen!

Französische Köpfe

VII.

Eduard Herriot von Jean Piot

Es kommt mir nicht zu, von den „Normalschülern" schlecht zu reden. Aber heißt es von den Normalschülern schlecht reden, wenn ich Eduard Herriot einen „Normalschüler" nenne? Er ist es. Als er in einer Versammlung bei Semesterschluß seinen jungen Kameraden einen Besuch abstattete und ihnen eine Ansprache hielt, schien er mehr zum Hause zu gehören als jene. Sie waren weit mehr verwundert, ihn im Refektorium zu sehen, als er selber, sich dort zu befinden.

Er ist Normalschüler dank dem Ernst seiner geistigen Haltung, dank der intelligenten Anpassungsfähigkeit an die Arbeit und dank einer gewissen klösterlichen Keuschheit.

Die Art seines Ernstes hat durchaus nichts von Feierlichkeit. Ein lieber, netter Kerl? Ohne Zweifel. Er liebt saftige Geschichten und erzählt sie wundervoll. Was war die Parodie, die er eines Tages auf den bevorstehenden Sturz des Nationalblocks nach dem „Fallen der Blätter" von Millevoye machte, andres als ein Schülerepos? Auf diese Weise pflegen sich die strebsamsten Normalschüler an den traditionellen Späßen zu beteiligen. Als Eduard Herriot selbst noch Schüler war, verfaßte er solche Späße, die berühmt geblieben sind. Aber diese Späße der Normalschüler setzen noch keinen humorvollen Geist voraus. Sie sind die Erholung für fleißige Schüler, die sich ihres Fleißes schämen, die Erholung für Büffler, die sich den Anschein geben, lustig und losgelöst zu sein. Der Normalschüler scherzt, aber er ist nicht skeptisch. Er glaubt an Das, was er macht.

Eduard Herriot also ist Normalschüler.

Er hat Methode in seiner Arbeit. Man erzählt, daß er sich, als er während des Krieges ins Ministerium für die Verproviantierung des Landes kam, in Hemdsärmeln an die gesamte deutsche und englische Literatur über die Kohlengewinnung machte, Stöße weißer Bogen ergriff und in seinem von Tabaksqualm durchschwängerten Arbeitsraum das Thema durchackerte, als hätt' er sich zum Examen vorzubereiten. Man wird einwenden, daß es besser gewesen wäre, zuerst das Dringlichste zu tun, und daß das darin bestand, Kohle zu beschaffen — die damals äußerst dringlich war. Aber Herriot will zunächst die Sachlage kennen und beherrschen lernen. Sein Geist ist systematisch — und das heißt nicht: einseitig.

Er ist Normalschüler.

Im Auswärtigen Amt hatte er Eine Politik. Er hatte sie aufgebaut. Harmonisch wickelte sie sich in seinen Gedanken und in seinen logischen Voraussetzungen ab. Er legte sie klar und schloß mit den Worten: „Nun, glauben Sie, daß ich eine gute Politik mache?“

Er übersah nur ein bißchen die Zufälligkeiten, die sich zwischen die besten Kombinationen stecken wie Stöcke, die die Räder hemmen. Wir wollen ihn deswegen nicht tadeln. Er kam in einem Augenblick, wo unsre auswärtige Politik eine neue Richtschnur brauchte, ein Prinzip, eine neue Theorie. Es tut vielleicht nicht gut, daß wir am Quai d'Orsay nur Diplomaten haben, die genügend Geschicklichkeit zur Entwirrung der täglichen Schwierigkeiten besitzen, ohne dabei von einem großen Gedanken geleitet zu sein. Es tut gut, wenn dort ab und zu ein radikaler und notwendiger Orientierungswechsel von einem Mann herbeigeführt wird, der eine Idee hat, Ideen, um die sich eine schar! umrissene Logik, ein System gruppiert, kurz: wenn ein Normalschüler erscheint.

Während der Londoner Konferenz hatte ich einmal die Ehre, mit Herriot zu speisen. Nach dem Kaffee begaben wir uns Beide auf den Balkon seiner Wohnung im Hyde Park. Obwohl gegen Ende Juli, war es doch kühl. Er hüllte seine Kniee in eine Decke. Er war ermüdet. Seit vierzehn Tagen schlug man sich herum. Er stieß immer wieder an die Opposition Philip Snowdens. Er konnte nicht begreifen, daß dieser gegen ihn gemeinsame Sache mit den britischen Großindustriellen machte, und verhehlte seinen Ärger darüber nicht.

„Ach,“ sagte er, „laßt mich mit diesen internationalistischen Sozialisten in Ruhe ...“

„Aber“, meinte ich, „das sind keine internationalistischen Sozialisten. Das sind Mitglieder der englischen Arbeiterpartei.“

Er hatte die Sozialisten schematisiert und war erstaunt, daß Philip Snowden nicht in sein Konzept paßte — der kleine Irrtum eines Normalschülers.

Er hatte sich (oder man hatte ihm) von der Inflation (in Gänsefüßen) eine abstrakte philosophische Idee gebildet. Schaudernd wies er sie zurück — „eher ließe ich mir den Arm abschneiden...“ —, als eine Ketzerei. Daher machte er keine Inflation. Aber er machte etwas Andres, das in die wörtliche Definition der Inflation paßte. Und darüber fiel er. Den De-

finitionen zu viel Wichtigkeit beimessen: der kleine Irrtum eines Normalschülers.

Man überreicht ihm einen Bericht, der interessante Anregungen enthält. Aber dieser Bericht ist schlecht abgefaßt – „schlecht geschrieben“ – und stößt ihn ab. In seinen Augen ist die Idee nicht von der ungeschickten Form loszulösen: der kleine Irrtum eines Normalschülers, der die Form anbetet – und mehr intellektuell als intuitiv ist.

*

Und doch ist er ein Gefühlsmensch.

Herriots Drama ist der Konflikt zwischen dem methodisch geschulten Geist und der fast weiblichen Empfindsamkeit. Ich meine das völlig ernst. Er weint am Grabe seines Großvaters. Die Kindheitserinnerungen treiben ihm die Tränen in die Augen. Die Wehmut über die Vergangenheit erstickt seine Stimme. Wenn sich auch der Herr Clément Vautel darüber lustig macht: man schätzt an diesem Staatsmann, daß er ein Mensch ist.

Er ist gut. Er ist begeisterungsfähig. Er ist empfindlich.

Besser wäre für ihn, kalt wie ein Poincaré zu sein. Wenn die Ereignisse alsdann einer seiner logischen Konstruktionen Unrecht gäben, so wär’ er doch fähig, diese gegen eine andre genau so logische einzutauschen, und das ohne größere Erregung, als ein Advokat spürt, der von einem Aktenstück zum andern übergeht. Aber er ist eben nicht kalt. Die Rechenfehler ärgern ihn nicht: sie zerreißen ihm das Herz oder wecken seinen größten Zorn. Es macht ihn untröstlich, sich in den Leuten getäuscht zu haben. Wenn sich Poincaré an einer Wand stößt, so stellt er den Fall zur Diskussion und beweist, daß sich die Wand nicht an ihrem richtigen Platz befunden hat. Wenn sich Herriot stößt, so trägt er eine Beule davon – die noch lange schmerzt. Er verzeiht; aber er vergißt nicht.

Wie aufrichtig hat er gesagt: „Ich erkläre der Welt den Frieden!“ Die Welt hat freilich nicht sogleich geantwortet: „Schön! Von nun an sei Friede!“ Immerhin wäre möglich, daß er darüber erstaunt und schmerzerfüllt war. Dennoch wissen Alle, die im September 1924 in Genf gewesen sind, daß von diesem Tage an eine neue Aera datiert, und daß sich Frankreich damals neue Freundschaften und Sympathien erworben hat. Ein feinfühliger Nachfolger Eduard Herriots am Quai d’Orsay würde zweifellos erkennen, daß die von ihm seither erzielten Resultate nicht möglich gewesen wären ohne jene Wendung, die das Werk – das große Werk – Eduard Herriots ist. Aber anstelle der spontanen, unmittelbaren Reflexwirkung, die Herriot gewünscht und erwartet hatte, mußte man sich mit der langsamen, tastenden Verwirklichung begnügen. Er hat fraglos darunter gelitten. Vielleicht war er nahe daran, an sich selbst zu zweifeln. Er hätte Unrecht daran getan. Seine Eitelkeit bewahrte ihn davor.

*

Ja, er ist eitel. Das ist kein Geheimnis mehr. Aber nicht seine Eitelkeit hat ihn damals vor dem Zweifel an sich selbst

geschützt. Um nicht zu zweifeln — weil er nicht an sich zweifeln darf —, ist er eitel. In dieser Eitelkeit steckt etwas Edles, denn sie ist eine Schutzvorrichtung gegen die Entmutigung, eine Ablehnung des Verzichts auf das Ideal, eine Verleugnung des Hindernisses. Poincaré stößt sich an der Mauer, widerlegt die Mauer und zieht die Tangente. Herriot stößt sich an der Mauer, schlägt sich einen blauen Fleck, leugnet die Mauer, steigt hinüber und geht weiter...

Aber man soll ihn ermutigen! Wenn ihm das Ereignis Unrecht gibt, soll man ihm nicht sagen: „Sie sehen doch...“ Dem Ereignis soll man Unrecht geben und rufen: „Bravo! Sie haben Recht!“ und nicht: „Aufgepaßt! Das geht nicht so!“ Er würde zur Antwort geben:

Könnte man mir nicht vielleicht ein bißchen Vertrauen erweisen und mir einen Aufschub bewilligen? Wenn man mir behilflich sein will — was, wie ich übrigens sehen kann, nicht unbedingt erforderlich ist —, könnte man da nicht die Fragen ein bißchen „in Reihen ordnen“?

Ja, dieses Selbstvertrauen ist sehr schön, nicht ganz natürlich — er ist zu fein, zu klug, um von Natur eitel zu sein —, aber entschlossen energisch, gewollt als ein Mittel, niemals am begonnenen Werk zu verzweifeln. Der einzige Schade dabei ist, daß man sich auf die Weise leicht in die Hände der Schmeichler, der Speichellecker, der Pfiffikusse begibt. Und oft heißt das: das Werk verpfuschen.

Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr glaube ich, daß sein Selbstvertrauen nicht spontan ist: er sucht es und sucht dafür Reizmittel. Wie könnte man sonst — während seines Aufstiegs zur Macht — jene allwöchigen Reisen, jene ständig wiederholten Reden, jene ewige Propagandatournee, jenes Verlangen nach Beifallsbezeugungen erklären? Wenn alles dies nichts andres als einen Reiz erzeugen soll, so wird man schließlich müde davon. Er wollte etwas andres damit erreichen: Sicherheit.

Man fand, daß er zuviel spreche.

„Ruhen Sie sich aus!“, sagten seine Freunde zu ihm. „Dieser ständige Ortswechsel macht Sie kaputt, und er ist gar nicht immer nötig.“

Für ihn war er nötig. Es war sein doping. Ihm ging es darum, nicht nur Recht zu haben, sondern die Überzeugung beizubringen, daß er Recht habe, und überzeugt zu sein, daß man davon überzeugt sei. Als er in Epinal mitten in die Bravo-Rufe hinein ein paar Pfiffe vernahm, war er darüber tatsächlich aufgeregt und betrübt. Hatte seine Friedenspolitik also doch nicht Jedermann entwaffnet? Waren doch nicht alle rechtschaffenen Leute gewonnen und erobert? Als wenn es nur rechtschaffene Leute gäbe...

*

Wenn es nur rechtschaffene Leute gäbe, so würde Niemand Eduard Herriots Edelsinn, die Vornehmheit seiner Machtbestrebungen und die Größe seiner Tat anzweifeln. Selbst die Fehler, die er gemacht hat, waren nicht ohne Nutzen. Nicht, weil sie, wie man dreist und ungerecht sagen könnte, ein Bei-

spiel für Das geliefert haben, was zu unterlassen wäre. Sie sind unmittelbar nützlich gewesen, weil sie die Fehler eines Idealisten waren. Es liegt in Herriots Geistesrichtung, Pläne zu machen, und in seinem Temperament, diese auch schon verwirklicht zu sehen. In Lyon ist das manchmal ausführbar, und ihm ist es dort fast immer möglich. Wenn sichs jedoch um Frankreich und Europa handelt, braucht es mehr Zeit. Ists ein Fehler, zu rasch gewesen zu sein? Aber die zu raschen Leute geben den Anstoß. Sie wecken die Begeisterung. Sie ziehen und stoßen die Menschen der Zukunft entgegen. Und die Zukunft gibt ihnen zuguterletzt Recht.

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Lina Frender

---

Kochbücher von Kaspar Hauser

Aus einem völkischen Kochbuch. Man schneide einen alten Juden in nicht zu dünne Scheiben, wälze ihn in einer Mehlschwitze und überstreue ihn vorsichtig mit etwas gestoßenem ‚Berliner Tageblatt‘. Die Mischung lasse man in einem Stahlhelm dreimal aufkochen und serviere heiß. Ein Hakenkreuz aus Mazze wird den Appetit jeden deutschen Gastes anregen.

*

Aus einem demokratischen Kochbuch. (Vorrede) Wir enthalten uns hier ausdrücklich jeder Politik, da wir der demokratischen Auffassung sind, daß die Hauptgebiete des Lebens – wie, zum Beispiel, die Nahrungszufuhr – unpolitisch sind und es auch bleiben müssen. Daher folgen hier die Rezepte in der ungekürzten Fassung der Vorkriegszeit, ohne Rücksicht auf die Zeitereignisse.

(Eine Seite darauf) Unsrer ersten deutschen Hausfrau: der jeweiligen deutschen Kaiserin ehrfurchtsvoll gewidmet von einer Hausfrau.

*

Aus einem sozialdemokratischen Kochbuch. Man nehme nach Anhörung des Parteivorstandes drei frische Eier und zerschlage sie bei einem vorliegenden Beschluß der Reichstagsfraktion. Während man umrührt, berufe man einen Parteitag ein und lasse über die Menge des zu verwendenden Mehles abstimmen. Will man ein brauchbares Rezept haben, verwende man die Angaben der Opposition. Ist Einstimmigkeit zwischen Fraktion und Vorstand erzielt, so setze man die Speise aufs Feuer, ziehe sie aber bei Bedenken der Gewerkschaften sofort zurück. Auf diese Weise hat man zwar keine Eierkuchen, wohl aber ein höchst anregendes Gesellschaftsspiel.

*

Aus meinem Privatkochbuch. Man fülle guten alten Whisky in eine nicht zu flache Suppenterrine, rühre gut um und genieße das erfrischende Getränk, soweit angängig, nüchtern. Ein Zusatz von Mineralwassern empfiehlt sich nicht, da dieselben oft künstliche Kohlensäure enthalten, daher gesundheitsschädlich sind.

Anmerkung: Der Whisky muß von Zeit zu Zeit erneuert werden.

§ 175 von Botho Laserstein

Eine Entgegnung

In Nummer 25 der ‚Weltbühne‘ hat Hans Hyan sich mit der Frage des mann-männlichen Geschlechtsverkehrs nach geltendem und künftigem Strafrecht befaßt. Man kann nicht verlangen, daß er als Nichtjurist sich in deutschen Gesetzentwürfen zurechfindet. Besser aber als mit verfehlten rechtlichen Argumenten wird der so notwendige Kampf um die menschliche Gestaltung des Homosexualrechts – namhafte Juristen sehen das Ziel in der ausschließlichen Bestrafung der Verführung Geschlechtsunreifer – unter kulturellen und sittlichen Gesichtspunkten geführt.

Der Jurist muß Hyan entgegenhalten:

1. Alle Folgerungen, die er unter Heranziehung einer Preußischen Prozeß-Ordnung zieht, sind hinfällig; die ist seit mindestens 50 Jahren außer Kraft. Es ist Hyan aber, scheint mir, das Mißgeschick widerfahren, sie mit dem geltenden Strafgesetzbuch zu verwechseln. Dies kombiniert er unzulässigerweise mit dem Entwurf. So entgeht ihm der allerdings kleine Fortschritt: der Ehrverlust im bisherigen Sinne soll fortfallen.

2. Der neue § 267 stellt wirklich die Tragweite der Bestimmung klar, indem er – überhaupt eine erfreuliche Neigung des Entwurfs – die erprobte Definition höchstrichterlicher Rechtsprechung in Gesetzeskraft erhebt.

3. Und nun die Logik des Gesetzes. Wo bleibt Hyans Logik, wenn er einmal die Strafwürdigkeit der unrechtmäßigen Betätigung des Triebes betont, sich dann aber gegen den verstärkten Schutz der Jugendlichen wendet, den nicht Mucker nur fordern? So entsteht einzig in seinen Augen eine tragische Gesetzessünde. Der Gesetzgeber aber geht ganz klar vor:

a) Er bestraft besonders schwer Den, der einen Jugendlichen „verführt“. Dazu gehört nach allgemeiner Ansicht eine besondere Geneigtmachung zur Unzucht. Die urnische Dirne, die sich preisgibt, wird nicht verführt.

b) Der verführte Jugendliche ist nicht vollverantwortlich und strafbar. Wird vielmehr nach dem von Hyan übersehenen § 19 des Entwurfs in Verbindung mit § 3 des Jugendgerichtsgesetzes vom 16. Februar 1923 im Regelfalle freizusprechen sein.

c) Dagegen wird der Prostituierte nach der gleichen Bestimmung bestraft, auch wenn er Jugendlicher ist; denn bei ihm wird die erforderliche Einsicht und Willensbildung vorliegen; Mann im Sinne des § 267 aber ist jede männliche, wie Frau nach § 11 Nummer 2 jede weibliche Person.

Und weil ich für die vernünftige Regelung geschlechtlicher Beziehungen eintrete, und weil ich weiß, wie sehr sich der klopffechtende Philister der unsachgemäßen Kritik freut, die ihm erlaubt, sich an der entscheidenden vorbeizuschlängeln – deshalb mußte ich dem Gesetzmacher in einem Falle beispringen, wo mein Herz bei dem Recht der andern Seite ist.

Die politische Idee des Judentums von Robert Weltsch

Politik erscheint unserm Zeitalter meist als Vertretung der Interessen einer Gruppe von Menschen, die durch Gleichheit des Standes, des Volkstums, der oekonomischen Lage zusammengehalten wird. Aber unter philosophischem Aspekt ist Politik nicht die höchst relative Wahrnehmung des Eigeninteresses, sondern die Lehre von dem bestmöglichen, daher erstrebenswerten Zusammenleben der Menschen. Politische Betätigung in diesem Sinne ist nur möglich im Zeichen einer Idee, die – dem Spiel der Interessen entrückt – der Ausdruck und Inbegriff einer Wert-Beziehung ist, unantastbar wie die Idee des Wahren, Guten und Schönen, Sinnbild, Ausgangspunkt und Ziel zugleich. Diese Idee ist das Gerechte. Das Problem der Politik ist also die Frage: Welches ist das absolut genommen beste, nämlich gerechte Zusammenleben von Menschen? und welches Verhalten ist gefordert, damit das Höchstmaß dieses Guten verwirklicht werde? Wobei wir wissen, daß, wie bei der Erkenntnis des Wahren, wie beim Tun des Guten, die reine Erfüllung immer wieder getrübt wird von der übermächtigen Gewalt der Triebe, des Eigennutzes, der sich vordrängenden „Interessen“.

Es ist klar, daß jedem Zeitalter und jedem Volke das politische Ideal sich anders darstellt. Es ist ein Bestandteil der Gesamtanschauung, die sich in Religion, Kunst, Philosophie ausdrückt. Hans Kohn hat in einem (bei Meyer & Jessen in München erschienenen) Buche den Versuch unternommen, „die politische Idee des Judentums“ zu erfassen. Das Buch hat drei Kapitel: Das Wesen, Das Werden, Die Lehre. Das Wesen des Judentums wird vor Allem durch Gegenüberstellung mit dem Griechentum deutlich gemacht: dem Griechen eignet der Raumsinn, dem Juden der Zeitsinn, der Grieche durchdringt die Welt mit der Schau, der Jude mit dem Gehör; dem entsprechend ist des Griechen Religion Naturreligion, die des Juden Geschichtsreligion; daher ergibt sich schon die große Bedeutung der Politik für den Juden – er sucht weniger die Welterklärung als die Weltentwicklung zur Vollendung hin. In seiner religiösen Gedankenwelt verketten sich drei Begriffskreise: der Begriffskreis des Bundes, der des Menschen und der des Reiches. Ihre Verschlingung und geschichtliche Entfaltung zeigt das zweite Kapitel; ihre Darstellung in Einzelzügen, die sich zum Bilde der politischen Idee des Judentums vereinigen, gibt das dritte.

Die spezifische Eigenart eines Volkes zu definieren, ist eine sehr gefährliche und delikate Aufgabe, bei der man nur zu leicht in einseitige Konstruktionen verfällt. Kohn ist sich dieser Schwierigkeit bewußt; er weiß, daß jedes Volk von Gegensätzen erfüllt ist, daß in jedem Volk die gleichen, allgemein menschlichen Eigenschaften leben. Nicht der Besitz bestimmter Eigenschaften, am allerwenigsten ihr ausschließlicher Besitz charakterisiert ein Volk, sondern die Tendenz zu ihrer Akzentuierung, und auch dies in zahllosen fließenden Übergängen. Auch das Judentum ist keineswegs ein eindeutiges Phaenomen, sogar seine Lehrschriften sind erfüllt von Diskussion, vom

Gegensatz der Meinungen. Aber grade das Judentum hat ein repräsentatives Schrifttum, in welchem seine geistige Welt sich vielleicht schärfer ausgeprägt hat als bei einem andern Volke, und das selbst in stärkster Form im Verlauf der Geschichte umbildend und gestaltend auf das Volk gewirkt hat. Denn der Gegenstand dieses Schrifttums ist im Grunde das Volk selbst. Sein geistiger Besitz kreist wesentlich um seine eigne Vergangenheit und seine eigne Zukunft. Seine Vergangenheit leitet sich her aus dem Bunde, den es mit Gott geschlossen hat, seine sittliche Aufgabe in der Welt zu erfüllen; seine Zukunft ist projiziert in die Zukunft schlechthin, wenn das Reich Gottes Wirklichkeit geworden ist. Und die Gestaltung des Volkslebens, die Verantwortung für das Ganze der Gemeinschaft und in weitern Schritten der Menschheit und der Welt überhaupt liegt in der Hand des Menschen, der berufen ist, mitzuwirken an der Erfüllung der unendlichen Aufgabe, an der Herbeiführung des Gottesreiches. Denn die messianische Welt, die schon die Propheten verheißen, ist nach jüdischer Auffassung keineswegs ein Jenseits, keineswegs eine vom irdischen Leben wesenhaft geschiedene transzendente Sphäre; sondern sie ist das Ziel, das verwirklicht werden will auf Erden, ein eminent politisches Ziel, das politische Ziel schlechthin. Diese Diesseitigkeit des religiösen Endbildes unterscheidet das Judentum von allem Christentum; Max Brod in seinem noch immer viel zu wenig beachteten Werke: ‚Heidentum, Judentum, Christentum‘ nennt den Kern des Judentums das „Diesseits-Wunder“. Die Auffassung, daß der Mensch durch seine Tat das Gute in der Welt mehren kann, daß er durch die Schaffung der wahrhaften Menschengemeinschaft das Kommen der Endzeit herbeiführen kann, gibt der ganzen jüdischen Dynamik den politischen Charakter, der immer wieder in den Konzeptionen jüdischer Menschen seine Ausprägung und oft seine geschichtliche Wirkung findet. Kohn versteht, mit wenigen kurzen Hinweisen den ewig aktuellen Gehalt dieser politischen Doktrinen zu zeigen, die in den Zeiten der Propheten wie in unsrer Zeit immer nur das Selbe meinen. Die Forderung einer bessern Form des Gemeinschaftslebens ist der ewige Hebel revolutionären Wollens, das in jedem Zeitalter von der herrschenden Klasse als Landesverrat, Lügenbotschaft und Zerstörung gescholten wird. Dies gilt selbstverständlich für die jüdische herrschende Klasse nicht minder als für die andrer Nationen. Die politische Idee des Judentums zieht sich durch die Geschichte als stets von neuem in Einzelnen, Einsamen hervorbrechende Forderung – die Gesamtheit des Volkes vermochte sie ebenso wenig zu verwirklichen wie die jedes andern historischen Volkes. Das empirische Judentum ist nicht das Korrelat dieser Idee, sondern der ständige Abfall von ihr. Denn ihre Erfüllung wäre das Ende der Zeiten. Sie ist die ihrem Wesen nach unendliche Aufgabe. Um sie hebt der Kampf stets von neuem an, der vergebliche Kampf, der dennoch gekämpft sein muß um Gottes willen.

Darum ist dieses Buch von Hans Kohn, im Wesentlichen auf den Gedanken Martin Bubers beruhend, die dem jüdischen

Denken unsrer Generation eine neue Richtung gewiesen haben, auch kein Anlaß zu jüdischer Selbstgefälligkeit, wofern man es richtig versteht. Es hat nichts zu tun mit Apologetik, obwohl dies manchmal scheinen könnte. Vielmehr meint es Vorwurf, Mahnung und Anklage. Die jüdische Politik unsrer Tage hat zwar verschiedene moderne Formen angenommen, die freilich unentbehrliches politisches Handwerkszeug sind; aber das Pathos einer seiner Idee bewußten jüdischen Politik ist heute kaum andeutungsweise in vereinzelten Teilerscheinungen kenntlich, etwa in den Pionieren eines neuen sozialen Lebens in den landwirtschaftlichen - Genossenschaften Palästinas. Nicht um empirische Politik geht es in diesem Buche, sondern um Erkenntnis der Idee, deren Schicksal ist, stets von neuem verleugnet und verraten zu werden. Und dennoch liegt in dieser politischen Idee, der die Religion des Judentums gilt, das Ziel, das alle Politik sich setzen muß, wenn sie mehr sein will als Vertretung von Gruppeninteressen.

Die künstlerische Entdeckung der Großstadt von Emil Waldmann

Die moderne Landschaft ist von Großstädtern entdeckt worden. Oben im vierten Stock von pariser Mietswohnungen saßen Maler und sehnten sich nach grünen Wiesen und Wäldern, nach Sonne und Wind, nach Luft und Licht. Das bißchen Himmel, das sie zwischen den Brandmauern ihrer Hinterhauswohnungen wahrnahmen, genügte ihnen als Natur nicht. So zogen sie vor die Stadt, in den Wald von Fontainebleau und fanden das so schön, daß sie draußen blieben und sich ansiedelten: es entstand die Schule von Barbizon, die Wiege der modernen Landschaftskunst. Damals fing ganz langsam Das an, was wir heute noch haben: das Überwiegen der Landschaft in der Malerei. Am Ende des 19. Jahrhunderts war der Prozeß so weit gediehen, daß der Bürger, wenn er sich für seine Wohnung ein Bild kaufen wollte, fast wie von selber bei „Bild“ an „Landschaft“ dachte. Das war wohl nur einmal in der Kunstgeschichte vorher passiert: in Holland, im 17. Jahrhundert. Die Landschaftsmalerei ist eine bürgerliche Kunst, und es war von Jakob Burckhardts hohem Standpunkt aus ganz selbstverständlich, wenn er noch von der Landschaft als von einer „untergeordneten Kunstgattung“ sprach. Wir können uns gar nicht mehr vorstellen, daß die Landschaft jemals als Motiv um Anerkennung hat ringen müssen. Als Menzel im Jahre 1846 sich vor die Tore des damaligen Berlin setzte und die „Potsdamer Bahn“ malte, war das schon rein als Motiv etwas Ungeheuerliches, mit dem die Leute nichts anzufangen wußten. Das Alltägliche sollte Bildwert bekommen, und noch dazu dieser triviale Alltag, eine märkische „Strecke“ mit einem Eisenbahndamm und als Hintergrund der Qualm und der Dunst der Großstadt! Daß Turner und Constable Ähnliches getan hatten, übersah man.

Die Impressionisten haben die Landschaft in die Großstadt zurückgebracht. Es war so recht ein Thema für sie, das Stra-

ßengewimmel der Boulevards mit ihrem rasenden Tempo und Durcheinander von eilenden Menschen und Wagen, eingetaucht in die silberblaue feine Atmosphäre von Paris, wie es Pissarro aus einer Mansarde heraus sah, oder der Dampf und Rauch der Lokomotiven von der Gare Saint Lazare, phantastisch und riesenhaft unter der Glashalle, und dies Alles mitten auf der Straße sozusagen, wie es Edouard Manet so gerne malte. Manet war noch kühner. Er blickte aus dem Fenster und sah die rue de Berne, diese langweilige, gänzlich uninteressante Straße mit ihren banalen Häuserfronten, mit Bauzäunen und kahlen Seitenmauern, und dieser trivialste aller Alltage genügte ihm, um daraus ein herrliches Bild zu machen, ganz aus Licht und Sonne und ein paar hellen Schatten gewoben, flimmernd und schwebend wie Menzels Bild vom Balkonzimmer, auf dem auch nichts drauf ist als Licht und Luft und Farbe. Renoir gar macht aus einer Boulevard-Ecke im Mai einen lyrischen Traum, schön und funkelnd wie ein Watteau. Diese Maler waren von der Großstadt besessen – Paris, Paris, die eigenartige lockende Schönheit von Paris hielt sie gefangen, und Manets höchster Ehrgeiz war, auf die Wände des pariser Rathauses das Leben von Paris zu malen. Man gab ihm die Wände nicht, aber in Zolas Künstlerroman ‚L'oeuvre' kann man lesen, wie Zola sich dachte, daß es werden würde. Reichlich symbolisch für Manets Geschmack vermutlich, eine Traumgestalt aus dem Volke als Hauptfigur, mitten im täglichen Leben – etwa so wie des Delacroix großes Barrikadenbild, auf dem doch eins der schönsten Stücke die Ansicht der Häuserfronten ist, die hinten durch Qualm und Rauch aufleuchtet. Manet hätte es wohl anders gemacht, seine Phantasie ging über Delacroix hinaus. Aber seine Ansicht von Paris wäre sicherlich sehr schön geworden. Sie waren eben besessen von Paris, diese Künstler.

Aber haben sie die künstlerische Schönheit der Großstadt an sich entdeckt? War es nicht doch mehr ein Eintauchen in die landschaftliche Atmosphäre, sozusagen ein Goldton über der Nüchternheit? Sie gingen doch nicht aus von den Realitäten, die Dinge an sich waren ihnen, getreu dem Prinzip des Impressionismus, nicht so wichtig wie Das, was drum und dran ist, das Licht und die Farbe. Sie gaben nicht die Realitäten der Großstadt so, daß man außer ihrer Erscheinung auch noch ihren Charakter zu fühlen bekommt. Das haben erst die Künstler getan, die nach den Impressionisten kamen. Van Gogh hat eine Straße in Arles gemalt, grausam wirklich, mit all ihrer Unschönheit und Schiefheit, mit all ihrer Provinz. Dies war ein Vorläufer, diese Art der Darstellung ist zukunftskräftig geworden, und alle die Vielen, die heute ihre Landschaftsmotive aus der Großstadt nehmen, verehren in ihm ihren Ahnen. Was die Künstler heute in der Großstadt suchen, ist nicht das Problem, wie man mit Licht und Farbe über die Häßlichkeit hinwegtäuschen kann, sondern es ist grade diese „Häßlichkeit" zum Charakter erhoben. Man ist in einer Ausstellung und blättert im Katalog und findet unter Nummer 35: ‚Ansicht von Rom', ach ja, das möchte man einmal einen Augenblick wiedersehen. Eine schöne Stadt, dies Rom, vielleicht die schönste. Aber man

sucht vergebens, nirgends eine Spur von der Engelsburg oder
von den beiden Zwillingskirchen am Trajansforum. Und wenn
man dann endlich vor Nummer 35 steht, sieht man eine leere
Straße, noch nicht ganz fertig, hie und da leere Bauplätze, wie
Zahnlücken, und es wird einem nichts geboten als der Reiz der
Linien an den Dächern, die etwas krumm und drohend zu-
sammenlaufen, als ein Ruck und ein Stoß in die Perspektive
hinein, ein schwindelndes Raumgefühl, heftig und schmerzend,
und Häuserfronten, die hinten umfallen wollen. Manchmal be-
kommt man dann auch ein rhythmisches Spiel von Flächen und
Massen, irgendeine Erkerkuppel aus Zink wird das Hauptakzent
im Bilde. Oder Erich Heckel malt Berlin. Man sieht einen
Kanal, einen schiefen Brückenbogen darüber, die Uferböschung
in scharfem Dreieck, weil der Kanal sich schlängelt, und hinten
als Abschluß, von kahlen Baumzweigen fast verdeckt, ein
billiges großes Haus. Auch hier nichts als Raumanregung. Und
langsam kommt man dahinter, daß dies vielleicht die treibende
Empfindung war, die Empfindung für den eigenartigen Raum,
für die Poesie der Perspektive, für das Endlose, Zerrende der
Fluchten, für Das, was nur die trostlose Endlosigkeit der Groß-
stadt gibt. Diese Künstler wollen die berühmten Plätze und die
malerischen Bauten nicht, den Schloßplatz und die Linden, die
Augustus-Brücke in Dresden und die Burg in Wien. Das lenkt
so ab vom Eigentlichen, und dafür hat man ja Krüger und
Theodor Alt und Gotthard Kühl, die aus jedem Stück Großstadt
ein bezauberndes Stück Kleinstadt machen. Diese neuen Künst-
ler fühlen sich richtig wohl erst auf den Terrains, wo Baedeker
aufhört und die Grundstücksspekulation noch zu Hause ist, wo
man reißende Linien und viel Himmel sieht. Hier beginnt für
sie der Reiz der Großstadt, hier können sie ihr ausschweifendes
Raumgefühl spielen lassen. Hier gibt es noch Geometrie mit
festen Formen in der Erscheinung, und auch ihre Landschaften
kommen oft von der Stadt her. Abgeteilte Äcker, den frühern
Künstlern wegen der Ordentlichkeit ein Graus, sind ihre Wonne,
weil sich das mit diesen halbkubistischen Rechtecken so logisch
nach der Tiefe zu aufbaut und hinter einander schiebt, und
weil man dann glaubt, diese Struktur der Bildfläche befestige
die Struktur des Terrains. Wer kennt den Osten von Berlin,
wer kennt Essen an der Ruhr und Hagen in Westfalen (ich
meine: außerhalb des Museums) und Duisburg, und wie sie
alle heißen, die rauchenden Fabrikstädte mit den riesigen künst-
lichen Bergen aus Kohlenschutt, mit den Legionen von dicken
Schornsteinen, mit dem undurchsichtigen Gewirr von Eisen-
bahndämmen, Tunnels, Schienen, Kränen, Glashallen – wer
kennt das Alles, künstlerisch? Die modernen Künstler haben
dies entdeckt, und aus Bahndurchgängen mit unmöglichen Per-
spektiven, aus drohenden Brückenbogen und krummen Bahn-
dämmen bauen sie das Gerüst ihrer Bilder.

Der Gewinn? Zunächst, wie gesagt, ein neues Raumgefühl,
das seine eigne Schönheit hat, eine Schönheit, die uns ein wenig
abhanden gekommen war – das Gefühl dafür, daß die Erde
fest ist. Und dann eine neue Phantastik. Wenn früher Einer das
rauchende Rheinland malte, abends beim flackernden Schein der

Hochöfen, gespenstische Massen gegen Glut und Feuer, dann sah man nicht mehr so recht hin – „Beleuchtungsprobleme", sagte man, und Beleuchtungsprobleme hatte man sozusagen ein wenig satt bekommen. Das Phantastische liegt ja auch viel tiefer, nicht nur im Farben- und Lichteffekt, sondern in Raum und Linie, in der Raumkonstruktion eines Industriewinkels, wo alle Formen sich gewaltsam durcheinanderschieben. Noch in der Graphik, noch im Holzschnitt wissen diese Künstler die neue Phantastik auszudrücken und zu suggerieren. Wenn die Amerikaner wirkliche Künstler hätten – was wäre an ihren Städten zu entdecken! Nicht nur die – über alle Maßen schöne – abendliche Hafeneinfahrt in NewYork, wo man gegen den noch nicht ganz dunkeln Himmel die hellerleuchteten, aus Glas und Eisen gebauten und nun wie riesige elektrische Röhren strahlenden Wolkenkratzer sieht (einer hat 60 Stockwerke), jene Wolkenkratzer, die der Radierer Pennel auf recht unausstehliche Weise so behandelt, als seien sie Bauten, und als sei er Méryon. Nicht nur das, oder kaum das, weil das doch ein bißchen nach Baedeker aussieht und nach „Einfahrt in Neapel", sondern die wüsten und endlosen Straßen mit der unerhörten Perspektive und den Häuserwänden wie Türmen. Und noch dazu von oben gesehen, ein nicht zu weit genommener Ausschnitt. Wer das gezeichnet sähe, könnte Paolo Ucello zitieren: „Ah, che bella cosa è la perspettiva!"

Nach Moritz Heimanns Tode von Paul Eipper

Es war einer der traurigsten der vielen traurigen Gänge zu Moritz Heimann, als Oskar Loerke und ich am Morgen des Sterbetages den asphaltierten Weg der Charité hinunterschritten, an dem roten Haus vorbei, in dessen oberstem Stockwerk das Zimmer des Freundes lag. Jedesmal, wenn wir für Minuten auf Zehenspitzen dort eingetreten waren, hatten wir Abschied genommen von dem Verlöschenden, der mit einer zärtlichen Bewegung seiner Hand allein noch verriet, daß er uns erkannte. Jetzt – so glaubten wir – lag er noch immer dort oben hinter dem weit geöffneten Fenster. Aber keine Handbewegung, kein müdes Heben der Augenlider würde uns begrüßen – er war ja tot. Und sein Sohn ging mit einem Koffer hinauf, um die wenigen Habseligkeiten aus dem Zimmer zu holen. Er kam gleich wieder zu uns zurück, zu seiner Mutter und zu den Freunden. Moritz Heimann war bereits drei Stunden nach seinem Tod aus dem Zimmer gebracht worden.

Wir sollten ihn im Totenhause wiederfinden. Mit schmerzvollem Vorwärtssetzen der Beine tasteten wir uns an Gärtchen, Baracken und Stationshäusern zu dem kleinen, abgelegenen Gebäude.

Stufen, ein halbdunkler Vorraum, eine Klingel. Der Totenwärter kam, eine Spukgestalt, ein Gnom, mit schütterm, gelblich-trübem Spitzbart, einer Nickelbrille und einem großen, derben Lederschurz, wie ihn Bierbrauer tragen und Menschen, die schwere Lasten heben. „Wir haben ihn noch nicht be-

kommen“, sagte der Gnom, aber er wußte bereits, daß eine Maske abgenommen werden sollte. Längst war der Bildhauer erschienen, auch andre Freunde traten auf den Plan, und in ängstlich-scheuen Gruppen gingen wir vor dem Gebäude auf und ab. Eine Stunde lang, zwei.

Die Sonne lag auf den herbstlich bunten Blättern des Gartens, wo Kinder spielten und eine Dobermannhündin sich laut bellend mit ihren Jungen vergnügte.

Endlich kam der Gnom wieder aus seiner Tür. „Gleich können Sie ihn sehen – er wird nur noch rasiert und zurechtgerichtet.“ Dann nahm er mich zur Seite und fragte mit grauenvoller Geschäftigkeit, ob er denn für die besondere Arbeitsleistung auch entschädigt würde – er könne doch damit rechnen?

Schon längst hatten Fabriksirenen die Mittagsstunde angezeigt, wir saßen stumm neben der weinenden Witwe – da war es so weit. Wir traten ein und standen vor dem Gitter, hinter dem auf einer fahrbaren Pritsche Moritz Heimann lag, friedlich, mit einem Sonnenstrahl im Gesicht, das jung und ruhig war und erlöst.

Wir standen, acht oder neun Menschen, und schauten auf dieses Rätsel, das wir nicht hätten greifen können, auch wenn das Trennungsgitter nicht gewesen wäre. Ein kleines Sträußlein hatte der Tote in der schönen Hand. Und es war mir, als grüßte er uns damit. Wie ganz anders war nun Heimanns Gesicht als in jener Leidenszeit, wenn er verkrampft auf seinem Lager nach Haltung rang, bis er unter Tränen den Kopf abwandte und uns gehen hieß. „Oh,“ hat er einmal zu mir gesagt, „wenn Ihr wüßtet, durch welchen Sumpf von Schmerzen, durch welch stinkenden Pfuhl von Gedankenlosigkeit ich waten muß, Tag und Nacht, ohne Schlaf!“

Jetzt war er erlöst, ein lächelnder Zug lag im Mundwinkel, vielleicht gar ein spöttischer, jedenfalls ein befreiter.

Die Leidtragenden gingen wieder hinaus. Nur der Bildhauer blieb zurück. Und durch ihn wissen wir, daß Heimann auch mit seinem Tode noch nicht zu Ende gelitten hatte.

Das Leichenhaus der Charité ist ein Abgrund von Scheußlichkeiten, und wie würde sich der reinlichkeitsliebende, an seinem Körper über- und -überempfindliche Heimann geekelt haben, hätte er davon gewußt! Tote Menschen sind nur noch ein Gewicht, das hin- und hergeschafft und pietätlos verarbeitet wird, vom Messer des Arztes, preisgegeben den Blicken der Studenten, weggelegt, sobald das Interesse verflogen ist. Sie haben keine Einspruchsgewalt mehr, die Toten, und die Angehörigen werden nicht gefragt. Allen geht es so, dem Bettler von der Landstraße, dem Freudenmädchen, dem satten Bürger – und Moritz Heimann wars auch so gegangen.

Seine Bahre wurde durch einen düstern Gang gefahren; andre Gefährte kamen ihr entgegen mit gleicher Fracht. In großen Behältern lagen übelriechende Menschenteile, ausgeschieden bei der Sektion. Männer mit Lederschürzen, die Leichen vor sich her trugen, wechselten derbe Worte, wenn sie einander begegneten.

In einem Zimmer wurde Halt gemacht; dick und süßlich
stand darin der Geruch, den der tote Menschenleib ausströmt.
Hier tat der Bildhauer sein Werk und entdeckte bei dieser Ge-
legenheit, daß die unerlaubte Sektion auch Heimanns Hinter-
schädel geöffnet hatte – noch ehe er kalt und erstarrt war.
Denn als der Bildhauer dem Toten die Ohrgänge mit Watte
füllte, tränkte sich diese über und über mit hellflüssigem Blut.

Ehrfurchtsvoll arbeitete der Künstler. Ärzte, Kranken-
wärter und Träger kamen durch den Raum. Sie blickten ver-
wundert auf dieses nicht alltägliche Tun, und einer fragte, wer
der Tote sei. Heimanns Gesicht war nicht zu sehen, weil es
unter dem Gips lag. Daher schlug der junge Mediziner das
Laken zurück, das des Toten Bein bedeckte, und wußte sofort
Bescheid. „So, so,“ sagte er, „der mit der großen Nase von
heute morgen.“ An einer Zehe des rechten Fußes war mit
Paketbindfaden ein Zettel festgebunden, und auf diesem Zettel
stand: Heimann, Moritz, das Datum und die Totennummer.

Vielfältig sind die Reden, die in diesem Hause gewechselt
werden. Und es gibt dort Männer, die – weil sie alle ab-
gestumpft sind gegen die Majestät des Todes – Scherze
machen und sarkastische Witze. Schweigen wir davon.

Aber es muß immer und immer wieder gesagt werden, wie
sehr sie uns diesen Toten gequält und geschunden haben, ohne
Respekt vor seinem Leiden und vor seinem Geist. Obwohl
keinerlei Notwendigkeit vorlag, haben sie ihn zerschnitten und
ihn herumgezerrt, bis endlich der Deckel über seinem Sarge
sich schloß.

In meinem Arbeitszimmer am Bücherbord, wo die Werke
stehen, die er ein Leben lang betreut hat, die Werke Dehmels,
Hauptmanns, Stehrs und der vielen Andern, an diesem langen
Bücherbord leuchtet zeitlos die Maske des toten Moritz Hei-
mann. Manchesmal wölbe ich die Schale meiner Hand über
die Stirn, die für uns Alle gedacht, sich für jeden von uns ge-
sorgt und es so gut mit uns gemeint hat wie sein Herz. Am
13. Juli wäre er neunundfünfzig Jahre alt geworden.

Abendland von Herbert Korth

Wenn einst der Stier als Bild des Sanften weidet
auf einer Insel, die dem Wald entwächst,
die sich des Grüns der Büsche rings entkleidet,
wo Himmelsbläue nach den Wolken lechzt,

werden die Paare stiller Menschen ruhen
in Tälern, wo die Farben goldner sind
als aller Sonnen Untergangsgeschmeide,

werden die Kinder brauner Paare ruhen
an Bächen, die der Frühling niemals meidet,
wo niemals müdet sich ein Abendwind.

Um Mittag siehst du junge Knaben reiten
auf Pferden und die Jungfrau auf dem Stier,
im Dämmer Götterfrauen müd geleiten
den dunkeln Gast zu ihrer dunkeln Tür.

Der deutsche Aufstieg Bernard Shaws von Siegfried Trebitsch

Aus einem Vortrag

Die Novembertage des Jahres 1900 verbrachte ich in London. An einem Nachmittag, da die Nebelschwaden des Londoner Fog bis zur Erde herabsanken und man im Omnibus oder Cab nur mit Hilfe von Fackeln durch die pechschwarze, verfrühte Nacht dringen konnte, begab ich mich wieder einmal, als ich eben einen Artikel über einen unbegreiflichen Theatererfolg zur Post gebracht hatte, nach Whitehall Place in den ‚National Liberal Club', wo ich mit dem bekannten Kritiker und Ibsen-übersetzer William Archer zusammentraf. „Einen Vorwurf", sagte er, „kann ich Ihnen nicht ersparen. Sie schreiben nur immer über das englische Drama, das Sie auf unsern Bühnen sehen, und schließen daraus, daß das Inselreich keinen Dramatiker vom Range der führenden Dichter des Kontinents habe. Das ist unrecht. Ich will Sie auf einen Autor aufmerksam machen, der seine Stücke, darunter Meisterwerke, in drei Bänden veröffentlicht hat, und der bei uns zulande noch fast ebenso unbekannt ist wie bei Ihnen. Als Sozialpolitiker hat er in Fachkreisen einen geachteten Namen. Er ist eines der tätigsten Mitglieder der ‚Fabian Society', und sein Name ist Bernard Shaw."

Zwei Tage darauf trat ich mit den drei Bänden: ‚Unpleasant Plays', ‚Pleasant Plays' und ‚Plays for Puritans' die Heimreise an. Im Zuge blätterte ich in den Bänden und las, vom Titel angezogen, ‚Candida'. Meine Begeisterung wuchs in der Stille meines Arbeitszimmers und ließ mich nicht zur Ruhe kommen, bis ich alle zehn Stücke gelesen hatte.

*

Mein erster Gedanke war, diesem Manne, in dem ich eine epochale Erscheinung und den zukünftigen Eroberer der Bühnen aller Erdteile sah, wenigstens in Deutschland die Propaganda zu machen, die ihn mit einem Schlag ins rechte Licht setzen sollte.

Zu gerne hätte ich Archer mit der Mitteilung des Namens eines deutschen Verlegers für Bernard Shaw überrascht: deshalb versuchte ich im Lauf eines Jahres, das hauptsächlich eignen Arbeiten gewidmet war, durch einige Bühnenvertriebsstellen dem mir persönlich noch unbekannten Dichter einen vollwertigen Übersetzer zu sichern, erlitt aber ein katastrophales Fiasko. Leider hatte der Verlag S. Fischer zu dieser Zeit seinen Bühnenvertrieb noch nicht ins Leben gerufen, sonst wäre mir wohl manche Enttäuschung erspart geblieben.

Die Ablehnung bei den vorhandenen Bühnenvertriebsstellen und Verlegern war deshalb so radikal, weil ich auf die Frage, die mir von den nüchternen Geschäftsleuten – und das sind Verleger bei allem Kunstinteresse doch im entscheidenden Augenblick immer – zunächst gestellt wurde: „Wie haben denn die von Ihnen so gerühmten Stücke in England gefallen?

nur antworten konnte: „Sie sind überhaupt noch an keinem regelrechten Geschäftstheater aufgeführt worden; nur die Stage Society hat sich unter E. T. Greins Leitung längst verpflichtet gefühlt, Stücke von Bernard Shaw zu spielen.“

Ich sehe noch einen wichtigen Vertreter der damaligen Denkart, den überaus rührigen Chef eines großen alten Berliner Bühnenvertriebshauses: Herrn Albert Entsch vor mir, wie er väterlich wohlwollend auf mich einredete, um mich „zur Vernunft“ zu bringen, was er so nannte. „Hier in Deutschland“, sagte er, „werden Sie Niemand finden, der Zeit und Geld an eine so verlorne Sache setzen wird. Wir wissen doch Alle aus Erfahrung, daß mit englischen Stücken nichts anzufangen ist, selbst wenn sie drüben einen großen Erfolg gehabt haben. Wie wollen Sie uns denn da einen Mann einreden, der es nicht mal im eignen Lande zu einer leidlichen Aufführungsziffer gebracht hat oder überhaupt nicht aufgeführt wird?“ Und Albert Entsch war als urteilsfähiger und gütiger Mann bekannt, als Einer, der auch imstande war, sich für einen Schriftsteller einzusetzen.

Ich sah, wollte ich einem auf der Höhe des Lebens stehenden großen Dichter das Echo verschaffen, das ihm längst gebührte, nur die eine Möglichkeit: mich selbst in die Bresche zu stellen und als sein Herold in Deutschland für ihn zu wirken.

Das ging aber selbstverständlich nicht hinter seinem Rücken. Im Herbst machte ich mich wieder auf den Weg nach England. In Paris traf ich Hugo v. Hofmannsthal, dem ich erzählte, was ich in London anzetteln wollte, und der mir äußerst angeregt seinen literarischen Segen mit auf den Weg gab.

In London angekommen, ging ich zu Archer, sprach ihm von meinen Eindrücken, beinahe vorwurfsvoll, daß er mir zu wenig gesagt habe. Meine Begeisterung rief aber sofort seinen kritischen Widerstand wach, so sehr sie ihn auch freute. „Nein, nein,“ sagte er, „Sie übertreiben. Was Sie da erzählen, ist Alles nur wahr an den Stücken gemessen, die uns Beide hier Abend für Abend zur Verzweiflung bringen. Sie werden schon sehen: mehr als Eintagserfolge wird mein Querkopf Shaw wohl auch nicht in Deutschland finden, falls Ihnen überhaupt gelingen sollte, dort Gefolgschaft für ihn zu werben.“

Ich begann meine Wallfahrt zu dem Mann, auf dessen persönliche Bekanntschaft ich nun förmlich brannte, recht schweren Herzens. Archer hatte in einem Brief an ihn mein kleines literarisches Gepäck aufgezählt und mich ungewöhnlich stark herausgestrichen. Aber was konnten Shaw, der damals noch sehr wenig deutsch verstand, meine geringen Taten besagen?

Zunächst trat mir Frau Shaw, eine schon auf den ersten Blick ungemein sympathische Dame, entgegen, deren wissende Augen ein starkes geistiges Leben verrieten, und lud mich ein, Platz zu nehmen. Sie sagte, daß ihr Mann bald erscheinen werde, und plauderte mit mir über gleichgültige Dinge. Ich spürte zwischendurch, daß diese Unterhaltung ein Vorwand war, um den Gast unbemerkt beobachten zu können und sich in ihm ein wenig zurechtzufinden: ihn entweder möglichst rasch wieder loszuwerden oder dem Gatten vorzuführen. Wir

waren eben ein wenig warm geworden – die Dame von Welt, die eine edle Gelassenheit mit dem Wesen und den Umgangsformen einer selbständigen Denkerin verbindet, machte es mir ziemlich leicht –, als George Bernard Shaw ungeduldig auf der Schwelle erschien und mir die Hand entgegenstreckte. Nun sah ich also den Mann, der mich so sehr entflammt hatte. Er war auch körperlich von ungewöhnlicher Größe. Helle, fröhliche Augen blickten mir aus einem ernsten, von einem rötlichen, spitz zulaufenden Vollbart umrahmten Antlitz entgegen, in dessen Zügen der Träumer mit dem Denker den ungleichen Kampf aufgegeben hatte. Etwas verlegen stand er da, ein freundlich lachender Riese. Daß dieses Mannes Werk sein Riesenspielzeug ist, das ist mir damals aus seiner Erscheinung und beim Anblick der gemeißelten breiten Stirn, die dem reichen Haupthaar gleichsam eine eigenwillige Grenze zieht, blitzartig klar geworden. Auch heute noch, da er völlig ergraut ist, erinnert er mich immer wieder an meinen ersten Eindruck; nur daß die verstehende Milde, die jetzt um den geduldig lächelnden Mund spielt, und die in sich selbst ruhende Sicherheit des Menschen, der Umschau haltend am Ziele steht, sich seinen Zügen eingeprägt haben.

Nachdem ich mich lang und breit über seine Stücke ausgelassen und ziemlich ungeschickt um die Sache selbst, die mich zu. ihm geführt, herumzureden begonnen hatte, unterbrach er mich mit den Worten: „Weiß Gott, Sie haben sich aber gründlich mit meinen Werken beschäftigt. Was wollen Sie eigentlich? Was haben Sie mit mir vor?“ Da sagte ich nun klippt und klar heraus, daß ich entschlossen sei, seine Werke ins Deutsche zu übertragen und mir das Ziel gesteckt hätte, ihm die deutschen Bühnen zu gewinnen. Shaw lächelte ungläubig und erwiderte: „Ja, hören Sie, da müßten wir doch vorher eine Menge rein geschäftlicher Fragen berühren. In erster Linie die überaus wichtige des Copyright. Ich kann Ihnen doch nicht so ohne weiteres mein ganzes Lebenswerk anvertrauen und dann abwarten, was das für Folgen haben wird. Übrigens und vor Allem: What have you done of your own?“ Schüchtern zog ich die französische Fassung der ‚Genesung‘ aus der Tasche nebst der kleinen Liste meiner nur deutsch erschienenen Bücher.

„Sie wollen also an mir tun, was an Ihnen selbst schon in so jungen Jahren getan worden ist? Sie wollen mich Ihren Landsleuten zugänglich machen?“, fragte Shaw und begann wieder, vom Copyright zu sprechen, von dem ich keine Ahnung hatte, und wunderte sich sehr, daß ich in einer so schwierigen Angelegenheit – wie er sich ausdrückte – keinerlei Hindernisse zu sehen schien.

Unser sachliches Gespräch wurde von der Mahlzeit unterbrochen, zu der er mich einlud. Shaw, der damals eben Vegetarier geworden war, forderte er mich auf, seinem Beispiel zu folgen. Als ich ihm von meinem schweren Jugendleiden, hartnäckigen neuralgischen Migränen, erzählte, meinte er: „Werden Sie Vegetarier wie ich. Nur so können Sie in Zukunft viel arbeiten, ohne Schmerzen zu leiden. Zunächst ein-

mal lassen Sie die flüssigen Neuralgien: schwarzen Kaffee und Wein.“

Nach Tisch zog sich Frau Shaw zurück, und wir blieben allein. Ich setzte nochmals Shaw sachlicher und berufsmäßiger den Zweck meines Besuchs auseinander, und er ging nun sofort sehr freundlich auf meine Vorschläge ein, freilich mit dem leichten Mißtrauen, das ein Einsamer des Geistes gegen die Zustimmung und gegen die Bewunderung hat, die er für Mißverständnis hält, bevor er weiß, aus welcher Quelle sie fließen. Aber schon nach kurzen Wortgefechten verstanden wir einander sehr gut, und Shaw hörte meinen Entschluß, den ich immer wieder betonte, bereits lächelnd an, ohne die vielen Einwände und Bedenken, die er zuerst vorgebracht hatte, zu wiederholen. Allerdings: je freundschaftlicher unser Gespräch wurde, desto besorgter kam er immer wieder auf das leidige Copyright zurück und auf die Rechtsfragen, die sich daran in Deutschland knüpfen konnten. Er verhehlte mir nicht, daß die Schutzfrist mancher seiner Stücke bald ablaufe, und daß sie dann vielleicht Freiwild jedes Verlegers sein würden. Also täte Eile not für den Fall, daß ein Erfolg eindringlich auf seine Werke hinweisen sollte.

Ich machte ihm schließlich einen Vorschlag: „Lassen Sie mir ein Jahr Zeit“, sagte ich. „In dieser Spanne will ich drei Ihrer Dramen übertragen und mit ihnen mein Glück versuchen. Habe ich nach Ablauf dieser Frist weder einen Verleger noch eine Bühne für Ihre Werke gefunden, gebe ich Ihnen das Verfügungsrecht wieder zurück.“ Er schlug ein und fragte nur neugierig, mit welchen drei Stücken ich den Anfang machen wolle. Ich erbat mir Bedenkzeit.

Um vorzufühlen und den Boden ein wenig zu bereiten, ließ ich, bevor ich an meine eigentliche Aufgabe ging, in der Neuen Freien Presse über Bernard Shaw einen Artikel erscheinen, den der damalige Feuilletonredakteur Theodor Herzl mit den Worten annahm: „Hören Sie, mein Lieber, mir können Sie’s ruhig sagen – ich bin zum Schweigen verpflichtet wie ein Arzt oder ein Advokat. Dieser Mann mit dem frommen Namen ist eine Mystifikation, irgendein Schlich von Ihnen, hinter den wir schon noch kommen werden. Ich bringe den Aufsatz, weil er interessant ist – aber unsre Leser werden an Ihren Teufelskerl so wenig glauben wie ich und Sie selber.“

Ganz verdutzt und betroffen versicherte ich Theodor Herzl – den übrigens sein Freund Professor Léon Kellner, ein früher Shaw-Kenner, leicht hätte aufklären können –, daß sich Alles so verhalte, wie ich es geschildert hatte, und daß er bald Gelegenheit haben werde, in deutscher Sprache jene Werke kennen zu lernen, deren Echtheit er jetzt bezweifle.

Einen „Teufelskerl“ hatte Herzl den Mann genannt, dessen Komödie ‚Der Teufelsschüler‘ ich als erste Arbeit zu übertragen begann. Ich ließ sie, kaum daß sie fertig war, zunächst liegen und ging daran, das Stück, in das ich so verliebt war, zu übertragen: ‚Candida‘. Um Bernard Shaws Genie möglichst in allen Facetten leuchten zu lassen, wählte ich als drittes Stück ‚Arms and the man‘, das ich populär und theater-

mäßig ‚Helden‘ betitelte, weil eine wortgetreue Übersetzung des Anfangsverses der Aeneide: „Waffentaten besingt mein Gesang und den Mann“ kein Dramentitel gewesen wäre.

*

Ich versandte nun die drei Dramen unaufhörlich an Verleger, Theaterleute und Bühnenherrscher – aber keiner wollte sie. Endlich gelang mir, Direktor Gettke vom Wiener Raimund-Theater zur Annahme des ‚Teufelsschülers‘ zu bewegen. Allerdings stellte er für die Annahme eine merkwürdige Bedingung. Er hatte den Dresdner Hofschauspieler Wiené für ein Gastspiel unter der Zusage gewonnen, ihn auch eine Rolle kreieren zu lassen, hatte aber kein passendes Stück für ihn. „Wenn Sie Wiené bewegen können, den ‚Teufelskerl‘ zu spielen, gebe ich das Stück in Gottes Namen, um endlich Ruhe vor Ihnen zu bekommen,“ sagte er mir, „das ist mein letztes Wort.“

Ich machte mich sofort auf den Weg nach Dresden, brachte Wiené das Stück, und zu meiner großen Freude erklärte er sich nach rascher Lektüre bereit, die Titelrolle zu spielen.

Ich benutzte selbstverständlich die Annahme und die bevorstehende Aufführung, um abermals einen Verleger für Shaw zu suchen, und da der Verlag S. Fischer damals grundsätzlich weder französische noch englische Autoren brachte, so bot ich die drei Dramen, die Cotta schon einmal abgelehnt hatte, diesem großen Verlagshaus wiederum an. Nochmals legte ich den Herren die Meisterwerke dringend ans Herz und genoß auch hier die Freude eines Erfolges. Cotta erklärte sich bereit, die Stücke unter dem Titel: ‚Drei Dramen von Bernard Shaw‘ in seinen Verlag zu nehmen.

Später gingen Shaws sämtliche Dramen von dem klassischen Verlag in den modernen, von J. G. Cotta zu S. Fischer über, der so hingebungsvoll viel für Shaw getan hat und noch immer tut.

Auf Shaw hatte einen sehr starken Eindruck gemacht, daß ich mein Wort gehalten und meinen Willen durchgesetzt hatte. Er überschüttete mich mit Zeichen seines Vertrauens – und doch hatte ich keinen leichten Stand bei ihm. Wir hatten Beide das gleiche Ziel: seine Geltung. Aber er war ungestüm – ich beharrlich; er wollte fordern – ich überzeugen.

Ich brauche Ihnen nicht zu erzählen, weil Sie es ja ohnehin wissen dürften, wie nun Jahr um Jahr ein Werk von Shaw mit wechselndem Erfolg auf der deutschen Bühne erschien; eins oder zwei. Das seltsamste Schicksal hatte vielleicht sein damals erfolgreichstes Stück: ‚Frau Warrens Gewerbe‘. Es wurde in der Zeit, da bereits Nachfrage nach Dramen von Shaw herrschte, von allen Bühnen abgelehnt. Nur das Raimund-Theater, in Erinnerung an die Mitentdeckung seines Dichters, nahm das Drama an und – beklagte das immer und immer wieder als eine schwere Übereilung. Noch auf der Generalprobe sagte der Direktor zu mir: „Wenn wirs zu Ende spielen, haben wirs dreimal! Setzen Sie doch keinen Dickkopf auf, und verzichten Sie auf die Aufführung.“

Ich erwiderte ihm: „Wenn ich zu Tode verurteilt wäre und am Sonnabend sterben müßte, würde ich dennoch ablehnen,

mich schon am Freitag hinrichten zu lassen. Erleben wir die Katastrophe, ohne ihr vorzugreifen.“

Das Stück hatte den stärksten Saisonerfolg – ein Beweis mehr, daß kein Mensch das Schicksal eines Theaterabends vorauszusagen vermag.

*

Zu meinem großen Schmerz hat Otto Brahm jedes Stück von Shaw – und ich habe ihm alle zuerst eingereicht – abgelehnt. Er konnte sich mit dem Stil und dem Weltbild des Iren nicht befreunden.

Zu jener Zeit stieg der Stern Max Reinhardts auf. Im Gegensatz zu dem konservativ gewordenen Revolutionär Brahm suchte er grade das Neue und Überraschende, das noch nicht Dagewesene und Abgenützte, und so wurden wir, von der stürmischen Zustimmung Felix Hollaenders tatkräftig unterstützt, über das Problem Shaw sehr schnell mit einander einig. Reinhardt war der Erste, der in Berlin ‚Candida‘ mit der unvergeßlichen und unvergleichlichen Agnes Sorma herausbrachte. Er war auch der Erste, der in Berlin das einaktige Drama ‚Der Mann des Schicksals‘ – das ich damals ‚Ein Schlachtenlenker‘ nannte – ebenfalls mit der Sorma aufführte. Allerdings war es Reinhardt infolge einer Verkettung von hindernden Umständen nicht vergönnt, ‚Candida‘ für ganz Deutschland als überhaupt Erster darzustellen. Die reichsdeutsche Uraufführung fand am Dresdner Hoftheater statt, das damals unter der Leitung des fein- und spürsinnigen Grafen Seebach stand. Max Reinhardt hatte das Stück eben angenommen und wanderte mit seinem Stab, von einer ganzen Schar hervorragender Schriftsteller begleitet, nach Dresden, um der Uraufführung beizuwohnen.

Mit diesem Abend, der in ausführlichen und verständnisvollen Artikeln von der gesamten deutschen Presse gefeiert wurde, war die große Bresche geschlagen. Ich hatte nun freie Bahn – aber ich hatte es noch lange nicht leicht. Shaws Stücke erwiesen sich nämlich durchaus nicht als zugkräftig. Die Kassenrapporte widerrieten noch immer eine gründliche Beschäftigung mit dem gleichwohl gerühmten und berühmten Manne. Aber seine Erfolge in Deutschland wurden für ihn plötzlich sehr bedeutungsvoll, denn durch sie wurde England auf seinen großen Dichter nachdrücklich hingewiesen. Shaws Parteigänger, die bisher mit ihm auf ungefähr gleicher Stufe zu stehen geglaubt hatten, horchten auf; seine Widersacher wurden leiser; seine Freunde und Anhänger wagten sich weiter vor – kurz: Shaw fing an, seine Zeitgenossen immer höher und immer schneller zu überragen. Und wenn ich Spuren beginnender Verbitterung – das gefährlichste Symptom für einen schaffenden Künstler – an Shaw bemerkt hatte, war es doch noch nicht so spät, daß diese Stimmung nicht für immer verscheucht wurde und der herrliche, todesmutige Lebensbejaher, der Shaw im Grunde immer gewesen ist, wieder zu Worte kam. In gehobener Lust schuf er Werk um Werk. Mit einem Schlage wurden die typischen Merkmale des genialen Menschen für Alle sichtbar.

Der erfolgreiche, vielgespielte Autor, der Bernard Shaw heute ist, wurde freilich aus ihm erst, als ‚Pygmalion‘ über die deutschen Bühnen ging. Von diesem Wendepunkt an war er der begehrte und gesuchte Theaterdichter, dessen Stücke in der Folge oft und oft einem schwankenden Unternehmen auf die Beine halfen und manches Theater sogar vor dem Schlimmsten bewahrten. Es ging dann sehr schnell aufwärts mit der Einbürgerung Bernard Shaws in Deutschland, und nur der Krieg machte Allem ein Ende. Seine Werke wurden als die eines feindlichen Ausländers von den deutschen Spielplänen abgesetzt. Aber nach Beendigung der blutigen Zeit war er vielleicht der erste Dichter aus den Reichen unsrer Gegner, der wieder zu Worte kam und mit der alten Herzlichkeit aufgenommen wurde. Er hatte es wahrlich auch um uns verdient.

*

Wenn ein Mann von dem Weltruf und dem unantastbaren Ruhm Bernard Shaws heute noch gegen seine Kritiker ins Recht gesetzt werden müßte, so wär’ ich verpflichtet, eine kleine Episode zu erzählen, die als ein ungewöhnlicher Befähigungsnachweis gelten konnte, wofern einer nötig wäre.

Shaw hatte sich vor kurzem gegen die irrige Zeitungsnachricht zu wehren, daß er an einem Drama arbeite, das Jesus Christus zum Helden habe. Nachdem er das Mißverständnis dahin aufgeklärt hatte, daß er nur bei dem bekannten englischen Dichter Masefield der Vorlesung eines Stückes beigewohnt habe, das den Titel: ‚Der Prozeß gegen Jesus‘ führt, wodurch die unliebsame Verwechslung möglich geworden war – schrieb er über die Grunde, warum er nie und nimmer an die dramatische Bearbeitung dieser ihm naheliegenden Gestalt denken könnte, an mich:

„Das Drama von Masefield bestärkt mich in der Meinung, daß Jesus ein unmöglicher Dramenheld ist. Seine Geschichte ist der Geschichte der Johanna entgegengesetzt. Johannas Ketzereien und Lästerungen werden von uns nicht als Ketzereien und Lästerungen empfunden – wir sympathisieren sogar mit ihnen. Johanna verteidigt sich wundervoll, indem sie ihre Angreifer ununterbrochen zu Boden schlägt. Jesus dagegen versichert allen Ernstes, daß er der Messias sei, und daß er drei Tage nach seinem Tode in voller Glorie wiederauferstehen werde, um sein Königreich auf Erden zu gründen. Das, von der Bühne herab von einem geschminkten Schauspieler gesprochen, muß uns wie der Wahn eines Unzurechnungsfähigen berühren. Statt sich zu verteidigen, beharrt er auf seiner Einbildung und bricht das Schweigen gelegentlich nur, um Pilatus zu beleidigen, der sich bemüht, ihn vernünftig und freundschaftlich zu behandeln. Der Eindruck, den Jesus machen müßte, wenn man ihn zu einem Bühnenleben erwecken wollte, ist äußerst unangenehm, und die Grausamkeiten und Qualen der Geißelung und alles Andre verschlimmern ihn nur, da augenscheinlich nicht ein Märtyrer, sondern ein Unzurechnungsfähiger gefoltert wird. Wenn wir die Evangelien lesen oder sie in Oberammergau fromm versinnbildlicht sehen, kommt uns dies Alles nicht zum Bewußtsein. Aber die Bühne

bringt es erbarmungslos an den Tag, und das Schauspiel würde
die Frommen, an die Erlösung Glaubenden abstoßen und die
Skeptiker äußerst unangenehm berühren!“

Diese kühne Ablehnung, sich mit einem für den Autor der ‚Heiligen Johanna‘
unendlich dankbaren Stoff zu befassen, den er übrigens ganz von fern in einem
frühern Drama: ‚Androklus und der Löwe‘ und noch mehr in seiner Vorrede dazu:
‚Die Aussichten des Christentums‘ berührt hat – sie zeigt wieder einmal
die unbeirrbare Urteilskraft des großen Dichters und Denkers,
der schöpferischer denn je auf der Höhe seines Könnens und seiner Arbeitslust steht.

*

Im Zusammenhang damit möchte ich auch nicht unerwähnt
lassen, wie Bernard Shaw sich zur Verfilmung seiner Werke
stellt.

Es hat wohl kaum ein lebender Autor so verlockende An-
gebote erhalten wie er. Man hat ihm aus beiden Welten
phantastische Summen geboten, um seine Zustimmung zu er-
langen. Unerschütterlich, wie in allen Dingen, die er zu Ende
gedacht hat, enttäuscht er alle Unternehmer immer wieder
durch sein Nein. Er ist der Ansicht, daß der Film das Drama
töte, aus dem er hervorgeht, daß es ein für alle Mal mit dem
Bühnendasein einer Dichtung aus sei, die gleichzeitig unter
ganz andern Bedingungen, und ohne Ansprüche an die geistigen
Fähigkeiten der Zuschauer zu stellen, auf die Leinwand ge-
bracht wird. Und selbst mir, dem Shaw nur schwer und un-
gern einen Wunsch versagt, ist niemals gelungen – auch wenn
es sich um meiner Ansicht nach längst abgespielte Stücke ge-
handelt hat –, ihn von dieser Überzeugung abzubringen.

‚Die heilige Johanna‘ hat Shaw neuerdings Gelegenheit
gegeben, Verfilmungsanträge abzulehnen und mir sein Veto
besonders zu begründen. Er erklärte:

„Der Antrag und das ganze Projekt sind nicht diskutier-
bar. Ich sehe nicht ein, warum man nicht ein Filmdrama her-
stellen können sollte, das die historische Jeanne d’Arc zur Heldin
hat. Ich habe kein Monopol auf ihre Geschichte, die überall Ge-
meingut ist. Was meiner Darstellung eigentümlich, ist grade
Das, was in Bildern unmöglich ausgedrückt werden kann. Aber
das Publikum würde das nicht erkennen und eine Verfilmung
im Zusammenhang mit meinem Namen das Stück einfach
töten. Und deshalb kann ich um keinen Preis meine Zustim-
mung geben, obgleich ich mich freuen würde, einen guten
Film mit Johanna als Heldin die Runde machen zu sehen.
Jedermann, der ihn kennen lernen würde, wäre begierig, das
Stück zu sehen, um nun auch zu hören, was Johanna spricht,
so wie er sieht, was sie tut. Aber wenn die Leute glauben
dürften, daß der Film sich mit dem Stück decke, würden sie
annehmen, daß sie es schon gesehen haben, und nicht mehr
ins Theater gehen. Das ist es, was immer eintritt, wenn ein
Stück verfilmt wird, und der Grund, warum ich die Verfilmung
meiner Stücke nie und nimmer zugeben werde.“

Else Lehmann von Arthur Eloesser

Nach dem 60. Geburtstag

Lieber S. J.!

„Sie ermuntern mich, wenn auch etwas verspätet, unsrer Else Lehmann noch einen schönen Glückwunsch auf den Geburtstagstisch zu legen. Das wäre zur Zeit geschehen, wenn ich nicht hätte annehmen müssen, daß Sie selbst mir damit schon zuvorgekommen waren. Denn Sie sind, da man bei Ihrer pathologischen oder pervers verfrühten Passion zum Theater schon die Kindesbeine mitrechnen muß, wahrscheinlich ein ebenso alter Verehrer und Liebhaber unsres Geburtstagskindes. Einmal haben Sie mich sogar eifersüchtig gemacht. Das war so um die Wende des Jahrhunderts, als Schall und Rauch aus einem denkwürdig rauschvollen Abend fast wie von selbst aufstiegen, als die Jugend dem Baumeister Solness zum ersten Mal an die Tür klopfte. Das war an einem sehr späten Morgen, als ich unsre Else Lehmann, die in den parodistischen Unfug auf Ibsen und Hauptmann eigentlich nicht hineingehörte, von einer Seite etwas präokkupiert und für mich nur noch halb anwesend fand. Indem ich, da unsre Unterhaltung schon wieder stockte, einmal so von hinten um sie herum sah, entdeckte ich unsern S. J. – damals schon alter Theaterkritiker und im Wachstum so weit fortgeschritten, daß er um eine Taille, wie sie sich für Rose Bernd und Mutter Wolffen gehört, mit verlangenden Armen immerhin schon zur Hälfte herum kam. Heute bin ich nicht mehr eifersüchtig. Die Lehmann verträgt noch viel mehr Liebe als von uns zwei jungen Leuten.

Seitdem haben wir unsre Schwärmerei zusammengelegt und grade in der Entbehrung nach ihrem frühen Rücktritt wußten wir nichts Schöneres, als uns gegenseitig Anekdoten zu erzählen, die der Andre meistens schon kannte. Aber das haben wir gegen einander aufgewogen. Das heißt: eine Geschichte kennen Sie wohl noch nicht: wie die Lehmann und die Duse mit einander bekannt wurden. Die Italienerin begrüßt sie mit einem schwungvollen Kompliment: Sono incantata, di

far la conoscenza d’una cosi grande... Worauf unsre Else einfällt: Janz jejenseitig! Janz jejenseitig! Und dann noch die andre – aber das ist wohl keine Anekdote mehr. Vor einer großen Premiere treffe ich unsre liebe Frau, die mir noch mehr als sonst vor der neuen Rolle zu zittern schien. „Aber wenn ich durchfalle,“ sagt sie düster, „dann schimpfe ich den Doktor aus.“ „Warum denn den Doktor?“ „Na er ist doch verantwortlich – er muß doch wissen.“

Je länger ich dieses Gespräch für mich bewahre, umso mehr hat es mich gerührt. Welches Vertrauen zu ihrem Doktor, der Otto Brahm hieß, welches Selbstvertrauen auch und welche Selbstbescheidung! Die Lehmann hat sich wohl nie zu einer Rolle gedrängt; man mußte sie ihr bringen und mußte wissen, wofür ihre Natur einzustehen hatte. Die Lehmann ist so dumm, hieß es unter den Gescheiten, die läßt sich Alles vom Regisseur sagen. Ja, sie ließ sich allerdings Alles abnehmen, alles Technische, Alles, was verabredet und angeordnet werden kann, damit ihre

Naturkraft rein aus der Empfindung und mit traumhafter Sicher-
heit handeln konnte. Dann war die Schöpferische ganz Ge-
schöpf, ganz Gestalt und wie aus der Erde gewachsen. So
instinktvoll klug war die Lehmann, war es das eine Mal, da
sie sich im rechten Augenblick auf die Welt bringen ließ,
um Ibsen und Hauptmann zu dienen, die sie wie das liebe
Brot brauchten, war es das andre Mal, da sie schmerzlich früh
mit dem Naturalismus zurücktrat, um noch eine reiche Erb-
schaft zu hinterlassen, rein wegzuschenken, so die Mutter Aase
an die Grüning und die Conrad, die Frau Warren an die Höflich
und die Valetti. Ja, so Eine ist sie gewesen.

Gewesen? Für uns ist sie immer noch, wird sie immer
sein in unsrer Dankbarkeit und Anhänglichkeit. Keine hat
sich mit solcher Schwere eingesetzt. Keine hat solche Tempe-
ratur hinterlassen, die uns in der Erinnerung noch wohlig
wärmt. Sie steht immer vor uns – Hanne Schäl am Wasch-
faß, so glatt im Fell, glänzend von herausfordernder Animali-
tät. Rose Bernd, wie von der warmen Sonne aus einer Acker-
krume herausgezogen, reif und stachlig gleich einer dicken,
blonden Roggenähre, und dann bei der Frau Flamm, wenn sie
lügt, diese stoßende Bockigkeit! Der schiefe Blumenhut auf
dem ratlosen Kopf und die plötzliche Hölzernheit der Bäuerin,
weil sie so ein Ding auf dem Kopf balancieren muß. Nie werde
ich den Hut vergessen. Nie werde ich aufhören, mit Mutter
Wolffen zu schmunzeln, mich von diesem belustigenden Auf-
blitzen aus zwinkernden Augenwinkeln kitzeln zu lassen. Oder
gar die Gina Ekdal, das haustierhafteste, was ich von Frauen-
zimmern erlebt habe, und schließlich, wenn der Mann sie ver-
dächtigt, dieses eine bösartige Ausschlagen: „Und das sagst
Du?“ Die Geschichte der Frau in einem Satz, die heroisch ge-
wordene Banalität! Und die Ella Rentheim, wenn sie die
sieben Worte sagt, die Keine ihn nachsprechen kann: „Du hast
das Liebesleben in mir getötet!“ Aber die Lehmann sprach
keinen Satz, es kam ihr etwas aus der betrogenen Mutterbrust,
aus dem Mutterleib, etwas aus Scham, Verzweiflung, Zerstö-
rung, was wirklich zwanzig Jahre brauchte, um einmal nach
oben zu kommen.

Ihre Gestaltung hatte immer etwas so In-sich-Gebranntes,
In-sich-Geschehenes, etwas so Unanfechtbares, in das
sich nicht hineinreden läßt, wie wenn die warme Erde
atmet, wie wenn ein Gewitter sich mit rauschenden
Regengüssen entlastet. Gewiß: ihre Menschen mußten
immer Naturprodukte sein, schon zivilisierte wohlredende
Frauenzimmer waren ihr unbehaglich, und gar vor Versen hat
sie sich immer gefürchtet. Aber sie selbst in dieser unmittel-
baren, gegenwärtigen Menschlichkeit hatte Stil wie jede große
Persönlichkeit, und wenn ich mir genau überlege, was das un-
widerleglich Überzeugende ihrer Erscheinung machte – ich
glaube, daß wir sie drei Mängeln zu verdanken haben: einer
etwas schweren Zunge, einer Andeutung von Lispeln und den
etwas kurzen Armen, die ihren Frauenzimmern sowohl das
kindhaft Unbehilfliche wie die stämmige Tüchtigkeit geben
konnten. Persönlichkeit wird aus starken Kräften und aus

Mängeln; Vollkommenheit des Instruments, die alle Not ausschließt, ist oft eine gefährliche Ausrüstung. Das Gefühl braucht auch Hemmungen und Stauwerke, damit es sich sammeln und mit vermehrter Wucht stürzen kann. Ihr Wesen war der Drang der reifen Fülle, nach beiden Seiten; ihr Lachen und ihr Weinen, wir haben es gleich geliebt. Kein Mensch auf der Bühne hat uns ein so beglückendes Vertrauen eingegeben; sie war die Wahrheit selbst; sie hat uns wahrer gemacht.

Lieber S. J. wir sind mit unserm Glückwunsch für unsre Jubilarin etwas in Verzug geraten. Nun lassen Sie ihn nicht liegen. Unsre Freundin hört gern etwas von Berlin, wo sie sehr glücklich war. Sie rechnet uns Beide noch in dieses patriarchalische Zeitalter, als der Naturalismus mit ihr klassisch war. Wenn wir uns, hoffentlich erst im Herbst, wiedersehen, wollen wir uns wieder von Else Lehmann Geschichten erzählen, zu deren unwahrscheinlichsten doch ihr sechzigster Geburtstag gehört.

Spleen von Alfred Polgar

Lustspiel aus dem Englischen von Noël Coward. Zeigt eine etwas rapplige Familie – Vater, Mutter, Tochter, Sohn –, die genug Geld hat, um sich ihr bißchen Verrücktheit leisten zu können. Gute, sanguinische Menschen. Sie gehen Alles mit Feuereifer an und lassen es mit Feuereifer wieder fallen. Sie sind für Engländer erstaunlich temperamentvoll, beweglich und manierlos. Wenn das Stück statt ‚Spleen' ‚Polnische Wirtschaft' hieße, wäre es glaubwürdiger. Sehr nett an den Vieren ist die Ungeniertheit ihres Tuns, Lassens, Fühlens und Sagens. Und noch netter, daß sie auch Das, was sie wichtig nehmen, nicht ernst nehmen. Aus der Situation gehen sie einfach fort wie aus einem aufgegebenen Hotelzimmer. Liebe, Verlobung, Scheidung lassen sie stehen wie ein Andrer seinen Regenschirm, merken gar nicht, daß ihnen was fehlt. Da Jeder ein Rad zu viel hat, ist der Mechanismus der Familie sehr reibungsstark und laut. Die Gäste, die in ihn geraten, erleben was. (Eben diese drei Akte.) Stellenweise sind sie lustig, stellenweise sind sie das auch nicht – Wellenberg, Wellental –, und mancher Dialog ist so, wie wenn sich Ibsen einen guten Tag machen wollte. Es wird geküßt und geworben, vierpaarig, doch kriegen sie sich nicht. Das ist ein besonderer Reiz dieses muntern, klugäugigen, fernen, gewissermaßen auf einer Insel der Vergnüglichen seinen Kohl bauenden und redenden Lustspiels.

Das Stück, von Dr. Stefan Hock auf Reinhardts Wiener Bühne liebevoll gründlich, in einem bedachtsamen peu-à-peu-Stil und mit viel Freude an scherzhaften Symmetrien inszeniert, wird reizend gespielt. Von Frau Hagen mit überlegener Laune, der ein paar Tropfen parodistischer Essenz beigemengt sind, von Hans Thimig und Werner Schott mit natürlichstem, unangestrengtem Humor. Herrn Rainer ist der Engländer gut zu glauben. Er hat auch im Burlesken was unerschütterlich-Vornehmes, Haltung auch in der Art, wie er

sie verliert. Mit Anmut fällt Frau Gregor aus dem Gleich-
gewicht und gewinnt es wieder. Das Fahrige, Nervöse spielt
sie reizend, und wenn sie schmollt, wird sie mühelos fünfzehn
Jahre alt. Eine herbere Naive ist Fräulein Mosheim. Dieses
zarte Fräulein hat wirkliche vis comica. Zu nett (wenn sie so ruhig
dasitzt und zuhört) das Reflexe- Spiel von Trotz, Spott, Ärger,
Hilflosigkeit in dem kindischen Gesicht. Der Wind kräuselt
die Oberfläche; und man weiß, woher er weht. Fräulein Geß-
ner ist wieder eine andre Spielart fraulicher Witzigkeit, jene,
die über der Situation, und der es nicht dafür steht, sich auf-
zuregen. Sie liefert gleichsam den Humor der Sache, ohne
sich an ihm zu beteiligen. Friedell nimmt, „von Mal zu Mal",
an Schauspielerität zu, ohne deshalb, gottlob, an Friedellismus
etwas einzubüßen.

Chronisches von Arnold Weiß-Rüthel

Aus der Anthologie: Großmütterchens Sonntagshöschen

Ein recht schönes Kästchen –
Schloß silbervernickelt –
enthält die geheimen Familienpapiere.
Quietschen da einmal im Jahr die Scharniere,
wird ein ganzes Geschlecht
auseinandergewickelt.
Ein Wort nur im Voraus: Großmütterchens Ahnen
waren in jeder Hinsicht Germanen.
Bis auf einen französischen Trommelmajor.
Das kommt überall vor.
Im Übrigen reicht das Geschlecht sehr weit
zurück in die klassische Steinkohlenzeit.
Und als Tacitus später den Namen zitierte,
gabs bei Großmütterchens
schon sechs Degenerierte.
Doch weiter: Der erste und echte Pastor
kommt verhältnismäßig erst nachher vor,
so etwa – ich glaube, Großmütterchen irrt sich –:
post Christo Fünfhundertundachtundvierzig.
Nun geht das dann immer so ganz automatisch:
Geheimräte, Lehrer und Postsekretäre,
die vielfach auch richtiger Poesie
und geistigen Fragen
oblagen,
doch nie
sozial oder sonst irgendwie
demokratisch.
Auf dem ganzen Geschlecht lastet maßlos viel Ehre.
Es hat sich gewaltig verbreitet, verzweigt
und in würdiger Weise nach oben karnickelt:
so soll Otto Ernst und Max Halbe . . . hier schweigt
aber leider die Chronik, die immerhin zeigt,
wie sich so eine Rasse bisweilen entwickelt.
Und jede Befürchtung, sie könnte einst sterben,
ist grundlos.
Von wegen der zahllosen Erben.

Repräsentanten

Schauspieler aller Länder hatten sich in Berlin vereinigt,
und Gustav Stresemann hielt im Deutschen Bühnenklub eine Rede.

Ich muß nun aber doch fragen, wo denn eigentlich die verständigen, die radikalen und die repräsentativen Männer dieses Landes sind. Daß diesen mittlern Bürger, der da durch die Nase nach einander zum Staatsmord hetzt, den widerlich-korrupten Ruhrkampf nach Kräften unterstützt und heute die abgelegten Zitate des Herrn von Bülow spazieren führt, weshalb man ihn mit vollem Recht den „Weißbier-Bülow" nennt – daß den nicht eine Woge des Gelächters hinwegfegt, das ist arg bedauerlich. Man stelle sich vor, daß irgend sonst Jemand, der nicht beamtet ist, diese Brocken von Banalitäten unter geistigen Menschen aufsagt, und man wird ermessen, mit welchem Gähnen man ihn rechtens unter den Tisch fallen läßt. Und warum werden wir immer, immer, wenns offiziell wird, von solchen Gestalten vertreten?

Weil es viel zu viel unter uns gibt, deren Eitelkeit geschmeichelt schnurrt, die die hohe Wonne ganz empfinden, „dabei" zu sein – „Immerdabayern" hat Harden sie einmal genannt –, weil der kleine Untertan sich angekitzelt fühlt, wenn er mit einem Gehaltsempfänger der Rangklasse XII zusammensitzen darf. Der Außenminister persönlich war da – man ist doch ein Deibelskerl, wie weit mans gebracht hat, auch dabei gewesen zu sein.

Viel Vergnügen. Der positive Wert dieser ‚Weltkongresse' ist selbstverständlich gleich null. Daß wir diesen Kreisen, die 1914 so glorreich umgefallen sind, das schärfste Mißtrauen entgegenbringen, muß man uns schon zugute halten – wir haben eben etwas aus den Ereignissen gelernt. Daß es nun aber noch dieselben Leute sein dürfen, ganz genau dieselben, jene, die in das Horn schon einmal von der andern Seite hineingepustet haben, das ist doch wohl eine Zumutung für jeden vollsinnigen Menschen.

Noch einmal Herr Wolfgang Heine und Herr Stresemann und Herr Luther und Herr Marx – es ist bedauerlich genug, wenn sich überhaupt wertvolle Menschen finden, die das Spiel mitspielen; vielleicht halten sie sich durch ihre Stellung dazu für verpflichtet. Aber traurig, daß niemals sie es sind, die den Ton angeben, sondern der stumpfe, geölte, lächerliche Beamte neudeutschen Stils, der seine Gemeinplätze aufsagt und ernsthafte Menschen glauben machen will, er habe irgendetwas zu vermelden.

Die junge Generation kämpfender Menschen sollte grundsätzlich die Teilnahme an Veranstaltungen ablehnen, wo sich so etwas breit macht. „Soyons amis, Cinna" – hat der August mit den Silberstreifen gesagt. Cambronne, Gustav, Cambronne.

Ignaz Wrobel

150 Jahre U.S.A.

„Leben, Freiheit, Recht auf Glück"
sind das Fundament der Staaten?
Blicken wir einmal zurück
auf das Land der Öl-Magnaten:

Washington- und Lincoln-Zeit
schwanden mit dem Ochsenkarren.
Jetzt macht sich Herr Babitt breit
und auch Yankees lernten schnarren.

Jetzt zeigt stumm der Ku-Klux-Klan,
wie der Mord dem Lande diene,
und man ist ein Untertan
trotz der eignen Ford-Maschine.

Sieg der freien Geistesmacht?
Neuen Lebens Wegbereiter?
Nein, euch trug die Marne-Schlacht
hundertfünfzig Jahre weiter!

Lobgesang klingt wie bestellt.
Drum versucht nicht, auf Banketten
die gestorbne alte Welt
für die Neue Welt zu retten.

Max Schill

Über ein Jahrhundert hinweg tönt die Stimme eines verfluchten Menschen, dessen Name geschändet durch die Weltgeschichte geschleift wird, obschon heute Niemand lebt, der nicht wäre, was er ist, wenn jene Stimme sich nicht erhoben hätte – die Stimme eines großen Anklägers: Antoine Quentin Fouquier Tinville. Wenige kennen noch seinen Namen, Wenige haben etwas von ihm gelesen. Aber wenn man ihn in bürgerlichen Büchern erwähnt findet, scheint noch immer ein Schauder den Schreiber erfaßt zu haben. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß das Bürgertum sich scheu an den Leuten vorüberschleicht, die ihm erst zur vollen Machtausübung verholfen haben. Der Hang zum Kompromiß muß tief im bürgerlichen Menschen wurzeln, vielleicht liegt es am Geld, am Geschäft, an der bürgerlichen Lebensform. Man schiebt bei Seite, wenn man erreicht hat, was man wollte. Es ist doch merkwürdig, daß bis zum heutigen Tage ein Odium auf dem Namen Robespierres lastet, der unzweifelhaft ein reiner Mensch war, während man zu den Nutznießern des 9. Thermidor ganz anders steht. Und Barras war gewiß ein Lump.

In einer Sammlung des Neuen Deutschen Verlags: ‚Redner der Revolution' erscheint ein Bändchen der Anklagereden Fouquier Tinvilles, des öffentlichen Anklägers in der französischen Revolution. Bereits in einem frühern Bändchen, das Reden Saint-Justs enthielt, war man wie vor den Kopf geschlagen. Was wußte man viel von Saint-Just! Hier entdeckte man in einigen knappen, strengen, flammenden Armeebefehlen den wahren Bonaparte der Revolution, ‚den' revolutionären Feldherrn. Früh verdorben, früh verscharrt, verleumdet, vergessen. Damals sah man zum ersten Mal Napoleon im rechten Licht – wie er der Revolution eigentlich den Hals umgedreht hat, ein besessener Vergewaltiger, genialer Raffke, während jener Saint-Just Nichts für sich tat, Alles nur für seine Klasse. Napoleon der Ichmensch, der Verführer, der Nutznießer, der Verprasser, der Mann, der zunächst seine Familie versorgt, Bürger bis in die letzten Fasern; seine reine Inkarnation. Saint-Just war schon weit darüber hinaus.

Jetzt erwacht man zum zweiten Mal, da man einen andern Verleugneten der großen bürgerlichen Revolution sprechen hört – er klagte die Corday an, die Mörderin des großen Marat, er klagte die Dubarry, die Oesterreicherin, Madame Roland an, er beschwor die Verbrechen der Girondisten, er war noch am 9. Thermidor auf seinem Posten, als die bürgerliche Kanaille schon zum Schlage ausholte und Robespierre schändlich zauderte, anstatt zu marschieren. Man muß diese Anklagereden lesen und wird vor Erregung zittern – man sollte sie, knapp, gedrängt, wie sie da gedruckt sind, dem Oberreichsanwalt der deutschen Republik in die Hand geben, da mag er studieren, wie man monarchistische Reptilien aus ihren Höhlen herausholt, ihnen vorhält, daß und wie sie das Volksvermögen verschleudert, wie sie gegen die Interessen der Nation gehandelt haben, wie wenig genügt, um sich schuldig zu machen. Wo ist ein Fouquier Tinville, der etwa Noske zur Verantwortung zieht oder Cuno oder das ganze Potsdamer Verschwörernest? Man möchte wissen, wie ein Staatsgerichtshof einer Republik zu richten, gegen wen er vor Allem sich zu wenden hat. Ach, man wird vergebens herumhören – man muß Anklagereden aus dem Jahre 1793 lesen, um eine Ahnung zu bekommen, wie heute in politischen Prozessen Recht gesprochen werden müßte. Aber vielleicht kann ein bürgerlicher Oberreichsanwalt heute nicht sprechen wie ein Vertreter des bürgerlichen

revolutionären Frankreich. Vielleicht würde selbst Fouquier Tin-
ville heute in Leipzig auch nicht so sprechen wie ehemals als
Konventsbeauftragter in Paris, und vielleicht würde er erschrek-
ken, wenn er plötzlich wahrnähme, daß Diktion, Argumentie-
rung, Akzent seiner Reden vom Jahre 1793 täuschend ähnlich je-
nen Reden sind, die der Ankläger des revolutionären Rußland:
Krylenko seit acht Jahren vor dem Obersten Tribunal in Moskau hält.

Ist es so? Es ist so.. *Kurt Kersten*

Graf Luckners Weltumseglung

Die obern Zehntausend von Berlin – ich gehöre dazu, Gott
sei Dank! – bekamen dieser Tage eine kleine Broschüre ins
Haus geschickt: ‚Die erste Propaganda-Weltreise des Grafen
Felix v. Luckner für das Deutschtum‘.

Das ist ein gar entzückend Dokument:
Gleich auf der ersten Seite die Photographie des Unternehmers.
Da sitzt er in Friedensuniform vor seinem Schreibtisch, die
ganze linke Seite des Oberkörpers ein einziges Geflimmer und
Geflirre, darüber böse zusammengekniffene Augen, aus dem
Munde hängt lässig die echte Shagpfeife.

Auf Seite zwo erfährt man, daß es einen richtigen Verein gibt
unter dem Namen ‚Graf Luckners Weltumseglung‘. Der ver-
mietet den Schiffsraum an deutsche Firmen zu Messezwek-
ken. Graf Luckner selbst wird auf der Weltreise Vorträge über
deutsche Kriegskunst halten, wie er vor -drei Jahren in Schweden
getan hat. Währenddessen können die Fremden unten in der
Schiffsausstellung deutsche Jägerhemden und Schnürsenkel bewundern.

Doch am wichtigsten ist gar nicht Herr Luckner: am wichtig-
sten ist der Verein, der sich um ihn herum gebildet hat. Den Vor-
sitz führt selbstverständlich der Exreichskanzler Cuno, der ja wei-
ter nichts zu tun hat. Und gleich hinterher kommt der Berliner
Oberbürgermeister Boeß, der immer dabei ist, wenn es einen
Sportplatz einzuweihen oder eine Dummheit ins Leben zu rufen gibt.

Aber der Clou des Ganzen ist doch Herr Herbert Gutmann, der
Direktor der Dresdner Bank in Berlin. Ganz unauffällig steht er
mitten in der Liste der übrigen Vereinsmitglieder.

Und hier ist der Punkt, wo man ernst werden muß: dieser Mit-
leiter einer der größten Banken Deutschlands ist der finanzielle
und propagandistische Kopf des ganzen Luckner-Rummels. Er ver-
waltet als Schatzmeister den Fonds; er hat die Werbereise
Luckners durch Deutschland finanziert; er hat die Presse zu
sich geladen, um sie zu bearbeiten; er hat das Schiff angekauft;
er hat die Mietspreise für den Quadratmeter Schiffsraum fest-
gesetzt – kurz: er hat den Laden jeschmissen.

Der Fall Gutmann ist symptomatisch. Wo es heute – und das
schon seit vielen Jahren – irgendeine nationale Torheit zu
finanzieren gibt, da beteiligen sich unsre deutschen Großbanken
führend daran. Man kann ruhig sagen: Die Geschichte des deut-
schen Nachkriegs-Nationalismus ist das Geld einiger General-
direktoren deutscher Großbanken und Großindustrien.

Und am allerschlimmsten: das geschieht meist nur aus Eitelkeit.
Der Herr Bankdirektor – er ist „im Herzen“ liberal, manchmal
sogar auch jüdisch – fühlt sich ungeheuer gebumfiedelt, wenn so
ein Held der Deutschen Tage ihm generös auf die Schulter klopft
und ihm bedeutet, man müsse sich für seine Sachen einsetzen.

So etwas fängt meist beim Tee im Salon an. Denn fast alle
diese Beziehungen der beschäftigungslosen Offiziere zu Hoch-
finanz und Großindustrie gehen auf gesellschaftliche Beziehungen
zurück. Das Ende ist manchmal

ein Putsch, günstigstenfalls die Propagandareise eines deutsch-völkischen Grafen.

Also wird am deutschen Wesen wieder mal die Welt genesen — nur weil Herrn Gutmann eine so hohe Ehre ist, einen waschechten Grafen mit Allem auszustatten, was er braucht. (Dafür spielt der mit ihm Golf.)

Dem Jrafen aber kann nichts passieren. Selbst wenn er — was bestimmt zu erwarten ist — die albernsten Dinge auf der Propagandareise redet und treibt, wird er stolz erklären können: Bitte, hinter mir stehen ja die führenden Männer der deutschen Wirtschaft! Und dann wird er die schwarz-weiß-rote Fahne hissen — die Gösch hat er in der Eile vergessen mitzunehmen; die liegt noch im Safe der Dresdner Bank —, und die ganze Welt, von den Fidschi-Inseln bis nach Kamschatka, wird Deutschland noch viel mehr lieben, als sie bisher schon getan hat. *Heinz Pol*

Heldenfabrizierung

Der König saß auf seinem Thron, unter dem Baldachin. Die zukünftigen Helden erschienen demütig, sich auf ein Knie niederlassend, vor seinem hohen Antlitz, und der oberste Kriegsherr sprach, indem er ihre Schulter mit einem Degen leicht berührte: „Ich schlage Dich im Namen Gottes zum Ritter.“ Und der neue Ritter erhob sich und zog freudig gegen den Feind im Namen Gottes und seines erhabenen Herrschers, der ihn zum Helden geschlagen.

So geschah es im Mittelalter, und so geschieht es heute noch in Horthys Ungarn. Nur eben im Mittelalter waren die „Helden“ Helden, die mit Einsatz ihres Lebens für eine Idee kämpften. Und heute sind diese „Helden“, dem Zeitgeist entsprechend, Fascisten, Hakenkreuzler und Antisemiten, die allerdings auch kämpfen — nur wie, mit wem, für was und mit welchen Waffen: danach darf nicht gefragt werden. Der weiße Terror hat in Ungarn offenbar einen Massenbedarf an Helden. Sie werden gradezu fabrikmäßig erzeugt — die Zahl der neuen Helden dieser Woche beträgt 1600 —, funkelnagelneu, waschecht, garantiert unverfälschte Ware, und nur der erlösende Ritterschlag fehlt, um den Lebensodem in ihnen zu wecken: das stolze Bewußtsein Held zu sein. Dann ziehen sie von dannen, fühlen sich als Gottesgeißel, und wehe Dem, der wagt, andrer Meinung zu sein als sie!

Aber im Ernst: diese Heldenerzeugung en gros, gleich für den Export bestimmt, ist nur scheinbar ein Spiel, ist nur scheinbar Ungarns interne Angelegenheit. Eine neue Prätorianergarde wird heute in Ungarn geschaffen. Eine Garde, die ihrem Herrn und Gebieter überallhin folgt, eine Garde, eine Art Stoßtruppe, zum Gebrauch der Fascisten aller Länder. Unsre Hakenkreuzler sind auch alle verkappte Helden, Helden des Revolvers und Gummiknüppels. Sie dünken sich auch alle berufen zu einer Mission und schielen sehnsüchtig über die Grenze Ungarns, von wo sie die Erstarkung, das Heil erwarten. Das Zeremoniell der öffentlichen Heldenschlagung — wie gerne würden sie’s mitmachen! Sie müssen sich aber mit dem Zeremoniell der Stahlhelm-Tage begnügen. Ach, die Armen! *Paul Reinhold*

Invictis victi victuri

„Den Unbesiegten die Besiegten
die künftig siegen werden“?
Doch, wenn wir uns in Hoffnung wiegten,
daß Friede sei auf Erden?

Wenn wir nur Geist und Herz vertrauten
statt blutbespritzten Waffen:
was wollt Ihr dann, Ihr Ueberlauten,
mit Eurer Drohung schaffen?

Wenn wir dem Haß, der in Euch siedet,
gelassen widersprächen?
Wenn wir die Waffen, die Ihr schmiedet,
mit starker Hand zerbrächen?

Wenn sich an Eure Feuerschlünde
furchtlose Kinder schmiegten,
und über allen Toren stünde:
Wehe den Unbesiegten?! *Ernst Huth*

Generalrevision

Es hat keinen Zweck, zur Feder zu greifen, weil ein Femeprozeß wieder einmal nicht so behandelt worden ist, wie die Interessen des deutschen Volkes verlangen

Es ist höchst überflüssig, auseinanderzusetzen, was an der Revisionsverhandlung des Pannier-Prozesses auffällig und nicht ganz in der Ordnung war – etwa: der Ausschluß der Öffentlichkeit, die Verwerfung der Revision oder die Bestätigung von vier Todesurteilen an vier unverantwortlichen, auf blinden Gehorsam gedrillten Soldaten oder auch die Bestätigung von Freisprüchen für die Männer, die mehr schuld sind an dem Meuchelmord als irgendein Benn oder Stein.

Es ist Spielerei, nachdem die deutsche Justiz bewiesen hat, daß sie selbst bei Mordprozessen die parteipolitischen „Belange" nicht vergessen kann.

Aber – es lohnt, auf die bisherigen Geschehnisse, die mit den Fememorden in Zusammenhang stehen, gestützt, zu überlegen, was noch kommen wird.

Die Fememorde werden als gemeine Morde betrachtet. Kein Richter wird nach den politischen Motiven fragen, keiner die Hintergründe, aus denen schemenhaft die massive Gestalt des Wehrministers, die verluderte Politik der Reichswehr hervortreten, zu erforschen wagen. Wo aber solche politischen Motive unleugbar, faustdick auftreten, da werden die unabsetzbaren Herren im Talar sie dem Angeklagten zugute schreiben, weil er – im Interesse der Landesverteidigung gehandelt hat.

Oberleutnant Schulz wird freigesprochen werden, wird seinen breiten, klugen, grausamen Schädel der Bewegung erhalten, wird mit seinen Freunden aus Landtag und Reichstag, seinen Mäzenen auf den Rittergütern weiterberaten, wie man die Republik verarzten kann – und dann wird er, frecher als damals, von neuem Andre für sich morden und verurteilen lassen.

Die Eltern der Toten werden sich eines Tages fragen müssen, ob ihr Junge denn wirklich ermordet ist, ob er nicht vielleicht Selbstmord begangen hat, und ob nicht seine Leiche dank übernatürlichen Kräften klaftertief in die Erde gesunken ist.

Die Volksvertreter aber, die in Ausschüssen zusammenhocken, und denen entsetzlich klar wird, daß selbst „republikanische" Beamte, selbst Parlamentskollegen verstrickt in die scheußlichsten Verbrechen sind, die Deutschland je hat erleben müssen – sie werden langsam müde werden und über neuen Aufgaben den alten „Dreck" vergessen.

Man darf an die Fememorde nicht mehr denken, weil man nur zu deutlich spürt, daß das Recht in Deutschland verfault und vermodert ist, seit deutsche Richter Mitgliedsbeiträge an ihre Parteikassen zahlen und in ihren Hirnen die Entscheidung über nationale „Belange" brauen.

Nur eine leiste Hoffnung: Vielleicht kommt einmal die Generalrevision. *Carl Mertens*

Potemkin verboten!

Ein weltverlorenes kleines Bergnest. Darin eine gutbürgerliche Pension. Der übliche Menschenmischmasch: Zwei Lehrerinnen. Ein alter General. Ein Industrieller, der jeden Tag mit seinem Auto ein paar Stunden weit zu seinen Werken fährt. Dessen Frau. Ein Arzt. Ein Kaufmann. Ein Postbeamter. Ein paar undefinierbare Fräuleins.
Ferien. Also völlige Abwesenheit geistiger Ansprüche. Abends Radio. (Deutsche Kampfspiele in Köln. Deutsche Reden in Berlin. Deutsches ‚Großfunkspiel' in Hamburg. Gottseidank ist der Prager Sender nicht weit.)
Tischgespräche: Erholung. Hochwasser. Sonne. Fehlende Sonne. Gewichtszunahme. Ein-,

zweimal über ein Buch. Film. Potemkin.

Tatsächlich: Potemkin. Sechsmal mindestens in drei Wochen.

Nicht etwa, weil fast jeder ‚Tag‘ – das einzige hier gehaltene Blatt – eine neue Denunziation des Films, einen neuen Hilferuf nach der Zensur, neue Meldung eines „vorbildlichen“ Verbots in Bayern, Württemberg, Thüringen bringt. Sondern einfach, weil ihm fast Alle in ihren Städten gesehen haben. Und trotz – oder nur in den – Ferien davon sprechen wollten.

Die Urteile gehen auseinander. Selbstverständlich. Der General findet ihn erschütternd, aber für Soldaten – und eigentlich überhaupt – nicht erlaubt. Die eine Lehrerin kann die unglückliche Mutter auf der großen Odessaer Treppe nicht vergessen. Für die Frau des Industriellen zählt das Kino nun überhaupt erst voll als Kunst. Und ihr Mann – der es doch schließlich wissen muß – findet Antimilitarismus sei ihm ebenso sympathisch wie seinen Arbeitern. Und durchaus keine „Verhetzung“.

Übereinstimmung herrscht unter Allen in dem Urteil: Ein ganz großes Kunstwerk. Na, das haben schließlich fast alle geistigen Köpfe Deutschlands gesagt, von Reinhardt bis Einstein.

*

Gestern ist Potemkin verboten worden.

Unsre Tafelrunde guter Staatsbürger hockt verständnislos. Man muckt hier nicht auf. So weit geht die Freiheit eines Ferienmenschen nicht. Aber – ihre Mienen sind bekümmert und verkniffen. Und trotz des Fettdrucks im eben angekommenen ‚Tag‘ spricht keiner drüber... Die alles Scherlsche futtern, fühlen sich unbehaglich bei diesem Sieg des Herrn Hugenberg über den freien Menschenverstand. Nachher, draußen unter vier Augen, sagt mir Einer: „Heute würden sicherlich die ‚Weber‘ auch verboten.“

Ich fürchte: die geistigen Köpfe werden sich ebenso bekümmert ausschweigen wie diese kleine Elite deutschen Bürgertums. Und was könnte selbst aus diesen Menschen noch werden, wären sie frei von Presse und Zensur, wäre unsre verbotene Republik etwas Andres als ein Potemkinsches Dorf! *Axel Eggebrecht*

Zeitung und Ruhm

Als Pierre Benoit in der Presse angegriffen wurde, beklagte er sich im Freundeskreis bitter darüber. Paul Bourget tröstete ihn: „Mein Lieber, ich habe mich erst als Berühmtheit gefühlt, als ich aufgehört hatte, Zeitungen zu lesen.“

Liebe Weltbühne!

Als im Frühjahr 1925 die deutsche Sozialdemokratie gegen Hindenburg die Parole für den „Republikaner Marx“ ausgab, wurde dem Genossen Adolph Hoffmann von atheistischen Gesinnungsfreunden der Kampf seiner Partei für den Klerikalen erregt vorgehalten. Er antwortete kühl und sachlich, wie stets: „Mensch,“ sagte er, „wenn mir Eener mit’n Tank ieberfahren will, denn flicht’ ick mir hinter ’ne Kirche, wenn eene da is.“

Kampfspiele

In Adenauers und des Domes Schatten
zeigt sich mein rheinisch Volk in schmucker Wehr.
Und wollte die Angtangte es gestatten,
so zeigten wir von unsrer Kraft noch mehr.

(Auch in der Spanier Land, im blauen Süden,
hat Primo siegreich für il Ré gekämpft.
Weil Standgerichte mit der Zeit ermüden,
büßt man mit Geld. Die Trommel klingt gedämpft.)

Eh man zur See und ins Gebirge wandelt,
bringt man die Hochschutzzölle unter Dach.
Sie haben heuer nicht mal kuhgehandelt.
Ja, stetes Kampfspiel macht die Nerven schwach.
Nur Geßlers Freude kennt noch keine Trübung.
Wie Lerchenruf erklingt ihm der Alarm.
Von ferne glänzt die schöne Reichswehrübung.
Ja, stetes Kampfspiel hält das Feuer warm. *Karl Schnog*

Oberengadiner. Dein ‚Engadin-Expreß' läßt mich wissen, daß im Schweizerhof von Vulpera abgestiegen ist: „Keine Königliche Hoheit Prinzessin Albrecht von Hohenzollern mit Bedienung, Burg Namedy, Andernach am Rhein". Warum ist aber von Herrn und Frau Leo Loewenstein aus Köln, ebenfalls am Rhein, nicht auch vermerkt, daß sie Keine Königlichen Hoheiten sind?

Deutsche Redakteure. Diejenigen Mitglieder des Reichsverbands der deutschen Presse, denen Schwierigkeiten mit der Versorgungsanstalt der Reichsarbeitsgemeinschaft der Deutschen Presse G.m.b.H. entstanden sind — Herabsetzung der Rente oder Umwandlung der Kapitalversicherung in eine Pensionsversicherung —, werden gebeten, unverzüglich ihre Adresse an Hermann Tölle, Velbert im Rheinland, Post-Straße 56, gelangen zu lassen. Es handelt sich um ein gemeinsames Vorgehen der beteiligten Kollegen.

Feuerländer. Jubelfeier des Gardevereins Münster — wie das gewesen sein mag? Gegen acht Uhr, am Tage des Volksentscheids, „erschien Prinz Eitel Friedrich von Preußen und schritt die Reihen der Krieger ab". „Unter Vorantritt einer Gruppe friderizianischer Grenadiere in historischer Uniform erfolgte der Einzug der Fahnen, unter denen sich außer denen der Militärvereine noch die des Werwolfs, des Stahlhelms und des Jungdeutschen Ordens befanden." Der Staatsanwaltschaftsrat Heinicke — dem vermutlich die Republik das Gehalt schuldig bleibt — hielt folgende Begrüßungsansprache: „Im Namen des Gardevereins Münster danke ich Eurer Königlichen Hoheit für die Huld des Erscheinens, für das sich der Gardeverein Münster stets in der Dankesschuld Eurer Königlichen Hoheit befinden wird. Wo Eure Königliche Hoheit erscheinen, da leuchten die Augen aller frühern Gardisten." „Als Paukenschläger fungierte der Kaffeekoch der Conditorei Middendorf, ein Kamerunneger, der von dem frühern Kaiser nach Berlin geholt war und dort zwanzig Jahre lang als Paukenschläger bei den Gardehusaren stand. In der roten Paradeuniform seines frühern Regiments zog er viele Blicke auf sich." Der Oberbürgermeister „ließ es sich nicht nehmen, dem Prinzen die Schönheiten des Rathauses, besonders des Friedenssaales zu zeigen". Und damit bricht der erhebende Bericht leider jählings ab. Welche Strafe dem tollkühnen Oberbürgermeister diese pazifistische Pointierung des kriegerischen Fests eingetragen hat: das dürfen wir nur ahnen, nicht erfahren.

Carl Marmulla. Sie nehmen auf das Postscheckkonto Berlin 134 038 des Friedensbundes der Kriegsteilnehmer Gaben für Heinrich Wandt entgegen, dem es hundsmiserabel geht.

Psychiater. Sie plädieren auf mildernde Umstände für den Exkaiser Wilhelm den Zweiten. Er habe zwar lumpenhafte Handlungen begangen und sei nicht davor geschützt, sie ab und zu wieder zu begehen; aber er sei kein Lump, wie ihn Ignaz Wrobel in Nummer 28 genannt hat. Sie als Gerichtssachverständiger hätten für ihn im Ernstfall nicht eine Strafanstalt, sondern eine Heilanstalt beantragt, hätten unbedingt den Schutz des § 51 für ihn verlangt. Nun, diesen Eindruck habe ich auch am Schluß von Emil Ludwigs Monographie, die Ernst Rowohlt jetzt zum Preise von 4,80 Mark herausbringt. Das Buch ist damit bei der 125. Auflage angelangt. Ein paar Millionen Stimmen gegen die Fürstenabfindung sind auf sein Konto zu schreiben. Wenn die Volksausgabe bis zur 375. Auflage vorgerückt ist, entschließt der Verlag sich hoffentlich, die nächsten 625 Auflagen für 50 Pfennige herzustellen. Das wird dann das Ende der monarchistischen Idee selbst in diesem Land der Lakaien sein.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die Dame ohne Unterleib von Carl v. Ossietzky

Raymond Poincaré wird nur zu beweisen haben, daß er jetzt gefeiter gegen nationalistische Wallungen ist als 1923, wo er, allzu bereitwillig auf die Intentionen des Herrn Cuno eingehend, an die Ruhr marschieren ließ. Sonst braucht er nichts beweisen. Eine Welle von Vertrauen, etwas blamabel für das Kartell, schlägt ihm entgegen. Das französische Temperament braucht wohl hin und wieder so einen mürrischen alten Herrn, der nicht grade die Reaktion verkörpert, wohl aber ein Ritardando. (Bei uns gehts immer gleich bis zu Hindenburg zurück.)

Der Linksblock liegt zerschlagen. Aber daß Poincaré sich jetzt auf die Radikalen stützt, anstatt seine eigene Garde antreten zu lassen, das erhärtet doch, daß diese zwei Jahre Herriot, Painlevé und immer wieder Briand nicht umsonst gewesen sind, daß Frankreich demokratisch ist, es immer bleiben wird. Der 11. Mai 1924 war europäische Schicksalswende. Edouard Herriot, hinter dem das fascistische Riffraff heute gröhlt: „In die Seine! In die Seine!“ ist der Führer dieses historischen Durchbruchs gewesen. Keinem Zweiten ist Europa so zu Dank verpflichtet

*

Was bedeutet Poincaré für Deutschland? Der bockbeinige Jurist wird Kriegerdenkmäler etwas mundfertiger einweihen als erforderlich ist, aber Deutschlands Weg nach Genf nicht verrammeln und Verträge respektieren. Er ist zu besonnen, sich als Unruhestifter zu plakatieren, wo Frankreich in seinem Valutaelend Wohlwollen braucht. Aber er wird auch auf strengste Korrektheit dringen. Die Militärkontrolle wird nicht mehr nichtssagende Formalität sein wie in den letzten beiden Jahren und die deutsche Ostpolitik schärfer als bisher auf ihre Vereinbarkeit mit dem Locarnopakt geprüft werden. Briand bleibt im Außenministerium. Damit wäre der Geist der Verständigungspolitik garantiert, aber der Stil dürfte sich doch wohl ändern. Im September wird Deutschland in Genf nicht so umworben sein wie im Frühjahr...

In London hat schon General Gourand, der militärische Vertrauensmann, sondiert. „England bringt Poincaré Mißtrauen entgegen,“ schreiben die deutschen Blätter triumphierend und müssen auf der nächsten Seite bereits folgende Episode aus dem Unterhaus berichten:

> Abg. Rennie Smith: Wir sind der Ansicht, daß die Abrüstungsverhältnisse in Deutschland zufriedenstellend sind.
> Chamberlain: Ich bedauere sagen zu müssen: Nein.

Das ist der neue Stil.

*

Es war eine tragische Stunde der modernen Demokratie,
als Herriot, durch sein republikanisches Gewissen verpflichtet,
sich gegen Caillaux wandte. Die deutschen Republikaner ver-
stehen großenteils nicht die Leidenschaft dieses Angriffs und
suchen die Ursache in privater Rivalerie. Wird selbst Joseph
Wirth Herriot begreifen?

Den Volkstribun aus Baden plagt schon lange der Ehrgeiz,
Führer eines Kartells der Linken zu werden. Er ist gewiß der
einzige Kanzler des republikanischen Reiches gewesen, dessen
Tonfärbung sich von dem Durchschnitt der Minister unterschie-
den hat. Aber seine Taten? Hier verzeichnet der Chronist
schlicht: Rapallo – und schweigt.

Jetzt fordert Herr Wirth in einem Aufruf von geräusch-
voller Rührung die Republikanische Union. Sehr brav. Aber
wem erzählt Wirth das? Den Parteifreunden Brauns und
Stegerwald, die unentwegt nach Rechts kutschieren? Dem
Führer und derzeitigen Kanzler Marx? Den Demokraten Külz
und Geßler? Er richtet sich ausschließlich nach Links: an die
Sozialdemokratie. Die stehe wieder „in unbeweglicher Oppo-
sition zu Klassenstaat und Klassengesellschaft“ und treibe damit
treffliche Bürgerdemokraten zum Techtelmechtel mit Rechts.
Um diesen schröcklichen Klassenkämpfern den roten Jakobiner-
teufel recht gründlich auszutreiben, beschwört er den Schatten
Ludwig Franks, läßt er den Toten zu den Lebenden sprechen.
Doch nun ist leider zur Materialisation niemand ungeeigneter
als der tote Ludwig Frank. Dessen Bild wird einmal die glät-
tende Geschichte so liebenswert wiederherstellen, wie es war,
aber für diese Zeit grade ist es verdunkelt von Karl Lieb-
knecht und Kurt Eisner, von Allen, die nicht im vierzehner
Augusttaumel versanken.

Joseph Wirth appelliert sehr pathetisch, sehr anklagend
an die Sozialdemokratie. Weshalb die Aufregung? Die Sozial-
demokratie hat in Bündnissen mehr Konzessionen machen
müssen als irgendeine andre Partei. Mit Verlaub: was hat
eigentlich das Zentrum aus seinem Prinzipienschatz her-
gegeben? Was die Demokraten? Die Sozialisten haben von
der Aussteuer aus August Bebels Nachlaß so ziemlich das
letzte Hemd geopfert. Sollen sie sich zur höheren Ehre der
Union auch noch die Haut abziehen?

Herr Wirth befindet sich zudem in einem Irrtum. Die Alli-
anz, die er fordert, besteht, auch wenn die Sozialdemokratie
nicht offiziell dabei ist, besteht mindestens seit der Juliresolu-
tion von 1917. Sie lebte auf im Novemberbündnis Ebert –
Groener, bewährte sich in Weimar und hat seitdem, auch wenn
die Wege auseinandergingen, schweigend weiter bestanden.
Diese unausgesprochene, aber sehr fühlbare union sacrée ist
ja schuld an dem Fäulnissgeruch, der die deutsche Linke so un-

erträglich macht. Warum, so fragen viele Republikaner, warum fordert die Sozialdemokratie nicht die Abschiebung des Herrn Geßler von den Demokraten? Warum toleriert sie den Mann? Warum erhebt sie die Reichswehrfrage nicht zum höchsten Streitobjekt? Warum steigt nicht Reichstagspräsident Loebe wie Kammerpräsident Herriot auf die Rednertribüne, um den Mann in den Tartaros zu scheuchen, der die Verfassung ganz anders malträtiert hat als es ein Caillaux jemals getan hätte?

...und ein Narr wartet auf die Antwort. Ach, Das klebt ja so fest zusammen, gekittet durch gegenseitige Gefälligkeiten, durch gemeinsame Sünden.

Wer Republikanische Union heute so gebieterisch fordert, muß wissen: wozu? Republikanersammlung zu neuen Zielen, zu belebender Straffung der eigenen Reihen, ist gut. Dagegen neue Koalition, um in den Spuren der versackten weiterzuschludern, unnütz und verderblich. Das haben wir auch ohne Linkspakt. Herr Wirth muß wissen, ob er einen neuen Zustand schaffen oder einfach einen alten konservieren will. Er scheint sich leider diese Frage gar nicht überlegt zu haben.

*

Zu Briands Sturz schreibt im „Vorwärts“ der Genosse Stampfer:

> Außergewöhnliche Zeiten erfordern außergewöhnliche Maßnahmen. Eine Verfassung wird nicht für außergewöhnliche, sondern für normale Zeiten ausgearbeitet. Es muß dem Parlament als Vertreter der Volkssouveränität die Möglichkeit gegeben werden, sich außergewöhnlichen Zuständen anzupassen und in einem bestimmten Fall eine Abweichung von den starren Vorschriften der Verfassung selbst zu beschließen. Diese Möglichkeit hat die Weimarer Verfassung ausdrücklich vorgesehen, die nicht nur in diesem Punkt erheblich besser ist als die von reaktionärem Geist inspirierte und überhaupt stark veraltete französische Verfassung von 1875...
>
> Und so sehr wir es bedauern, der Auffassung unserer französischen Genossen entgegentreten zu müssen, so fühlen wir uns verpflichtet, hier zu erklären, daß in diesem Falle Briand und Caillaux sachlich im Rechte waren, als sie erklärten, der parlamentarische Mechanismus sei zu kompliziert, um in der Übergangszeit der Stabilisierung die notwendigen Steuerbestimmungen, insbesondere die Festsetzung der unzähligen Steuersätze auf die übliche Art zu beraten und zu beschließen.

Und jetzt, Doktor Joseph Wirth, wo ist da „der Riß zwischen den sozialistischen Republikanern und den andern fortschrittlich sozialen und republikanischen Parteilagern?“ Dies klägliche Gestampfer wird auch der Filmtöter Külz Wort für Wort unterschreiben, und nach diesem Rezept ist die Republik eben regiert worden, Jahr für Jahr. Übrigens hat der Genosse

Stampfer Recht: der parlamentarische Mechanismus wurde niemals bei uns überschätzt; niemals betrachteten wir die Verfassung als festen Grund für außergewöhnliche Zeiten; weitsichtig haben unsre Weimarer Legislatoren schon für die Abweichung von den starren Vorschriften vorgesorgt. (Oh, wie litten wir unter den robespierrehaft starren Gesetzesbuchstaben!) Diese weise vorausberechnete Abweichung ist der Artikel 48, der auch nach Meinung nicht verstampferter Sozialisten die Möglichkeit gibt, sich außergewöhnlichen Zuständen so gut anzupassen, daß der normale niemals wiederkehrt.

Ob dem Genossen Stampfer nicht doch noch nachträglich vor seiner Leistung bange wird? Er hat in seiner himmlischen Ahnungslosigkeit die schlagende Begründung für den nächsten Ausnahmezustand geliefert. Der Genosse Stampfer hat in der Mussolini-Debatte des Reichstags am 10. Februar das geflügelte Wort geprägt:

> Wenn die Nationalisten einen Führer brauchen, müssen sie immer warten, bis ein Sozialist verrückt geworden ist.

Dagegen läßt sich nichts sagen.

*

Wäre der gute Katholik Joseph Wirth nicht in der Tiefe des Herzens ein unverbesserlicher liberaler Oberlehrer, er würde ahnen, daß sein gern zitierter Ausspruch: die Stunde der Entscheidung werde ihn an der Seite der Arbeiterschaft finden, zu gewissen Denkverpflichtungen nötigt. Die Arbeiterschaft hat sich in diesen Jahren mit wahrhaft asketischer Entsagung vor die Republik gestellt, die für sie nichts andres hatte als teures Brot. Diese Hingebungsfähigkeit ist allerdings in eine Krise getreten. Das weiß die Sozialdemokratie und deshalb zaudert sie, den Bruderkuß zu erwidern.

Die Bürgerdemokraten müssen begreifen, daß die Arbeiterschaft nicht dauernd mit Reichsbanner-Ideologie gefüttert werden kann. Morgens Zollpolitik mit der Rechten, abends Republikfeier mit den Sozialisten, das geht nicht. Ob eine wirklich aktive deutsche Linke wachsen kann, das hängt davon ab, ob dem bürgerlichen Republikanertum selbst die Überwindung der Klasseninteressen gelingt, die es von den sozialistischen Arbeitern fordert

Wirths Republikanische Union ist schön geplant. Da aber die Berücksichtigung des sozialen Momentes fehlt, gleicht sie allzu sehr der Dame ohne Unterleib, wie sie in Jahrmarktsbuden prachtvoll frisiert auf dem Schaubrett präsentiert wird. Die Dame ist gewiß recht hübsch anzusehen, nur fehlt einiges zu den vitalsten Funktionen. Das könnte sehr tragisch sein, wenn nicht auch der republikanische Mann, der sie bewundernd betrachtet, mit dem entsprechenden Manko behaftet wäre.

Raymond Poincaré von Jean Piot

Der nicht das Land an der Maas kennt, kann Herrn Raymond Poincaré schlecht verstehen. Es ist ein kaltes Land, in das überall der Krieg eingraviert ist, und in dem er seine furchtbarsten Spuren hinterlassen hat. Es ist ein Land, das an der Grenze und dem Feinde gegenüber liegt. Man fordert dort den Soldaten ein, ohne ihn zu lieben. Man steht dort auf dem Standpunkt, daß er nur seine Pflicht tut, wenn er da ist, und man lehnt ab, ihm ein Glas Wasser zu geben, bereit, ihn als Räuber zu behandeln, wenn er ohne besondere Erlaubnis einen Schuß losfeuert.

Es ist ein Land, das viel gelitten hat, und das seine Ruinen mit den Worten betrachtet: „Das muß bezahlt werden“ – was berechtigt ist –; aber das sich lieber in Prozessen erschöpft, als daß es die Schande trägt – was nicht schlau ist.

Genau so erscheint mir Herr Poincaré: kalt, kriegerisch ohne Schwung, unbarmherzig, mehr Vernünftler als vernünftig, Jurist und Schikaneur bis zu Lächerlichkeit.

Mit diesen Fehlern eines Bauern seiner Heimat verbindet er eine von dessen besten Eigenschaften: er ist fleißig.

Die Arbeitskraft dieses Mannes ist staunenerregend. Er liest Alles, antwortet Allen auf Alles – mit seiner kleinen, gedrängten und hitzigen Handschrift – und studiert Alles... Er arbeitet so viel, daß er keine Muße mehr hat zum Überlegen und Vergleichen. Wie Robert de Jouvenel gesagt hat: „Herr Poincaré kennt alle Teile eines Aktenstückes. Aber die Angelegenheit selbst ist ihm unbekannt.“ Was Clemenceau ehemals unhöflicher ausgedrückt hat: „Briand weiß nichts und versteht Alles. Poincaré weiß Alles und versteht nichts.“

Da Clemenceau nun einmal genannt ist, so könnte man sagen, daß Herr Poincaré auf der Rednertribüne manchmal an den „Tiger“ erinnert durch die Knappheit der Erwiderungen, die Schärfe der Rede und die Bissigkeit der Stimme. Und doch, welcher Unterschied! Hinter Clemenceaus Ruhe vibrierten Leben, Nerven, Temperament. Hinter Poincarés Schärfe herrschen die Logik des Wortes, der byzantinische Geschmack an der Gegenrede, die erhitzte und wieder abgekühlte Galle. Dort der Raufbold, hier der Schikaneur.

Er liest. Er schreibt. Er arbeitet im Eisenbahnzuge. Er steht um acht Uhr früh auf und geht um Mitternacht schlafen. In seinem Dasein ist augenscheinlich kein Platz für das Vergnügen, die Zerstreuung, das freie Spiel der Gedanken. Kein Platz für die Sinnlichkeit.

Ah, das ist es: er ist nicht sinnlich. Zum mindesten hat er seine Sinne so gut diszipliniert und zurückgedrängt, daß sie ihm, wie die alten Griechen sagten, „ins Gehirn gestiegen sind“. Und so ist er kalter Erregungen ohne Entspannung fähig.

Aber, wird man mir entgegenhalten, wozu Sinnlichkeit oder gar Empfindsamkeit bei einem Staatsmann?

Empfindsamkeit? Nein. Sinnlichkeit? Ja. Sinnlichkeit wird beim Politiker zum Takt. Wie intelligent er auch sein mag: ein Politiker ohne Takt – man verstehe recht, wie ich das Wort auffasse – ist wie das Insekt ohne Fühler, wie der Hund ohne Nase, wie die Frau ohne Koketterie.

Was Aristide Briand spielend erreicht, bleibt Poincaré trotz aller Argumente versagt.

*

„Nein!"

Nicht viele von unsern Staatsmännern verstehen ein Nein zu sagen wie Herr Poincaré. Er hat das kategorische „Nein"; das ausweichende Nein – „Nein, ich bitte Sie..." –; das sanft beharrliche Nein – „tausendmal um Entschuldigung!" –; das ermutigende Nein – „Sie sind im Irrtum". Eine ganze Palette voller Nein, für seinen Gebrauch abgetönt.

Als Herr Bonar Law im Jahre 1922 mit Vorschlägen kam, machte er die unangenehme Erfahrung dieser Macht des Verneinens. Alle seine Konzessionen stießen sich an diesem „Nein", das bedeutete: „Bestehen Sie nicht darauf! Meine Absicht ist, die Ruhr zu besetzen, und ich werde nicht davon ablassen."

Nicht, daß Herr Poincaré durchaus recht behalten will. Er erscheint einfach eigensinnig. Und das ist sehr verständlich. Wenn ihm das Leben entschlüpft, und wenn er sich an die Texte klammert, wenn er – wie Jouvenel meint – von der Sache selbst nichts erfaßt, aber die Einzelheiten der Aktenstücke fehlerlos im Gedächtnis hat: so ist klar, daß er die Daten dieser Aktenstücke in ein strenges Klassensystem eingeordnet hat. Man nehme nun an, er gebe irgendwo im Text eines Aktenstückes nach, er willige ein, die Bedeutung oder die Glaubwürdigkeit in Zweifel zu ziehen: sofort reißt die Kette, das Gerüst stürzt ein! Ein Briand hält sich an den Stricken und den Balken fest und wird wieder den Boden berühren wie eine Katze, ohne Schaden zu nehmen. Ein Poincaré bricht sich die Schenkel – die steif sind.

So hat sich Poincarés System vor dem Kriege – wie seine Intimen wohl wissen – auf dem Glaubenssatz aufgebaut: „Das russische Heer ist unüberwindlich."

Man hatte ihm in Czarskoje-Selo anno 1912 einige tadellos ausgerüstete Divisionen gezeigt, die aus Prachtkerlen bestanden, und die hatte er im Geiste – nach einem Viertel- oder einem Halbjahr Krieg – in Berlin einrücken sehen. Hätte sich dieser schöne Traum erfüllt, so hätte der ehemalige Präsident der Republik sagen können: „Der Kampf war unvermeidlich. In Übereinstimmung mit dem unbezwinglichen Rußland habe ich ihn im gewollten Augenblick eröffnet. Und mit dem kleinsten Aufwand habe ich meinem Lande einen glänzenden Triumph verschafft und ihm Elsaß-Lothringen zurückgegeben."

Das wäre eine Widerspruch erregende, aber große Geste gewesen.

Der Krieg hat nicht sechs Monate gedauert. Er hat zweiundfünfzig Monate gedauert. Die Kosten haben sich als erdrückend erwiesen. Herr Poincaré war nicht halsstarrig. Er

hat sein System nicht geändert – er hat es vollständig durch ein andres ersetzt, an das er sich von da an klammerte: „Ich habe das nicht gewollt. Ich hatte damit nichts zu tun. Im übrigen hat meine konstitutionelle Rolle...“

Als guter Jurist hat er sich die notwendigen Aktenstücke und Dokumente präpariert und reserviert, um seine Beweisführung unterstützen zu können. Unglücklicherweise hat er im Drange, sofort Recht zu haben oder seine Rachegelüste zu befriedigen – denn er hatte welche –, viel geschrieben. Und seine Gegner – deren er ebenso viele wie Rachegelüste hat – stellen seinen einseitigen Dokumenten andre von ihm unterzeichnete Dokumente gegenüber (oder sind doch im Begriff es zu tun). Zweifellos wird er darauf erwidern. Da es ihm an Feinsinnigkeit mangelt, ersetzt er diese durch Spitzfindigkeit. Vor Allem hat er Methode.

Man hat freundlicherweise daran erinnert, daß Herr Poincaré Hauptmann bei den Jägern zu Fuß war, und man versichert, daß ihn noch immer dieser Geist beseelt. Jedenfalls hat er – und das überwiegt heute bei ihm – die „Mentalität“ eines pedantischen Offiziers.

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Lina Frender

---

Elsaß-Lothringen von Harry Isay

In Elsaß-Lothringen gibt es, wie überall in der Welt, sehr viele Unzufriedene, und da dieses schwer geprüfte Land erst vor wenigen Jahren wieder zu Frankreich gekommen ist, liegt es nahe, diesem Nationalitätswechsel oder wenigstens der Form, wie er rechtsgültig geworden ist, die Schuld für alle Enttäuschungen und alle Sorgen beizumessen.

Ob und in welchem Umfange das zutrifft, bleibe dahingestellt. Wir erleben heute in Frankreich, obzwar in erheblich geringerer Stärke, ähnliche Erscheinungen wie während der Inflationszeit in Deutschland. Dazu gehört ein gewisser Separatismus oder Autonomismus in den Grenzgebieten, die sich durch Sprache, Geschichte und Religion in Vielem von dem übrigen Lande unterscheiden. Diese nicht sehr tiefgreifende Bewegung wird aber, wenn nicht alle Zeichen trügen, wie bei uns in sich selbst zusammenfallen, sobald in Frankreich die innern Schwierigkeiten vorwiegend finanzpolitischer Natur überwunden sein werden.

Wie dem auch sei: mit aller Entschiedenheit muß dagegen protestiert werden, daß von Deutschland aus in diesen innerfranzösischen Vorgang eingegriffen wird.

Die Mahnung richtet sich in erster Linie an die in Deutschland lebenden einstigen Elsaß-Lothringer. Es ist wahr: ihr Schicksal ist beklagenswert! Von Clemenceau und seinen Gehilfen sind sie in blindem Fanatismus – meist aus dem einzigen Grunde, daß ihre Eltern nach 1870 dort eingewandert waren – von Haus und Hof vertrieben und dafür von Deutschland, dessen Regierung den Fürsten so fürstlich begegnet, nur recht jämmerlich entschädigt worden. Ihr Herz hängt noch immer an der alten Heimat. Viele von ihnen erhoffen von po-

litischen Änderungen in Elsaß-Lothringen die Möglichkeit einer Rückwanderung. Daher begleiten sie die sich dort regenden autonomistischen Bestrebungen mit sehr viel Interesse und noch mehr Getöse. Die Sympathie mit ihrem harten Los öffnet ihnen und ihrer Reklame für die Autonomie angelweit die Spalten der deutschen Presse aller Parteien, sogar der Linken. Das wird nun in Paris mit täglich wachsender Nervosität festgestellt: man spricht ganz offen von franzosenfeindlichen Intrigen Deutschlands und befürchtet bei diesem – trotz Locarno – den Wunsch der Lostrennung Elsaß-Lothringens von Frankreich, der sich in der Unterstützung der Autonomisten kundgäbe. Daß das Verhalten der deutschen Nationalisten von Scholz bis Reventlow die Franzosen in ihrer übertriebenen Sorge noch bestärkt, liegt ja seit langem klar auf der Hand. Diese Herren ergreifen mit beneidenswerter Unbefangenheit jede Gelegenheit, die ihnen geeignet erscheint, den Völkerfrieden zu stören. Sie, die fast fünfzig Jahre lang den Korporalsknüppel über den Elsaß-Lothringern geschwungen, ihnen alle politischen Freiheiten vorenthalten und sie noch kurz vor dem Kriege mit der Zabern-Affäre schmählich gedemütigt und in den Staub getreten haben – sie sind wahrhaftig die Letzten, die zu solch plumper Anbiederung heute ein Recht hätten. Aber in Wirklichkeit empfinden diese Nationalisten ja keinerlei Zuneigung zu Elsaß-Lothringen, für dessen „Autonomie“, als sie dort noch selbst kommandierten, so herrlich gesorgt wurde. Ihre Liebe ist geheuchelt: was sie beflügelt, ist der Haß nicht nur gegen Frankreich, sondern gegen die Demokratie, gegen den Frieden, gegen die Völkerversöhnung.

Darum ist an der Zeit, sich deutlich sowohl gegen die von besten Absichten geleitete, aber politisch kurzsichtige, Deutschland schädigende Propaganda der ehemaligen Elsaß-Lothringer wie gegen ihre nationalistischen „Freunde“ zu wenden.

Der deutsche Außenminister, Herr Stresemann, möchte es aus innern, parteipolitischen Gründen nicht ganz mit der Rechten verderben. Darum sieht er nicht nur den gegen seine Person gerichteten Anpöbelungen, sondern auch mancher gefährlichen außenpolitischen Spielerei jener Herren mit allzu großer Untätigkeit zu. Aber er sollte aus der bösen Erfahrung, die wir mit dem Pressefeldzug gegen die fascistischen Unterdrückungen in Südtirol gemacht haben, lernen. Was war moralisch berechtigter als damals der – von den Nationalisten freilich nur sehr mißmutig geförderte – Protest gegen die brutale Vergewaltigung der Südtiroler Deutschen durch Mussolini?! Und dennoch: das einzige Ergebnis jenes Pressefeldzugs war eine noch schlimmere Behandlung der Südtiroler und seitdem in Erscheinung tretende hartnäckige Gegnerschaft Mussolinis gegen Deutschland in allen Fragen der internationalen Politik... obwohl der Feldzug längst abgeblasen ist.

Passen wir auf, daß sich Frankreich gegenüber nicht Ähnliches ereigne! Die Elsaß-Lothringer leben – ungleich den Südtirolern – in einer freien demokratischen Republik und besitzen alle politischen Mittel, sich selbst durchzusetzen. Sie

haben unsre Hilfe nicht nötig – im Gegenteil: sie wird ihnen von ihren Gegnern vorgeworfen und belastet sie erheblich. Vor Allem aber bedeuten solche Einmischungen in französische Angelegenheiten einen Schlag ins Gesicht gegen Wortlaut und Geist des Vertrags von Locarno!

Mehr Verantwortungsgefühl in der deutschen Presse, auch der Linken, tut not und weniger ängstliche Nachgiebigkeit gegen nationalistische Friedensstörer bei dem Leiter der deutschen Außenpolitik.

Die Völkischen und die Jungfrau Maria von Leonhard Birnbaum

In den Zeitungen stands:

> Auf eine Kleine Anfrage deutschvölkischer Landtagsabgeordneter, ob das Staatsministerium die Auffassung des Generalstaatsanwalts beim Kammergericht teile, nach welcher der Inhalt der Gedichte ‚Maria' von Berthold Brecht und ‚Die heiligen drei Könige' von Klabund keine Gotteslästerung enthalten, erteilt der Justizminister, dem Amtlichen Preußischen Pressdienst zufolge, die folgende Antwort: „Die Staatsanwaltschaft hat die Verfahren eingestellt, weil sie der Auffassung war, daß das Gedicht ‚Maria' von Berthold Brecht weder nach Form noch nach Inhalt die Stimmung der Verachtung gegen Gott oder eine Einrichtung der christlichen Kirche erkennen lasse, und daß das Gedicht ‚Die heiligen drei Könige' von Klabund nicht auf Einrichtungen oder Gebräuche einer Kirche, sondern auf den mancherorts am Dreikönigstage im Volke üblichen Brauch des Bettelsingens abziele. Gegen diese Auffassung haben sich Bedenken nicht ergeben. Nunmehr ist die Strafverfolgung auch verjährt.

Da muß denn erlaubt sein, ein paar Kleine Anfragen an die Herren völkischen Abgeordneten zu richten, auf die Gefahr hin, ihnen einige Verlegenheit zu bereiten.

Völkische These ist: Deutschland den Deutschen! Sehr gut. Aber wer ist deutsch? Nach völkischer Auffassung nur die Nachkommen der alten Germanen; allenfalls auch, weil sonst gewisse Schwierigkeiten entstanden wären, die deutsch geborenen Nachkommen wendischer, slavischer und andrer verwandter Völker, die, besonders in Ostdeutschland, durch die Germanen niemals völlig verdrängt worden sind. Aber die Slaven sind ja auch – alle Rassepropheten erkennen das an – Indo-Germanen, gehören zu der lichten, starken Familie der Arier, die allein berufen sein soll, das Weltall zu beherrschen.

Nun gibt es für die völkische Sache in Deutschland eine sehr unbequeme Klippe: das Christentum. Ehrliche Völkische – und es gibt deren mehr, als man gemeinhin annimmt – gestehen ein, daß der Glaube an den jüdisch geborenen und „unter das Gesetz getanen" Gottessohn unvereinbar sei mit der heiligen Tradition der germanischen Lichtalben. Von völkischer Seite wird ja doch dauernd über die „Vergiftung germanischer Kultur durch den jüdisch-asiatischen" Geist gejammert und gezetert.

Daß das Neue Testament – eines der schönsten und reinsten Religionsbücher der Erde – durchwebt und „durchsetzt“ ist von dem Geist seiner jüdischen Verfasser: das abzuleugnen, dürfte auch der verbohrteste Völkische nicht wagen.

Schwieriger gestaltete sich, je mehr der „Völkischismus“ sich in Deutschland ausbreitete, das persönliche Verhältnis zu dem Religionsstifter Jesus Christus, der in Millionen „deutschstämmiger“ Familien als Gott verehrt und angebetet wird.

Deshalb kam man auf die zwar skurrile, aber nicht unschlaue Idee, dem Gottessohn Jesus einen, wenn auch unehelichen, so doch garantiert arischen Stammbaum anzudichten. Da war also unter den – arischen – Römern, die Palästina als besetztes Gebiet zu behandeln hatten, ein Mann... doch die Sache ist ja bekannt. Es sind sehr ernsthafte Studien und Theorien darüber in sehr ernst zu nehmenden deutschen Blättern veröffentlicht worden; eine ganze Literatur ist entstanden, ein Hin und Wider der Meinungen, das nicht nur Theologen und Historiker in seine Strudel zog.

Jedenfalls ist die väterlich-arische Abstammung Jesu Christi, gewissermaßen als ein völkisch-christliches Kompromiß, in die Lehren der Weisen um Wulle und Pinter, der Kube und Genossen aufgenommen worden, damit man mit dem Wotans- und Runenklamauk nicht allzu scharf eingreife in den Frieden der christlichen deutschen Häuser, wo jener unendlich vornehme und liebenswerte Freund der Menschheit, der nach den Synoptikern der Sohn eines Zimmermanns aus Nazareth in Galiläa war, göttliche Verehrung genießt.

Nehmen wir nun einmal an, jene „Kompromiß-Völkischen“ hätten recht, und Jesus wäre wirklich der natürliche Sohn eines römischen Besatzungssoldaten. Wie ist es dann aber mit Maria, seiner Mutter?

„Dir, der Unberührbaren“, redet Goethe sie an, sie, die im Laufe von neunzehn Jahrhunderten Millionen Menschen als das Vorbild echt weiblicher Tugend und edelster Mütterlichkeit galt.

War jene Maria, um deren Thron sich die mächtigste Kirchengemeinschaft der Christenheit schart, auch eine Arierin? Oder war sie eine Tochter jenes „asiatischen“ Volkes, auf das die „Völkischen“ aller Zeiten jede Schmach und jedes Unheil häufen zu dürfen glaubten?

Nein, meine Herren völkischen Abgeordneten, wenn Sie auch jenen Jesus von Nazareth, der für seine Überzeugung und seinen Glauben an den Gott Israels den Kreuzestod starb, zum „Arier“ umgeprägt haben: seine Mutter, diese mit allen Fasern ihres Wesens jüdische Maria – die zu verteidigen, steht Ihnen, den Wotansrummlern, kein Recht zu.

Oder sollten Sie sich großmütig entschlossen haben, die gesamte auf der jüdischen Kultur fußende christliche als die Ihrige anzuerkennen?

Vielleicht finden Sie in der Stille des münchmeyerfreien Borkum oder in dem Mückennest Zinnowitz während dieser Hundstage Zeit und Muße, sich eine Antwort auf diese Kleinen Anfragen auszudenken.

Hochmeister Mahraun von Iwan Heilbut

Artur Mahraun wurde am 30. Dezember 1890 in Kassel geboren. Sein Vater war der Geheime Regierungsrat Hans Mahraun, seine Mutter Elisabeth Tochter des Artillerie-Obersten Wohlgemuth. Beide Familien stammen aus Ostpreußen. Von den Vorfahren waren die meisten Gelehrte, höhere Staatsbeamte oder Offiziere. Während der Erhebung Ostpreußens, bis zur Schlacht bei Leipzig, fielen acht Familienmitglieder.

Mahraun verlebte seine Jugend in Kassel. Seine Vorliebe war das germanistische Sprachstudium. Aus eignem Willen und auf Wunsch seiner Mutter trat er im Jahre 1908 als Fahnenjunker in das Infanterie-Regiment von Wittich, 3. Kurhessisches Nummer 83, ein. Im Jahre 1910 wurde er Leutnant. Sein militärischer Erzieher war ein alter Hauptmann Bachmann, als äußerst streng in der Dienstauffassung bekannt. Die Grundlage der Soldatenausbildung wurde für Mahraun: eine Beziehung zu jedem einzelnen Rekruten durch Kenntnis seiner persönlichen Verhältnisse zu schaffen. Nach einigen Dienstjahren in Kassel wurde Mahraun zu einem andern Bataillon des Regiments in Arolsen versetzt. „Wenn die königlichen Verwandten Seiner Durchlaucht des Fürsten in Arolsen zum Besuch weilten," erzählt Mahraun irgendwo, „so wurden wir jungen Offiziere zur Tafel befohlen. Davor hatten wir dann meistens mehr Angst, als wir nachher im Kriege gehabt haben. Aber es war doch eine gute Schule für das Leben." Bei Kriegsbeginn nahm Mahraun an einem Angriff auf Lüttich teil, der viele Menschen kostete. „Damit war meine Jugendzeit abgeschlossen. Der Ernst des Fronterlebnisses begann." An der Ostfront vertiefte sichs. Am 22. November 1914 schwer verwundet, kehrte er zu seinem Regiment zurück. Nach Beendigung des Ostkampfes nahm er an den Großkämpfen bei Verdun, am Chemin-des-Dames und an der Somme teil. Während eines Urlaubs heiratete er in Jena Charlotte Ullrich, die Tochter eines Geheimen Regierungsrates in Merseburg. Nach Urlaub und Krankheit gegen Ende des Krieges auf dem Wege zur Front, war ihm der Weg durch die Revolution versperrt. Er versuchte, in Kassel und Jena neue Truppen aufzustellen. Das mißlang. Nach dem Friedensschluß kämpfte er mit von ihm aufgestellten Freiwilligen in Hessen, Waldeck und Thüringen, um die Machtmittel des Staates zu ergänzen. Zu Anfang des Jahres 1920 gründete er den Jungdeutschen Orden, dessen Mitglieder Freiwillige und Führer der aufgelösten Organisationen bildeten. Die verbotene militärische Betätigung wurde aufgegeben und „auf Grund neuer Gesetze und Begriffe eine politische Organisation gebildet". Am 17. März 1920 wurde Mahraun zum Hochmeister des Ordens gewählt.

*

Diesen Jungdeutschen Orden zeichnet äußerlich aus, daß seine Mitglieder – am Spitzkreuz als Abzeichen erkennbar – einem richtigen Ritterkult obliegen, in einer Zeit, die das als ziemlich komisch empfindet. Ich denke mir, daß Mahrauns Vorliebe für diesen Kult und seine Liebe zum germanistischen

Studium der gleichen Empfindung entstammen. Dazu ist eine der Aufgaben des Jungdo, echte Ritterlichkeit zu pflegen. Dieser Ritus, äußerlich einend, kann leicht, vornehmlich bei jungen Gemütern, auch die innere Bindung befestigen.

In Kassel gegründet, mit dem Sitz in Berlin, zählt der Jungdeutsche Orden in Deutschland etwa 15 000 Ortsgruppen. Seine Organe sind: ‚Der Jungdeutsche‘, eine sechsmal in der Woche erscheinende Zeitung, die seit ungefähr zwei Jahren, und ‚Der Meister‘, eine Monatsschrift, die seit Ende 1925 besteht.

Der Jungdeutsche Orden ist nun aber zugleich ein Staat, so ein Staatchen als Muster für ein dermaleinst kommendes Jungdeutsches Reich. Da läßt sich lernen, wie wohlgeordnet ein Staat überhaupt aussehen kann.

Die Ordensbrüder – entsprechend den Bürgern des Jungdeutschen Staates – werden in Gruppen zusammengefaßt, die zu immer größern Gruppen vereinigt werden. An der Spitze jeder Gruppe stehen als Führer „Meister“. Ihre Wahl erfolgt durch die Gemeinschaft der ihnen unterstellten Meister.

Die kleinste Packung von Ordensbrüdern heißt: Schar; ihr Führer ist der Scharmeister.

Die Scharen sind in Gefolgschaften zusammengefaßt, deren Führer Gefolgmeister heißen.

Die Gefolgschaften bilden eine Bruderschaft. Die Bruderschaft ist örtliche Organisation. Der Großmeister steht an der Spitze der Bruderschaft.

Mehrere Bruderschaften bilden eine Ballei. Das Gebiet der Ballei entspricht der Größe eines Regierungsbezirks, besser noch: Stammes. Die Ballei wird geleitet von dem Komtur.

Die Balleien sind zu 14 Großballeien zusammengefaßt. An der Spitze der Großballei steht der Großkomtur.

Die Großkomture bilden das Hochkapitel.

Das Hochkapitel, der Hochmeister und der Kanzler bilden die Ordensleitung.

Die Entschlüsse des Hochmeisters bedürfen der Zustimmung des Hochkapitels.

In Widerspruch zu dem Satz: „Die Grundeinheit des Ordens ist die Bruderschaft; sie umfaßt ohne Rücksicht auf Alter, Stand, Besitz und Konfession die Angehörigen eines Ortes oder eines Kreises“ finden Juden im Orden keine Aufnahme.

Von den Grundsätzen ist § 4 wichtig:

„Der Jungdeutsche Orden steht auf dem Boden der Verfassung und will durch die ordensartige Zusammenfassung aller gut deutsch gesinnten Männer eine Gemeinschaft herstellen, die fest entschlossen ist, den Wiederaufbau des geliebten Vaterlandes zu fördern und für die sittliche Wiedergeburt des deutschen Volkes zu arbeiten.“

*

Der Jungdeutsche Orden (oder Staat) gibt sich dem Glauben hin, Staat und Wirtschaft trennen zu können – in der Weise, daß diese beiden Volksorganisationen, deren Vertreter

in zwei gesonderten Wahlen zu bestimmen wären, zwar mit
einander stets im Einvernehmen zu bleiben hätten, daß aber
der Staat, der Wirtschaft übergeordnet, den Ausbau seiner
selbst und die eigentlichen Aktionen, die ihn betreffen, allein
bestimmt, vom Einfluß wirtschaftlicher Interessenmanöver ge-
reinigt. Der Parteien-Staat wird als Schreckbild gezeigt: –
dahin sind wir durch ihn gekommen! Dagegen der Staat als
unabhängiger Führer des Volkes hat Freiheit zu Entschließun-
gen, im Interesse des ganzen Volkes als Einheit. Anstelle der
Parteien wären „Nachbarschaften“, das heißt: örtliche Organi-
sationen – entsprechend dem Aufbau des Ordens – zu schaf-
fen. Nun soll aber die Parole, die an die Wirtschaft ergehen
würde: „Finger weg von den Staatsgeschäften!“ nicht mit
Hilfe der Diktatur durchgeführt werden – denn „einen grö-
ßern Feind der Diktatur als mich gibt es nicht“, sagt Mahraun.
„Es kann wohl in einem Staat vorübergehend Diktatur walten.
Aber wer dabei verharrt, ist geistig arm, und wer darin eine
Staatsreform sieht, der ist so dämlich, daß er ausgeschaltet
werden muß.“ Ein echter Ordensbruder weist auf den sittlich
erziehenden Einfluß hin, der im jungdeutschen Staat die ma-
terialistischen Elemente bekämpfen würde. Dieser moralische
Einfluß hat sich, heißt es, in den Reihen der eignen Mitglieder
bereits erwiesen. Auch der außerordentliche Fall, daß mal
eine Streitigkeit vorkommen sollte, ist im Jungdeutschen Staat
vorgesehen. Da hätte denn die Majorität zu entscheiden; ein
Führer, der einen gewissen Teil der Stimmen gegen sich hätte,
wäre des Amts zu entheben. (Im Orden ist eine Zweidrittel-
majorität erforderlich.) Was aber passiert, wenn jungdeutsche
Staatsbürger, nicht gar so lange nach Gründung des neuen
Reiches, auf eignen Pfaden zu wandeln beginnen? So etwas ist
kürzlich passiert: in Kassel sind der Herr Komtur Grünblatt
und der geschäftsführende Herr Komtur Dr. Fenge durch Un-
botmäßigkeit um ihre Ämter gekommen. Sie fanden Mahraun
zu franzosenfreundlich und schlugen Lärm. Und der Hoch-
meister fuhr hin und setzte sie ab. Da traten sie aus dem
Orden aus, und nun putschen sie tüchtig gegen Mahraun. Was
würde man im Jungdeutschen Staat mit solchen Leuten
machen? Von Mussolini will ich die Antwort nicht hören.
Aber der Diktaturfeind Mahraun! Und der sittliche Einfluß!

*

Die Bolschewisten sind Nihilisten, sagt Mahraun. Und
Nihilisten sind keine guten Menschen. Deshalb reiste Mahraun
lieber nach Paris als nach Moskau. „Die Russen reißen aus
bis nach Astrachan, wenn sie das Trommelfeuer des westlichen
Kapitalismus erhalten.“ In Paris hatte Jules Sauerwein
ein Interview mit Mahraun, der erklärte: „Wiedergeburt
unsres Staates wird durch Verständnis Frankreichs für die
Wandlung in Deutschland gewährleistet“ – einen Satz, den
der Ordenskanzler Otto Bornemann so kommentierte, daß nach
Mahrauns Ansicht „eine Verständigung mit Frankreich nur dann
möglich ist, wenn durch sie die nationalen deutschen Belange
gewahrt werden und das Streben der nationalen Bewegung
nach Neuordnung von Volk und Staat nicht gehindert wird“.

Es waren aber nationalistische Leute da, die waren der Meinung, daß ein nationaler Führer nicht mit Franzosen sprechen dürfe; zumal, wenn er von den Franzosen ausgehorcht und benutzt werde, und wenn ihm zu solchen Verhandlungen das nötige politische Wissen fehle. So entstanden die Angriffe auf Mahraun; der Kasseler Streit und die Einleitung des (nicht durchgeführten) Hochverratsverfahren waren die Folgen.

*

Es gibt immer Leute, die nicht begreifen, daß Einer lieber eine angebotene Unterstützung ausschlägt, als seine Handlungsfreiheit aufgibt. Solche Leute können sich gar nicht denken, daß eine Institution wie der Jungdeutsche Orden nicht schon längst von interessierten Kapitalisten ins Schlepptau genommen worden ist. Als Geldmann und Auftraggeber des Ordens betrachten sie den Großindustriellen Arnold Rechberg, weil auch er die Verständigung mit Frankreich wünscht und anstrebt. Die Kreise, die den Orden von Rechberg abhängig glaubten, hofften einen Wechsel der unerwünschten Politik Mahrauns dadurch herbeizuführen, daß sie Mahraun und Rechberg von einander trennten. So jedenfalls erklärt sich der Orden die Angriffe und Verdächtigungen, die öffentlich gegen Rechberg erhoben worden sind. Auf die Frage nach der Finanzierung antwortet der Jungdo, daß sich sein Kapital aus den Mitgliederbeiträgen bilde. Mahraun bezeichnet als seinen festen Willen: sich und den Jungdeutschen Orden nicht in den Strudel politischer Leidenschaften hineinziehen zu lassen und die Unabhängigkeit von den großen Geldmächten aufrecht zu erhalten.

*

Was ist übrigens mit Franzosen verhandelt worden? Wir haben Patrouille geritten, antwortet Mahraun. Wir wollten erkunden, ob eine Verständigung möglich sei. Vaterländische Belange haben wir nicht verletzt.

*

Obgleich der Jungdo zu den Versammlungen der Vaterländischen Verbände einen Vertreter entsendet – es heißt: auf Wunsch der Verbände –, ist er doch ebenso sehr wie gegen die Diktatur gegen die Wiedererrichtung der Monarchie. An Stelle des „Fanatismus“ hat der Orden den „Heroismus“ zu seinem Sittengesetz erhoben. Der Grundsatz des Heroismus ist: „Ruhe und Besonnenheit, Achtung auch vor dem Gegner. Am schärfsten lehnt er in den Methoden des Kampfes Lüge, Verhetzung und Verleumdung ab. Er will die Wertung des Charakters, gegenüber Standesmenschentum und Parteibeurteilung, in den Vordergrund gesetzt sehen. Die Entgiftung der Atmosphäre des öffentlichen Lebens ist sein oberstes Gesetz. Wir tragen den Beweis in uns, daß es eine Kameradschaft gibt zwischen Menschen jedes Glaubensbekenntnisses, zwischen Menschen jedes Alters und jedes Ranges. Das nannten wir im Felde: Kameradschaft. Und heute, da wir diesen einzigen Kriegsgewinn, den wir nach Hause brachten, zum Untergrund unsres Empfindens machen wollen, da nennen wir es: Gemeinschaft.“

Daraus schließe man nun nicht etwa auf eine Ähnlichkeit zwischen jungdeutschem Staat und sozialistischer Staatsidee. Im sozialistischen Staat würde die Wirtschaft den Staat regieren; der jungdeutsche Staat korrigiert nicht die gesellschaftliche Stellung der Staatsbürger gegen einander – jedenfalls nicht formal. Was an allgemeinnützlicher Arbeit geleistet worden ist, wird in einer jungdeutschen Schrift zusammengefaßt: Überbrückung der Standesgegensätze; Kampf gegen Kastengeist und Klassenhaß; Errichtung von Notstandsküchen; Sammlung von Kleidungsstücken und Lebensmitteln für Verarmte; Forderung nach Einführung einer allgemeinen und gleichen Arbeitsdienstpflicht, um aus deren Erträgnissen Mittel für die soziale Fürsorge zu gewinnen; Kampf in Oberschlesien, Mitteldeutschland und an der Ruhr. Die gegenwärtige Bemühung, nochmals, gilt der Trennung von Staat und Wirtschaft in einem Jungdeutschen Staat, bei Überordnung des Staates über die Wirtschaft. Es wird erzählt, daß Mussolini den Jungdeutschen Orden den eigentlich brauchbaren nationalen Verband in Deutschland genannt habe. Das Wort Mussolinis: „Il nuove valore“ übersetzt ein Ordensbruder mit „Heroismus“.

Freilich befleißigt sich diese politische Organisation mit sittlichen Zielen einer militärischen Geste, die mindestens etwas verwirrend ist. Zu einer großen Kundgebung erschien Mahraun mit seinem Stab in den Äußerlichkeiten der klirrenden Zeit, von einer kriegerischen Musik im Saale begrüßt, von Fahnenträgern gefolgt, deren Marschschritt an hölzerne Puppen erinnerte. Der Beifall der jungdeutschen Teilnehmerschaft, die sich aus Männern und Frauen jedes Alters und aller Stände zusammensetzte, entsprach dem Wohlbehagen an Bums und Trara, dem Glauben an Führer und kommende Größe. Der Eindruck dieses militärischen Aufzugs ist bedeutend fataler als die historisch-ritterliche Reminiszenz. Daß der Gedanke an einen Befreiungskrieg dem Orden berechtigt erscheint, ist zwischen den Zeilen der meisten programmatischen Veröffentlichungen zu lesen. Aber unzweideutig wird ein Krieg abgelehnt, der an falschem Zeitpunkt, mit falscher Bundesgenossenschaft eröffnet würde. Was die vorläufige Diktatur anbetrifft – die der Lauf der Ereignisse für den Orden, etwa durch einen Machtgriff entgegengesetzter Ideen, zeitigen könnte –, so scheut man sie nicht.

*

Dieser Artur Mahraun, dessen Gang und Blick Führereigenschaften wie Zielwillen und Konzentration bei idealistischer Grundempfindung verraten, dessen ehrliche burschikose Diktion der Rede seiner äußern Gestalt entspricht – er hat schon angenehme Dinge über sich selber zu lesen bekommen: „Säufer, Nikotiniker; überhaupt in Allem haltlos; in allen unmöglichen Lokalen Berlins betrunken zu finden; Alles auf seinen Kopfschuß zurückzuführen“. Aber selbst wenn man töricht genug wäre, solchen Personalien, die seine ehemaligen Freunde von ihm verbreiten, einen Wert beizumessen, so fände man doch sein Werk, den Orden, noch widerspruchsvoller als seine Persönlichkeit.

Skandalchronik der bayrischen Justiz von Albert Winter

Die bayrische Regierung, die bekanntlich von der allerchristlichsten Bayrischen Volkspartei und der allernationalsten Deutschnationalen Volkspartei beherrscht wird, hat wieder einmal im Namen der verletzten bayrischen Regierungshoheit des Herrn Rupertus Rex protestiert – protestiert dagegen, daß im Femeuntersuchungsausschuß des Reichstags bayrische Amtspersonen ohne Einverständnis der bayrischen Regierung des Allerhöchsten Herrn Rupprecht Wittelsbach vernommen werden. Wenn eine christlich-nationale bayrische Regierung gegen Berliner Reichstagspraktiken protestiert, so weiß man, daß im königlich bayrischen Freistaat Bayern etwas faul ist. Und so ist es auch.

Den rechtsradikalen Scharfmachern der Bayrischen Volkspartei und der Deutschnationalen Volkspartei – gar nicht zu reden von den Völkischen und den Nationalsozialisten –, die mit der Verantwortung für die Mord- und Putschpolitik des Triumvirats Kahr-Pöhner-Roth belastet sind, geht die Tätigkeit des Reichstagsausschusses schon lange auf die Nerven. Mit dem Geschrei: „Die bayrische Staatshoheit ist in Gefahr!“ wollten die besonders gefährdeten Nationalsozialisten die bayrische Regierung gegen den Reichstagsausschuß aufputschen. Sie wurden aber von den „diplomatischen“ Kreisen der Bayrischen Volkspartei, die mit den Fememorden der Pöhner-Polizei und der Einwohnerwehren nichts zu tun haben wollen und eine Untersuchung der bayrischen Fememorde als willkommenes Druckmittel gegen die Rechtsradikalen aller Schattierungen zu benutzen wünschen, nicht ohne Witz dahin belehrt, daß sich die bayrische Regierung, die ohnehin eine schlimme Erbschaft zu verwalten hat, nicht für eine Art „Kriminalföderalismus“ einsetzen könne. Als gar der Münchner Kriminalkommissar, der mit der „Verfolgung“ der Fememörder des Kellners Hartung beauftragt war, sich vor dem Reichstagsausschuß darüber wunderte, daß man die Haftbefehle gegen dringend verdächtige Mitglieder der Einwohnerwehr, die so gut wie überführt waren, aufhob: da wurde die bayrische Regierung pflichtgemäß nervös und mußte protestieren. Warum aber? Das lehrt die niedliche Vorgeschichte der Aufhebung dieser Haftbefehle.

Einige Tage nach der Auffindung der Leiche des Kellners Hartung in der Zusam wurden die mit der Untersuchung der Mordaffäre betrauten zwei Staatsanwälte in Augsburg von einem Dr. Gademann in einem Auto des Einwohnerwehrführers Escherich abgeholt, um sofort – angeblich beim Justizminister Dr. Roth – Bericht zu erstatten. Die beiden Augsburger Staatsanwälte wurden aber nicht zu Dr. Roth geführt, sondern zu dem Oberregierungsrat Dr. Gürtner, dem heutigen bayrischen Justizminister. Nach der Besprechung mit Gürtner wurden die Haftbefehle aufgehoben und das ganze Verfahren überhaupt eingestellt, obwohl man wußte, daß an der Ermordung des Hartung Personen beteiligt waren, die schon bei dem Mordversuch an dem Reichswehrsoldaten Dobner und bei dem

Mord an dem Dienstmädchen Sandmayr eine Rolle gespielt hatten. Ein gewisser Brandt, der ebenfalls vernommen wurde, hatte die Aufgabe, die Beteiligung des Studenten Berchtold zu verschleiern, der den Mordanschlag auf Dobner mitorganisiert hatte. Brandt selber war gar nicht dabei, als Hartung auf einer Autofahrt ermordet wurde. Das stellte sich sofort heraus. Trotzdem ließ man den Schuldigen laufen. Nach einer Besprechung mit dem jetzigen bayrischen Justizminister Dr. Gürtner! Es kommt aber noch schöner: Dieser Dr. Gademann, der amtliche Funktionen ausübte, als er in einem Escherich-Auto die Augsburger Staatsanwälte ins Justizministerium nach München fuhr, war juristischer Hilfsarbeiter bei der Landesleitung der bayrischen Einwohnerwehren und arbeitete unter einem Dr. Müller, der Deckmann für die beiden Erzberger-Mörder Schulz und Tillessen war. Dr. Gademann trat später als Verteidiger im Hitler-Prozeß auf. Alle diese wirklich erquickenden Einzelheiten, die den bayrischen Fememorden gradezu den Stempel einer Amtshandlung aufprägen, werden dem treuteutschen Justizminister ausgerechnet vom ‚Bayrischen Kurier‘, dem Münchner Hauptorgan der Bayrischen Volkspartei, zum Frühstück aufgetischt. Dieser ehrenwerte Dr. Gürtner, der sich also einer persönlichen Verbindung zu den beiden Erzberger-Mördern, in seiner Eigenschaft als hoher Justizbeamter, rühmen konnte, und der dazu mitgeholfen hat, überführte Meuchelmörder dem Arm der Justiz zu entreißen, ist erst kürzlich im bayrischen Landtag dafür eingetreten, zur Abwehr gegen politische Verleumdungen einen sogenannten Ring der Anständigen zu bilden.

Einer der bayrischen Fememörder, der Student Zwengauer, der den Studenten Bauer in die Isar geschossen hat, wurde aus Versehen erwischt und zum Tode verurteilt. Die bayrische Regierung, die pflichtgemäß die „ethischen Motive“ dieser Mordtat zu würdigen hatte, begnadigte Zwengauer zu lebenslänglichem Zuchthaus. Das Studentlein kam in dasselbe Zuchthaus Straubing, wo immer noch Alois Lindner und andre Räterepublikaner sitzen. Es dauerte nicht lange, und Zwengauer wurde in das Stadtkrankenhaus Straubing überführt, obwohl grade das Zuchthaus Straubing eine Krankenabteilung hat, der alle in bayrischen Kerkern erkrankten Gefangenen zugeführt werden. Aber Zwengauers Nierenleiden war so schwer, daß es im Zuchthausspital nicht behoben werden konnte. Kurz und gut: der Zuchthausarzt sorgte für die ärztliche Deckung der Flucht Zwengauers, Hausverwalter und Pfleger sorgten für Zivilkleidung und Andres. Eines schönen Tages war das Vöglein ausgeflogen. Auf persönliche Anzapfungen erwiderte der deutschnationale Justizminister Dr. Gürtner, daß die Untersuchung ohne Ergebnis geblieben sei. Im Landtag hüllte der ehrenwerte Gründer des Ringes der Anständigen sich immer in Schweigen, wenn Sozialdemokraten oder Kommunisten die Stirn hatten, nach Zwengauers Schicksal zu fragen.

*

Zwengauer und August Hagemeister: in diesen beiden Namen verkörpert sich die „Gerechtigkeit“ der bayrischen Justiz,

die in den letzten Jahren einer feigen Reaktionswirtschaft jede
Schandtat der klerikalen und „nationalen“ Machthaber gedeckt hat.

Auf der einen Seite: Zwengauer, ein verlumpter Student,
dem ein kleiner Meuchelmord keine Gewissensbedenken ver-
ursacht. Die bayrische Regierung, die ihn immer noch, auch
als gewöhnlichen Meuchelmörder, wie einen der Ihrigen be-
trachtet, begnadigt ihn. Sie übergibt ihn ihren Zuchthausbeam-
ten, die dafür sorgen, daß er bald die Flucht ergreifen kann. Die
bayrische Justiz, die ja immer strengste „Gerechtigkeit“ – im
Interesse der herrschenden Gewalten – übt, steht in der Per-
son des ehrenwerten Herrn Gürtner dabei und wäscht, wie
Pontius Pilatus, ihre Hände in Unschuld.

Auf der andern Seite: August Hagemeister, alter sozial-
demokratischer Veteran, der im Kriege zur Opposition der
USP übergeht, nach der Räterepublik als Festungsgefangener
von der USP zum Abgeordneten nominiert wird und schließ-
lich zur KPD hinüberwechselt. Die Dunkelmänner der christ-
lich-nationalen Reaktion hassen ihn und wollten ihn schon im
Zusammenhang mit Lindners Affektschüssen auf Auer und auf
bürgerliche Abgeordnete (am 21. Februar 1919) ans Messer
liefern. „Man“ hat ihn auf der Landtagstribüne „gesehen“, als
Lindner in den Sitzungssaal drang. „Man“ hat ihn rufen
„hören“: Das ist die Rache des Proletariats! (Für die Ermor-
dung Kurt Eisners nämlich.) Aber man konnte ihm nichts an-
haben. Also warf man ihn auf lange Jahre in die Festung, wo
sein Herzleiden immer schlimmer wurde. Nur die Frau wußte,
wie schlimm es um den Mann stand, dem die feigen Sophisten
der bayrischen Justizbarbarei noch nach dem Tode vorwarfen,
daß er durch die Ablehnung der ärztlichen Behandlung seinen
Tod mitverschuldet habe. Kein Wunder, daß Hagemeister, den
man nach allen Regeln der Kunst schikanierte, zu der „ärzt-
lichen Behandlung“ durch Schinder kein Vertrauen hatte. Er
verlangte Überführung in ein Krankenhaus, um seinen Peini-
gern, die ihn doch nur zugrunderichten konnten, zu entrinnen.
Dringend verlangte seine Frau, als sie durch Erich Mühsam
zum ersten Mal von dem Zustand ihres Mannes gehört hatte, das
Selbe. Es wurde abgelehnt. Hagemeister, der ja kein Feme-
mörder war, wurde in eine kleine Zelle für Jugendliche ge-
steckt, die man Krankenabteilung nannte, und von seinen
Freunden, die ihm hätten helfen können, einfach abgeschnitten.
Er war rettungslos in der Hand seiner Peiniger. Als ihn seine
Frau unter Aufsicht kurz besuchen durfte, fand sie einen Ster-
benden. Arzt und Festungsverwaltung dagegen fanden Hage-
meister völlig gesund. Warum auch nicht? Für die Reaktion
war Hagemeister am gesündesten, wenn er tot war, und sie
leistete sich den Hohn, nach seinem Tode seiner Frau ein Tele-
gramm zu schicken, worin es hieß: „Ihr Mann ist heute nacht
sanft entschlafen“.

So werden kranke Revolutionäre in bayrischen Kerkern
gemordet, und so werden krankgeschriebene Fememörder aus
den bayrischen Zuchthäusern gerettet!

*

Auf dem ersten Reichskongreß der Roten Hilfe anno 1925 hat Erich Mühsam die bayrische Justiz unter Aufzeigung aller Einzelheiten mit dürren Worten des Mordes an Hagemeister beschuldigt. Bis heute hat die bayrische Justizverwaltung auf diese Anklage geschwiegen. Nach dem Fall Höfle weiß sie vermutlich, warum.

Vielleicht wird die Tätigkeit des Reichstagsausschusses, gegen dessen Berichterstatter Paul Levi bereits die völkische Pogromhetze des Pöhner-Helden Frick eingesetzt hat, dazu führen, daß sich das Netz über den schuldbeladenen Häuptern der bayrischen Justizverwaltung wenn nicht direkt machtpolitisch, so doch moralisch zusammenzieht und die Toten der bayrischen Feme gegen ihre physischen und intellektuellen Mörder aufstehen. Schon sieht es aus, als sollte die Ermordung des Abgeordneten Gareis aufgehellt werden. Aber noch sind die Forderungen auf Freilassung von Alois Lindner und der wegen des sogenannten Geiselmordes eingekerkerten Räterepublikaner auf taube Ohren gestoßen. Wie lange noch?

Der sogenannte Geiselmord im Münchner Luitpold-Gymnasium ist heute als heuchlerischer Schwindel der Reaktion entlarvt. Die Thule-Gesellschaft, deren Mitglieder erschossen wurden – unter dem furchtbaren Druck der weißgardistischen Morde –, war nichts als die Keimzelle des spätern Kapp-Putsches, der Hitler-Ludendorff-Revolution und des Hochverrats der Kahr-Lossow-Seißer. Selbst vom Standpunkt der verfassungsmäßigen Hoffmann-Regierung sind diese Verschwörer, Hochverräter und Paßfälscher in reiner Staatsnotwehr erschossen worden. Diesen Sachverhalt muß man sich einmal klar machen, um gegenüber den terroristischen Schwindelargumenten der Reaktion, die auf die Tränendrüsen der Spießbürger spekuliert, eine gerechtere Würdigung des sogenannten Geiselmordes und eine Erleichterung des Loses der noch in Straubing sitzenden Räterepublikaner zu erzielen, die zum Teil mit der Erschießung überhaupt nichts zu tun hatten, sondern, wie etwa Georg Huber, sich unter den Hunderten von Zuschauern befanden und angeblich „mitleidige Regungen unterdrückt hatten“. Rudolf Greiner war ebenfalls Zuschauer und soll die Schützen durch Zurufe „psychisch“ unterstützt haben. Man kann sich denken, was in den Geiselmord-Prozessen unter dem Eindruck der furchtbaren Maikämpfe Alles unter Eid ausgesagt worden ist. Der 18jährige Debus, der unter Eid offen aussagte, er habe geglaubt, die Gefangenen würden zum Verhör geführt, wurde daraufhin sofort verhaftet und zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt.

*

Es steht zu fürchten, daß die für die Räterepublikaner im Zuchthaus Straubing gestellten Anträge auf Wiederaufnahme des Verfahrens mit ähnlich „stichhaltigen“ Gründen abgelehnt werden wie im Fall Fechenbach. Das muß verhindert werden.

Vielleicht wird die bayrische Justiz durch das über ihr hängende Damoklesschwert der Fememorduntersuchungen veranlaßt, die strenge Miene, die sie nach links hin aufgesetzt hat, etwas zu mildern. Wenn auch wider Willen!

Gegen Shaw? von Julius Bab

Nach langem, langsamem Wachstum ist seit dem Weltkrieg der Ruhm Bernard Shaws – aus Gründen sicherlich, die mit den tiefsten Bedürfnissen der von aller Unvernunft halbtotgequälten Zeit zusammenhängen – zu mythischer Höhe aufgeschossen. Das zeigt sich einmal darin, daß fast täglich die Zeitungen der Welt an den Namen Shaw eine Anzahl Anekdoten heften, die in vielen Fällen sicherlich gar nichts mit ihm zu tun haben, aber in allen Fällen andeuten, daß sein Name nun über die persönliche und private Leistung hinaus repräsentativ für eine bestimmte Art von Gesinnung und Gesinnungsausdruck ist. Es zeigt sich nebenher darin, daß der Rabenflug der Polemiker mit aufgescheuchtem Lärm die groß aufragende Gestalt zu umkreisen beginnt. Indessen: auch Polemik kann von Niveau und Art außerordentlich verschieden sein. In Deutschland sind jetzt gleichzeitig zwei Schriften gegen Shaw erschienen, von denen die eine das überhaupt höchste Niveau erreicht, das einer Streitschrift möglich ist, und die andre so ziemlich das niedrigste. Die eine ist von einem Engländer, die andre von einem Deutschen. Und man muß leider feststellen, daß die Schrift höchsten Niveaus von dem Engländer Chesterton, die niedrigster Art von dem Deutschen Herbert Eulenberg ist.

Die beiden Männer, der geistreichste unter den englischen Schriftstellern und der unintelligenteste unter den deutschen Dramatikern, haben nur ein Einziges gemein, was sie bei allen menschlichen und geistigen Unterschieden noch in eine Front bringt: sie sind beide Romantiker und deshalb Gegner des Bernard Shaw, der die Romantik die Todsünde des Menschengeschlechts genannt hat. Aber zwischen ihnen ist der ganze ungeheure Abstand, den das Wort Romantik bedeckt. Dieser Abstand reicht von einer Weltanschauung leidenschaftlichen Tiefsinns bis zu den wirklichkeitslosen, denkfaulen Gehirnschludereien, die Köchinnen und Kommerzienrätinnen befähigen, eine Geschichte „romantisch“ zu finden. Man kann gegen Shaw sein, weil man noch mehr Geist hat als er – und damit vielleicht in einem sehr wesentlichen Sinne zuviel Geist! – und man kann gegen Shaw sein, weil man nicht Geist genug hat, auch nur ein Wort seines ganzen Werkes zu verstehen. Und das ist der Unterschied zwischen Chestertons und Eulenbergs Romantik.

*

Chestertons Buch ist, im Phaidon-Verlag zu Wien, 1925 deutsch erschienen. Und-diese ausgezeichnet Übersetzung hat nur den einen großen Fehler, aus einer offenbar falschen buchhändlerischen Berechnung zu verschweigen, daß das Werk fünfzehn Jahre alt ist. Denn daraus ergeben sich nicht nur äußerliche Unvollständigkeiten in der Würdigung Shaws und seines Werkes, sondern an einigen Stellen sogar absolute Unrichtigkeiten, weil die Tatsachen, auf die sich Chesterton stützt, inzwischen von Shaw überholt und ungültig gemacht worden sind. Abgesehen davon aber ist es ein reiner Genuß, diesen unendlich geistvollen, starken und leichten Stilisten an einem

Objekt wie Shaw seine Kraft entfalten zu sehen. Wir haben in Deutschland nichts dergleichen – man müßte sich die Tiefe der Paradoxien Moritz Heimanns mit der witzigen Farbigkeit der Bilder Alfred Polgars vereint vorstellen. Es gibt ein ununterbrochenes leuchtendes Funkensprühen, wie Chesterton sich mit Shaw schlägt. Denn daß dieses in den vornehmsten Formen ebenbürtiger Geister, mit viel Bewunderung, Anerkennung, ja Hochpreisung geführte Gefecht doch eben ein Gefecht, ein Angriff ist: das übersehen zu wollen, ist doch auch ein wenig töricht. Chesterton ist gegen den Puritaner Shaw, weil er Katholik ist. Ein Katholik jener neumodischen Art, der nicht aus einer Tradition der einfältigen Herzen, sondern aus der dreifachen Überdrehung eines allzu raffinierten Geistes zu kindlicher Autoritätsanbetung kommt. Es sind jene „neupoetischen Katholiken“, über die man alles Nötige in Goethes entzückendem Gedicht ‚Pfaffenspiel‘ nachlesen kann: „Und weil sie keine Glocke hatten, so sangen sie Bimbam dazu.“ Wie mir scheint, ein höchst fragwürdiger Standpunkt. Aber Niemand kann eine schlechte Position besser verteidigen als dieser Chesterton. Hier also ist der Kern seines Angriffs gegen Shaw. Dessen Barbara spricht die herrlichen Worte: „Wenn ich sterbe, soll Gott in meiner Schuld stehen, ich nicht in seiner.“ Dazu sagt Chesterton: „Es scheint ihr nicht aufzufallen, daß Gott, wenn er ihr Alles verdankte, nicht Gott wäre.“ Und darauf kann man Chesterton nur erwidern: Es scheint ihm nicht aufzufallen, daß er nur vom katholischen Gott spricht, und daß der Stolz protestantischer Menschen seit dreihundert Jahren damit beschäftigt ist, einen andern Gottesbegriff zu schaffen – nämlich einen, der von innen nach außen, nicht mehr von außen nach innen wirkt.

Gegen Shaws Puritanertum zielen alle Pfeile Chestertons, und es ist außerordentlich klug, was er über die Vollständigkeit seiner puritanischen Anlage auch in sinnlicher, besser: unsinnlicher Beziehung sagt. Es ist gradezu tief, wie er Shaws geistige Freiheit zurückführt auf die Geringfügigkeit sinnlicher Hemmungen und Gefährdungen in seiner Natur. Er zählt ihn zu den Seelen „die, wie Diana, durch die Wälder schreiten in einer Art wilder Keuschheit“. Aber wenn sich von hier aus in der Tat alle künstlerischen und auch einige menschliche Begrenztheiten Bernard Shaws erkennen lassen, so findet Chesterton mit hinreißender Gerechtigkeit doch auch in dieser seelischen Freiheit die „hohen und heroischen Dinge“ in Shaws Seele, von denen er als das höchste preist, daß ihm „an einem Streit mehr liegt als an einem Stück“. Und so kommt Chesterton am Ende seiner Schrift bei all seinen Vorbehalten dazu, Shaw zu preisen als den großen Ermutiger der Generation, den Priester der Lebenskraft: „Als der Geist, der verneint, die letzte Festung belagerte, das Leben selbst lästernd, da gab es Einen, dessen Stimme gehört, und dessen Speer niemals gebrochen wurde.“

*

Es ist im höchsten Maße peinlich und beschämend, vom Niveau einer solchen Schrift herabzusteigen zu einer Drucksache, in der über Bernard Shaw in folgender Tonart ge-

sprochen wird: „Dieser nüchternste Nüchterling“, der „sein gassenjungenhaftes Steckenpferd uns bis zum Ueberdruß und zur Albernheit vorreitet“, wobei nicht mehr herauskommt „als ein paar bissige oder mäßige Hanswurstspäße“. „Dieser aufgeblähte Modeschriftsteller, dieser maßlos überschätzte Clown“. „Wie ein alter, verschmierter Komiker.“ „Ein Konzessionsschulze, eine Qualle, ein Bildungsphilister, eine Windfahne, ein lauwarmer, charakterloser Kerl, ein zweideutiger Schwätzer.“ „Das ärgerlichste und albernste Bühnenmachwerk, das er aus der Geschichte abgekocht hat“ (Caesar und Cleopatra). „Einseitig gefärbter und zurechtgestutzter Quatsch" (Einleitung zur ‚Heiligen Johanna‘).

Herbert Eulenbergs Unfähigkeit, die einfachen Tatsachen des Werkes Bernard Shaws aufzunehmen, verrät eine erstaunlich „widerstandsfähige Natur“. Was nebenbei mit der ganzen Leichtfertigkeit des Schattenbild-Machers und der Tonart hochweiser Belehrung über historische Figuren wie Jeanne d’Arc und Julius Caesar für Unsinn produziert wird, das kann man hier nicht ausbreiten. Aber in Shaws Werk weiß Eulenberg genau so wenig Bescheid. Er hat sich nicht über die einfachsten Fakten unterrichtet und hält Erstlingswerke für Altersprodukte. Er hat trotz Shaws gradezu brüllender Betonung noch nicht einmal bemerkt, daß sein – vom historischen nach dichterischem Elementarrecht abgelöster – Caesar nicht die mindeste erotische Beziehung zu Cleopatra hat, sondern als ein reifer, weiser Mann ein wildes, bösartiges Kind zu erziehen sucht. Eulenberg spricht von der „Tändelei eines alten, liebesschwachen Herrn“. Etwas Andres geht in solch einen familienblattromantischen Kopf überhaupt nicht hinein. Noch weniger begreift er, daß Helden Menschen sein, eine Glatze und manche Eitelkeiten haben können und uns eben deshalb in ihrem Genie nur wunderbarer, beispielhafter, beschämend erschütternder erscheinen. Er zetert selbstverständlich über Shaws Heldenverulkung, sieht weder, daß der Hauptmann Blunschli ein wirklich fähiger, im notwendigen Augenblick auch todesmutiger Soldat ist, noch daß dieser Caesar einen heroischen Kampf mit der ganzen Gemeinheit der Welt kämpft und dort, wo die Selbsterhaltung es fordert, sich auch als ein kaltblütiger und genial sicherer Feldherr zeigt. Eulenberg hört an Allem vorbei, was nicht in sein primitiv veraltetes Heldenschema paßt, das Hebbel einmal gelegentlich Körners formuliert hat: „Ein Butterbrot wollen Sie von mir? Das kann ich Ihnen leider nicht geben. Aber mein Leben mit Vergnügen.“ Eulenbergs Unfähigkeit, auch nur einen Satz in Shaws Stil zu begreifen, ist vollkommen. Und so kriegt_dieser Literat, der Shaw einen koketten Amateursozialisten zu nennen wagt, es fertig, von dem ältesten und erfolgreichsten Vorkämpfer des Sozialismus in Britannien – Shaws alte Kampf-Freunde saßen und werden wieder sitzen im Ministerium MacDonald – zu konstatieren, er verherrliche die Allmacht des Geldes mit dem Kapitalisten-Satz: „Das größte Verbrechen ist die Armut“. Daß der Satz die Menschen anspornen soll, dieses Grundübel, diese Basis aller Verbrechen aus der Welt zu schaffen: so weit langts für das romantische Köpfchen nicht.

Schließlich scheut dieser bewährte Autor der deutschen Etappe in seiner schlechthin grandiosen Sachunkenntnis sich nicht, zu erklären, Shaw habe sich während des Krieges wie eine „heimlich pazifistische Töchterschullehrerin“ benommen. Daß gleich nach Kriegsausbruch die englischen Behörden jede öffentliche Aeußerung Shaws auf seine Kundgebung im ‚New Statesman‘ hin unterbanden, daß er jahrelang nur noch in Amerika publizieren durfte, und daß er unmittelbar nach dem Waffenstillstand mit seinen Winken zur Friedenskonferenz die klügste, sachlichste und mutigste Mahnung in das Chaos Europas gerufen hat: das Alles kümmert einen Ungeist wie Eulenberg nicht.

Nein, eine geistige Diskussion ist nicht möglich mit einem Autor, der erklärt, Shaw sei „vom Mammon, nicht von den Musen zum Dichten inspiriert“. Nicht einmal das weiß Eulenberg, daß es geschäftlich sehr viel aussichtsvoller ist, auf der Bühne die edlen Männer und Frauen in der romantischen Beleuchtung zu zeigen, die jede Köchin liebt und kennt, als um der göttlichen Lebenskraft willen das Bild des wahrhaft schöpferischen und wahrhaft mutigen, des sachlichen Menschen aufzurichten. Man kann solchem Polemiker nicht anders entgegnen als mit der Feststellung der Tatsache, daß die deutschen Bühnen allerdings aufgehört haben, die immer neuen Produkte des Autors Eulenberg zu spielen, dessen Temperament einmal eine Hoffnung war, aber jeder kritischen Intelligenz allzu bar, um eine Entwicklung zu ermöglichen. Und man kann den deutschen Bühnen keinen Vorwurf machen, daß sie lieber Shaw spielen als Eulenberg. Die grenzenlose Unintelligenz dieser Schrift erklärt ausreichend, warum sie das tun.

Der Ruhm Bernard Shaws rollt weiter durch die Welt, und das Bellen der Spitze beweist, daß es vorwärts geht. Die Menschheit aber wird den Vorteil davon haben, daß in dieser dunkeln Zeit wenigstens Ein Speerhalter des wahren Lebens zur Macht gelangt ist.

Die Heilige Johanna gratuliert von Ernst Huth

Mein lieber Bernard, sei nicht ungeduldig,
vermute keinerlei Konflikt.
Ich weiß doch, was ich meinem Autor schuldig,
Und was sich schickt.

Du hast zwar meinen Heiligenschein zerrissen
und meine Krone arg zerrupft:
allein – das sollst du am Geburtstag wissen –
mich nicht verschnupft.

Denn wenn du auch den Wunderbau der Sage
gleich einem Maulwurf unterwühlt,
schluchzt durch dein Schauspiel doch wie Klage,
was ich gefühlt.

Wie eine Heilige will ich mich rächen
und – schließe dich in mein Gebet.
So viel ich weiß von deinen Menschenschwächen:
ich bin diskret.

Die Früchte der Schule von Bernard Shaw

Die Ergebnisse meines Schulbesuchs? Sie waren, wie zu erwarten. Meine Schule machte nur geringen Anspruch darauf, was Andres als Lateinisch und Griechisch zu lehren. Als ich, ein sehr kleiner Junge, in die Schule kam, besaß ich schon einige Kenntnisse der lateinischen Grammatik, die mir in wenigen Wochen des Privatunterrichts ein Onkel beigebracht hatte. Nach ein paar Jahren prüfte mich dieser selbe Onkel und fand als Reinertrag meiner Schulzeit, daß ich nichts gelernt und Das vergessen hatte, was er mich gelehrt hatte. Obwohl ich noch ein lateinisches Hauptwort deklinieren und einige der Musterreime in der alten, gedankenlosen Weise wiederholen kann, weil der Rhythmus mir im Gehör geblieben ist, habe ich bis zum heutigen Tage niemals eine lateinische Inschrift auf einem Grabstein vollkommen richtig zu übersetzen vermocht. (Dafür kann ich vielleicht den größern Teil des griechischen Alphabets entziffern. Kurz: was meine klassische Bildung betrifft, bin ich ein zweiter Shakespeare. Ich lese Französisch mit derselben Leichtigkeit wie Englisch und kann unter dem Zwang der Notwendigkeit einige Brocken Deutsch und Operntexten entlehnte italienische Worte verwerten – und doch ist mir all dies nicht in der Schule beigebracht worden. Statt dessen hat man mich lügen gelehrt, würdelose Unterwürfigkeit vor Tyrannei, schmutzige Geschichten, die gotteslästerliche Angewohnheit, Liebe und Mutterschaft zum Gegenstand obszöner Witze zu machen, Hoffnungslosigkeit, Ausflüchte, Spott, Feigheit und alle Lumpenkniffe, mit denen ein Feigling den andern einschüchtert. Und wäre ich Internist in einer englischen Schule statt Externist in einer irischen gewesen, so könnte ich dieses Verzeichnis wohl noch um schmachvollere Dinge vermehren.

Eine Wohlfahrts-Lotterie von Heinrich Dehmel

Ist eine Wohlfahrts-Lotterie nicht eigentlich eine Lotterie, die veranstaltet wird, damit ihr Erlös ein Wohlfahrtsunternehmen finanziere? Für den Reichskunstwart Redslob hat eine Wohlfahrts-Lotterie offenbar den Zweck, keinen finanziellen Überschuß zu bringen, sondern nur „ethische“ Früchte auf dem Gebiet der Kunsterziehung zu tragen.

Es handelt sich um die Lotterie und Ausstellung ‚Wohnung_und Hausrat‘, die Mitte 1925 vom deutschen ‚Roten Kreuz‘ und der ‚Arbeitsgemeinschaft für deutsche Handwerkskultur‘ zusammen veranstaltet worden ist. Diese Veranstaltung war „zugunsten der Aufgaben der Arbeitsgemeinschaft auf dem Gebiet der Wohnungskultur“ und „zugunsten der Tuberkulose-Fürsorge des deutschen ‚Roten Kreuzes‘“ unternommen. So heißt es in der Genehmigungsurkunde des Preußischen Ministeriums für Volkswohlfahrt vom 12. August 1925. In dem gleichen Schriftstück ist der Verteilungsplan für das Lotteriespiel-Kapital aufgestellt:

Gewinne	205 000
Reichslotteriesteuer	70 000
Unkosten und Provisionen	40 000
Reinertrag	105 000
zusammen	420 000 Mark.

Es wurden 420 000 Lose ausgegeben, für je 1 Mark, die am 1. Januar 1926 sämtlich verkauft waren.

Jetzt stellt sich heraus, daß anscheinend ein Reinertrag nicht vorhanden ist – denn die finanziellen Verpflichtungen der Lotterieveranstalter gegen ihre Lieferanten, Mitarbeiter und Angestellten sind sehr unpünktlich erfüllt worden. Das ‚Rote Kreuz‘ hat – nach Angaben seines Referenten Hartmann – bisher für Zwecke der Tuberkulosebekämpfung nur 10 000 Mark erhalten. (Übrigens auch eine sehr bemerkenswerte Tatsache, daß einer der Veranstalter sich zunächst selbst Gelder nimmt, bevor seine sämtlichen Verpflichtungen gegen Dritte abgedeckt sind.) Besonders erschwerend kommt noch hinzu, daß auch die Losgewinner sich arg geschädigt und betrogen fühlen – viele schriftliche Beschwerden liegen beim Polizei-Präsidium und an andrer Stelle vor –, indem die ausgesetzten Sachgewinne zum großen Teil nicht den Werten entsprechen, die in der offiziellen Gewinnliste für sie angegeben sind. Das Kaffeegeschirr ‚Osier‘ der Berliner Porzellan-Manufaktur, beispielsweise, das Jeder für 34,50 Mark in der Leipziger Straße kaufen konnte, war mit einem Gewinnwert von 50 Mark eingesetzt. In vielen andern Fällen ist die Differenz prozentual noch viel größer, also der Verkaufspreis der Gewinngegenstände bedeutend niedriger als der Gewinnlisten-Wert, auf Grund dessen der ministerielle Verteilungsplan aufgestellt ist. Es gehen somit von den 205 000 Mark des Kapitalverteilungsplanes ab:

1.) der unberechtigte Aufschlag zwischen Gewinnpreis und Verkaufspreis;

2.) der übliche Differenzwert zwischen Einkaufs- und Verkaufspreis, den wir niedrig mit 30 Prozent veranschlagen wollen;

3.) aber hat das Lotterieunternehmen außerdem auf Grund der Großabnahme nachweislich von den liefernden Firmen Vorzugspreise erhalten.

Danach ist wohl anzunehmen, daß nicht 205 000 Mark für die Gewinngegenstände verausgabt worden sind, sondern nur etwa 100 000 Mark. Da fernerhin die ursprünglich mit 70 000 Mark festgesetzte Steuer um etwa 30 000 Mark ermäßigt worden ist, so hätte, rund gerechnet, eine Viertelmillion Mark zugunsten der Tuberkulosefürsorge übrigbleiben müssen. Die Öffentlichkeit hat daher eine Pflicht, zu fragen und untersuchen zu lassen:

Wo ist der Erlös aus den 420 000 Losen geblieben?
Der Reichskunstwart Redslob ist Vorsitzender der ‚Arbeitsgemeinschaft für deutsche Handwerkskultur‘. Er selbst hat zwar beliebt, sich im Spaß nur als ihren „Ehren-Trottel“ zu bezeichnen, aber er kann sich die Ehren ruhig schenken, denn auf den Briefbogen der ‚Arbeitsgemeinschaft‘ steht ganz deut-

lich: „Vorsitzender Reichskunstwart Dr. Redslob, geschäftsführendes Vorstandsmitglied Hans Kaiser".

Die Geschäfte führt also Herr Kaiser. Ob er sie wirklich „führt", darüber könnte am besten sein Arzt urteilen; in peinlichen und wichtigen Momenten – auch wenn es sich nur um schnelle Beantwortung drängender Briefe handelt – ließ sich Herr Kaiser allzuoft durch schwere Krankheit entschuldigen, obgleich ihn diese zu derselben Zeit, wo er zu schwach war, um einen Brief zu diktieren, keineswegs hinderte, die anstrengende Bahnfahrt von Hannover nach Berlin und zurück zu machen. Wichtiger aber als diese absolutistischen Allüren ist die wenig bekannte Tatsache, daß Herr Kaiser, als der Leiter der ‚Arbeitsgemeinschaft', gleichzeitig Mitglied der privatkapitalistischen ‚Handelsgesellschaft für Handwerk und Volkskunst' in Hannover und ein Herr Uhlemeyer in einer Person geschäftsführender Inhaber dieser Handelsgesellschaft und Bevollmächtigter der ‚Arbeitsgemeinschaft' ist. Da im Kuratorium dieser ‚Arbeitsgemeinschaft' höchste Reichs- und Staatsbeamte sitzen, ist durchaus notwendig, einmal in aller Öffentlichkeit die Geschäftsgebarung und die Geschäftsbeziehungen zwischen ‚Arbeitsgemeinschaft' und ‚Handelsgesellschaft' zu prüfen und klarzustellen. Auch wäre gut, diese Prüfung auszudehnen auf die Beziehungen zur ‚Wirtschaftszentrale' in Düsseldorf, die ebenfalls bei der Lotterie ‚Wohnung und Hausrat' eine nicht ganz verständliche Rolle gespielt hat.

Es ist im Interesse der drei Organisationen und der Öffentlichkeit dringend zu hoffen, daß ehrenrührige Dinge sich nicht ereignet haben. Daß aber bei dieser Geschäftsgebarung eine heillose Schlamperei zum Schaden der Öffentlichkeit besteht, dafür können Beweise schon jetzt reichlich geliefert werden.

Die beteiligten Personen haben rechtzeitige mehrfache Warnungen zunächst nicht ernst genommen, dann aber, als vor vier Monaten einer Tageszeitung die Tatsachen zum Teil bekannt geworden waren, eine Untersuchung mit den wirksamen Mitteln ihrer Titelautorität abgewürgt.

Ein ganz besonderes Verschulden trifft die Vertreter der ‚Arbeitsgemeinschaft' und des ‚Roten Kreuzes' deshalb, weil seit Oktober 1925 die mitarbeitende ‚Werkfreude' G. m. b. H. sie immer wieder mündlich und brieflich darauf hingewiesen hatte, wie schlecht und falsch sie arbeiteten. Diese zunächst rein sachlichen und wichtigen Hinweise wurden schließlich damit belohnt, daß man die verantwortungsbewußte Mitarbeit von Frau Müller-Oesterreich, der Geschäftsführerin der ‚Werkfreude', sabotierte und sie auf höchst unfaire und unritterliche Weise aus der tatsächlichen Mitarbeit herausdrängte. Als sie trotzdem im Interesse der Sache, der Losgewinner und ihrer eignen guten Arbeit nicht nachließ, sachliche Kritik zu üben, versuchte man endlich, unter fadenscheinigen Vorwänden und kränkenden Vorwürfen der Querulanz und Sabotage, den mit ihr geschlossenen Vertrag zu kündigen.

In den anschließenden Vergleichsverhandlungen haben sich die Herren Regierungsrat Grieneisen, Dr. K. K. Eberlein,

früher Assistent des badischen Landeskonservators, durch Zynismus und geheucheltes Entgegenkommen ausgezeichnet. Diese persönliche Kennzeichnung ist notwendig, da sich die junge Republik unter gar keinen Umständen leisten kann, in öffentlich wichtigen Stellungen Herren sitzen zu lassen, die Vielen durch ihre Beherrschung der Form und ihre Titel imponieren, aber unzuverlässig, unklar und ohne Würde sind.

Das Vorgehen gegen die ‚Werkfreude' und ihre Geschäftsführerin ist vor Allem deshalb so unwürdig, weil Frau Müller-Oesterreich die Urheberin des an und für sich guten Lotterie- und Ausstellungs-Planes ist, und weil ihr dieser Plan und darüber hinaus ihre andre Arbeit durch diese Mißwirtschaft beider Organisationen verdorben und diskreditiert sind.

Der Reichskunstwart sieht nun wohl ein, daß die Hauptposition: „zugunsten der Tuberkulosefürsorge" nicht mehr zu halten ist, und zieht sich auf die andre Position: „zugunsten der Wohnungskultur" zurück. Aber auch damit dürfte er wenig Erfolg haben. Wenngleich er immer wieder behauptet, die Ausstellung sei ein großer künstlerischer und erzieherischer Erfolg gewesen, so ist das noch kein Beweis. Die Mehrzahl der Besucher jedenfalls – und namentlich die minderbemittelten, für die doch die Ausstellung in erster Linie gedacht war – empfanden als Hohn und waren darüber entrüstet, daß man ihnen hauptsächlich Gegenstände zeigte, die für sie unerschwinglich sind, darunter, zum Beispiel, Kakteen-Sammlungen und Sektgläser, die als reine, zum Teil sogar schädliche Luxusgegenstände alles eher als kulturfördernd sind. Der Herr Reichskunstwart verwechselt anscheinend spießbürgerliche Zivilisation mit Kultur.

Aber das Alles ist schließlich unwichtig gegen die drei Hauptfragen, die klipp und klar zu beantworten sind:

1.) Wie sind die 420 000 Mark Loseinnahme der Lotterie ‚Wohnung und Hausrat' verwendet worden?

2.) Welche Beziehungen und Geschäfte bestehen zwischen der ‚Arbeitsgemeinschaft für deutsche Handwerkskultur', der ‚Handelsgesellschaft für Handwerk und Volkskunst' in Hannover und der ‚Wirtschaftszentrale' in Düsseldorf?

3.) Was hat das ‚Rote Kreuz' getan oder versäumt, um sich den bezweckten Reingewinn zur Bekämpfung der Tuberkulose zu sichern?

Und als ergänzende Fragen sollten gestellt werden:

4.) Liegt den Losgewinnern gegenüber Betrug vor, und wie können die geschädigten Gewinner entschädigt werden?

5.) Wie verwendet das ‚Rote Kreuz' seine Einnahmen überhaupt (es gehen nämlich glaubwürdige Gerüchte um, daß in manchen Abteilungen des ‚Roten Kreuzes' 75 Prozent und mehr der Einnahmen von der Verwaltung verschlungen werden)?

6.) Welche Aufgaben und Machtmittel hat der Reichskunstwart überhaupt, und wofür bezieht er sein Staatssekretärsgehalt ?

Politik des offenen Korridors von Wolfgang v. Weisl

Es gibt eine Politik der offenen Tür. Und dann gibt es eine Politik, die vielleicht das genaue Gegenteil davon ist, und die wir die Politik des offenen Korridors nennen wollen. Diese Politik rauft sich um die Meerenge von Gibraltar, hält den Kanal von Suez, schließt um Bab el Mandeb einen ständig wachsenden Kreis britischen Einflusses, beherrscht das Persische Meer von Basra bis Maskat – offener Weg von Liverpool nach Kalkutta, offener britischer Heerweg. Und einen zweiten solchen Weg gibt es: von Alexandrien bis zum Kap der guten Hoffnung zieht der englische Reisende durch Afrika, vom 32. Breitegrad nördlich bis zum 35. Breitegrad südlich des Aequators, ohne britischen Boden auch nur für Meterbreite zu verlassen.

Unbeachtet von Europas, beinahe selbst von Englands öffentlicher Meinung hat Großbritannien nun begonnen, eine neue Heerstraße nach Indien auszubauen. Ohne überflüssige Kraftanstrengung. Anders, als es die Franzosen oder die Spanier gemacht hätten: ohne Krieg und ohne Eroberung, ohne Verdrängung eines Herrschers oder eines Volkes hat England zwischen dem französischen Syrien und dem formell unabhängigen Königreiche des Nedj einen kleinen, netten, offenen Korridor gesichert – The British Corridor heißt er in der englischen Presse –, der den Weg von London nach Indien um etwa 10 Tage Schiffsreise verkürzt und das Persische Meer mit der Mittelländischen See zur wirtschaftspolitischen Einheit verknüpft.

Schon geht England daran, diesen politischen Erfolg – Abtretung des Korridors durch den Sultan von Nedj an Transjordanien und den Irak – auszunutzen. Amman, Transjordaniens Hauptstadt, bisher ein gottverlassenes Bergnest von etwa 15 000 Einwohnern, wächst mächtig nach allen Seiten. Die Automobilstraße Haifa-Jerusalem-Amman bringt des Emir Abdallah Hauptstadt in 10 Stunden Auto-Entfernung von Haifa, dem künftigen Kriegshafen und Handelsemporion Großbritanniens an der vorderasiatischen Küste. Und schon wird eine zweite Straße gebaut, die diesen Weg um noch 2 Stunden abkürzen soll, von Haifa nach Afule, der neuen jüdischen Stadt südlich von Nazareth, und von deren Nachbarstadt Beisan über Irbid nach Amman.

Amman wird so zum Ausgangspunkt der künftigen transarabischen Linie gemacht und muß deshalb schon aus Sparsamkeitsgründen so nahe wie möglich an das Meer – in diesem Falle an Haifa – herangebracht werden, soll nicht der Bau der Bahn und, selbstverständlich, der Petroleum-Röhrenlinien, der sogenannten Pipe-Lines, unvernünftig verteuert werden. Noch erwägen die englischen Pläne nur die Konstruk-

tion von Bahnen und Röhrenlinien Haifa – Amman – Bagdad–
Khanikin (an der persischen Grenze, Hauptort der Ölfelder
von Khanikin, die mindestens unter der Herrschaft der Anglo-
Persian-Company so wichtig sind wie die von Mossul). Noch
spricht man nur von der Legung einer Bahnlinie und Pipe-Line
von Haifa nach Mossul – aber es ist klar, daß das nur den
Anfang bildet. Der britische Korridor von Haifa nach Basra
bringt die indische Grenze bereits auf 1300 Kilometer Luft-
linie an die englische Einflußsphäre auf dem Landweg heran:
die Hälfte des Weges von Aegypten nach Indien ist damit
schon zurückgelegt.

Selbst wenn dieser stets wache Gedanke: „Landweg nach
Indien“ ausgeschaltet wird, hat die Idee einer Eisenbahn und
einer Röhrenlinie vom Irak nach Haifa fast unabsehbare Be-
deutung für den Welthandel und in gewisser Beziehung auch
für Deutschland. War es doch Deutschland, das mit der „Bag-
dadbahn“ als erster Staat ernsthaft daran ging, die Petroleum-
schätze Mesopotamiens für Europa zu gewinnen. Dieser Plan
ist nun erst endgültig ausgeschaltet worden. Begreiflicherweise
– zu nahe waren Angoras Geschütze der 650 Kilometer langen
Linie von Mossul nach Alexandrette gewesen.

Zu nahe und zu gefährlich. Als die Franzosen die ihnen
im Sykes-Picot-Vertrag anno 1916 eingeräumte Nordgrenze
ihres Mandatsgebiets von Siwas und Karput bis südlich der
nunmehr in türkischen Händen liegenden Bahn Nissibin –
Aleppo legten, da war auch das Schicksal dieser kürzesten
Verbindung Mossuls mit dem Mittelmeer (nach Alexandrette)
gescheitert. Die letzten Ereignisse in Syrien mögen noch dazu
beigetragen haben, daß England auch den andern Plan: von
Mossul nicht nach Alexandrette, sondern nach Haifa eine
Bahnlinie über syrisches Gebiet (unter französischem Mandat)
zu legen, gleichfalls endgültig begraben hat. Und so bleibt
heute nur noch ein einziges Projekt übrig, dessen Durchfüh-
rung aber Millionenwerte in Bewegung setzen wird: die Be-
nutzung des britischen Korridors von Palästina nach dem Irak.
Teilstrecken dieses Weges sind schon in Durchführung genommen:

Für die Legung einer Röhrenlinie von Khanikin nach
Ramadi am Euphrat, wo heute das Aerodrom der britischen
Luftlinie nach Indien steht, hat die Anglo-Persian-Company be-
reits die Konzession von der mesopotamischen Regierung er-
halten. Um Mossul wird noch am grünen Tisch in Angora ge-
kämpft. Sobald die Verhandlungen abgeschlossen sein werden
wird auch das Projekt der Verbindung Mossul-Haifa – 800
Kilometer Luftlinie gegen 850 Kilometer Luftlinie nach Basra
am Persischen Meer – aktuell sein.

Mittlerweile trifft England schon Vorbereitungen für den
Ausbau des Hafens von Haifa, der anscheinend dazu bestimmt

ist, Konkurrent Beiruts und Alexandriens auf dem Wege nach Indien zu werden. Die Automobilstraße Beirut – Heifa wird in kaum zwei Monaten vollständig ausgebaut sein; der Bau der Eisenbahn ist in diesem Jahr zwischen England und Frankreich neuerlich vereinbart worden. Palästina nimmt ferner in London eine Anleihe von mutmaßlich 5 Millionen Pfund auf, deren Ertrag zum großen Teil dem Hafenbau in Haifa gewidmet werden wird. Und eine jüdische Gesellschaft hat bereits das gesamte Terrain zwischen Haifa und Akko in 17 Kilometern Ausdehnung längs der Eisenbahn angekauft, wovon etwa ein Viertel für Hafen- und Industriestadt, drei Viertel für gartenstädtische Anlagen mit einer Bevölkerung von zusammen ungefähr 250 000 Menschen bestimmt sein soll

Der Boden dieser neuen Stadt hat allein an die 5 Millionen Mark gekostet; die Erschließungsarbeiten werden in den nächsten drei Jahren ohne Bauten und ohne Kosten des Hafens selbst eine Million Pfund beanspruchen.

Dieses ganze ungeheure Werk der Erschließung Arabiens erfolgt, ohne daß es England Geld oder Blut kostet. Palästina zahlt den Kriegshafen in Haifa, die Juden zahlen die Urbarmachung und Entsumpfung des Nachbarlandes, Transjordanien die Straße nach Amman, private Gesellschaften werden die Eisenbahnen finanzieren und die Röhrenlinien, die das flüssige Gold von der persischen Grenze in die Tanks der britischen Schiffe in Haifa fließen lassen werden... Ganz still und leise, unauffällig hat England in seinen Verträgen mit Ibn Saud den Korridor aufgemacht, der Mossul mit Europa verbindet.

Eine fehlende Generation von Anna Eule

Ignaz Wrobel trauert in Nummer 24 der Männergeneration nach, die der Krieg vernichtet hat. Und wie stehts mit der Frauengeneration, die um die Jahrhundertwende geboren ist?

Der Krieg überraschte diese jungen, mit Mozart- oder Hängezöpfen herumschwirrenden Geschöpfe (damals gab es noch keine Bubiköpfe). Der Krieg verschleppte ihnen die Kameraden der Arbeit, des Spiels, des Tanzes nach Ost oder West.

Feldpostbriefe trösteten zunächst, bis... ja, bis dann Gewißheit war, daß der Hans und der Fritz, der Karl, der Hermann, der Willy, der Georg – Einer nach dem Andern – auf dem „Felde der Ehre" gefallen waren.

Also nicht wiederkamen. Einfach nicht mehr da waren.
Weg, weg, weg.

Aber wir waren noch da. Als das Mordgeschäft blühte und wir siebzehn, achtzehn alt waren, da hat man uns immer wieder bedeutungsvoll und warnend zur gefälligen Kenntnisnahme vorgesetzt, daß auf Einen Mann unsrer Jahrgänge fünf Frauen kämen, später waren es sieben, ganz zum Schluß – glaube ich – neun.

Diese wahrhaft trostlosen Aussichten (in puncto puncti) nahm sich manch biederes Bürgermädchen, das von solider Ehe geträumt hatte, zu Herzen und bereitete sich auf einen „Beruf“ vor, zu dem sich so ein armes Geschöpf beileibe nicht berufen fühlte. Und nun sitzt es schon seit Jahren mehr oder weniger vergilbt und verblichen, verblüht und enttäuscht auf dem Katheder, dem Kontorbock oder ähnlicher staubiger Sitzgelegenheit.

Aber der Krieg ging zu Ende. Einige kamen wieder. Auch die „neunziger Jahrgänge“. Mancher befreite eine treue „Braut“ aus muffiger Arbeitskaserne. Manche fand den Kameraden. Manche, manche... Aber das Gros?

Oder – andersherum – die Wertvollsten? Wie stand es um diese beiden Kategorien? Tatsächlich so: daß die Mehrzahl der besonders in Mitleidenschaft gezogenen Frauen – also heute die Jahrgänge derer von 25 bis etwa 40 Jahren – nicht befreit wurden. Befreit? Wovon befreit?

Ja, glaubt Ihr etwa, das arbeitende, tippende, nähende, putzmachende, verkaufende Frauengeschlecht fühlt sich wohl in seinem Beruf, so nach dem Motto: Hier bin ich Mensch, hier darf ichs sein!?

Ach nein, dieses Geschlecht sehnt sich trotz Frauenemanzipation immer noch nach dem „eignen Herd“, nach dem es vergeblich Ausschau hält, da ja die korrespondierenden Jahrgänge der Männer fehlen. Tot, gefallen, weg.

Und die sogenannten Intellektuellen unter den Frauen? Die, deren Sehnsucht nach dem berühmten eignen Herd nicht einmal groß war? Die von andern Zielen träumten als vom Kochtopf und Kinderkriegen?

Nun, immerhin hatten diese gearbeitet, während die Männer morden mußten, und hatten an sich etwas erreicht.

Und da kamen die Männer zurück. Aber wie kamen sie wieder? Waren die, die „heil“ geblieben, wirklich gesund? Gibt es von denen, die 1914 als junge Kerle hinausgezogen waren, noch vollkommen Gesunde? Vielleicht hier und da... irgendeine... Bärennatur. Aber bei den 95 % (zu hoch? zu niedrig?) saß der Knacks. Saß im Körperlichen, im Geistigen, im Ethischen. Und das fühlte die Frauengeneration, die von diesen neunziger Jahrgängen geträumt hatte, mit Schmerzen.

Der „Held“ war wiedergekommen, gewiß, aber er war – selbst wenn er als gesund galt – krank, verdorben, verblödet, verödet, flach, einfach nicht mehr zu ertragen für eine Generation von Frauen, die inzwischen gewachsen war.

Was nun? Die Frau wollte ihr Recht, auch in der Erotik. Die Jahre nach der Revolution sind in unzähligen Menschenschicksalen ein ruheloses Suchen, Finden, Fliehen, Toben gewesen. Der Mann sucht das Weib, das Weib den Mann.

Die wahnwitzigsten Verschiebungen treten ein.

Die neunziger Jahrgänge der Männer fehlen, nicht aber die der Frauen. Und so geschieht dieses: Das Weib in den Zwanzigern liebt den Mann von Vierzig und darüber, die Dreißigjährige wird vom Fünfzigjährigen geliebt. Und umgekehrt: Die fünfunddreißigjährige Frau – ob verwitwet oder noch frei

— wird vom Manne, ja vom Jüngling begehrt, der zehn oder fünfzehn Jahre jünger ist als sie selbst.

Die bürgerliche Welt entsetzt sich über eine „Zeit“, an der sie mitschuldig ist. Sie schüttelt die weisen Häupter über eine Jugend von heute, über die Frauen von heute, die Männer von heute — und vergißt (da sie ja immer vergißt und nicht denken kann), daß diese „Zeiten“ Ausgeburt ihrer Sünden sind: nämlich ihrer Unterlassungssünden. Denn sie hat geschehen lassen, daß Millionen blühender Menschenleben dahingeschlachtet worden und für eine junge Frauengeneration verloren gegangen sind.

Diese Welt soll sich nicht wundern und entsetzen, daß Jugend ihr Recht verlangt und Wege zu finden weiß, über die sie (die bürgerliche Welt) gern ihr berühmtes „Verboten“ schriebe. Umsonst. Das läßt sich nicht mehr verbieten. Das gärt, drängt, tobt. Und wenn die Menschen so verdorben sind, die Frauen so „frei“, die Männer so „leichtsinnig“, wenn Bande zerrissen sind, wenn Ehen zerbrechen, so sucht die Ursache dieser „Verbrechen“ in dem wirklichen Verbrechen des Krieges.

Es sind zu viele Frauen, zu wenig Männer da! Eine ganze Generation fehlt: die Männer zwischen dreißig und fünfundvierzig. Und was darüber ist — du bist ausgeschlossen, lieber Leser —, das ist vom Übel. Und was darunter ist?

Du lieber Gott!

Gabriel Schillings Flucht von Alfred Polgar

Gabriel Schillings Flucht ins Meer ist keine Flucht vor den Frauen, die um sein leiblich Teil zanken, sondern Flucht vor dem eignen Ich. Nicht das Schicksal treibt ihn in den Tod, sondern die Ahnung von dieses Schicksals tiefer Gesetzmäßigkeit. Sein Elend ist nicht, daß das Netz, in dem er gefangen sitzt, unzerreißbar; sondern daß er dieses Netz, zerrisse es, doch immer wieder selbst neu spinnen müßte. Aus dem eignen Innersten heraus. Gabriel Schilling ist Künstler. So leidet er zwiefach: an der Not seines Lebens .und an der Häßlichkeit dieser Not. Er gehört zu den Naturen, die das Unglück haben, nicht bis zum Unglück zu kommen, nur bis zum Widerwillen und zur Ohnmacht. Darum unterliegt er auch nicht im Kampf, sondern „flieht“. Antwort wird nicht gegeben, nur eine Frage verstummen gemacht.

Die etwas verwässerte Ibsen-Tinte, mit der das Drama geschrieben scheint, ist blaß geworden. Das Buchverbundene seiner naturverbundenen Menschen kommt zum Vorschein, ihre rein literarische Substanz, der heimliche Goldschnitt ihrer Art und Sprache.

Im Burgtheater widerfährt dem Drama zulängliche Darstellung. Die große Bühne ist für dieses Stück eine große Gefahr, sie treibt die Menschen des Spiels auseinander. Aber wenn irgendwo, so käme hier der Szene Raumsymbolik zu: das Enge (in der Fühlung von Mensch zu Mensch) im Gegensatz zur gedachten Meer-Unendlichkeit ringsum. Der Aus-

statter Remigius Geyling hat am Ufer eines schön blauen Meeres schöne Sandhügel geschichtet. Sommerfrische weht dem Zuschauer ums Herz. Raoul Aslan ist Gabriel Schilling. Er spielt sehr fein die kranken Nerven, das Unsichere, Schwache des armen Malers, der, den Weibern verfallen, verfällt. Auch die fragile Künstlerseele ist ihm zu glauben. Nur das große Leid nicht, das wirkt aufgeschminkt. Maria Mayer spricht die Hanna Elias im einem sehr harten sarmatischen Deutsch. Sie hat die geistige Potenz, die der aufregenden Odessaer Jüdin taugt. Das Verführerische, den unwiderstehlichen dunkeln Reiz, die glühende „Schneekühle“ und derlei mehr muß die Phantasie des Hörers hinzugeben. Frau Retty opfert sich für die zerpatschte Eveline Schilling. Die Lucie der Frau Pünkösdy ist ein liebenswertes Geschöpf. Um ihr blondes Herz und Haupt schwingen alle guten Assoziationen des Begriffes „deutsch“. Doch versteht man, daß Herr Marr (Bildhauer Mäurer) trotz dem kostbaren Wohlgeschmack solcher Gefährtin nicht ungern an der Russin nascht, die Fräulein Dreger zierlichst verkörpert. Er ist ein Mann und Bildhauer recht nach dem Geschmack idealer germanischer Jungfrauen, mit seiner schönbärtigen Klinger-Maske, seiner saloppen und doch festen Haltung, seiner zuverlässigen Muskulatur, seiner Stimme, die knarrt wie Ton gewordener Charakter.

Kartengruß aus dem Engadin von Theobald Tiger

Unten im weißen Nietzsche-Haus
geht Ludwig Fulda ein und aus und ein und aus.
Wegen congenial.

Drum herum wallen und ziehn
Menschenbrocken, ausgespien
aus Berlin.

Herr Wendriner, Frau Wendriner.
Lauter ringfeine Smoking-Berliner.
Wenn sie durch die Landschaft gehn,
wird ihnen hintenrum so mondain.
Sie machen mit den Kellnern Krach,
sie sind wie im Geschäft: überwach.
Der Fexgletscher leuchtet in eisiger Ruh –
ihr Gesicht sagt: Das steht mir nämlich zu.
Ich hab es bestellt. Ich hab es bezahlt.
Für mich ist der Zauber hier aufgemalt.
Nachts unter den ewigen Sternen
werden sie in grauen Kasernen
untergebracht. Da, in den Riesenhotels,
schlummern die großen Frauen voll Schmelz
selig im Arm der Liebe. Na, Arm...
Die Leipziger Straße hat ihren Charme
hier hinaufgeschickt in sauerster Süße...

Du guter Leser – herzliche Postkartengrüße!
Hier gletschern die Gletscher. Der Fexbach rauscht.
Die Sonne brennt. Das Zeltdach bauscht
sich im heißen Mittagswind.
Ein Kindlein pflückt bunte Blumen lind.
Da sitzt Theobald und fühlt innerlich:
Und wer pflückt mich?

Kommilitone Lange-Greifswald

Der Student der evangelischen Theologie, Ottheinrich Burchardt, ist aus dem Leben geschieden, weil er seine Ächtung durch die Studentenschaft der Greifswalder Universität nicht länger ertragen konnte. Was, in aller Welt, war der Grund seiner Ausstoßung?

Er hatte in einer Pazifistenversammlung vor dem Referat eines französischen Kameraden einen Prolog gesprochen. Weiter nichts. Weder waren von ihm Beiträge unterschlagen worden, noch war er sonst in eine der Geldaffären verwickelt, die jetzt an zwölf Universitäten der Aufklärung harren. Aber sein geistiges Verhalten genügte, um die Meute der Kommilitonen, tapfer wie nur eh und je, auf diesen reinen Charakter loszulassen. Sie weigerten sich, gemeinsam mit ihm in der mensa zu essen; er mußte versuchen, sich anders durchzuschlagen. Sie verleumdeten ihn bei seiner Verlobten; seine Mutter sagte sich von ihm los; dies edle Herz hielt es nicht mehr aus — es machte ein Ende.

Daß jemals ein Biertimpel oder Lehmann aus Scham über seine Lumpereien aus dem Leben scheidet, ist nicht anzunehmen. Ihr beneidenswert dickes Fell schafft ihnen ein sanftes Ruhekissen, indeß ein Andrer an unverdienter Schmach zugrunde geht. Ehre seinem Andenken!

Unter den Gemeinheiten, die Hunderte an Einem verübten, verdient aber eine festgehalten zu werden. Der gesellschaftliche Boykott genügte dem brausenden Tatendrang nicht, irgendetwas mußte geschehen, wo blieb das leuchtende Vorbild, der Nacheiferung würdig, nichts geschah, wo doch Alles gefahrlos war! Da greift Kommilitone Lange ein, the right man in the right place, und gibt das erlösende Zeichen, endlich! Er tritt auf der Straße auf Burchardt zu, hinter sich die ganze Alma mater, Repräsentant frohgemuter Jugend, vor sich einen Wehrlosen, und speit vor ihm aus. Ah — das tut wohl! Man konnte wieder aufatmen.

Kommilitone Lange wehrte bescheiden die Glückwünsche ab, keine Aufregung, bitte, eine Selbstverständlichkeit gegenüber einem Französling, jeder Andre an seiner Stelle hätte ebenso gehandelt. Einer für Alle, der schlichte Mann vollbringt die Tat, nichts mehr. Aber er mußte noch einmal an die Öffentlichkeit, als Freunde Ottheinrich Burchardts Klage gegen ihn erhoben.

Ich weiß nicht, wo die Verhandlung stattfand, ob vor dem Disziplinar-, ob vor dem Zivilgericht, es interessiert mich kaum; Burchardts Ehre wird weder durch eine Bestrafung rehabilitiert noch durch einen Freispruch im geringsten angetastet; sie steht über den Satisfaktionsmöglichkeiten völkischer Belange. Hier soll nur gezeigt werden, wie Einer von der Gilde zu seiner Tat steht. Mitkämpfer Lange, aufgefordert, sich zu verteidigen, motiviert... motiviert feixend sein Ausspucken mit — seiner Erkältung, der Held.

Keiner rede mir vor, dies sei ein Einzelfall. Es ist keiner, es ist der Typus. Wo man hinblickt: die Haltung dieser pauvren Geisteskrüppel ist uniform. In die Enge getrieben, bieten sie stets dasselbe Schauspiel: sie lügen oder sie berufen sich auf ihre Ehre. Und die ist danach.

Hans Bussmann

Primo in Paris

Der Mussolini in der Westentasche
fand den Pariser Ton nicht bon.
Beim ersten Pfiffe saß er grau wie Asche
gelähmt im Fond.

Stolz wie ein Spanier war er eingeritten
und hätte gern vom Ruhm genascht.
So war er denn von den Pariser Sitten
recht überrascht.

Noch etwas zitterig in den Gelenken
steigt der Diktator nun zu Schiff.
Fern von Madrid darüber nachzudenken,
warum man pfiff.

Max Schill

```
Gestützt auf ein geistvolles Werk des geistvollen Hendrik
de Man, schickt in Nummer 25 Wilhelm Michel sich an, den Mar-
xismus zu töten. Michel zielt gut — und trifft schlecht. Seine
Argumente erledigen den Vulgär-, den Pseudo-, den After-Marxis-
mus, den Marxiotismus; nicht: den Marxismus.

Denn die Marxisten, die echten Schüler des, zumindest in seiner
Jugend, großen Karl Marx, lehren ja das Selbe wie Michel. Sie be-
streiten, daß alle Bereiche vom Wirtschaftsbereich abhängig seien;
sie erkennen aber, daß alle Bereiche, auch die denkbar wirt-
schaftfern scheinen, ans Wirtschaftsbereich immerhin grenzen;
und sie schöpfen, weil sie von sittlichen, erlöserischen Willen
durchglüht sind, aus dieser Erkenntnis die Kraft zu dem Ent-
schluß, das Wirtschaftsbereich so umzugestalten, daß es Allen für
alle Zeit den Eintritt in alle andern Bereiche ermöglicht. Kurz:
zur Sublimierung der Kultur erstreben sie Humanisierung der
Zivilisation — durch Beseitigung der Profitwirtschaft, Einführung
der Bedarfswirtschaft, Verstaatlichung der Produktionsmittel.

Anders die Marxioten — die Michel mit den Marxisten leider
verwechselt. Die... erstreben zwar das Selbe, aber aus einem
Grund, der keiner ist: aus der „Erfahrung“, daß die gerechte
Wirtschaftsordnung „zwangsläufig“, „naturnotwendig“, „von
selbst“ kommt. Einzig „oekonomische Kräfte“ bestimmen die
Entwicklung, nicht etwa Willenskräfte — denn die sind selbst
„oekonomisch bedinigt“, wie alles Andre, Wissenschaft, Kunst, Poli-
tik, Verdauung und Beischlaf: Alles, Alles, Alles „oekonomisch
bedingt“! Nur die Dummheit scheint nicht „oekonomisch be-
dingt“ zu sein —: Ruth Fischer, Tochter eines Wiener Bourgeois,
ist in politicis praktisch-taktisch nicht klüger als irgendeine
Rotundenfrau, deren Interessen sie mit Recht, aber mit Un-
geschick „wahrnimmt“... Sonst jedoch kommt Alles von der „Oekonomie“.

Michel hat durchaus recht, wenn er zum Aufstand gegen die
Marxioten ermuntert; dagegen hat er, wie man sieht, unrecht,
wenn er sie mit den Marxisten in einen Topf wirft. Meister Marx
würde im Grabe rotieren, ließen marxiotische „Jünger“ sich blik-
ken — zumal mit ihrer oekonomistischen Besessenheit ihr Haß
Hand in Hand geht gegen die nicht vom Oekonomismus Be-
sessenen, gegen revolutionäre Geister, überhaupt gegen geistige
Menschen. Wer schreiben kann, den schimpfen sie „Caféhaus-
literat“ oder „Aesthet“; wer denken kann, den stempeln sie zum
„bürgerlichen Ideologen“ oder „lntellektuellen“. Dabei sind sie
selber Intellektuelle vom reinsten, nein: schmierigsten Wasser —
und leugnen ihr Intellektuell-Sein nur, um Geistige als Intellektuelle
anschwärzen zu können.

Übrigens ist das Motiv der Marxioten verständlich. Es ist der
Wunsch, den kapitalistischen Spießer, der den Sozialismus aus
„realpolitischen“ Gründen bekämpft, mit seiner eignen Waffe,
mit der Berufung auf die Realität dialektisch zu schlagen, Aber
diese Waffe ist stumpf. Aus der Realität, aus dem Seienden läßt,
wie ein Marxist längst erkannt hat, das Seinsollende sich nun
mal nicht ableiten; ja: durch „Analysen“ des Seienden wird
die Herbeiführung des Seinsollenden gradezu sabotiert. Auch
wirken derlei Interpretierereien besonders komisch bei Enkeln
jenes Karl Marx, der den Satz schrieb:
```

„Die Philosophen haben die Welt nur verschieden inter-
pretiert — es kommt aber darauf an, sie zu verändern.“

```
Ein Mittel gibts, sie zu verändern, zugleich das einzige, den kapi-
talistischen Spießer dem Kapitalismus zu entfremden und viel-
leicht zu entspießern: die Zertrümmerung des Kapitalismus.
Seien wir nicht Marxioten, son-
```

dern Marxisten, wie Michel; „erforschen“ wir nicht den Sozialismus, setzen wir ihn lieber in Reinkultur durch! Mancher Kapitalist wird dann, was er jetzt schimpflicherweise beschimpft, verwundert bewundern. *Franz Leschnitzer*

Nebenan, im Schweinestall

Es ist merkwürdig, wie sich die Nationalisten aller Länder gleichen. Man kann viele ihrer Äußerungen einfach verpflanzen – man muß nur die geographischen Adjektiva vertauschen.

„Und dann diese Stücke à la Pirandello, die das Ich verdoppeln und ein Barthaar viermal spalten – und dann die Stücke à la Freud, wo sich die trübe Lüsternheit der germanischen Schweine ausbreitet.“ Wer also? Clément Vautel, das Entzücken aller Portiersfrauen von Paris.

Sicherlich hat der Mann niemals Freud gelesen, er weiß wahrscheinlich gar nicht, wer das ist. Und sein Urteil ist gewiß nicht interessant.

Aber interessant ist, wie die kleinbürgerlichen Patrioten aller Sorten den eignen Stall immer für den Stern aller Reinheit ausgeben. Frisch, unverdorben, keusch, mannhaft hat man die eignen Leute. Die Andern... das sind ja ganz verderbte Ekel. Da brütet die Décadence, da rast der tolle Wahnsinn, der entfesselte Eros, in diesem Fall die trübe Lüsternheit. Dabei ist Vautel nicht einmal Franzose – sondern Belgier.

Nichts dümmer, nichts kurzstirniger, nichts ungebildeter als ein Patriot.

Und wenn dich Einer fragt, ob du deine Heimat liebst, einfach so für dich – dann antworte ihm mit der schönen Antwort, die Julius Bab einmal gegeben hat: „Kann ich mein Blut, mein Haar, mich selber lieben?“ Wenn er dich aber fragt, ob du ein Patriot seist – dann hau ihm eins hinter die Ohren. *Ignaz Wrobel*

Die Filmzensur der Republik

Selbst der ‚Vorwärts‘ schreibt: „Es darf nicht eher Ruhe geben, als bis das Verbot des Potemkin-Films wieder aufgehoben worden ist.“ Und dieser Ansicht sind wir auch. Nur glauben wir, noch etwas mehr fordern zu müssen als die Aufhebung des Potemkin-Verbots. Wir halten die ganze – angeblich unpolitische – Filmzensur für einen groben Unfug. Denn die Filme gegen die Republik kann sie – eben weil sie unpolitisch ist (wie die Kriegervereine) – nicht verbieten; und was sie sonst tut – im Interesse der öffentlichen Sicherheit und Ordnung –: das Korrigieren und Herausschneiden oder – wie es einmal in einem Film an einer nackten Frau geschehen ist – das Überkleben, das ist so überflüssig und grotesk wie die derzeitige deutsche Kriegsflotte oder das „Heer“ des Fürsten von Monaco. Wer zum Teufel hat ein Interesse an der Erhaltung der Filmzensur? Die Republikaner, die Demokraten, die Sozialisten und die Kommunisten gewiß nicht. Und Institutionen in einer demokratischen Republik, die Deutschland doch nach dem Papier von Weimar nun einmal ist, haben ja wohl nicht für die „Belange“ der Reaktion, ihres Zentrums und ihrer Reichswehr dazusein. Doch ist in dieser Republik überhaupt noch etwas natürlich und selbstverständlich?

Wäre das der Fall, dann müßten Massen und Führer – selbst in diesen Hundstagen – so auftreten und solchen Krach schlagen, daß zum mindesten diese Filmzensur verschwände und zur Pensionierung in die Hauptstadt der königlich bayrischen Feme-Republik auswanderte.

Allerdings – auch das muß gesagt werden – viele Blätter der Linken finden jetzt endlich gegen das Potemkin-Verbot eine Sprache, die an Deutlichkeit kaum was zu wünschen übrig läßt. So schreibt das Organ der Sozialdemokratie für Thüringen

‚Das Volk‘: „Wenn das deutsche Volk sich die Schande gefallen läßt, so zeigt es, daß es heute in seiner Mehrheit eine feige Bande von Sklavenseelen ist, die den Fuß Dessen küssen, der sie niedertritt. Darum auf zum Protest gegen diese Kulturschande Deutschlands, ein Sturm im deutschen Volke muß sich erheben und alle Jene wegfegen, die sich erfrechen, ihm seine geistige Freiheit, das hohe Gut der wahren Kunst zu rauben.“

Also hinweg mit dieser wie mit jeder andern Zensur in Deutschland! Und dann an die Arbeit für den deutschen Potemkin-Film, den Kapitän zur See a. D. L. Persius vorschlägt, und der wirklich notwendig ist. Denn schon werden die tollstem monarchistischen und konterrevolutionären Filme vorbereitet und gedreht, Filme mit den stolzen Titeln: Hessen; Emden; Die gesunkene Flotte (Skagerrak); Die dritte Eskadron; des Königs Befehl; Die Schillschen Offiziere; Potsdam, die Tragödie einer Residenz; Bismarck II; Lieb Vaterland, magst ruhig sein...

Die finanziellen Mittel für den deutschen Revolutions- (Potemkin-) Film müssen, damit jeder Geschichtsfälschung, allen Potemkinschen Dörfern aus dem Wege gegangen werden kann, von aufrechten Sozialisten und ehrlichen Republikanern zusammengebracht werden. Und das dürfte, wenn die Sache einigermaßen ernst und kaufmännisch geschickt betrieben wird, nicht allzu schwer sein. Die Mittel könnten zu einem großen Teil von den freien Gewerkschaften ausgelegt werden. Denn dieser Film, für den allererste Kräfte grade gut genug sind, dürfte nicht nur ein großer politischer, sondern auch ein bedeutender finanzieller Erfolg werden, und die Gewerkschaften hätten nicht lange auf die Rückzahlung der vorgeschossenen Summen zu warten.

Aber noch ist es nicht so weit. Erst muß jene vormärzliche, gradezu gemeingefährliche Filmzensur erledigt sein. Denn die würde von einem deutschen Potemkin-Film nicht viel mehr als die Verkündung der Todesurteile gegen Reichpietsch und Genossen stellen lassen. *Arthur Seehof*

Welsche Sitten

Ein Schriftsteller begleitete eine Dame der Halbwelt, deren Bekanntschaft er grade auf der Straße gemacht hatte, nach Hause. Das erste, was er in ihrem Gemach sah, war sein letztes Buch. „Du liest das?“ „Ja, das ist ein sehr spaßiges Buch.“ Nachdem er der Venus geopfert, wollte der geschmeichelte Autor, der sich jetzt als solcher zu erkennen gab, eine Widmung in das Buch schreiben. Seiner Freundin war das gar nicht recht. Sie verschloß das Buch im Schrank und sagte: „Beschmier’ es nicht. Der Buchhändler, an den ich meine Bücher verkaufe, wenn ich sie gelesen habe, würde mir sonst zwanzig Sous weniger geben.“

Der Große von Weimar

Stille Residenz,
Weimar, Stadt der Musen.
Deutschen Liederlenz
barg vordem dein Busen.
Hat die Welt entlaubt
stürmisch harter Winter,
teuer glänzt ein Haupt:
Doktor Arthur Dinter!

Goethes Gartenhaus
lächelt leis ins Grüne.
Starken Körperbaus
wandelt blond ein Hüne.
Aufgereckt und steil,
recht ein Deutschgesinnter
bis zum Hinterteil:
Doktor Arthur Dinter!!

Keines Juden Fuß
nahe seiner Schwelle –
wie ein Drudenfuß
Hakenkreuz blinkt helle
Menschen lärmen wüst.
Was steckt nur dahinter?
Deutsche Jugend grüßt:
Doktor Arthur Dinter!!!

Fritz Kühn

Orbis terrarum

Der Verlag Ernst Wasmuth A.-G., Berlin, hat seiner Sammlung ein neues Werk hinzugefügt: Jugoslavien (Slovenien, Kroatien, Dalmatien, Montenegro, Herzegowina, Bosnien, Serbien). Mit 192 in Kupfertiefdruck hergestellten Seiten gibt Kurt Hielscher lebendigsten Einblick in das schöne Südslavien, das allerschönste Land Europas. Man schnalzt mit der Zunge, man wird fröhlich, man schwelgt. Von Seite zu Seite erhöht sich der Genuß. Es ist wie eine Fahrt im Schnellzug. Und besser: man kann auf den Knopf drücken, der Zug hält, und aussteigen, wo es einem am besten gefällt. Ob am Wocheiner See oder an denen von Plitvic; an der blauen Adria: etwa in Spalato (Split), um den Diocletian-Palast zu bestaunen, in Trogir, dem Traum aus der Blütezeit Venetiens; ob in Ragusa (Dubrovnik) oder an der Bucht von Cattaro; in Ochrid oder in Veles, in Mostar, Sarajevo oder Travnik; in Belgrad oder Semendria. Ob wir Morgenland sehen wollen oder Abendland, Europa oder Asien, die sich hier mischen und verbinden, Natur oder Menschen, Turban oder Tschubara, Minaretts oder Kirchtürme, moderne Seebäder oder Urform einer Bauernwirtschaft, Buchenwälder oder Palmenhaine, Tannen oder Oleander, mohammedanische, christliche oder jüdisch-sephardistische Friedhöfe; Klöster oder Moscheen, jonische oder venezianische Säulen und Kapitäler, römische, arabische, westliche oder östliche Baukunst: wir finden Alles vereint in diesem traumhaft herrlichen Land und finden es wieder in diesem außerordentlich gelungenen Werk. Wer Jugoslavien kennt, freut sich dreifach mit diesem Buch, weil darin die Wunder Südslaviens atmen und sprühen. Wer sich den neuen Band der Länder im Bild kauft, ist nicht ärmer geworden.

Jakob Altmaier

Denn er war unser

Statt Karten

Für die so liebevollen und freundlichen Beweise herzlicher Teilnahme und die so überaus reiche Kranzspende bei dem Hinscheiden meines lieben Mannes und unseres treuen Vaters und Großvaters sagen wir allen Verwandten, Freunden, Bekannten und Herrn Pastor Heitmann für die lieben, trostreichen Worte, sowie Herrn Beerdigungsübernehmer Jürgens für die so reiche Ausschmückung, dem Verein Hamburger Gastwirte von 1871, Verband Hamburger Kegelklubs, Keglerverband Altona, Barmbeck Uhlenhorster Keglerverband von 1892, Kampfkeglervereinigung des Verbandes Hamburger Kegelklubs, sämtlichen Kegelklubs, Verein der Kegelbahnbesitzer von Hamburg-Altona und Umgegend, Eppendorfer Sängerbund von 1863, Liedertafel Alstertal von 1867, Gemischter Chor Cantate von 1886, Kameradschaftliche Vereinigung ehem. 85er, Militär. Kameradschaft von 1883 Eppendorf u. Winterhude, Militär. Kameradschaft von Hoheluft und Eppendorf, St. Pauli Hafenverein, Un ewig ungedeelt von 1895, Eppendorfer Bürgerverein, Grundeigentümer-Verein von Eppendorf und Groß-Borstel, Verein ehem. Kriegsgefangener von Eppendorf und Winterhude, Winterhude-Eppendorfer Turnverein von 1880, Stahlhelm rechts der Alster, Personal und Aufsetzer des Hamburger Keglerheims unsern innigsten Dank.
Frau Juliane Groth geb.Heuser nebst Kindern und Enkelkindern.

Hamburger Fremdenblatt

Oldenburg-Januschaute

„Ich weiß: wenn es an der Zeit ist, wird der alte General die Kandare schärfer anziehen.“

Er reagiert noch immer sauer.
Ein alter, rassereiner Tor.
Der gute, dicke Januschauer,
er sorgt doch ständig für Humor.

Er wünscht die festere Kandare
vom General fürs Vaterland?
Ja, nur im Maulriß sieht das Wahre
der Kerl mit seinem Hengstverstand.

Der einst den Reichstag sprengen wollte
mit seinem „Leutnant und zehn Mann“,
„Vox populi – Vox Rindvieh“ grollte,
will wieder einmal „ruff und ran!“

Er sagt uns jedes Jahr das Selbe.
Es schmeckt wie dünner Kaffeesatz.
Das Herrenvolk östlich der Elbe
hat einen kleinen Wörterschatz.

Karl Schnog

Sowjetrussen. Deutschnationale und deutschvölkische Zeitungen, die der Presse zu einem Tiefstand verholfen haben, wie ihn die kühnste Phantasie sich nicht hätte träumen lassen, veröffentlichen eine Serie des Titels: ‚Die Wahrheit über das bolschewistische Rußland‘. Also braucht man nur den Titel zu lesen, um zu wissen, daß es die Unwahrheit ist. Wer trotzdem weiterliest, findet etwa das Sätzchen: „Dieser Lenin gründete 1906, zusammen mit einem andern Schuft, dem berühmten Maxim Gorki...“ Oder: „Das schäbige Brigantenpack, durch Lenins Weckruf aufgemuntert, warf sich über die spärlichen Errungenschaften russischer Kultur – und Rußland ging unter.“ Oder: „Lenins Nebenbuhler, ein Mann, der an Niedertracht, Bosheit und sadistischer Henkerssucht Lenin beinahe übertroffen hat, ist Leo Trotzki. Als er nach Petersburg kam, gründete er zunächst ein Roll- und Speditionsgeschäft; das proletarische Rollen mit bürgerlichen Köpfen begann erst, als es vorteilhaft wurde, Kommunist zu werden.“ Oder „Ein Land mit 50 bis 70 Prozent Syphilitikern, das sogar die russische Sprache durch Esperanto ersetzen will.“ Oder: „Man schlitzte kirchlichen Würdenträgern den Bauch auf, nagelte ein Ende der Gedärme an einen Pfosten und zwang die Unglücklichen mit Peitschenhieben, um diesen Pfosten herumzulaufen, bis die Gedärme sich losgewickelt hatten.“ Womit die Maßnahmen, die unsre teutonischen Herren Fememörder wider ihre Opfer belieben, fast erreicht wären. Unter der reizvollen Serie steht: ‚Aus dem Vortrag von Dr. Gregor‘. Ihr solltet vielleicht doch einmal herauszukriegen versuchen, wer das ist.

Berthold Jacob. Im November 1923 hatte Thüringen eine sozialistisch-kommunistische Regierung (und wird sie hoffentlich bald wieder haben). Die war gezwungen, einen Polizeikordon an ihre Grenze gegen Bayern zu legen, wo bekanntlich die Ehrhardtschen bereit standen, gemeinsam mit der Reichswehr das rote Thüringen zu überrennen und den Vormarsch auf Berlin anzutreten. Im Abschnitt Probstzella leitete der Regierungsrat des Landeskriminalamts Hermann Worch, Mitglied der SPD, die Grenzkontrolle. Er hatte den Auftrag, den Übertritt bewaffneter Kräfte über die Grenze zu verhindern. So nahm er, unter anderm, am 9. November eine Gruppe von Studenten der Jenaer Universität und der Clausthaler Bergakademie fest, die, wie sich bei der Leibesvisitation erwies, Papiere der Ehrhardt-Brigade bei sich führten und eben im Begriff waren, jenseits der Grenze unter die Waffen gegen das Reich zu treten. Die Studenten begaben sich nach ihrer Freilassung zu dem General Hasse, der in Thüringen die Reichswehr kommandierte, und klagten ihm die schauerliche Unbill, die ihnen widerfahren. Wohlgemerkt war – und das ist gerichtsnotorisch – keiner von ihnen auch nur im mindesten mißhandelt worden. Hasse entsetzte daraufhin – denn unter der Fuchtel des Artikels 48 herrschte das Militär – den Worch seines Amtes und forderte die thüringische Regierung auf, gegen den Mann ein Verfahren wegen Überschreitung der Amtsgewalt einzuleiten. Worch selbst, von der Reichswehr mit Verhaftung bedroht, wurde flüchtig. Er kannte die Justiz und ahnte die Zukunft. Und tatsächlich gelangte im Februar 1924 nach einem Wahlterror der Vaterländischen, wie wir ihn erst wieder beim Volksentscheid erlebt haben, die Landbund-Stahlhelm-Regierung von heute ans Ruder. Worch wurde in Anklagezustand versetzt. Über ein Jahr zog sich die Einleitung des Verfahrens hin. Zweimal erteilte die Staatsanwaltschaft den Bescheid, daß Worch außer Verfolgung gesetzt sei, und zweimal wurde – wie es schien: auf Veranlassung des Justizministeriums – das Verfahren wieder eröffnet. Schließlich kams zum Prozeß. Am 20. November 1925 wurde Worch wegen eines Ver-

brechens nach § 343 StGB. — Nötigung und Überschreitung der Amtsgewalt — zu 1 Jahr Zuchthaus verurteilt. Das Urteil wurde nicht sofort rechtskräftig, da Worch selbstverständlich Berufung einlegte. Um auf die Berufungsverhandlung einzuwirken, haben Sie, unter Wahrnehmung der berechtigten Interessen des anständigen Publizisten, am 9. Dezember im ‚Andern Deutschland', das als offizielles Organ der Deutschen Liga für Menschenrechte gekennzeichnet war, die Verurteilung Worchs kritisiert und mit dem Satz geschlossen: „Das Schandurteil der Rudolstädter Narrenkammer muß infam kassiert werden." Der Berufungstermin stand für den 23. Februar 1926 an. Acht Tage vorher veröffentlichte das Berliner Tageblatt den Schriftwechsel zwischen dem thüringischen Justizministerium und der Staatsanwaltschaft, woraus klar, hervorging, daß diese ein Verfahren gegen Worch für aussichtslos hielt, weil kein Gericht zu seiner Verurteilung kommen könne. Das Justizministerium hat die Anklagebehörde trotzdem zur Erhebung der Anklage gezwungen. Auf die Publikation des Berliner Tageblatts wurde der Termin aufgehoben; und die Amtliche Pressestelle der Thüringischen Regierung erhob wütend Protest gegen diese Veröffentlichung von Dokumenten aus einem schwebenden Verfahren. Am 13. April wurde Worch in zweiter Instanz freigesprochen. Das Verbrechen, das an ihm hatte begangen werden sollen, war verhütet. Aber... Aber inzwischen war Anklage gegen Sie wegen Beleidigung der Schöffen von Rudolstadt und ihres Vorsitzenden, des Landgerichtsdirektors Neumann, erhoben worden. Am 9. Juli hat vor dem Gericht in Hagen die Verhandlung stattgefunden. Aus dem Protokoll der Konvention, die am 12. November 1923 zwischen Herrn Ebert, dem leitenden thüringischen Minister Frölich und dem Bevollmächtigten zum Reichsrat, Minister Münzel, abgeschlossen worden ist, und worin die Aufgaben der Reichswehr in Thüringen genau umgrenzt sind, führten Sie den Nachweis, daß General Hasse diese Aufgaben, die ausschließlich in der Unterstützung der Thüringischen Landespolizei gegen die Ehrhardt-Banden bestehen sollten, gröblich verletzt, daß er, im Gegenteil, mit den Hochverrätern sympathisiert hat, und daß sein Eingriff durchaus ungesetzlich gewesen ist. Worch dagegen habe völlig korrekt gehandelt, indem er seinen Auftrag erfüllte. Zudem sei er nicht als richterlicher Beamter aufgetreten, sondern als Militär. Sein Verhalten gegen den kriegsgefangenen Landes- und Reichsfeind könne nicht beanstandet werden. Die Hagener Richter stellten sich nicht auf diesen Standpunkt, sondern verurteilten Sie wegen Beleidigung nach § 185 zu 500 Mark Geldstrafe. Der Staatsanwalt hatte ganz exemplarisch 2 Monate Gefängnis beantragt. Weil neuerdings die Gerichte so oft und so grundlos beleidigt und verleumdet würden. Damit hat er bekundet, daß hier in eigner Sache verhandelt worden ist, daß die Richter befangen waren, und daß das Urteil nichts weiter bedeutet als den Versuch, die Kritik an der Justiz mundtot zu machen. Hoffentlich gehen Sie bis zur höchsten Instanz.

Bürokrat. Dein Vorgesetzter, der Polizeipräsident zu Berlin, hat aus seiner Abteilung 1 die folgende Kundgebung herausgehen lassen: „Ihrem Antrage gemäß wird Ihr Hund (‚Japan Chin', männlich, weiß mit schwarz) von der Vorschrift des Tragens eines Maulkorbes in der Augsburger Straße in Charlottenburg in Ausdehnung der Fronten der Häuser 46, 47 und 48 bis zum 26. August 1926 befreit." Euer Geist hat uns schon oft Vergnügen bereitet. Aber mir wenigstens noch niemals ein größeres als mit der Polizeiverfügung für einen Hund, vor — sage und schreibe: drei Häusern ohne Maulkorb spazieren gehen zu dürfen.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Nach 12 Jahren von Carl v. Ossietzky

Shylock Yankee! Neuer Schlachtruf der Pariser Blätter. Verzweifelte Inflationsverlierer haben Amerikaner bei nächtlichen Rundfahrten durch die rühmlichst bekannte Pariser Sittenlosigkeit insultiert und das Verbrüderungsdenkmal beschädigt. Lafayette in Himmelshöhen erkennt, sich geirrt zu haben und hält Kamerad Washington die Faust unter die Nase. Eine neue politische Konstellation bereitet sich vor: Dalles-Europa gegen U.S.A. Nun werden alle Demonstrationen gegen den goldnen Koloß nichts nützen. In Amerika selbst, wo der selige Lodge die Parole der Isolierung ausgegeben hat, die der grantige Borah heute mit galligem Temperament verficht, muß die Erkenntnis dämmern, daß es nicht angeht, den europäischen Markt beherrschen zu wollen und gleichzeitig durch drakonische Schuldeneintreibung Europas Kaufkraft und Lebenshaltung zu drücken. Von der regierenden Partei ist so viel Einsicht nicht zu erwarten. Aber schon hat im New York World, dem großen Demokratenblatt, eine Offensive gegen die Shylockpolitik eingesetzt. Wird Wilsons Partei, die in den letzten Jahren arg am Boden gelegen hat, sich mit dem alten Kampfruf „Rettet Europa!“ wieder erheben?

In Frankreich vermerkt man sehr übel, daß die New Yorker Finanz es schlechter behandelt hat als Herrn Mussolini, der ein viel günstigeres Abkommen erzielt hat. Auch der blutige Horthy hat in Wallstreet seine Gönner. Das kennzeichnet die Geistesart der Machthaber drüben: die Diktatur erscheint ihnen solider als die parlamentarische Demokratie.

Einstweilen kühlt man in Paris sein Mütchen an Reisenden und Denkmälern. Amerika sollte solche Zeichen beachten. Nationalhaß wächst schnell. Wo ein Fischweib in naivem Zorn die Faust ballt, findet sich bald ein Schreibekundiger, der die wissenschaftliche Begründung dazu verfaßt. „Lafayette, wir sind da!“ hieß es gestern. Heute umfuchteln schon Schirmkrücken George Washingtons Lorbeerkränze. Und morgen...? Vom Bundesgenossen zum Erbfeind ist ja immer nur ein kleiner Schritt. Take care.

*

Zwölf Jahre nach den schicksalsvollen Augusttagen von 1914 macht die Schwerindustrie auf ihre Weise Völkerfrühling. Unterhändler aus Deutschland und Frankreich beraten über die Eisenunion. Man könnte bitter werden, könnte fragen: warum erst jetzt? Unterrichtete prophezeiten immer, daß es schließlich doch so kommen müsse und die Industrie- Allianz unaufhaltsam sei. Krieg, Ruhrokkupation: es sind nur Hemmnisse, nicht Schlußsteine gewesen.

Der Fortschritt ist ungeheuer. Uralte Feindschaften verlieren den Stachel. Ein Industrievertrag verhindert, daß ein wirtschaftlicher Mangel Frankreichs sich in Expansionspläne umsetze. Das heißt: Friede am Rhein. Wenn die Völker miteinander arbeiten, wenn das Leben geschäftig herüber, hinüber geht, was bedeuten dann noch die Grenzen?

*

Haben übrigens die Sozialisten, die Gewerkschaften, diese Entwicklung gebührend beachtet? Weder die deutschen, noch die französischen Industriellen gehen in die Union, um Völkerverbrüderung zu manifestieren. Eine neue unerhörte Konzentration von Kapitalmacht ist im Werden. Ist die Arbeiterschaft gerüstet?

Wir fürchten: die Schwerindustrie ist flinker gewesen. Während die Sozialisten sich in Erwägungen verloren und Betrachtungen anstellten, ob und in wie weit „nationale Momente“ zu berücksichtigen waren, hat die in beiden Lagern schwer vaterländische Industrie sich nicht lange mit ideologischen Faxen aufgehalten. Die Arrangeure des Nationalismus haben hurtig gehandelt, während die zagen Internationalen über Konferenztischen büffelten. Sie sind 1926 ebenso überrumpelt worden wie 1914.

Übrigens macht die Industriepresse von dieser Entwicklung nicht viel Aufhebens. An ihre Feindschaften verschwenden die Herrschaften mehr Fettdruck.

*

Der Daily Telegraph hat vor einigen Tagen behauptet, die gegen Herrn von Seeckt gerichteten Noten des Generals Walch seien auf Intriguen eines deutschen Truppenführers zurückzuführen, dessen Ehrgeiz nach der höchsten Kommandostelle ziele. Die Bendlerstraße hat nur matt dementiert.

Womit für die deutsche Öffentlichkeit der Fall erledigt ist, nicht wahr? Dabei fing die Affäre vielversprechend genug an, indem die Noten, ehe sie ins Auswärtige Amt gelangten, durch einen kleinen Reichswehr-Bosco zunächst der Rechtspresse in die Finger gespielt wurden. Schon diese Art von Publikation läßt die übelsten Befürchtungen zu.

Es wird von einigen Stellen darauf verwiesen, daß der Daily Telegraph nicht „deutschfreundlich“ sei. Das stimmt: der Daily Telegraph ist unter der großen Londoner Presse heute wohl das einzige Blatt, das seine französischen Sympathien nicht verhehlt. Aber seine vorzügliche diplomatische Berichterstattung und seine wirklich profunde Kenntnis der deutschen Verhältnisse sichern ihm ein unbestreitbares Prae. Ganz davon zu schweigen, daß eine sachliche Gegnerschaft dieser Art erträglicher scheint als die „Deutschfreundlichkeit“ gewisser englischer Zeitungen, die vornehmlich darin besteht, Deutschland in antifranzösische Dummheiten zu hetzen.

Das sonst so empfindliche Reichswehrministerium sollte sich nicht auf ein flaues Dementi beschränken. Und die Linkspresse damit nicht zufrieden sein. Ein aktiver Offizier, der die Interalliierte Kontrollkommission gegen seinen Chef anspannt, auf die Gefahr hin, daß das Reich in einen Konflikt gerät, der nur mit bitterer Demütigung enden kann, so etwas wäre seit dem trüben Fall des Obersten Redl nicht dagewesen.

*

Aus einer provinziellen Polizeidummheit, wie der Magdeburger, hat sich eine Krise der gesamten Staatsautorität entwickelt. Viel ist davon allerdings nicht mehr auf Vorrat: – aber es gibt schließlich ein Reststück, das selbst der lammgeduldige republikanische Staat verteidigen muß. Wahrscheinlich hat der biedre Herr ten Holt, den ihm anvertrauten Mordfall Helling zunächst behandelt wie der Sbirre im Lustspiel: etwas wichtig, etwas tapsig und, vor Allem, ohne Übereilung. Da brachte der Angeschuldigte Schröder, wie sein gemütlicher Jäger ein unbedingt nationaler Mann, den jüdischen Industriellen Haas, den nahen Verwandten eines Reichsbannerführers, ins Spiel. Und damit wurde aus einer durchschnittlichen Mordaffäre ein Politikum. Jetzt galt es nicht, den Fall zu klären, sondern den Juden zu verbrennen. Dem widmete sich jetzt der Untersuchungsrichter, während Herr ten Holt mit seinem Schröder spazieren ging. Und die Magdebourgeoisie applaudierte.

Ein kleiner germanischer Ritualmord war im Anzuge, sorgfältig von der Justiz vorbereitet. Die demokratische Presse schlägt Lärm und schreit: wenn das so weiter geht, dann wird kein Mensch in Zukunft mehr Vertrauen zu deutschen Gerichten haben. Mit Verlaub: wer hatte noch Vertrauen? Die Justizkrise besteht nicht erst seit den Ausschreitungen des tüchtigen Herrn Kölling, sondern seit Jahren. Daß es bisher nicht zur Explosion kam, liegt nicht an der weisen Zurückhaltung der Herren Richter, sondern an der Feigheit der Republik. Die hat den Fehdehandschuh beharrlich ignoriert, auch wenn er ihr grob um die Ohren klatschte, und immer wieder versucht, nicht zu sehen und dabei zu beschwichtigen. Der preußische Justizminister ist ein kranker Mann, jedoch amtlich von beneidenswert zäher Konstitution. Aber hätte es ein Andrer, der sich nicht hinter Medizinflaschen zu verschanzen braucht, wenn Handeln erforderlich wird, besser gemacht? Zweimal hat im Reich Herr Radbruch, der große Reformer, ein durchaus gesunder Mann, der Rechtspflege vorgestanden. Wir spüren es heute noch.

Jetzt ist die große Gelegenheit zur Auseinandersetzung zwischen Justiz und Staat endlich da. Die Magdeburger Richter – es handelt sich nicht um Herrn Kölling allein, Alle stecken hinter ihm, Alle! – haben sich nicht mit der Macht zufrieden

gegeben, die sie faktisch besitzen; sie wären schlechte Deutsch-
nationale gewesen, wenn sie nicht auch die glanzvolle äußere
Bestätigung dieser Tatsache gewünscht hätten. Sie wollen
ihren Siegfrieden, wollen die gefesselte Republik dem Ge-
lächter preisgeben.

Auch das vorsichtigste Demokratenblatt schreibt heute,
daß es für den Staat kein Zurück mehr gebe. Vorsicht! Wir
leben nicht umsonst im Reich der unbegrenzten Rückzugsmög-
lichkeiten.

Ein Abgeordneter der Rechten hat gegen Severing und
Weiß Strafantrag gestellt. Man hüte sich, das für einen Witz
zu nehmen. Die Richter haben die Monarchisten noch niemals enttäuscht.

*

Niemals hätte sich Felix Edmundowitsch Dsershinski die
gerührten Nekrologe träumen lassen, die jetzt in der bürger-
lichen Presse überall zu lesen sind. Die liberalen Tanten
wickeln den roten Torquemada in sentimentale Sechsdreier-
romantik und fragen besorgt, ob er auch des Nachts immer
gut geschlafen habe. Es ist etwas Seltsames um die bürger-
liche Moral: sie verdammt den kleinen Mörder, aber sie kapi-
tuliert vor der großen Quantität. Bei Dsershinski, der fünf-
stelligen Zahlen mit Erfolg zugestrebt hat, imponiert die
Strecke. Das rettet seinen Nachruhm, macht ihn zur epochalen Gestalt.

Auch sonst spricht noch zu seinen Gunsten, daß er be-
dürfnislos und sittenrein war. Wir halten jede Wette: Karl
Radek, der niemals einem Lebewesen ein Haar gekrümmt hat,
sich dafür aber durch einen rebellisch funkelnden Geist aus-
zeichnet, gleich ungemütlich für Revolution wie Reaktion, –
Karl Radek, der einiger Tugenden entbehrt, die den korrekten
Felix Edmundowitsch schmückten, wird keine so guten Nekro-
loge bekommen. Dsershinskis kranker Fanatikerschädel hat
zwar Pläne ausgebrütet, die Unzählige in grauenvollen Tod ge-
trieben haben, aber unkeusche Gedanken waren ihm, Gott-
seidank, stets fern geblieben. Denn der Bürgermoral wiegen
ein paar Hundert Liter Blut leichter als ein paar zerfetzte
Jungfernschaften. Trotz Aufklärung und angeblicher Sexualrevolution.

Traurige Reflexion zwölf Jahre nach 1914. Noch immer
wird eines Mannes historische Bedeutung errechnet nach dem
Leid, das er angerichtet hat. Noch ist die Zeit nicht da, wo
die kalten, grauen Henker, die immer hinter einer Idee ver-
barrikadiert kauern, immer geduckt hinter Vaterland, Religion,
Überzeugung,... Pflicht auf ihre Opfer zielen, als Das er-
kannt werden, was sie sind: Verschwörer gegen die Mensch-
heit, Geächtete deshalb und Ausgestoßene, die vernichtet wer-
den müssen, damit die Millionen leben können.

Die Sozialdemokratie und der Krieg von Kurt Hiller

I.

Nicht, daß ich Syndikalist wäre. Den Syndikalismus – solche Theorie-Sachen müssen bisweilen gesagt werden – halte ich aus drei Gründen für eine Irrlehre.

Erstens ist es unvernünftig, auf die Tribüne des vorrevolutionären Parlaments als einen Stützpunkt revolutionärer Propaganda zu verzichten. Der ganze demokratische Apparat kann, obwohl Objekt der Revolution, Instrument der Revolutionierung werden.

Zweitens scheint mir ein Kind oder ein Verblendeter zu sein, wer da glaubt, durch wirtschaftliche Kampfverbände, durch Gewerkschaften, durch Arbeiter-Unionen allein lasse die Revolution sich realisieren, und daß es des politischen Kampfverbands, daß es der Partei nicht bedarf. Berechtigte Kritik an empirischen Parteien darf nicht zur Verneinung der Idee „Partei“ führen. Berechtigte Kritik an empirischen Staatsformen nicht zur Verneinung der grandiosen Idee ‚Staat‘. Jede organisierte Gesellschaft bleibt Staat; selbstverständlich auch die ideale sozialistische oder kommunistische Gesellschaft der Zukunft. Herrschaftslosigkeit, Akratie, Anarchie ist ein eschatologischer Traum. Spießer, wer ihn nicht träumt; Narr, wer nicht begreift, daß seine Wirklichkeit erst in unendlich weiter Ferne leuchtet.

Drittens – Staat hin, Staat her – kommt auch die nachrevolutionäre Gesellschaft mit Organisationen rein wirtschaftlichen Charakters nicht aus; sie braucht für die außeroekonomischen Sektoren ihres Lebenskreises außeroekonomische Organe. Arbeiter-Unionen können Schule, Wissenschaft, Kunst, Gesundheitspflege, Presse, Diplomatie, Justiz nicht machen, können allgemeine Legislatur und Verwaltung nicht leisten. Aus der Erkenntnis der Bedingtheit aller Kultur durch die Wirtschaft ein Postulat der Gängelung aller Kultur durch die Wirtschaft zu folgern, das ist, als wollte man, erkennend, daß alle Menschen sterben müssen, den Tod allen Menschen als Pflicht auferlegen.

Man muß ihn aber zurückdrängen, den Tod, soweit es geht; man muß auch die Wirtschaft zurückdrängen, soweit es geht – jawohl, die Wirtschaft, keineswegs nur den Kapitalismus etwa! Die Wirtschaft ist ein notwendiges Übel in der Gesellschaft, nicht ihr Sinn.

Der Syndikalismus, als Tendenz zur Verwirtschaftlichung des gesamten Soziallebens, wäre die Entseelung des Soziallebens, wäre die Agonie der Kultur, wäre der Tod alles dessen, um dessentwillen sich zu leben lohnt, wäre die vollkommene Barbarei – wenn sein Gedanke realisierbar wäre. Gottseidank ist er das nicht.

Man braucht daher gegen die syndikalistischen Spatzen keine Kanonen aufzufahren. Schrot genügt. Bedauerlich bleibt nur, daß diese Irrlehre, die nicht ohne Suggestivkraft sein muß, wertvolle Kräfte dem zulänglichen, realisierend-revolu-

tionären Kampfe entzieht. Und was für den Syndikalismus gilt, gilt für die ihm verwandten und benachbarten Systeme und Bewegungen: den Anarchismus und den „ultralinken“ Kommunismus unbedingt antiparlamentarischer Observanz. Die Unterschiede zwischen diesen Richtungen sind ja selbst für Kenner nur unter der Lupe wahrzunehmen. Was nicht hindert, daß jede der Richtungen wieder in Unter-Richtungen zerfällt, die einander bekämpfen, als klafften zwischen ihnen Klüfte. Das Ganze: Symptome eines Zersetzungsprozesses unsrer Zivilisation, eines gigantischen Mangels an Katholizität. Unser Geschlecht, in die Welle der Analyse, der Differentiation geboren, wird die Geburt der Synthese, die Integration kaum noch erleben.

II.

Nicht also, daß ich Syndikalist wäre! Aber die Syndikalisten sind, unter anderm, Antimilitaristen; und in dieser Eigenschaft haben sie sehr Beachtenswertes, sehr Dankenswertes geleistet. Man muß das Gute nehmen, wo man es findet; ich fand es letzthin in der Broschüre: ‚Die Sozialdemokratie und der Krieg‘ von Arthur Müller Lehning, die den Untertitel trägt: ‚Der revolutionäre Antimilitarismus in der Arbeiterbewegung‘ (und die im Verlag Der Syndikalist, Fritz Kater, Berlin 34, erschienen ist). Diese Broschüre von 24 Seiten Umfang ist lehrreicher als die meisten Wälzer in Seminarbibliotheken. Sie zeigt, ohne Theorie, nur durch Aneinanderreihung von Tatsachen, das Jämmerliche, Feige, Dumme, Schwächliche, das Tief-Spießbürgerliche der internationalen, völkerbefreienden Sozialdemokratie bis 1914. Es ist eine Lüge, daß diese Internationale „erst 1914“ „versagte“; wahr ist, daß ihre schimpfliche Haltung während der Jahrzehnte, die vorangingen, ein einziger Versager war und mit mathematischer Notwendigkeit zu dem führen mußte, was dann geschah.

Der dritte Kongreß der Ersten Internationale, 1868 zu Brüssel, hatte noch Tatwillen. Er nahm mit Mehrheit eine Resolution Longuet an, worin es hieß:

> Der Kongreß empfiehlt den Arbeitern die Niederlegung der Arbeit für den Fall des Ausbruchs des Krieges in ihrem Lande.

Das war ein Ansatz zur Aktivität. Karl Marx freilich, welcher Kongressen nie beiwohnte, schrieb sofort danach an Engels über den „belgischen Unsinn“, gegen den Krieg zu streiken. Und als zwei Jahre später der deutsch-französische Krieg ausbricht, erklärt Marx im Namen der Internationale:

> Von deutscher Seite ist der Krieg ein Verteidigungskrieg.

Haarscharf wie die deutsche Sozialdemokratie 44 Jahre später.

Die Zweite Internationale, aller lassalleanischen und aller bakunianischen Elemente ledig, wurde vom reinen Oekonomismus beherrscht. Außeroekonomische Ziele sah sie nicht. Vielmehr: sie sah, in der Theorie, überhaupt keine Ziele. Die materialistische Geschichtsauffassung kennt nur Notwendigkeiten, nicht Ziele; schärfer: nur Natur-, nicht Vernunftnot-

wendigkeiten. Sie leidet an einer Elephantiasis des kausalen Zugs und an kompletter Verkümmerung des finalen. Der historische Materialismus ist „die wissenschaftliche Methode zur Erforschung des menschheitlichen Entwicklungsprozesses“ (Franz Mehring); er beschränkt sich also darauf, Geschichte zu betrachten; er lehnt den Versuch, Geschichte zu machen, als illusionäres Bemühen bissig ab. Der Anti-Idealismus, dessen sich diese Lehre rühmt, hat ein doppeltes Gesicht: als materialistisches Determinationstheorem ist er halbfalsch und harmlos; grundfalsch, doch unwiderlegbar, und tiefverderblich: als Anti-Aktivismus.

Vergebens bäumten edle Einzelne sich auf. Im Jahre 1891 war es der Holländer Domela Nieuwenhuis, der auf dem Brüsseler Kongreß der Zweiten Internationale beantragte:

> daß die Sozialisten aller Länder eine etwaige Kriegserklärung beantworten werden mit einem Aufruf des Volkes zur allgemeinen Arbeitseinstellung.

Der Antrag wurde abgelehnt. Des Antragstellers großer Gegner war Wilhelm Liebknecht. „Der ganze Weltstreik ist nichts als eine jämmerliche Phrase!“, rief der. Später zeigte sich, daß ganz andre Wendungen Phrasen waren.

1893, auf dem Kongreß von Zürich, brachte der unermüdliche Nieuwenhuis einen neuen Antrag ein, dessen entscheidende Stelle lautete:

> daß die sozialistischen Arbeiter der in Betracht kommenden Länder eine Kriegserklärung seitens der Regierungen mit der DIENSTVERWEIGERUNG der Militärpflichtigen, der Reserve (Militärstreik), durch einen allgemeinen Streik, besonders in all den Industriezweigen, welche auf den Krieg Bezug haben, und durch einen Appell an die Frauen, ihre Männer und Söhne zurückzuhalten, beantworten sollen.

Der Antrag wurde abgelehnt. Außer den holländischen stimmten nur die australischen, die norwegischen und die französischen Delegierten dafür.

1907 beantragte auf dem Stuttgarter internationalen Kongreß die linke Mehrheit der französischen Delegation:

> die Verhütung und Verhinderung des Krieges durch nationale und internationale sozialistische Aktionen der Arbeiterklasse mit allen Mitteln, von der parlamentarischen Intervention, der öffentlichen Agitation bis zum Massenstreik und zum AUFSTAND, zu bewirken.

Man glaubt die Stimme Karl Liebknechts zu hören; und Edo Fimmens „Bürgerkrieg gegen den Krieg!“ („Plutôt l’insurrection que la guerre!“ rief Vaillant.) Aber obwohl diese Entschließung von ihm und von Jean Jaurès verteidigt wurde, wurde sie abgelehnt. Es siegte der deutsche Standpunkt: man dürfe sich nicht „mit anarchistischen Träumereien“ beschäftigen und sich nicht „zu Kampfmethoden drängen lassen, die dem Parteileben und unter Umständen auch der Existenz der Partei verhängnisvoll werden können“. So tapfer war man. Auf den Ruf einer Minderheit von Feuerköpfen: „Lieber die Rebellion als den Krieg!“ antwortete das Echo einer Mehrheit materialistischer Bäuche: „Lieber die Parteibequemlichkeit als den Frieden!“

1910 nahm in Kopenhagen der englische Arbeiterführer Keir Hardie gemeinsam mit Vaillant die in Stuttgart verworfene Resolution im wesentlichen wieder auf Keir Hardie sprach:

> Wir sind hocherfreut, daß unsre dänischen und norwegischen Genossen... sich nicht begnügt haben, auf eine Verminderung der Kriegslasten hinzuwirken, sondern absolut die vollständige Entwaffnung des Landes gefordert haben. Die Geschichte der Menschheit wird ein neues Ruhmesblatt aufschlagen, wenn das erste Volk vollständig abrüstet, alle Waffen wegwirft. Wir müssen hier einen Schritt weitergehen als in Stuttgart. Die Arbeiter sind stark genug, den Krieg zu verhindern. Entfalten wir die lebhafteste Agitation gegen den Krieg in den Gewerkschaften. Am Tage der Kriegserklärung müssen die Arbeiter aufhören zu arbeiten. Schon der Streik der Bergleute würde genügen, den Krieg zu verhindern. Wenn die parlamentarischen Vertreter des Proletariats nicht stark genug sind, den Krieg zu verhindern, müssen es die Arbeiter selbst tun, indem sie sich weigern, Waffen und Munition herzustellen und Kohlen für die Schiffe zu fördern.

Keir Hardie predigte tauben Ohren. Der Internationale Sozialistenkongreß erneuerte den lendenlahmen, den wie Gummi dehnbaren Beschluß von Stuttgart – dessen bezeichnendster Satz hieß: „Falls der Krieg dennoch ausbrechen sollte, ist es die Pflicht, für dessen rasche Beendigung einzutreten und die Beseitigung der kapitalistischen Klassenherrschaft zu beschleunigen“ – und „überwies“ den Vorschlag Keir Hardie-Vaillant dem Internationalen Sozialistischen Büro „zum Studium“.

Ein Vorschlag, den Krieg mit der Tat zu bekämpfen, blieb für diesen bürgerlichen Sozialismus unannehmbar.

Auch der berühmte Baseler Kongreß von 1912 schuf darin keinen Wandel. Er brachte Demonstrationen für den Frieden, ein Manifest für den Frieden, Phrasen für den Frieden. Die schleimigen Beschlüsse von Stuttgart und Kopenhagen wurden bestätigt. Demokratisierung der Armeen; Milizen anstelle der stehenden Heere; und so. Als Keir Hardie zum letzten Male an das Proletariat der Welt appellierte, seine große oekonomische Waffe zu gebrauchen: den internationalen revolutionären Gegenkriegsstreik, hielt ein Eigenbrödler seinen Monolog.

Lyrik, die zu nichts verpflichtete, trug den Sieg davon über den heroischen Willen zu klarem Aktivsein. Konservativer, nationaler Loyalismus, Schafsloyalismus im Löwenfell des „Revolutionärs“ blökte so laut, daß Naive es für Gebrüll halten mochten. Als zwei Jahre später, an dem verfluchten und verruchten 4. August 1914, Hugo Haase gegen seine Überzeugung, aber aus Parteidisziplin namens der Sozialdemokratischen Fraktion im Reichstag erklärte:

> Jetzt machen wir wahr, was wir immer betont haben: wir lassen in der Stunde der Gefahr das Vaterland nicht im Stich... Jetzt stehen wir vor der ehernen Tatsache des Krieges. Nicht für oder gegen den Krieg haben wir heute zu entscheiden, sondern über die Frage der für die Verteidigung des Landes erforderlichen Mittel...

da handelte er zwar im Widerspruch zur Humanität, zwar im Widerspruch zur Idee des internationalen revolutionären Sozialismus, aber nicht im Widerspruch zu den Beschlüssen der sozialistischen Internationale: welche, seit 1891, irrevolutionär, irrevolutionär, irrevolutionär gewesen waren.

III.

An diese Dinge als Sozialist heute zu erinnern, wäre nur dann ein Mangel sozialistischen Taktes und sozialistischer Taktik, wenn man sähe, daß die entsetzliche Erfahrung des Weltkriegs – die übrigens von der des nächsten an Entsetzlichkeit noch übertroffen würde – es zuwege gebracht hätte, die Haltung der Zweiten Internationale wesentlich zu ändern .

Davon ist, leider, keine Rede. Alle Hochachtung vor den skandinavischen, den holländischen Sozialisten; vor den herrlichen kämpferischen Köpfen der britischen Independent Labour Party, die Englands Marine-Etat ablehnen, mit Ponsonby, dem Großorganisator der Kriegsdienstverweigerung, an der Spitze; auch vor den oppositionellen Minderheiten der französischen, der deutschen Partei. Aber die Entscheidung bringen immer noch die Mehrheiten. Die französische folgt der zierlichen Blutbestie Paul-Boncour; die deutsche bewilligt, jahraus jahrein, der schwarzweißroten Reichswehr ihre 400, 500, 685 Millionen Goldmark. Die deutsche Sozialdemokratie ist uniformfrommer, als sie unter Wilhelm je war. Wenn übermorgen die große Stunde schlägt, wenn der berühmte frivole Angriff Frankreichs gemeldet wird oder der unprovozierte Einfall Polens und von den Plakatsäulen die Begeisterung blitzt und Extrablätter schwirren und der frisch-fröhliche Verteidigungskrieg anheben soll, zur Wiedereroberung der geraubten Provinzen, Schulter an Schulter mit dem russischen Bruder oder dem englischen Bruder oder dem chinesischen Bruder ... daß dann die Sozialdemokratische Partei Deutschlands den Generalstreik proklamiert, den Ungehorsam proklamiert, die Erhebung gegen den Massenmord proklamiert – wo ist der Esel, der das glauben möchte?

Ich weiß nicht, was die Kommunisten tun werden. Aber ich weiß genau, was die Sozialdemokraten nicht tun werden.

Wie wenig werden die schönen Beschlüsse des Internationalen Gewerkschaftsbundes nützen – die man ja eigentlich nur dem prächtigen Fimmen zuliebe angenommen hatte, und einige Monate darauf sägte man den Mann ab! Was wird ein Dißmann ausrichten können gegen hunderttausend Graßmänner? Ein Falkenberg gegen die Legionen seiner Bürokraten? Ein Bleier gegen den Lärm der sozialpatriotischen Schreier? Ich fürchte, die Fraktionsmehrheit wird Tony Sender, so sie Töne redet, nach Hause senden, und Levi'n die Leviten lesen. Wagt Rosenfeld aufzumucken, wird man ihn nicht auf Rosen betten. Feldwebel Wels wird seine Ebertiner schon auf den rechten Weg leiten, und das wird nicht der linke sein. Wer zweifelt?

Aber das Zweifeln genügt nicht; und das Witzeln noch weniger. Genf und Locarno lassen in ihren Bestimmungen beide den Krieg zu; und verböten sie ihn, wie mancher Be-

flissene schwindelt und mancher Treuherzige glaubt, so bliebe Papier doch Papier. Wir müssen uns demnach vorbereiten, das ungeheuerliche Verbrechen zu verhindern, das droht. Wir vermögen das ohne die Zweite Internationale nicht. Folglich kommt Alles darauf an, die Idee des unbedingten Völkerfriedens und die Methodenlehre des aktiven Pazifismus in die Zweite Internationale zu pflanzen. Auf den britischen Inseln tut das die ILP; auf dem Kontinent, außer im Norden, fehlen Parteien ihres Ranges, also müssen es freie Sozialisten tun. Die Weltblamage 1914 der Zweiten Internationale und die Schuld, die sie auf sich geladen hat, ist so gewaltig, so tragisch und so grotesk, daß die einzige Haltung, die dieser politischen Gruppe, so groß ihre Masse sein mag, ziemt, demütige Bescheidenheit ist und Hinhören auf neue Geister.

Die Dritte Internationale erfordert Respekt; ihre unerhörte Leistung heißt Rußland. Woher soll man aber für die Zweite den Respekt nehmen? Wie sieht ihre Bilanz aus? Wo liegt ihre Leistung? Nichts als Phrasen, nichts als leere Geschäftigkeit, nichts als Blindgänger, nichts als Nieten. Proletarische Nieten; pazifistische Nieten. überall Stützung des Kapitals, überall Beihilfe zum Völkermord. Und trotzdem keine Zerknirschtheit; vielmehr dieser brutale Vorgesetztendünkel gegenüber Allem, was Wert hat – in den eignen Reihen und außerhalb. Quantität, im Fette ihrer Impotenz honoratiorenernst erstickend. Wird da nie Kraft sein, Frische sein, Qualität sein, Aktivität sein, Geist sein? Revolutionärer Geist? Soll man verzagen und verzweifeln, Freunde? Noch hoffe ich; denn noch gibt es eine Jugend – auch dort.

Französische Köpfe

IX.

Anatole de Monzie von Jean Piot

Herr de Monzie geht in seinem Arbeitszimmer umher, zieht seine kleine Baskenmütze über die Augen, befördert sie mit einem Ruck wieder auf den Zenith seines Schädels, reißt sie seitlich über ein Ohr, setzt sich in seinen Arbeitssessel, stopft seine Pfeife, zündet sie nicht an, läßt sie liegen, telephoniert, setzt sich von neuem neben den Besucher, stellt sich an den Kamin, ergreift eine Pfeife, stopft sie, zündet sie nicht an, läßt sie liegen, kehrt wieder an seinen Schreibtisch zurück, telephoniert, langt nach der ersten Pfeife, zündet sie an, macht drei Züge, läßt sie liegen, steht auf, geht in seinem Arbeitszimmer umher. Währenddessen spricht er, und zwar funkelnde, prophetische Aperçus. Was er sagt, entbehrt nicht der Logik – einer raschen Logik, die die Zwischenglieder überspringt. Aber er erweckt einen Eindruck von Unbeständigkeit und fast beunruhigender Unruhe.

Welche Feinheit im Blick hinter dem spiegelnden Monokel! Aber welche Nervosität in der Geste! Es hat den Anschein, als ob Herr de Monzie Furcht habe, nicht Zeit genug zu

finden, um Alles zu sagen, was er zu sagen hat, um Alles zu tun, was er zu tun hat, und bis ans Ende eines Schicksals zu gehen, das Keiner mehr als ich – es sei denn er selber – glanzvoll und segenbringend wünscht. Er behandelt das Leben, das ihm schon so viel gewährt hat, wie eine Dirne, die sich ständig versagt. Wird er Alles erreichen, was erreicht werden kann? Er umkreist es mit einem fiebernden Begehren. Es verschafft ihm Lustgefühl ohne Befriedigung. Das kommt daher, daß beides nicht in ihm ist. Aber er sucht danach in allen Ecken.

Das kann Herrn de Monzie die Allüren eines Dilettanten geben, während er doch von einem brennenden Ehrgeiz verzehrt und auf der unermüdlichen Suche nach Abenteuern ist. Ähnlich sehen die Dichter den Schmetterling, der von Blüte zu Blüte flattert, als einen liebenswürdigen Phantasten an, während er sich mit Blütenstaub vollfüllt, um einen unersättlichen Hunger zu stillen.

Das gibt Herrn de Monzie auch eine glühende Neugier. Er hat als einer der Ersten wissen wollen, was in Rußland hinter dem von Clemenceau gezogenen Sanitätskordon vorging. Seine Nachforschung hat ihm die Überraschung gebracht, daß man – ob für oder gegen – die neue Welt, die sich dahinter gebildet hat, nicht länger übersehen kann. Ebenso ist er der Meinung, daß man sich der Kirche unterwerfen oder ihre Macht bekämpfen kann, daß es aber absurd ist, sie zu ignorieren, und daß es nicht genügt, ihre Größe zu leugnen, um sie zu unterdrücken. In allen menschlichen Erscheinungsformen gewahrt er die Möglichkeiten zur Aktion und zur Realisierung. Was also ist natürlicher, als daß dieser Mann, der überall zugleich sein möchte, sich zum Champion dessen gemacht hat, was er selber die „Gegenwarts-Politik“ nennt! Aber wenn auch Frankreich überall zugleich sein kann, so ist doch Herr de Monzie trotz seiner Eigenschaften nicht überall. Und das versetzt ihn zweifellos in Wut. Er hat den Moskauer Gesandtschafts-Posten nicht angenommen? Je nun, er dachte, daß man seiner, während er in Moskau wäre, grade in Rom benötigen könnte. Zur selben Zeit tauchte eine Ministerkrise am Horizont auf: war seine Hilfe nun nicht in Paris erforderlich? Das Alles ist so kompliziert! Um die Wahrheit zu gestehen: Es gibt nur einen Posten, auf dem Herr de Monzie seine allumfassende Aktion vollkommen fühlbar machen könnte – den Posten des Regierungschefs.

Er selbst zweifelt nicht daran.

Um dahin zu gelangen, fehlt es ihm nicht an Mitteln. Zunächst verfügt er über einen unbestreitbaren persönlichen Zauber. Und weiß das. Er pflegt und handhabt ihn mit nicht geringerer Sorgfalt und mit noch spürbarerer Geschicklichkeit als Herr Briand den seinen. Eine Frau von Geist hat über ihn gesagt, daß er eine unsrer großen Kokotten sei. So ist es. Er hat wie sie die bald leidensvollen, bald aufreizenden Allüren und die Caprizen. Er fordert die Linke heraus und lächelt dem „unvergeßlichen Maurras“ nach – nur so, um seine geistige Vorurteilslosigkeit zu zeigen! Er hat Nerven wie eine Schauspielerin,

ist für Komplimente empfänglich und empfindlich gegen jede Kritik. Ein Artikel, der ihn nicht rückhaltslos lobt, erscheint ihm wie ein Feldzug systematischer Verleumdung. Fräulein Cécile Sorel, seine Nachbarin, beschäftigt sich nicht intensiver mit den Bildern, die man von ihr in der Presse veröffentlicht, als er mit den seinen. ‚L'Oeuvre' erhielt eines Tages auf eine Photographie hin, die das Blatt von Frau v. Noailles reproduziert und in der sie sich nicht wiedererkannt hatte, ein „berichtigendes" Cliché von ihr mit folgendem reizenden Begleitbrief: „Ist man zu einer Erwiderung berechtigt, was das Gesicht anbelangt? Wenn ja, so ist hier eine echte Photographie von mir, mit der ich meine Identität beweisen kann. Das Bild, das Ihre Zeitung so freundlich war aus Anlaß der Promotion Ronzard zu veröffentlichen, ist ein schreckenerregendes Rätsel." In einem ähnlichen Fall würde Herr de Monzie bestimmt nicht schreiben, sondern gleich telephonieren.

So viele Anstrengungen, um zu gefallen, sind nicht immer vergebens und oftmals nützlich. Als Herr de Monzie vor einiger Zeit in Kopenhagen war, hat er, wie man mir versichert, auf die Dänen und Däninnen einen Reiz ausgeübt, der ihre Freundschaft für Frankreich verdoppelte. Manchmal indessen verfehlen die Anstrengungen ihr Ziel. So ist, zum Beispiel, Herrn de Monzie ungeachtet so vieler Liebenswürdigkeiten nicht gelungen, beim Senat Gehör zu finden. Vielleicht kommt das daher, daß man dort den großen Kokotten die Unschuldslämmer vorzieht.

Mit diesem Verlangen, zu gefallen, verbindet Herr de Monzie, wie .gewisse Frauen, eine argwöhnische Reizbarkeit, einen andauernden Groll, der zuweilen unerklärlich (und deshalb umso eigensinniger) ist, und einen großen Durst nach Autorität. Einige Beamte behaupten, daß es zwischen seinem Verfahren ihnen gegenüber und dem des Nationalblocks eher Nuancen als Unterschiede gibt. Seine Entschlüsse faßt er unversehens, aus Laune oder aus Ärger.

„Die Kollektion Rondel? Was ist das? Wissen Sie, was das ist? Was soll das hier? Fort damit ins Arsenal..."
„Aber Herr Minister..."

„Fort damit, habe ich gesagt!..."

Oder auch:

„X. hat einen Plan aufgestellt. Wissen Sie was davon? Fabelhaft – der muß sofort ausgeführt werden."

„Aber, Herr Minister..."

„Führen Sie ihn sofort aus, sage ich Ihnen!   "

Das ist eine Entscheidung. Oder sieht doch wenigstens danach aus.

„...Fegen Sie mal hier aus."

„Es ist kein Besen da."

„... Fegen Sie trotzdem."

Wenn sichs um eine Frage handelt, die Herr de Monzie wirklich studiert hat, wenn ein Besen vorhanden ist – dann ist Alles in Ordnung.

„Das Theater? Sie interessiert das Theater?" fragt Herr de Monzie... Henry Bernstein.

Herr de Monzie liebt das Theater nicht. Er macht kein
Hehl daraus. Er brüstet sich sogar damit. Ich glaube vor
Allem, daß er es ein bißchen verachtet. Ihm müssen die Leute
belanglos erscheinen, die kleine Ausschnitte des Lebens in drei
oder vier Akten herrichten, während das Leben doch in vollen
Strömen fließt, worin man munter herumschwimmen kann.
Auch die Leute muß er geringschätzen, die sich ein Vergnügen
daraus machen, Rollen auf einer Bretterbühne zu spielen, wäh-
rend man sie doch auf der Weltbühne spielen kann – wie er es versteht.

Er ist fähig, sehr große zu spielen, und zwar vollendet –
falls er nicht zu viele auf einmal spielen will.

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Lina Frender

---

Autorität und Rebellion von Hans Natonek

Die Begründung des Potemkin-Verbotes lautete:
der Film könnte die Autorität im Heer, in der Beamten-
schaft, in der Marine untergraben.

Wem um Autorität bange ist, der hat sie nie besessen; hat nie be-
griffen, daß ihr Grundzug Furchtlosigkeit ist; der hat immer nur
Autorität mit Gewalt verwechselt. Die Gewalt allerdings, stets emp-
findlich, gereizt und ängstlich, braucht jedes Mittel, auch das
dümmste und niederträchtigste, um sich zu behaupten. Wahre
Autorität ruht sicher im Bewußtsein ihres Werts und der unzerstör-
baren Ordnung, zu der, als ein Korrektiv der Macht, auch die Re-
volutionen gehören.

*

Eine Autorität, die sich von einem Nichts, einem Filmstreif be-
droht fühlt, wäre in der Tat eine, die sich die Empörung sozusagen
redlich verdient hat.

*

Die sinnlose Furcht verleitet die Pseudo-Autorität, sich lieber
mit einem verruchten System solidarisch zu erklären als frei zu be-
kennen: Nichts haben wir mit einer entarteten Befehlsgewalt ge-
mein, die den Untergebenen nicht nur Würmerfraß vorwirft, sondern
obendrein noch fordert, ihn schmackhaft zu finden.

*

Der nie zu sättigende Übermut des Dienstes ist das Kennzeichen
militaristischer Autorität. Sie stellt die Unterwürfigkeit auf immer
härtere Proben. Sie fordert immer neue Beweise ihrer Macht, um
sich sicher zu fühlen. Sie will bis zum absoluten, abstrakten, zum
blinden Gehorsam vorstoßen. Da aber jede Verschärfung der Diszi-
plingewalt gleichzeitig die Furcht vor Rebellion steigert, wächst jene
an eben dieser Furcht ins Maßlose. Alle Exzesse militärischer Vor-
gesetzter sind solche Fehlsicherungen gegen eine Gefahr, die sie erst
wecken.

*

Diese Autorität des ‚Potemkin‘ gleicht einem Koloß, der leise
zittert; man weiß nicht recht, ob aus Furcht, vor Kommandier-Wut,

oder weil der breite, geduldige Rücken, auf dem er steht, heimlich
vibriert und sein inwendiges Brodeln auf den Autoritäts-Koloß überträgt.

*

Im Potemkin-Film wollen die Vorgesetzten die letzte Gewißheit
der Subordination; sich unbedingt sicher zu fühlen, genügt ihnen
nicht mehr der lebendige Gehorsam; ihre Autorität lebt vom Ka-
davergehorsam, wie die Made vom verfaulten Fleisch. Sie fordern
vom Untergebenen, daß er sage: Schwarz ist weiß. Vielleicht sogar
würde die Beköstigung besser werden, wenn die „Kanaille“ es sagte.
Für die Preisgabe von Kopf und Seele, für absolute Unterwerfung
der Menschenwürde unter den Autoritätsgötzen ist dieser mitunter
bereit, zum Lohn einiges Wohlwollen von sich zu schnauben und
Gnade vor Unrecht ergehen zu lassen.

*

Die Pseudo-Autorität verhält sich zur Rebellion wie der Blitz-
ableiter zum Blitz; nur mit dem Unterschied, daß ein gezückter
Degen oder eine als Geßlerhut hoch aufgepflanzte Pickelhaube den
Blitz zwar anzieht, aber nicht unschädlich macht.

*

Die sogenannte Autorität machtes sich gar zu leicht: sie geht
von der Voraussetzung aus, der Untergebene sei a priori eine Ka-
naille — wie charakteristisch der Doppelsinn der Charge „gemeiner
Mann“! —, der man nicht streng genug kommen kann; im Gegensatz
zur wahren Autorität, die, weil sie den Mut hat, an das Gute im
Menschen zu glauben, an seine Freiwilligkeit appelliert, nicht an die Gewalt.

*

Das Supplement zum Kadavergehorsam, den sie fordert, heißt Kadaverautorität.

*

Am empfindlichsten ist die Autorität in ihren militärischen
Spitzen. Sie will nicht wahrhaben, daß es irgendwo und irgendwann
Rebellion gab. Sie hat den unbedingten Corpsgeist der Epaulette,
der sich selbst mit zaristischen Unmenschen identifiziert. Das Ver-
bot des Potemkin-Films ist keine Zivil-, es ist eine Militärmaßnahme.

*

Ähnlich wie Exaltados der Prüderie gegen das Faktum der Ge-
schlechtlichkeit etwas auszurichten glauben, indem sie ein nacktes
Bild verhüllen, so glauben die Autoritätswütigen, das ewige
Phaenomen der Empörung zu unterdrücken, indem sie ein Bild der
Rebellion verbieten.

*

Und diese Autorität soll es sein, die das Staatsgefüge zusammen-
hält? Die Auflehnung gegen Menschenschinder in Uniform, irgend-
wo und irgendwann einmal geschehen, soll die staatliche Ordnung
und Sicherheit gefährden? Der Untertan soll nicht wissen, daß es so
etwas gibt; er soll blind sein, oder sich zumindest blind stellen? Eine
Autorität, die solches zu ihrem Schutze bedarf, ist selber blind. Die
Gefahr, die sie auf der weißen Film-Wand sieht, hat sie erst hin-
gemalt, indem sie das Bild weggewischt hat...

Die Zukunft des Völkerbundes von Ramsay MacDonald

Der Völkerbund leidet, wie ein im öffentlichen Leben stehendes Individuum, unter der Tatsache, daß seine Erfolge unbeachtet bleiben, während seine Mißerfolge meistens die öffentliche Aufmerksamkeit erregen. Weder kann der Völkerbund in einem Tage oder einem Jahr die Fehler der Vergangenheit ungeschehen machen, noch kann er neue Bedingungen schaffen, durch die er ermöglichte, ohne Verleugnung seiner Prinzipien und ohne zwingende Gründe Kompromisse zu schließen. Noch heute führt er eine recht unsichere Existenz. Feindliche Länder können ihn durch Trotz zermalmen und Afterfreunde versucht sein, ihn als unlautere Hilfskraft für ihre Politik zu benutzen.

Der einzige Zweck des Völkerbundes ist: Kriegsursachen wegzuräumen und die Sicherheit der Völker mehr auf gerechtes Urteil als auf militärische Stärke zu gründen. Versagt er hierin, so versagt er vollständig; setzt er sich aber durch, so ändert er die Welt. Gleich nach dem Kriege hat dies wohl in den Grenzen der Möglichkeit gelegen — Grenzen, die mit jedem Jahr weiter hinausgerückt werden. Die große Angreifernation erwächst aus einer Anzahl von Angreifernationen und verdammt die andern, zu eben solcher Größe heranzuwachsen. Ein imperialistischer Nationalismus, dessen Gerechtigkeitsgefühl in nichts als seinem eignen Willen besteht, und dessen Begriff von Größe nichts ist als seine eigne Macht, stellt jede Hoffnung der Völker, sich des Friedens und der Freiheit zu erfreuen, in Frage und läßt zum Schluß jeden Versuch, einen wahren Völkerbund zu bilden, fehlschlagen.

Die Zukunft des Völkerbundes hängt zuallererst davon ab, wieweit seine Mitglieder bereit sind, moralischen und politischen Widerstand gegen diejenigen Nationen zu leisten, deren aggressiver Nationalismus seit jeher Kriege verursacht hat. Die Völker dürfen sich nicht fürchten, diese aggressiven Völker wissen und fühlen zu lassen, daß sie von ihnen mit einer viel kühlern Herzlichkeit behandelt werden als die, deren Politik friedlich ist.

Der Völkerbund muß sich auf seine moralische Autorität verlassen. Hierin ist er wiederum wie ein Individuum. Die Persönlichkeit zählt. Wenn entweder der Völkerbundsrat oder die Völkerbundsversammlung sich erlaubt, zum Spielplatz für politische Manöver und Quertreibereien zu werden, für die Sorte Benehmen, die Bündnissen unangemessen ist, so wird sich der Völkerbund nicht jene

Autorität erwerben, die er benötigt. Er wird dann zu einem puren Anhängsel der großen Mächte werden, das von ihnen in ihrem eignen Interesse kontrolliert und zu ihren eignen Zwecken benutzt wird. Die Transaktionen auf der Genfer Tagung vom Dezember 1925, die Art und Weise der Geschäftsführung war weit tragischer als die Resultate. Damals verlor der Völkerbund ein gut Stück Ansehen, das er nicht leicht zurückgewinnen wird, und seine Arbeit wurde in einem Geiste geleistet, der ihrem Endzweck feindlich ist, ja, für ihn tödlich sein muß. Er wurde in einen Staatenbund zurückverwandelt. Dabei sollte sich jede Nation, wenn sie sich Genf nähert, von Allem außer dem Gerechtigkeitssinn loslösen. Genf ist ein Gerichtshof und keine politische Plattform. Man darf sich keiner Täuschung hingeben: wenn den Völkern unmöglich ist, eine solche Haltung anzunehmen, dann kann der Völkerbund nicht gedeihen. Aber ich leugne aus ganzem Herzen, daß das unmöglich ist. Es hängt nur von den Staatsmännern ab. Wenn sie nicht verstehen, was der Völkerbund braucht, oder ihm das nicht einräumen wollen, dann werden sie den Völkerbund vernichten.

Die Zukunft des Völkerbundes hängt nicht davon ab, ob Amerika ihm beitritt oder nicht. Von grundlegender Wichtigkeit ist, daß Deutschland ihm beitritt. Und wenn Rußland ihm nicht beitritt, wird er immer in seinen Handlungen gehemmt sein. Aber sobald der Völkerbund genügend repräsentativ ist, um autorativ zu wirken, ist seine Zukunft gesichert – sobald er ein Bund von Völkern ist, die über dem Staub und Zwist der einzelnen Nationen tronen und diese nur objektiv als einen Teil des Problems der internationalen Sicherheit, des Vertrauens und Friedens behandeln. Der Kern eines Bundes wird wachsen, wenn es erst einmal ein Bund ist. Ein Bund, der alle Nationen der Welt umschlösse, wäre nutzlos, wenn jedes Mitglied ihn als ein Bündnis ansähe. Dies ist die Gefahr der Locarno-Methode inmitten einer Welt von angreiferischem Nationalismus.

Die einzige andre Gefahr für den Völkerbund, mit der ich mich hier befassen will, ist die der Vertretung im Rat. In der Theorie kann man alle Staaten für den Zweck der Vertretung im Bunde als gleich ansehen: in der Praxis muß ein Unterschied zwischen den großen und kleinen Staaten aufrecht erhalten werden. Da unglücklicherweise England und Frankreich am Ende des Jahres 1925 den Völkerbund als ein Bündnis ansahen, das sie für ihre Zwecke handhaben könnten, trat die Versuchung an sie heran – und sie sind ihr erlegen –, sein entscheidendes Merkmal zu vernichten und der Forderung kleiner Na-

tionen nach beständigen Sitzen im Rat nachzugeben. Wenn diese Politik fortgesetzt wird, kann sie nur Unheil über den Völkerbund bringen, denn sobald der Unterschied zwischen großen und kleinen Nationen ausgelöscht ist, wirds endlose Ansprüche, Geringschätzungen, Unzufriedenheiten und Drahtziehereien geben. Meiner Meinung nach würde der Vorschlag, die kleinen Staaten zu Gruppen zusammenzuschließen, sodaß jede Gruppe zwei Vertreter zum Rat entsenden könnte, zu den besten Ergebnissen führen. Dadurch würde man sich die Dienste so ausgezeichneter Männer wie des Doktor Benesch und des jetzt verstorbenen Branting sichern, ohne ihre Staaten dauernd im Rat haben zu müssen. Dieser Vorschlag birgt selbstverständlich auch manche Schwierigkeit. Aber man sollte energisch darangehen, ihn zur Annahme zu bringen — und eins der ärgerlichsten Probleme, denen der Völkerbund jetzt gegenübersteht, wäre gelöst.

Währenddessen wird der Völkerbund durch seine Behandlung der Abrüstungsfrage — ein schwieriges und kompliziertes Problem — und der Minoritätenfrage auf die Probe gestellt. Bei der Erledigung der Abrüstungsfrage wird man geduldig sein müssen, sobald man Beweise hat, daß sie wirklich in Angriff genommen und nicht auf Seitenwege verschleppt wird. Für die Minoritätenfrage braucht man Festigkeit, und es gibt keine Entschuldigung dafür, daß man sich vor den Verpflichtungen drücken will, die in den verschiedenen Friedensverträgen Staaten mit fremden Bevölkerungsbestandteilen auferlegt worden sind. Festigkeit in dieser Frage wird das Ansehen des Völkerbundes besonders im nahen Osten enorm erhöhen.

Wenn man jetzt wieder Fehler und Schwächen dieser Art zeigt, so werden sie unwiderruflich sein. Im großen Ganzen wird Europa etwas ungeduldig mit dem Völkerbund, und die Genfer Vorgänge im Dezember 1925 haben ihm ernstlich geschadet. Er kann sich noch erholen. Aber auf den Männern, die in den nächsten Monaten seine Geschäfte kontrollieren werden, lastet eine schwere Verantwortung.

Berechtigte Uebertragung von E L. Schiffer

---

§175 von einem alten Arzt

In Nummer 25 der ‚Weltbühne‘ hat Hans Hyan dem § 175 des jetzigen und dem § 267 des Entwurfs zu einem künftigen Strafrecht ins Gesicht geleuchtet. Da man von ihm als Nichtjuristen nicht verlangen kann, daß er sich in deutschen Gesetzentwürfen zurechtfindet, hat ihm in Nummer 29 der Jurist Botho Laserstein entgegengehalten: alle Folgerungen, die er

unter Heranziehung der seit 50 Jahren außer Kraft getretenen Preußischen Prozeß-Ordnung gezogen habe, seien hinfällig.

Mag Hyan juristisch einen Bock geschossen haben und in Einem Punkt auch die Logik vermissen lassen – der Frage Botho Lasersteins: „Wo bleibt Hyans Logik?“ möchte ich doch die Frage entgegensetzen: Wo bleibt Lasersteins Logik? Einerseits bekennt er, besser als mit verfehlten rechtlichen Argumenten werde der so notwendige Kampf um die menschliche Gestaltung des Homosexualrechts unter kulturellen und sittlichen Gesichtspunkten geführt, andrerseits findet er, der neue § 267 stelle wirklich die Tragweite der Bestimmung klar, indem er – eine erfreuliche Neigung des Entwurfs – die erprobte Definition höchstrichterlicher Rechtsprechung in Gesetzeskraft erhebe.

Grade darauf geht aber Hyans – und aller übrigen Gegner jenes ominösen Paragraphen – Polemik hinaus, daß die neue Fassung, ebenso wie die alte, die menschliche Gestaltung des Homosexualrechts – die Bezeichnung halte ich für unglücklich gewählt – durchaus vermissen läßt. Mag die Definition höchstrichterlicher Rechtsprechung noch so „erprobt“, mag sie noch so klar und juristisch einwandfrei in Gesetzeskraft erhoben sein: die „Mentalität“ des Gesetzmachers und des Richters in besagter Materie hat es wiederum zu einer „menschlichen“ Gestaltung jenes Paragraphen nicht kommen lassen. Man kann nicht verlangen, sage ich wie Laserstein, daß der Gesetzmacher als Nichtfachmann sich in der Sexualwissenschaft zurechtfindet, und der Richter ist an den Gesetzmacher gebunden. Seit dem Eulenburg-Prozeß ist die Kenntnis von der homosexuellen Komponente des männlichen wie weiblichen Menschen noch kaum um Haaresbreite vorgeschritten, noch heute verstehen Millionen „Laien“ – Gesetzmacher und Richter eingeschlossen – unter jedem Homosexuellen einen perversen Unzüchtling, der mit allen Mitteln unschädlich gemacht werden muß. Natürliche Anlage zu diesem Laster gilt als faule Ausrede, von weiblicher Homosexualität spricht man kaum.

Um hier kein Mißverständnis zu erregen: ich bin selbstverständlich für strafrechtlichen Schutz der Minderjährigen, Bestrafung der Nötigung Abhängiger und der Erregung öffentlichen Ärgernisses – aber der erste Satz des künftigen § 267 muß fallengelassen werden. Nur ein Bruchteil der Homosexuellen (Männer wie Frauen) pflegt intimen Verkehr – bei den meisten ist die Neigung angeboren und Bestrafung dafür sinnlos und ungerecht. Mag man sie – solange die öffentliche Meinung sie verdammt – gesellschaftlich ächten: der Gesetzgeber hat sie nicht zu verfolgen, solange sie die Rechtsgüter Andrer nicht schädigen und gewaltsam oder in böswilliger Absicht stören.

„Namhafte Juristen“, schreibt Laserstein, „sehen das Ziel in der ausschließlichen Bestrafung der Verführung Geschlechtsunreifer“, und er selbst tritt für die vernünftige Regelung geschlechtlicher Beziehungen ein. Mögen solche Anschauungen bei Beratung des künftigen Strafrechts zum Durchbruch kommen!

Das Münchner Problem von Peter Scher

Seit einiger Zeit ist es in Münchner Intellektuellen- und Künstlerkreisen ein lieber Sport geworden, die Frage zu erörtern, wie die „Kunststadt“ wieder zu einem Kulturzentrum gemacht werden könne.

Der liebenswürdige Karl Wolfskehl hat sich der Mühe unterzogen, in einer Zeitung, die Münchens kaum noch bezweifelten Kulturrückgang am tatkräftigsten gefördert hat, den Finger in die Wunde zu legen. Er hat damit den Kritiker Wilhelm Hausenstein gerührt und zu einem historischen Rückblick auf die kulturellen Verdienste der Zugereisten gegenüber den dreimal heiligen Bodenständigen veranlaßt. Wodurch wiederum ein Gelehrter den Anstoß erhielt, im ‚Kunstwart‘ Unzweideutiges über die Engstirnigkeit des heimattreuen Kulturbetriebs niederzulegen. Was Alles schließlich das fulminante Resultat gehabt hat, daß sich in einem Schwabinger Salon zwei Dutzend Intellektuelle zusammenfanden, um über die möglichst sofort herbeizuführende Aufpeitschung Münchens zum ehemaligen Kulturniveau endgültig Beschluß zu fassen.

Da ich kein Intellektueller bin, kann ich über die umwälzende Tagung nicht aus eignem Erleben berichten; aber ich weiß von Andern, daß nach der heitern Wirkung aller übrigen ernstgemeinten Vorschläge am Ende die in biderb bajuvarischem Tone vorgetragene Auffassung des derzeitigen bayrischen Nationaldichters Oscar Maria Graf den Vogel abschoß: daß die alte Kulturhöhe Münchens nur durch restlose Entpolitisierung herbeigeführt werden könne. „Nix Politik! Festlichkeiten müass’n her! Zünfti’ muaß zugehn!“ Holdrioh!

Da die Intellektuellen dieser Forderung nichts wesentlich Grundlegendes entgegenzustellen vermochten – denn daß die mehr oder weniger sprühende Beplauderung der allseits anerkannten Niveausenkung sportlich zwar ganz reizvoll, aber in der Wirkung nicht eben sehr bemerklich ist, geben sie selber zu –, so ist damit auf eine wahrhaft g’müatliche Art die Brücke zu jenen beherrschenden Mächten geschlagen, die ihr bodenständiges Wesen mit Kultur verwechseln und den Fremdenverkehr damit zu heben meinen, daß sie alles von außen Kommende aufgeregt ablehnen, besonders wenn es mit Können verbunden ist, das irgend neuartig anmutet.

Wir haben eine Akademie, deren Professoren, wenn man sie morgens hinwandeln sieht, auf Befragen, wie es dort gehe, Augen und Hände zum Himmel heben und unter Seufzen bemerken, daß man halt nicht anders könne; man müsse jeden Tag hinein in den Kunstbahnhof.

Wir haben ein Nationaltheater, an das so viel braver Durchschnitt auf Lebenszeit gefesselt ist, daß von den zwei Begabungen die eine zum Revolver und die andre, nunmehr die letzte hohe Säule, in tiefer Resignation zum Antialkoholismus gegriffen hat. Schwermut erfaßt einen, wenn man an den „aufgelassenen“, zum Kientopp bestimmten Kammerspielen vorübergeht, in deren leeren Fensterhöhlen das Grauen wohnt.

```
Aber obgleich ein halbes Dutzend neuer großer Kinos im Ent-
stehen ist, war es sogar auf diesem Gebiet München vorbehal-
ten, hinterste Provinz zu sein: Chaplins wunderbarer ‚Gold-
rausch‘ ist, obgleich von Tausenden erwartet, bis heute nicht
hierher gekommen, und vor dem ‚Panzerkreuzer Potemkin‘
hatten wir eine solche Heidenangst, daß unsre Zeitungen die
telegraphische Meldung, der Film sei, Gott sei Dank, endgültig
für das ganze Reich verboten, auf der ersten Seite in Fett-
druck gebracht haben.

Unsre Zeitungen sind überhaupt so sehr besorgt um die
Bewahrung unsrer Bodenständigkeit, daß sie zu den sonder-
barsten Mitteln greifen, um die Bevölkerung ja nicht merken
zu lassen, daß wir im 20. Jahrhundert leben. Wir werden
unterm Strich von Zeit zu Zeit mit ganzen Serien von Einsen-
dungen über interessante Themata wie: ob Katzen mystische
Vorgefühle haben und dergleichen mehr, von den unangeneh-
men Problemen der Gegenwart wohltätig abgelenkt, und wenn
die breitere Öffentlichkeit – etwa durch jenen Aufsatz von
Wolfskehl – über die Feststellung eines Kulturrückgangs
etwas erfährt, so doch wohl nur durch die Verwechslung von
Kultur- und Fremdenverkehrsinteressen.

Eben lese ich in der Zeitung, über deren Charakter sich
jeder Münchner einig ist, und die er dennoch hält, weil sie die
meisten Inserate hat, den Aufsatz eines ehemals ernst-
genommenen Literaturprofessors über das armselige Broschü-
rengewäsch einer Dame, die von Dostojewskis „wanzen-
flachen, verjauchten Seelen“, von ihrer „Drehkrankheit“ und
„Seelenonanie“ keift, und ich traue meinen Augen nicht, den
in den letzten Jahren offenbar zu restloser Bodenständig-
keit gediehenen Oberlehrer vor begeisterter Zustimmung außer
sich geraten und diesen weiblichen Dummheiten einige eigne
über „Lenins verdrückten Kalmückenschädel“ hinzufügen zu sehen.

So malt sich im idealen Bayernschädel eines Professors
die Kultur, nachdem er sich endgültig in die Lederhose ein-
gesessen hat. Und das ist einer unsrer Besten!

Aber sehen wir einmal einerseits von der Intelligenz
und andrerseits von den Professoren ab – deren wir, wie man
weiß, auch genügend haben, die furchtlos und treu Arm in Arm
mit den Hakenkreuzstudenten die Republik in die Schranken
fordern –, und begeben wir uns auf die Plattform des Lebens,
wie sie sich, im wahren Sinne des Wortes, in jener Weinstube
darstellt, wo ich hin und wieder einen Abend zubringe.

Da sitzen beisammen und haben einander so lieb: ein Pro-
fessor, ein Uhrmacher, ein Postsekretär, drei Kunstmaler, eine
ältere blaurot angehauchte Gemüsehändlerin, die einen ehema-
ligen Hitler-Offizier aushält, der nur halb so alt und darum
ständig mißvergnügt ist; außerdem gehen Geschäftsreisende,
Fleischer und Dichter aus und ein.

Da hört man die Fluten des Lebens rauschen, und ich
möchte Den sehen, der zu behaupten wagte, daß sich aus dem
Gespräch dieser Menschen nicht etwas kristallisiere, das man
den Geist dieser Stadt zu nennen berechtigt ist.
```

Eines Abends nahm ich den Artisten Ringelnatz mit hin, und es zeigte sich, daß schon sein Äußeres Bedenken hervorrief. Der Postsekretär, der neben ihm saß – und den außer Dienst Niemand zur Höflichkeit zwingen kann –, besah mit gerunzelter Stirn des Verdächtigen Rauchzeug, und als sich im Gespräch eine kleine Gegensätzlichkeit herausstellte, stieß er, schnaufend zum Nachbar gewendet, hervor: „Der Herr muaß ausg'rechnet a russische Zigarett'n raacha!“

Worauf der Andre, ausspuckend, mit vernichtender Betonung sagte: „Mir san hier in Bayern!“

Wortwörtlich so geschehen und durchaus in Übereinstimmung mit der Auslassung des Professors über Dostojewski und Lenin.

Es wollte überhaupt an diesem Abend nichts Rechtes zusammengehen; denn obgleich sich Alle geeinigt hatten, daß ein Lied mit zünftigem Refrain im Chor zur Zither gesungen werden sollte, und der Zitherspieler bereits präludierend auf seinem Brett herumharkte, mischte sich plötzlich einer der Kunstmaler ein, ein krausköpfiges Individuum mit braunem Teint, und begann ein italienisches Liedchen zu zirpen.

Da hätte man etwas hören können!

„Ja, was waar den jetz' dees – san mir bei die Katzelmacher oder san mir bei ins z' Minka?“

Der Zugereiste hatte nichts zu lachen – bis ein bodenständiger Kunstmaler seine Stimme, die aus einer Gießkanne zu dröhnen schien, erhob: ‚Jhr Pfundhammel – nacha kinnts ja aa des Lateinischsingen in der Kirch'n verbieten!“

Da schwiegen sie murrend, denn es war ein nachweisbar hundertprozentiger Bayer, der gesprochen hatte.

Am Ende kam es zu einem neuen Konflikt, weil einem Modernisten das Bekenntnis entschlüpft war, er begreife nicht, warum in München die Lichtreklame verboten sei.

„Nix da!“, riefen die Bodenständigen, „san ma froh, daß ma insern Grüabig'n ham!“

Wer oder was ist dieser geheimnisvolle „Grüabige“?

Na, eben Der oder Das, wogegen die Intellektuellen so hoffnungslos anplaudern!

Der „Grüabige“ ist das Münchner Problem.

Inzwischen ist aber doch ein praktischer Versuch unternommen worden, München zu heben: Die Polizei hat an allen Trambahnhaltestellen Beamte in Zivil aufgestellt, die darauf lauern müssen, daß Jemand einen gebrauchten Fahrschein wegwirft. Wen sie dabei ertappen, der muß zurück und das Papierchen aufheben – im andern Fall kostet es zwei Mark.

Auf diese Art hofft man, München zunächst einmal zur saubersten Stadt Europas zu machen. Wenn erst erreicht ist, daß die durchreisende Dame entzückt zum durchreisenden Herrn spricht: „Kuck mal, Manne – wie blitzeblank!“, dann kommt die neue Kulturhöhe schließlich von selbst.

Schlecht wie ich bin, habe ich in der Nähe so eines beamteten Zettel-Detektivs einen Fünfmarkschein fallen lassen und, als der Beamte auf mich zusprang und sofortiges Aufheben verlangte, mich tückisch geweigert. Da mußte er das Papier selbst aufheben und mir – nach Abzug der Strafe – drei Mark herausgeben.

Gewiß keine grundlegende Tat – aber immerhin wirksamer als alle bisherigen Proteste gegen die Verbodenständigung.

Vornehme Politik von Erich Weinert

Sie stehn noch unter ihrer alten Fahne,
Die sich so vornehm und gemäßigt bauscht,
Und reden ideologisch saure Sahne
Mit etwas abgeordnetem Organe;
Und nur der Seele Vollbart wallt und rauscht.

Denn: wer es auf die Sympathiegewinnung
Des Gegners absieht, rede nicht so scharf!
Es bleiben ja, trotz taktischer Verdünnung,
Noch reichlich Sedimente von Gesinnung;
Und das genügt schon für den Hausbedarf.

Auf den verstimmten schwarzrotgoldnen Bratschen
Spielt man wie Philipp oder Friederich.
Sowas macht Eindruck bei den Demokratschen,
Die unterm selben Einheitsbanner latschen.
Denn taktisch geht man auf denselben Strich.

In ihrer Freud- und Leidartikelprosa
ist alles Unvornehme abgeebbt.
So geht es vorwärts (nomina odiosa!).
Das alte Rot rangiert schon hinter Rosa.
Na wennschon! Hier verlangt es das Rezept.

Auch wenn der deutsche Großpapa aus Eisen
Versehentlich an der Verfassung dreht –
Gott, auch ein Präsident kann mal entgleisen!
Und außerdem hat man Respekt vor Greisen
Und einen Hang zur Objektivität.

Sie kriegen jeden Tag eins auf die Platten.
Doch ihre Politik ist unbeirrt.
Sie stellen sich bescheiden in den Schatten,
Den sie sich selbst vorausgeworfen hatten,
Und der nun täglich immer länger wird.

Das ist die Disziplin der alten Garde:
Das Banner fällt, wenn nur die Mannen stehn!
Sie werden mit wattierter Hellebarde,
Ein Tout comprendre hinter der Kokarde
Und taktisch vornehm in die Binsen gehn.

Russische Theaterköpfe von Oscar Blum

I.

Stanislawski

Dies Theater war jahrelang eine soziale Institution. Und eine Kulturtat. Und eine Angelegenheit der Epoche. Nämlich das Moskauer Künstlertheater. Seine Schöpfer hießen K. S. Stanislawski und W. J. Nemirowitsch-Dantschenko. Aber nur der Eine zählt. Ohne den Andern wäre das Theater organisatorisch, technisch, finanziell zusammengebrochen. Gewiß: er war der brave, biedere, rührige Wagner dieses Unternehmens. Und doch: was hätte das Alles genützt, wenn Stanislawski ihm nicht eine Seele eingehaucht hätte? Nicht eine Flamme entfacht, deren Licht weithin leuchtete in der Finsternis?

Stanislawskis Sendung war: das bürgerliche Theater in Rußland zu begründen. Eine nüchterne Sendung, wenn das Bürgertum selbst nicht erst im Entstehungsprozeß begriffen gewesen wäre. So aber war es noch eine revoltierende, unbefriedigte Klasse, durchzuckt von Aufruhr, Sentimentalität, Schwermut. Stanislawski brachte ihr ein Theater, sie ins Theater, sie aufs Theater. Mit seiner Hilfe eroberte die Bourgeoisie die Bühne — dieweil sie noch außerstande war, die politische Macht zu erobern. Darum ist nichts zufällig an dieser theatralischen Laufbahn. Moskau — das russische Manchester — wird ihre Arena. Der Name Stanislawski ist nur ein Pseudonym, hinter dem sich der gutbürgerliche Name des begüterten Fabrikantensohnes Alexejew verbirgt. In den Räumen des Kaufmännischen Vereins zu Moskau beginnt seine Tätigkeit. Die ersten Mitarbeiter sind ebensowenig berufsmäßige Theaterleute wie Stanislawski selbst: er wirbt sie sich unter den theaterbegabten und begeisterten Sprößlingen des „dritten Standes“. Die Theatergeschichte kennt keinen andern Fall von so stark und so eindeutig ausgeprägter sozialer Wurzelhaftigkeit.

*

Auch kaum einen andern Mann, der so recht auf seinem rechten Platze gewesen wäre wie Stanislawski. Er ward die vollendete, die ideale Verkörperung einer neuen Theaterkunst, die eine neue Gesellschaftsklasse hervorbrachte und brauchte. Als Regisseur und Schauspieler wirkte Stanislawski gleichermaßen vorbildlich in diesem Rußland, dessen Theatergeschichte bis dahin nur zwei Extreme gekannt hatte: geschniegeltes Virtuosentum oder barbarischen Individualismus. Stanislawski brachte auf die Bühne zum ersten Mal Gediegenheit, Gewissenhaftigkeit, „erstklassige“ Arbeit, „prima Qualität“. Er schaltete am Theater in demselben Sinne und mit denselben Mitteln, in dem und mit denen das Bürgertum ringsherum um die Schaffung eines geordneten Industrialismus bemüht war.

Stanislawskis Theater wirkte zunächst wie eine Offenbarung. Und brachte doch nichts als die Verleugnung alles Theatralischen. Bis dahin war dem Russen das Theater ein glitzernder Ersatz für das Leben gewesen, das er nicht aus-

leben durfte. Stanislawski brachte das wirkliche Leben aufs Theater, um die spielerische Hochstapelei des Theaters mit der resoluten Rechtschaffenheit des Saldo-Kontisten zu beseitigen. Er brachte lebenswahre Interieurs, echte Gefühle, historische Trachten, solide Gegenstände, patentierte Gebrauchsartikel auf die Bühne. Sein Theater war mehr als eine Nachahmung des Lebens: er schuf ein selbständiges, selbsttätiges Leben – ausgestattet mit allem Comfort der Neuzeit.

*

Die russische Industrie schwamm im Überfluß des Rohmaterials. Stanislawski machte diese Tatsache zum Ausgangspunkt der Theaterreform. Er entfaltete eine Orgie der Echtheit. Hieß es auf dem Theaterzettel: „Zwischen dem ersten und zweiten Akt vergehen zwei Jahre“, so lag die Befürchtung nahe, daß er die Zuschauer inzwischen nach Hause schicken würde, mit dem Bescheid, zur angesetzten Zeit wiederzukommen. Es war kein Halten mehr in diesem fanatischen Trieb, die wirklichste Wirklichkeit, die echteste Echtheit, die wahrhaftigste Wahrheit theaterfähig zu machen.

Stanislawski inszenierte nicht. Er breitete die Stücke wie auf einer Ladenbank aus. Er zog sie in die Länge, verschleppte das Tempo, baute Episoden zu eigner Geltung auf und aus und ein: Alles in dem Drang, jede Spur des Theatralischen auszumerzen, um auf die Spur des richtigen Lebens zu kommen. Diese Hypertrophie des Wirklichkeitssinnes gewann ihm alle Herzen. Mit aufgerissenen Augen saß die junge Bürgerschaft da und lernte endlich sich selbst kennen und erkennen. Sie schaute begeistert zu, während ihr von der Bühne herab mit aller erdenklichen Umständlichkeit gezeigt wurde, wie sie zu essen pflege, wie sich zu räuspern, wie zu gähnen, wie zu schlafen. Der Kreislauf des bürgerlichen Lebens, die Banalität des alltäglichen Daseins wurde plötzlich mit einer so sieghaften Selbstverständlichkeit zum Meisterwerk erhoben, daß das Bürgertum sich nicht mehr auskannte vor Freude und Stolz.

Hinzukam noch, daß Stanislawski einen Dramatiker gefunden hatte, der wie kaum je einer bereit war, die Bühne zu entzaubern: Anton Tschechow. Dieser leidenschaftslose Pathetiker war der Erzeuger jener Dramengattung, innerhalb deren Stanislawskis Kunst sich auswirken konnte. Des Dramas der Andeutung, der Resignation, der unbestimmten Sehnsucht und der unendlichen Alltäglichkeit. Tschechows erste Bühnenversuche fielen durch, weil das konventionelle Theater außerstande war, sie zu versinnlichen. Erst Stanislawski brachte die Sache in Ordnung. Indem er Ordnung in die Sachen brachte. Indem er nicht nur die Menschen zeigte, mit denen die alte Schauspielkunst nichts anzufangen wußte, weil sie sie nur als Rollen betrachtete, sondern auch und hauptsächlich das Milieu, das Inventar, die Daseinsform.

*

Stanislawskis sogenannter Naturalismus ist von einer ganz besondern Art. Was er bringt, ist nicht Natur, sondern vielmehr nature morte. Eine wahre Dämonie des Gegenständlichen. Dies Theater ist im Grunde genommen nur ein Theater

der Objekte. Welch ein Mißverständnis, Stanislawski als Schöpfer des Theaters der Seele zu betrachten! Gewiß: Stanislawski verstand meisterlich, auch den Menschen in seiner menschlichsten Wahrhaftigkeit auf die Bühne zu stellen. Wo Alles echt war, war auch jede Träne, jedes Lächeln, jede seelische Regung von einer punzierten Echtheit. Aber man müßte blind sein, um nicht zu bemerken, daß diese Menschen allesamt nur als Anhängsel der leblosen Materie Existenzberechtigung hatten. Man nehme ihnen ihr umständliches, wohleinstudiertes Spiel mit Gegenständen, um Gegenstände herum, aus Gegenständen heraus: und ihre ganze Menschlichkeit wird sofort in ein Nichts zusammenfallen.

Bei Stanislawski spielen Lampen, Tischdecken, Korbsessel, Türklinken die ersten Rollen. Es ist eine prachtvoll abgetönte Symphonie der Gebrauchsartikel. Von ihr wird die Aufmerksamkeit von allem Anfang an und zu allererst gefangen genommen. Erst dann bemerkt man Menschen, die mit diesen Gegenständen so gut, so anmutig, so eingeübt umzugehen wissen.

Stanislawskis Arbeit hatte stets alle Merkmale des guten Handwerks. Nichts kam aus seiner Werkstatt, ohne bis ins kleinste Detail gewissenhaft ausprobiert zu sein. Zwei bis drei Jahre waren das normale Arbeitspensum jeder Neueinstudierung. Erst wenn Alles vorzüglich saß, vollendet klappte, in jeder Kleinigkeit durchaus abgerundet, kurz: nachdem Alles solid und gediegen ausgearbeitet war, ging der Premierenvorhang in die Höhe. Da gab es keinen Raum für Improvisationen, Stimmungen, Einfälle. Alles machte den Eindruck maschineller Vollkommenheit, bei der selbst die Seele nach dem Glockenzeichen arbeitete.

Es lag im Wesen dieser Kunst, daß sie das Orchester zu Höchstleistungen antrieb, ohne die Musikanten zu beglücken. In all den Jahren, da Stanislawski das russische Theaterleben beherrschte, ist, wenn man Moskwin nicht mitzählt, keine einzige imponierende Individualität, keine einzige überragende Kraft aus dem Bereich seines Wirkens hervorgegangen. Stanislawski vermochte, wie kein Andrer, ausgezeichnete Interpreten seiner Wünsche zu erziehen und seinem Willen gefügig zu machen. Die Knipper, die Lilina, die Germanowa, Katschalow, Luschsky, Wischnewsky: alles handfeste, solide, gewissenhafte Mimen. Aber wie abgetötet ist ihr seelischer Habitus! Wie wenig vermögen sie außerhalb der festgemauerten Welt, an die Stanislawski sie gewöhnt hat! Dieser Meister der Instrumentierungskunst machte auch Menschen zu Requisiten. Wer dem sichern Griff dieser Hände zu entgehen versuchte, ging meistens zu Grunde. Das Schicksal Einiger war wahrhaft tragisch. Und ihr Untergang nach der Flucht aus Stanislawskis Verzauberung hat mich zum ersten Mal auf die Vermutung gebracht, daß die Kunst dieses Menschen, die die Materie belebt, die Menschen tötet.

Ja, Persönlichkeiten gedeihen schlecht in diesem frostigen Klima. Ich muß jetzt ihrer gedenken. Charlamow, in dem so Manches an Kainz erinnerte: er verließ das Künstlertheater,

weil sein Temperament zu stark war, um sich im Dienst der
guten Sachen auszupulvern. Aber auf die strenge Zucht des
Kunstbetriebes verschlug es ihn in ein andres Extrem. Was
Stanislawski nicht zu nützen verstanden hatte, schoß aus ihm
nach der Befreiung mit solcher Kraft hervor, daß er bald zusammenbrach. Sudbinin, eine der urwüchsigsten und ursprünglichsten Naturen, die ich kannte: er endete als richtiger Kulissenreißer in der Provinz. Der Abschied von Stanislawski
fiel ihm schwer. Aber der Schauspieler in ihm mußte sich austoben und bemerkte zu spät, wie kurz bemessen der Schritt
ist, der vom Schauspieler zum Komödianten führt. Am
schlimmsten erging es dem armen Orlenew. Stanislawski entdeckte ihn gewissermaßen und gab ihm, dem kleinen Chargenspieler, die Rolle des Zaren Fjedor bei der Erstaufführung der
Tragödie von Alexei Tolstoi. Er gab sie ihm, wie er dem
Schauspieler, der einen Blinden darstellen soll, am liebsten die
Augen ausstechen würde. Zar Fjedor ist Schwächling und
Neurastheniker. Das traf Orlenew ausgezeichnet. Buchstäblich über Nacht sah er sich berühmt und gepriesen. Aber wie
dann in die Versenkung wieder zurückkehren? Es begann
ein Wanderleben, das noch die erste Periode der Berühmtheit
in vollen Zügen auskosten durfte, um schließlich der Spannung, der die Tragfähigkeit der Begabung nicht gewachsen war,
zu erliegen.

*

Stanislawskis Gipfelzeit währte bis 1910. Dann begann
der Abstieg – bis, 1917, das Ende kam. Nicht Stanislawski,
aber die Zeiten haben sich geändert. Seit der Revolution ist er
die Zielscheibe aller Angriffe gegen das alte Theater. Ich darf
nicht verschweigen, daß auch ich ihn jahrelang – und nicht
am sanftesten – bekämpft habe. Jetzt, da ich seine geschichtlichen Konturen nachzuzeichnen versuche, sehe ich, daß sein
Wesen Gesundheit war, Robustheit und künstlerische Ehrlichkeit. In seinem Bezirk war er wahrscheinlich genial. Aber
wir haben uns von diesem Bezirk unwiderruflich entfernt. Und
es ist wohl nicht die Schuld, sondern ein Unglück Stanislawskis, daß er mit diesem neuen Tempo der neuen Zeit nicht
mehr mitkommt. In einer Epoche, die immerhin große Leidenschaften braucht und turbulente Passionen, kann seine Kunst
nicht mehr so zünden wie zu jenen Zeiten, da man drei, vier
Abendstunden gemächlich im Theater verbrachte, neugierig
zuschauend, wie es im Nachbarhause zugehe. Habent sua fata.

Ein Schatten von Alfred Grünewald

Die böse Gasse klebt an meinem Schritt.
Ich schleppe all ihr Gift und Elend mit.

Ich heb die Füße schwer vom Boden auf.
So manche Pfütze nehm ich in den Kauf.

Der Regen rieselt wie vom schlechten Hut.
Ich fühle: Regen rieselt mir ins Blut.

An grauen Häusern schleich ich grau vorbei.
Der Regen flüstert immer: Einerlei –

Mensch und Übermensch von Alfred Polgar

1.) Eine Komödie. 2.) Ein Traktat über vielerlei Lebensdinge,
Auszug aus B. Shaws kulturphilosophischem Lexikon:
von „Abreißen“ bis „Zivilisation“. 3.) als Zwischenspiel: eine
Traumgroteske.

*

Die Komödie, lang und bündig, hat folgenden Inhalt:

Fräulein Ann ist entschlossen, Herrn Tanner zu heiraten.
Am Ende des vierten Aktes hat sies durchgesetzt. Um diesen
Handlungs-Mittelpunkt schichten sich Gespräche wie das
Fruchtfleisch um den Kern. Auf das kommt es an bei nahr-
haftem Obst.

Ann wird geliebt von Octavius. Octavius hat eine
Schwester, die mit einem Amerikaner neuern Stils, dem Sohn
eines reichen Amerikaners alten Stils, heimlich vermählt ist.
Ann hat auch eine komisch-schwache Mutter und einen kon-
servativen Vormund, Tanner hat einen modernen Chauffeur.
Außerdem tritt ein jüdischer Räuber auf, Mendoza, ehemals
Kellner im Savoy-Hotel. Diese Personen machen mit einander
Konversation, wobei sie ihre Welt-, Lebens- und Liebesan-
schauung offenbaren. Deren Falsches und Verlogenes tritt zu
Tage, und wir blicken dem Engländer tief auf seine Ober-
fläche, dürfen Rückständigkeit der ältern, Vorwitz der jungen
Generation belächeln. Au fond sind es lauter grundbrave,
nette Leute, die da in Shaws Parloir sich umtun, hauptsächlich
geht es ihnen ums Heiraten (in keinem Volks- oder Bauern-
stück wird so viel Wesens und Aufhebens von der Heiraterei
gemacht), der Mensch ist gut bei Shaw, Geld spielt keine und
wenn, so eine Possen-Rolle, und ich verstehe eigentlich nicht,
warum der Dichter durchaus eine Welt reformieren will, die
seinem Auge doch mit lauter appetitlichen, herzigen, gut zu
leidenden Lustspielfigürchen bevölkert erscheint.

Das erfreulichste Lebewesen der Komödie ist John
Tanner, Verneiner der geltenden Ordnung und Revolutionär
der guten Gesellschaft, außerhalb deren Dunstkreis er keine
Minute atmen könnte. Ein höchst soignierter Umstürzler (Be-
sitzer eines prachtvollen, rotlackierten Renault-Wagens),
immer glänzend gelaunt, Zeit wie Mist, von einer Frechheit,
die durch ihren Charme sich selber aufhebt, von einer Leiden-
schaft, Götzen zu stürzen, der nichts widersteht als die Götzen.

Tanners Worte haben die Eigenschaft, an die Luft gelangt,
sofort zu paradoxydieren.

*

Die Magerkeit dieser Komödie verhüllt der kulturkritische
Traktat, der durch und um sie gewickelt ist.

Ausgestopft mit Geist.

Jedes Wort ist Stichwort, das Theorie, Erörterung,
Polemik auf die Bühne ruft. Jeder Griff ist Griff in ein Ge-
danken-Nest. Schwärme von Klugworten fliegen auf, und es
dauert, bis sie sich wieder gesetzt haben.

Besonders des Umstürzlers Mund hat ein nicht zu zü-
gelndes Temperament. Der Umstürzler kann ihn nicht halten.

Seine selbstzufriedene Suada spricht Bände. Daß er so viel
redet... nun, das Reden ist eben seine Krankheit; aber was
veranlaßt die Andern, ihm geduldig zuzuhören? Die im Zu-
schauerraum müssen, weil sie kein Veto haben. Aber die auf
der Bühne? Hier überspannt Shaw sein poetisches Recht auf
Unwahrscheinlichkeit.

Der Witz dieses Dichters ist bei aller Stechlust... fried-
liebend. Er hat so was Freundliches in seinem Zorn, so was
Kandiertes in seiner Bitterkeit.

Fast macht es den Eindruck, als treibe hier Einer den
Sport des Umstürzens; wolle seine Geschmeidigkeit in allen
Übungen revolutionären Denkens zeigen.

*

Die Traumgroteske, Einlage zu Akt III, führt in eine fidele
Hölle, wo Tanner (als Don Juan), Ann (Donna Anna), Anns
Vormund (Gouverneur-Statue), Mendoza (Teufel) zahllose
Sets im Worte-Tennis spielen. Irgendwelche Art-Zeichen, die
die Figuren von ‚Mensch und Übermensch' mit denen der Don
Juan-Legende genetisch verbänden, sind nicht aufzuspüren.
Und wer die Vorrede überschlagen hat, wo Shaw erzählt, die
ganze Komödie sei entstanden als Antwort auf die Frage eines
Kritikers, warum er, Shaw, kein DonJuan-Stück schreibe,
wird den bizarren Gedankensprung des Spiels vom England
des 20. ins Spanien des 16. Jahrhunderts gar nicht verstehen.

In der Traumgroteske geschieht nicht das Geringste.
Es wird nur geredet. Don Juan, Anna, der Gouverneur, der
Teufel reden Ulk und Essay. Man kann ihre Unterhaltung
nicht einmal Gespräch nennen. Sie wirkt mehr wie tönendes
Geschreib. Sehr kluge Aufsätze werden da in der Hölle pro-
duziert, viele Themen weitläufig erörtert, andre nur apho-
ristisch gestreift. Zumeist handeln die Mund-Skripten von der
Beziehung Mann-Weib: wir bekommen einen erschöpfenden
Begriff von der Unerschöpflichkeit dieser Materie.

Den witzigen Hauptschlager der Disputation bringt der
oft wiederholte Hinweis auf die Langeweile, die im Himmel herrscht.

Doch grade was das betrifft, brauchte Shaws Hölle sich
nicht patzig zu machen.

*

Karlheinz Martin massierte der esprit-verfetteten Komödie
hübsch ein paar Kilo Geist weg. So konnte ihre Lustigkeit
freier atmen.

Die Schauspieler des Wiener Deutschen Volkstheaters
gaben den Text des Spiels. Eine rechte Beziehung zu ihm
hatten sie kaum.

Edthofer ist ein liebenswürdigster Umstürzler. Mit An-
mut und Laune plätschert er im Spiritus.

Fräulein Koeppke, leichter als Luft, gibt der Ann alle
zarte Clownerie, die solchem Mädchen taugt. Ann Koeppke
ist besonders reizend in ihrer letzten Szene, wo sie das Opfer
schon sicher hat, mit ihm schon zart-übermütig spielt.

*

Die Zuhörer langweilten sich glänzend.

Die Illustrierten von Adolf Behne

Bilderzeitungen und ‚Magazine‘ sind heute von großer Bedeutung für Aufklärung und Belehrung der Massen. Jedenfalls können sie es werden. Und ein gewissenhafter Kritiker sollte sie nicht seltener besprechen als die Bilder der Kunst-Salons, deren Einwirkung doch ohne Frage viel geringer ist.

Das Verlangen, Bilder vom Tage zu sehen, das in Deutschland zuerst wohl August Scherl anerkannt hat, ist Äußerung nicht nur der Neugier, sondern doch auch seiner gewissen kritischen Skepsis. Man ist gegen den Berichterstatter und seine Phrasen mißtrauisch geworden. Eine Photographie der Explosionsstätte, des Denkmals, der Landschaft, des Fliegers, der Maschine – ein Gesicht, eine Wohnung, ein Werkzeug geben einige Möglichkeit der Kontrolle.

Wir hatten illustrierte Zeitschriften auch schon vor der Möglichkeit photomechanischer Reproduktion. Alte Jahrgänge der Leipziger und der Berliner Illustrierten sind klassische Zeugen. Aber der ungeheure Aufschwung der Illustrierten setzte erst ein mit der Anwendung der Autotypie, die den schwer zu kontrollierenden Mittelsmann: den Zeichner, den Xylographen ausschaltete und nun wirklich dokumentarischen Charakter sicherte.

Wichtig war bei der Wendung zur photomechanischen Reproduktion auch dieses: der Zeichner gab, weils ihm bequemer war, fast immer nur das Objekt selbst, das Einzelne, das aus seinem Zusammenhang gelöste Stück; der Photograph aber zeigt in der Regel jede Sache in ihrer natürlichen Umgebung, weils ihm so bequemer ist. Den nicht unbeträchtlichen Vorteil hat das Publikum.

Der nächste große Aufschwung betraf nicht die Technik der Aufnahme, sondern die Technik der Wiedergabe: Kupfertiefdruck trat an die Stelle des alten Rasterdruckes. Der ‚Weltspiegel‘ des Berliner Tageblatts ging voran. Feinheiten der photographischen Aufnahme, die in der Autotopie niemals herauskamen, wurden präzis und sauber auch noch für die Massen-Auflage gefaßt. Für manche Zwecke wurde schließlich das Offset-Verfahren nützlich, und Amerika hat schon tägliche Bilderzeitungen in Farbendruck.

Entscheidend ist freilich, was die Zeitschriften aus ihren Möglichkeiten machen. Wohl überwiegt noch das Banale; aber der Ehrgeiz, neue, entlegene, schwer zugängliche Dinge oder die bekannten Dinge in bildmäßig wirksamer neuer Aufnahme zu zeigen, ist vorhanden, findet das beste Material offenbar bei den amerikanischen Photographen und macht doch manche Nummer mancher Zeitschrift auch über den Tag hinaus wertvoll. Moholy hat in seinem Bauhaus-Buch: ‚Malerei, Photographie, Film‘ (bei Albert Langen in München) das schönste Material aus deutschen und ausländischen Journalen zusammengestellt, und das ist ein fesselndes, überraschendes, famoses Buch geworden, worin ein gut Teil vom technischen Witz unsrer Zeit beisammen ist.

In allen diesen Zeitschriften besteht heute eine Spannung zwischen Bild und Text. Deutlich erkennbar geht die Führung an das Bild über. Die Berliner Illustrierte bringt noch in jeder Nummer einige Aufsätze, in denen sich Bild und Text die Wage halten, sich gegenseitig unterstützen, und sie hat durch manchen dieser Aufsätze ganz ausgezeichnete Arbeit geleistet, hat Wissen, kritisches Verständnis, Nachdenklichkeit in Massen getragen, die sonst kaum von irgendeiner Druckschrift erreicht werden. Sonst aber wird mehr und mehr der Text zu einem bloßen Füllsel zwischen den Bildern, und der ‚Weltspiegel' verzichtet schon prinzipiell auf jeden Text, will eine reine Bilder-Zeitschrift (mit Rätselecke und Novelle) sein.

Für eine solche Zeitschrift tauchen nun neue Schwierigkeiten auf – zunächst typographische, dann aber auch geistige. Man kann ja nicht einfach Bild auf Bild stopfen. Mit Recht geht der Ehrgeiz der Redakteure auf eine gewisse konstruktive Einheit der Bildseite. Man weicht bewußt von der schematischen Ausfüllung der vier Ecken oder dem Nachziehen der Mittellinien ab und versucht eine freie Ausbalanzierung der einzelnen Bilder nach den verschiedenen Momenten der Form, des Ausschnitts, des Inhalts, der Tendenz, der Schwarzweiß-Wirkung, der Größe; Kontraste bildend, Parallelen führend oder Bewegungen quer durch das Feld stoßend, wobei auch die entstehenden weißen Aussparungen bewußt im Sinn eines Ganzen gewertet werden müssen. Man ist hierbei noch keineswegs auf der Höhe, hat aber von Dada, von Merz und vom Film Einiges gelernt.

Die typographische Schwierigkeit ist die Bild-Unterschrift. Sie ist noch nirgends befriedigend gelöst. Im Allgemeinen ist die Unterschrift jetzt etwas länger als früher, da sie letzter Extrakt eines „Aufsatzes" geworden ist, also wenigstens ein paar Daten, Zahlenangaben, Vergleiche bringt. Ließe man sie immer artig unter den Bildern mitlaufen, so würde die gewünschte Bild-Einheit ewig zerrissen werden. Es ist außerordentlich schwierig, die Unterschrift so zu drucken, daß sie die Bild-Einheit nicht zerreißt und doch immer gleich richtig zum richtigen Bilde bezogen wird. Die enormen Schwierigkeiten für Zeitschriften mit kurzen Aufsätzen und vielen Bildern zeigen immer mehr Wasmuths Monatshefte für Baukunst, auf deren Seiten sich vor lauter Bilder-Wegweisern „rechts unten", „oben und unten rechts", „rechts oben und darunter", „die beiden untern", „oben und rechts Mitte", vor Bruchstücken des laufenden Textes, vor Anmerkungen a) zu den Bildern, b) zum Text und c) zu den Textunterschriften kein Mensch mehr zurechtfindet. Das so entstehende Satzbild ist viel mittelalterlicher als die schlimmste Fischer-Schule.

Die Ordnung der Bilder zu einer Seiten-Einheit ist nicht nur ein typographisches, sondern auch ein geistiges Problem. Denn jedes Ordnen ist bewußt oder unbewußt ein Werten, und so wird die Bilder-Seiten-Regie zu einem Bekenntnis, das richtig eingespannte Bild aber zu einer geistigen Waffe – besonders, wenn das Mittel der Kontrastierung angewendet wird, wie etwa in einer der letzten Nummern der Arbeiter-Illustrier-

ten, wo Aufnahmen menschenunwürdiger Notbehausungen gegen Aufnahmen großer leerstehender Wohnungen gestellt sind.

Nun sind die Redakteure der Illustrierten Ja nicht selbst Photographen oder Dirigenten eines ausreichenden Stabes von Photographen. Das Material fließt ihnen in der Hauptsache durch die Photo-Presse-Büros zu. Diese aber halten sich bewußt unpolitisch. Sie können auf großen Absatz nur rechnen, wenn sie anerkannt neutral sind. Dadurch sind der Bestimmtheit des Bekenntnisses bei den Redaktionen der illustrierten Blätter schon Grenzen gezogen, und andre Grenzen ziehen selbstverständlich die Rücksichten zwar nicht immer auf den bestimmten einzelnen Inserenten, aber doch darauf, daß das Blatt im Ganzen als ein in alle Kreise hineinreichendes Insertions-Organ gilt.

Übrigens ist in den großen Blättern der Inseratenteil keineswegs der wenigst interessante Teil. Die Inserat-Seiten etwa der Berliner Illustrierten bringen so ziemlich das sachlich und formal Brauchbarste der deutschen Inserat-Kunst und -Technik. Noch immer ist sehr viel Banales dabei, aber eine direkte Einwirkung der Redaktion auf Form und Geschmack der Inserate ist wohl nur dort möglich, wo, wie etwa beim ‚Esprit-Nouveau' der Inseraten-Teil im Ganzen der Zeitschrift keine ausschlaggebende Rolle spielt.

Können sich die bürgerlichen Bilder-Zeitschriften bei allen Partei-Schattierungen so ziemlich mit dem überaus reichen und technisch zum Teil hervorragenden Material an Photos begnügen, das ihnen die verschiedensten Bilder-Büros (Atlantic Photo, Transatlantic, Preß-Archiv, Graudenz) zubringen, so kann jene, die dem Proletariat dienen will, mit diesen Bildern allein unmöglich arbeiten, wie großen Nutzen sie bei kluger Verwendung auch von diesem Material haben wird. Die Arbeiter-Illustrierte, die letzthin, zum Beispiel, höchst wertvolle Aufnahmen C. Z. Klötzels vom Leben der schwarzen Arbeitssklaven brachte, schreibt jetzt einen Preis unter ihren Lesern aus für die besten Aufnahmen aus dem politischen, wirtschaftlichen und sozialen Leben des Arbeiters. „Es gilt, die Schönheit der eignen Arbeit und Arbeitsstätte, aber auch das Grauen des sozialen Elends mit freiem Mute zu erfassen."

Man darf annehmen, daß hier eine sehr, sehr wertvolle Bereicherung unsres Anschauungsmaterials erfolgen wird.

Genug ist nicht genug von Friedrich Markus Huebner

Ein Liebesbrief

Schöner Herr,

im buchstäblichen Wortgebrauche von „Haben" brachten Sie es so weit: Sie „hatten" mich, und Sie haben sich nicht einmal unanstellig benommen. Was nun und wie weiter?

Muß ich jetzt einmal oder auch zweimal in der Woche zu Ihnen kommen, damit Ihnen um Ihr Eigentümerrecht nicht bange wird? Beabsichtigen Sie, mich zu heiraten? Sinnen Sie bereits dem Dreh nach, wie Sie mich wieder loswerden können?

Ich bin neugierig. Nun erst muß sich erweisen, ob Sie mehr als die Befähigung der rasch zugreifenden Hand besitzen. Just an der Stelle, wo unsre Romanschriftsteller die Feder niederlegen, aus Schicklichkeitsgründen oder weil ihnen die Erfahrungen abgehen, beginnt ja erst das spannendste Kapitel. Die Entscheidung, ob eine Liebe entwicklungsfähig ist, bekundet sich nicht durch die Eroberung, sondern am Lendemain.

Damit Sie sich nun nicht vergreifen – denn ich gestehe, Sie gefallen mir, und es wäre schade, wenn Sie sich in meinen Augen hierabsetzten –, muß ich Ihnen eine Eröffnung machen. Erschrecken Sie getrost; es ist eine für Sie peinliche Eröffnung. Sie dürfte Sie aus allen Himmeln reißen. Je nun, ich habe zwischen uns Beiden dies festzustellen: Nichts, durchaus Nichts geschah.

Ihr Lachen ist fehl am Ort. Wenn Sie so feinhörig angelegt sind, wie ich Sie glauben möchte, werden Ihnen ein paar Erinnerungen, die möglicherweise dunkel in Ihnen schlummern, auf die Spur helfen.

Sie küßten mich – ich küßte Sie auch. Die Berührung von Fleisch und Fleisch tat uns wohl. Wir wurden weich vor Genuß, als wir unsre Lippen so weit aufgespalten hatten, daß die Zähne auf einander knirschten. Es war Lust, mehr aber auch nicht.

Sie nahmen mich in Ihre Arme. Durch eine Ritze meiner Augenlider, die Sie für geschlossen hielten, sah ich, wie die Ihrigen erschlaffend zugingen, als Sie die Knospen meiner kleinen Brüste zwischen Ihre Lippen kniffen. Sie bebten. Ihr Beben übertrug sich auf mich. Es war Lust, mehr aber auch nicht.

Unsre Körper preßten sich nackt an einander. Es kam ein Augenblick, wo Sie im Ausbruch Ihrer Kraft schier röchelnd hervorstießen: „Du bist mein“. Dann fiel Ihr Kopf vornüber in die Bucht meines Halses und meiner Schulter, und plötzlich, für den Bruchteil einer Minute, versanken Sie in Schlaf. Jetzt hätte ich, und vielleicht mit stärkerer Gültigkeit, meinerseits sagen können: „Du bist mein“. Ich unterließ es. Wir hatten nur Lust ausgetauscht, mehr auch nicht.

Sie fesseln mich. Ich möchte mit Ihnen Besseres durchkosten als, für eine kürzere oder längere Frist, ergötzlichen Zeitvertreib. Bloßes Vergnügen verweht. Erlebnisse greifen ein, geben uns vielleicht eine neue Richtung, schaffen Erinnerungen für später. Diese sind das Schönste.

Wenn ich Sie nicht vergessen soll, müssen Sie eins zu Wege bringen: daß ich Sie liebe. Die Aufgabe ist eine Kleinigkeit. Obendrein will ich sie Ihnen erleichtern. Seien Sie versichert: der erste Schritt von mir aus ist bereits getan. Bei Ihnen steht es, mich vollkommen zu sich herüber zu ziehen.

Dazu kann es nicht genügen, daß Sie mir mit Ihrem glattrasierten Munde die Wirbelsäule entlang küssen und mit Ihrem Handteller so erregend die Schultern kneten, als wären sie der Sitz des Geschlechts. Es ist vielmehr nötig, zu beachten, daß ich nicht nur aus Fleisch, aus Wärme, aus Geruch bestehe,

sondern daß noch etwas Unsichtbares zur Auflösung und zur Hingabe drängt, wofür seit alters her der Name „Seele“ in Schwang steht.

Vielleicht glauben Sie nicht an so was wie Seele. Wenigstens nicht bei der Frau. Ihr Unglaube, lassen Sie sich warnen, bringt Sie um die tiefsten Genüsse.

Ich nehme an: Sie haben mancherlei erlebt. Immerhin fehlt Ihnen anscheinend der geschulte Blick für die Deutung gewisser, doch recht ins Auge fallender Vorgänge bei einer Frau, die erregt ist. Besäßen Sie diesen, so würden Sie, ohne daß ich es freilich beschwören möchte, grundsätzlich Frauen meiden, die nicht anders als leiblich in Flammen stehen. Sie können wertvollern Entgelt für Ihr Äußeres, für Ihr Ungestüm erhalten, mein schöner Herr.

Achten Sie auf den Duft des Atems Jener, die sich Ihnen hingibt. Dieser Duft kann eine Süße besitzen, für die Sie ohne weiteres einen Vergleich und die Herkunft anzugeben wissen. Er stachelt Ihre Lust. Der Erfolg ist der nämliche, wie wenn Sie sich aus der Chemikalienhandlung Yohimbinpillen besorgen. Aus diesem Odem kann Sie aber auch ein Gefühl anschauern, das Ihre Lust förmlich lähmt. Der Hauch dringt in Ihren Schlund, in Ihre Atmungswege, er rinnt Ihnen durchs Blut, rieselt Ihnen die Nervenstränge entlang, und während die Körper in überliefert handgreiflicher Weise eins sind, geht durch das Rohr der aufeinandergepreßten Mundhöhlen ein Wechselstrom des Untastbaren, ein lindes, ach, so verzauberndes Wehen, Zärtlichkeit ohne Maß, Schenkung des Letzten, Dank und Gläubigkeit, wovon die Selbsttäuschung der untern Körperpartien wiedergutgemacht wird.

Ich bin, Sie wissen es, durchaus keine Verächterin von Wonnen, die nur den Körper betreffen. Doch ist immerhin festzuhalten, daß Verbindlichkeiten keineswegs durch einen gemeinsam gespielten Entkleidungsauftritt geschaffen werden. Man kennt sich, man besitzt sich erst, wenn man, aus dem Munde des Andern das Unsichtbare schmeckend, sich von diesem gespeist fühlt.

Das ist bei uns bisher nicht eingetreten. Aus diesem Grunde glaube ich im Rechte zu sein, wenn ich sagte: Nichts geschah. Sie brachten meinen Körper in Gärung, aber das Andre, das doch ebenfalls tanzen und aufwehen möchte, blieb gefroren.

Die Schuld lag bei Ihnen. Ich war zu Allem bereit. Sie begnügten sich mit zu wenig.

Es kann sein, daß Sie bange sind vor der Liebe, daß solch ein Gefühlsaufwand Sie zeitraubend und beschwerlich dünkt. In diesem Falle wäre es wohl das Geratenste, abzubrechen — meinen Sie nicht?

Möglich, daß Sie mich für überspannt oder von Reue erfaßt halten. Bin weder das Eine noch das Andre. Grade weil Sie mir wert sind, möchte ich, daß Sie sich keiner verkehrten Meinung hingeben.

Sie täuschen sich, wenn Sie meinen, ich hätte mich Ihnen geschenkt. Von solcherlei Leutseligkeit kann zwischen Lie-

benden von vorn herein keine Rede sein. Man gehört ein-
ander sans phrase. Aber bei uns drehte es sich nicht einmal
die Gewährung einer Leihgabe. Ich ging auf Ihr Verlangen
ein. Ich machte kurzerhand mit – das war Alles. In meiner
Wesenheit trage ich nicht die mindeste Stempelspur der
Ihrigen. Womit hätte ich die auch in Empfang nehmen sollen,
da Sie mich verurteilten, seelisch unbeteiligt zu bleiben? Theo-
retisch gesprochen, o, ganz theoretisch gesprochen, hindert mich
nichts, auf den gestrigen Tag hin heute einen andern Mann
und morgen wiederum einen andern Mann zu empfangen...

Dies wäre unmöglich von dem Augenblick an, wo ich
Ihnen gehörte. Daß ich es wünsche, glaube ich Ihnen deutlich
gemacht zu haben. Wie Sie es erreichen, das ist ihre Ange-
legenheit. Vielleicht, schöner Herr, widmen Sie ihr gelegent-
lich Ihr Nachdenken? Natürlich nur, wenn Sie der Fall solch
einer beunruhigenden Gehirnanstrengung wert dünkt.

An einem absagenden Bescheid würde – wenigstens im
jetzigen Stadium – nicht sterben

Ihre A. H. v. G.

Bei näherer Bekanntschaft von Theobald Tiger

Präsentia minuit famam

Von ferne gleichen die Großen im Geist
den Göttern, den hehren.
Solange du gar nichts von ihnen weißt,
kannst du sie verehren.
Doch hast du mit Deutschlands Musenpracht
erst nähere Bekanntschaft gemacht,
dann schick deine Illusionen man pennen:
Du mußt sie nicht kennen! Du mußt sie nicht kennen!

Der flicht an der alten Griechen Statt
die tragische Kette;
doch verreißt ihn das Nordhausener Tageblatt,
dann fällt er aus’t Bette.
Der meckert im Alter wie ein Bock
und kriecht einer Tänzerin unter den Rock.
Und was sie an Damen ihr Eigen nennen:
Du mußt sie nicht kennen! Du mußt sie nicht kennen!

Denn mit etwas hat Gott sie schön angeschmiert:
mit ihren Frauen.
„Mein Mann, mein Mann!“ Dergleichen blamiert:
ein Weibstück, scheeläugig und verschmiert,
in den himmlischen Gauen.
Der sitzt in der Höhle, ein krötiger Greis,
Der spricht nur von sich, weil er sonst nichts weiß:
Von weitem! Laß sie am Himmel brennen!
In Büchern und an Rundfunkantennen...
Aber: Du mußt sie nicht kennen! Du mußt sie nicht kennen!

Nieder mit dem Roten Kreuz

Bei einer Rettungsübung des Roten Kreuzes ist unter den Klängen eines Militärmarschs ein kleiner Junge ertrunken.

Und als sich der Schwarm verlaufen hatte, wards still in der Runde, und es ist nichts geschehen. Die Fäden, an denen dieses rote Kreuz schaukelt, reichen zu hoch hinauf.

Daß eine große Organisation einmal Pech hat, daß in einem solchen Rahmen auch Fahrlässigkeiten vorkommen können, wäre keiner öffentlichen Behandlung wert, wenn nicht etwas Grundsätzliches dahintersteckte.

Das Rote Kreuz ist eine durchaus wilhelminische Einrichtung geblieben.

In den leitenden Stellen wimmelt es von Adligen, von ehemaligen hohen Militärs und andern Rentenempfängern, von Oberstabsärzten, von Leuten, die aus dem Kriege her in unangenehmster Erinnerung sind. Der Damenflor setzt sich aus Blüten zusammen, die viel zu wenig karikiert werden: diese maßlos hochmütige, egoistische, rafferische Kastenfrau, die Alles vom Staat beansprucht, weil sie ihn als ihr gehörig ansieht, und ihm nichts gibt als ein Rudel Jungen, die Mamachen flott imitieren. Es ist das jene Gattung, für die Wohltun Zinsen bringt – 6 Prozent –, und die das Almosen dem Armen nur darreicht, wenn der die Hacken zusammenschlägt, also „eine ordentliche Gesinnung“ hat. Vorgesetzte einer Nation, die sich still und dämlich nachsetzen läßt.

Der Herr Pressechef im Roten Kreuz – wer wäre heute ohne einen solchen! –, der das hier liest, möge nun ja nicht nachsichtig die Achseln zucken und sprechen: „Der bedauerliche Unfall wird zu einigen verallgemeinernden und verhetzenden Angriffen gegen das Rote Kreuz benutzt...“ Diese" Melodie können wir im Schlaf singen. Es handelt sich hier um den Unfall als Anlaß, einmal einem Gefühl Ausdruck zu geben, das Viele teilen. Das Rote Kreuz ist seiner Organisation, seiner Personalzusammensetzung, seiner Fürstenverehrung nach: militärisch, reaktionär, antidemokratisch.

Man muß also abraten, dieser Einrichtung auch nur einen Groschen zukommen zu lassen. Sie verdient ihn nicht. Wer für die öffentliche Pflege der Unfallsverletzten etwas tun will, der gebe den Arbeiter-Samaritern oder der Roten Hilfe. Nicht dem schwarz-weiß-roten Kreuz. *Ignaz Wrobel*

Rechtsanwalt Lammers

In Nummer 28 hat Morus so viel von dem Rechtsanwalt Lammers gesprochen, daß eine Anzahl Leser der „Weltbühne“ den Wunsch geäußert haben, mehr von dem Manne zu hören. Den Leuten kann geholfen werden.

Während der Kriegszeit fiel bei den zahllosen Konferenzen in der Kriegsstoff-Abteilung ein etwa 35jähriger, mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse geschmückter Reserveoffizier auf, der als Wortführer der Papierindustrie hervortrat. Es war der Rechtsanwalt Clemens Lammers, der als Junior-Partner ein großes Düsseldorfer Kartellbüro in Berlin vertrat. Er wurde schnell ein gern gesehener Mittelsmann zwischen Staat und Papierindustrie. Trotz seinen stark kapitalistischen Neigungen bewahrte er sich eine gewisse Objektivität und lehnte die Vertretung allzu egoistischer Ansprüche ab. Lammers hatte bald die Rolle als „junger Mann“ satt, löste sich ziemlich kraß von seinem Düsseldorfer Büro und wurde Hauptgeschäftsführer der damals sehr einflußreichen Papierindustrie, die er energisch, aber auch schmiegsam führte, und der er recht bald eine ausschlaggebende Stellung im Präsidium und in der Kartellstelle des Reichsverbands der deutschen Industrie verdankte.

Auch in diesem Fall erwies sich, daß der Reichsverband ein gutes Sprungbrett in die Politik ist. Eines Tages wurde auf dem industriellen Flügel der rheinischen Zentrumspartei der Wunsch laut, „Wirtschaftler“ ins Parlament zu entsenden. Man ließ Lammers in Köln und auf der Hauptversammlung des Reichsverbands Probereden halten und eins, zwei, drei stand er, ohne irgendeine politische Leistung aufgewiesen zu haben, bei den vorletzten und letzten Wahlen zum Reichstag an sicherster Stelle auf der Reichsliste des Zentrums, zu dessen Stegerwald-Flügel er sich rechtzeitig bekannt hatte. Nachdem er Abgeordneter geworden war, wurde er selbstverständlich sofort große „Kanone“ im Reichsverband, obschon er bis dahin noch nie eine eigne Meinung gehabt, sondern nur in rhetorisch gewandter Sprechweise andrer Leute Gedanken wiedergegeben, den Ruf seiner Objektivität durch viele „Einerseits – Andrerseits“ gefestigt und vor Allem nie vergessen hatte, in etwas öligem Ton das Wort „Ethik“ seinen gerührten Hörern zuzurufen. In der Zentrumsfraktion sicherte er sich einen beträchtlichen Einfluß, da er nie anzudeuten vergaß, daß er auch für die Nöte der Arbeitnehmer ein warmes Herz habe. Den Posten als simpler Papier-Syndikus gab er auf, blieb aber „Vertrauensmann“ dieser Gruppe. Verarmt ist er dadurch nicht, da er zum Ersatz bedeutsame Aufsichtsrats-Posten in der chemischen Industrie erhielt. Dann ging es schnell noch weiter aufwärts: Kandidat für das Amt des Reichswirtschaftsministers bei jeder Krise, Delegierter des Reiches auf der Internationalen Genfer Wirtschafts-Konferenz – und schließlich siegte er so gar im Endspurt bei dem Kampf um den Vorsitz im Reichs-Enquete-Ausschuß.

Auch „geschickte“ Männer sind nötig. Aber bislang hat Lammers stets günstige Situationen auszunutzen gehabt. Dabei ist er – das soll anerkannt werden – recht fleißig. Hoffentlich zielt sein Ehrgeiz höher, als ein „Stresemann des Zentrums“ zu werden. Er könnte sich heute, im Besitz und Genuß von Erfolgen, die in so vielen Untergründen wurzeln, den Luxus solch höhern Ehrgeizes leisten. *Felix Hertzka*

Gefängnis für Filmkritik

Fritz Rau war verantwortlicher Schriftleiter der kommunistischen ‚Süddeutschen Arbeiter Zeitung‘ in Stuttgart. Er ist jetzt, am 18. Juni 1926, vom Vierten Strafsenat des Reichsgerichts, der unter dem Vorsitz des Reichsgerichtsrats Lorenz tagte, zu neun Monaten Gefängnis verurteilt worden. Warum? Die Anklageschrift sagt:

Den Schriftsteller Fritz Rau... klage ich an, im Dezember 1925 ... als verantwortlicher Schriftleiter der ‚Süddeutschen Arbeiter-Zeitung‘ durch ein und dieselbe Handlung

a) das hochverräterische Unternehmen, die Verfassung des Deutschen Reiches gewaltsam zu ändern,

b) an einer geheimen und staatsfeindlichen Verbindung- (§§ 128, 129 StGB), die die Bestrebung- verfolgt, die verfassungsmäßig festgestellte republikanische Staatsform des Reiches zu untergraben, teilgenommen oder sie oder im Dienste ihrer Bestrebungen als Mitslied mit Rat und Tat unterstützt zu haben...

(Das Deutsch mag sich der Verfasser der Anklageschrift patentieren lassen.) Worin bestand nun Fritz Raus Unterstützung des „hochverräterischen Unternehmens, die Verfassung des Deutschen Reiches gewaltsam zu ändern“? In einer Filmkritik: in einer Kritik des von der Zensur freigegebenen Lenin-Films: ‚Sein Mahnruf‘. Und die „geheime und staatsfeindliche Verbindung“, an der der Kritiker „teilgenommen“, war die – unsres Wissens 1925 auch in Württemberg nicht verbotene – Kommunistische Partei Deutschlands. Was aber hat dieser „Hochverräter“ Rau in seiner Kritik geschrieben? Die Anklageschrift bringt den ganzen Aufsatz wörtlich, legt aber besondern Wert auf die Zeilen:

„Lenin ist tot, aber sein Werk lebt", ist der Mahnruf, den der Film an Tausende und aber Tausende gelangen läßt. Mögen die deutschen Arbeiter diesen Mahnruf ebenso hören wie die russischen, die ihn damit beantworteten, daß sie zu Hunderttausenden in die Kommunistische Partei, in die Reihen der Partei Lenins eintraten.

Und sowas hält der Vierte Strafsenat des Reichsgerichts für Hochverrat.

Es kann keinen Zweifel unterliegen, daß dieser Artikel unter dem Deckmantel einer Besprechung einer Filmvorführung den Zweck verfolgt, den Lesern die Lehre einzuprägen, daß die Lage der Arbeiterschaft nur durch den bewaffneten Aufstand nach dem Vorbild Rußlands gebessert werden könne, und daß es gelte, diesem „Vorbilde" nachzueifern... Mit dieser Tendenz fügt sich der Artikel auch völlig der gegenwärtigen Richtung der Politik der K.P.D. ein, die – gerichtsbekanntermaßen – zwar zur Zeit ihr Hauptaugenmerk darauf richtet, durch Gewinnung möglichst vieler neuer Mitglieder zur „leninistischen Massenpartei" zu werden, dabei aber ihr Ziel, bei nächster sich bietender Gelegenheit zum gewaltsamen Sturze der Verfassung zu schreiten, unverrückt im Auge behält und grade den Aufbau der bolschewistischen Massenpartei als das beste Mittel zur Verwirklichung dieses Zieles ansieht.

Das ist ja eine ganz furchtbare Sache, die das Reichsgericht da entdeckt hat. Aber haben Friedrich Engels, Wilhelm Liebknecht, August Bebel, Paul Singer und Andre nicht auch schon eine revolutionäre Massenpartei schaffen wollen? Haben diese Sozialdemokraten nicht schon 1893 im deutschen Reichstag erklären lassen: „Wir haben die Revolution nicht abgeschworen, wir werden sie nicht abschwören... Wir sind eine revolutionäre Partei." Oder ist für das Reichsgericht eine „leninistische Massenpartei" etwas Anderes als eine „revolutionäre Partei"? Außerdem: die Kommunisten erklären seit einem Menschenalter ganz offen, daß ihr Ziel die sozialistische Republik ist, und haben wirklich nie ein Geheimnis daraus gemacht, daß sie bereit sind, den Klassen- und Massenkampf um ihre Republik, wenn es sein muß, auch mit Waffengewalt zu unterstützen. Doch zur Zeit ist das Hauptaugenmerk der Kommunisten Deutschlands darauf gerichtet, „durch Gewinnung möglichst vieler neuer Mitglieder zur ‚lenistischen Massenpartei' zu werden".

Und das soll ein Verbrechen gegen die republikanische Staatsform sein? Literarische Mitarbeit bei der Werbung neuer Mitglieder – das soll ein Verbrechen sein, das der Vierte Strafsenat des Reichsgerichts mit neun Monaten Gefängnis zu bestrafen wagt?

Propaganda für Ideen, Propaganda für ein Ziel wird hier mit harter Freiheitsstrafe belegt. Verfassungsmäßig gewährleistete Rechte werden durch eine Rechtsprechung à la Horthy, durch eine Rechtsprechung à la Zankoff, also durch eine „gut bürgerliche" Rechtsprechung niedergeknüppelt. Noch einige Schritte auf diesem Wege, und die Urteile des Vierten Strafsenats des Leipziger Gerichts, das heißt: die Urteile des ehemaligen und hier neu aufgebügelten Staatsgerichtshofs zum Schutze der Republik werden die Paragraphen der Reichsverfassung ergänzen, gestalten und schließlich ersetzen. Die Verfassung der Republik hat weit gefährlichere Totengräber als kommunistische Redakteure und Filmkritiker. Wir denken dabei nicht nur an die illegalen militärischen Verbände und ihre Beschützer – wir denken dabei auch an gewisse Gerichtsurteile, an gewisse Staatsanwälte und an gewisse Richter...

Wird Fritz Rau und mit ihm das Recht und die Verfassung neun Monate im Gefängnis sitzen? *Arthur Seehof*

Gedenktag

Auf die Stunde, heute vor zwölf Jahren,
quoll der Eiter, und die Beule barst.
„Morden!" schmetterten die Kriegsfanfaren
über Berge, Wälder, Meer und Karst.

Schätze wuchsen, wenn die Menschen schwanden,
von Granatenheulen schrill umjault.
O, sie haben ihr Geschäft verstanden,
daß der Leichenberg noch heute fault!

Wenn, bereit, aufs Neue zu befehlen,
Ihr geschmeichelt eure „Taten" bucht,
hört den Schrei aus Millionen Kehlen:
„Sieger! Führer!! Hetzer!!! Seid verflucht!!!!"

Ernst Huth

Schießübungen und Geschäft

Es ist ja längst kein Geheimnis mehr, daß sich die interessantesten politischen Vorgänge mit schamloser Zensurlosigkeit in die Handelsteile der Zeitungen einzuschmuggeln pflegen. Vielleicht nimmt man mit einigem Recht an, daß sie dort Niemand beachtet.
Aber werfen wir doch einen Blick auf eine so gutbürgerliche, wohlbegründete Erscheinung, wie es der Geschäftsbericht der Köln-Rottweil A.G. ist. Die Produktion dieser Gesellschaft läßt an Vielseitigkeit nichts zu wünschen übrig, und so kann nicht fehlen, daß der Bericht ein hübsches rundes Bild unsrer Tage gibt. Kunstseide, Stapelfaser, Vulkanfiber, Linoleum und manches Andre — Alles grau in grau und krisenbeladen. Aber wie? Steht es so schlecht um uns? Keineswegs, denn wir haben ja eine nationale Bewegung, und diese bewegt sich in der bekannten Art auf den bekannten Schießplätzen. Nicht umsonst; im Gegenteil: mit hohen Kosten. Und diese sind es, die in jenen Bericht den nationalen Hoffnungsschimmer bringen: „Gut war nur das Geschäft in Sport- und Handelspulver."

Trösten wir uns. Solange der Rückgang des Massenkonsums durch ein gutes Geschäft in Pulver ausgeglichen wird, ist die deutsche Wirtschaft noch nicht verloren. *Richard Freund*

Ruck nach Rechts

Wir sehn die „Mütter" von Paris,
wie sie in Wehen kreißen,
und wie sie die Finanzgenies
gleich dutzendweis verschleißen.

Wer augenblicks nicht helfen kann,
regiert nur ein paar Stunden.
Jetzt haben sie den „starken Mann":
Poincaré gefunden!

Den sie geschmäht, verfemt, verflucht,
er bremse jetzt die Pleite.
Ja, wenn man starke Männer sucht,
schielt man zur rechten Seite.

Wir aber lächeln ob des Drehs:
Uns kann nichts mehr passieren!
(Weil unsre Herrn Poincarés
schon jahrelang regieren.)
Karl Schnog

Richter über Richter

Dies steht in den Mitteilungen des Preußischen Richtervereins:

„Wenn irgendwo, so heißt es im parlamentarisch regierten Staate: Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott. Darum müssen wir Richter selber für unsre Unabhängigkeit streiten. Und das beste Streitmittel ist der Weg absoluter Unparteilichkeit. Jeder Schritt von diesem Wege nach rechts oder links führt uns ab von unsrer Unabhängigkeit. Es gibt nur ein Gradeaus, um unbeirrte Neutralität gegenüber der Politik sowohl im Amte wie in der Richterorganisation zu wahren. Um es nochmals zu wiederholen und es allen unsern Mitgliedern einzuschärfen: kein Gedanke und kein Wort auf dem Richterstuhle, das nach rechts oder links neigte, kein Schritt des Verbandes, der irgendeiner Parteipolitik dienstbar wäre!

Bedauerlicherweise sind nun neuerdings wieder zwei richterliche Entgleisungen bekannt geworden, die eine Beeinflussung von Urteilssprüchen durch parteipolitische Anschauungen erkennen lassen. Sie dürfen zwar sicherlich nicht zu Angriffen gegen die Rechtsprechung verallgemeinert werden, müssen aber hier als Amtsmißbrauch und Verfassungsverletzung zur ernsten Mahnung gebrandmarkt werden. In einem Strafurteil gegen zwei antisemitische Agitatoren heißt es nach Mitteilungen, die als wahr angenommen werden müssen: ‚Die Angeklagten haben sich strafbar gemacht. Es war aber nichts geplant, was die staatliche Ordnung gefährden konnte. Das deutsche Volk erkennt mehr und mehr, daß das Judentum schwerste Schuld an unserm Unglück trägt, und das erfassen immer weitere Kreise. An einen Aufstieg ist nicht zu denken, wenn wir nicht die Macht des Judentums brechen.' In einem andern Urteil, das wegen Beleidigung eines preußischen Ministers ergangen war, ist gesagt, daß ‚die

heutigen Minister geringern strafrechtlichen Schutz verdienten, da sie nicht die gleiche Vorbildung wie die Minister der Monarchie hätten‘. In diesen beiden Urteilen wird also die richterliche parteipolitische Ansicht als für die Entscheidung maßgebend zum Ausdruck gebracht, was eine verbotswidrige unterschiedliche Rechtsanwendung enthält.“

Besser ein reuiger Sünder denn zehn Gerechte, rief Gottes Engel über Sodom und Gomorrha. *Laplacius*

Der Fall ‚Stunde‘

Es ist ein Verhängnis, nein, ist innere Logik, daß die Presse des Skandals abstirbt im Skandal der Presse. Der Fall ‚Stunde‘ nahm seinen Ausgangspunkt im Verfall Wiens, und aus dem Fall wurde ein Sturz erst, als die Zahlungsunfähigkeit dieser Stadt feststand. Wer noch kein Marxist ist, könnte es hier werden. Es ist nicht die wilde Feder des Wiener Kierkegaard Karl Kraus, nicht die späte, aber nützliche Bundesgenossenschaft der ‚Arbeiterzeitung‘ und auch nicht die publizistische Einheitsfront von der ‚Neuen Freien Presse‘ bis zur ‚Roten Fahne‘, was dem Schandtreiben der Bekessy-Leute in Wien ein, ach, so spätes Ende gesetzt hat, sondern – so paradox ist oft das Leben –: der Tiefpunkt des wirtschaftlichen Niedergangs ist der Ausgangspunkt des moralischen Aufstiegs geworden. Solange die Geschäftsleute in der Stadt dick verdienten, ließen sie den Inseratenerpresser willig mitverdienen. Jetzt, da keine Geschäfte mehr gemacht werden, da neun Zehntel der Banken auf dem Zentralfriedhof der Wirtschaft begraben liegen, gibt es auch keine Beute mehr für die Piraten der Publizistik, und wer bereits in Konkurs ist, entdeckt, daß er sich nicht mehr zu fürchten braucht. In dem Augenblick, da Alle wußten, daß Alle pleite sind, da erkennen sie, daß es nichts mehr zu erschweigen gibt und daher auch nichts mehr zu fürchten. Das ist der nüchtern-wirtschaftliche Hintergrund des Hinauswurfs Emmerich Bekessys aus Wien.

Es ist notorisch, daß die ‚Stunde‘, als die Luft schwül wurde, offen und ungeniert in das Lager der Christlichsozialen Partei überging. Kein Politiker war ihr zu reaktionär, als daß sie verschmäht hätte, sich von ihm politischen Schutz zusichern zu lassen. Es nützte Alles nichts. Bekessy, der rechtzeitig das Weite gesucht hatte, kehrt nicht mehr nach Wien zurück; er hat die Mehrheit der Aktien des Kronos-Verlags an seine Gläubiger (an die Druckerei und zwei Annoncenfirmen) verkauft und begnügt sich mit einer ausgiebigen Rente, die er noch jahrelang aus Wien beziehen wird. Aber die Verhaftung der beiden Geschäftsleiter des Kronos-Verlags O’Brien und Forda bietet eine Gewähr dafür, daß die Angelegenheit ‚Stunde‘ noch nicht erledigt ist. Wenn es zum Prozeß kommt, dann wird es nicht ein Prozeß O’Brien-Forda werden, sondern – so weit kann Bekessy gar nicht sein, um das zu verhindern – ein Prozeß Bekessy.

Bruno Frey

Liebe Weltbühne!

Im Salon einer Pension. Man raucht und trinkt Mokka. Lucy v. Jacobi widerspricht mit unendlich zäher Sanftmut und großer Geduld einem silberblonden Tennisbaron, der blauäugig und eifrig gegen den Volksentscheid agitiert.

Als ihm aber ein beflissener Herr Jadassohn voll und ganz in die Seite tritt, fährt sie den höchst unwirsch an: „Sie da, hören Sie auf! Wenn ein Goi Dummheiten zusammenschwätzt, ist das anmutig – bei einem Juden ist es pervers!“

Lebensweisheit

Es ist ganz gleich, ob Preuße oder Schwabe,
Verstehen und verzeihen! ist das menschlichste Gebot.
Ein jeder Mensch hat etwas Kot an seinem Stabe.
Und Einer streichts dem Andern sanft aufs Brot.

Fred Endrikat

Walter Hasenclever. Sie haben in Nummer 28 vorgeschlagen, die Redakteure des ‚Kladderadatsch', die vom sichern Port gemächlich zum Kriege hetzen, in eine Arena zu sperren und sich gegenseitig totschlagen zu lassen. Fast denselben Einfall hat – raten Sie: wer gehabt? Willhelm der Zweite als Prinz. In Emil Ludwigs Buch tut er den Ausspruch: „Sicher kommen die Konflikte wesentlich von den Intrigen und dem Ehrgeiz der Minister, die mit so strafbaren Mitteln ihre Macht befestigen wollen; man sollte sie dann allein mit der Waffe den Kampf ausfechten lassen, das würde sie von Abenteuern abhalten und unschuldiges Blut retten." Nach Tische las mans anders. Da gab er den schwarzgelben Bundesbrüdern die Blankovollmacht zu jenen Abenteuern, aus denen er sein schuldiges Blut und dank der Dummheit seines Lakaienvolkes ein Riesenvermögen gerettet hat.

N. B. Sie schicken mir einen Berliner Sensationswisch, der über einen meiner Mitarbeiter eine alberne Lüge enthält. In dem Kopf, den auch dieses Blättchen merkwürdigerweise hat, trotzdem ihm nach dem Inhalt nur ein Unterleib zuzutrauen ist, steht der Satz: „Alle Sendungen sind stets nur an die Redaktion, Geld nur an den Verlag, niemals an einzelne Redakteure zu richten." Das ist unlauterer Wettbewerb des Sklavenhalters. Da werden die armen Kulis den Leuten, deren Skandalosa sie gegen Bezahlung verschweigen, ja wohl immer höchstselbst auf die Bude rücken müssen.

Paul Eipper. Ich war selber traurig, Ihre Erinnerungen an Moritz Heimann in Nummer 29 durch zwei Druckfehler entstellt zu sehen. Unser Freund wäre nicht am 13. Juli 59, sondern am 19. Juli 58 Jahre alt geworden.

Theaterbesucher. Die ‚Volksbühne' schreibt von Herrn Ludwig Sternaux: „Er nennt die Inszenierung des Dramas ‚Sturmflut' ein ‚künstlerisches Fiasko' und fährt dann fort: ‚Schade auch um die Leistung der Gerda Müller... und ganz verfehlt das Experiment des Regisseurs Holl, Bühne und Film zu verquicken.' Regisseur der ‚Sturmflut' war bekanntlich Erwin Piscator, Gerda Müller hat in dem Stück nie die Bühnen betreten. Man muß wirklich staunen, mit welcher Leichtfertigkeit manche Kritiker ihr Urteil abgeben." Nicht minder freilich muß man staunen, daß Herr Ludwig Sternaux als Kritiker bezeichnet, und daß das edle Wort Urteil durch die Verbindung mit seinem Namen entwertet wird. Nur die Leichtfertigkeit – dagegen ist nichts zu sagen. Aber die braucht man unterm Strich des Berliner Lokal-Anzeigers, um von dem Teil überm Strich nicht abzustechen.

Zeitungsleser. Ein Greenhorn stellt öffentlich Betrachtungen über die Presse an und gelangt zu dem lapidaren Satz: „Rechts hat Charakter, links das Talent." Daß Rechts kein Talent hat, daß es kaum deutsch schreiben kann, daß es umso weniger deutsch schreiben kann, je geräuschvoller sichs seines Deutschtums rühmt: das lehrt jeder Blick in eines dieser Organe. Aber Charakter? Wenn Rechts Charakter hat, so ist Charakter, dem Abonnenten ehern zu verschweigen, daß sein besiegter Heros Ludendorff auf dem Felde der Kapitalverschiebung und Steuerhinterziehung mühelos Sieger geblieben ist, hingegen früh und spät den Magdeburger Rudolf Haas als überführten Mörder zu behandeln, weil er Jude ist. Charakter? Ich kannte einen schlesischen Bauern, der in solchen Fällen zu sagen pflegte: „Chorakter is nich vorhanden, und was von Chorakter vorhanden is, is Aasware."

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Zum 11. August von Carl v. Ossietzky

Mißvergnügter Sommer. Auf eine Stunde Sonnenschein drei Regentage. Häufung von Elementarkatastrophen. Zusammenbrüche politischer Charaktere. Schon fault das gelbe Laub an den Wegen, und überall riecht es nach Sumpfwasser.

Just in die Saison fällt der Verfassungstag, der diesmal besonders tönend begangen werden soll. Voriges Jahr hatte man für die Festrede im Reichstag einen Professor aus Bonn gechartert. Vor zwei Jahren hat Heidelberg den Redner gestellt. Jetzt wäre wohl Hannover an der Reihe gewesen. So ist es kein Wunder, daß auf professoralen Schmuck verzichtend, Külz Höchstdieselbst ins Geschirr steigen wird.

*

Adolphe Thiers am 26. Dezember 1871:

> Und hier, meine Herren, spreche ich wie immer aus voller Überzeugung, aber glauben Sie mir, Sie, die Sie einen loyalen Versuch mit der Republik machen wollen, und Sie haben recht: dieser Versuch muß ehrlich gemacht werden. Man muß nicht Komödie spielen, und eine Regierungsform versuchen wollen mit dem Hintergedanken, sie zu Falle zu bringen. Diesen Versuch muß man ernstlich und aufrichtig machen... Nein, ich wiederhole es: wir sind keine Komödianten. Wir sind aufrichtige Männer! Wir wollen diesen Versuch ehrlich machen...

So Adolphe Thiers, der einmal Minister des Bürgerkönigs gewesen war.

*

Die Gründer der dritten französischen Republik sind ebenso wenig Revolutionäre gewesen wie die der ersten deutschen. Auch der Weg zur republikanischen Verfassung Frankreichs ging über einen niedergeworfenen Proletarieraufstand. Dort Gallifet, hier Noske.

Aber die Pariser Bürgerdemokraten haben gewußt, daß keine neue Regierungsform sich behaupten kann, wenn nicht das gestürzte System völlig entwurzelt und sein Apparat vernichtet wird. Die deutsche Revolution hat einen bis auf die versehentlich abgebrochene kaiserliche Spitze intakten monarchistischen Staatsorganismus übernommen. Der erste Aufruf des Volksbeauftragten Ebert schon betonte: Kontinuität.

„Man muß nicht Komödie spielen, und eine Regierungsform versuchen wollen mit dem Hintergedanken, sie zu Fall zu bringen.“ Die Weimarer Verfassungsmacher haben so bösartige Hintergedanken kaum gehabt. Sie haben überhaupt nicht viel Gedanken gehabt. Sie haben eine brave, brauchbare, wenn auch im Einzelnen nicht eben wasserdichte Arbeit geleistet, aber vergessen, daß Macht dazu gehört, wenn eine Verfassung funktionieren soll. Sie haben der Kontinuität vertraut. Deshalb

bedeutet die Verfassung keine Grundlage, sondern ein Nebenbei. Das Bewußtsein der Kontinuität regiert. Nach sieben Jahren trägt die demokratische Republik noch alle Kennzeichen des Provisoriums.

So kann ein kleiner Untersuchungsrichter dem Staat ungestraft Paroli bieten. Er wirft dem preußischen Innenministerium Mordbegünstigung vor, während er selbst den ihm übertragenen Fall in bizarr parteiischer, sachlich unmöglicher Art behandelt. Der Justizminister, heißt es, hat das Disziplinarverfahren beantragt. Langes Schweigen. Nach fast einer Woche begibt sich der Vorsitzende des Disziplinarsenates, der Oberlandesgerichtspräsident in Naumburg, endlich nach Magdeburg, um sich den Fall mal anzusehen. Immer mit der Ruhe. Wäre nicht der jüdische Kaufmann Haas, sondern ein preußischer Prinz das Opfer der Inquisitionskünste des Herrn Kölling, der Herr Oberlandesgerichtspräsident hätte das erste beste Flugzeug bestiegen, und jener Kölling wäre noch am selben Tag als amtliche Existenz ausgelöscht worden.

Der Magdeburger Fall ist nicht der schwerste. Es ist viel ärgeres Unrecht geschehen. Aber niemals zeigte sich einleuchtender der Bankrott der Republik vor dem Mechanismus des alten Staates. Und es zeigt sich, daß selbst das Beste davon, das scheinbar Überzeitliche, zu einem Instrument bösartiger Obstruktion und giftigen Unrechts wurde.

Unabhängigkeit des Richters? Die Hugenbergpresse höhnt: Einst war sie das Palladium des Liberalismus, heute rüttelt Ihr Demokraten zuerst daran! Zunächst: richterliche Unabhängigkeit hat unterm alten Regime niemals bestanden; einzelne starke Charaktere haben sich wohl durchzusetzen gewußt, das Gros schwankte wie Rohr im Wind. Aber Unabhängigkeit hat niemals und nirgends Privileg zur Rechtsverletzung bedeutet. Grade der in seinen Entscheidungen freie Richter hat die doppelte Pflicht, nur seinem Gewissen zu folgen und... von seinem Verstand Gebrauch zu machen. In das deutsche Richtertum aber ist ein Überheblichkeitskoller gefahren, wie er sich wahrscheinlich nur noch in der Reichswehr findet. Und damit ist selbst für diesen Staat die Grenze des Erträglichen erreicht. Eine zweite Institution wie die Reichswehr: nein, das geht nicht. Die Reichswehr, das weiß jeder denkende Republikaner (nicht jeder spricht es aus, allerdings), zählt nicht zu den republikanischen Institutionen. Sie kostet eine Stange Geld, aber tangiert uns nicht weiter. Vegetiert dahin wie eine Art Naturschutzpark, profanen Besuchern verboten. Der Fall Justiz ist ernster. Die Justiz ist dem Alltag tausendfältig verhaftet: Schicksal, Hoffnung, Rettung und Verderb für Unzählige. Eine Justiz mit den Allüren der Reichswehr, das trägt die Anarchie mitten in die Gesellschaft, viel gründlicher als es gelernte Umstürzler jemals könnten, – das unterhöhlt den Staat. Das abso-

lute Königtum des schwarzen Talars als Monarchieersatz, das ist schlimmer als die erbliche Monarchie.

Joseph Wirth hat in seinem Aufruf für die Republikanische Union mitgeteilt, daß im Spätherbst dieses Jahres entscheidende Ereignisse stattfinden würden. Das ist orphisch dunkel und trotzdem nicht so schrecklich, wie es klingt. Entscheidende Ereignisse? Wenn es doch einmal so weit wäre! Ein Tigerbiß ist besser als bei lebendigem Leibe von Würmern zernagt zu werden. Was braucht die Reaktion eigentlich noch? Eine Bastion muß sie noch nehmen, und hier vollendet sich langsam die Umzingelung: das preußische Innenministerium.

Nein, Doktor Joseph Wirth, es geht nicht mehr um die dramatische Entladung entscheidender Wendungen. Die Reaktion denkt gar nicht daran, die Republik in die Luft zu sprengen: sie hat sie fest und läßt sie unter ihren Händen allmählich verfallen. Sie beherrscht die republikanischen Institutionen und verwaltet sie so, daß die Demokratie ad absurdum geführt scheint. Das ist viel bequemer als Umsturz.

...wenn das Alles vorüber ist, werden wir uns die Augen reiben. Wir hatten die Republik und haben nichts von ihr gewußt. Wir sind in Ägypten gewesen und haben die Pyramiden nicht gesehen. (Text für die Verfassungspredigt vom 11. August.)

*

Die Wehrverbände, Stahlhelm voran, haben die sächsischen Volksparteiler vor die Entscheidung gestellt: entweder schwarz-weiß-roter Block bei den Landtagswahlen im Oktober oder Ausstoßung aus der nationalen Gemeinde. Einstweilen sträubt sich das offizielle Parteiorgan noch tapfer. Das ist der erste Versuch, die seit langer Zeit von Herrn Jarres und Herrn v. Gayl propagierten Einigungspläne in die Praxis umzusetzen: Rechtsblock unter Stahlhelm-Patronat.

Wenn aber die Volkspartei in Sachsen nach Rechts abschwimmt, was wird dann aus den biedern Regierungssozialisten, die der Großen Koalition zu Liebe die Partei gesprengt haben? Bittere Lektion für die Hilferdinge, die noch immer an die Große Koalition glauben.

*

Im Berliner Börsen-Courier stand vor ein paar Tagen das folgende hübsche Verschen über die werdende Eisenunion:

> Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
> der wollte keine Pleite;
> drum ließ er Säbel, Schwert und Spieß
> vorerst einmal beiseite.
> Drum gab er uns das Kontingent,
> die Eintracht der Kanonen —
> und Friede ward dem Kontinent
> bei Preisen, die sich lohnen.

*

Reichsgerichtspräsident Dr. Simons ist kürzlich für Pan-
europa eingetreten mit der besonderen Begründung, daß sich
auf diesem Wege am leichtesten der Anschluß Oesterreichs
an Deutschland vollziehen könne. Das ist eine gefährliche
Motivierung europäischer Einigungswünsche: eine junge Idee
wird mit nationalen Ambitionen bepackt; Zankäpfel werden ihr
gleich bündelweis aufgebürdet. Man kann sicher sein, daß die
Paneuropäer anderer Nationen nicht entsagungsvoller sind.

Im Herbst wird Coudenhove-Kalergi auf einem Paneuropa-
Kongreß zum ersten Mal seine Heerscharen mustern. Dann
wird deutlich zur Erscheinung kommen, daß die Bewegung zu
schnell in die Breite gegangen ist und allerhand merkwürdiges
Geflügel schon im paneuropäischen Hühnerhof Unterschlupf gefunden hat.

Coudenhoves Vorsprung vor dem alten Pazifismus: er fängt
voraussetzungslos an, gibt ein konkretes, positives Ziel, nicht
Weltanschauung. Damit entfällt jene Rechthaberei und Formel-
seligkeit, die namentlich den deutschen Pazifismus oft so un-
leid gemacht hat, auch -das Gezänk, was Pazifismus nur
eigentlich sei und wer sich mit Recht Pazifist nennen dürfe;
eine Frage, die die Pazifisten auch nach dem nächsten Welt-
krieg noch nicht entschieden haben werden.

Coudenhoves Manko: er kreirt eine Intellektuellenbewe-
gung ohne Volk. Er nimmt Unterschriften prominenter Politi-
ker, einem jungen, eleganten Aristokraten gern gegeben, schon
für Tat. Er scheidet und siebt nicht und fällt damit zurück in
die Anfänge des modernen Pazifismus, in die Tage der Suttner,
wo man freundliche Aufrufe an die Machthaber der imperia-
listischen Staaten richtete und nichts erreichte als eine Samm-
lung liebenswürdigst gewährter Händedrücke.

Paneuropa als Idee: das bedeutet Fortschritt gegenüber
dem vergreisenden Pazifismus. Paneuropa als Methode: das
ist ein Rückfall in illusionäre Zeiten.

Coudenhove selbst ist zu coulant und zu früh berauscht
von den schnellen Erfolgen nicht seiner Politik, sondern seiner
interessanten Persönlichkeit. Paneuropa ist zur Zeit ein
Gedanke im Frack. Wir wollen gewiß nichts gegen einen gut
angezogenen Gedanken sagen, aber erweisen wird sich seine
Wirkung erst im Arbeitskleid. Wenn die Paneuropäer, die
heute so üppig herbeiströmen wie zu einem guten Essen, erst
zu maulen beginnen, daß sich ihre nationalen Wünsche eigent-
lich viel besser durch Krieg verwirklichen ließen als durch
europäische Einung, dann wird Coudenhove zu bewähren
haben, ob er dem Format seiner Idee entspricht. Heute ist er
noch zu sehr Salonangelegenheit, internationale Berühmtheit und
dernier cri, rangierend etwa zwischen Suzanne Lenglen und
Krishnamurti, dem indischen Messias.

Panzerkreuzer Potemkin von P. Nivel

Aus den Geheimakten der zaristischen Diplomatie

Als in den Juni-Tagen des Jahres 1905 auf den Schiffen der Schwarzmeer-Flotte eine Meuterei ausgebrochen war, da war es in Petersburg das Ministerium des Innern, das die Einzelheiten zuerst erfuhr. Umgehend benachrichtigte der Leiter des Innenministeriums: General Trepoff, dem die sämtlichen Polizeichefs des zaristischen Rußland unterstellt waren, den Außenminister Graf Lambsdorff. Die Meldung lautete:

...Auf dem Panzerkreuzer der Schwarzmeerflotte ‚Fürst Potemkin-Tawritscheski' ist eine Matrosenmeuterei ausgebrochen; die Matrosen bemächtigten sich des Schiffes, nachdem sie einen Teil der Offiziere getötet und die übrigen an Land gesetzt hatten. In Begleitung der Torpedoboote, die sich angeschlossen haben, verließ der Panzerkreuzer den Hafen von Odessa mit dem mutmaßlichen Kurs auf Konstantinopel...

(Der sonst allwissende Trepoff hatte sich diesmal getäuscht: die ‚Potemkin' hatte die Richtung nach Rumänien eingeschlagen und lief schließlich am 19. Juni 1905 in den Hafen von Konstanza ein.)

Die ‚Potemkin' hatte die Möglichkeit, einen beliebigen Schwarzmeerhafen Rumäniens, Bulgariens und der Türkei als Zufluchtsstätte zu wählen. Dem wollte die russische Regierung vorbeugen, indem sie entsprechenden Druck auf Bukarest, Sofia und Konstantinopel auszuüben versuchte. Die Verteidigungsmöglichkeiten der rumänischen Häfen Galatz und Konstanza, für den Fall eines Angriffs durch die ‚Potemkin', waren damals sehr beschränkt: die Häfen hatten zu ihrem Schutz nur die beiden schwächern Kriegsschiffe der rumänischen Flotte ‚Elisabeth' und ‚Mirca', die dem mächtigen russischen Panzerkreuzer und dem begleitenden Torpedoboot Nummer 267 – denn einzig dieses, nicht mehrere hatten sich dem Meutererschiff angeschlossen – nur schwachen Widerstand hätten leisten können. In ähnlicher Lage befanden sich auch die Häfen Bulgariens: Warna und Burgas, sowie die an der Schwarzmeerküste der Türkei gelegenen Hafen.

Obgleich die ‚Potemkin', die sofort mit den rumänischen Behörden in Verhandlungen getreten war, nicht versäumte, diesen zu versichern, daß ihr jede Absicht eines gewaltsamen Vorgehens gegen die fremden Mächte fernläge, ließ die Nervosität der rumänischen, bulgarischen und türkischen Behörden nicht nach. Die Beunruhigung der Schwarzmeer-Mächte wurde noch durch die Haltung der internationalen Presse gesteigert, die die Öffentlichkeit mit sensationellen Meldungen und Berichten über den angeblichen Übertritt eines Teils der russischen Schwarzmeer-Flotte zu den Aufständischen überhäufte.

Die überstürzten und planlosen Maßnahmen der russischen Regierung trugen wenig zur Beruhigung der Gemüter bei. Die Flut der Bitten und Vorstellungen, die Rußlands diplomatische Vertreter bei den Regierungen Rumäniens, Bulgariens und der Türkei vorbrachten, bewirkten nur, daß die Lage immer ver-

worrener wurde. Schließlich wurde die öffentliche Meinung Europas in noch größerm Maße beunruhigt durch das Erscheinen neuer russischer Kriegsschiffe im Schwarzen Meer, die zur Verfolgung der ‚Potemkin' entsandt worden waren, und deren Besatzung fast ausschließlich aus Seeoffizieren bestand. Durch diese Maßnahme geriet Rußland in eine besonders peinliche Lage, was aus der folgenden Geheimmeldung des russischen Militärattachés in Rumänien vom 24. Juni 1905 unter Nummer 65 an den General Poliwanoff im Generalstabe hervorgeht:

> ...Im Zusammenhang mit dem Erscheinen eines nur mit Offizieren bemannten russischen Torpedobootes vor Konstanza tauchten in der hiesigen Presse Gerüchte über eine allgemeine Meuterei unsrer Flotte auf, woraus sich angeblich die Notwendigkeit ergäbe, Offiziere mit der Verfolgung der Meuterer zu beauftragen. Ich halte es für notwendig, Eurer Exzellenz noch mitzuteilen, daß in der hiesigen Presse die Lage so dargestellt wird, als ob unsre gesamte Flotte sich der revolutionären Bewegung angeschlossen hätte, was in Verbindung mit den Berichten über Japans Siege reichlichen Stoff für kränkende und uns diskreditierende Zeitungsartikel und Karikaturen liefert.

In Petersburg herrschte die größte Aufregung. Das Kriegs- und das Marineministerium, das Innenministerium und das Auswärtige Amt befanden sich Tag und Nacht in lebhaftestem Meinungsaustausch. Ins Ausland flogen Depeschen, und Petersburg wurde mit Telegrammen aus Bukarest, Konstantinopel, Sofia, London und Paris bestürmt, die über die ‚Potemkin'-Taten Einzelheiten zu berichten wußten. Da traf in Petersburg, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, am 22. Juni morgens die folgende telegraphische Meldung ein:

> ...Aus streng vertraulicher Nachrichtenquelle erfahre ich, daß der englische Botschafter auf Weisung seiner Regierung beim Sultan vorstellig geworden ist, um die Genehmigung zur Durchfahrt zweier englischer Kreuzerschiffe durch die Dardanellen zu erwirken. Diese Schiffe sollen zum Schutz der Handels- und andern Interessen Englands im Schwarzen Meer bestimmt sein. Vorläufig hat der Sultan diese Bitte abgelehnt. Er wäre jedoch bereit, im Falle einer Bedrohung der englischen Interessen auf diese Angelegenheit zurückzukommen.

So meldete der russische Botschafter in der Türkei, der Wirkliche Geheime Rat Sinowjeff, seinem Minister.

Diese Nachricht war besonders charakteristisch für die Panik, die die Meuterei der ‚Potemkin' in der internationalen Politik hervorgerufen hatte. Sie wurde als eine Warnung aufgenommen, die die Möglichkeit ankündigte, daß England versuchen würde, die Schranken des internationalen Abkommens in der Dardanellenfrage zu durchbrechen, und rief in den Regierungskreisen Petersburgs eine ungeheure Bestürzung hervor. Nach einer erregten Nachtsitzung im Auswärtigen Amt wurde am Morgen dem russischen Botschafter in Konstantinopel durch die chiffrierte Depesche Nummer 293 der Standpunkt Petersburgs mitgeteilt:

> Durchfahrt zweier englischer Kreuzer durch die Dardanellen würde eine feindselige Handlungsweise Rußland gegenüber bedeuten. Die Kaiserliche Regierung würde sich in

diesem Falle von ihren Verpflichtungen bezüglich des Dardanellen-Abkommens für entbunden halten. Wir können nicht annehmen, daß der Sultan einer solchen Maßnahme seine Zustimmung erteilen würde.

Nach Ankunft dieser Depesche wurde der russische Botschafter sofort vom Sultan in einer Privataudienz empfangen. Die Unterredung galt hauptsächlich der Meuterei auf der ‚Potemkin'. Der Sultan versicherte dem russischen Botschafter, daß er Alles tun werde, um auf Ersuchen der russischen Regierung die Versorgung der ‚Potemkin' mit notwendigen Lebensmitteln und Heizmaterial zu verweigern. Weiterhin hob der Sultan hervor, daß das ganze türkische Küstengebiet, außer dem Bosporus, völlig schutzlos und die Türkei nicht imstande sei, den Meuterern im Fall eines Angriffs Widerstand zu leisten. Im Verlauf der Audienz kam der russische Botschafter auf das eigentliche Thema der Unterhaltung zu sprechen, indem er darauf hindeutete, daß Rußlands äußere Feinde am Werke seien, um die gegenwärtig geschaffene Lage für ihre Zwecke auszunutzen, daß aber die russische Regierung auf die freundschaftlichen Gefühle des Sultans nach wie vor rechne. Der Sultan brachte in seiner Antwort zum Ausdruck, daß der Zar der wohlwollenden Absichten und der Ergebenheit der Türkei Rußland gegenüber durchaus versichert sein könne. Die russische Regierung jedoch war mit dieser Erklärung des Sultans nicht zufriedengestellt und übermittelte dem russischen Botschafter in London Graf Benckendorff in einer Depesche vom 24. Juni unter Nummer 297 den Bericht des Wirklichen Geheimen Rats Sinowjeff mit der Weisung, „dieser Angelegenheit die größte Aufmerksamkeit zu widmen". Gleichzeitig beauftragte Petersburg die sämtlichen auswärtigen Agenturen seines Geheimnachrichtendienstes, irgendwelche Tatsachen auszukundschaften, die Englands Absicht, die Weiterungen der ‚Potemkin'-Affäre seinen eignen Interessen dienstbar zu machen, belegen könnten. Ein solches Beweismaterial war jedoch nicht aufzutreiben.

Allerdings traf in Petersburg die Mitteilung des russischen Botschafters in Konstantinopel zur selben Zeit ein, da im englischen Unterhaus eine Anfrage über die „Sicherheit der englischen Untertanen im Schwarzen Meer" an die englische Regierung gerichtet wurde. Die englische Regierung beantwortete diese Interpellation ausweichend. In ganz entschiedener Weise äußerte sich Graf Benckendorff gegen die Glaubwürdigkeit der Mitteilung aus Konstantinopel. Er stellte die Möglichkeit der Durchfahrt englischer Kriegsschiffe durch die Dardanellen ins Schwarze Meer in Abrede und behauptete, daß England eine derartige Aktion ohne Verständigung mit Rußland und den andern Großmächten nicht in die Wege leiten würde.

Die Verletzung des internationalen Abkommens in der Dardanellen-Frage, laut welchem die Durchfahrt fremder Kriegsschiffe ins Schwarze Meer nur auf einen besondern Erlaß des Sultans hin und mit Einwilligung der Großmächte gestattet war, hätte England, nach Meinung des Grafen Benckendorff, nicht gewagt.

Und wieder wurden Depeschen zwischen Petersburg, London und Konstantinopel ausgetauscht, und wie zuvor bestand Konstantinopel auf seiner Behauptung, während London ableugnete. War hier Sinowjeff im Recht, oder irrte Graf Benckendorff? Das ist ein Geheimnis der zaristischen Diplomatie geblieben.

Am 25. Juni, nachdem die ‚Potemkin' zum zweiten Mal in den Hafen von Konstanza eingelaufen war, ergab sich das Schiff den rumänischen Behörden, und der rumänische Minister des Auswärtigen Graf Lahovary verkündete Europa mit Stolz: „Der Fall ‚Potemkin' ist erledigt! Die Gefahr im Schwarzen Meer ist gebannt!"

*

Die Meuterei fiel in die Zeit russischer Mißerfolge auf dem Kriegsschauplatz im fernen Osten und in die Aera schwerster Erschütterungen im Innern des Landes. Für die zaristische Regierung galt als Hauptziel, alle Kräfte auf die Unterdrückung der revolutionären Bewegung zu konzentrieren. Es wird deshalb begreiflich sein, daß in der ‚Potemkin'-Affäre der Petersburger Regierung namentlich an der Auslieferung der meuternden Matrosen in die Hände der zaristischen Justiz gelegen war, um diese für die „Auflehnung gegen die Obrigkeit" erbarmungslos aburteilen zu können.

Bei Durchsicht der – dem frühern russischen Ministerium des Äußern entnommenen – Dokumente, die unter dem Sammelnamen: ‚Meuterei auf dem Panzerkreuzer Potemkin-Tawritschewski' registriert waren, ergibt sich, daß nur ein geringer Teil darin unser Thema berücksichtigt. Indessen ist die Meuterei auf der ‚Potemkin' interessant nicht nur vom Standpunkt eines Versuchs zur Bildung einer revolutionären Kerntruppe im absolutistischen Rußland. Mit der Tat der ‚Potemkin', die die Erinnerung an eine der interessantesten Etappen des russischen Revolutionskampfes wachruft, eröffnet sich vor uns gleichzeitig einer von den vielen charakteristischen, wenn auch wenig bekannten Konflikten, an denen die geschichtliche Vergangenheit und Gegenwart der beiden alten Rivalen: England und Rußland so überaus reich ist.

Nochmals § 175 von Botho Laserstein

Dem alten Arzt, der in Nummer 31 gegen meine Ausführungen in Nummer 29 angeht, mit wenigen Worten zu erwidern, scheint mir Pflicht. Denn bei diesem Problem darf es keine Zweideutigkeit-geben;_sonst fällt man den Homosexuellen während einer Schlacht in den Rücken, die deshalb so schwer ist, weil es da gegen die bête humaine geht. Daß ich die aber verteidige, sollte man mir als einem Weltbühnenmann nicht unterstellen.

In Wirklichkeit besteht zwischen dem alten Arzt und mir, der ich mich seit langem mit den gerichtlichen Hilfswissenschaften beschäftige, und dessen Spezialgebiet die medizinische Seite des Sexualrechts ist, kein Zwiespalt. Ebensowenig kann man ihn darum in meinem Aufsatz finden.

Dort war gesagt, Hyan, in Nummer 25, bestreite zu Unrecht, die Begründung zum Strafgesetzentwurf behaupte mit Recht, daß der neue § 267 die Tragweite der Bestimmung klarstelle. Das wird nicht bestreiten können, wer bedenkt, daß – von Gesetzes wegen – kein Richter mehr etwas anderes als beischlafähnliche Handlung, keiner weib-weibliche Umarmung wird bestrafen können (schweigt drum, während der Gesetzberatung, von Lesbos, weil in diesem Punkt Verschlechterung droht!) Damit würde die bisherige höchstrichterliche Definition Gesetz. Was aber besagte das? Daß eben Alles beim Alten bleibt. Und daraus ergab sich mir notwendig: jede Kritik des § 175, die am Formaljuristischen klebt und das tat Hyans –, ist unfruchtbar. Sie ist nicht wurzeltief; denn sie sieht nicht hinter der Wirkung die Ursache. Und wenn es darum auch richtig bleibt, daß man mit rechtlichen Konstruktionen die Not der Homosexuellen nicht beseitigen wird – darin traf sich meine Glosse mit der des alten Arztes –: diese Seelenqual wird verschwinden, sobald das Gesetz verschwunden ist.

Und da sehe ich doch weniger schwarz als unser alter Arzt. Der Weg vom Eulenburg-Prozeß über Krafft-Ebing, Moll, Freud, Bloch, Placzek, Hirschfeld bis zur Affäre des Werwolfs Haarmann ist nicht umsonst zurückgelegt. Er ist gepflastert mit der auch in Juristenkreisen wachsenden Erkenntnis, daß Homosexualität – wenigstens in der Mehrzahl der Fälle – Alles eher als eine raffinierte Triebbefriedigung, daß sie eine oft quälende Naturanlage ist, die man menschlich darum nicht bekämpfen, sondern nur hinnehmen kann. Dieser Erkenntnis zur Alleinherrschaft zu verhelfen, muß der Arzt mit dem Juristen klärend zusammengehen. Und nur Einen Widerspruch darf es da geben: den der Logik gegen einen herz- und geistlosen Gesetzesmechanismus.

Tübingen von Hermann Schützinger

Wie eine fixe Idee beherrscht mich seit Wochen der Gedanke: Du mußt nach Tübingen, in diese Pflanzstätte schwäbisch-germanischer Studentenkultur; du mußt dir mal das Laboratorium der Jugenderzieher betrachten, das aus der geistigen Elite dieses so gutmütigen Schwabenstammes zu Zeiten eine haß- und wutgeschwollene Kohorte bildet, befähigt, wie der Fall Gumbel und der Russenmord bei Gräfelfing beweisen, einen Trümmerhaufen von zerschlagenen Stuhlbeinen oder ein schweigendes Massengrab hinter sich zu lassen.

Zwei württembergische Studentenkompagnien hatten Ende April 1919 bei München in einem Anfall von Blutrausch 52 gefangene Russen, die dank völliger Ahnungslosigkeit von der politischen und militärischen Lage Deutschlands kampflos in ihre Hände gefallen waren, gegen Recht und Gesetz, ohne ordentliches kriegsgerichtliches Verfahren niedergeknallt. Die Erlaubnis zu dem bestialischen Schützenfest im Steinbruch von Gräfelfing hatten sie erst durch die Drohung, andernfalls an dem Vormarsch gegen München nicht weiter teilzunehmen, von ihren militärischen Befehlshabern erpreßt: also Totschlag in Tat-Ein-

heit mit dem Versuch der Meuterei. Es ist in jenen Sturmtagen zweifellos ein gutes Dutzend Massenmorde verübt worden – die Mordtat an den katholischen Gesellen, der Mord von Perlach, der Massenmord in der Französischen Straße, der Geiselmord und alle die andern –: aber keine jener „Massenhinrichtungen“ trägt so sehr das Motiv des Blutrauschs und der kaltblütigen Mordlust wie der Russenmord von Gräfelfing. Er erfolgte außerhalb des Rahmens jeder Gefechtshandlung, trotz Widerspruch der eignen Führer, an völlig verstörten, zum Greifen unschuldigen Menschen, ohne jede Not, nur weil die im Blutsumpf des Weltkriegs hochgezüchtete Bestie mit einer gradezu erschreckenden Wildheit ein Opfer verlangte.

Weil ich in einer Polemik gegen den Perlacher Pfarrer Hell auch die Tragödie von Gräfelfing beim richtigen Namen genannt hatte, verbot das Rektorat der Universität Tübingen meinen für den 5. Juli 1926 geplanten Vortrag vor den republikanischen Studenten und stellte sich damit, mehr oder minder bewußt, auf den Standpunkt der Mordfreiheit des akademischen Bürgers im Bürgerkrieg. Nun sind zwar die Schützen von damals, die das wohllöbliche Rektorat in Schutz nehmen möchte, jetzt Staatsanwälte, Amtsrichter, Medizinalräte, Pastoren und Polizeiassessoren, also längst in Amt und Würde und tragen die Ruten und die Beile der Republik – trotzdem ließ ichs mir einen halben Tag kosten, aus einer württembergischen Vortragsreise heraus der Alma mater von Tübingen, aus kriminalpsychologischen Gründen, in Gedenken an Gräfelfing, meine gehorsamste Aufwartung zu machen.

An der Neckar-Brücke in Tübingen steht, einen mächtigen Sturmhelm und einen Humpen zur Seite, als Brückenheiliger in Stein gehauen, Graf Eberhard mit dem Bart, ein Symbol des alten Württemberg – und eine Mischung von Kellerluft und Rauschebart liegt über dieser sonderbaren Stadt. In der Mitte drängt sich um das Rathaus und die Stadtkirche die alte Reichsstadt mit ihren Türmen und Toren zusammen, links oben reckt sich die Feste Hohentübingen wie eine Trutzburg der schwäbischen Landesuniversität selbstbewußt zum Himmel auf, und rechts auf den flachen Uferhöhen schauen die Kliniken und medizinischen Viertel und die Corpshäuser des begüterten Teils der Studentenschaft mit korrekten Giebeln und Fronten aus den wohlgepflegten Parks.

Hohentübingen scheint den Philosophen, Astrologen, Theologen und Alchimisten reserviert zu sein; einige mächtige Wallbüchsen und Hirschfänger, flankiert von Herrn Eberhards gewaltigen Landknechtsgestalten über dem Burgtor, kündigen wenigstens an, daß hier deutsche Wissenschaft getrieben wird, und ein Anschlag an den Torpfosten fordert zum Besuch des berühmten Burgkellers auf. Der Kellermeister, mit einem wallenden Rauschebart angetan, macht sich gewichtig im Burghof zu schaffen und kommandiert seine Gehilfen, die wie Zyklopen die Fässer aus den Gewölben rollen und in der Tiefe des Burgverließes hantieren, während ein scharfer Essiggeruch aus den Kellerluken in die Höhe steigt. Dazwischen summt wie aus einer Gebetmühle der singende Vortrag der Dozenten.

Im Eckturm hat sich ein „Jugendwanderheim“ etabliert, an das Viereck der Feste geklebt, wie die Daliborka an den Hradschin zu Prag, tief unten die Wiesen des Berghangs und die Giebel der Neckar-Vorstadt; man mißt mit den Augen, ob der Geheimschreiber Fabricius hier seinen „Fenstersturz“ überstanden hätte. Das Jugendwanderheim gliedert sich, durch die Schwere seiner mittelalterlichen Formen leicht in die Konturen der schwäbischen Universität ein, und ein knurriger Anschlag verkündet dem wandernden Scholaren das harte Los des Proleten: „Arbeitslose Wanderer haben hier keinen Zutritt!“ Man greift sich an den Kopf: Was wißt Ihr Philister von der Arbeitslosigkeit?

Zwölfeläuten. Der Großstadtmensch, der seit Jahren keine Mittagspause und keine zweigeteilte Arbeitszeit mehr kennt, erstaunt, wie ein Schlag die Türen des Kollegs, der Seminare, der Geschäfte und Restaurants öffnet und schließt und, wie beim Glockenspiel am Münchner Rathaus oder an der Potsdamer Garnisonkirche, den gesamten Inhalt dieser putzigen Universitätsstadt förmlich in Paradeschritt setzt: den Haufen der buntbemützten Studenten, das Rudel der wandervogelmäßig maskierten Studentinnen, die Universitätsangestellten und Beamten und schließlich die würdige Dozentenschaft. Aus den Kneipen dringt frischer Bratengeruch und der ätzende Duft des an der Theke verdunstenden Weins eben in jener typischen Mischung von Kellerluft und Rauschebart.

Ein Professor steht einige Schritte von uns an der Ecke und erteilt seinem achtungsvoll, in der Haltung des Reserveoffiziersaspiranten lauschenden Studiosus noch schnell einen wohlgemeinten Rat. Ein kreisrunder Schlapphut ziert des Professors ehrwürdige Perücke, eine schmale Gelehrtenbrille verdeckt die zusammengekniffenen Augen, ein grauer Regenschirm trommelt im Takt aufs Pflaster, und aus dem geröteten Gesicht des offenbar höchst zornigen Alten stößt wuchtig und imponierend – der Rauschebart.

Die Tübinger Studentenschaft, die da in dieser Mittagsstunde um uns herumbrodelt wie in einem aufgestörten Karpfenteich, wirkt wie ein seltsames Mixtum compositum aus den gutmütigen, breitmäuligen, mit echt schwäbischer Lebensfroheit ausgestatteten Bürger- und Bauernsöhnen Württembergs und den herrischen, mit imitierten nordischen Schmissen auftretenden Industriellensöhnen. Die Einen latschen in abgerissenem Rock und abgetretenen Absätzen mit einer schulmeisterlichen Kleinstadteleganz durch die Straßen in ihre Bierlokale und Studentenbuden zwischen hohen Giebelhäusern, Kirchen und Alumnaten – die Andern steigen mit herrischer Geste und mit einer dummdreisten Arroganz in das Villenviertel der Corpshäuser und Burschenschafterheime hinüber: über Beide aber herrscht mit einer durch das Milieu dieser sonderbaren Stadt gestärkten Autorität der verbissene Kleinstadtprofessor, der Rauschebart und knetet den Teig zu einem völkisch-deutschnationalen Kuchen.

In den Buchläden liegen breit und protzig die „Werke“ des J. F. Lehmann- und des Scherl-Verlags: ‚In Stahlgewittern‘ von

Jünger, Hitlers und Ludendorffs ‚Memoiren' und aller von der Großstadt ausgespiene antisemitisch-teutonische Kitsch. Ein Kino – ‚Ka-Li' – brüllt mit Riesenlettern: „Nur für Erwachsene! Der große Rheinlandfilm ‚Die Wacht am Rhein' 7 Akte aus Deutschlands Schicksalstagen während der Besetzung. Angepaßte Musikbegleitung: Sie sollen ihn nicht haben den freien, deutschen Rhein; Was ist des Deutschen Vaterland?; Strömt herbei, Ihr Völkerscharen!; O, Rheinland, juble!"

Da beginne ich zu kapieren: Graf Eberhard mit dem Bart, Hohentübingen, Kellermeister und Kinobesitzer, Verlagsbuchhändler und Antiquare, Wissenschaftler und Hetzapostel, Revanche-Gentlemen und Rauschebärte – das schuf und schafft das Gebräu in den Köpfen dieser Alma mater. Das von Zeit zu Zeit sein Gefäß zersprengt und fünfzig „Verräter" wie ein „Stahlgewitter" tötet. Die Schwobeköpf' und Spätzlebube sind trotz ihrer unendlichen Gutmütigkeit und Querköpfigkeit nur die Faust, das Instrument einer Herrenschicht gewesen, die sich des Idylls einer kleinen Universität sehr geschickt zu bedienen vermag. Reißt ihr den Rauschebart vom Gesicht, dann bleibt die glattrasierte Fratze des Vertreters der Betlehem Steel Co., der Anilin- und Sodafabrik, der Krupp, Schneider-Creuzot, Skoda und Konsorten – kurz: des internationalen Rüstungskapitals.

Um diese Erkenntnis reicher, stiegen wir von Hohentübingen ins Tal hinab und dachten an das Russengrab von Gräfelfing, da drüben, weit über der Rauhen Alb.

Reichsehrenmal von Hermann Krelaus

Hört Ihr in Massengräbern diesen Streit?
Bebrillte Glatzen und gedrillte Knaben,
die neuen Heldensinn gefunden haben,
bemühen sich, Schakalen gleich und Raben,
um Eure Ehre, Ruhe, Seligkeit.

In Konferenzen, Reden ohne Zahl
belügen sie sich geifernd um die Wette
von wegen und zugunsten einer Stätte,
die Jeder gern in seinem Garten hätte –
teils Hain, teils Stein; genannt: Reichsehrenmal.

Gedachtermaßen als Symbol und Dank
für Euern Irrtum, Eure blinde Treue!
Und sie begründen, unbeschwert von Reue,
mit Euern Opfern künftige und neue
Gemetzel, Krieg mit Gas und Tank.

Indessen Ihr verfault, zerstückt und nackt,
sind Eure Kinder siech und arm geblieben,
sind Eure Frauen ihrer Lust verschrieben,
sind Eure Eltern in den Tod getrieben –
Elend und Not, wohin Ihr seht und packt.

Wollt Ihr fürs Ehrenmal gestorben sein?
Soll alles Leid in Schwarzweißrot verwehen?
Vor Denen, die besoffen Rache krähen,
muß Euersgleichen bettelnd abseits stehen!?
Steht auf aus Massengräbern! Schreitet ein!

```
Lieber Herr Müller-Jabusch,

als ich gestern auf der weißen Bank – die Sie immer noch
nicht kennen! – unter meinen alten Lindenbäumen saß (wo-
mit ich nicht sagen will, daß sie mir gehören, wenigstens nicht
im gewöhnlichen Sinne), rief mir meine Frau zu: „Warum liest
Du nicht Storm?“ Sie sah nämlich, daß ich in Ihrem Almanach
las, und fand das der idyllischen Situation nicht angemessen.
Da sieht man wieder, daß die Frauen viel lieber geprägte Form
genießen als den wogenden Wirklichkeitsstoff selbst anpacken
mögen... Also ich las in Ihrem Almanach und blieb dabei
eine recht gute lange Zeit, denn aus diesen Daten, Zahlen, No-
tizen, Listen und Verzeichnissen baute sich mir etwas auf, was
ich gleich Vielen ewig studiere, ohne es jemals zu kennen: die
politisch-soziale Gegenwart. Ihr Buch ist Stoff, nur solcher,
es überrascht wie jeder echte Stoff – man staunt darüber,
liest und lernt. Wenn ich einem Primaner etwas zu Weih-
nachten oder einer Nichte etwas zur Konfirmation zu schenken
habe, werde ich Ihren Almanach kaufen. Die Jugend muß mer-
ken, was es eigentlich mit dieser Wirklichkeit auf sich hat: die
Phantasie versteht sich ja von selbst. Wenigstens bei ordent-
lichen Jungens und Mädchen.

Das vorletzte Mal war Ihr Almanach ein broschiertes
Büchlein, das man in die Brusttasche stecken konnte; heute
ist er, der Jahrgang 1925, ein Band von 700, der ergänzende
von 1926 einer von über 500 Seiten, eng gedruckt, zweispaltig
– alle Achtung! Er kostet auch 25 und 15 Mark... herzlichen
Glückwunsch! So etwas will geschafft sein.

Die Arbeit ist solide. Reichsbehörden haben freigebig
noch nicht veröffentlichtes Material an Zahlen und Tatsachen
gespendet – das war weise, denn nun kommen diese Dinge
wirklich unter die Leute. Alle Stellen haben Ihnen mit An-
gaben gedient (eine schöne Post müssen Sie jeden Morgen ge-
habt haben!) – bis auf die Nationalsozialistische Arbeitspartei
und eine einzige diplomatische Vertretung in Berlin. Sie sagen
nicht, welche – wenn wir wieder bei Habel sitzen, werden
Sie mir das ins Ohr flüstern. Auch so etwas muß man wissen.
Was mich besonders verblüfft hat: das Schema des Aufbaus
der Reichsbahn (Seite 130)! Zum ersten Mal hab ich begriffen,
was mit dieser wichtigsten aller Verwaltungen eigentlich los ist.
Von großem Wert sind auch Angaben über den Verband der
nationalen Minderheiten Deutschlands. Wenige ahnen, daß
sich der Bund der Polen in Deutschland mit dem Schleswig-
schen Verein, dem Serbski Zwjazk (offenbar einer wendischen
Propagandastelle), dem Friesisch-Schleswigschen Verein zu
einem solchen Verband zusammengeschlossen hat, ja, daß der
eine gemeinsame Zeitschrift herausgibt. Man hört ja nur von
deutschen Minderheiten im Ausland...

Wie durchorganisiert dieses heutige Deutschland doch ist!
Arbeitgeberverbände – Arbeitnehmerverbände: zu einer die-
ser beiden Gruppen gehören wir Alle, wenn wir überhaupt
irgendeinen Beruf ausüben. Da gibt es bei den Arbeitgebern
```

den „Zentralausschuß“, den Spitzenverband, mit Präsidium, Vorstand, Arbeitsausschüssen, Geschäftsführung, Zentralleitung, da gibt es für die einzelnen Zweige der Industrie die Fachverbände – allein beim Bergbau 17 verschiedene! Lithographen, Töpfer, Gärtner, Holzarbeiter, Zuschneider, Nautiker, Kraftfahrer, Stallschweizer... sie alle, alle haben sich nun wieder für ihr Teil zusammengeschlossen, mit sozialistischen, konfessionellen, syndikalistischen, nationalistischen Grundsätzen: merkwürdig, daß bei den Arbeitgebern die Grundsätze offenbar keine Rolle spielen, wenigstens nicht die trennenden. Die Arbeitgeber sind absolut einseitig, verbunden durch das große Interesse des Profits...

Was mir nicht gefällt, lieber Herr Müller-Jabusch, ist die Art, wie Sie das schwierige Problem der Annonce diesmal, besonders aber 1925 gelöst haben. Eine große Anzahl Textseiten enthält zur Hälfte oder zu zwei Dritteln Geschäftsanzeigen. Manchmal kommen auch ganze Anzeigenseiten vor.
Sie haben nun in sinniger Weise dafür gesorgt, daß die Anzeige sich innerlich dem Text einordnet. In Ihrem Städteverzeichnis steht Aachen selbstverständlich an der Spitze; gleich daneben teilt uns ‚Der Volksfreund‘ von Aachen mit, daß er dort mit 30 000 Exemplaren das gelesenste Blatt ist. Die Existenz der Stadt – Ammendorf! war mir bis jetzt unbekannt. Sie liegt in Sachsen. Eine Anzeige der Kreisbank des Saalkreises erbietet sich jedenfalls, uns alle Geschäfte zu erleichtern, wenn wir einmal dorthin verschlagen werden sollten. Die gute Stadt Neuß am Rhein hat sich eine ganz eng gedruckte Seite geleistet, um für sich Reklame zu machen. Bei Plauen bietet sich sogar ein Hotel an. Sie selbst haben sich ja entschlossen, bei den einzelnen Städten Hotels anzugeben – es fragt sich, ob das in einen Politischen Almanach hineingehört. Wenn es bei deutschen Städten auch eine gewisse Bedeutung haben mag – bei ausländischen werden dergleichen Angaben durch Reiseführer überflüssig gemacht, die man ja doch haben muß. Sollte ich wirklich einmal nach Ohraha im Staate Nebraska (Vereinigte Staaten von Amerika) kommen, so hoffe ich, das Hotel Rome auch ohne Ihren Almanach ausfindig zu machen. Also das ist Ballast.

Bei den Anzeigen ist mir noch aufgefallen, daß die Zahl der ausgesprochen rechtsstehenden Verbandsanzeigen wesentlich größer ist als die der linksstehenden. Der Verlag K. F. Koehler, der den Almanach jetzt übernommen hat, ist ja selbst ein rechtsstehender Verlag; man wird sich nicht wundern, wenn er seine eignen Verlagswerke ausgiebig an jeder Stelle empfiehlt. Es berührt freilich nicht sehr angenehm. Aber auch J. F. Lehmann-München – sogar der Hammer-Verlag ist reichlich vertreten. Der gehört meinem Gefühl nach nicht in ein Unternehmen, das absolut parteilos sein will. Die vornehmsten und größten Verleger haben überhaupt nicht angezeigt.

Also: Sie werden Ihrem Unternehmen sehr nützen, wenn Sie den gesamten Inseratenteil einer gründlichen Revision unterziehen. Baedeker sieht von allen Anzeigen ab. Machen Sie es wenigstens wie Meyer: Anzeigen an den Schluß!

Nun habe ich noch einige kleinere Ausstellungen, die Sie wohlwollend aufnehmen werden. Die historischen Daten seit Christi Geburt finde ich überflüssig; erweitern Sie dafür die zeitgeschichtliche Übersicht der letzten Jahre – das braucht man, und das sucht man auch in einem Politischen Almanach. Bei einer Anzahl von Universitäten fehlen die Gründungsjahre: Marburg, das in diesem Jahr Jubiläum gefeiert hat, wird es Ihnen besonders übelnehmen. Die Philosophische Akademie in Erlangen ist im Begriff, einzugehen – Sie scheinen das vorausgeahnt zu haben, als Sie sie nicht anführten. Die Akademie des Bauwesens in Berlin ist unter die Akademien der Wissenschaften gekommen, was von diesen als eine schwere Kränkung aufgefaßt werden wird – fürchten Sie denn nicht Roethes Zorn? Auch das Kölner Institut für katholische Philosophie gehört unter die Universitätsinstitute, wenn es überhaupt angeführt werden soll, und nicht unter die Akademien der Wissenschaften. Sie scheinen überhaupt, einem Zug der Zeit folgend, neuerdings Sinn für das Katholische zu haben. Sie haben, wenn ich richtig zähle, 40 Männerorden und 54 Nonnenorden aufgeführt – darunter auch die Salesianer Don Boscos, die Pallottiner, die Cellitinnen, die Missionsschwestern vom kostbaren Blut, die weißen Schwestern Unsrer Lieben Frau von Afrika, von denen ich bisher nichts wußte. Bei der evangelischen Kirche befinden sich wohl die Herrnhuter und die Heilsarmee; nicht aber die Diakonissinnen und das Rote Kreuz, nicht das Rauhe Haus, nicht Pastor v. Bodelschwingh.

Darf ich nun ein bißchen schulmeistern? Die Adresse von Asquith stimmt nicht (ich habe selbst in London in der gleichen Straße gewohnt). Seit Jahren ist eine meiner wichtigsten Aufgaben, den Akzent auf dem Namen Clemenceau zu bekämpfen – warum grade diesem Manne mehr geben, als ihm gebührt? Beim Namen des Reichspräsidenten haben Sie dafür, zweifellos aus demokratischer Verblendung, ein „von“ weggelassen. Der Rat der Volksbeauftragten ist am 10. November konstituiert worden (es war das schon spät genug).

Unser gemeinsamer Freund Ulrich Rauscher hat bei der Mobilmachung 1914 die erschütternde Geschichte erzählt von dem Soldaten, der auf dem Transport verrückt wurde – und hat nachdenklich beigefügt: Wie großartig hat diese Riesenmaschine funktioniert, wenn solch ein einzelner Fall – und mögen es noch zwei, drei andre gewesen sein – die einzige Ausnahme war! Meine Ausstellungen bedeuten, daß die überwältigende Mehrheit Ihrer Angaben stimmen.

Zum Schluß noch eine Bitte: Nehmen Sie unter die „tausend Politiker der Gegenwart“ das nächste Mal auch – mich auf. Tausend und einer sind es allerdings jetzt schon (Sie haben es gemacht wie beim Salutschießen). Komme ich noch hinzu, dann helfen Sie der alten Melodie zu einer neuen Pointe: „ (aber in Spanien) tausendundzwei, denn er ist auch dabei!“

Glückauf für 1927!

Der Ihrige

Veit Valentin

Zuchthaus! von A. Mann

Vor Jahrzehnten hat Hans Leuß aus seinen Erlebnissen im Zuchthaus ein Buch gemacht, von dem er sich eine Besserung der Zustände erhoffte. Daß seine Hoffnung vergeblich war, beweisen diese Aufzeichnungen aus einer zehn Jahre zurückliegenden Strafverbüßung, der Folge einer tragisch verlaufenen Liebesaffäre. Sie sind einer Denkschrift entnommen, die der „Zuchthäusler“ auf Wunsch Gustav Radbruchs verfaßt hat, als dieser Reichsjustizminister war. Dann hat sich die Denkschrift zu einem Buch ausgewachsen, worin A. Mann sein ganzes Schicksal und seine umfassenden Erfahrungen in deutschen Zuchthäusern schildert, und das nächstens erscheinen wird.

Am dritten Tage nach der Einlieferung in das Zuchthaus Werden wurde ich dem Direktor vorgeführt. „Sie haben 5 Jahre Strafe, haben nun aufgehört, Mensch zu sein – Sie werden hier Tischler!“ Nach einem Hinweis auf die Hausordnung zählte er mir seine gesamten Machtmittel auf, die mit Kostabzug begannen und bei 30 Peitschenhieben endeten. „Arbeiten Sie nicht, was die Knochen hergeben, dann mache ich Sie kaputt! Raus!“

Das war der Schlußsatz seiner Rede, die mich auf dem Wege zu meiner Zelle begleitete. Ich habe mir dann täglich gesagt, daß ich 5 lange Jahre in diesem Hause sein müsse. Stets habe ich eine Kleinigkeit mehr gearbeitet als das vorgeschriebene Pensum, um mich so wenigstens vor der brutalsten Mißhandlung zu schützen. Wie oft hörte ich in kalten Winternächten den rastlosen Gang der mit Arrest Bestraften, vermischt mit Kettengerassel! Sah am andern Tag beim Spaziergang die so Bestraften, mit blaugrau verfrorenen Gesichtern, in Fesseln, um jedes Handgelenk eine Eisenspange und in der Mitte eine schwere Eisenstange. Eine an der Stange festgemachte Kette endete an zwei eisernen Fußringen. Manche dieser Opfer sah ich im Lazarett wieder. Dort lagen sie mit dickverschwollenen, rheumatischen Gelenken: die Kälte des Eisens hatte sich bis auf die Knochen gefressen und junge starke Menschen siech gemacht. Die Unmenschlichkeit der Strafe wurde noch dadurch gesteigert, daß bei Arrestantritt das warme Unterzeug abgegeben werden und der Delinquent nur mit Leinenhose, Leinenhemd und Leinenkittel und ohne jede Decke im eiskalten Arrestraum auf nackter Holzpritsche oft Wochen verbringen mußte. Daß auch die kräftigsten Naturen dabei zugrunde gingen, sah ich an zwei Insassen: einem Athleten und einem Franzosen. Beide waren im Verlauf ihrer Strafzeit wandelnde Ruinen geworden. Zu dem Franzosen hatte der Direktor selbst gesagt: „Ich ruhe nicht eher, als bis Sie verreckt sind.“

Ich wurde nach etwa vier Monaten ins Kassenbüro versetzt. Nun erst erfuhr ich richtig, was im Hause vorging. Vor allen Dingen konnte ich beliebig Einsicht in die Akten meiner Mitgefangenen nehmen. Ich sah im Lazarett den Gefangenen Stockhausen, der nach einem Ausbruch von einem Aufseher auf der Straße außerhalb der Anstalt wieder festgenommen und wegen angeblicher Widersetzlichkeit von diesem mit dem

Seitengewehr zu Boden geschlagen worden war. Außer seiner Arreststrafe und dem Säbelhieb sollte Stockhausen noch 30 Peitschenhiebe erhalten. Er brach nach 16 Schlägen zusammen, sodaß die Exekution unterbrochen werden mußte. Zerfetzt und blutüberströmt lag er im Bett und mußte erst vom Arzt wieder zusammengeflickt werden.

So manchen Tag standen lange Kolonnen Gefangener auf der berüchtigten Kokosmatte vor der Tür des Allgewaltigen: die wegen Hausvergehens gemeldet waren. Sie harrten der Strafe. Drinnen im Büro brüllte der Direktor mit einer Stimme, die an das heisere Gebell eines Seehunds erinnerte. Die Strafen waren erbarmungslos. In kalten Zellen lagen kurz darauf seine Opfer in Ketten. Berüchtigt waren die Tage, wo der „Herr Direktor“ am Stock in die Anstalt kam. Jeder wußte, daß an solchen Tagen die Strafen doppelt schwer waren. Schon die Aufseher sagten: „Der Alte hat Zipperlein – seht euch vor!“

Und welcher Art waren die Verfehlungen, die an den Sträflingen so drakonisch geahndet wurden? Die Gefangenenakten gaben mir Aufschluß darüber: bei dem Einen war eine Zeitung gefunden worden, beim Andern ein Stückchen Kautabak; der war frech zum „Herrn Aufseher“ gewesen, jener zum „Herrn Meister“; Einer hatte sein Pensum nicht geschafft; und was an weltbewegenden Dingen in solcher Anstalt vorkommen kann.

Ein Gefangener aus München-Gladbach, über 60 Jahre alt, schlief auf Anordnung in einem sogenannten Krankenbett (gefedert). Diesen Alten sah ich kurz darauf im Arrest – ein erschütterndes Bild menschlichen Jammers. Ich schlug in seinen Akten nach und fand von der Hand des Direktors über ihn geschrieben: „Alt, verbraucht, halbblind, schwerer Bauchbruch“. Darunter fand ich fünf Hausstrafen, vom „Verweis“ über „Kostabzug“ bis zu 5 Tagen Arrest. Sein Verbrechen: Unterpensum. Hier lag kein böser Wille, sondern Nicht-Können vor – und dennoch diese für einen Schwerkranken unbarmherzigen Strafen. In der vierten Nacht verschob sich auf der harten Holzpritsche das Bruchband des Alten, und die Därme traten heraus. Die Nachtkontrolle fand ihn ohnmächtig im Arrest und schaffte ihn ins Lazarett. Wär’ er gestorben, so hätte kein Mensch nach dem Wie und Wodurch gefragt, keiner nach dem Schuldigen. Im Hauptbuch gestrichen, ein Kreuz auf die Personalakte, die armseligen Kleider verkauft, den hierfür erlösten Betrag unter Kapitel V Absatz 5: „Besondere Zuwendung für Beamte“ verbucht – und ein solcher Fall ist erledigt.

Noch eine Strafe gab es für Mißliebige: Leistenschleifen! Diese Arbeit ließ die Firma Döllken & Co. in Werden ausführen. In den Einzelzellen mußten die hölzernen Bilderleisten mit Glas und Schmirgelpapier glatt abgeschliffen werden, und zwar bis zu 300 Metern am Tag. Ventilation ist nicht vorhanden, und so setzt sich der Holzstaub als feines weißes Mehl auf Alles in der Zelle. 300 Meter Leisten schleifen heißt: ununterbrochen schnell arbeiten; wer das nicht tut, kriegt Arrest. Die Lunge saugt sich voll Holzstaub. Nacheinander gibts Husten, Brustschmerzen, Schwindsucht. Für ein Trinkgeld – Döllken & Co. zahlte der Anstalt damals 80 Pfennige für Mann und Tag –

beutet so irgendeine Privatfirma unter staatlicher Aufsicht Gefangene aus und treibt sie in Siechtum und Tod. Der Gefangene selbst erhielt von der Anstalt als Arbeitslohn 2 – 4 Pfennige am Tag. Also der Staat gibt seine Einrichtung dazu her, daß Privatfirmen sich auf Kosten der Gesundheit Einzelner und auf Kosten der Gesamtheit – der doch die kranken Gefangenen nach der Entlassung zur Last fallen – schamlos bereichern. Wo bleibt die Gesundheitsfürsorge und das Arbeiterwohlfahrtsgesetz in diesen Häusern?

Die furchtbarste Quälerei der Anstalt sah ich im Lazarett. Dort lag der Gefangene Hillesheim, der im Untersuchungsgefängnis Elberfeld in einem Anfall geistiger Umnachtung zwei abgebrochene Messer, ein Bündel Nadeln, Teile eines zerschlagenen Wasserkrugs und dergleichen mehr verschluckt hatte. Als Simulant wurde er in Werden eingeliefert. Trotzdem ein schon halbzerfressenes Messer auf natürlichem Wege abgegangen war, wurde er auf Veranlassung des Arztes täglich zehn Minuten mit verstärkten Batterien in den Weichteilen elektrisiert. Wie er mir selbst erzählte, waren die dadurch hervorgerufenen Schmerzen grauenhaft, weil die Eisenteile im Leib auf den Strom reagierten. Zweimal in der Zeit meines Aufenthalts im gleichen Krankensaal stieg das Fieber bei Hillesheim auf über 40 Grad. Der Arzt wurde gerufen. Er kam bis zur Tür, blieb etwa zehn Schritt vom Bette stehen und sagte zum Aufseher: „Ach, der ists! Holen Sie den Pfarrer und lassen Sie ihm die letzte Ölung geben.“ Der Gang des Pfarrers war vergeblich, da wir Mitpatienten – nicht der Arzt – das Fieber durch Wickel zurückbrachten. Drei Monate vor dem Entlassungstermin dieses „Simulanten“ hatten seine Schmerzen noch immer nicht nachgelassen. Die Nahrungsaufnahme bestand aus etwas Milch und etwas Brot. Er war zum Gerippe abgemagert. In dieser Zeit bekam er vom Arzt täglich 30 Tropfen Opium verordnet. Wir alle warnten und baten ihn, er solle die Tropfen nicht nehmen. Aber die Schmerzen waren zu groß. Kurz vor seiner Entlassung – ich war schon wieder auf dem Büro – brach er tot zusammen. Ich selbst habe das übliche Kreuz auf seine Akte gemacht und den Erlös aus seiner Habe dem Kapitel V zugeführt.

Die Anstaltsakten in Werden bergen eine Fülle unmenschlichen Leids. Beschwerden wanderten in den Papierkorb oder in die Personalakte des Beschwerdeführers – dieser selbst wegen Frechheit in Arrest. Laut schrie der Direktor durchs Haus: „Hier in der Anstalt bin ich Regierungsrat und Minister – ich pfeife auf die Verordnung!“ Hatte der inspizierende Regierungsrat wirklich einmal einen Gefangenen aus dem Arrest genommen, dann wurde er nach dessen Fortgang wieder eingesperrt.

Jede Revision „von oben“ wurde übrigens schon durch die Anmeldung vereitelt und durch Mitteilung von Anstalt zu Anstalt, sobald einer der Herren Dezernenten irgendwo auftauchte. Für diesen Fall wurden Potemkinsche Dörfer gebaut und alle Anstößigkeiten beseitigt. Die Revision verlief dann für die Anstalt ebenso gut wie für den Revisor negativ.

Achilleion von Fritz Landsberger

Täglich fragte uns der Hotelportier, wann endlich er das Auto zum Achilleion reservieren könne – alle Deutschen führen hin. Als wir nicht mehr widerstehen konnten, beschlossen wir, um die Pietät auszuschöpfen, wenigstens zu Fuß zu wallfahrten. Der Weg führt an einer aussichtsberühmten Landzunge vorüber, die „Kanone" heißt. Es steht auch eine da. So kosten wir den Vorgeschmack des Kommenden. Von der Uferstraße dann sehen wir das Küstengebirge von Epirus schimmern, silbern schimmert das jonische Meer. Noch immer nichts Kaiserliches. Erst nach einer Stunde kommt, horch, eine marmorn eingefaßte Landungsbucht, kommt eine Marmorbrücke, die von der Landungsstelle hoch über die Straße zu einem Park führt. Hier muß es sein. Wie im Grunewald die hölzerne Brücke über die Chaussee geschlagen war, damit der Hupende unterhalb der zum Bade Strömenden ungefährdet passiere, trug ihn hier die Marmorwölbung willig über die Häupter der gemeinen Korfioten. Und wüsche selbst die liebliche Nausikaa am Strande ihre Brautwäsche: der nordische Fremdling sähe sie nicht, und träfe gar ihr Ball ihn auf der Brücke: er nähme es als Injurie. Jetzt ist viel Schmuck von der Brücke abgeschlagen, griechische Schmähworte gegen IHN sind auf den Marmor geschrieben, und der große, steil am Abhang hängende Garten ist wildes Gestrüpp. Das Schloß, zweihundert Meter höher gelegen, sieht man nicht. Nirgends die Spur einer Drahtseilbahn. Lief er etwa zu Fuß hinauf? Doch wohl nicht. So war also die Brücke doch meist nur Attrappe, und er benutzte die Autostraße, die, bald vom Ufer abbiegend, um den Garten herum, in vielen Kurven hinaufführt. Kurz vor dem Schloß eine Schenke, von der aus der Blick auf die blühende Insel, auf das Meer und die albanischen Berge weit geöffnet ist. Schon sind wir versucht, den Zweck der Pilgerfahrt zu vergessen; da beginnt die Wirtin in mühsamem Italienisch ihr Gespräch. „Il Kaiser". Hier sei er täglich vorbeigekommen. Täglich habe sie ihn gesehen. Und sein Chauffeur erst, ein dicker, großer, welch netter und freundlicher Mensch! Und die schöne Kaiserin! Die vielen Gäste! Ach, nun sei das gute Leben hier vorbei. Im Kriege hätten die Franzosen ein Gefangenenlager aus dem Schloß gemacht und schrecklich drin gehaust. Sie aber habe den deutschen Offizieren Schokolade und Zigaretten zugesteckt! Alles aus Liebe zu Il Kaiser! Gerührt zahlen wir den türkischen Kaffee in entwerteter Drachme und schreiten durch das hohe Schloßgitter. Davor die Autos der deutschen Compatrioten. Der griechische Staat, jetzt Eigentümer, erhebt ein beträchtliches Eintrittsgeld. Der Führer führt begeistert. Auch er kannte noch alle Majestäten von Angesicht. Der Park ist klein und zierlich – die Kaiserin Elisabeth, die Erbauerin des Schlosses, hat ihn angelegt –, klein und harmlos der liegende Achilles, auch noch von der Kaiserin her, aber dem Nachfolger nicht genügend: der errichtete am Abhang, dem Meere zugewandt, noch einen stehenden, würdig des besten Berliner Monumentalstils. Auch

das Schloß, eher eine Villa zu nennen, macht, obwohl Re-
naissekopie, einen freundlich-schlichten Eindruck; freundlich
die Biedermeier-Grazien und -Genien davor und tatsächlich
wüst von französischen Rächerhänden beschädigt. Fühlte man
sich doch hier in der Burg des Feindes und traf den Führer
ins Herz.

Treten wir nun in das Palast-Innere: welch königliches
Treppenhaus, welch pompejanische Wandgemälde, welch
lüsterne Lüster! Dort die Gemächer del Kaiser, dort della
Kaiserin. Weite Gemächer, ausgestattet im Prunkstil aller
Zeiten, kalt und leer, wie es Königen auf der Frühjahrsreise
geziemt. Im Schlafzimmer ein geräumiges eisernes Soldaten-
bett mit grüner Damastdecke, dem Bett gegenüber ein Ölbild
der Kaiserin aus der Gartenlaube. Im Ankleidezimmer vor
einem marmornen Ladentisch ein Sessel mit Kopfhalter wie
beim Barbier, in der Mitte des Zimmers aber der Clou: ein
hohes Stehpult, Bürorequisit des vorigen Jahrhunderts, und
davor – ja, davor: ein drehbarer lederner Reitsattel. Der
flinke Kastellan schwingt sich unten hinauf und wird hurtig
sich im Kreise drehend zum Niveau des Pultes empor-
geschraubt. So also fertigten Wir, von Gottes Gnaden, die
Reichsgesetze aus, Reiter auch bei der Feder, Kavallerie stets
voran. An der andern Seite des Schlafzimmers das Bad, ein
weiter, kahler Raum. An der Wand die prächtige granitene
Wanne, in einer Ecke aber, klein und verloren, in üblichem
Ausmaß und üblicher Ausstattung das W.C. Hier sind wir ent-
täuscht. Hier hatten wir Prunkvolleres erwartet. Hier blin-
zelt auch der würdige Führer listig. So schauen wir die In-
tima der Majestäten. Wo wäre dies früher möglich gewesen!
Auch der Patriot kann der neuen Zeit dankbar sein. Auf frem-
dem Boden sieht er ein Stück deutsches Kulturgut. Und noch
mancher Blick wendet sich rückwärts, wenn wir jetzt die
heiße Landstraße nach Korfu schreiten. Sie ist dicht bepflanzt
mit gigantischen Opuntien, die rote und gelbe Blüten tragen.

Geburtenüberschuß von M. M. Gehrke

In der ‚Berliner Illustrierten‘ äußert sich Fritz Kahn in einem
‚Stirb und Werde!‘ betitelten Aufsatz über das Problem der
Bevölkerungsab- und -zunahme, wobei er mit der statistisch
einwandfreien Feststellung schließt, es müßten in jeder Ehe
durchschnittlich 3,8 Kinder (von 5 Ehepaaren 19) gezeugt
werden, wenn das Volk seinen Menschenbestand wahren solle.
Aber damit nicht genug: zur Propagierung möglichst eifriger
Gebärtätigkeit verfällt der Verfasser noch darauf, die Größen
der Nation aufzuzählen, die vierte (Kant, Friedrich der Große),
siebente (Mozart, Blücher) oder gar zwölfte (Bach) und drei-
zehnte (Lessing) Kinder einer Ehe gewesen sind. Ein neckisches
Bildchen schematisierter Kinderreihen ermuntert zu fröhlicher
Nachahmung. Der Autor des Begleittextes schüttelt sich ent-
setzt bei dem Gedanken, daß Vater Bach beim zehnten hätte
Schluß machen können – „armes Volk!“

Ich weiß nicht, ob Fritz Kahn das zweite oder achte Kind seiner Eltern ist, kann aber nur hoffen, daß ihm in seinem zehnten bis fünfzehnten Bruder ein genialer Gegner ersteht, der das furchtbar ernste Problem der Bevölkerungszunahme endgültiger und befriedigender zu lösen vermöchte als der Verfasser. Im Ernst gesprochen: es ist im höchsten Grade leichtsinnig und falsch dazu, aus der Ausnahme der paar nachgekommenen Genies eine Regel machen zu wollen. Fest steht, daß die genialen Erstgeborenen noch seltener sind als die Spätlingsgenies. Aber betrachten wir die Sache einmal umgekehrt: wie viele Genies sind wohl verkümmert, eben weil sie am Ende oder inmitten einer großen Geschwisterschar aufwachsen mußten; welch großer Aufwand der Natur an Geist und Gaben ist oft schnöde vertan worden, weil die drückenden wirtschaftlichen Verhältnisse von jedem geschwisterreichen Kind früheste Erwerbstätigkeit erzwangen! Daß das Genie in jedem Falle stark genug sei, um sich gegen alle Hemmungen und Widerstände durchzusetzen – dieses Ammenmärchen glaubt doch wohl kein Übermensch mehr.

Weiter. Vor dem Kriege wies, wenn ich mich recht entsinne, die Statistik Oberbayerns für jede Bäuerin 14 Geburten auf, von denen über die Hälfte im Säuglings- oder zarten Kindesalter starben. In den Großstädten lagen die Verhältnisse etwas, aber auch nicht wesentlich besser. Die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit hat da allmählich viel getan. Viel? „Sie hat“, sagte mir kürzlich ein Ordinarius für Physiologie, „sie hat den Krieg verschuldet“. Daß die Erde übervölkert ist, daß ihre dünner besiedelten Strecken nur noch ganz kurze Zeit ausreichen werden, den Überfluß der Menschheit aufzunehmen und zu ernähren: diese Tatsache ist den Fachleuten längst kein Geheimnis mehr. Dem blöden Publikum jedoch darf das nicht verraten, dem muß immer wieder gepredigt werden, daß es als Nation verloren ist, wenn es sich nicht kaninchengleich vermehrt. Aber dann erhebt sich die Natur, groß und grausam, und hilft sich selbst: mit Epidemien und Säuglingssterblichkeit. Der kluge und fortgeschrittene Mensch, der Herr der Welt, bekämpft für sein Teil beide erfolgreich mit den Waffen des Geistes, der Wissenschaft. Und nun kommt das letzte, sicherste Mittel der Natur: der Krieg. Tertium non datur? O doch: Geburtenbeschränkung, Wegfall des § 218. Aber darauf läßt sich der kluge Mensch nicht ein. Lieber mögen die Frauen in Schmerzen Kinder tragen und gebären, mögen die Kinder aufwachsen und alle Widrigkeiten des Lebens kennen lernen, bis sie endlich so weit sind, dieses Leben sogar zu lieben: dann erst dürfen sie dem großen Gesetz der überfüllten Erde, das sich als Machtwahn der offiziellen und offiziösen Staatslenker verkleidet, folgen und zur Ehre des Vaterlandes sterben.

Aber das verarmte deutsche Millionenpublikum der großen illustrierten Blätter erfährt davon nichts. Ihm winkt man verpflichtend mit den Genies, die da zehnte und zwölfte Kinder waren. Und jeder Sparkassenbeamte wird sich ja wohl nun gedrungen fühlen, mit 210 Mark Monatsgehalt einen Johann Sebastian oder Gotthold Ephraim zu zeugen. Glück auf!

Fritz Mauthner hat während der letzten dreizehn Jahre seines Lebens Annette v. Droste-Hülshoffs Glaserhäusle in Meersburg am Bodensee besessen und bewohnt. Als ich neulich, an seinem Todestage, am 28. Juni, die Witwe besuchte und meinem Entzücken über diesen einzigartigen Philosophensitz Ausdruck gab, erzählte sie mir, daß sie das Opfer einer Hochstapelei geworden sei und jetzt, um ihr Erbe nicht einzubüßen, zur Strafe für ihre Vertrauensseligkeit eine Summe bezahlen solle, über die sie nicht verfüge. Der Fall scheint mir so ungeheuerlich, daß ich Frau Mauthner riet, aus ihrer Reserve herauszutreten und den Schutz der Öffentlichkeit anzurufen. Ich lasse hier ihre Angaben folgen.

Nach Fritz Mauthners Tode hatte ich, seinem einmal ausgesprochenen Wunsche folgend, den Plan, Haus und Bibliothek als Stiftung zu erhalten für geistige Arbeiter, die hier in der Ruhe und Stille eine Arbeit vollenden möchten. Von verschiedenen Seiten – auch vom Verleger Meiners und Dr. Raymund Schmitt – wurde ich nun auf einen Dr. Rolf Hoffmann aufmerksam gemacht, der aus eignen Mitteln eine Akademie in Erlangen gegründet habe (Internationale Verständigung). Auf meine Anfrage kam Dr. Hoffmann und zeigte mir die Statuten. Alles, was irgendeinen Namen hat von in- und ausländischen Professoren, war Mitglied seiner Akademie. Im Kuratorium: Troeltsch, Natorp, Driesch, Russel, Croce, Scheler, Hensel und Andre. Ich fuhr hin, sah mir das Haus an, sah den Betrieb – es schien Alles schön und gut. Hoffmann war begeistert von der Idee, das Glaserhäusl anzugliedern als Fritz-Mauthner-Stiftung. Er kam mit einem Architekten und einem Vorstandsmitglied (einem amerikanischen Professor) nach Meersburg und zeigte mir einen Plan, um ein „Studienhaus“ auf dem Nachbargrundstück zu bauen. Ich war damals sehr krank und eilte, die Sache zu einem Abschluß zu bringen. Hoffmann sagte, wenn er das „Kuratorium“ erst zusammenrufen müsse, zöge es sich lange hin. Er zeigte mir, daß er in seiner Stellung als Stifter und Vize-Präsident ganz selbständig handeln könne. Kurz: wir schlossen einen Vertrag ab, worin ich ihm, als Präsidenten der Akademie Erlangen, zu treuen Händen das Glaserhäusle und die Bibliothek abtrat, eben unter der Bedingung, daß es als Fritz-Mauthner-Stiftung der Akademie angeschlossen würde. Ich sollte Wohnrecht und Nutznießung auf Lebenszeit behalten. Das war im Sommer 1924. Im Frühjahr 1925 meldete mir Dr. Hoffmann, daß er nach Amerika fahre, um dort Geld aufzutreiben, da seine Mittel nicht mehr ausreichten. Er kam mit viel Versprechungen, aber ohne etwas Festes zurück. Im Januar 1926 schrieb mir Rolf Hoffmann vom Dampfer aus, daß er wieder, und diesmal mit Frau und Kindern, nach Amerika fahre. Katharina Tingley habe ihm an ihrem theosophischen College in Point-Loma eine Stelle als Professor der Philosophie angetragen. Auf Anfrage hörte ich, daß die Akademie in Erlangen verkracht sei. Dr. Hoffmann versuche nun, in Amerika Propaganda zu machen für die Fritz-Mauthner-Stiftung. Im Frühjahr

1926 kam ein Brief vom Schwager Dr. Hoffmanns aus Gut-Spardorf bei Erlangen: was ich zu tun gedenke, da das Glaserhäusle wohl nun zur Zwangsversteigerung kommen würde. Hoffmann habe vor einem Jahr etwa – zu seiner Amerikareise! – eine Hypothek von 25 000 Mark darauf aufgenommen, die Bank fordere nun die Zahlung, und Geld sei keins mehr da. Ich fuhr nach Erlangen. Auf meine Darlegung der Lage sagte mir der Direktor der Filiale der Bayerischen Staatsbank, sie wären bereit, ihre Forderung auf 8000 Mark zu ermäßigen. Der Verkauf könne rückgängig gemacht werden, wegen Nichteinhaltung der Kaufbedingungen. Wollte ich die Zwangsversteigerung vermeiden, so müßte ich, da sie mir so weit entgegengekommen seien, diese 8000 Mark sofort bar bezahlen. Der „Akademie“ hat übrigens Dr. Hoffmann einen Kaufpreis angerechnet, den er niemals bezahlt hat. Um das Glaserhäusle mir zu retten, müßte ich nun die Bibliothek verkaufen. Kaufangebote kommen aus Japan und Amerika. Sie da- oder dorthin geben zu müssen, wäre mir sehr schmerzlich, weil ich sie so gerne für Deutschland erhalten wüßte.

*

Juristen mögen entscheiden, ob die Bayerische Staatsbank, die demselben Betrüger auf den Leim gegangen ist wie Frau Mauthner, sonst aber wahrscheinlich doch, wie alle Banken, bei einem Kreditgesuch von 100 Mark vierfache Bürgschaften verlangt, überhaupt das Recht hat, auch nur ein Drittel, auch nur einen Pfennig ihres Verlustes von 25 000 Mark auf eine geschäftsunkundige und wehrlose Gelehrtenwitwe abzuwälzen. Daß sie das moralische Recht nicht hat, kann jeder Laie ermessen. Und die Kulturwelt hat meines Erachtens die Pflicht, diesen Frevel zu hindern.

Französische Köpfe

X.

Schneider-Creuzot von Morus

Wenn die Franzosen von ihrem Krupp sprechen, dann sagen sie nicht Schneider, sondern: Le Creuzot. Vielleicht, weil der Name Schneider trotz hundertjähriger Übung noch immer etwas schwer über die Lippen geht, dann aber, weil in Frankreich der Begriff Creuzot eine Assoziation weckt, die weit älter ist als das Haus Schneider. Auf dem Höhenzug zwischen Saône und Loire, im Norden von Lyon, bei dem Örtchen Le Creuzot, wurde schon um das Jahr 1500 ein Kohlenlager entdeckt; im siebzehnten Jahrhundert lieferte dort eine königliche Gießerei dem großen Ludwig Waffen und Munition. Die Revolutionsheere holten sich aus Creuzot ihre Kanonen, und Napoleon hatte dort seine größte Waffenwerkstatt.

Als Eugène Schneider, der Großvater des heutigen Chefs, aus dem Saargebiet nach Le Creusot einwandert, herrscht grade Ebbe. Auf zwanzig Jahre Krieg sind zwanzig Jahre Friede gefolgt – schlechte Zeiten für die Rüstungsindustrie. Aber Eugène Schneider und sein Bruder Adolphe, die 1836 die Creuzot-Werke in eine Kommanditgesellschaft auf Aktien mit

dem damals immensen Kapital von 4 Millionen Francs umgründen, verstehen auch im Frieden, ihr Werk hochzubringen. Adolphe, der aus dem Pariser Bankhaus Seillière kommt, ist mit den modernen Finanzierungsmethoden vertraut, Eugène, der schon als Fünfundzwanzigjähriger ein großes Eisenwerk bei Sedan geleitet hatte, hat den Blick für die umstürzende Kraft der Dampftechnik. In seiner Fabrik wird, zum ersten Mal auf französischem Boden, der Dampfhammer gebraucht, das erste Dampfpaketboot, die erste brauchbare Lokomotive hergestellt.

Aber Eugène Schneider weiß auch, daß in einem Betrieb seiner Art Qualität allein nicht genügt, und daß der Weg zum Geschäft, in Frankreich mehr noch als in andern Ländern, über die Politik geht.

In den vierziger Jahren wird er Mitglied der Deputiertenkammer, unter Napoleon III. Landwirtschaftsminister und Präsident der Gesetzgebenden Versammlung. Er leitet die Kammersitzung, als am 4. September 1870, nach der Schlacht bei Sedan, der Sturm auf das monarchistische Parlament losgeht. Mit knapper Not kann er sich in Sicherheit bringen; aber zusammen mit dem Kaiser muß der Heereslieferant des zweiten Kaiserreichs von der politischen Bühne abtreten. Dem Geschäft wird dadurch kein Abbruch getan, denn auch die Republik braucht Waffen. Die politischen Funktionen versehen nun der Sohn Henri und der Schwiegersohn Eugène Schneiders; zunächst in stramm monarchistischer Richtung, zumal Thiers, der erste Präsident der Republik, die Creuzot-Werke verstaatlichen will. Aber da die Republik sich durchsetzt, müssen auch die Schneiders sich auf den Boden der Tatsachen stellen.

Im Jahre 1898 kommt die dritte Generation ans Ruder. Henris Sohn, Eugène, hat schon die Allüren der hohen Aristokratie. Genau wie Krupp haben die Schneiders sich mit dem alten Geburtsadel verschwägert. Selbstverständlich wird auch der junge Eugène Schneider rasch Deputierter der Rechten, ohne sich politisch zu weit vorzuwagen. Er hats nicht mehr nötig. Schneider-Creuzot ist, wie Krupp, eine nationale Angelegenheit geworden. Man hält auf Familientradition, sucht, wenn auch nicht immer mit Erfolg, die Arbeiter durch patriarchalische Wohltätigkeit an sich zu fesseln. Das Geschäft nimmt ruhig und stetig seinen Fortgang. Zwar hat, was nicht für Frankreichs größere Rüstungsfreudigkeit spricht, der deutsche den französischen Krupp längst überholt; aber auch in Le Creuzot weiten sich die Werke. Außerhalb der alten Stammfabriken sind neue Betriebe entstanden. In Le Havre, in Harfleur und Chalon-sur-Saône, in Champagne-sur-Seine wird für die verschiedenen Rüstungszwecke Stahl fabriziert. Im Saône- und Loire-Gebiet und in Nièvre hat Schneider Kohlengruben aufgekauft, im Becken von Briey und in Spanien besitzt er Erzbergwerke. Sein Aktienkapital ist, obwohl es niedrig gehalten wird, auf 36 Millionen Francs angewachsen.

Im Kriege steigen die Gewinne. Schneider-Creuzot venmeidet, ebenso wie Krupp, durch übermäßige Gewinnausschüttungen die Aufmerksamkeit auf seine Kriegsprofite zu lenken. Immerhin steigt die Dividende von 17 Pro-

zent im Jahre 1913 auf 24 Prozent im Jahre 1918. Die Kurse der Creuzot-Aktien gehen zeitweise um die Hälfte in die Höhe. Neue Abteilungen, große Werkstätten für optische Instrumente werden errichtet, die bestehenden erweitert. Der Stahlbedarf der Munitionsabteilungen steigt von 30 000 Tonnen im Jahre auf 300 000 Tonnen. Die Arbeiterziffer schnellt in die Höhe. Zur Erweiterung der Kohlenbasis setzt sich Schneider-Creuzot in dem neuerschlossenen belgischen Campine-Becken fest; auch im englischen Kohlenrevier von Kent kauft er Bergwerke auf.

Der Ausgang des Krieges, der für die reichsdeutschen und oesterreichischen Kanonenkönige das Ende ihrer großen Zeit bedeutet, ist für Schneider-Creuzot der Anfang zu neuen, gewaltigen Expansionen. Die sequestrierten deutschen schwerindustriellen Besitzungen in Elsaß-Lothringen und in den altfranzösischen Gebieten werden unter die französischen Großunternehmer aufgeteilt, und Schneider-Creuzot sichert sich einen stattlichen Anteil. Er übernimmt die Hauptwerke des Lothringer Hüttenvereins und die lothringischen Anlagen der Gelsenkirchener Bergwerks A.-G. Die Preise, die das staatliche Sequesteramt verlangt, sind gar nicht einmal so niedrig; aber der Staat stundet den Käufern die festen Francpreise auf zehn und zwanzig Jahre, woraus sich für Schneider, wie für die andern französischen Schwerindustriellen, Inflationsgewinne größten Kalibers ergeben.

Schneider-Creuzot begnügt sich aber nicht mit den Gewinnen und Erwerbungen, die ihm auf diese Weise in den Schoß fallen, sondern vom Jahre 1919 an betreibt er eine bewußte Expansionspolitik. Er wird der wirtschaftliche Exponent des politischen Imperialismus, den das Siegerland Frankreich nach dem Kriege auf dem Gebiet des alten Oesterreich-Ungarn entfaltet. Noch bevor die Friedensverträge unterzeichnet sind, legt Schneider-Creuzot seine Hand auf die Pilsener Skoda-Werke, das größte Rüstungsunternehmen des alten Oesterreich-Ungarn. Eugène Schneider selbst übernimmt das Vizepräsidium im Verwaltungsrat und führt die tschecho-französische Nationalisierung der Skoda- Werke durch. Etwa gleichzeitig, noch im Jahre 1919, erwirbt er eine starke Beteiligung an den Oesterreichischen Berg- und Hüttenwerken, die mit ihren großen Kohlenfeldern im Mährisch-Ostrauschen Revier allein eine Ausbeute von 3 Millionen Tonnen jährlich ermöglichen, in ihren Hochöfen und Eisenwerken in Karlshütte und Oderberg 600 000 Tonnen Eisen herstellen. Der Sicherheit halber wird auch hier die Verwaltung von Wien nach Brünn verlegt und tschechisiert. Als drittes ganz großes Industrieunternehmen bringt Schneider-Creuzot die Huta-Bankowa-Werke in Dombrowa an sich, eines der wichtigsten und modernsten Werke des westgalizischen Industriebezirks, das 1 Million Tonnen Kohlen und ½ Million Tonnen Eisen abwirft. Da die Werke der Huta-Bankowa auf polnischem Staatsgebiet liegen und die Verwaltung in Paris ihren Sitz hat, kann Schneiders Einfluß sich hier unbeschränkt zur Geltung bringen. Dazu kauft er an kleinern Unternehmungen: die Prager Eisenindustrie, die Pankrac-Minen, die Stahlwerke Hradecz-Kralové

und die Veitschen Magnesit-Werke in Steiermark. Schließlich sichert er sich durch Beteiligungen an der Ungarischen Allgemeinen Kreditbank und an der Niederoesterreichischen Escompte-Gesellschaft maßgebenden Einfluß auf eine Reihe andrer Industrieunternehmungen in den oesterreichisch-ungarischen Nachfolgestaaten.

Organisatorisch schließt Schneider-Creuzot sein Riesenreich, das sich sehr wohl mit dem zur gleichen Zeit aufgebauten Stinnes-Konzern messen kann, in einer im April 1920 eigens dazu gegründeten Holding Company: der Union Européenne Industrielle et Financière zusammen. Zur Finanzierung des Eroberungszuges schafft er sich, neben dem Credit-Lyonnais, mit dem er seit langem liiert ist, eine eigne Hausbank. Er reißt die Führung in der Banque de l'Union Parisienne an sich, einem Institut, das zehn Jahre vor dem Kriege aus dem Zusammenschluß mehrerer alter protestantischer Bankfirmen entstanden ist und nun von Schneider mit einem Aktienkapital von 150 Millionen Francs als Unternehmungsbank großen Stils ausgebaut ward. Dieser Schritt ist umso bedeutsamer, als in Frankreich die Emanzipierung der Industrie vom Finanzkapital trotz Krieg und Inflation bis heute lange nicht so weit fortgeschritten ist wie in Deutschland.

Der leitende Kopf dieses gigantischen Aufbaus ist nicht der Chef des Konzerns, sondern sein Generaldirektor. Eugène Schneider selbst, ein liebenswürdiger, gebildeter, sehr musikalischer Herr, ist zwar für einen Erben dritter Generation noch rührig genug im Geschäft und leistet mehr als den rein dekorativen Teil; aber seine Unternehmerqualitäten reichen nicht über das Mittelmaß hinaus. Die treibende Kraft in den ersten Jahren nach dem Kriege war Achille Fournier, der ursprünglich als Hauslehrer bei Schneider begonnen hatte, dann in die Verwaltung der Creuzot-Werke hineinkam und es dort schnell zu einer leitenden Stellung brachte. Ein junger Mensch voll großzügigster wirtschaftlicher Konzeptionen und besessen von dem Ehrgeiz und der Willenskraft, sie zu verwirklichen. Während Horace Finaly mit seiner Banque de Paris et des Pays-Bas in die Nachfolgestaaten ging, um dort die Möglichkeiten der Inflationskonjunktur auszunutzen, während Loucheur sich eine Zeit lang mit der verfehlten Spekulation trug, bei der Sanierung Deutschoesterreichs den großen Schlag zu machen und von Wien aus ein neues wirtschaftliches Kolonialreich zu begründen – währenddessen hatte Fournier den richtigen politischen Instinkt für das Erreichbare. Als wirtschaftlicher Eroberer der tschechoslovakischen und polnischen Industrie befestigt er das politische Abhängigkeitsverhältnis der Tschechoslovakei und Polens von Frankreich. Im Gegensatz zu Loucheur ist sein Plan: Los von Wien! Er beschleunigt die Aufteilung und Nationalisierung der alten oesterreichisch-ungarischen Industrie, um sie unter französischer Obhut wieder zusammenzufassen. Diese geräuschlose, aber zielbewußte Industriepolitik Fourniers und des Schneider-Creuzot-Konzerns hat weit mehr als der aufgedunsene Allerweltsexpansionismus des Stinnes-Konzerns die Gestaltung des Nachkriegseuropa beeinflußt.

Als Achille Fournier 1921 bei einem Eisenbahnunglück ums Leben kommt, ist der Aufbau in Mitteleuropa annähernd vollendet. Der Nachfolger, Jules Aubrun, der im Gegensatz zu Fournier von Haus aus Bergwerksingenieur ist, hat nur noch dem Werk die technische Rundung zu geben. Dafür erwachsen dem Schneider-Konzern auf französischem Boden neue Probleme. Das deutsche Valutadumping macht der französischen Schwerindustrie empfindlich zu schaffen; dazu leidet sie unter Kohlenmangel. „Wenn man Sie nach Ihrer Rückkehr fragt" – ruft Eugène Schneider den englischen und amerikanischen Teilnehmern auf einer Tagung der Internationalen Handelskammer zu –: „‚Was wünschen die Franzosen vor Allem zu bekommen, was sind sie bereit von uns zu kaufen, was haben sie am dringendsten nötig?' so antworten Sie: Kohle." Dieser Appell an die angelsächsischen Gäste hat selbstverständlich eine Spitze gegen Deutschland, dessen Eisenindustrie mit 65 Prozent seiner Kapazität arbeitet, während die Beschäftigung der französischen Industrie im Jahre 1920 auf 25 Prozent gesunken ist.

Der Kampf um die Kohle gab nicht nur den Ansporn zu immer neuen Zwangsmaßnahmen gegen Deutschland, sondern er verschärfte auch die Gegensätze innerhalb der französischen Schwerindustrie. Die ostfranzösische Eisenindustrie, unter Führung von de Wendel, schien einer Verständigung mit dem rheinisch-westfälischen Bergbau auf der Basis: Austausch von Kohle gegen Erz nicht abgeneigt. Schneider-Creuzot, der zwar seit dem Ende des Krieges auch in Lothringen stark engagiert ist, dessen Interessenzentrum aber doch in Mittelfrankreich liegt, sah wohl, daß er bei solch einer Regelung gegenüber der ostfranzösischen Konkurrenz ins Hintertreffen kommen würde. Als in der ersten Zeit des Ruhrkampfs die Kohlendecke für die französische Schwerindustrie noch schmaler wurde, spitzten sich die Meinungsverschiedenheiten zwischen den Schwerindustriellen des Ostens und des Zentrums so zu, daß es in dem mächtigen Hüttenverband, dem Comité des Forges, zum offenen Krach kam. Im Mai 1923 legten die Herren vom Creuzot-Konzern: Eugène Schneider das Ehrenpräsidium, Jean Schneider und der Generaldirektor Aubrun ihre Vorstandsämter im Comité des Forges nieder. François de Wendel, übrigens ein Verwandter der Schneiders, wurde zum Präsidenten des Verbandes wiedergewählt: die ostfranzösische Schwerindustrie hatte gesiegt.

Der Abschluß des Ruhrkriegs, die Micum-Verträge waren der Auftakt zu einer friedlichen Verständigung in der deutschen Schwerindustrie. Die Hoffnung, die Schneider eine Zeit lang gehegt hatte: Deutschland mit politischen Mitteln ausschalten zu können – diese Hoffnung hatte sich als irrig erwiesen. Schneider-Creuzot zog sich mehr und mehr aus der politischen Kampflinie zurück, die Expansionsbestrebungen wurden eingestellt; man war froh, zusammenhalten zu können, was man im Kriege und in den ersten Jahren nach dem Kriege aufgebaut hatte. Die Geschäfte gingen, bis der Franc aufs neue ins Rutschen kam, nicht sonderlich. Im Innern der Betriebe gabs

genug zu tun. Die Anhänglichkeit der Arbeiter ans Haus Schneider war mittlerweile geringer geworden: sie wählten gegen die Werkleitung den sozialistischen Parteiführer Paul Faure zum Maire von Le Creuzot. Auch die kommunistische Bewegung machte Fortschritte, und an Streiks war kein Mangel.

Trotz all diesen kleinen Rückschlägen hat Schneider-Creuzot drinnen und draußen seine Macht im Ganzen behauptet. Und wenn man heute, nach dem Sturz der deutschen Inflationsgrößen, die Bilanz des europäischen Industriekapitals für das letzte Jahrzehnt zieht, so wird Schneider-Creuzot wohl an erster Stelle rangieren.

Filmsommer 1926 von Axel Eggebrecht

Lage und Aussichten

Es ist trostlos. Von allen Sommern unseres Mißvergnügens ist dies der tristeste. Weil kein einziger Hoffnungsstrahl das Grau der allgemeinen Wurschtigkeit durchdringt. Weil das Niveau unter jedes von schlimmsten Pessimisten geweissagte Maß gesunken ist. Weil – und das ist das Ärgste – für den kommenden deutschen Filmwinter absolut nichts Andres vorauszusehen ist als einfache Fortsetzung dieses Sommers.

Die deutschen Spielfilme machten 1925/26 im Ganzen 39 Prozent aller vorgeführten aus. Im Juni gar nur 26 Prozent. Es ist also noch lange nichts mit dem Verhältnis 50 zu 50, der als „Grundlage der gesamten deutschen Filmwirtschaft“ vor dreiviertel Jahren verkündet wurde. Selbstverständlich liegt das an den tatsächlichen Machtverhältnissen, die jüngst einem führenden Film-Amerikaner erlaubten, das Ende jeglicher Kontingentierung und Kompensation für eine nahe Zukunft anzukündigen, „weil es Amerika so wünsche“.

Dieser Lage der Dinge begegnet die Produktion in dem – auf dem Papier – „zweitstärksten Filmlande der Welt“ durch eine reichlich naive Quantitätswirtschaft, wie sie kein Strumpffabrikant oder Spielwarenhersteller betreiben würde; wie sie bei einem so subtilen, von technischen und künstlerischen Qualitätswerten abhängigen Artikel wie einem Bildstreifen absoluter Unsinn ist. Weil man gelegentlich einmal mit 100 000 Mark einen anständigen und zuweilen sogar recht erfolgreichen Film gemacht hat, wird nun der 100 000-Mark-Film als Ideal aufgestellt. Vor zwei Jahren noch mußte jeder Durchschnittsfilm mindestens 300 000 Mark kosten. Die großen Spitzenfilme der Ufa – von denen ‚Metropolis‘ und ‚Faust‘ nächstens ihre Uraufführung erleben werden – kosteten das Zehn- bis Sechzigfache. Nun ist man ins entgegengesetzte Extrem verfallen. Die deutsche Filmindustrie, aus allen filmimperialistischen Träumen schnöde gerissen, wird zur Kleinbürgerin unter den filmerzeugenden Nationen. Unter der alten Devise „Billig und schlecht“ überschwemmt man nun den eignen Markt mit Produkten, an deren Export nicht zu denken ist. Welch ein Gegensatz zu 1920 bis 1924, wo jeder kleine Winkelfabrikant „für den Broadway“ arbeitete! (Der in sechs Jahren noch kein halbes Dutzend deutscher Filme gesehen hat.)

Es sind auch die Ideale des Kleinbürgertums, und zwar des ausgesprochen deutschen Kleinbürgertums, die in dieser karnickelhaften Produktion verherrlicht werden. Während ‚Potemkin' verboten wird, sieht man mit Schrecken, daß die Militärfilme nicht nur eine Saisonmode, daß vielmehr Seekadetten, gute Kameraden, Kreuzer Emden, Dritte Eskadrons, geblasene Trompeten und k. u. k. Infanterieregimenter für die „Branche" nach wie vor das sicherste Geschäft sind. An Beliebtheit wetteifern mit ihnen höchstens das in Heidelberg verlorene Studentenherz und rührselige Wiener Walzermädeln. Den Clou des Jahres aber – leider ist das keine Ironie – bilden Wiener Militär-Filme mit akademischen Reserveoffizieren: auch inhaltlich also ein Sieg der Quantität.

Die Amerikaner

Zwischen all diesen kümmerlichen Unternehmungen – deren Manuskripte, Figuren, Verwicklungen einander zum Austauschen ähnlich sind – laden die Amerikaner im Sommer auch noch ab, was sie im Winter nicht an den Mann gebracht haben: ihre dritte bis zwölfte Garnitur also. Ergebnis: daß die reichlich 3000 deutschen Kinos in der letzten Saison etwa 5 – 600 Filme zu spielen hatten (die 15 – 18 000 amerikanischen auch nur etwa 750!). Mit einigem Recht fühlen sich, besonders nach den großen Konzernabschlüssen des letzten Winters, die Herren von drüben schon als die eigentlichen Herren im Haus. Sie bereiten offenbar den Winter, wo die deutsche Produktion nicht viel mehr zu bieten hat, sorgfältig vor. Voraussichtlich werden ja nur ihre eignen Filme künstlerisch vollwertige Ereignisse versprechen. Inzwischen dürfen die deutschen Klienten sich noch ungestört mit ihren studentischen und militärischen Sommerfreuden beschäftigen. Übrigens nehmen einige der geschäftstüchtigen amerikanischen Gruppen auch die Herstellung dieses rein deutschen Inlandsbedarfs selbst in die Hand; und es ist für unsre Industrie ziemlich beschämend, daß dabei sofort eine Heraufsetzung des Niveaus erfolgt. So kündigt, zum Beispiel, Fox einen Film ‚Schicksale einer Banknote' (Regie Viertel) und die Verfilmung von Leonhard Franks ‚Räuberbande' an: Ausnahmen in der Flut schäbiger Voranzeigen.

Noch nicht ganz deutlich sind die Pläne der beiden wichtigsten Gruppen: der Fanufamet (das ist der deutsche Konzernvertrieb der Paramount-Ufa-Metro-Goldwyn) und der seit einiger Zeit mit der deutschen Phoebus liierten United Artists (der Gruppe der großen Schauspieler Chaplin, Talmadge, Pickford, Fairbanks und andrer). Fanufamet kündigt 60 Großfilme an, davon 40 amerikanische, der Rest Ufa. Also auch hier schon im Programm (geschweige denn in der Praxis!) Verzicht auf das Fifty-fifty-Prinzip. Phoebus-United scheinen innerhalb Deutschlands die wichtigste Produktion zu organisieren. Hier arbeiten May, Berger, Pabst, Wegener, die Damita.

Und jetzt, wo die Amerikaner einen großen Teil der deutschen Regisseure und Darsteller drüben haben, den Rest hier kontrollieren, kommen eine Anzahl früherer großer deutscher Filme in Amerika zur Aufführung. Varieté, Walzertraum,

Wachsfigurenkabinett laufen drüben mit offenbar großem Erfolg. Nach dem wirtschaftlichen Sieg besteht, unter amerikanisch organisierter Weltfilmherrschaft, durchaus kein Grund mehr, Einzelleistungen zu unterdrücken. Statt über diese Erfolge zu jubeln, sollte die deutsche Produktion und Fachpresse darin einen letzten, unwiderruflichen Beweis für die amerikanische Siegessicherheit erkennen. Von der derzeitigen hiesigen Quantitätsproduktion haben eben Laemmle, Zukor und Hays nichts mehr zu fürchten.

Vom Ende zweier glücklicher Menschen von Oskar Baum

Wie sündig es ist, sich zu schämen, wie gottlos! Zweifel am Sinn der Wahrheit!

Nun sind wir doch einmal verheiratet; seit drei Tagen, seit drei Nächten. Was fehlt uns denn eigentlich zur vollkommenen Seligkeit? Nichts, gar nichts!

Ob es wohl auch für die Mädchen in der Liebe einen Punkt, eine Grenze gibt, wo sie kein „Ich" mehr haben, nur noch Gesamtheit, Gattung sind?

Was Andern Ziel, Krönung der Liebe ist – mir scheint es, mir, mir als Erstem unter allen Menschen, ihr Gegensatz, ihr häßliches Ende!

Am ersten Abend dachte ich: es sei die überwältigende Erfüllung. So lange zaghaft, demütig, kaum je wirklich gehofft... Aber am zweiten, am dritten?

Früher, wenn wir aus lärmender Gesellschaft in den dunkeln Garten auf versteckte Bank uns flüchteten – auch, wenn ich den Duft ihres Haars, ihres Kleides spürte, den Schimmer ihrer Bluse zwischen fremden Menschen zu sehen wähnte: wie das Alles in mir Eins war in natürlicher Klarheit des Urglücks, ganz nur Seligkeit! Die Kultur ist gemein, grauenhaft gemein!

Aber noch Keinem schien es unerträglich, plötzlich an einem Tag, in einer Stunde, genau vorherbestimmt, wie eine Maschine, eine Spieluhr den Kampf zwischen Gott und Tier vorzuspielen! Nein, noch Keinem! Vielleicht bin ich wahnsinnig und weiß es nur nicht; das weiß ja niemals Jemand von sich selbst! Glaubt Ihr, daß es eine Wahnvorstellung ist, wenn man sich fürchtet vor dem Augenblick, da einem die Geliebte, das liebste Wesen auf der Welt Das werden soll, was jede Beliebige sein kann? Nicht sie, die er liebt, umarmt er, eine Fremde, eine gleichgültige Unbekannte!

Ich liebe sie vielleicht zu sehr! Aber wie könnte auch, wer sie nicht liebte, im Augenblick ihres letzten höchsten Vertrauens, ihrer glückseligsten Entrücktheit sie betrügen, mit Überwindung, gezwungen Zärtlichkeiten lügen, Schmeicheleien erschwindeln? Man ist doch oft genug böse und gemein, ohne es zu wissen, aber so mit klarem Bewußtsein, mit Willen – wer kann das ertragen?

*

Sie stand vor dem hellen entzückenden Häuschen, das sie draußen am Rande des Wäldchens gemietet hatten. Sie sah nach ihm aus. Oh, was verfolgte ihn? Warum floh er sie? Was dachte er denn wohl, wovon das Leben zweier glücklicher Menschen abhängen sollte? Es war nur – sie wußte nicht, wie sich zu benehmen?! Und es war so schrecklich, daß an jedem Tag von neuem Abend wurde!

...Ein Regen war vorübergegangen. Nach tausend Gewürzen duftet der Wind. Der feuchte Garten glänzt, und vom Flusse her über die Mauer steigt die Sonne. Von der Gitterwand der Laube triefen schwere runde Tropfen. Wie gewaschenes Frauenhaar hängt das nasse Laub schlaff und schwer an den geneigten Zweigen, und die Blätter erscheinen größer.

Ein Schuß fiel fern. Aus einer Lache Bluts auf dem Sand mitten im Wege, gar nicht so weit hinter dem Hause, stieg der Geist ihrer Beider Unschuld in einem schrecklichen Gesicht und trocknete alle die Pflanzen aus, weit, weit, und zertrümmerte die Herrlichkeit von Jugend und Reife und Alter von tausend Geschlechtern, die unter der Schwelle mitten im stockenden Fluß der Unendlichkeit nun ewig vergeblich warten und warten...

Kitty und die Weltgeschichte von Alfred Polgar

Die neue Komödie des Wiener Modernen Theaters ist von Hans Bachwitz. Er deklariert sein Spiel als „sonderbares Erlebnis einer jungen Dame in drei Aufzügen“.

In der Tat ist Kittys Erlebnis sonderbar. Es widerfährt ihr, daß sie in einer Zelle der Conciergerie von dem Führer, der die historischen Räume erläutert, vergessen und eingesperrt wird, und zwar nicht allein, sondern mit einem in sie verliebten, sonst aber ganz kaltschnauzig-unromantischen Amerikaner. Um Nacht und Angst zu überwinden, liest sie ein bißchen die Tagebücher der Herzogin d’Arrois und erlebt, in einer Traumphantasie, was sie liest. Es ist nichts Lustiges. Eine guillotineske Geschichte voll Tod und Liebe und Dialog. Lang, lang ists her und hin! Gerne flüchtet Kitty aus solcher Vision einer geschwollenen Vergangenheit an den Busen des durchaus gegenwärtigen Amerikaners.

Es ist ein Stück ohne Arg und Falsch und wird nett gespielt. Dennoch wird der Direktor Körner stärker beschwören müssen als mit solchem Zeichen, um den Erfolg in sein freundliches Theater hineinzuzwingen.

Herr Körner und Fräulein Camilla Weber spielen Kitty und den Amerikaner, die sich, durch Traumes Zaubermacht, für einen langen Akt in Herzogin Chrysantheme und Bürger Danton verwandeln. Der Theaterzettel vermerkt: „Die Rollen der Chrysantheme und des Danton werden von einer Dame und einem Herrn der Gesellschaft dargestellt, die nicht genannt zu sein wünschen.“ Ich komme nicht darauf, was dieses Avis bedeuten soll. Herr Körner und Fräulein Weber sind ja gewiß hervorragende Versteller, aber so verstellerisch doch kaum, daß man ihnen glauben könnte, sie wären gar nicht sie.

Wege der Liebe

Alle Wege führen nach Moskau, dachte Frau Kollontai und schrieb ‚Wege der Liebe‘, drei Erzählungen, von denen der Malik-Verlag zu Berlin eine schöne Ausgabe gemacht hat.

Die erste Erzählung ist gut, ‚Die Liebe der drei Generationen‘ heißt sie. Die Mutter der Erzählerin dieser Geschichte ist mit dem Regimentskommandeur verheiratet, liebt aber den Kreisarzt; Krach, Schwangerschaft und Verlassen des Ehemanns – eine liberale Ehetragödie, wie sie in der Zeitung steht. Die Erzählerin selbst lebt mit einem Genossen zusammen, wird aber im Strudel an einen Ingenieur getrieben, kommt wieder fort von ihm... vorbei. Die Tochter lebt gleichfalls mit einem Genossen – daneben noch mit andern, sie findet nichts dabei. „Aber welcher Zusammenhang ist zwischen der Partei,“ sagt sie, „der Revolution, der weißgardistischen Front, dem Zusammenbruch und Allem, was du angeführt hast – und dem, daß ich mich mit Andrei und noch einem Andern küsse...?“ Sehr fein, wie in diesen drei Generationen jede Mutter immer nur ihren eignen Fall, aber keineswegs den der Tochter versteht. Jede schüttelt den Kopf und versteht die Welt nicht mehr...

Folgt noch eine Erzählung: ‚Schwestern‘ (französischer Realismus aus dem Jahre 1895), und dann die Haupterzählung: ‚Wassilissa Maligyna‘. Ja, das ist nun so eine Sache...

Also, ich kann mir nicht denken, daß das die neue bolschewistische Welt, die neue Liebe, die neue Generation ist. Ist sies aber wirklich: dann ist Frau Kollontai eine höchst mäßige Schriftstellerin. Über solche Dinge, Rußland betreffend, muß man in Deutschland ja immerzu nach zwei Fronten hin reden, und ich brauche wohl nicht zu betonen, daß zunächst und vor Allem einmal die Nationalen im Unrecht sind, bevor sie noch den Mund aufgemacht haben. Auch erwarte ich keinerlei Romantik, und ich empfinde nichts so komisch wie den Einwand, den neulich ein deutscher Romantiker gemacht hat: das politische Leben der Russen sei ohne alle „Schönheit“ – in schmutzigen Redaktionsstuben debattierten sie endlos und drehten sich Zigaretten... Möge Jener in Schönheit sterben. Nein, der Mangel an Romantik ist es nicht. Es ist nur, halten zu Gnaden, belanglos.

Daß die Grete den Hans liebt, der aber hinwiederum es mit der Lotte hat, wird dadurch nicht interessanter, daß sich die handelnden Personen mit „Genosse Diensthabender“ anreden. Selbst wenn man, in verständlicher Mißachtung des Westens, nicht zeigen will, wie oekonomische Zustände Urtriebe verändern oder es nicht zu tun vermögen: es gibt ein Kunstgesetz, das ewig ist: Wir wollen nicht gelangweilt werden! Und dies ist zum Gähnen langweilig. Auch hat diese Liebesgeschichte etwas, was Fontane so schön „sechserhaft“ nennt: es sind Murks-Liebesschmerzen, Murks-Ausschweifungen, murksig das Ganze.

Also ein gleichgültiges Buch, wie es deren hunderte gibt. Aber mitnichten möchte ich in den Topf der snobistischen Antibolschewisten geworfen werden, die „schon wieder“ dagegen sind, worauf es gewiß nicht ankommt, und denen sich, zu meinem Schmerz, in einem unsäglich albernen Buch auch Sir Galahad angeschlossen hat. Das kommt sich gar so mutig vor, wenn es etwas gegen Dostojewski, und weil wir grade bei den Russen sind, auch gleich gegen die Bolschewisten sagt... So geht das wirklich nicht. Da drüben steht eine politische Leistung, wie sie nur alle paar Jahrhunderte einmal vorkommt. Mäßige Litera-

tur ist kein Einwand gegen ein Land.

Frau Kollontai ist sicherlich eine gute Politikerin, Bücher

schreiben kann sie nicht. Aber schließlich haben wir ja auch vor

Kanzler Marx kein Lyrikbändchen ‚Heckenros‘ und ‚Vergißmein-
nicht‘, und so scheint mir zunächst wichtiger, daß die Leute
in Rußland zu essen haben und nicht ausgenutzt werden, als daß
sie, den Antiquaren zu Gefallen, in Leder zu bindende schöne
Bücher verfassen. Was sie, übrigens, dennoch tun. *Ignaz Wrobel*

Ein Arbeiterkinderheim

Man steigt von Elgersburg eine kleine halbe Stunde hinauf,
den Blick ständig über den herrlichen Waldeshöhen, die, Goethes
Spazierwege, nach Ilmenau und weiter führen. Dort, mitten im
Thüringer Wald, liegen die beiden hübschen Häuser des Kinder-
heims Mopr. Dort, in gesündester Höhenluft, zwischen Nadel-
und Laubholz, finden die Kinder Erholung, deren Väter um ihrer
Überzeugung willen in den Gefängnissen und Zuchthäusern der
deutschen Republik geschunden werden, und die Kinder der Opfer des Noske.

Als ich, in den letzten April-Tagen, das Heim besuchte, war
es von 33 Kindern bevölkert, von 5 Jahren aufwärts; das älteste
war knapp 15. Der größte Teil kam aus München, lauter Waisen
erschlagener und standrechtlich erschossener Rotgardisten der
Räte-Republik. Ein Dutzend ostpreußischer Buben und Mädel
von Genossen im Gefängnis zu Insterburg und drei Rheinländer,
die Väter mit 10, 11 und 15 Jahren im Zuchthaus, darunter der
achtjährige Rudi Margies, ein lieber, aufgeweckter, kleiner Kerl.

Die Rote Hilfe Deutschlands hat hier – und in Worpswede,
wo sie ein zweites Kinderheim unterhält – ein prachtvolles
Werk geschaffen. Die Kinder werden ausgezeichnet verpflegt,
haben vorzügliche Bade- und Spieleinrichtungen, geräumige,
helle Schlafräume, stehen unter regelmäßiger ärztlicher Kontrolle,
singen, schreien, kugeln um einander, sind vergnügt und glück-
lich. Der jugendliche Lehrer Willy und die Helferinnen Lies-
beth, Emmy, Erna und Eva sind die ältern Geschwister; sie lei-
ten an, ohne zu kommandieren, werden als Gleiche, nicht als
Autoritäten angesehen. Der Geist der Kameradschaft, der das Heim
geschaffen, waltet in ihm und erhält es. Eines Jeden Erleben ist
das Erleben Aller. Bei der gemeinsamen Mahlzeit liest jedes
Kind, das Post bekommen hat, den Gefährten vor, was die Mut-
ter, die Geschwister, Freund oder Freundin geschrieben haben, und
die kleinen Gesichter werden ernst und feierlich, wenn der
Gruß eines Vaters aus seiner einsamen Zelle dabei ist. Sie haben
tiefe Ehrfurcht vor dem Schicksal der Verurteilten; die Toten
der Revolution und sie, ihre Märtyrer, sind den Kindern Vor-
bild und mahnendes Gewissen. Wüßte die herrschende Klasse,
wüßten ihre Staatsanwälte und Richter, welchen heiligen Eifer
für die Sache, die sie ersticken wollen, sie in den Herzen der
heranwachsenden Generation entzünden: sie wären nicht so üppig
im Dienst ihrer politischen Rachejustiz. Wer als Revolutionär in
die reinen Augen der Kinder in Elgersburg blickt, wenn sie in
ihren kleidsamen blauen Kitteln mit den breiten roten Tüchern
hellstimmig ihr „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit“ singen, der
weiß voll großem Trost: die Väter sind nicht umsonst in den
Tod, in den Kerker gegangen – die Zukunft keimt in gutem Boden.

Alle acht Wochen wechselt die Belegschaft im Heim; dann wird
für drei Dutzend andrer Kinder von den Schulen Urlaub nach-
gesucht, und der Eifer der deutschen Gerichte und die Eigen-
artigkeit der deutschen politischen Amnestien sorgen ja lei-
der dafür, daß es lange währt, bis

das gleiche Kind zum zweiten Mal von der Liebe proletarischer Solidarität Gebrauch machen kann, die es in Elgersburg umgibt. Die Frauen der Heimarbeiter von Elgersburg haben die Kittel und die Wäsche genäht, die Porzellanarbeiter von Geraberg haben das schöne symbolisch bemalte Tafelgeschirr geliefert — an Einrichtungs- und Gebrauchsgegenständen hängt der Schmelz brüderlichen Opfersinns. Noch fehlt es an manchem. Wer etwas stiften will — Bücher, Spielzeug oder was sein Herz ihm eingibt —, wird Kinder erfreuen, die mehr vom Leide erfahren haben in ihrem jungen Leben als von Freude.

Zwei Tage dauerte mein Besuch in Elgersburg. Zum Abschied begleiteten mich die Kinder an die Bahn. Sie sangen, winkten und riefen dem abfahrenden Zuge nach. Im jungen Frühling lag das thüringische Land, besonnt und leuchtend. Ich war reicher als zuvor.

Erich Mühsam

Shaw lebe hoch!

In Deutschland Festartikel, Festnummern, Festschriften: dem Dichter, der, wie Fontane, keinen Sinn für Feierlichkeit hat, gratulieren Minister, Intendanten, Literaturprofessoren und sogar Oswald Spengler — die Meisten kläglich banal, aber mit dem wohlmeinenden Pathos, das den Deutschen befällt, wenn er einen großen Ausländer seiner Kultur einverleiben kann. In England? Eine kleine Feier des Fabierkreises; sonst Ignorierung und Sabotage, Sperrung des Unterhauses, des Rundfunks. Wer hat sich da blamiert? Das offizielle England? Das hat nichts getan, als einer sehr wohlverstandenen Antipathie einen korrekten Ausdruck gegeben.

Aber wie ist es mit unsern Prominenten? Versuchen sie nicht alle, ihre Unstimmigkeiten mit den offiziellen Kreisen zu bereinigen, kurz bevor ein spätes Dezennium ihres Daseins verstrichen ist? Sie alle haben ihren Frieden mit der herrschenden „Mentalität“ gemacht, sie alle können sicher sein, daß zu ihrem Siebzigsten irgendein Külz mit dem Rosenbukett antreten wird — einer, der jetzt Shaw, beginge dieser seinen Geburtstag bei uns, nicht anders behandeln würde als die Leute um Baldwin. Denn wer könnte garantieren, daß Shaw nicht — wie dort vom Sinowjew-Brief, von Trotzkis Auslegung der englischen Demokratie und von der Gewaltpolitik in Aegypten — bei uns von Potemkin-Verboten, von der Schwarzen Reichswehr, von den Fememorden sprechen und am Ende eine sehr ketzerische Kennzeichnung der deutschen Demokratie liefern würde? Aber Lübeck wußte, warum es seinen Poeta zum Professor krönte, und alle unsre Ehrendoktoren, alle republikanischen Dichter von Agnetendorf bis Kaiserswerth können sicher sein, daß sie an ihrem höchsten Ehrentag durchs Radio werden sprechen dürfen, genau so wie die Republik sicher sein kann, daß sie dann nichts äußern werden, was den Bestand des Staates gefährdet. Vor Shaw sind sie alle blamiert. Ehre sei ihm, daß er auch in dieser Stunde dem faulen Frieden das Recht und die Wahrheit vorgezogen hat!

Ernst Lewalter

Den jüdischen Leutnant der Reserve macht uns Keiner nach

Statt jeder besonderen Anzeige.

Hannover, im Juli 1926.

Die Verlobung unserer Tochter **Lili** mit dem Prokuristen Herrn **Julius Heinemann**, L. d. R., Hannover, zeigen wir hiermit ergebenst an.

Justizrat Dr. Hans Heinemann und Frau.

Zu Hause am Sonntag, den 1. Aug. 1926.

Berliner Tageblatt

Der Schein soll nie...

S. M. Eisenstein ist ein genialer Regisseur. Aber gegen S. M. den Zufall ist er doch nur ein Stümper. Das Satyrspiel, das dieser auf die Minute zu der Tragikomödie vom erst verbotenen, dann erlaubten, auf Grund einer bornierten Hetze erneut verbotenen, dann kastriert wieder erlaubten Potemkin-Film geliefert hat, ist eine Kunstleistung höchsten Ranges. Umso höhern Ranges, als es mit äußerster Sparsamkeit der Mittel gemacht ist. Regisseur Zufall nennt den ‚Knjas Potemkin‘ einfach ‚Hannover‘ und verlegt den Beginn der Handlung aus dem Vorkriegs-Rußland ins Nachkriegs-Deutschland – und, siehe da, schon erbebt unser Zwerchfell unter einem bittern Gelächter. Oder doch nicht? Bleibt einem das Lachen vielleicht in der Kehle stecken bei dem Gedanken an die 140 „blauen Jungen“, die sich im Wilhelmshavener Marinelazarett vor Schmerzen krümmen, weil... Nun, vielleicht hat auch ein deutscher Veterinär, nicht durch den schwarz bebänderten und beränderten Zwicker, versteht sich, sondern durchs stilvolle Einglas, das hochsommerliche Hackfleisch „beschaut“; vielleicht hat auch er Trichinen für harmlose Schmeißfliegen gehalten und das für die „Leute“ bestimmte Hinterviertel für abwaschbar erklärt wie einen Gummikragen... Jedenfalls wissen wir jetzt, warum sich hohe und höchste Stellen der Landesverteidigung, insbesondere der zur See, so eifrig gegen den „aufreizenden“ Film ins Zeug gelegt haben. Man stelle sich vor, was die 140 Matrosen, wenn sie, noch ein bißchen bleich und hohlwangig, aber sonst wieder ganz munter aus dem Lazarett entlassen, sich da sozusagen selbst im Spiegel des russischen Films gesehen hätten – was sie für Gesichter gemacht hätten! Vielleicht hätten sie gar noch was Andres gemacht, wie? Wieder eine kleine Revolution womöglich wie anno 1918... Ein wenig Vorsicht ist immer gut: doppelt aber empfiehlt sie sich auf dem Gebiet der Seelenhygiene, wenn man sich auf dem des Leibeswohls seiner Mitmenschen so großzügig über sie hinwegsetzt. Es ist – in jeder Hinsicht – billiger, in andrer Leute Geist zu schneiden als sich (und dem Fiskus) ins Fleisch, auch wenn das jenen Andern wieder Leibschneiden verursacht. Filmbilder, die politisch bazillenverdächtig sind, müssen weggeschnitten werden; ob alle Teile eines Schlachttiers für die Mannschaftsküche bakterienfrei sind, das ist nicht so wichtig. Fragt sich nur, ob diese Methode auf die Dauer... bekömmlich ist. In Rußland war sie es jedenfalls nicht.

Harry Kahn

Ein deutscher Dichter

Aus einem Brief Jakob Haringers:

„Wenn Ihnen dies ein Trost ist: auch mir gehts sehr schlecht, leb von der Hand in den Mund; gestern hat man mir – ein teutscher Arzt, so was kann ja bloß ein teutscher Intellektueller – mein Letztes: zwei sehr wertvolle alte Bilder versteigert. Da ich das Honorar nicht zahlen konnte.

Das alte Lied. Teutschland mordet seine Dichter. Nun möge man bedenken, daß Jakob Haringer immerhin in letzter Zeit beträchtlichen Erfolg gehabt hat. Und daß er zu Allem aus der Großen Zeit als Schwerkriegsbeschädigter hervorgegangen ist. Und nun, da Jeder nachlesen kann: ein wie gearteter Dichter und Mensch durch ein Leben voll Qual, ewig am Verrecken und Verbluten, gehetzt worden ist, nun noch immer hört die Verfolgung durch Jene nicht auf, die den Geist töten, um ihn nachher mit Fackelzug, Blech und schwarzen Hüten vorneweg aufzubahren und jene feierliche Rede von der Unsterblichkeit zu halten. Denkmal selbstverständlich Ehren-

sache. Noch immer lebt Jakob Haringer, ein deutscher Dichter, schwerkriegsbeschädigt, allen Verfolgungen ausgesetzt, von der Hand in den Mund.

Es ist notwendig, den Namen jenes Arztes öffentlich zu nennen: Dr. Palmberger.

Um womöglich künftige Verfolgungen, auch andrer deutscher Künstler, zu verhüten. *Alfred Pabst*

Anglikanische Pastöre

Also das geht nun gar nicht. Ich habe sie im Zug nach Lourdes gesehen und auf vielen Bildern: die glatten Ledergesichter der Hagern, wie Fußball-Champions, und die guten, onkelhaften der Dicken – ja, sie hatten diese schwarzen Röcke an, es waren wohl Geistliche, Alles, was recht ist... aber es waren keine.

Ob es nun unsre kontinentale Bilderbucherziehung ist oder was immer: noch am letzten, fettsten, suppenbauchigen katholischen Landpfaffen ist einmal das Geheimnis vorübergegangen. Er hats wohl nicht verstanden, seinerzeit, und jetzt tut er seinen Dienst, so wie andre Menschen Eisenbahnschranken schließen – aber es ist einmal vorübergegangen. Die hohen Kirchenfürsten in Lourdes sahen aus wie die Komiker – aber sie gehörten vermöge Vorbildung, geistigen Trainings, Abstammung, Jugenderziehung einer Kollektivität an, die es verstanden hat.

Mit den Protestanten ist es schon nicht ganz einfach: es ist Alles so gut-bürgerlich, so verständig, so sanftmütig, so klar – so ganz und gar nicht dumpf-religiös. Es ist keine Musik darin. Aber nun die Engländer! Und die Amerikaner!

Nehmt mir das auch nicht übel: sie sind ohne jede Restriktion komisch. Die Prätention, die da glaubt, mich glauben zu machen, ein bis ins letzte Fäserchen rationaler Herr Smith sei nun auf ein Mal mit Prokura für ein höheres Wesen ausgestattet – das will mir nicht eingehen. Im Film die Schlußpaare mit langsamer Geste einsegnen – gewiß, warum nicht. Aber ernsthaft mitwirken, wenn von Metaphysik die Rede ist, und nun gar, wenn von keiner die Rede ist – das ist herzerquickend schön. Man fühlt sich so schön draußen, wenn man sie dahingehen sieht – im Pariser ‚Empire‘ stand einer da, das kantige Kinn hölzern in die Luft gestreckt, so sah er auf das Treiben der sündigen Welt. Man sollte diese Pastöre nicht ausgehen lassen. Sie kompromittieren die ganze Firma.

Nach Deutschland dürfen sie. Da gibt es nichts, was die Religion kompromittieren könnte. Denn wenn der Deutsche sieht, wie Einer – und nun gar noch mit Unterstützung der Staatsgewalt – eine saure Gurke feierlich umtanzt, so genügt der feste Wille und der starre Glaube des Andern, um ihn wankend zu machen. Er spürt da zutiefst etwas von einer neuen Autorität, und das ist immer gut. Dem Volke müssen die sauern Gurken erhalten bleiben. *Peter Panter*

Martin Raschke

Wir brauchen Manifeste; peitschende Aufrufe zum Zerstören und Bauen. Gäbe es einen machtvollen Geistigenbund, brauchten wir keine; aber es gibt nur machtlose Geistigen-Grüppchen... und machtvolle Intellektuellen-Rotten, deren „geistiger Tiefe“ der Geist seinen Tiefstand verdankt. (Der Geist: Inbegriff alles Kämpfens für eine Welt, die Allen für alle Zeit alle Glücksfülle sichert.)

Das erste Buch des zwanzigjährigen Martin Raschke: ‚Wir werden sein‘ – erschienen im Ziel-Verlag Herbert Schwengler, Berlin NW 6, Schumannstr. 17; Preis: eine Mark - ist ein Manifest und dient dem Geist, durch Zersetzung des Ungeists. Zersetzung, „zersetzender Geist“, Destruktion kann besser sein als konstruktives Gestümper; es fragt

sich nur, was zersetzt wird und wie. Raschke zersetzt Zersetzenswertes.

Er zersetzt, ohne Gift, die eine Seite einseitiger Seelen: „Wir lieben die Stadt gleich Tausenden, aber nie vergessen wir, daß es Winde, Wolken, Palmen gibt. Wir lieben die scharfgeschnittenen Leiber junger Automobile, wir bewundern die Konstruktionen neuer Geschäftshäuser, doch wissen wir, daß gleichzeitig Vögel, Panther, Wale sind... Wir brauchen und lieben dieses kostbare Nebeneinander, sind umfänglich genug, Könige zweier Reiche zu sein.“ Er enthüllt die erbärmliche Enge der angeblich „Weiten“, die auf Persönlichkeiten schimpfen, weil sie selbst keine sind: „Warnen möchte ich vor jenen Betrügern, die immer von einer Aufopferung des Einzelnen für das Kollektivum schwatzen, ohne je Einzelne gewesen zu sein.“ Er durchlöchert die klägliche formalistische Kunsttheorie und verspottet ihre Adepten als „Engelsköpfe, Zaubergebirgler, Nirwanajünger, lyrische Kunstgewerbler, Exoten, Neukatholizisten“; aber er bleibt benervt genug, ebenmäßige Formen zu lieben, und hütet sich, so lange zum Bronnen zu gehn, bis er brecht. Beinah jeder seiner Sätze ist skandierbar; seine Sprache musiziert so rhythmisch, daß Revoluzzer sie für ein Produkt bourgeoisen Aesthetentums halten, statt das Revolutionäre, ja Revolutionierende dieser Form zu kapieren – die obendrein nur revolutionäre Inhalte aufnimmt: das Buch ist, bald auf der Fläche, bald in der Tiefe, sozialistisch, antimilitaristisch und durchweg links-aristokratisch.

Man kannte Martin Raschke bisher nur in der Jugendbewegung: als Herausgeber einer aufrührerischen, folglich verbotenen Schülerzeitschrift, die ‚Mob‘ hieß; den „Erwachsenen“ blieb er in dem Grad unbekannt, wie er was kann – in höherm Grad als sieben Achtel seiner ehrenwerten Zunft- und Zeitgenossen. Die sinnieren und formulieren ins Blaue; er bringt Menschen auf den Trab... und die Welt dadurch weiter. *Franz Leschnitzer*

Zwei Tote

Am 18. Juli hat man in Neukölln den langjährigen Sportredakteur des Berliner Tageblatts: Rudolf Vetter begraben. Mit dem knapp achtundvierzigjährigen sank der Senior der Berliner Sportjournalisten ins Grab, die letzte Zierde einer Kaste, deren überlebende Vertreter heute weit eher als Händler bezeichnet werden müssen.

Der starke, breitbrüstige Mann war seit langer Zeit vom Tode gezeichnet. Aber er hat mit dem Elan eines Jünglings den ungleichen Zweikampf mit dem mythischen Geier durchgefochten, der ihm seine Krallen in den Leib geschlagen hatte und ihm täglich, Stück für Stück, die Leber fraß.

Der Mann war ein Jüngling, verstand nur mit jungen Leuten zu leben, und jung war auch seine Feder. Zeigt uns doch den Mann von der Sportpresse, der solch unverdorbenes, durchsichtiges Deutsch drucken ließe, wie seines war! Ob er nun das kümmerlich-glanzvolle Bild des Deutschen Derby zeichnete oder in klingenden Sätzen Fouchardières Prosa in seine Sprache übertrug.

Rudolf Vetter war ein Mann von herber Unantastbarkeit. Keiner hat wie er so grimmig, so bis zum Letzten unbeugsam die Zerfallserscheinungen auf dem Felde des Turfs und im Boxring bekämpft. Und neben seinen vielen Kollegen, für die der Horizont hinter den Hürden von Karlshorst aufhört, verkörperte er den Typ des geistigen Menschen, ohne Schema und ohne Konvention. Er hat nie, auch nur für eines Gedankens Raum seinen Charakter verleugnet, der ein gänzlich unbourgeoiser Charakter war.

Er gehörte in die Reihen jener ewig jungen Garde, deren klares

und kräftiges Wahlwort der Chronist gern mit der verlogenen Floskel umschreibt, die hier einmal Wahrheit wurde.

Er starb. Aber er hat nie kapituliert.

*

Der gleichen Korporalschaft des Geistes entstammte unser Freund Wolf Zunk. Ihn kannten die Leser der ‚Weltbühne'. Noch nicht 29 Jahre alt, ist er am 29. Juli einem tückischen Typhusanfall erlegen.

Wir sehen ihn vor uns: ein prachtvoller Kerl aus einem Guß, von scharfer Prägung, ein Landsknecht der Feder, der dem soldlosen Banner der erträumten Republik verschworen war.

In Kämpfen, aus denen kaum blühender Lorbeer, eher dürreres Kraut zu holen war, in aussichtslosen Unternehmungen hat er neben uns gestanden. Sein Tod läßt eine klaffende Lücke im Glied.

Als wir mit Karl Vetter und Carl v. Ossietzky die Republikanische Partei gründeten, damals heftig befehdet und verlästert von all Denen, die heute immerhin schon die Notwendigkeit der Opposition gegen das herrschende System anerkennen: da wurde Wolf Zunk der Geschäftsführer der jungen Partei. Er zeichnete auch verantwortlich für die Wahlzeitung der Partei: ‚Die Nation', von der einige Nummern voll äußerster pamphletistischer Frechheit sich erhalten haben.

Die Republikanische Partei blieb Episode, weil Zeit und Mittel, wohl auch personelle Mittel nicht zureichten, weil das Schwergewicht der eingespielten und gutgeölten Apparate der alten Parteien den neuen Gedanken zermalmte.

Zunk hat weiterhin durchgestanden. Die Campagne gegen die reaktionären Gewalten innerhalb der preußischen Schutzpolizei im vergangenen Herbst war in fast vollem Umfang sein persönliches Werk.

Ein tragisches Geschick hat ihn, der vier Jahre Weltkrieg an der Front heil überlebt hatte, aufs Krankenbett gestreckt, als er von einer Studienreise nach Bulgarien heimgekehrt war. Zehn Tage und zehn Nächte hat er mit gelähmten Gliedern gelegen, bis ihn ein barmherziger Hirnschlag vor der Gefahr eines Daseins von ebenso viel Jahren unter den gleichen Umständen bewahrte.

Er war ein guter Kamerad. Wir werden oftmals an ihn denken.

Berthold Jacob

Liebe Weltbühne!

In die Berliner Handels-Gesellschaft tritt eines Tages Carl Fürstenbergs Sohn ein. Man fragt den Vater, ob es denn nun keine Kompetenzschwierigkeiten gebe. „Aber wieso denn? Mein Sohn verweigert die Kredite unter 5000 Mark und ich die über 5000 Mark."

Der Eisenblock

...die jetzt zum Abschluß kommenden internationalen Eisenverhandlungen bezwecken die Schaffung eines westkontinentalen Eisenblocks... Neben Preisverständigung- ist auch Produktionsregelung und Aufteilung der Absatzgebiete beabsichtigt. *Zeitungsnotiz*

Die Geschicke, Wirtschaft, Krieg und Frieden
werden, denkt Ihr, in Paris,
in Locarno, Genf, NewYork entschieden?
Aber nein. Entscheidung ist nur dies :

Wenn der Herr der Häuer, Gießer, Trimmer,
Seine Hoheit, der Magnat,
trifft am Rhein im stillen Sitzungszimmer
seine Mitverschwörer. Staat für Staat.

Hier entwerfen Feldherrn Zukunftspläne,
schwingt die Sklaverei den Stock:
Schmieden Industrie- und Handelskapitäne
sich zur Waffe einen Eisenblock.

Nicht auf Plenum, Rat und Parlamente
richtet fragend euern Blick:
Zahlen, Aktien, hundertstel Prozente
formen euer Leben und Geschick!

Die sind immer wider euch verschworen.
Euch verkauft man im Kontrakt!
Diesen Block von Eisen heißts durchbohren!!
Angepackt!!! *Karl Schnog*

Kurt G. Die Deutsche Liga für Menschenrechte hat dem Reichspräsidenten vorgeschlagen, diejenigen Pazifisten, die wegen Landesverrats zu 10 bis 15 Jahren Zuchthaus verurteilt worden sind, zu amnestieren. Die armen Leute haben geheime Waffenlager und Rüstungen von Rechtsverbänden aufgedeckt. Das müßte als patriotische Ehrentat gepriesen und belohnt werden und gilt bei uns als Landesverrat. Was in Wahrheit Landesverrat ist, sagt die ‚Nationalliberale Correspondenz' der „staatserhaltenden", also weder pazifistischen noch sonst irgend revolutionären Deutschen Volkspartei, wenn sie erklärt: „Der Standpunkt des Berliner Lokal-Anzeigers bedeutet eine öffentliche und moralische Unterstützung jeder feindlichen Bedrückungspolitik des Rheinlandes durch ein vielverbreitetes deutsches Blatt, das sich selbst national nennt." Und alle Blätter, die wissen, daß Vernunft das einzige Mittel ist, Deutschland von jeder feindlichen Bedrückung zu befreien, als unnational begeifert. Seinen Redakteuren geschieht nichts. Und während jene Zuchthäusler wenigstens den mildernden Umstand für sich haben sollten, daß sie nach ihrer Überzeugung gehandelt haben, würde die Mehrzahl dieser Kulis morgen grinsend das Gegenteil schreiben, wenn etwa die Deutsche Liga für Menschenrechte das Geld hätte, Herrn Hugenberg seine Schandblätter abzukaufen.

Philanthropen. Das Arbeiterkinderheim, das Erich Mühsam in dieser Nummer schildert, und zu dessen Kuratorium ich gehöre, bittet um Namhaftmachung von Kindern aller Parteirichtungen, die einer sechs- bis achtwöchigen Pflege bedürfen, und um Geldspenden auf das Postscheckkonto Hamburg 62 764 unter der Bezeichnung: Kinderheim Barkenhoff, Worpswede.

Zeitungsleser. Nicht auf die ‚Menschheit' beschränkt bleiben darf, was wahrscheinlich keiner von euch bisher in einer deutschen Zeitung gefunden hat. Ihr erinnert euch noch des Eisenbahnunglücks bei Preußisch-Stargard, das fast die gesamte deutsche Presse bis hinunter zur ‚Deutschen Zeitung' auf die Polen geschoben hat. Jetzt hat ein Schiedsgerichtsverfahren unter dem Vorsitz des dänischen Generalkonsuls Harald Koch auf Grund der gewissenhaftesten Untersuchung an Ort und Stelle und nach einem sehr eingehenden Obergutachten des Direktors der Niederländischen Eisenbahnen Maas Geesteranus sein Urteil gefällt: Die Polen trifft nicht die mindeste Schuld. Mithin sind die preußischen Behauptungen von der schlechten Unterhaltung der Strecke, von dem jämmerlichen Zustand des Materials und dem nachlässigen Betrieb durchaus unwahr. Das Unglück ist von Verbrechern verschuldet, die sachkundig die Eisenbahnschienen auseinandergeschraubt haben und nach vollbrachter Tat sofort der preußischen Grenze zugeflohen sind. Bekanntlich sind gleichzeitig bestellte Attentate auf den Linien Posen und Thorn versucht worden, die nur durch Glückszufälle und durch die Wachsamkeit polnischer Streckenwärter vereitelt werden konnten... Und nun schlagt nach, was eure Zeitung Anfang Mai 1925 von sich gegeben hat.

Wiesbadener. Daß die alldeutsche Meute einen edeln Menschen- und Vaterlandsfreund wie Fr. W. Foerster fauchend und schäumend hetzt, ist ganz selbstverständlich; sie bereitet sich durch die Jagd auf den Krieg vor, den sie braucht, und den er zu verhindern bestrebt ist. Aber nun schließt sich dieser Meute ein Kleinleuteblatt an, die Berliner Morgen-Zeitung, die wöchentlich dreißig Pfennige kostet, und überbietet womöglich noch das Gekläff. Auch das nimmt schließlich nicht wunder. Wenn ein Jude deutschnational ist, dann ist er gewöhnlich viel deutschnationaler als der Arier. Ob, zum Beispiel, der Patriotismus der Deutschen Tageszeitung dem national-

deutschen Juden Max Naumann genügt, ist sehr zweifelhaft. Und einer von dessen gelehrigsten Schülern scheint der Chefredakteur Dr. Berthold Prochownik. Morgen kann Mosse ihn rausschmeißen. Aber da er heute noch ein Stück Holzpapier zur Verfügung hat, erklärt er den Friedensapostel Fr. W. Foerster, der warnt, weil er weiß, für einen Irrenhäusler. Er selbst dürfte allerdings keinen Grund haben, einen Krieg verhütet zu sehen. Denn wie dem Kiebitz kein Spiel zu hoch ist, so hat für den Journalisten, der seiner Reklamation gewiß ist, der längste Krieg keine Schrecken.

Carl Marmulla. Sie haben in Nummer 29 Gaben für Heinrich Wandt erbeten und verzeichnen folgende Eingänge: Dr. Adolf Franck, Briesen 10, Heinrich Großkraumbach, Rheydt 8, Dr. W. Gollner, Ludwigsburg 10, M. E. C. Heilbronn 2, Heinz Salomon, Berlin 5, Skrebba-Werk, Freiburg 10, Dr. Günter Bodek, Neukölln 5, Wolf Arnold, Chemnitz 1 — zusammen 51 Mark. Das Postscheckkonto Berlin 134 038 des Friedensbundes der Kriegsteilnehmer nimmt mehr Beträge entgegen.

Konkursverwalter. Ich sitze seit Monaten und noch für Monate meilenweit fern der Reichshauptstadt. In meinem Tal von frommen Hirten erscheint mit jedem jungen Tag die Deutsche Zeitung. Sie hat mir die Bitte geäußert, mein Blatt im Tausch zu erhalten, und weil ich Sinn für Humor habe, bin ich einverstanden gewesen. Ich komme reichlich auf meine Kosten. Sowas von urkomischen Fälschungen und Verleumdungen, wie diese Zeitung sich morgens und abends leistet — nein, wahrhaftig: nicht die üppigste orientalische Einbildungskraft könnte das jemals aushecken. Diese Zeitung lügt, wenn sie spricht, und lügt, wenn sie schweigt. Und fristet ihr Dasein von der stillen Verachtung ihrer Gegner, die sich zu gut dazu sind, eine Berichtigung zu schicken (sodaß die halb deutschnationalen, halb deutschvölkischen Abonnenten, zu deren geistiger Schlichtheit kein andres Organ dringt, niemals erfahren, wie sie beschwindelt werden). Ich, zum Beispiel, wenn ich vernehme, Joseph Wirths neue Zeitschrift diene „sozusagen als Ersatz für die Jacobsohnsche ‚Weltbühne‘, deren Verlag im Zusammenbrechen ist“ — ich werde mich nicht damit beflecken, eine Richtigstellung zu fordern. Mich interessiert der Fall höchstens pathologisch. Wie sieht ein Gehirn aus, dem plötzlich, ohne die winzigste Spur tatsächlichen Inhalts, solche „Meldung“ entspringt? Ich habe mal was von Wunschphantasie gehört. Offenbar ist das die Erklärung. Die Deutsche Zeitung, die eine kleinere Auflage hat als die „Weltbühne“ und deshalb, im Gegensatz zu dieser, den redaktionellen Teil dazu benutzen muß, Inserate und milde Gaben der Leser zu schnorren — diese Deutsche Zeitung wünscht, christlich wie sie ist, meinem Blatte den Tod. Und da mein Blatt kerngesund ist, so verkündet sie einfach seinen Tod. Ach, den wird sie, fürchte ich, nicht mal mit meinem Tode erleben — der mich freilich rasch, der mich jeden Augenblick antreten kann. In Bereitschaft sein ist Alles. Aber solange mir selbst noch Frist gegeben ist, will ich sie nützen. Die Journalisten der Rechten, die leider keine rechten Journalisten, beklagen immer wieder, öffentlich und in Huldigungsbriefen an mich, daß sie keine Wochenschrift wie die meine haben. Sie sollen künftig auch den Mangel an einer gleichwertigen Monatsschrift beklagen, die ich — nicht als Ersatz, sondern zur Ergänzung der Wochenschrift — vorbereite. Die erste Nummer wird Anfang Dezember herauskommen. Weil nämlich mein Verlag „im Zusammenbrechen ist“.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112,
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Genf — Stresemann — Clemenceau von Carl v. Ossietzky

Notiz aus NewYork: „Zur Zeit wird in einem der größten Theater eine Revue ‚Der Völkerbund‘ vorbereitet, für die bereits eine Reihe der hervorragendsten Jazzkomponisten Verpflichtet werden.“ In Genf wird zur Zeit eine noch viel größere Revue gleichen Titels inszeniert, und es ist sehr fraglich, ob alle Jazzkomponisten Amerikas imstande sein werden, sie an Kakophonien zu übertreffen. So sehr auch Briand diesmal Alles daran setzen wird, Deutschland endlich in Bund und Rat zu bugsieren: noch sind Polens und Spaniens Ansprüche nicht vertagt, und namentlich die neue italienisch-spanische Allianz bedeutet Ankündigung einer Überraschung. Und was mag sonst noch jedes Verhandlungsstadium an nicht angemeldeten Überraschungen bringen! Der Saal der Reformation, niemals ein Quartier der Eintracht, ist jetzt vollends zum Eris-Tempel geworden.

Inzwischen werden von den Mächten immer neue Verträge abgeschlossen, die harmlos Garantieverträge genannt werden, aber in Wahrheit nur Bündnisse alten Stils sind, wenn auch verbrämt mit Schiedsgerichts- und Neutralitätsklauseln. Einer garantiert dem Andern etwas, aber stets gegen irgendwen. Vor Allem aber sichern die Militärstaaten sich Garantien gegen den Völkerbund. Jeder Garantievertrag bedeutet für ihn verlorenes Terrain. Der Gedanke der überstaatlichen Organisation, der stärksten Sicherung gegen Kriege, wird von den Staaten mit höflichem Lächeln sabotiert.

Frankreich hat soeben mit Rumänien einen Vertrag abgeschlossen, in dem zum ersten Mal Bessarabien ausdrücklich als rumänisches Gebiet anerkannt wird. Erregung in Moskau. Mit Fug. Denn Rumäniens Anrecht auf Bessarabien wird nicht unbegründet angefochten. Ganz davon zu schweigen, daß dieses unglückliche Land der bevorzugte Tummelplatz der rumänischen Soldateska ist. Während sich Frankreich hier in östliche Händel drängt, wird es am Mittelmeer plötzlich ausgekreist. Denn Italien und Spanien haben sich zu einer Koalition gefunden, die in London schmunzelnd begönnert, in Paris still betrauert wird. Die englische Abneigung gegen Mussolini ist dem Primat der Außenpolitik gewichen. (Auch Abessinien, das schwarze Mitglied des Völkerbundes, wird das bald erfahren.)

Europa ist zu einem Netz von Bündnissystemen geworden. Es wird notwendig, zur Orientierung einen Atlas der Bündnisse herzustellen. (Und der wird wohl die buntesten Karten enthalten, die es jemals gegeben hat.) Denn auch der wache Verfolger außenpolitischer Ereignisse findet sich nicht mehr recht durch. Aufrüstung überall, und überall Schiedsverträge. Der Imperialismus verbeugt sich vor der neuen Idee, dem Pazifismus, indem er seine Terminologie übernimmt. Der

Völkerbund aber scheint dazu verurteilt, ein Bureaubetrieb ohne Funktionen zu bleiben.

*

Am 13. August 1923 wurde Gustav Stresemann Reichsminister. Drei Jahre Stresemann. Die Fehler dieses Politikers sind zu offenbar, als daß notwendig wäre, sie nochmals aufzuzählen. Ein Stehaufmännchen, ein deutscher Rabagas. Ein Trompeter, dem man im Grunde immer gut ist, trotzdem seine falschen Töne manchmal zur Verzweiflung bringen können. Aber er trompetet so unverzagt und immer drauf los.

Es gibt zu denken: Stresemann, der nur zu ganz besonders feierlichen internationalen Séancen dürftig maskierte Nationalist, hat mehr erreicht als irgendeiner seiner Vorgänger, die mit dem Geist von Weimar ausgestattet vor das Forum der Welt traten. Einer hat geweint, ein Zweiter gewettert, ein Dritter deklamiert: von Spa bis Genua eine Kette von Pleiten. Gustav der Auswechselbare war der Einzige, der Zutrauen eingeflößt hat und für politisch diskontfähig erachtet wurde. Was er als Innenpolitiker verwüstet hat: an seinem Ehrentag soll nicht davon geredet werden. Denn wir haben so viel erfolglose Republikanertugend scharwerken sehen, daß der Anblick eines Politikers, der von Fortuna geliebt wird, nicht unangenehm berührt.

*

„Es wird höflichst gebeten, auf den Herrn am Klavier nicht mit Messern zu werfen – er tut, was er kann.“ Das hängt als unsichtbares Plakat über der Deutschen Republik, schwebte auch über der Verfassungsrede des Herrn Külz.

Der Herr Festredner hat den „wehrhaften Pazifismus“ gefeiert und in Gegensatz gestellt zu dem andern, der... etcetera. Das ist nicht schlimm, weil des Landes der Brauch; und außerdem hat das unser Geßler schon so oft besser gesagt. Aber was sollen diese ewigen Wehleidigkeiten, wie es uns 1919 so furchtbar schlecht erging, und wie wir seitdem so tapfer wieder aufgebaut haben! Warum immer diese grauen Elendsbilder mit angehängtem Hochgesang? Wenn die Külz-Demokraten etwas mehr Takt und Gefühl für Volksstimmung hätten, so würden sie über die Periode von Weimar bis mindestens zum Hitlerputsch möglichst ausgedehnt schweigen, denn das ist die Zeit der tiefsten Erniedrigung des deutschen Republikanertums. Daß die Republik nicht Kapp oder einem ernster zu nehmenden Aufrührer zum Opfer gefallen ist – das hat nicht die Energie der Weimarer verhütet; das ist das Verdienst von Leuten, auf die Noske und sein Nachfolger schießen ließen. Nicht einmal die Aera der großen Morde hat die Herren der mittlern Koalition aufgerüttelt, und Ludendorffs Unternehmen brach zusammen nicht am Widerstand Berlins, sondern unter den Gewehrkugeln des bayrischen Militärs, unter der Attacke wittelsbacher Royalisten. Die Republik hat gar nicht damit zu tun. Erst im Frühjahr 1924 begann Hörsing zu trommeln. Bis dahin war die Verteidigung der Republik das Steckenpferd einiger versprengter Idealisten. Wer 1920 auf die Gefahr der Einwohnerwehren hinwies, später auf die un-

heimliche Lebendigkeit der bewaffneten Vaterländischen Verbände, der wurde auch von den meisten Demokratenblättern als ein Söldling Frankreich behandelt.

Und wieviel Schwierigkeiten sind künstlich geschaffen worden, obgleich beim Abschluß des Versailler Vertrages die Situation, weiß Gott, tragisch genug war! In der Hoffnung, sich schließlich doch noch ums Zahlen drücken zu können, ist die Reparationsfrage von Jahr zu Jahr verschleppt worden: der mit Emphase abgelehnte Londoner Plan war bei aller Härte doch noch ein bequemeres Lager als später das von Prokrustes Dawes bereitete. War die Inflation, von Havenstein und Stinnes gemacht, etwa gottgewollt? War der Ruhrkrieg unvermeidbar?

Diese Verfassung ist kein Feiertagsobjekt. Sie ist entstanden in Tagen, wo gegen deutsche Bürger, die dem stolzen Satz: „Das Deutsche Reich ist eine Republik!“ einen Sinn geben wollten, Maschinengewehre aufgefahren wurden. Und was sollen die Preislieder, wenn die historische Tatsache, die die neue Konstitution geschaffen hat: die Revolution, entweder völlig ignoriert oder zur häßlichen kleinen Episode herabgedrückt wird? Wer den 9. November unterschlägt, soll nicht große Worte vom 11. August machen.

Man muß schon ein ausgekochter Parteikaffer sein, um nicht zu ahnen, daß die mächtige Gegnerschaft gegen die bürgerliche Republik nicht einfach auf Dummheit, Bosheit, Verblendung, Hugenberg und Moskau zurückgeführt werden kann. Es gibt nämlich noch ein Argument, dessen sich die schwarz-rot-goldenen Parteien, wenn sie an der Regierung waren, allzu bescheiden bedient haben: das ist die Leistung.

*

Die richtige Verfassung aber wurde erst vor dem Reichstag gefeiert. Man lese:

> Dann schreitet Hindenburg die Front ab. Er tat es nicht pro forma, sondern als der alte Militär, der er trotz seines schwarzen Gehrocks ist: sowie er die Militärkapelle passiert hat, tritt er neben den rechten Flügelmann des ersten Gliedes und kontrolliert. Dann macht er es gewissenhaft mit dem zweiten Gliede ebenso...

Darauf kommt es an: Richtung im zweiten Gliede. Merk dirs, Republik!

*

Georges Clemenceau hat in einem offenen Brief an den Präsidenten Coolidge die Streichung der französischen Kriegsschulden gefordert. Gefordert. Ein Clemenceau stellt kein Bittgesuch.

Die Offiziellen in Washington haben schroff refüsiert. Die Zeitungen taten Einiges an Hohn, Herausforderung und guten Mahnungen hinzu. Clemenceau will auch nicht an Gefühle appellieren. Er spricht mussolinisch hart und ultimativ. Bisher, so führte er aus, haben wir Franzosen in England den bösen Geist des Kontinents gesehen; heute wendet sich die Unruhe Amerika zu. Ihr wißt, daß unsre Kassen leer sind: unser Bankkonto sind die Gräber unsrer Jugend. Ihr wißt

auch, daß Schulden solcher Art und Ausdehnung nur fiktive Bedeutung haben. Frankreich wird nicht in generationenlange Schuldknechtschaft kriechen. Frankreich ist nicht die Türkei.

Das Unglück schafft seltsame Schlafkameraden. Vor Jahresfrist hat Leo Trotzki in seinem Pamphlet gegen England diese gallenbittern Sätze geschrieben:

Kein Dokument, das Moskau je in die Welt gesetzt hat, kann die gleiche revolutionäre Bedeutung beanspruchen wie der Dawes-Plan, der das gesamte industrielle Leben einer großen Nation an die eherne Kette der amerikanischen Kontrolle legt. Und dabei behauptet Amerika, Europa wieder aufhelfen zu wollen. Was es wirklich tut, ist: seinen Schuldnern abwechselnd Kredit zu geben und zu verweigern; bald ihnen den Dolch auf die Brust zu setzen, bald ihnen die Zügel wieder locker zu lassen. So ruft man aber die Revolution hervor. Verglichen mit Wall Street von heute ist der Kreml eine konservative Institution.

Das ist die finanzielle Allmacht der Vereinigten Staaten, gleichermaßen verwünscht von Demokrat wie Bolschewik. Es gibt eine verbreitete deutsche Eselei, die frohlockt, wenn Marianne von Amerika Schröpfköpfe angesetzt werden, und die noch immer glauben, das geschehe Deutschland zu Liebe. Aus dieser krausen Vorstellungswelt kommt auch die jüngste

Mahnung des Reichsbankherrn Schacht: Amerika möge doch Polen keine Kredite gewähren, weil dieser Staat so furchtbar nationalistisch sei. Nun, Wall Street läßt sich so leicht keine Vorschriften machen, und die Hungerkur, in die sie Europa zwingen möchte, dient nicht einer zielbewußten pazifistischen Pädagogik, sondern dem eignen Machttrieb.

Frankreich wankt in eine Tragödie hinein. Ob Poincarés Geldstabilisierung gelingt oder nicht: das oekonomisch so gründlich konservative Frankreich wird in einen Umformungsprozeß getrieben, der aus einem Volk von fleißigen und lebensfrohen Kleinbürgern, gewohnt, sich früh zur Ruhe zu setzen, verdrossene Arbeitssklaven machen wird, wie sie heute überall zu finden sind. Dagegen bäumt sich der französische Geist. In Deutschland, wo die Zweckbesessenheit schon vor dem- Krieg tiefeingefressen war, beglotzt man ehrfürchtig die großen Raffer und Allesverschlinger. Ein trister Industriedespot wie Herr Minoux, der mit sauertöpfischer Miene von seinem achtzehnstündigen Arbeitstag erzählt, würde in Paris belächelt werden, in Deutschland bewundert man ihn als Übermenschen.

Georges Clemenceau, der sich einmal gerühmt hat, niemals in seinem Leben ein nationaloekonomisches Buch angesehen zu haben, fehlt der Sinn für wirtschaftliche Zusammenhänge, aber nicht der Blick für die Wirkungen. Er sieht sein geliebtes Frankreich in Industriefron versinken und erhebt wie ein grollender Demosthenes die Stimme gegen die unheimliche zerstörende Macht, gegen Amerika. Und es ist wie eine launige Improvisation der Weltgeschichte, daß es grade dieser unverwüstliche alte Hetzteufel sein muß, der vielleicht als Letzter den Protest der Seele gegen den Dämon Wirtschaft formt.

Arbeitsausschuß Deutscher Verbände von Hugo Frank

Und wenn wir hundertmal der Schwarzen Reichswehr zu Leibe rücken: unmöglich, allen militärischen Geheimverbänden und dem Unfug der Reaktion in dem Volksheer der Republik ein Ende zu machen, solange wir dem gefährlichen Gestrüpp nur an die Zweige, nicht an die Wurzeln gehen. Zu bekämpfen ist – in uns selbst und in den Andern –: der Ungeist des alten Deutschland wilhelminischer Prägung, wo immer er sich zeigen mag.

Die Geheimverbände, die Vereinigten Vaterländischen Verbände (VVV) sind nur die Frucht des Samens, den seit Jahren der Arbeitsausschuß Deutscher Verbände (ADV) gesät hat, und den er heute noch fortfährt mit täglich wachsendem Erfolg auszustreuen. Sorgen jene für die militärische, so sorgt dieser für die „geistige Ertüchtigung" Deutschlands. Aber die Hitlerbuben allein, ohne den „Trommler", bedeuten so wenig wie die Grütte-Lehders ohne Wulle und Kube, wie die Putscher vielerlei Art ohne den Justizrat Class. Ist die Zusammenarbeit der Fememörder Klapperoth und Büsching, die ihr Opfer stets durch zwei gleichzeitig abgefeuerte Schüsse in den Hinterkopf niederzustrecken pflegten, nicht beinahe symbolisch für die Arbeitsgemeinschaft zwischen VVV und ADV, die sich beide eifrig bemühen, einem jungen, neuen Deutschland schleunigst den Garaus zu machen?

Wenn dieses „andre" Deutschland leben soll, müssen ADV und VVV verschwinden. „Les dieux s'en sont allés. Mögen ihnen die Gespenster folgen!"

*

Existenz und Organisation der Geheimverbände sind glücklich nach vier Jahren ihrer unheilvollen Tätigkeit allgemein bekannt geworden. Über die Gefährlichkeit des ADV dagegen ist die Öffentlichkeit keineswegs genügend unterrichtet.

Der ADV ist die Spitzenorganisation von rund 660 deutschen Verbänden und Vereinen. Sein Ziel ist: die Kriegsschuldfrage, die Kriegsgreuel-Legende, die Reparationsfrage, die Abrüstungsfrage, die Frage der Grenzlande, der deutschen Minderheiten, der ehemaligen deutschen Kolonien und welche Fragen nicht noch im alldeutschen Sinne zu lösen.

Das heißt:

Deutschland ist völlig unschuldig am Weltkrieg, die Staatsmänner der ehemaligen Entente sind schuldig, den Krieg, wie es in dem Deutsch dieser Deutschen heißt, „mit voller Absicht und Bewußtsein" verursacht, eingeleitet und endlich herbeigeführt zu haben.

Die deutschen Offiziere haben niemals frevelhafte Erschießungen oder andre Kriegsgreuel angeordnet; dagegen haben die Andern...

Die Reparationen, die Deutschland zu bezahlen hat, leiten ihren Ursprung aus dem „Schuldartikel" 231 des „Versailler Diktats" her; Diktat wie Artikel 231 sind erzwungen, folglich

hinfällig, folglich zu beseitigen; damit verlieren die Reparationen ihren angeblichen Rechtsgrund.

Um die Fesseln abstreifen, um der „sadistischen Willkür des Erbfeindes“ kraftvoll entgegentreten zu können, ist eine starke Kriegsmacht, folglich auch wieder die allgemeine Wehrpflicht erforderlich. Da der Vertrag dem deutsche Volke die „militärische Freiheit“ geraubt hat, müssen Geheimverbände die Aufrüstung besorgen.

Nationalistische Hetze muß erreichen, daß die Zündstoffe an den Grenzen des Deutschen Reiches möglichst nie beseitigt, die günstigen Gelegenheiten zum hoffentlich baldigen Ausbruch eines Revanche- und Befreiungskrieges vorbereitet werden.

Demselben Chauvinistenzweck dient die Propaganda unter den deutschen Minderheiten des Auslands.

Die ehemaligen deutschen Kolonien sind mit aller Energie vom „Feindbund“ zurückzufordern. (Denn es gehört zur Würde einer anständigen Kulturnation, die Peitsche über Negerrücken zu schwingen. In Ermanglung deutscher Rekruten „wollen wir wenigstens diesen verdammten Negerkerls mal ordentlich zeigen, was deutsche Zucht und Ordnung ist!“)

Von selbst versteht sich, daß „die alte deutsche Flagge, unter der Deutschlands Macht groß geworden“...

Kurz: das Ziel des ADV läßt sich in den Sinnspruch des neuen Gefallenen-Denkmals der Berliner Universität zusammenfassen:

INVICTIS VICTI VICTURI!

Heraus aus dem Elend unsrer Tage, das ein von der Entente allein heraufbeschworener, nur durch schmählichen Verrat beendeter Krieg verursacht hat! Hinein in die herrlichen Zeiten, die nach einem blutigen Rachekrieg nicht ausbleiben können!

*

Die Kampfbasis der ADV ist also: die Propagierung der Unschuld Deutschlands, der alleinigen Schuld der ehemaligen Entente am Weltkrieg; sein Zweck: Verbreitung und Sieg der alldeutschen Gesinnung.

Für uns handelt sichs jetzt nicht darum, wer die Schuld am Kriege trägt (wenngleich nach allen bisherigen Aktenveröffentlichungen zweifellos erscheint, daß der eigentliche Kriegsausbruch, also die Katastrophe der Juli-August-Tage 1914, Deutschlands ehemaligen Machthabern zur Last fällt). Auch die Staatsmänner der Entente waren keine Engel. Viele Schriften von Geschichtsforschern und Pazifisten ihrer Länder beweisen es; und auch das russische Orangebuch hat seine Fälschungen, obschon sie mit den gradezu haarsträubenden Manövern in den Weißbüchern der Wilhelm-Straße nicht entfernt verglichen werden können.

Aber nicht darum handelt sichs, sondern um den Kampf gegen die alldeutsche These: Das Vorkriegsdeutschland, völlig unschuldig, ist von rache- und ländergierigen Feinden „mitten im Frieden“ überfallen worden.

Wer hat Flottenvorlage um Flottenvorlage eingebracht? Wer hat die Haager Bemühungen verhöhnt und vereitelt? Wer

hat – mit dem Maule – Länder und Erdteile verschlungen? Wer hat den Alldeutschen Verband, den Wehr- und den Flottenverein gegründet? Wer hat jahrelang den Segen des Stahlbads gepriesen? Wer hat kein politisches Gespräch führen können, ohne mit dem Säbel zu rasseln? Welche Regierung ist schließlich den nationalistischen Verbänden unterlegen? In welchem Lande haben die Militärs regiert?

Wenn Jemand kein Recht hat, über Schuld oder Unschuld, Gerechtigkeit oder Verbrechen zu reden, dann sind es die Alldeutschen.

Olle Kamellen? „Du sprichst von Zeiten, die vergangen sind“? Die fortgesetzten Rehabilitierungsversuche für einen Menschenschlag und eine Generation, die sich, wie vielleicht nie eine andre, durch Schwertglauben am Geiste vergangen hat, bedrohen ja doch die Zukunft des andern, des wahren Deutschland, das allein uns am Herzen liegt.

Ein rein akademischer Streit, die Kontroverse weniger Hohlköpfe hüben und drüben, der Zank der Mietsparteien, die sich gegenseitig die Schuld an der Schweinerei im Haus zuschieben, statt sie zu beseitigen – das würde keinen Alarmruf rechtfertigen.

Aber:

Ist denn die Minierarbeit des Hauptgegners, der geschlagen werden muß: Alldeutschlands gleichgültig? Wie Viele sind über die wunderschöne neue Einheitsfront von Ludendorff bis Südekum unterrichtet? Nicht laut und mit Hallo, frisch-fröhlich wie ehedem, geht der Kampf. Vorsichtig und leise, mit Hinter- und Vordermännern, mit Deckmänteln und Schutzkappen besorgen die Alldeutschen die militaristische Verdummung der Köpfe, die „geistige“ Vorbereitung für die Tätigkeit und die Erfolge der militärischen Geheimverbände.

Die Arbeit des ADV von heute ist der Krieg von morgen.

*

Am 26. Februar 1926 hielt im Reichstagsgebäude das „Kuratorium“ des ADV eine Sitzung ab, zu der neben dem Präsidenten, „Gouverneur zu Dienst“ Exzellenz Schnee, und „zahlreichen führenden Persönlichkeiten der großen Spitzenverbände“ unter Andern erschienen waren: Ministerpräsident a. D. Stegerwald, Reichsminister a. D. Hamm, Staatsminister a. D. Südekum, Generalleutnant v. Altrock und viele Parlamentarier. Das geschäftsführende Vorstandsmitglied des ADV, Herr Draeger, erstattete den Geschäftsbericht über das Jahr 1925.

Der Bericht gibt interessante Aufschlüsse.

Der ADV ist selbstverständlich überparteilich. Sein Kuratorium setzt sich zusammen aus „Parlamentariern aller Parteien, namhaften Führern der großen Bevölkerungszusammenschlüsse, hervorragenden Vertretern der Wissenschaft und der Kirchen und so weiter“. Es ist genau wie bei der organisierten Kriegsverherrlichung derselben Leute vor dem Weltkrieg. Und die gewählten Volksvertreter marschieren in Einheitsfront tapfer mit.

Bei einer interfraktionellen Besprechung im Bayrischen Landtag, der Vertreter aller Parteien vom Völkischen Block bis zur Sozialdemokratie beiwohnten, konnte der Vertreter der bayrischen Regierung eine weitgehende sachliche Übereinstimmung feststellen.

Eine eben solche interfraktionelle Besprechung mit Angehörigen des Württembergischen Landtags wurde in Stuttgart abgehalten. Resultat?

Heute erstreckt sich das Netz unsrer Beziehungen in Bayern, Württemberg, Baden und Hessen über alle Bevölkerungsgruppen und über alle Parteien. Eine besonders erfreuliche Zusammenarbeit hat sich mit der süddeutschen Presse ergeben.

Die Gründung einer eignen „Geschäftsstelle für Süddeutschland“ in München, die ein sehr rühriger Herr Dr. Schwarz leitet, hat sich also schon gelohnt.

Die organisatorische Arbeit des ADV wird von Vertrauensleuten im ganzen Reich besorgt. Von deren Wirksamkeit kann man sich einen kleinen Begriff machen, wenn man liest, daß der ADV allein für Briefporto im Jahre 1925 nicht weniger als 15 000 Mark ausgegeben hat.

Der ADV gibt ein eignes Mitteilungsblatt: ‚Der Weg zur Freiheit‘ heraus. Er vertreibt die geschichtswissenschaftlich völlig wertlose, von der ‚Zentralstelle für Erforschung der Kriegsursachen‘ (Herr Alfred v. Wegerer) geleitete Zeischrift: ‚Die Kriegsschuldfrage‘. Er verbreitet lebhaft die Schriften des Herrn Geheimrats Stieve, Leiters des „Amtlichen Schuldreferats im Auswärtigen Amt“: ‚Iswolskis Schriftwechsel‘ in vier Bänden samt zwei Kommentaren. „Wir finden heute fast keinen verständigen Forscher in der ganzen Welt, der sich nicht dieses ausgezeichneten Aktenmaterials bedient“, versichert Herr Draeger. Ausgezeichnet ist diese Zusammenstellung von Aktenmaterial der Sowjets namentlich durch die Fülle der Weglassungen, der willkürlichen Hervorhebungen, der zusammenhangslosen, nämlich aus dem Zusammenhang gerissenen Zitate, der tendenziösen Aneinanderreihungen und der widerspruchsvollen Kommentare. Der ADV sorgt ferner für möglichst weite Verbreitung einer dreibändigen Volksausgabe der Großen Aktenpublikation des Auswärtigen Amts, einer Antwort v. Jagows auf Greys Memoiren, der Schrift des Oelser Wahrheitssuchers, der Bücher des Professors Karo: ‚Die Grundzüge der Kriegsschuldfrage‘ und ‚Der geistige Krieg gegen Deutschland‘, der ‚Bilddokumente zur Kriegsschuldfrage‘ von einem Herrn Dr. Ziegler. Eine kleine Schrift des ADV: ‚Schuld am Krieg?‘ hat eine Auflage von 2½ Millionen, ein ‚Merkblatt zur Kriegsschuldfrage‘ eine von 500 000 Exemplaren erreicht. Jene kleine Schrift ist auch ins Englische und Spanische übertragen worden und hat im Ausland große Beachtung gefunden. Ganz neu ist ein ‚Katechismus zur Kriegsschuldfrage‘, herausgegeben von Herrn Schaer, dem Schriftleiter des ‚Weges zur Freiheit‘. 1925 und 1926 erschien ein Kalender für ‚Freiheit und Ehre‘ in 100 000 Exemplaren: - ‚Mahnworte‘, die beigelegten Löschblättern aufgedruckt sind, geben Zeugnis von der Höhe dieser

deutschen Kultur. ‚Was Deutschland an seinen Kolonien verlor‘, weiß ganz genau ein Herr Dr. Dix. Stieves Schrift ‚Rußland und Frankreich auf dem Wege zum Weltkriege‘ ist in vier Sprachen übersetzt und in 50 000 Exemplaren verbreitet; ein Flugblatt: ‚Sicherheit für Deutschland – das Recht der Entwaffneten!‘ in 100 000 Exemplaren. Sogar in einem Roman: ‚Dämonen‘ ist die Kriegsschuldfrage auf Anregung und im Sinne des ADV von Herrn Dr. Otto Pietsch „verarbeitet“ worden.

Alle diese Schriften werden den öffentlichen Bibliotheken zur Verfügung gestellt, in Krankenhäusern, Lesehallen, Wartezimmern von Ärzten und Rechtsanwälten, in Betrieben und Schulen ausgelegt. Der ADV selbst hat eine ganze Reihe von Bibliotheken gegründet. Große Schiffahrtsgesellschaften haben auf Anregung des ADV dessen Unschuldsliteratur in die Schiffsbibliotheken aufgenommen. Die Kolportage dieser Schriften im Reich besorgen wieder die Vertrauensleute.

> So gelangen sie in die Hände des Politikers, des Gelehrten, des Lehrers, des Geistlichen, des Arztes, des Verwaltungsbeamten, des Arbeiters, der Frauen, des Offiziers, des Kaufmanns, der Jugend, kurzum: aller Schichten und aller Richtungen des deutschen Volkes.

Dazu die Propaganda in der Presse! Zu 39 Korrespondenzbüros werden dauernde Beziehungen unterhalten. Die Zahl der Nachdrucke regelmäßig gelieferter Artikel über die Kriegsschuldfrage und verwandte Gebiete belief sich zeitweise nur auf 40, zeitweise aber auch auf 300; den Rekord schlug der Monat Mai 1925 mit – sage und schreibe: 1700 Nachdrucken. Ein beständiger Briefwechsel wird mit 1500 Tageszeitungen des Reiches und rund 170 Zeitungen und Zeitschriften des Auslanddeutschtums unterhalten.

> Als recht zweckmäßig hat sich auch die Verwendung des Silbenrätsels für unsre Ziele erwiesen, weil auch das Silbenrätsel eines von den Mitteln ist, Bevölkerungskreise, die sich sonst um unser Aufgabengebiet nicht kümmern, zu interessieren.

Daß Lichtbild, Film und Rundfunk nicht außer Acht gelassen werden, ist klar. Da beim Rundfunk „den Gesichtspunkten des praktischen Lebens Rechnung getragen“ werden muß, verfolgt der ADV hier sein Ziel nicht auf direktem, sondern auf indirektem Wege: ‚Das Deutschtum in aller Welt‘ und ‚Die deutschen Kulturleistungen und das Ausland‘ hießen die beiden Vortragsreihen, die auf stärkere alldeutsche Dosierungen vorbereiteten. Über den Münchner Sender sprach außerdem noch Herr Draeger, über den Stuttgarter „Gouverneur zu Dienst“ Dr. Schnee. Der Deutsche Lichtbilddienst hat eine eigne Serie: ‚Wider die Schuldlüge‘ herausgegeben. Mit einer Reihe von Film-Verlagen bestehen besondere Vereinbarungen. Daß dem Aufklärungsfilm der Ufa-Kulturabteilung: ‚Wege zu Kraft und Schönheit‘ der militaristische Schlußteil angehängt war, ist Allen noch in Erinnerung.

Damit nicht genug. 1925 hat der ADV im Gebiet des Deutschen Reiches nicht weniger als 1456 Vorträge ver-

anstaltet von Professor Dr. Windelband, Exzellenz v. Schnee, Geheimrat Professor Deißmann, Frau Clara Mende, M. d. R., Vorsitzende des ‚Deutschen Frauenausschusses zur Bekämpfung der Schuldlüge‘, Professor Dr. Wahl, Dr. Dernburg, M. d. R., und etwa 80 Bevollmächtigten, die mit der „Aufklärungsarbeit“ zugleich die Werbetätigkeit für eine „Kampfspende gegen Kriegsschuldlüge und Versailler Diktat“ betrieben. Besondere Redner-Schulungs-Wochen gabs in Darmstadt, Würzburg, Rothenburg, Hamburg, Marburg, Gießen, Danzig. Dazu öffentliche Kundgebungen und andre Veranstaltungen im ganzen Reich; in Stuttgart, zum Beispiel, unter dem Protektorat der vier süddeutschen Staats- oder Ministerpräsidenten, also auch des Herrn Bazille, die ‚Ausstellung über die Kriegspropaganda des Auslands‘. 1925 im Spätsommer! Sieben Jahre nach Kriegsbeendigung! Im eignen Lande, das damals viele Hunderttausende Arbeitslose, folglich keine andern Sorgen hatte, als derlei Hetzausstellungen zu inszenieren!

*

Am weitaus gefährlichsten aber ist die täglich intensiver werdende Beeinflussung der Schulen durch den ADV, die fortschreitende Verseuchung der deutschen Jugend durch das alldeutsche Gift. Die Hochschulen sind kaum noch mehr als Hochburgen reaktionärsten Radauheldentums. Kein Wunder, daß Herr Draeger die Zusammenarbeit mit der Studentenschaft des Hochschulrings deutscher Art und den andern Rechtsorganisationen „eine erfreuliche“ nennt.

> An fast allen deutschen Hochschulen wird die Kriegsschuldlüge, wird das Versailler Diktat in Arbeitsgemeinschaften, Seminaren und Vorträgen behandelt... Durch das Amt für politische Bildung sind wertvolle Beziehungen nicht nur zur deutschen Studentenschaft, sondern auch zu den Dozenten erschlossen worden.

Leider beschränkt sich die Arbeit des ADV keineswegs auf die Universitäten: auch die Volks-, Fortbildungs-, Fach- und Mittelschulen unterliegen seiner Propaganda. Schon im Oktober 1925 fand „eine ausführliche Beratung mit den Lehrerorganisationen statt, um die Behandlung der Schuldfrage im Schulunterricht im engsten Einvernehmen mit diesen Organisationen durchzuführen“. Sämtliche Werbeschriften des ADV wurden den Bibliotheken der Lehrerseminare zur Verfügung gestellt. Stolz berichtet Herr Draeger dem Kuratorium:

> Wir waren in der angenehmen Lage, die Behandlung der Schuldfrage bei der vorjährigen Tagung des Verbandes deutscher Geschichtslehrer sicherzustellen, indem wir die Aufnahme eines entsprechenden Referats von Herrn Professor Karo in das Tagesprogramm ermöglichten. Im September 1924 hatten wir an das Reichsministerium des Innern einen Antrag gerichtet mit der Anregung, bei den Landesregierungen die stärkere Berücksichtigung der Vorgeschichte des Weltkrieges im Schulunterricht zu empfehlen. Zu diesem Antrage haben die einzelnen Landesregierungen in sehr eingehender Weise Stellung genommen. Überall aber zeigte sich das Bedürfnis nach einem das gesamte Dokumenten- und Memoirenmaterial

> zusammenfassenden Handbuch für den Lehrer. Wir sind daher Anfang vorigen Jahres mit dem Leiter des Schuldreferates im Auswärtigen Amt, Herrn Geheimrat Dr. Stieve, in Verbindung getreten, um ein derartiges Schulbuch zu schaffen. In einer Sitzung, die mit den großen Organisationen der Lehrer am Oktober vorigen Jahres stattfand, und in der Geheimrat Stieve seinen Plan vortrug, fand dieser die Billigung aller beteiligten Verbände. Es wurde bedauert, daß leider erst der Abschluß der Aktenpublikation des Auswärtigen Amtes abgewartet werden müsse, um das Werk herzustellen. Die Vorarbeiten sind durch Herrn Geheimrat Stieve bereits eingeleitet worden. Wir hoffen sehr, daß auch der Abschluß der Aktenpublikation so schnell voranschreitet, daß wir baldigst das Buch den Schulen übergeben können.

Das Buch dürfte also demnächst erscheinen. Der von der Republik besoldete Herr Geheimrat gehörte schon während des Krieges zu den Pangermanisten und Weltverschlingern. Damals faselte er vom „faustischen Urdrang“, der Englands asiatische und afrikanische Kolonien an sich reißen müsse. Heute schreibt er im offiziellen Auftrag der Republik Geschichte für deren Todfeinde!

*

In engen Beziehungen steht der ADV außerdem zu der Deutschen Akademie in München, dem Deutschen Ausland-Institut, der Deutsch-Oesterreichischen Arbeitsgemeinschaft, der Weltkriegsbücherei, dem Akademischen Arbeitsausschuß gegen Friedensdiktat und Schuldlüge, zu der Gäa, zu der Gesellschaft für Zeitgeschichte und Publizistik.

Einem dieser Zusammenschlüsse, der Wirtschaftspolitischen Gesellschaft, verdankt der ADV auch ein Großteil seiner Auslandsbeziehungen. Die 500 Vertrauensleute dieser Gesellschaft, sämtlich Ausländer, sorgen dafür, daß

> englische und amerikanische Politiker, Parlamentarier, Wissenschaftler, Organisationsführer, Geistliche, Frauen... regelmäßig die Materialien des ADV

erhalten. Die wichtigste Rolle in der Auslandsarbeit des ADV fällt jedoch einem „Aufklärungsausschuß Hamburg“ zu, der „über ausgedehnte Beziehungen im Auslande, insbesondere zu der Auslandspresse, verfügt“. Wie dieser Ausschuß arbeitet?

> Als unbrauchbar für die Auslandspropaganda hat sich die massenweise Versendung von Broschüren, Flugblättern und so weiter erwiesen. Außerdem ist es nicht ratsam, daß Stellen, denen der Propagandacharakter von vorn herein anhaftet, sich an das Ausland wenden. Es scheint nach unsern Erfahrungen viel zweckmäßiger, wenn versucht wird, jedesmal die in dem betreffenden Augenblick geeigneten Kräfte mit einer entsprechenden Parole auf das Ausland wirken zu lassen. In dieser Weise sind wir vorgegangen, sodaß unsre Gesichtspunkte, unser Material immer in die Hände von Ausländern kamen, die irgendwie auf die jeweils angesetzten deutschen Kräfte Rücksicht nehmen mußten, auf die sie angewiesen waren, oder auf deren Urteil sie etwas gaben... Die Aus-

landsarbeit wird aber grade durch den Umstand erschwert, daß der ADV selbstverständlich im Auslande als eine Organisation mit bestimmter politischer Zwecksetzung bekannt ist oder im Verlaufe der Zusammenarbeit bekannt wird. Wir haben daher grade bei der Auslandsarbeit eine sehr weitgehende Dezentralisation durchgeführt und uns aller erreichbaren Kanäle bedient, die durch die mit uns zusammenarbeitenden Stellen in das Ausland führen.

Welch rührendes Eingeständnis! „Organisation mit bestimmter politischer Zwecksetzung“, die vom Ausland zurückgewiesen wird, und „Ausländer, die auf die jeweils angesetzten deutschen Kräfte Rücksicht nehmen mußten, auf die sie angewiesen waren, oder auf deren Urteil sie etwas gaben“! Das Angewiesensein und das Rücksichtnehmenmüssen sind so delikaten Charakters, daß Herr Draeger glaubte, darüber vor der Öffentlichkeit nichts sagen zu dürfen: er gab dem Kuratorium von diesen Dingen „vertraulich“ Kenntnis!

*

Mit der allgemeinen Propaganda gibt sich der DAV aber nicht zufrieden. Wo er kann, sucht er direkten Einfluß auf den Gang der Politik zu gewinnen, so in der Sicherheitsfrage, der Räumungsfrage, den Abrüstungsverhandlungen. Zur Interparlamentarischen Union in Washington sandte er eine eigne Delegation, die dort viele Teilnehmer für die Tätigkeit des ADV interessierte. An die deutsche Delegation für die Weltkonferenz in Stockholm richtete er eine Eingabe zu dem Zweck, eine Erörterung seiner Interessen, die er für die Interessen Deutschlands ausgibt, herbeizuführen. Auch die neuere außenpolitische Entwicklung hält den ADV keineswegs von seiner Wühlarbeit ab.

Das Alles geschieht mit Wissen und Willen der republikanischen Regierungen. Der Herr Reichspräsident v. Hindenburg, Ehrenvorsitzender eines Verbands, dessen Mitglieder den Treueid auf die alte Hohenzollernmonarchie leisten: des Nationalverbands Deutscher Offiziere, hat zweimal die Leiter des ADV in Audienz empfangen, hat ausdrücklich ihren Kampf „für Freiheit und Ehre“ gelobt und schreibt für den Kalender dieses Namens ein pathetisches Motto, das in größter politischer Ahnungslosigkeit fortwährend die Ehre des deutschen Volkes mit der „Ehre“ der Hohenzollern und ihrer Kriegsschürer identifiziert.

Der Reichspräsident der Republik! Und da soll vom „Zustand der gegenwärtigen Schmach“ bis zu Willys „Platz an der Sonne“ noch weiter sein als eine Granatenlänge!

*

Und wir?

Wir glauben wahrscheinlich, uns werde der Herr das neue Deutschland im Schlafe geben.

Nein, wir selber müssen es uns erringen!

Darum:

Bestellt die Zeitungen ab, die einseitige Unschulds- und Hetzartikel bringen!

Dringt in den Bibliotheken auf Anschaffung auch der Gegenliteratur!

Boykottiert Filme und Vorträge des ADV!

Protestiert bei den Zentralstellen, wenn das Radio zu alldeutschen Zwecken mißbraucht wird!

Organisiert den Kampf gegen die verfassungswidrige und menschenunwürdige Völkerhetze in den Schulen. Nennt der ‚Weltbühne' alldeutsch verseuchte Schulbücher!

Kämpft gegen den Reichswehretat, gegen den lächelnden Herrn Geßler, gegen jede Art Militarismus! Bedrängt Parteien und Reichstagsabgeordnete!

Schließt Euch der Bewegung der Kriegsdienstverweigerer an!

Tretet ein für die Säuberung der Justiz!

Sorgt, wie und wo Ihr könnt, für die Wiedergeburt des Geistes in Deutschland!

*

Geschieht das nicht, lassen wir – wieder einmal – die Alldeutschen ruhig weiterarbeiten, dann wird es nicht mehr allzu lange dauern, bis bei der nächsten internationalen Schlächterei unsre Gedärme in den Stacheldrähten hängen, bis wir in Kellern und Unterständen vergast werden: für den Geldsack, für einen idiotischen Vergangenheitswahn, für den Sadismus der Militärs!

Wer weiterschläft, hat kein andres Schicksal verdient.

Französische Köpfe

XI.

Joseph Caillaux von Jean Piot

Ein Sentimentaler.

Was ist rührender als jene Gedächtnisrede, die er am 7. Juni 1925 für seinen Freund Ceccaldi gehalten hat!

„1918! Soeben hat er mich verlassen. Noch sehe ich sein zärtlich treues Lächeln leuchten. Ich erwarte ihn am nächsten Tage. Aber er kommt nicht. Ich werde unruhig. Man bemüht sich, mich zu beruhigen. Es sei ein leichtes Unwohlsein. Aber die Stunden, die Tage verrinnen. Was ist los? ‚Es steht schlecht', antwortet man mir. Es steht schlecht, und ich bin im Gefängnis! Niemals noch hatte ich die Qual der Einkerkerung so bitter empfunden. Wird man mir nicht die Erlaubnis geben, zu ihm zu eilen? Im selben Augenblick, wo ich die frivole Hoffnung hege, meine Folterknechte zu erweichen, benachrichtigt man mich, daß das Schicksal seinen Trumpf ausgespielt hat: Er hat gelebt. Er ist gestorben, ohne daß mir vergönnt gewesen wäre, seinen letzten Blick aufzufangen, seinen letzten Herzschlag zu erlauschen. Auf seine todesstarre Stirne erlaubt man mir nun – unter guter Bewachung – meine Lippen zu drücken und meine Tränen rinnen zu lassen."

Was konnte rührender sein, es sei denn – wie man mir versichert – der Ton, in dem er diese Worte gesprochen hat.

Ich bin ihm zum ersten Mal im Mai 1914 im Sarthe-Departement begegnet, wo ich ihn als Gegner bekämpfte. Eines Abends – am Sonnabend vor den Wahlen – befanden wir uns im Theater von Mamers, wo er eine öffentliche Versammlung abhielt. Ich saß unterhalb der Bühne, im Orchesterraum. Ich unterbrach ihn in seiner Rede. Als ich das zum dritten Mal tat, erhob sich die Menge, und Fäuste reckten sich mir entgegen. Wir waren Zwei gegen die Masse. Da streckte sich mir über die Rampe herüber eine Hand entgegen: es war seine Hand. Und er rief, indem er auf die Kulissen zeigte:

„Kommen Sie hier durch! Kommen Sie hier durch!"

Selbstverständlich sind wir trotzdem durch die Tür hinausgegangen, und zwar nicht ganz unbeschädigt. Aber ich kann nicht umhin, anzuerkennen, wie spontan jene Geste meines Gegners war.

Das sind nun schon alte Erinnerungen...

Seither habe ich Herrn Joseph Caillaux mehrmals gesehen, zuerst während seines langen Prozesses. Und noch immer habe ich in den Ohren den tragischen Schrei, den er, über die Balustrade zwischen sich und seinen Richtern gebeugt, aus sich herausstieß, indem er zugleich mit seinem ganzen Körper den abscheulichen Verdacht des Verrats zurückwies:

„Niemals! Niemals! Niemals!"

Dieser Prozeß erschien mir lächerlich, grotesk, widerwärtig. Ich sagte das auch. Herr Caillaux bezeigte mir wenig Dankbarkeit dafür. Was damals in meinen Artikeln leidenschaftlich für ihn Partei zu ergreifen schien, schrieb er, wie man mir berichtete, den „Gewissensbissen" zu, ihn früher bekämpft zu haben. Warum „Gewissensbisse"? Es kann geschehen, daß ich ihn wieder bekämpfe. Aber dessenungeachtet – und ich werde das stets aufs neue sagen – war doch sein Prozeß eine Beleidigung der Vernunft und eine Infamie. Die „sentimentale" Erklärung durch die „Gewissensbisse" hat ihm jedoch augenscheinlich gefallen.

Impulsiv. Erregbar. Nerven-Sanguiniker. Er hat fast feminine Ausbrüche und „Komplexe". Er gibt sich leichter, als man denken sollte. Er läßt sich von der Anmut des jungen Grafen Minotto verführen; von der Unterwürfigkeit der Cavallinis und andrer italienischer Abenteurer; von der liebenswürdigen Nonchalance eines Bolo; von dem krankhaften Reiz eines Almereyda. Sicherlich erhalten sie von ihm kein andres Freundschaftszeichen als eins, das geeignet ist, ausgehängt und gemünzt zu werden. Aber steckt nicht grade darin sein ganzes Unglück? Er ist sich dessen bewußt. Er will sich künftig vor Leuten der Art in Acht nehmen. Ob er sich ganz sicher fühlt, diesen Verführungen immer widerstehen zu können?

Ja, er weiß es: er weiß, daß er, der Vernunft zuwider, geneigt ist, den Erregungen seines Herzens und seiner Empfindsamkeit zu folgen. Um nicht nachzugeben, macht er sich steif. Er weiß, daß er leicht ist, und beschwert sich selber, um sich Schwere zu geben. Und so wird er scharf, prahlerisch, unnahbar oder zuvorkommend, wie ein Liebhaber, der nicht lieben will, und der sein Feuer zu verbergen strebt.

Es ist also wohl ersichtlich, daß ich nicht paradox sein wollte, als ich sagte: Ein Sentimentaler.

Ein Sentimentaler, bei dem Stolz und Wille unaufhörlich gegen die Leidenschaft ankämpfen.

Wie könnte man auf andre Weise gewisse charakteristische Merkmale erklären?

Es wird von ihm gesagt:

Wenn er schon auf finanziellem Boden nicht mit den Sozialisten einig war – gut! Aber er hätte doch nicht vergessen dürfen, daß er zur Zeit seiner ärgsten Widerwärtigkeiten in ihnen seine glühendsten Verteidiger gefunden hatte! Während sich Niemand gegen sie unfreundlicher, aufbrausender, rücksichtsloser benommen hat als zuweilen er!

Und doch können die Sozialisten überzeugt sein: er vergißt nicht, was sie für ihn getan. Nur ist er – mit Recht oder mit Unrecht – der unumstößlichen Meinung, daß er gegen ihre Politik eine weniger waghalsige und galoppierende Finanzpolitik aufrecht erhalten müsse. Ja, vielleicht wäre eine Einigung möglich... Aber wenn er sich zur Freundschaft für die Leute, die ihn unterstützt haben, verleiten ließe: würde er ihnen dann nicht nach und nach zuviel Konzessionen machen? Würde ein zu liebenswürdiges Wort, eine zu versöhnliche Haltung nicht als ein Verzicht aufgefaßt werden auf Das, was er für gut, gerecht, nützlich und notwendig hält? Vorsicht! Vorsicht gegen sich selber! Keine Schwäche! Keine liebenswürdigen Worte, keine versöhnlichen Gesten! Dann noch lieber, wenns sein muß, Flegeleien, die Herrn Vincent Auriol kränken: die Flegelei ist der Panzer des stolzen Sentimentalen, der sich dagegen wehrt, sentimental zu sein.

Was zuwege bringt, daß er sich bisweilen beklagt, unverstanden zu sein.

*

Unverstanden zu sein? Damit muß er sich abfinden: das ist sein Schicksal.

Ein fremdartiges und großartiges Schicksal, ein tragisches, aus Hohem und Niederm zusammengesetzt, aus jähem Aufstieg und plötzlichem Abgleiten. Die ihn noch gestern gekreuzigt, schwören heut nur auf ihn und sehen nur in ihm den Retter.

Die kapitalistische Gesellschaft, die er gegen die Folgen ihrer eignen Exzesse schützte, indem er die Einkommensteuer als Heil pries, hatte ihn zum Demagogen gestempelt. Viele Republikaner, denen er die Republik zu erhalten gedachte, indem er diese vor dem finanziellen Zusammenbruch bewahren wollte, der die Regierungen zum Kentern bringt – sie beschuldigen ihn heute, der Reaktion zuzuneigen.

Man wirft ihn beständig nach der Seite, wo er nicht sein will. Ein Schrei erstickt in seiner Kehle:

„Aber ich gehöre zu Euch! Seht Ihr denn nicht, daß ich für Euch arbeite! Ihr seid meine Freunde!“

Ja, aber was denn? Erläuterungen seiner Gefühle? Geständnisse? Er stößt mit dem Fuß auf, spielt mit dem Monokel, zuckt die Achseln – voll Ärger:

„Sie verstehen nicht!“

Dann wird er steif. Das wird ihm umso leichter, als er der
Geburt und Erziehung nach „vornehmer Bürger“ ist. Dann
heißt es von ihm:

„Seht nur den trocknen Autokraten!“

Und er wird gehaßt – und dabei weiter bewundert –,
wie er geliebt wurde.

Pah!, wird man sagen: es lieben ihn Alle abwechselnd,
deren Interessen er unterstützt, oder die sich das doch einreden!

Nein! Denn er hat eine Gefolgschaft von Getreuen, die
ihn selbst in den schicksalsschwersten Stunden nicht verlassen
haben, und die ihn, um seiner selbst willen, lieben.

Ein Clan?

Nun, die Bande, die die Mitglieder eines Clans mit ihrem
Häuptling vereinen, brauchen nicht egoistisch-interessiert zu
sein: sie können gefühlsmäßig sein. Und da wären wir wieder so
weit: Sein Clan folgt nicht nur seinem Stern – sein Clan liebt
ihn. Er vergilt es ihm – bisweilen ein wenig temperament-
voll: man frage bei Herrn Malvy an. Aber er vergilt es ihm
durchaus: man lese nochmals die Rede zum Gedächtnis Pascal
Ceccaldis.

Und tatsächlich: wenn dieser Mann nicht innern Schwung
und Wärme hätte – hätt’ er sich dann wohl diese Jugendlich-
keit bewahren können? Er gibt zur Erklärung:

„Ich mache jeden Morgen gymnastische Übungen.“

Das ist nicht Alles. Es gibt unzählige alte Herren, die
jeden Morgen gymnastische Übungen machen und stärkende
Salze nehmen. Und sie sind trotzdem alte Herren...

Hätte er sonst die Massen so fesseln können? Hätte er
ein solches instinktives Vertrauen eingeflößt?

Er gibt zur Erklärung:

„Ich bin kein Zauberer. Zauberer gibt es nicht. Ich
bin ein Geschäftsmann. Ein Finanzmann. Ein Finanz-
inspektor. Die Finanz ist mein Gebiet. Da bin ich kompetent.
Aus diesem Grunde soll man mir Glauben schenken.“

Das ist ein Irrtum. Es gibt unzählige Finanzmänner. Es
gibt reichlich viele Finanzinspektoren. Es hat Bankiers ge-
geben: sowohl Herrn de Lasteyrie wie Herrn François Marsal.
Man hat sie ohne Glauben hingenommen. Wo hingegen Jene,
die an Sie glaubten, Herr Caillaux, einen felsenfesten Glauben
hatten! Aber Sie durften nicht selbst Ihren Ruf dementieren!
Sie durften den Andern nicht ihre Illusionen zusammen mit
Ihren eignen zerstören! Sie hätten ihnen den Glauben lassen
müssen, daß Sie ein Zauberer seien! Man hatte diesen Glauben
nötig, und das Vertrauen ging um diesen Preis.

Aber man versteht, was er selber sich sagte. Er sagte sich:

Vorsicht! Wenn die Ereignisse stärker sein sollten als
ich, wenn es mir nicht glücken sollte, so würde ich – noch
einmal – umso tiefer fallen, je höher man mich gestellt hatte!

Das Schicksal...

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Lina Frender

Der Fall Kölling von Gustav Boecker

Ein alter Magdeburger Justizrat schreibt der ‚Weltbühne‘:

1.

Sowohl das alte Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Januar 1877 wie die geltende Reichsverfassung vom 11. August 1919 bestimmen: „Die Richter sind unabhängig und nur dem Gesetz unterworfen.“ Aus diesem Satz folgt ohne Zweifel, daß jede Beeinflussung des amtierenden Richters durch den Verwaltungsapparat – gleichgültig, um welche richterliche Betätigung es sich handelt – unzulässig und verfassungswidrig ist. Weder Justizministerium noch Innenministerium dürfen in die amtliche Tätigkeit des Richters eingreifen oder gar sich das Recht der Direktive anmaßen. Selbstverständlich bedeutet die Unabhängigkeit des Richters nicht, daß er – auch während seiner Amtstätigkeit – jeder Kritik, sowohl der Verwaltungsbehörden wie der Öffentlichkeit wie der Parteien, entzogen ist. Die Ausübung dieser Kritik darf aber seine Unabhängigkeit nicht antasten. Ebenso selbstverständlich ist, daß auch während eines schwebenden Verfahrens sowohl die Öffentlichkeit wie die Parteien wie etwa interessierte Verwaltungsbehörden dem Richter Vorstellungen und Vorhaltungen machen können, wenn es den Anschein hat, daß er sich auf grobem Irrweg befindet. Denn die Unabhängigkeit des Richters bedeutet nicht Allmacht, und sogar dem Allmächtigen darf man sich mit Bitten nahen.

2.

Eine besonders verzwickte Stellung nimmt der Untersuchungsrichter ein. Die Strafprozeßordnung hat diesen letzten Rest des alten Inquisitionsprozesses beibehalten, um die richterliche Kontrolle bereits im Stadium der Ungewißheit darüber, ob gegen bestimmte Personen das Hauptverfahren zu eröffnen sei, einzuführen und hat den Untersuchungsrichter in den schwersten Fällen, das heißt: bei dem Verdacht von Verbrechen, obligatorisch gemacht. Die Voruntersuchung ist also als eine Garantie des Strafverfahrens und als eine Einschränkung der Staatsanwaltschaft gedacht, da von dem Richter Objektivität und Unparteilichkeit erwartet wurde, die unter Umständen den Angeschuldigten in hohem Maße schützen konnten. Aber die Voruntersuchung leidet an zwei schweren Mängeln. Erstens ist sie mit dem Fluch der reinen Schriftlichkeit des Verfahrens behaftet, gibt den Parteien – also der Staatsanwaltschaft und dem Angeschuldigten wie seiner Verteidigung – keine Gelegenheit, zu dem Untersuchungsergebnis in mündlicher Verhandlung Stellung zu nehmen, und führt so zu einem langwierigen, fruchtlosen Federkrieg. Sie scheut, von dem Wahn besessen, daß der Untersuchungszweck gefährdet werden könne, das Licht der Öffentlichkeit und verrennt sich grade in den Fällen, wo nur ein offener Kampf der beteiligten Geisteskräfte zur Klärung führen könnte, in die finstersten Sackgassen des Irrtums. Insbesondere ist die wichtige Frage der Haftentlassung eines Verdächtigen jeder Kontrolle in öffentlichem Ver-

fahren entzogen und wird rein aktenmäßig von dem Untersuchungsrichter wie den Beschwerde-Instanzen entschieden. Zweitens setzt die Stellung eines Richters, dem die schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe der Führung einer Voruntersuchung anvertraut ist, Persönlichkeiten von hervorragender Intelligenz, außergewöhnlicher Vorbildung in kriminalistischen Angelegenheiten und bedeutender Menschenkenntnis voraus, wenn arge Entgleisungen vermieden werden sollen. Es ist offenes Geheimnis, daß die fähigsten und regsamsten Richter sich zum Untersuchungsrichteramt nicht drängen; es ist ferner klar, daß die normale Ausbildung des Richters ihm keine Gelegenheit gibt, sich diejenigen Kenntnisse und Erfahrungen anzueignen, die schwierige Kriminalfälle unter allen Umständen erfordern, und um die Menschenkenntnis unsrer Richter – von der Warte weltmännischer Überlegenheit aus betrachtet – ist es fast durchweg übel bestellt. So ist kein Wunder, daß bei dem Zusammentreffen besonders ungünstiger Umstände eine Voruntersuchung nicht das Bild eines ruhenden Pols in der Erscheinungen Flucht bietet, sondern eines wirren Kampfes berechtigter und unberechtigter Einflüsse, erbitterter Kompetenzstreitigkeiten und einer tiefgehenden Beunruhigung der Öffentlichkeit, wobei Eigensinn und Hilflosigkeit des zur Führung berufenen Richters eine verhängnisvolle Rolle spielen können.

3.

Der Fall Haas kann als die beste Illustration zu dem unhaltbaren Zustand betrachtet werden, in dem sich unser Strafprozeß befindet. Der Fall hat hoffentlich den Erfolg, daß endlich mit dem Schutt der Jahrhunderte aufgeräumt wird, der uns belastet. Der Untersuchungsrichter muß fallen, weil er eine Unmöglichkeit ist. Der Parteienprozeß muß nicht auf ein bis zur Eröffnung des Hauptverfahrens rein schriftliches Verfahren aufgepfropft werden, sondern muß von vorn herein das Verfahren beherrschen, dergestalt, daß die Staatsanwaltschaft ihre Anklage, der Angeklagte seine Verteidigung selbständig vorbereitet. Überall da, wo Eingriffe in die Rechte der Persönlichkeit stattfinden, wie Beschlagnahme, Durchsuchung oder Verhaftung, muß sofort in öffentlicher Verhandlung an die Entscheidung des Richters appelliert werden können, und diejenigen Verdächtigten, gegen die in dieser Verhandlung nicht genügendes Material vorgebracht werden kann, sind sofort von diesen Eingriffen in ihre persönliche Freiheit zu befreien, damit endlich der grobe Unfug aufhört, daß Jemand so lange seiner Freiheit beraubt wird, bis genügendes Belastungsmaterial gegen ihn gesammelt ist. Kommt dazu ein Reichsgesetz, das den zu Unrecht mit Verhaftung oder Beschlagnahme belasteten Staatsbürgern das unbedingte Recht auf reichliche Entschädigung zuspricht – es ist kein Grund einzusehen, warum der Staatsbürger und nicht der Staat die Gefahr eines Mißgriffs tragen soll –, so wird die Zahl der Beschlagnahmen und Verhaftungen in überraschendem Maße abnehmen und der Staatsbürger sich endlich desjenigen Zustandes der Unbehelligtheit erfreuen, auf den er ein bescheidenes Recht hat.

4.

Mit der Beseitigung der Voruntersuchung fällt der Schwerpunkt der sogenannten Ermittlungstätigkeit in die Staatsanwaltschaft, die als Organ der exekutiven Staatsgewalt notwendigerweise auch über den gesamten Apparat der Kriminalpolizei verfügen muß. Die derzeitige Unterstellung der Kriminalpolizei unter das Innenministerium ist verfehlt und nur daraus zu erklären, daß sich die Kriminalpolizei erst allmählich aus der allgemeinen Polizeiverwaltung als besonderer Zweig abgesondert hat. Im Interesse der Einheitlichkeit und Zweckmäßigkeit ist die Unterordnung der Kriminalpolizei unter die Staatsanwaltschaft und damit das Justizministerium herbeizuführen, womit alle Kompetenzstreitigkeiten, die sich im Fall Haas so peinlich bemerkbar gemacht haben, entfallen. Dann wird auch die Tätigkeit in der Kriminalpolizei zu einer wichtigen Vorschule für die Staatsanwaltschaft, eine Ausbildungsmöglichkeit, die jetzt vollständig fehlt. Ist so die Staatsanwaltschaft mit allen erforderlichen Erkundungsmitteln ausgerüstet, dann bedarf der Angeklagte und die Verteidigung, sollen sie nicht macht- und tatenlos der Entwicklung der Dinge gegenüberstehen, geeigneter neuer Organisationen, um für ihr Teil zur Aufklärung kritischer Tatbestände mitwirken zu können. Dies ist nur möglich durch Einrichtung privater Erkundungsämter nach Analogie der Rechtsanwaltschaft, die sowohl dem Angeklagten wie der Verteidigung zur Verfügung stehen müßten, um vom Standpunkt des Angeklagten aus Ermittlungen anzustellen. Denn die angebliche Objektivität der Staatsanwaltschaft versagt in der Praxis, wie durchaus begreiflich und verzeihlich ist. Aus demselben Grunde ist auch mit dem Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft zu brechen, das heißt: es ist die sogenannte subsidiäre Privatklage einzureichen, wonach jeder Staatsbürger das Recht hat, auf seine Kosten und Gefahr strafrechtliche Anklagen zu erheben und durchzuführen wie die dazu erforderlichen Ermittlungen anzustellen.

5.

Der Fall Haas ist dadurch interessant und wichtig, daß die Justiz an einen Mann geraten ist, dessen Machtmittel an Geld und Einfluß so groß sind, daß er sich nicht widerspruchslos seinem Schicksal zu ergeben brauchte, sondern kräftig aufmucken konnte. Dies hat er in der Tat mit allen ihm zugänglichen Mitteln getan und verdient deswegen unter allen Umständen den Dank der Öffentlichkeit. Denn nur diesem rücksichtslosen Kampf eines Staatsbürgers um sein Recht wärs zuzuschreiben, wenn mit den unhaltbaren Zuständen unsrer Strafprozeßordnung endlich aufgeräumt und die allmählich abhanden kommende Rechtssicherheit wieder eingeführt würde.

6.

Die hier vorgeschlagenen Reformen unsres Strafprozesses habe ich schon 1905 in den ‚Preußischen Jahrbüchern‘ als dringend notwendig empfohlen. Es dauert übermenschlich lange, bis in Deutschland Übelständen abgeholfen wird, wenn diese den Vorzug haben, Jahrhunderte alt zu sein.

Haben Sie schon mal...? von Theobald Tiger

Haben Sie schon mal, Herr Landgerichtsdirektor,
als Gefangener eine Nacht durchwacht?
Haben Sie schon mal vom Herrn Inspektor
einen Tritt bekommen, daß es kracht?
   Standen Sie schon mal, total verschüchtert,
   vor dem Tisch, wo Einer untersuchungsrichtert?
      Ihnen ist -das bis zum Ruhestand
      dienstlich nicht bekannt.

Haben Sie schon mal acht heiße Stunden
ein Verhör bestanden, das Sie nicht verstehn?
Haben Sie schon mal die Nachtsekunden
An der Zellenwand vorüberlaufen sehn?
   Oben dämmert ein Quadrat mit Gittern;
   unten liegt ein Tier und darf nur zittern...
      Diese kleinen Züge sind in Ihrem Stand
      dienstlich nicht bekannt.

Aber Kommunistenjungen jagen,
wegen Hochverrat ins Loch gesperrt;
vor Gericht die Spitzel mild befragen,
Saal geräumt, wenn eine Mutter plärrt;
   Fememörder sanft verschoben,
   mit dem leisen Schleierblick nach oben;
   Existenzen glatt vernichtet,
   die von Waffenplätzen was berichtet...
Unglück rings verbreitet, Not und Qual –:
      Ja, das haben Sie schon mal...!

Tünnes und Schäl von Karl Schnog

Die gespenstische Alkohol-Orgie am Rheinufer bei Köln zeigt, einem phantastischen Film vergleichbar, lebendiges, lastendes Mittelalter im 20. Jahrhundert. Wer die seltsame Stadt, an deren Rande sich das ereignen konnte, nicht so genau kennt wie ich – der dort geboren und aufgewachsen –, dem wird der grausig-komische Totentanz unfaßbar scheinen. Aber Geschichte und geistige Struktur der „rheinischen Metropole" machen diesen Spuk verständlich.

Man muß diese Stadt kennen, die bis 1890 von Festungswerken eng umzogen war, und deren letzte Mauern und Wallgräben in diesen Tagen erst verschwinden. Man muß neben Riesenkaufhäusern, Meß-, Kino- und Bankpalästen die winkligen, armselig-baufälligen Hütten sehen, um den Geist dieser Auch-Großstädter zu begreifen, die in Arbeit und Vergnügen zwischen Amerikanismus und mittelalterlichem Zunftwesen hin und her schwanken. Neben dem Weltexporthaus steht die „Bäckergilde", und der rücksichtslose Industriekapitän ist zur Karnevalszeit „Ratsherr im lustigen Elferrat". Es riecht immer noch nach Mittelalter in dieser von den Römern gegründeten

Stadt. Mag sie sich auch aus Colonia Agrippensis in Coellen, aus Cöln in Köln verwandelt haben: sie ist immer ein wenig eng und engherzig geblieben. Selbst die Sprache ist ein seltsames Gemisch: kein gesellschaftlich Hochstehender, der nicht das breite Platt, kein Prolet, der nicht ein paar französische Brocken in seine Unterhaltung mischte. Und doch ist nirgendwo in dieser Stadt ein patriarchalisches Verhältnis. Ein unsichtbares Gesetz scheidet die Bewohner noch immer in: Patrizier, Bürger und – Schnapphähne.

Man muß diese Parias kennen, die jahraus, jahrein am Flußufer vegetieren. Arme Lumpenhunde sind es, die unter den Spitznamen „Tünnes“ und „Schäl“ witzblatt- und possenbühnenreif geworden sind. Obdachloses Hafenproletariat, das durch vulgäre, alkoholduftende Anekdoten zu einer traurigen Berühmtheit gelangt ist. Der ganze armselige Humor dieser Menschen kreist um den „Schabau“ (Schnaps) oder um „e leich Möselche“. Denselben leichten Mosel, der einigen von ihnen Gesundheit und Leben gekostet hat. Die sprichwörtliche rheinische „Leichtlebigkeit“ und „Gemütlichkeit“ muß bei diesen Ausgestoßenen naturgemäß in verzweifelte und hemmungslose Raserei der Lust ausarten. Wer „Kirmes“ und „Fastelovend“ in Köln kennt – Volksfeste kirchlichen Ursprungs, die, mit Andachten beginnend, nicht selten mit ungeheuerlichem Lärm, Schlägereien, Orgien und massenhaften Ehebrüchen enden –, der kann sich ohne Mühe das Brueghelsche Bild der zwischen zerborstenen Fässern wachsbleich Taumelnden vorstellen.

Ich sehe die elenden, zerfetzten Gestalten aus den schmalen Gäßchen am Rhein in gestikulierenden Gruppen zum Ufer strömen, ich höre die Freudenkunde, die sich wie ein Lauffeuer in den Massenquartieren der Altstadt verbreitet: Am Rhing jitt et ömesöns ze suffe! De Fässer met Wing lijje nor esu eröm!! Ich sehe, wie beim Anblick des Strandguts aus dem Laufen ein Rennen wird, sehe, wie die jetzt schon Berauschten auf die gurgelnden Fässer zustürzen und mit Händen, Gläsern, Hüten, Scherben und weitgeöffneten durstigen Mündern den Wein auffangen. Ich sehe auch, wie die Polizei dazwischentritt, die sinnlos gewordenen Tanzenden, Singenden, sich Prügelnden umkreist und zurückzudrängen versucht. Wüste, rohe Szenen, Überwältigung und Abtransport. Und dazwischen gröhlende, lallende Lumpenbündel, immer neue Spunde öffnend. Sehe endlich leichenblasse, schmerzverzerrte Gesichter. Sehe, wie sie sich taumelnd in ihre Löcher und Winkel zu schleppen versuchen, zusammenbrechen und weggefahren werden. Armer Tünnes, armer Schäl!

Ihr wolltet einmal „löstig“ sein und „janz ömesöns“? Ihr bekommt nichts umsonst. Der biedere kölsche Familienvater aber, der für alle Situationen ein „Krätzche“ oder „Spröchelche“ bereit hat, wird halb mitleidig, halb verächtlich zitieren:

> „Trag dien Krüzzje met Jedold.
> Sag, do wöösch et selver schold.“

Die Massenerschießungen von Gräfelfing von M. Smilg-Benario

Von wie unzähligen Unwahrheiten mögen, müssen die Geschichtsbücher voll sein, wenn nicht einmal die Zeitgenossen sich über einen Tatbestand einigen können! In Nummer 32 hat Hermann Schützinger die Schuld an den Massenerschießungen von Gräfelfing auf die Studenten geschoben und die Soldaten entlastet. M. Smilg-Benario wünscht die Studenten entlastet zu sehen und schiebt alle Schuld auf die Soldaten. Was ist Wahrheit? Die deutschen Gerichte verzweifeln von vorn herein an der Möglichkeit, sie zu ergründen, und lassen deshalb den grausigen Fall einfach auf sich beruhen.

Der Erste, der die Öffentlichkeit auf diese Massenerschießungen aufmerksam gemacht hat, war der später in München ermordete Abgeordnete Karl Gareis. Seine Mitteilungen sind unbeachtet geblieben. Die Justizbehörden rührten sich nicht, und jene furchtbare Tragödie, die sich in Gräfelfing, einem Dörfchen bei München, abgespielt hat, ist heute noch, nach mehr als sieben Jahren, ungesühnt.

Bekanntlich hatte die Räte-Regierung für die rote Armee eine Anzahl russischer Kriegsgefangener geworben. Nachdem schon vor dem Einmarsch der Regierungstruppen die Räte-Republik in sich zusammengebrochen war, wurden 53 russische Kriegsgefangene aus der roten Armee entlassen. Am Vormittag des 1. Mai – in München war noch kein Schuß gefallen – wollten die Russen in ihr Gefangenenlager zurückkehren. Ohne Waffen setzten sie sich in den Zug, der nach Pasing fuhr. Als sie gegen Mittag dort ankamen, war Pasing von Regierungstruppen besetzt. Auf dem Bahnhof wurden die 53 verhaftet und in das nahegelegene Lochham geschleppt. Unterwegs wurden sie mißhandelt. In Lochham verlangten die Soldaten – nach Angaben von Lochhamern hat sichs um Württembergische Truppen, Zeichen S. K. 13, gehandelt – stürmisch den Tod der Russen. Die Kriegsgefangenen wurden in Haufen an die Wand gestellt und ein Maschinengewehr gegen sie gerichtet. Aber um sie vor dem Tode noch zu quälen, warteten die Soldaten etwas mit der Exekution. Sie liefen wie toll um die Gefangenen herum und bedrohten ihre Opfer, während das Maschinengewehr gegen diese gerichtet blieb, einzeln mit dem Revolver. In Lochham lag eine Truppe Studenten, die Zeugen dieses widerwärtigen Schauspiels waren. Sie protestierten gegen die beabsichtigte Exekution und setzten endlich mit vieler Mühe durch, daß die Füsilierung erst am nächsten Morgen nach einem Feldgericht stattfände. Sie glaubten wohl, damit das Leben der Gefangenen gerettet zu haben, da sie hofften, daß die Soldaten sich in der Zwischenzeit beruhigen würden.

Die Russen wurden nun, nachdem sie die Qualen einer beabsichtigten Exekution durchgemacht hatten, in das sogenannte Zeughäusl des Riemerschmidtschen Hofes von Lochham eingesperrt. Der Haftraum war fünf Meter lang und drei Meter breit. Und in solch einem Raum befanden sich 53 Menschen! Nachmittags um 4 Uhr begannen die „Verhöre". Jeder der Gefangenen mußte eine Spalierkette von Soldaten passieren und

wurde dabei mit Fußtritten, Kolbenstößen und Peitschenhieben traktiert. Als einer der Gefangenen, der deutsch sprach, seine Unschuld beteuern wollte, wurde er von einem Soldaten erschossen, wobei ein andrer verwundet wurde. Man warf den Toten und den Verwundeten zu den übrigen Gefangenen in den Keller. Die Soldaten verlangten abermals die Erschießung der Russen, umzingelten das Gefängnis und drohten, Handgranaten hineinzuwerfen.

Spät abends brachte man die Russen, darunter den Verwundeten – den Toten ließ man im Zeughäusl liegen –, in das benachbarte Gräfelfing, wo man sie ins Feuerhaus sperrte. Die Truppe, die in Gräfelfing lag, forderte ebenfalls die Erschießung der Russen. Am 2. Mai, um 5 ½ Uhr morgens, traten die Gefangenen vor ein Feldgericht. Die „Richter“ machten sich nicht viel Kopfzerbrechen und verurteilten sämtliche Gefangene, von denen keiner die deutsche Sprache beherrschte, kurzerhand zum Tode. Der Pfarrer von Gräfelfing wurde zu den Gefangenen zugelassen, die ihre Unschuld beteuerten und um ihrer Frauen und Kinder willen Schonung erflehten. Und dann begann der Todesgang. Die Russen wurden dabei von der Gräfelfinger Bevölkerung begleitet, Frauen und Kinder weinten laut und stießen Flüche gegen ihre eignen Volksgenossen aus.

In einer Kiesgrube, nahe dem Friedhof, wurden die 52 Gefangenen, darunter auch der Verwundete, in Gruppen von je 5 und 7 aufgestellt und erschossen.

Justiz und Militärbehörden sind später auf diesen Massenmord aufmerksam gemacht worden – ohne daß man bis jetzt von einer Sühne des Verbrechens, von einer Belangung der Schuldigen gehört hätte.

Der deutschnationale Verleger J. F. Lehmann hat sich seinerzeit im ‚Bayerischen Courier‘ gerühmt, daß er an „schweren Kämpfen“ gegen russische Rotgardisten bei der Kiesgrube in Gräfelfing teilgenommen habe.

Deutscher Sommer von Fred Endrikat

Der Sommer schreitet durch das Land.
Sein Kleid ist mit Pilzen bewachsen,
Einen Baedeker trägt er in der Hand,
dazu einen Regenschirm aufgespannt.
Der Sommer stammt sicher aus Sachsen.

Sein Bart ist zerzaust, der Kopf ist kahl.
Aus den Augen Tropfen ihm fleußen.
Das Antlitz verwittert, vergilbt und fahl,
die Sonne trägt er im Wolkenfutteral.
Der Sommer stammt sicher aus Preußen.

Es hagelt und blitzt, es kracht immerzu,
trotz Bündnis- und Festefeiern.
Die Menschen geben sich keine Ruh,
dem Hessen schiebt der Schwoob in die Schuh
den deutschen Sommer in Bayern.

Die letzten Tage von Pompecki von Heinrich Lang

Als Gustav Roethe seinen furor teutonicus eine Rektorats-
periode lang ausgetobt hatte, beantragten die oppositio-
nellen Studenten, die üblichen Dankesworte bei der Rektorats-
übergabe an seinen Nachfolger fallen zu lassen. Jetzt, wo der
Rektor Pompecki sein Amt weiterzugeben hat, sollte man
nicht schweigen, sondern sich deutlich aussprechen.

1. Pompecki und das chinesische Grinsen

Der akademische Kolonialbund hat sich die Pflege des „ko-
lonialen Gedankens“ zur Aufgabe gestellt. Zweifellos ist diese
Agitation für die imperialistische Politik der Bourgeoisie
äußerst notwendig. Pompecki stellte sich schützend vor die
Kolonialpropaganda, räumte den imperialistischen Umtrieben
der Studenten bereitwilligst das Auditorium Maximum ein und
unterdrückte gleichzeitig die gemeinsame Protestaktion der
deutschen kommunistischen und der chinesischen Studenten
mit allen Mitteln. Das Recht der freien Meinungsäußerung gilt
nicht in den Mauern der alma mater. Er begründete seine
Maßnahmen mit den klassischen Worten: die chinesischen Stu-
denten hätten ihr übliches chinesisches Grinsen zur Schau ge-
tragen. Wer wollte auch zweifeln, daß chinesisches Aussehen
gegen die akademische Sitte und Ordnung verstößt!

2. Pompecki, der große Lateiner

Pompecki deckte die chauvinistische Inschrift des Denkmals
für die gefallenen Studenten: „Invictis victi victuri“. Gemein-
sam mit dem als Generalfeldmarschall erschienenen Reichs-
präsidenten, unter den Hakenkreuzfahnen der Studenten, insze-
nierte er am Grabe der Opfer des imperialistischen Gemetzels
einen nationalistischen Karneval, um dessen Wahlspruch von den
„Siegern der Zukunft“ möglichst wirkungsvoll in die Welt zu
schleudern. Doch kaum hallten die Wände davon wider, da
erschraken die Kathedermännlein vor ihrer eignen Kühnheit.
Ängstlich nach allen Seiten sich umblickend, hoben sie den
Fehdehandschuh sehr behutsam wieder auf. Sie begannen
einen Philologenstreit über die Auslegung des Wortes „victuri“.
Sie waren erbärmlich genug, ihre Absichten zu verleugnen und
sich hinter den Ostermann zu verkriechen. Sie hatten plötz-
lich herausgefunden, daß „victuri“ statt von vincere – siegen,
von vivere – leben abgeleitet werden kann. Gottlob: die
Brücke war gefunden, um schleunigst aus den kühnen Regionen
der Kämpfe in die professorale Harmlosigkeit zurückzugelan-
gen. Aus den „Siegern der Zukunft“ wurden „Die, die da leben
wollen“. Der pomphaft hinausgeschleuderte Kriegsruf
schrumpfte zusammen zu dem spießigen Wahlspruch: Leben und
leben lassen!

3. Hokus, Pokus, Verschwindibus!

Die Fähigkeiten Seiner Magnifizenz beschränken sich aber
keineswegs auf die geschickte Anwendung des Ostermann.

Seine Magnifizenz — in faustischem Drange — hat sich neuerdings der Magie ergeben. Wir empfehlen der Abteilung Ia des Polizeipräsidiums, die neuen Methoden der Vernichtung des politischen Gegners, die Pompecki entdeckt hat, zu patentieren. Pompeckis politischer Terror — der sich übrigens nicht nur gegen Kommunisten, sondern, von den staatsfrommen Sozialdemokraten abgesehen, gegen alle oppositionellen Studenten richtet — hat auch noch außer der Chinesensperre, dem Verbot des „chinesischen Grinsens“, die wunderlichsten Blüten getrieben. Pompecki hat erklären lassen, daß der Senat über die kommunistische Studentengruppe, den Pazifistischen und den Sozialistischen Studentenbund Beschluß fassen werde, und — „daß diese Gruppen wahrscheinlich ganz verschwinden würden“. Wir wünschen diesem Hokus, Pokus, Verschwindibus den Erfolg, der solchen Kartenkunststücken und Taschenspielereien eigentümlich ist.

4. Pompecki als Cerberus vorm Ehebett

Unter den Bekanntmachungen dieses Rektorats am Schwarzen Brett befindet sich folgende:

Friedrich Wilhelm Universität.
Tab. Nr. 1031/26. 16. Juli 1926

Anschlag.

Der cand. pharm. Ernst Lange, geb. am 30. Oktober 1900, wohnhaft in Berlin-Friedrichshagen, Scharnweberstr. 36/37, ist wegen Vergehens gegen die akademische Sitte und Ordnung begangen durch ehebrecherischen Verkehr und ehewidriges Verhalten gegenüber der Frau... mit Entfernung von der Universität bestraft worden.

Rektor und Senat Pompecki.

Wir kennen nicht die nähern Umstände dieses Falles. Aber wir wissen, daß eine Welt uns von akademischen Ehrbegriffen trennt, die zulassen, daß eine arme Frau mit ihrem vollen, nicht etwa durch Punkte ersetzten Namen am Pranger steht. Wahrscheinlich sind auch die Ehrbegriffe des cand. pharm. Lange nicht die unsern. Alle Einzelheiten freilich sind gleichgültig neben der Tatsache, daß dieselben Dunkelmänner, die sich schützend vor Kolonialpropaganda stellen und gleichzeitig revolutionäre Studenten verhöhnen, die chauvinistische Propagandarummel veranstalten und jede Rüpelei gegen jüdische Dozenten gutheißen — daß dieselben Dunkelmänner sich eine Aufsicht über Dinge anmaßen, die heute die persönlichsten Entscheidungen des Einzelnen sind. Frei ist der Bursch? Vogelfrei ist der Bursch! Zum politischen Terror gesellt sich die Schnüffelei von Muckern und Pfaffen. Nun, der Danziger Prozeß gegen den Studenten Klingenberg hat die Zugehörigkeit zu einer studentischen Korporation als mildernden Umstand für Totschlag, Urkundenfälschung und Unterschlagung anerkannt. Warum sollte sie nicht mildernder Umstand sein für den Beifall, den das Regime Pompecki bei den Studenten von heute gefunden hat?!

Russische Theaterköpfe von Oscar Blum

II.

Meyerhold

Um diesen Menschen ist Magie und leise Unheimlichkeit. Auf den ersten Blick sagt man sich: Alles Lug und Trug. Man hat ihn in allen möglichen Vermummungen gesehen. Als Direktor der kaiserlich-russischen Theater; als eifrigen Chef der bolschewistischen Theaterpropaganda; im Frack und in der Sowjetbluse; in der lässigen Pose des Aestheten und mit der energischen Gebärde des Volkstribunen. Niemals aber war zu ergründen, welches sein richtiges Gesicht sei. Erst später — nachdem man in seine Intimität gelangt war, neben ihm gearbeitet hatte — gingen einem die Augen auf; und man entdeckte plötzlich: Hier ist die Maske das Wesentliche. Dieser Mensch ist Theatraliker durch und durch. Er inszeniert auch sein Privatleben, wie Andre fremde Theaterstücke. Die Welt ist ihm: Kulisse, die Mitmenschen: Partner, das eigne Dasein: eine Rolle.

In diesem Menschen wohnt ein unbezähmbarer fanatischer Theaterbetrieb. Der wäre immer Schauspieler geworden, selbst wenns kein Theater auf der Welt gäbe! Ich gestand ihm einmal meinen Widerwillen gegen das Theater, meinen Entschluß, nie mehr diese verpestete Luft einzuatmen, und die Befürchtung, sie niemals ganz aus den Lungen herauspumpen zu können. „Ja“, erwiderte er — und zum ersten Mal schimmerte in seinem Auge so etwas wie aufrichtiges Empfinden —: „Sie haben recht. Es ist ein schreckliches Gift. Und wer es im Blut hat, ist rettungslos ausgeliefert.“

*

Das Theater als Spiel; das Theater als Fiktion; die Bühne als Tummelplatz aufgelöster Leidenschaften; die Schauspielkunst als Entfaltung hemmungsloser Natürlichkeit: Das war es, worum es Meyerhold ging, als er, 1905, das Moskauer Künstlertheater verließ, um die Forderung einer grundsätzlichen Theaterreform aufzustellen. Seit jener Zeit und bis auf den heutigen Tag ist sein Zustand fortwährende Gärung. Seit Meyerholds Auftreten ist die Theaterluft Rußlands mit Elektrizität geladen. Vielleicht war dies sein größtes, jedenfalls das unbestrittenste Verdienst. Er rückte Theaterfragen in den Vordergrund des allgemeinen Interesses, brachte jeden Tag neue Probleme aufs Tapet, bekämpfte jede Art von Tradition von Stillstand, von Ruhe — und wenn man gerecht sein will, muß man feststellen, daß Alles, was im Bereich des russischen Theaterlebens seit drei Lustren geschehen ist, auf seine Antriebe und Wirkungen zurückgeführt werden muß.

Meyerholds Anfänge galten der commedia dell’ arte, dem Theater der Improvisation, dem Theater der Masken. Sicherlich trieb ihn dabei hauptsächlich eine starke Opposition gegen Stanislawski. In dessen Künstlertheater gab man ein dreifach geeichtes Leben: Meyerhold huldigte einer vollkommen spielerischen Kunst. Dort wurde das Theater gewissenhaft als

täuschende Imitation der Umwelt betrieben; Meyerhold deckte das nackte Gerüst der Bühne auf, um das Theater aus den Fangarmen der Alltäglichkeit zu befreien. Doch die Verneinung wird bald eine positive Tat.

Er war der Erste, der schwebende Anmut auf die russische Bühne brachte, Leichtblütigkeit, Durchsonntheit, farbige Pracht. Bis auf den heutigen Tag sind unvergessen seine Inszenierungen von Gozzis ‚Liebe zu den drei Apfelsinen‘ und Blocks ‚Jahrmarktsbude‘. Man spielte ohne Podium, ohne Rampe. Diener brachten vor Aller Augen Requisiten und Versatzstücke auf die Bühne, kein Vorhang trennte die Zuschauer von den Spielern, kein Souffleurkasten prangte im Vordergrund: sondern ein ehrlicher Ansager saß sichtbarlich auf der Bühne – ein Mitspieler unter Spielenden – und sprang liebenswürdig ein, wenn einem Mimen der Faden ausging.

Noch nie vorher war ein russisches Auge so tief in das Mysterium des Theatralischen eingedrungen. Hier trafen sich zwei entgegengesetzte Pole und gaben endlich einen zündenden Funken. Von Rußlands blassem nordischen Himmel lachte plötzlich eine glutheiße südliche Sonne herab – und ein Rausch erfaßte geborene Grübler und Selbstzerfleischer. Ich habe den tiefen, fast möchte man sagen: metaphysischen Sinn von Meyerholds Tat erst neuerdings ganz erfaßt, als ich in Venedig entdeckte, wie schön Petersburg ist, und mit Verwunderung die unwahrscheinliche Tatsache notierte, daß diese beiden, anscheinend so grundverschiedenen, Welten sich zwillingshaft ergänzen und fortsetzen.

*

Doch für Meyerhold war das nur Ausgangspunkt. Zu andern Ufern lockte ihn bald ein neuer Tag. Da brachte er auf die Bühne festlichen Glanz, Üppigkeit, Pathos, Fülle. Nun zeigte er das Theater von einer andern Seite. Vielleicht triebs ihn dabei viel stärker in die Gefilde des reinen Aesthetentums, als er selber beabsichtigte. Aber jedenfalls mußte man ihm das Neue, das Bahnbrechende des Unterfangens zu gute halten, auf Brettern, die bis dahin eine Welt von Mutlosigkeit, von seelischer Depression, von menschlicher Erbärmlichkeit bedeutet hatten, farbenprächtige Menschlichkeit erglühen zu lassen. Die Inszenierungen von Lermontoffs ‚Maskenball‘ und Puschkins ‚Steinernem Gast‘ waren sicherlich ein Wendepunkt in der neuen Theatergeschichte Rußlands. Vor Allem deshalb, weil Meyerhold zum ersten Mal den Maler auf der Bühne heimisch machte. Den Maler als selbständigen Künstler, nicht nur als Dekorationsmaler. Nicht malerisches Theater, sondern Theatralisierung der Malerei: darauf ging Meyerhold aus. Die Schauspielkunst wirkte auf diesem Hintergrund mit besonderer Schlagkraft. Ein schöner, heroischer Menschenschlag lebte auf, um von allen Möglichkeiten des Theaters Besitz zu ergreifen.

In der kurzen Spanne Zeit von 1910 bis 1914 hat Meyerhold aus dem bürgerlichen Drama des neunzehnten Jahrhunderts allen Saft und alle Kraft herausgepreßt, deren man darin nur habhaft werden konnte. Ibsen, Wilde, Strindberg, Hauptmann: Alle glänzten bei Meyerhold in einer neuen

Beleuchtung auf. Vielleicht in einer etwas bengalischen Beleuchtung. Aber das schadete nicht. Er bewies dennoch, daß das Theater seine eigne Optik und Akustik hat, deren Gesetzmäßigkeit den Gestalten des Dichters ganz neue und überraschende Werte zu verleihen vermag. Sicherlich war es Meyerholds größte Pein, daß die zeitgenössische Dramatik außerstande war, ihm ein geeignetes Repertoire zu liefern. Was Wunder, wenn er versuchte, sich zu helfen, wie er konnte. Eines durfte jedenfalls nicht geleugnet werden: die Gewalt, die er mitunter dem Dichter antat, entsprang nicht nur dem Selbstbewußtsein der Kraft, sondern offenbarte auch das kraftvolle Selbstbewußtsein des Theaters als selbstherrlicher Kunstgattung. Gegen das entzauberte Theater wurde der eigne Zauber des Theaters ins Treffen geführt – und das Theater siegte auf der ganzen Linie.

Zwei Eigenschaften waren es, die Meyerhold stets in hohem Maße auszeichneten: unerschöpfliche Phantasie und wirklich bewunderungswürdige Technik des Theatralischen. Er ist für mich der Inbegriff der theatralischen Maëstria schlechthin. Kein andrer Regisseur hat sich auf das Geheimnis der Imponderabilien, die den Erfolg einer Szene, eines Aktschlusses, eines Theaterstückes entscheiden, je so verstanden wie er. Zwei Sekunden beherrschen oft auf der Bühne den Ausgang eines ganzen Abends. Meyerhold hat diese zwei Sekunden im Blute. Seine Meisterschaft in der Behandlung von Episoden und Details, sein Reichtum an Einfällen, die stets dem Ganzen dienen, stets das Ganze im Auge behalten – das war für mich immer eine Quelle erlesenen Genusses. Neben ihm wirkte Stanislawski dumpf, Brahm schwerfällig, Antoine simplistisch, Reinhardt protzig. Ich habe Meyerhold stets geliebt als den größten, waschechtesten Theatraliker unsrer Epoche.

*

Meyerhold ist der Einzige gewesen, der die belebende Kraft der Revolution für das Theater auszubeuten und dem Theater dienstbar zu machen gewußt hat. Sprechen wir nicht von seinen Schlagworten, seiner plötzlichen kommunistischen Raserei, seiner Theaterpolitik, die wirklich mit allen Wassern gewaschen war, seinem Klappern, das bei ihm, wie bei keinem Andern, zum Handwerk gehörte. Sprechen wir von seiner Künstlerschaft. Die hat die geheimsten Triebfedern unsrer Zeitläufte erspürt. Im eingeschlossenen Rußland, unter dem Druck beispielloser Armut und Not, vollständig abgeschnitten von jedem Kontakt mit Europa, preisgegeben aller Notdurft des Lebens – so hat Meyerhold dem Theater Alles gerettet, was zu retten war. Von 1918 bis 23 bildet seine Tätigkeit eine Kette ununterbrochener Versuche, ein zeitgerechtes Theater am Leben zu erhalten. Den theatralischen Stil dieser Epoche hat er, glaub’ ich,. als Erster ahnungsvoll erfaßt. Wozu es ihn jetzt allmählich treibt, ist: eine Synthese aller Errungenschaften der bisherigen Theaterreform, bereichert um die Offenbarungen der letzten Jahre. Sein Theaterzauber kommt jetzt aus der Maschine, hat das eilige Tempo der Zeit, macht sich die

Technik des entwickelten Industrialismus dienstbar, ist aber unverändert zauberhaft und unergründlich. Seine Schauspielkunst nutzt jetzt Körpergymnastik, sportliche Übungen, zirkusmäßige Gliedergeschwindigkeit – so lugt daraus die Kampffreudigkeit einer neuen, mit allen Ladungen gespannten Generation hervor. Ich glaube nicht, daß Meyerhold abtritt, ohne die Spannungen theaterfähig gemacht zu haben. Er ist auf dem Wege dazu.

Ihm fehlt jetzt nur, was ihm immer gefehlt hat: das erlösende Dichterwort. Jetzt geht es nicht mehr an, alte Dramenwerte neu einzufassen. 1922 hat ers versucht, verzweifelt, noch einmal. ‚Nora' und ‚Der Bund der Jugend' waren Durchfälle. Nur zu oft war Meyerhold in diesen letzten Jahren gezwungen, seine größten Aufwände schmählich zu vertun. Er hat in Wladimir Majakowskis ungeschlachtes ‚Mysterium-Buff' so viel künstlerische Herrlichkeit, technische Erfindungsgabe und umstürzlerische Energie hineingelegt, daß andernorts davon ganze Theatersaisons wären bestritten worden: und hat das karge Machwerk doch nicht überwinden können. Er hat im ‚Prachtvollen Hahnrei' gezeigt, welche grandiose Ausbeute die moderne Konstruktionstechnik der Bühne zu bieten vermag, sofern der Mensch selbst als beseelte Konstruktion zu agieren beginnt: und mußte doch an der Seichtheit des Lustspiels stranden.

Aber sogar die Niederlagen dieses Menschen sind ungeheuer lehrreich. Das moderne russische Theater lebt von ihnen fast ebensosehr wie von seinen Erfolgen: selbst die ihn bekämpfen, können sich seiner Magie nicht entziehen und erliegen – bewußt oder unbewußt – seinem polemischen Einfluß. Ich glaube nicht, daß er schon seinen Höhepunkt überschritten hat. Er hat ihn noch nicht einmal erreicht. Und ich bin überzeugt: wenn er so weit ist, wird kein Theaterbesucher der Welt imstande sein, von der Wirkung dieser Theatralik völlig unberührt zu bleiben.

Auf Alfred Polgars Werk von Paul Hatvani

Nie wog ein Lächeln leichter, als das Lächeln wiegt,
das zwischen seinen ernsten Zeilen liegt.

Hier feiert froh der Geist des Geistes Niederkunft,
empfing das Werk die kritische Vernunft.

Der Bühne Wahrheit und des Lebens Trug
ist seinem Worte Wirklichkeit genug.

Die Welt, auf seinen guten Kopf gestellt:
hier sind die „Bretter" wirklich eine Welt,

und wie die Rebe um den Stock sich rankt,
so tuts sein Lob, das dem Gedanken dankt.

Das Schauspiel greift ans Herz und ins Gewissen,
und neues Leben blüht aus den Kulissen.

Don Carlos von Alfred Polgar

Im Rahmen und mit den Mitteln des traditionellen Theaters eine schöne, wohldurchdachte Aufführung (Regie: Albert Heine).

Die Gegensätze, die den dramatischen Funken zeugen, sind in dieser Inszenierung kunstvoll ausgewichtet. Zum Schlagen leidenschaftlicher Herzen gibt der Puls dumpfen, stockigen Blutes den Kontrapunkt. Um Größe, die das Werk mit jedem Atemzug sucht, mit jeder Figur bekennt, wirbt auch der neue ‚Don Carlos' des Burgtheaters.

Vier starke, besondere Leistungen.

Frau Wohlgemut als Königin. Überraschend. Bei dieser Künstlerin ganz ungewohnte Wärme durchströmt Wort und Geste. Die Stimme klingt schleierfrei, das Spiel entfaltet sich reicher als sonst, kein Augenblick steht für sich, im Leeren (wird „gebracht“), jeder ist verknüpft in die Kette innerer Notwendigkeit.

Herrn Aslans Posa hat bestrickende Grazie im revolutionären Schwung. Sehr apart, wie er aus dem Weichen (in sich) Feuer schlägt; und wie er dem .Pathos des Geistes, das dem schwärmerischen Maltheser zukommt, das des Herzens vermengt. Die Rede vor dem König – diese unvergänglich schöne Freiheitsstatue aus Worten – war schön gegliedert und gesteigert. Das Theater dankte mit Schillerscher Emphase.

In der Verhaltenheit, in der Starrheit ist Heines König Philipp außerordentlich. Kälte und Finsternis sind da, und das Fundament des Charakters: Menschenverachtung steht unverrückbar. In den Krisen, im Ausbruch, zeigt sich die königliche Substanz etwas brüchig.

Carlos: Paul Hartmann. Seinem Wort fehlt, bei aller Kraft des Vortrags, manchmal die innere Resonanz... doch ist er (oder wirkt zumindest) so strahlend jung, so ganz verloren an den Augenblick, so was bezaubernd Freies, Gutes ist in seiner Art, daß der leichte Hohlklang, den die Rede zuweilen hat, gern überhört wird. An des Posa Leiche, schwingend im Sturm übermächtigen Schmerzes, gibt er sein Bestes. Vom Kunstmittel der Pause macht Herr Hartmann spärlichen Gebrauch. Eine Stelle wie die: „Mein Geschäft ist aus!“ wirkte zweifach so stark, wenn ihr eine stumme Sekunde atemloser Bestürzung, eine Pause verzweifelt suchender, letzter Ratlosigkeit voranginge.

Genug ist genug von Ingeborg Seidler

Auch ein Liebesbrief

Schöne Frau,
wie oft Sie nun zu mir kommen sollen? Oft. Zweimal in der Woche ist zu wenig. Viermal, sechsmal. Nicht weil ich Eigentumsrechte geltend machen will, sondern weil mir die Sehnsucht nach Ihrem Körper die Augen schwer macht, weil meine Begierde das Zittern Ihrer Brüste zwischen Baumästen erkennt, wo sie mir entgegenwinken, wenn ich vorübergehe.

Ihr Brief (den Sie mir durch Nummer 31 der ‚Weltbühne‘ zugestellt haben) belehrt mich, daß Sie ebenso klug wie schön sind. Diese Erkenntnis erfüllt mich mit freudiger Genugtuung, weiß ich doch jetzt bestimmt, daß niemals ein albernes Wort unsern Rausch aufstören und vernichten wird. Ihre Klugheit und Ehrlichkeit haben erreicht, daß ich mich nun anschicke, Ihnen alle gewünschten Aufschlüsse zu geben, beruhigt, ja aufgestachelt von dem Wissen, daß Sie nicht die Absicht haben, darüber zu sterben. Ich will an Rückhaltlosigkeit Ihnen nicht nachstehen und nur noch einmal betonen, daß mich hierbei der Gedanke leitet, indem ich zu Ihnen spreche, das vernünftigste Wesen vor mir zu haben, das ich je in Frauengestalt gesehen.

Also ich liebe nicht, daß Frauen in ein Stadium der Liebe geraten, das sie bei irgendeiner Gelegenheit veranlassen könnte, zu sterben. Sie sehen: ich bin aufrichtig. Weshalb dem Schönsten und Angenehmsten im Leben, der Liebe, ein so tragisches Ende antüfteln?

Die Liebe ist das großherzigste Geschenk an den Menschen. Sie ist schön und gut, und da Sie, einzige Frau, keine Verächterin der Lust sind, wissen auch Sie es. Ich liebe Frauen, die das wissen. Sie sind die einzig würdigen Partnerinnen im Leben. Ich gefalle Ihnen? Wie froh ich darüber bin! Und wie banal wäre es, würde ich das Selbe behaupten. Aber arm ist das Wort.

Schon die Vorstellung des Duftes Ihrer Nacktheit macht mich sinnlos. Der Gedanke, in die heißen, tiefen Höhlen Ihrer Arme einzudringen, ganz, ganz, das Wissen um die Schlange in der Mitte Ihres Rückens, die sich in rhythmischer Bewegung krümmt, treibt mich in Raserei. Die beiden Grübchen am Rückenende, vor dem Ansatz der rosigsten Halbkugel, die je einer erwachenden Welt würdig war – sie berauben mich der Sprache, machen mich lallen gleich einem Kind. Sie wissen es. Sie wissen Alles, schöne Frau. Wie dankbar bin ich Ihnen, daß Sie durch den geöffneten Spalt Ihrer Augenlider mein Gesicht beobachteten, als ich Sie in meinen Armen hielt! Es sagte Ihnen, was meine Worte nicht vermögen.

Ich will sechsmal zwei Stunden in jeder Woche an Ihren Brüsten saugen. Je eine Stunde an einer der Korallenblüten. Bis sie aufschwellen, schmerzen, Blut träufeln. „Du bist mein“, röchelte ich, als meine Kraft mich verließ? O, verzeihen Sie mir – wollte ich doch irgendein Wort in der Welt lassen, bevor ich verging. Wie blöde, so etwas zu sagen! Was heißt das: „Du bist mein“? Und wie klug von Ihnen, geliebte Frau, daß Sie es nicht sagten. Im Augenblick vernichtender Lust Eigentumsrechte geltend zu machen!

Ich lese mit wonnevollem Entzücken Ihre wissende Zeichnung glückhaftester Einigung. Ich schließe wollüstig die Augen und sehe Auguste Rodins unvergängliches Idol. Aber ich lache: wieviel schöner sind Ihre Brüste! Wenn sie zu vibrieren beginnen und sich aufrichten, straff nach vorne stehen – die Zähne fletschen machen.

Da sollte ich einem Dreh nachsinnen, Sie zu entfernen? Wie unrecht sie mir tun mit solcher Ironie! Sie fragen mich

nach meinen Absichten. Ich habe keine. Vorläufig nicht. Ich
fühle mich glücklich so. Man soll der Zeit nicht vorgreifen.
Vielleicht werden Sie mich, werde ich Sie heiraten. Die Augen-
blicke meiner Bewußtlosigkeit werden mich führen, ich
werde mich Ihnen ergeben, Sie werden zufrieden sein mit mir.

Ihr ergebener
R. L.

Monolog

Das Weib ist hübsch, aber es ist eigentlich zu klug. Dieser
ausgetüftelte Stil ihres Briefes, diese herbeigezogenen Kompli-
ziertheiten des Gefühls – ich hab das nicht gern. Haha, ans
Heiraten denkt sie. Nein, mein Kind: wenn, dann nicht dich.
Bist zu tragisch angehaucht. Solange deine Brüste knusprig
sind, dein Fleisch hart, kann man das noch ertragen.
Aber später wirds katastrophal. Das ist ja pure
Hysterie. Was Seele! Diese Seelenromantik ist mir widerlich.
Die Weiber faseln davon, weil sie glauben, uns damit fangen
zu können. Reiner Köder ist Seele. Was spricht sie von Ent-
wicklungsfähigkeit der Liebe? Vom Lendemain? Wenns einen
Lendemain gibt, dann nur für die Frau. Daß sie das nicht her-
aushat, so klug wie sie ist! Ganz gleichgültig ist sie mir nicht,
da müßt’ ich lügen. Aber heiraten? Hat sie Geld? Daß sie
mir mit Gewalt etwas Höheres unterschieben will, das ist
Taktik. Was versteht sie denn unter Kennenlernen? Ich un-
terhalte mich, ihre Allgemeinbildung ist anständig, aber sie ist
nicht damit zufrieden. Ich soll Probleme aufrollen, wissen-
schaftliche Themen aufs Tapet bringen? Nein, dazu habe ich
erstens keine Zeit und zweitens gar keine Lust. Es geht ganz
gut auch so, wenn nicht besser. Aber man wird ja sehen. Wär’
schade, wenn sie abbräche auf meinen Brief. Aber für so un-
vernünftig halt’ ich sie nicht. Sie hat eben probiert, wie bei mir
anzukommen wäre. Jetzt wird erst Alles richtig ins Geleise
kommen. Was sie da behauptet, daß nichts geschehen sei zwi-
schen uns, daß sie mir nicht gehört hätte, das sind Alles Haar-
spaltereien. Ganz gut, wenn sie sich das einbildet. Reine Auf-
fassungssache. Hm, sie meint, ich sollte grundsätzlich Frauen
lieben, die auch „seelisch“ in Aufruhr geraten. Nein, schöne
Frau, mein Geschmack ist das nicht. Wirklich nicht. Hysterie
ist ja gut im Bett, aber sonst mag ich sie grundsätzlich nicht.
Man hat Unbequemlichkeiten genug im Leben – wo käme man
hin, wenn jeder Mann jede Frau zu enträtseln anfinge! Ich
bin bescheiden. Dieser Kampf um das bißchen Existenz und
dann vielleicht nachhause kommen und mit der Frau schön-
reden? Wir sind dazu nicht disponiert. Daß grade sie das
nicht heraushat, ist ärgerlich. Das wird noch Alles verderben.
Einen Mann zu behandeln versteht sie nicht. Die Geschäfte
sind schlecht – da soll man zur Frau gehen, Vorträge über
Seelenliebe zu halten oder zu hören? Hat sie Geld? Geld: das
ist erster und letzter Grund zur Heirat (reibt sich die Hände).
Aber schade wärs doch, wenn sie Schluß machte. Ihre Figur
ist wie ein Gedicht von Heine. Man wird ja sehen. (Geht ins
Café am Zoo.)

Eine Idee

„Der Innenminister der Südafrikanischen Union teilte mit, daß die Regierung den Empfang des Prinzen von Wales dadurch finanziert habe, daß sie zahlreiche Zuchthäusler begnadigte. Von den dadurch ersparten Unterhaltungskosten sind sogar noch 200 000 Mark übrig geblieben." Dafür ließen wir Großvater Tirpitz immerzu auf einem Äppelkahn im Landwehrkanal einziehen; dafür den Privatdienstangestellten Nicolai durchs Brandenburger Tor einziehen – meinethalben sogar den v. Oels den v. Südekum besuchen. Wenn man nur gewisse Zuchthäusler freiließe.

Zum Beispiel jenen Albert Stemmer, der am 28. Februar 1924, weil er im Ruhrgebiet einen verbotenen Waffen- und Flugblättertransport begleitet hat, zu 12 Jahren Zuchthaus verurteilt worden ist und die Konsequenz dieser politischen Meinung deutscher Richter heute noch trägt; zum Beispiel jenen Bernhard Kalscher, am 20. Juli 1924 wegen „Angabe heimlicher Rüstungen der Rechtsverbände" nicht etwa belobt, wie das rechtens gewesen wäre, sondern zu 6 Jahren Zuchthaus, zum Beispiel jenen Arthur Dietschel, am 26. Mai 1924 wegen einer ähnlichen Mitteilung an einen englischen Major zu 12 Jahren Zuchthaus verurteilt worden ist. Was diese Polizeimaßnahmen, die mit Justiz überhaupt nichts mehr zu tun haben, bedeuten, das wissen wir. Rache.

Aber ließe man die Opfer frei und bezahlte von den Ersparnissen Empfänge, was käme dabei heraus – ?

Ach, es würde nicht viel erspart. Erspart würde der Zuchthausfraß, die Arbeit der Gefangenenaufseher, des Menschenarztes, der da sagt: „Raus! Simulation!", des Seelsorgers, der da sagt: „Denn mein ist die Rache, spricht der Herr!" und des Direktors der Strafanstalt, der ewig in Urlaub ist. Und für das ersparte Geld käme wiederum kein feierlicher Einzug zustande, sondern höchstens die Kosten einer eiligen Autofahrt irgendeines Generals aus der Gefahrenzone in die Pensionszone.

Und so werden wohl die Zuchthäusler hocken bleiben im Elend, bis ein mündig gewordenes Volk seine Bonzen abschüttelt und sie herausholt. *Ignaz Wrobel*

Engländer

Ich kenne Viele von ihnen. Einer ist ein wundervoller Mensch und Europäer. Er spricht deutsch, als wären es seine Mutterlaute, zitiert die Edda in der Ursprache und weiß mehr von den wahren Deutschen, von deutscher Kunst, deutschen Dichtern und deutschen Landen, als – jener Berliner Arzt, den er vor Jahren, nach einem Auto-Unfall zu Hilfe gerufen hatte, und der dem Verwundeten sagte: wenn er geahnt hätte, einen Engländer behandeln zu müssen, wäre er nicht gekommen. Solche Teutsche gibts und solche Engländer. Nicht wahr, Voyt?

Und trotzdem: es ist immer eine gewisse Schranke geblieben, zwischen mir und den Engländern. Das läßt sich kaum mit Worten sagen. Da war so etwas wie eine letzte Mauer, unübersteigbar; nicht zu überspringen; mochte man sich noch so viel Mühe geben. Es ist umgekehrt wie mit der Frankfurter Zeitung. Nicht notwendig, mit Allem einverstanden zu sein, was dieses Blatt über Politik oder Kunst sagt und schreibt. Aber aus dem Grunde leuchtet immer ein hohes Menschentum und die Menschlichkeit. Etwas, das man versteht und das verstanden wird, in Berlin, in Paris, in London. Bei den Engländern blieb ein Rest, den man nicht versteht.

So hatte ich es bisher empfunden. Heute empfinde ichs nicht mehr. Seit ich ‚Engländer' ge-

lesen habe, ein Buch, das im Verlag der Frankfurter Societäts-
Druckerei erschienen ist. Das Buch stammt von dem Londoner
Korrespondenten der Frankfurter Zeitung: Rudolf Kircher, und
was ich von dem Frankfurter Blatt im Ganzen gesagt habe,
das gilt von diesem hervorragenden, ganz ausgezeichneten
Buche für ein Spezialgebiet: man mag über dies oder jenes anders
denken und urteilen – das Werk entschleiert uns England und seine Menschen.

Kircher zeichnet die besten englischen Köpfe, die heute das
wirtschaftliche, politische, geistige, sportliche und kirchliche
England beherrschen. Von Grey bis Baldwin, von Churchill bis
MacDonald, von Lady Astor bis MacKenna. Er sieht alle diese
Spitzenerscheinungen ihres Landes als Engländer und den Eng-
länder als Menschen. Und doch nicht als Einzelwesen, sondern
als Vertreter ihrer englischen Art, als Exponenten ihrer Klasse,
ihrer Interessen, ihrer Auftraggeber. Wir erfahren in diesem
Werk von englischer Vergangenheit, wir begreifen englische Ge-
genwart und spüren einen Hauch der Zukunft dieses klu-
gen, berechnenden, disziplinierten und doch so menschlichen
Inselvolkes, der Beherrscher des gewaltigen britischen Imperiums.
Kircher gibt in Wahrheit einen Querschnitt durch Leben und
Weben jenseits des Kanals. Wir sehen zuckendes rotes Fleisch:
Schulen, Fabriken, Parlamente, Sportplätze, Büros, Börsenhallen,
Kirchen, Kinderstuben und Familienquartiere und spüren auf
jeder Seite den warmen Hauch und den lebendigen Odem eines
großen Volkes. In keinem Buche waren wir England so nah wie in diesem.

Zwischen England und Rußland liegt der beträchtliche Rest des
heutigen Europa. Um zu verstehen, was wir sind, und wo wir
sind, müssen wir Beide kennen. Kircher gibt uns den einen Pol.

Jakob Altmaier

Ziel-Jahrbuch

Wer an Kurt Hillers Ziel-Jahrbuch mitarbeitet, hat es
nicht leicht. Die Schöngeister verachten ihn, weil er Politik
treibt (statt Musik und Metaphysik). Die Berufspolitiker
scheuen ihn, weil er Geist besitzt (statt Geschäftsgeist). Den
Kapitalisten ist er verhaßt, weil er gegen die Lohnknechtschaft
kämpft; bei Sozialisten ist er unbeliebt, weil er sich an Karl
Marx nicht betrinkt. Die Bellizisten verwünschen ihn, weil er
Sabotage des Kriegs propagiert; gewisse Pazifisten fürchten ihn,
weil er sanfte Heinriche (und andre Diskreditierer der Frie-
densbewegung) gern kitzelt. Den Demokraten ist er zuwider, weil
er ihre Pachulkenherrschaft verwirft zugunsten der Geistigen-
herrschaft, der wahren Aristokratie; die Aristokraten sind
ihm nicht grün, weil er auf den „Adel“ blaublütiger Nullen eben-
so pfeift wie auf den „Geistesadel“ der Bildungsphilister, der
Blüherioten, der kleinen Affen des großen George. Kurz: daß
er selbständig denkt, wird ihm verdacht. Auch daß er gut
schreibt, wird ihm verübelt – von miserabel Schreibenden.
Und da am Ziel-Jahrbuch nur mitarbeitet, wer gut schreibt und
selbständig denkt, ists begreiflich, daß die Presse dies Buch
beschweigt. Begreiflich, nicht verzeihlich; tout comprendre,
c’est rien pardonner! Unverzeihlich, nein, widerlich ist die
Praxis jener Besprecheriche, die, aus natürlicher Affinität zu ge-
wissen Viechern, von dem Schmöker ‚Tarzan bei den Affen‘
Notiz nehmen, aber ein Werk ignorieren, das von Kurt Hiller
ediert, von Heinrich Mann eingeleitet und von Köpfen wie
Coudenhove mit Beiträgen beschenkt ward. Ein Werk, in dem
zum Teil schon Wirklichkeit geworden ist, was in der ‚Welt-
bühne‘ immer wieder als Forderung steht: die Deutsche Linke.
Denn da streiten, vereint, „linke“, doch ganz hetero-
gene Naturen für gar nicht

heterogene Ideen: für Freiheit, Gerechtigkeit, Adel. Ein Beispiel: der „bürgerliche Pazifist“ Hans W. Fischer kämpft an der Seite des Kommunisten Karl Korsch — und der an der Seite des Sozialdemokraten Heinrich Ströbel. Sie alle wollen Konkretes, auch Manche, die früher nur in abstrakten Gedankengängen spazierten; und selbst in den philosophischen Essays von Marcus und Hierl steckt politisches Ethos — aus dem bald politische Tat springen wird. Der Aktivismus fängt eben an, Bewegung zu werden, unbekümmert um das Gekeif aesthetizierlicher Gecken, die durchaus möchten, daß er Literatur bleibt, und denen das Ziel-Jahrbuch lange nicht „literarisch“ genug ist. Als es „literarischer“ war und ‚Tätiger Geist!‘ hieß, schrieben ein paar dieser Herrschaften selber darin; dann, als man geistige Taten von ihnen verlangte, liefen sie weg!

Der Bau des aktivistischen Systems ist ohne ihr Mit-Tun fertig geworden — der Bau, in dem die wahren Kulturpolitiker wohnen. Wollt Ihr hindurchgehn? Dann lest das (fünfte) ‚Ziel‘! (Vom Ziel-Verlag — Auslieferung F. Volckmar in Leipzig — könnt Ihrs beziehen.)

Franz Leschnitzer

Religionskrieg in Mexiko

Nur ein Symbol vom großen Weltgeschehen.
Geplänkel vor dem ersten Aufgebot.
Wo Priester wanken, darf der Staat nicht stehen;
die Köpfe wackeln, wo Kulturkampf droht.

Nicht Eure Köpfe, Juarez und Kitty:
ganz andre Dinge sind hier in Gefahr.
Ein Papst in Rom, ein andrer in der City!
Und der von Wallstreet zahlt direkt und bar.

Die guten Christen waffnen sich behende
mit Paternoster, Fluchen und Gegröhl.
Sie sagen „Gott“ und meinen — Dividende;
sie rufen „Freiheit“, doch sie meinen — Öl!

Fritz Kühn

Tschechen und Russen

Ich kann zwei schöne Bändchen aus der verdienstvollen Malik-Bücherei (im Malik-Verlag zu Berlin) anzeigen: tschechische Lieder und russische Revolutionserinnerungen.

*

Übertragungen aus einer slavischen Sprache sind selbstverständlich immer Nachdichtungen. Diese scheinen mir geglückt. Auf eine sehr gute Einleitung von F. C. Weiskopf folgen Gedichte der jüngern tschechischen Literatur, darunter das wunderschöne ‚Ritten, ritten Adjutanten ‘ von Frana Sramek, das im Ton — bis auf manches Reimwort — so nachgeschaffen ist, als habe es Roda Roda unter den Fingern gehabt.

Ritten, ritten Adjutanten
wie der Wind.
Melden, daß die Rebellanten
wieder auf den Beinen sind.
Schlag die Trommel, Trommler,
rühr die Schlegel strack,
daß wir heut nicht schonen
Rebellantenpack.

Und so noch viele. Am schönsten darunter die Volkslieder. Ein paar Perlen: ‚Böhmisches Rekrutenlied‘, ein ‚Mährisches Volkslied‘ und ein slowakisches. Das slowakische ist so traurig wie eine alte Melodie...

*

Das andre Bändchen ist von Wera Figner und heißt: ‚Das Attentat auf den Zaren‘. Da erstarrt einem allerdings das Blut.

Die Frau, die heute noch lebt (und deren Erinnerungen übrigens gleichfalls im Malik-Verlag erschienen sind), schildert hier Vorgeschichte, Vorbereitung und Ausführung der Attentate aus den Jahren 1875 bis 1883. Das ist denn doch was Andres als diese trüben Gesellen aus den nationalen Verbänden. Die haben Geld, Auslandspaß, Hilfe bei allen offiziellen und privaten Stellen, ein mit ihnen sympathisierendes Land — hier: Askese, übermenschliches Leiden, Not, Hunger, Verrat auf allen Seiten, ständige Todesgefahr. Denn die russischen Richter waren wie die

deutschen, nur behandelten sie schuldige Terroristen wie unsre Richter die Kommunisten, bevor die noch etwas ausgefressen haben. Im Hintergrund blitzt Sibirien auf. Und schlimmer: die Schlüsselburg.

Wie da das kleine Häuflein der Terroristen arbeitet, wie sich der Charakter, die Opferwilligkeit, der fast mönchische Verzicht auf das Leben vereinen, um für die Idee zu wirken: das packt und ist Vorbild in einem Lande, wo es noch dem traurigsten Schiffahrtsdirektor hoch angerechnet wird, wenn er das „Opfer" bringt, den Reichskanzlerposten zu übernehmen. Von gewissen Sozialdemokraten ganz zu schweigen, die sich still in die Ecke zu verkriechen haben, wenn von diesen Männern und Frauen, von echten Helden die Rede ist.

Das Vorwort verhehlt nicht , wie der Bolschewismus zu ihnen steht. Er billigte diese Einzelaktionen nicht, er achtete die Täter. Und Wera Figner hat das gradezu phantastische Schicksal gehabt, die Öffnung der polizeilichen Geheimarchive noch zu erleben, was ihr das eigne Leben nun von der andern Seite noch einmal zeigte. Was müssen das für Stunden gewesen sein, als sie in Akten und Spitzelberichten Alles noch einmal durchlebte: als sie erfuhr, wer verraten hatte, und wem die Bewegung dieses Opfer und jenen Mißerfolg zu verdanken hatte...!

Voll Trauer legen wir das Büchlein aus der Hand. Bei uns werden keine derartigen Archive geöffnet, weil das nicht „opportun" ist; wir behalten dieselben kaiserlichen Beamten in der Regierung, weil sie doch „die Verordnungen" so schön kennen, und so hat jedes Land, was es verdient: das eine seine Bestimmung und das andre seine Bestimmungen. Peter Panter

Schwarzweißrote Einheitsfront

Der -helm, der -wolf, die -flagge und der -king
verkünden: Einheit oder ärgste Fehde!
Die Unterwerfung ohne Widerrede!
Ein Volk! Ein Weg! Ein deutscher Waffenring!

Da steht sogar der böse Jungdo stramm.
(Wagt nicht zu wispern oder zu mahraunen.)
Die brave Republik erfährt mit Staunen
ein sächsisch-völkisch Diktaturprogramm.

Die Volksparteiler fragen flau und blaß:
Wie lange mag der neue Bund nur halten?
Ihr guten Herrn: Bis sich die Schädel spalten
die Hugenberg und Nicolai und Claß!

Max Schill

Nach Shaws Geburtstag

M. M. Gehrke, die in Nummer 25 der ‚Weltbühne' über ‚Wort und Bild' spricht, hat völlig recht. Die Folgerungen, die sie aus der (an sich ebenfalls ziemlich zutreffenden) Beobachtung ihres direktorialen Gewährsmanns zieht, stimmen genau mit den Erfahrungen aus den letzten Berliner Theaterspielzeiten überein. Erfahrungen allerdings, die sich frei halten von den fables convenues der denkfaulen Plusmacher und „Rhythmus-der-Zeit"-Fanatiker.

Wer war der bei weitem beliebteste, wahrscheinlich auch ziffernmäßig am meisten gespielte und einträglichste Bühnenautor der letzten beiden Jahre? Bernard Shaw. ‚Die Heilige Johanna' könnte heute noch auf dem Spielplan des Deutschen Theaters stehen, wenn... Aber das ist ein andres Kapitel, das vielleicht demnächst einmal an die Reihe kommt. Allein nicht nur diese bunte Historie, die ja von allen Shawstücken auch das einprägsamste Schaustück ist, die zudem, unter Max Reinhardts Regie und bei fast durchweg idealer Besetzung, in dem hinreißenden Heiligenkind Elisabeth Bergners kulminieren konnte — nicht nur dieses seltene „Gesamtkunstwerk" machte volle Häuserserien. Schon ein Jahr vorher hatte, in der ‚Tribüne', das Frühwerk des Iren: ‚Ein Teufelsschüler" ähnlich gewirkt, und in diesem Spieljahr hätte ohne die zum Teil fehlerhafte Besetzung und die verfrühte Ansetzung des

Stücks das schwache und früher schon so oft gespielte ‚Man kann nie wissen‘ ebenfalls monate- statt nur wochenlange Zugkraft ausüben können. Wem das Alles aber noch nichts sagt, der muß stutzig werden, wenn er daran denkt, daß selbst eine so jeglichen äußern Effekts bare, dabei für deutsche Durchschnittshörer gar nicht immer verständliche Diskussion wie der erste Teil von ‚Zurück zu Methusalem‘ sich zwei Monate halten konnte, und zwar bei einer Aufführung, in der den Hauch Shawschen Geistes nur ein einziger Darsteller verspürt hatte und übertragen konnte: Kurt Goetz, der beste Causeur und Pointeur der deutschen Bühne, dessen souverän-sarkastischer General Burgoyne auch seiner-zeit den Erfolg des ‚Teufelschülers‘ entschieden hatte. Die Bei-spiele ließen sich noch weiter vermehren.

Was besagen sie? Das optische Alltagsbedürfnis des mo-dernen Massenmenschen wird vom Kino, das akustische vom Radio befriedigt. Integrierter und integrierender daher denn je tritt heute Aufgabe und Sinn der Bühne hervor, Ihr bleibt, was immer, trotz langjähriger Überwucherung durch visuelle Reize, ihre faculté maîtresse war: die Gestaltung der Welt durch Rede und Gegenrede; durch das vom Menschenmund gesprochene, vom Menschengesicht und Menschenleib nur kontrapunktierte, das, wie der Funke der Elektrisiermaschine von Pol zu Pol sprin-gende, vom dialektischen Geist geladene, darum „zündende“ Wort. Nicht umsonst hat jüngst Alfred Polgar, dessen untrügliche Eindruckssicherheit und unbestechlicher Verstand feststehen, hier nachgewiesen, wie man bei Shaw die einzelnen Sätze des Dialogs beliebig vertauschen kann, ohne am Genuß des dia-lektischen Spiels, das einen für zwei Stunden bannt, geschädigt zu werden. Wer unter den deutschen Dichtern, Direktoren, Dar-stellern Ohren hat zu hören, dem tönt die Lehre aus all Dem ver-nehmlich genug ans Trommelfell. Aber für die neue Berliner Sai-son sind schon ein Dutzend Revuen „in Auftrag gegeben“...

Harry Kahn

Traum

Die braunen kleinen Adler saßen lebendig, aber die Füße zu-sammengeschnürt, auf halbhohen Klötzen und blickten still, wie ausgestopft, vor sich hin. Hinter jedem saß das Ding. Es war ausgemacht, daß das Ding das Gehirn der Adler ausfraß, während sie noch lebten – das sah man aber nicht, ich wußte das nur. Auch hatte in den Büchern gestanden, daß die Augen ausgepickt würden. Der Traumverstand seinerseits hielt dafür, daß die Adler es waren, die fraßen und pickten.

Jedenfalls blieb während des Fressens dies von den Tieren übrig: Eine schwankende und zuckende fleisch-helle Banane, eine konische Form, in die das noch bestehende Leben hineingepreßt war – es lebte noch, aber selbst, wenn man jetzt dazwischenträte und das noch retten wollte, wäre nie wieder ein Tier daraus her-zustellen gewesen. Das war vorbei. Aber es lebte. Es litt, blutete unsichtbar und lebte.

Und es war so entsetzlich nah, und der wehrlose Zuschauer sah, wie es litt, und wie es zuckte – und daß das tierische Opfer noch, während es gefressen wird, eine Verbindung mit dem Fresser ein-geht, es tut mit, es spielt das Spiel mit, auf dem Blutgrund ist noch so etwas wie Liebe. So schwankten die fleisch-hellen Stangen, so standen sie, so sahen sie dich blind an. Noch vor einer halben Stunde waren wir unversehrt, Tiere wie wir alle – jetzt sind wir das. Es ist unwiderruflich, was da mit uns geschehen ist. Zurück geht es nicht mehr.

Die nächste Ration Adler saß schon auf ihren Klötzen, sah starr gradeaus und war in fünf Minuten dran. *Kaspar Hauser*

Die Staatsoper ist gerettet

Da nun der ehrwürdige Königsplatz in einen, Gott seis geklagt, ‚Platz der Republik' umgewandelt ist: was ist natürlicher, als daß die Oper, die bisher ‚Oper am Königsplatz' hieß, fortan – ‚Oper am Tiergarten' genannt werden sollte? Nämlich weil der Platz, den die Siegessäule ziert, jetzt so unmäßig viel Silben bekommen hat. (Ebensoviel wie der bekanntlich unaussprechliche Alexanderplatz.) Doch durch den Lärm, den, noch während im Ministerium „Verhandlungen schwebten", republikanische Blätter schlugen (anstatt, wie sichs ziemt, abzuwarten, um sich hinterher mit dem fait accompli abzufinden) – durch diesen voreiligen Lärm alarmiert, hat zur rechten Zeit die zuständige Behörde eine wahrhaft glückliche, alle Teile befriedigende Lösung gefunden: die Oper liegt „am Platz der...“; aber sie heißt nicht: „am Platz der...“; aber sie heißt auch nicht anders; sie heißt überhaupt nicht.

Wie sieht das Plakat der ‚Staatlichen Schauspiele' aus? Links oben steht: ‚Schauspielhaus am Gendarmenmarkt' – rechts: ‚Schillertheater Charlottenburg'. (Auf dem Theaterzettel: ‚Charlottenburg Bismarckstraße'). Den Kopf des Opernplakats nimmt, weithin sichtbar, das Wort ‚Staatsoper' ein; darunter, in Klammern und in kleinstem Druck – in einer winzigen schwarzrotgoldnen Gösch sozusagen – ist der Ort angegeben: ‚Am Platz der...'; zur Informierung des Publikums. Trotzdem könnte Jemand, der Aufmachung zum Hohn, in einem Zug lesen: ‚Staatsoper am Platz der Republik'? Aber da entdeckt man, hinter ‚Republik', noch eine Ziffer: 7. Was bedeutet das? Gibt es sieben Republikplätze in dieser Stadt der Kaiser-Wilhelm-Straßen? Nein; also erfährt der erstaunte Berliner, daß am Platz der Republik die Grundstücke numeriert sind – eine Institution, deren Segen offenbar am Königsplatz so unbekannt war, wie er am Gendarmenmarkt und in der Bismarckstraße noch immer ist.

Wo die alte Krolloper liegt, weiß freilich jedes Kind; gar abends, wenn sie erleuchtet ist, beherrscht sie das Bild des weitläufigen Platzes, daß auch der ahnungsloseste Fremde nicht erst rundherum gehen wird, um ihn in der Dämmerung nach Hausnummern abzusuchen. Finden würde er die Sieben sicherlich nicht, denn am Theatergebäude ist begreiflicherweise kein Nummernschild angeklebt. (So wenig wie gegenüber am Reichstag.) Aber der Zweck ist erreicht: ‚Am Platz der Republik sieben', so heißt man nicht; die Republik gehört nicht zum Namen des Hauses; es wird kein Mißverständnis geben.

Die Staatsoper ist gerettet. Sollte einmal in dem „wegen Umbau geschlossenen" Opernhaus Unter den Linden der Betrieb wieder aufgenommen werden, dann wird noch immer – und erst dann wird Zeit sein, zu erwägen, ob es tunlich scheint, zur Unterscheidung vom Stammhaus die Filiale am Platz mit dem unbequemen Namen besonders zu kennzeichnen. Einstweilen hat der republikanische Kultusminister Dr. Becker die Gelegenheit wahrgenommen, ein „machtvolles Bekenntnis zur neuen Staatsform" abzulegen.

Klaus Pringsheim

Von der Reise zurück

Die geruht, gejagt, gefischt, geschwommen,
sitzen wiederum im Kabinett.
Daß sie ihre Arbeit wieder aufgenommen,
melden Voß, B.T. und D.A.Z.

Deutschlands Stolz steht wieder vor den Wählern,
und die Akten streift ein scheuer Blick.
(An der Ostsee und in Bayerns Tälern
war die schöne Luft nicht halb so dick.)

Doktor Geßler aber liest betroffen
manchen Nachruf, der ihn hoch geehrt.
Doch er lebt! (Und beinah darf man hoffen,
daß auch Kölling munter wiederkehrt !)

Ernst Huth

Hedwig H. Die Deutsche Zeitung hat, schreiben Sie mir, doch nicht „ohne den winzigsten tatsächlichen Anhalt“ gemeldet, daß der Verlag der ‚Weltbühne‘ „im Zusammenbrechen ist“. Die teutsche Redaktion oder Schriftleitung liest offenbar nichts so gern wie jüdische Blätter — was sie nötig hat, aber vorläufig leider noch ohne jeden Nutzen tut —, und so hat sie im Berliner Tageblatt die Notiz gefunden, daß „der Verlag Erich Reiß in Schwierigkeiten“ sei, und darin den Satz: „Im Erich Reiß- Verlag wuchsen Zeitschriften wie die ‚Schaubühne‘, die jetzt ‚Weltbühne‘ heißt“. Nun, das ist wirklich der „winzigste tatsächliche Inhalt“, der allerwinzigste. Denn aus dem Verlag Erich Reiß bin ich am 1. Oktober 1912 ausgeschieden. Seitdem, seit immerhin vierzehn Jahren gehört mir die Zeitschrift. Seitdem steht auf der Titelseite nicht mehr: Verlag Erich Reiß, sondern: Verlag der Weltbühne. Seitdem steht im Impressum der letzten Textseite hinter der Nennung des ‚Verlags der Weltbühne‘ ausdrücklich mein Name. Seitdem steht vorn und hinten eine gänzlich andre Adresse, als der Verlag Erich Reiß je gehabt hat. Aber die Deutsche Zeitung wollte sich eben gar nicht unterrichten, sondern mit dem ergreifend primitiven Raffinement, das der Sorte eigen ist, eine Art „Kreditschädigung“ verüben, im Sinne eines antisemitischen Bundes, der sich kürzlich gebildet hat. Ich revanchiere mich christlich, in dem ich ihren Kredit erhöhe. Ich verkünde, daß sie ein Witzblatt von beispielloser Heilkraft geworden ist. Schafft Alle den ‚Kladderadatsch‘ ab und die Deutsche Zeitung an. Ihr werdet euch, während man über den ‚Kladderadatsch‘ ja nur weinen kann, hier krank und immer wieder gesund lachen. Und mir innig dankbar sein.

Willy Haas. Sie schreiben in Ihrer ‚Literarischen Welt‘: „Der verehrungswürdige Moritz Heimann hat mir noch wenige Wochen vor seinem Tode geklagt, er suche ein Organ, in dem er regelmäßig auf interessante Zeitungs- und Zeitschriftenartikel kritisch hinweisen könne, aber Niemand gäbe sich dazu her — aus der vertrackten und ekelhaften Angstroutine, man könnte, Gott behüte, der Konkurrenz durch solche Hinweise einmal einen neuen Abonnenten zuführen. Er hat jahrelang vergeblich gesucht.“ Das gedenke ich, da bekannt ist, daß Moritz Heimann in den letzten Jahren seines Lebens am meisten und am liebsten für die ‚Weltbühne‘ geschrieben hat, keineswegs auf mir sitzen zu lassen. Ihre Mitteilung wär’ mir ein Rätsel, wenn Sie nicht sagten, daß Sie von ihm diese Klage „wenige Wochen vor seinem Tode“ vernommen haben. Sie wissen, wie furchtbar krank Moritz Heimann war — so krank, daß er zuletzt nur noch von Morphium gelebt hat. Davon muß sein Gedächtnis getrübt worden sein. In Wahrheit habe ich nicht die Phantasie, mir einen Beitrag vorzustellen, den ich von diesem Schriftsteller höchsten Ranges verschmäht hätte. Ich pflegte ihm sämtliche Zeitschriften, die ich im Tausch gegen meine erhalte, nach der Lektüre zu schicken. Einmal debattierten wir über ein paar Aufsätze solch einer Sendung. Man konnte nur, wie gewöhnlich, staunen, von welcher Tiefe, Leuchtkraft und Perspektive seine polemischen Gedanken waren. Als ich wieder zu Worte kam, bat ich ihn, diesen Reichtum auch meiner Leserschaft zu gönnen. Sofort entwickelte er den Plan einer Zeitungs- und Zeitschriftenschau, die er mir eine Woche um die andre liefern wollte. Ich erklärte mich freudig einverstanden und habe ihn ungezählte Male gebeten, doch nun endlich zu beginnen. Leider erwies sich dabei von neuem, daß der arme Lazarus mit der Erörterung derartiger Projekte sich selber eine Arbeitskraft vortäuschte, über die er zu unserm unermeßlichen Schaden nicht mehr verfügte. Aber „vergeblich gesucht“ hat er keine Minute. Wie frei im übrigen

ich für mein Teil von „der vertrackten und ekelhaften Angstroutine“ bin, hoffe ich, unter anderm, mit diesem „kritischen Hinweis“ auf eine Behauptung Ihres lesenswerten — freilich, da überwiegend in Perlschrift gesetzt, verteufelt schwer lesbaren — Blattes gezeigt zu haben.

Dr. jur. Botho Laserstein. Kurt Hiller hat in Nummer31 die Stellung der deutschen Sozialdemokratie zu 1914 und 1870 geschildert und damit maßlose Beschimpfungen der Genossen geerntet, aber bisher nicht eine sachliche Erwiderung, auch nicht von denen, die ich rechtzeitig darüber aufgeklärt habe, daß ich jede weltbühnenreife veröffentlichen würde. Ich fürchte, daß man daraus auf Schuldgefühl und auf die Stellung der Knechte zum kommenden Krieg schließen kann. Kurt Hiller hat bei dieser Gelegenheit daran erinnert, daß selbst Karl Marx für den deutschen „Verteidigungs“-Krieg eingetreten ist. Sie wünschen nun, eine Kleinigkeit nachzutragen, die Sie in Generalmajor Paul v. Elpons und Joseph Kürschners Quellen zum deutsch-französischen Kriege gefunden haben. „In den einmütigen Kundgebungen aller Parteien für die kräftige Zurückweisung welschen Übermuts wollten auch die Sozialdemokraten nicht zurückbleiben; Dr. Schweitzer berief demzufolge eine von mehr denn 1000 Personen besuchte Volksversammlung — es war dazu, wie ein Redner mit Stolz bemerkt, ‚nur ein Bataillon der Schweitzerischen Garde mobil gemacht‘ — nach dem Lokale ‚Vauxhall‘ in der Dresdener Straße, um eine Antwort des deutschen Volkes auf das Friedensmanifest der französischen Arbeiter zu geben. Der Ton in dieser Versammlung entsprach ganz der allgemeinen Stimmung; der freche Übermut des bleichen Caesar an der Seine müsse mit eisernen Ruten gezüchtigt werden, denn sein Sieg sei der Sieg der Reaktion über ganz Europa auf lange Jahre hinaus. Die Bestrebungen der Sozialdemokraten, die Befreiung des Arbeiters von der politischen und sozialen Knechtung, sagte Dr. Schweitzer, würden durch diesen Krieg nicht beeinträchtigt, sondern in hohem Grade gefördert; der Sturz Napoleons müsse sich notwendigerweise zu einem Siege der Freiheit umgestalten.“ Der denn bereits 1878 mit dem Erlaß der Sozialistengesetze errungen war. Das ist die Schweitzer Garde, die ihren Kaiser liebt. Und die sich darum seit einigen Jahren schon anschickt, die Quittung der Nationalen für ihr 1914 ruhig einzustreichen.

Zeitungsschreiber. Man brauchte weder Witterung noch Fingerspitzen zu haben — man brauchte nur eine Unze Verstand und das Mindestmaß menschlicher Anständigkeit, um vom ersten Augenblick an zu wissen, was da in Magdeburg gespielt wurde: daß der Abhub dieses Landes die Zeit gekommen glaubte, einen deutschen Fall Dreyfus zu erfolgreicherm Ende zu führen, als der französische gehabt hatte. Dies Bubenstück, ersonnen, um einen Mann zu verderben, aus keinem andern Grunde, als weil er Jude, wurde am lautesten, frechsten und lügenhaftesten gefordert von dem Abhub der deutschen Presse: den Blättern des Hugenberg-Konzerns. Von dem lassen folgende Juden sich beschäftigen: ein Behrens als Lokalrechercheur; ein Schönfeld als Redakteur des Berliner Lokal-Anzeigers; Alfred Holzbock als Reporter; Alfred Rosenthal als Chef des Filmteils; Martin Proskauer als Chef der illustrierten Blätter; Eugen Tannenbaum als Lokalchef der Nachtausgabe; Elsa Herzog als Leiterin der Modebeilagen; Sally Breslauer als Chefredakteur und Leitartikler des Berliner Lokal-Anzeigers; Philipp Goldschmied als Verlagsdirektor. Bisher hat man nicht gehört, daß sich einer der Herren aus dieser Kloake des Antisemitismus — der immer dann abgedreht werden muß, wenn er das Inseratengeschäft stören könnte — in reine Luft gerettet hätte. Und da soll man nicht Antisemit werden!

Verantwortlich Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958.

Ehrhardt, Hugenberg, Severing von Carl v. Ossietzky

Kapitän Ehrhardt reist im Lande herum als Propagandist für die geeinte Rechte. Die deutschnationalen Führer sind nicht besonders entzückt davon. Einstweilen wird geplänkelt. Schon hat ein völkisches Akademikerblättchen ausgepackt, daß Westarp sich entschlossen habe, Stresemanns Außenpolitik zu schlucken; selbstverständlich werden dabei für die nationale Opposition ein paar Ministersessel abfallen. Das hat die Vaterländischen verstimmt. In Wahrheit liegt der Konflikt tiefer. Es handelt sich darum, unter wessen .Zeichen sich die kommende Neugruppierung auf der Rechten vollziehen soll. Wer soll die Führung haben: die Parteihäupter oder die Bandenchefs? Zum Schießen war Ehrhardt gut genug. Aber der neue Ehrhardt, der nach politischen Lorbeeren schielt und versichert, daß der Kampf in Zukunft nur noch im Parlament entschieden werden könne und nicht durch einen Schuß aus der Hecke – der wird weit weniger geschätzt. Die Kreaturen machen sich selbständig. Wer wird das Roß sein, wer der Reiter?

*

Freilich wird die Entscheidung weder bei Westarp noch bei Ehrhardt liegen, sondern bei Hugenberg. In solchen Situationen pflegt der Säckelmeister den Ausschlag zu geben.

Man hat in den Blättern der Linken viel über den Mann orakelt, hat fanatischen Haß, dämonische Triebkräfte hinter seiner gleichgültigen Bürgermaske gesucht. Man übersieht bei dem Rätselraten, daß Herr Alfred Hugenberg heute vornehmlich Zeitungsverleger ist, der viel Geld in sein Unternehmen gesteckt hat und ebenso in die politischen Verbände, die ziemlich auf derselben Ebene wimmeln wie seine Blätter. Hugo Stinnes gründete sein Reich auf Kohle und Eisen: Hugenberg baut auf Zeitungspapier. Stinnes kaufte Blätter, um sie seinen Interessen entsprechend zu modeln, Hugenberg sicherte sich den Geist, den er begreift: den Lokalanzeiger, und änderte gar nichts daran. Während der ruhelose Raffer Stinnes sich in Spekulationen verlor, die schließlich den gehäuften Schatz wieder fraßen, hat der Käufer des Lokalanzeigers etwas viel Ausbeutungsfähigeres erworben: die deutsche Dummheit. Deren Bedürfnissen entspricht die Richtung des Lokalanzeigers, entspricht die Politik Hugenbergs.

Wäre dieser Mann zufällig auch noch von Dämonen besessen: es gäbe heute keine deutsche Republik mehr. Ein gnädiges Schicksal will, daß Herr Hugenberg nur ein dürres, phantasieloses Köpfchen ist, Prototyp des alldeutschen Spießers, der den Radau des Radaus wegen liebt. Das kindliche Techtelmechtel mit Moskau, von dem Marauhn und Rechberg

zu berichten wissen, entstammt ganz und gar demselben welt-
politisch gefärbten Schwachsinn, der im Kriege Vernichtung
der Vereinigten Staaten durch Mexiko erhofft hat. Herr Hugen-
berg mag durch seine gigantischen Mittel gefährlich werden –
er selbst bleibt immer der Herr Generaldirektor aus der In-
dustrie, wie wir ihn bei tausend Gelegenheiten kennen gelernt
haben: technisch und kaufmännisch geschult und tüchtig, poli-
tisch ein Analphabet, vollpfropft mit Vorurteilen unausge-
kochter Herrengefühle.

Wir kennen seinen flachen Konservativismus, seine ent-
fesselte Rückständigkeit – aber wissen wir wirklich um seine
Pläne? Die sollen ja fast bis ans Blau des Himmels sich türmen.
Wenn ein verrückt gewordener Enthusiast wie Léon Daudet
heute in Frankreich plötzlich die Oberhand gewänne, so wäre
die Wiederherstellung der Monarchie sicherlich eine Frage von
Stunden. Aber würde ein Hugenberg als Herr des Staates etwa
den Vertrag von Versailles zerfetzen, den Dawes-Pakt kündi-
gen, das Locarno-Papier mit Hohngelächter nach Paris und
London zurückschicken? Würde er seinen Hussong diplo-
matische Noten schreiben lassen? Seinen Breslauer zum Ge-
sandten in Warschau ernennen, damit die Polen endlich zu
sehen bekommen, was ein echter deutscher Mann ist?

Gewiß: er ist mit Herrn Claß befreundet, dem Gewohn-
heits-Konspirator. Aber Herr Claß ist Politiker auf eigne Faust,
Hugenberg dagegen mit allen seinen pangermanistischen Wal-
lungen ein guter Industriepapa, ein Großverdiener, der zunächst
und vor Allem für seine Familie sorgt. Er würde Das, was mit
Kohle und Eisen Geschäfte macht, kräftig fördern, auch die be-
freundeten Agrarier nicht hungern lassen, die Sozialpolitik wei-
ter verkümmern lassen und die Unabhängigkeit der Justiz pein-
lichst achten. Er würde also durchaus nichts Andres tun als
Stresemann und Marx und Külz. Er würde Die zur bessern
Deutlichmachung des Umschwungs zwar in Pension schicken,
aber Herrn Geßler schon mit freundlichem Händedruck über-
nehmen. Wo ist da, sehen wir von allem durch die Partei-
raison gebotenen Geschrei ab, der große Unterschied? Wo
ist die tiefe, tiefe Kluft, die Hugenbergs Lager von Stresemanns
Lager trennt, in dem ja auch die Herren um Koch gastieren?
Die Wirkung ist auf jeden Fall die gleiche: der festgefügte
Bürgerstaat mit der Vorherrschaft der Besitzenden.

Die demokratische Presse macht einen Fehler: sie ver-
größert den Gegner zum Titanen, um die eignen Mängel und
Sünden kleiner erscheinen zu lassen. Die Demokraten, die
im Lauf der Jahre so oft Gefahren übersehen und Warnungen
in den Wind geschlagen haben, sind übernervös geworden. Des-
halb die Furcht vor Hugenberg. Aber der Schatten ist schreck-
licher als der Mann.

*

Hugenbergs Blätter, so wird berichtet, rüsten zu einem neuen großen Stoß gegen Severing. Der preußische Innenminister war bisher nicht zu erledigen gewesen. Nun soll es mit einer Korruptions-Campagne versucht werden. Die Enthüllung eines Panamas wird angekündigt. So wurde auch Erzberger von Helfferich zur Strecke gebracht.

Severing ist so etwas wie das Symbol republikanischer Wehrhaftigkeit geworden. Aber auch hier ist der Schatten gewaltiger als der Mann. Er ist nicht so furchtbar, wie ihn seine Feinde, nicht ganz so heroisch, wie ihn seine Freunde machen. Ein unendlich fleißiger Mann, nicht ohne schnelle Entschlußkraft (die er zuletzt in der Magdeburger Affäre bewies), aber oft auch berauscht von seiner Energie, dann in Noske-Pose verfallend und allzu sehr geneigt, als Staatsretter zu paradieren. Die Wahrheit: der einzige Minister aus der Sozialdemokratie, dem die Macht nicht einfach unter den Händen zerronnen ist. Ein Mann, der viel geleistet hat und trotzdem immer das Letzte schuldig geblieben ist. Er hat sich gegen Cuno und Geßler erhoben, das ist wahr und soll ihm nicht vergessen werden, aber der gewissenhafte Chronist sucht vergeblich das Ende solcher tapfer begonnenen Aktionen. Er notiert: abgebrochen in der Mitte. Severing ist der Held unentschiedener Schlachten.

Und trotzdem weiß die Reaktion, was sie tut, wenn sie ihre Kräfte gegen diesen Mann konzentriert und ihn, den Besonnenen, zu einem legendären roten Beelzebub aufschwindelt. Denn so angestrengt man auch das Plattland der Sozialdemokratie überschauen mag: nirgends ist Einer zu sehen, der ihn ersetzen könnte. Das Problem Severing liegt außerhalb der Person: es liegt in dem Mangel an Nachwuchs in der offiziellen Sozialdemokratie.

*

Übrigens macht der Plan den Schmutzstrategen in der Zimmer-Straße alle Ehre: Severing ist heute nicht mehr wie früher im Besitz einer festen Gesundheit. Das ist offenes Geheimnis. Vielleicht genügt nur ein kleiner Stoß, und seine Nerven geben nach, und er wirft, übersatt der Kränkungen, sein Amt hin. Dann fiele der Rücktritt des leidenden Mannes zusammen mit den Höhepunkten der Enthüllungs-Offensive. Man kann sich ohne Mühe diesen Triumph ausmalen.

Die Rechte versichert, heute über die Aera das Putschismus hinaus zu sein. Selbst der alte Landsknecht Ehrhardt behauptet, sich zu den Mitteln der Politik bekehrt zu haben. Kampf mit geistigen Waffen also!

Aber wenn die Verleumdung Severings die erste Probe aufs Exempel der neuen Taktik sein soll, dann erscheinen uns die alten Waffen sauberer. Neben dem Tintenfaß des Hugenberg-Redakteurs wirkt Tillessens Revolver beinahe chevaleresk.

Japan und Italien von A. F. Schultes

Auch in Japan wird, ganz wie bei uns, mit zweierlei Maß gemessen. Gewaltakte, von den Mitgliedern der vielen japanischen Rechtsorganisationen verübt – es gibt dort über 30 „Vaterländische Verbände“ –, werden mit einer gradezu erstaunlichen Nachsicht verfolgt, während das kleinste Vergehen von links aufs schwerste geahndet wird. Der aktive japanische Hauptmann Amakassu, der aus falsch verstandenem Patriotismus bei dem großen Erdbeben den bekannten sozialistischen Theoretiker Osugi und dessen Frau viehisch abschlachtete und dann formell zu einer geringen Gefängnisstrafe verurteilt wurde, ist dieser Tage wieder aus dem Gefängnis entlassen worden. Aber den Studenten und Professoren sämtlicher Universitäten hat man verboten, sich mit dem Studium soziologischer und sozialpolitischer Schriften zu befassen.

Trotzdem sind Gewaltakte bis jetzt immer nur von rechts verübt worden. Mitglieder japanischer Rechtsorganisationen waren es, die seinerzeit einen organisierten Angriff auf die Villa des bekannten Politikers Baron Goto unternahmen, weil dieser gewagt hatte, den Russen Joffe nach Japan einzuladen und dadurch den Zorn dieser Radikalen heraufzubeschwören. Mitglieder japanischer Rechtsorganisationen waren es, die unlängst die Nationalflagge Amerikas von dem amerikanischen Botschaftgebäude herunterrissen und die japanische Regierung in die peinliche Lage versetzten, sich formell und öffentlich zu entschuldigen. Auch der Angriff auf das Imperial-Hotel, das Zentrum der Ausländer und der vornehmen Japaner, sowie das geplante Attentat auf den verstorbenen Ministerpräsidenten Kato war von Mitgliedern der rechtsradikalen Bewegung verübt worden.

Der italienische Fascismus, ja selbst die italienische Diplomatie versuchen nun, die japanischen Rechtsorganisationen noch weiter mit den Segnungen des Fascismus vertraut zu machen. So hat der italienische Botschaftssekretär Cottafavi in Tokio unlängst vor einer Gruppe junger Japaner eine Rede gehalten, die, von einem amtlichen Vertreter Sowjet-Rußlands gehalten, sicherlich zu den schwersten diplomatischen Konflikten Anlaß gegeben hätte. Die Sympathie, so erklärte Herr Cottafavi, die er dem japanischen Volke und im besondern seiner fleißigen, strebsamen und energischen Jugend entgegenbringe, bestärke ihn in dem Glauben, daß er wohl einen Augenblick seine Stellung als Diplomat vergessen dürfe, um wieder – wenn eben auch nur für einen Augenblick – Mitkämpfer jener großen Idee zu werden, die Italien gerettet habe und die immer noch unruhigen Teile Europas retten werde. Nachdem Herr Cottafavi dann ausführlich das Wesen und die angeblichen Segnungen des Fascismus beschrieben und in Abrede gestellt hatte, daß der Fascismus einen reaktionären Charakter trage, schloß er mit folgendem köstlich theatralischen Appell:

> Wenn Sie nach Europa kommen, dann besuchen Sie Italien, das das „Japan“ Europas ist. Sie haben Vieles gemeinsam mit uns. Die geologische Struktur Ihres Landes ist, wie des

unsern, vulkanisch. Ihre geographische Lage im Stillen Ozean ist ungefähr dieselbe wie unsre im Mittelmeer. Dieselben Probleme bezüglich der Auswanderung verbinden uns. Sie haben denselben Sinn für Kunst und dasselbe aesthetische Feingefühl wie wir. Ihre Religion ist der unsern ähnlich. Ihr Land nennt man den „Garten Asiens“, unser Land den „Garten Europas“. Ihre Dichtungen sind so lieblich wie die unsrigen, und unsre beiden Völker lieben die romantischen und träumerischen Stimmungen. Nichts entzweit unsre Nationen. Schauen wir daher mit Sympathie zu dem Italien der Schwarzhemden. Bewundern wir mit Wohlwollen jenes große soziale Experiment.

Meine jungen japanischen Freunde, ich will mit Ihnen zum Schluß einmal ganz offen reden: Weder durch die korrupte Demokratie, weder durch den materialistischen Sozialismus noch durch den zersetzenden Kommunismus können Völker groß und stark werden. Nur der Fascismus kann große und starke Nationen heranbilden. Viele Nationen befinden sich heute am Scheidewege ihrer Geschichte. Vor ihnen liegen zwei große Wege: der eine führt nach dem roten Moskau, der andre nach dem machtvollen Rom. Alles hängt von der Wahl ab. Mögen diese Völker den richtigen Weg finden! Vergessen Sie aber nicht, daß nur der Weg nach Rom das große Japan und diese Stadt Tokio zum „neuen und machtvollen Rom des großen Stillen Ozeans“ machen kann...

Diese Rede ist übrigens, wie Kenner der Verhältnisse versichern, nicht ohne innern Zusammenhang mit dem Bestreben der italienischen Politik, Japan in der Abrüstungsfrage auf Italiens Seite zu bringen.

Auch die japanischen rechtsradikalen Organisationen sind keine unabhängigen Verbände, sondern auf das Wohlwollen und die finanzielle Unterstützung gewisser Politiker und Gruppen angewiesen, die bisher immer verstanden haben, im Hintergrunde zu bleiben. Ein hervorragender japanischer Kritiker hat sich von dem Polizeipräsidium in Tokio über die verschiedenen Verbände, die alle einen gewalttätigen und reaktionären Charakter tragen, und die man ob ihrer dunkeln Ziele als Geheimorganisationen ansprechen kann, Material geben lassen und charakterisiert diese Organisationen so:

Der größte Teil ihres Einkommens stammt von reichen Leuten in einflußreichen Positionen, die sich durch diese Zuwendungen die physische Stärke der Mitglieder für ihre eignen Zwecke oder in einer politischen Sache dienstbar machen wollen. In andern Fällen wieder verschaffen sie sich von irgendwem in der Nähe Geld durch Erpressung oder Einschüchterung. So sollen sie von der Tokio-Zeitung Asahi 5000 Yen (10 000 Mark) erhalten haben, weil diese Zeitung in ihrem Artikel: ‚Einige Zeilen der Kritik‘ einen kleinen Schnitzer begangen hatte. Oder sie bedrohen und greifen ihre politischen Gegner mit dem Schwerte oder den Fäusten an, wenn man ihnen kein Geld gibt. Ihre Haltung und Handlung in irgendeiner Frage wird in erster Linie immer durch die Quelle und den Umfang ihres Einkommens bestimmt.

Noch vernichtender ist die Kritik, die ein hoher Beamter des Polizeipräsidiums in Tokio über diese Rechtsradikalen fällt:

Sie alle sind Schurken und eitle Prahler und vergeuden ihre Zeit mit betrügerischem Spiel und andern unproduktiven Geschäften. Sie haben keine definitiven Meinungen, doch

> platzen sie bei jeder unpassenden Gelegenheit mit ihren Vorschlägen heraus, wie die Nation zu retten sei. Wir, die wir damit beauftragt sind, die Tätigkeit dieser Leute zu überwachen und zu verfolgen, halten es für klüger, ihnen eine gewisse Bewegungsfreiheit zu lassen, als ihnen einen Zusammenschluß zu verbieten. Eine solche Maßnahme würde nur erreichen, daß sich diese eiteln Prahler über das ganze Land verteilen und ihre Zeit mit Nichtstun totschlagen.

Liest man die offiziellen Programme der japanischen „Vaterländischen“, so kann man sich als Deutscher eines Lächelns nicht erwehren. Neben jener eiteln Prahlerei, neben völliger Ideenlosigkeit geht das Bestreben einher, nach außen hin möglichst harmlos zu erscheinen. Schon die Namen sind kennzeichnend für den Ungeist dieser Verbände: der eine nennt sich ‚Verband für Nationale Tradition‘, der andre ‚Verband für große Kultur‘, ein dritter wieder ‚Verband der großen Tat‘. Der Führer des „großen Kulturverbandes“, der ‚Taika-Kwai‘, faßt die Ziele seiner Organisation dahin zusammen:

> Wir sind weder Anhänger von rechts noch von links, sondern schreiten auf dem großen Mittelwege vorwärts. Wir sind nicht, wie man uns oft beschuldigt, reaktionär noch gewalttätig-radikal, sondern halten uns von allen kleinlichen Fragen fern. Wir wollen unser Land in dem Geiste, der dem japanischen Volke innewohnt, wieder aufbauen, obgleich wir noch kein definitives Programm haben. Unser Volk ist wie eine Herde blinder Leute, die der Führung einer vertrauensvollen Hand bedarf. Wir, die patriotische Jugend Japans, haben uns zusammengetan, um diese Mission zu erfüllen. Wann immer die Gerechtigkeit ruft, werden wir auf den Plan treten – jene Gerechtigkeit, die dem japanischen Wesen eigen und kein im Ausland hergestelltes Fabrikat ist. Wir fühlen uns geistesverwandt mit der fascistischen Bewegung in Italien.

Auch der Führer der ‚Taikosha‘, der großen Aktivisten, erklärte sich geistesverwandt mit dem italienischen Fascismus. Er will die heutige Gesellschaft aus ihrem trägen Schlaf wecken und sie gänzlich neu aufbauen. Um dieses Ziel zu erreichen, sei die Tat das wirksamste -Mittel. Sein Verband hätte die schwierige Aufgabe und Verantwortung übernommen, den ersten Stein in die Oberfläche des trüben Wassers zu werfen. Die Zeit zum aktiven Eingreifen sei gekommen, da die heutige Gesellschaft Meinungsäußerungen in Wort und Schrift nicht mehr zugänglich sei. Die einzige Idee seines Verbandes sei, immer nur im Einklang mit der Gerechtigkeit zu handeln. Die heutige Gesellschaft sei wie ein Dreieck, dessen ganze Struktur von einer Stecknadel in der Ecke kontrolliert werde. Er rühme sich, daß sein Verband der Einführung des allgemeinen Wahlrechts seinerzeit die schärfste Opposition entgegengestellt und den bekannten Angriff auf das Imperial-Hotel unternommen hat.

Die vermeintlichen Ziele der andern Verbände sind ähnlicher Art: sie alle geben vor, für die Aufrechterhaltung des traditionellen japanischen Familiensystems und des japanischen Nationalcharakters einzutreten. Sie wollen die Nationalverfassung und die kaiserliche Familie verteidigen, die für sie die beiden japanischen Haupttugenden: Treue und Pietät versinnbildlicht. Sie wollen das Land gegen den Sozialismus und den

Kommunismus; aber auch gegen die Überheblichkeiten des Kapitalismus verteidigen. Zur Zeit sind die verschiedenen über das ganze Land zerstreuten Verbände bestrebt, sich zu einem einheitlichen Gebilde zusammenzuschließen. Der japanische Kritiker kommt über sie zu diesem abschließenden Urteil:

„Und trotzdem sind diese Verbände alle entschieden anachronistisch in ihrer Weigerung, die Veränderungen anzuerkennen, die die industrielle Revolution in Japan hervorgerufen hat. Sie sind stolz auf ihre Aufrechterhaltung der traditionellen japanischen Gerechtigkeit und des traditionellen japanischen Wesens. Gleichwohl sind ihre Ideale Niemand außer ihnen verständlich.“

Revision der freien Liebe von Elias Hurwicz

Ignaz Wrobel hat in Nummer 32 der ‚Weltbühne‘ die ‚Wege der Liebe‘ von Alexandra Kollontai mit Scherz, Satire und Ironie behandelt. Allein die Sache hat doch auch eine tiefere Bedeutung. Nicht der Kollontai wegen freilich, sondern wegen der sozialen Folgen, die ihre und ihrer Gesinnungsgenossen Predigt in der Sowjet-Union zeitigt. Bei dieser sozialen Betrachtung der Dinge kommt es aber nicht darauf an, ob sie, wie Wrobel in seiner literarischen Betrachtung betont, „langweilig“ sind oder nicht. Übrigens sind sie oft gar nicht langweilig, sondern recht sensationell, wie, beispielsweise, der Fall, daß ein junger Kommunist seine ihm vor ein paar Stunden angetraute Frau schon wieder verabschiedete, weil sie ihm „für Zeugungszwecke ungeeignet“ schien. In der Sowjet-Union selbst wurde – mit Recht – hervorgehoben, daß eine solche Behandlung, die aber nach dem geltenden Sowjet-Recht durchaus möglich und nur ein Gipfelpunkt der „neuen Geschlechtsmoral“ ist, de facto eine Prostituierung der Frau bedeute. Hier zeigte sich in der Tat wie im Blitzlicht, daß die höchste Freiheit zu einer Sklaverei führt, die ja zu der vom Bolschewismus doch angestrebten Befreiung des Menschen in scharfen Widerspruch tritt. So ist kein Wunder, daß in der öffentlichen Meinung der Sowjet-Union, je klarer die Folgen der neuen Geschlechtsmoral hervortraten, eine Umwertung der Werte auch auf diesem Gebiet einsetzte.

Im Artikel 87 der Gesetze über den Zivilstand von 1918 ist eine absolute Freiheit der Ehescheidung proklamiert worden. Sich scheiden zu lassen, sagt ein Betrachter (Iljinski in der Sowjet-Zeitschrift ‚Recht und Leben‘ vom Februar 1925), ist vielfach leichter, als aus einer Wohnung auszuziehen. In diesem Falle kann nämlich das Hauskomitee eingreifen, wenn etwa der Ausziehende die Steuern oder die Miete nicht gezahlt hat. Die Ehescheidung zu verhindern, vermag Niemand. Der Eintritt in die Ehe und der Austritt aus ihr sind vollständig frei geworden... Der Gesetzgeber ging von der Voraussetzung der Freiheit des Gefühls aus und sah keine Notwendigkeit der Erhaltung der Ehe und der Familie, die ja allen Gesetzgebern als Stütze des Eigentums und der Ordnung so sehr am Herzen liegen. Aber nicht nur der Gesetzgeber, das Leben selbst

machte Tür und Tor der neuen Geschlechtsmoral auf. Die „erotische Kameradschaft“ hielt Einzug in die Beziehungen der Geschlechter unter einander, ganz besonders in die Beziehungen der Jugend und nun wieder ganz besonders in die Beziehungen der kommunistischen Jugend, in der der Begriff der Kameradschaft überhaupt zu seinem Höhepunkt erhoben wurde.

Aber was waren die Folgen, besonders für die Frau?

Auf diese Frage läßt man, um jeden Verdacht der Parteilichkeit abzuwehren, am besten die Sowjet-Presse, selbst antworten. In der ‚Prawda‘ vom 24. März hat eine Kommunistin namens Smidowitsch unter dem Titel ‚Über die Liebe‘ einen langen Aufsatz veröffentlicht, den sie „unsrer weiblichen Jugend“ widmet, und worin sie verschiedene Beobachtungen mitteilt. Zum Beispiel:

> Auf dem Gebiet des Geschlechtslebens breiter Schichten unsrer proletarischen Jugend steht es nicht gut. Die Jugend glaubt offenbar, daß die primitivste Behandlung des Problems der Geschlechtsliebe eben eine echt kommunistische Stellungnahme sei. Alles, was außerhalb dieses primitivsten Maßstabes liegt, der vielleicht sich für einen Hottentotten geziemt oder für den Vertreter sonst eines Urvolks, wird als „Spießbürgertum“ gebrandmarkt. Diese Stellungnahme aber besagt: Jedes Mitglied des Bundes kommunistischer Jugend, jeder Student der Arbeiteruniversität und sonst ein noch so jugendlicher Mensch muß seinen Instinkten die Zügel schießen lassen, sonst würde ja seine kostbare Gesundheit und Arbeitsfähigkeit Schaden leiden. Andrerseits hat jedes weibliche Mitglied des kommunistischen Jugendbundes und jede Studierende, auf die die Wahl des Männchens fiel – woher in unserm nördlichen Klima so afrikanische Leidenschaften kommen, vermag ich nicht zu beurteilen –, dem jungen Mann zu willfahren, sonst ist sie eine Spießbürgerin, die des Namens einer proletarischen Studentin unwürdig ist.

Und das Resultat?

> Im Wartezimmer der Kommission für Abtreibungserlaubnis kann man in den Augen der wartenden jungen Frauen mehr als eine Trauergeschichte der kommunistischen Liebe lesen... Das Endresultat ist die Verstümmelung des Organismus der jungen Mutter und eine tiefgehende Verwundung der jugendlichen Psyche.

All das, erklärt die Verfasserin zum Schluß, ist dem Leben selbst abgelauscht, und sie kommt zu dem Ergebnis: Die Polygamie mag vielleicht dem primitiven Kommunismus entsprochen haben, sie entspricht aber keineswegs der modernen Gesellschaftsordnung.

Und nicht weniger pessimistisch ist das Fazit, das Iljinski aus der Beobachtung der nunmehr siebenjährigen Wirksamkeit der sowjetistischen Ehegesetze zieht:

> Der neue Rechtszustand hat hauptsächlich den Schürzenjäger begünstigt, das Schicksal der Frau aber erschwert. Nach den Angaben der größten juristischen Beratungsstellen in Moskau (der sogenannten Baumannschen) ist die Zahl der hilfesuchenden Frauen im Zusammenhang mit der zweiten, dritten und sogar vierten Ehescheidung des Mannes außerordentlich groß.

Und Iljinski, findet, daß man doch wohl einen Unterschied zwischen der Familie und einem einfachen Konkubinat statuieren müsse. Ja, er erwagt sogar die Möglichkeit eines Gesetzes, das den vielfach Geschiedenen eine neue Eheschließung erschweren würde...

So sieht es also in Wahrheit mit der neuen Geschlechtsmoral, der erotischen Kameradschaft und den andern schönen Dingen aus, die die Propheten der „neuen Frau“ gepredigt haben. Die Lehre aus all diesen Erfahrungen ist aber die:

Die Frau bleibt in jeder Gesellschaftsordnung vermöge ihrer Natur der schwächere Partner, und darum bekommt ihr die absolute Geschlechtsfreiheit, milde gesagt, nicht immer gut. Und es ist äußerst charakteristisch, daß nunmehr in Sowjet-Rußland selbst sich ernste Stimmen erheben, die die Abschaffung oder mindestens die Eindämmung der neuen Geschlechtsmoral verlangen.

Aus meinem Kalikobuch von Kurt Hiller

Deutung des metaphyselnden Stils der Herrschaften um Diederichs und ähnlicher Volkstümler: Schwüle, gemildert durch Würde; Wallung, verdeckt durch Haltung; Eros im Vollbart.

*

„Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.“ Sehr wahr. Er braucht noch... Aber das ist immer nur vom Konsumenten aus gesehen. Man denke auch einmal an den Produzenten! Die Produzenten des „Brots“ sind Selbstversorger. Aber die Produzenten der Dinge, die der Mensch noch außer dem „Brot“ braucht, leben nicht von ihren Produkten allein! Vielmehr: von denen können sie überhaupt nicht leben – während man vom „Brot“ allein immerhin vegetieren kann. Dieser Zusammenhang ist den Leuten meist fremd; „Brot“ bezahlen sie mit „Brot“. Geist verlangen sie mehr oder weniger gratis.

*

Ich bekämpfe den Reaktionär, aber ich verachte den Konservativen. Der, der hinnimmt, Der, der erhalten will, Der, der mit dem gegebenen Zustand zufrieden ist – Der ist Schwein. Alle anständigen Menschen in Europa sind... reaktionär oder revolutionär.

*

Auch uns geht Deutschland „über Alles in der Welt“. Aber die Welt geht uns über Deutschland.

*

Lehrbuch der Stilistik: Schreib, wie du sprechen würdest! Aber das genügt nicht: Schreib eindeutig! Aber auch das genügt noch nicht: Schreib mit Musik!

*

Auf dem Bahnhof zu Katzhütte in Thüringen fand ich eine Dreiteilung der Aborte: für „Männer“, für „Frauen“ und für „Beamte“. Das muß ich Magnus Hirschfeld erzählen; offenbar eine neue Zwischenstufentheorie!

*

Konfuzius sagt: „Unter wirklich Gebildeten gibt es keine Rassenunterschiede.“ Der Hakenkreuzler sagt: Unter wirklich Rassebewußten gibt es keine Bildungsunterschiede. Man muß den Hakenkreuzler ablehnen, denn ihm ist das Geistige unerheblich; man müßte auch das Wort des Konfuzius ablehnen, wäre sein Sinn, das Rassische für unerheblich zu erklären. Rasse und ihr Unterscheidendes ist freilich nicht zu bewerten, aber: zu genießen.

Die Entwaffnungsfrage von Ludwig Quidde

Auf meinen Artikel in Nummer 20 der ‚Weltbühne' hat in Nummer 27 Fr. W. Foerster geantwortet. Aber die Fragen, wie es um die viel erörterten „geheimen" Rüstungen in Deutschland steht, wie um die von Deutschland ausgehende Kriegsgefahr, wie um die Erfüllung der deutschen Verpflichtungen zur Entwaffnung, wie um die Rolle der deutschen Regierung auf der Abrüstungskonferenz – ob wahr ist, daß ihre Vertreter „mit deutschem Biedermannsgesicht" in Genf ein abstoßend „falsches Spiel" spielen, von dem die Welt nun allmählich genug hat: diese Fragen sind von einer so weittragenden Bedeutung, daß ihre Erörterung nicht mit Foersters Anklage abgeschlossen sein darf.

*

Zunächst ist mir ein Bedürfnis, festzustellen, worin ich mit Foerster übereinstimme. Die Gefahr, die in dem Treiben der verschiedenen „vaterländischen" halbmilitärischen Verbände liegt und in deren Verbindung mit Organen der Reichswehr, am schlimmsten aber in der Schwäche andrer amtlicher Stellen, kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Ich sehe hinter diesem Treiben allerdings in erster Linie die furchtbare Gefahr des Bürgerkriegs und finde deshalb unverantwortlich, daß die Reichsregierung, zum Beispiel, den Unfug des Kleinkaliber-Schießsports duldet, und grauenvoll, wie gleichgültig und sorglos ein großer Teil der Linken diesen Dingen zuschaut (einer der Beweise dafür das Schicksal meiner Denkschrift, die als Eingabe an den Reichstag ging). Aber ich sehe außer der innenpolitischen Gefahr in diesem Treiben auch, wie Foerster, eine schwere Belastung unsrer Außenpolitik, weil der Kriegs- und Revanchegeist, der darin zum Ausdruck kommt, die Bemühungen um Verständigung kompromittiert. An dritter Stelle erst steht für mich, im Gegensatz zu Foerster, die aus diesem Treiben etwa entspringende Kriegsgefahr. Wenn irgendwelche unzurechnungsfähigen Führer des ‚Stahlhelms' glauben sollten, eine günstige Situation benutzen zu können, um in den polnischen Korridor einzubrechen und das deutsche Volk zum Befreiungskampf aufzurufen, so wäre das freilich ein namenloses Unglück – nur würden nicht einmal deutschnationale Leiter der deutschen Politik so wahnsinnig sein, sich dadurch in einen Krieg hineinziehen zu lassen. Auch diese Gefahr aber, so gering man sie veranschlagen mag, ist – darin stimme ich wieder mit Foerster überein – einer der Gründe, die die Reichsregierung veranlassen mußten, mit eiserner Hand einzugreifen. Ich bin – im Gegensatz zu manchen meiner sonst „radikalern" pazifistischen Freunde – der Ansicht, daß die deutsche Regierung den Artikel 177 des Versailler Vertrages, der den Vereinen die Ausbildung im Gebrauch von Kriegswaffen verbietet, im deutschen Interesse gar nicht extensiv genug auslegen kann, um dadurch das Vertrauen in ihre absolut friedfertige Politik zu stärken und zugleich großen innern Gefahren vorzubeugen.

*

So weit also bin ich mit Foerster einig. Trotzdem bleibe ich bei meiner Behauptung: „Deutschland ist vollkommen entwaffnet“. Ich halte das aufrecht, obschon Foerster jetzt diese Behauptung im Munde des Grafen Bernstorff, des deutschen Vertreters auf der Abrüstungskonferenz, als eine „riesige Lüge“ bezeichnet hat, durch die dieser „bei allen Wissenden im Ausland den schon tief genug gesunkenen Kredit des offiziellen deutschen Wortes noch weiter heruntergebracht“ habe. Vielleicht gibt meinem Diskussionsgegner doch zu denken, daß Chamberlain sein „Nein“ auf die Anfrage, ob der Stand der deutschen Entwaffnung befriedigend sei, wiederholt dahin erläutert hat, es handle sich um Beanstandungen, denen keine ernste Bedeutung zukomme, und das Gutachten, der Stand der deutschen Entwaffnung sei kein Hindernis für Deutschlands Eintritt in den Völkerbund, bestehe weiter zu Recht. Das ist auch Briands Auffassung.

Wenn ich nun gesagt habe, die geheimen Rüstungen in Deutschland seien wohl eine Bedrohung des innern Friedens, aber „wertlos für einen europäischen Krieg“, und Foerster mir vorhält, es handle sich bei den Entwaffnungsvorschriften darum, nicht allein einen europäischen Krieg zu verhindern, sondern auch einen solchen gegen Polen oder die Tschechoslowakei, so habe ich mich in der Tat schlecht ausgedrückt (denn ich meinte einen auswärtigen Krieg überhaupt); nur war nicht schwer zu sehen, daß nach meiner Auffassung ein Krieg Deutschlands gegen Polen oder die Tschechoslowakei ein europäischer Krieg ist. Es wird doch Niemand glauben, daß Europa ruhig zusehen würde, wenn Deutschland Polen oder der Tschechoslowakei den Krieg erklärte.

Foerster bemüht sich nachzuweisen, daß Deutschland für einen Krieg weit besser vorbereitet sei, als man bei uns – auch unter Pazifisten meines Schlages – wahr haben wolle. Dabei tut er zwei schwere Mißgriffe. Er verwertet einmal Tatsachen, die Deutschland als militärisch stark erscheinen lassen sollen, aber mit der Entwaffnung auf Grund des Versailler Vertrages gar nichts zu tun haben, und arbeitet zweitens mit Übertreibungen bei Bewertung der wirklich vertragswidrigen geheimen Rüstungen.

Ich weiß nicht, ob „die Flugwaffe der deutschen Armee

jederzeit aufstellbar ist“. Ich weiß nicht, ob die „in Verkehr stehenden Flugzeuge jederzeit rasch zu Kampfflugzeugen ummontiert werden können“. Ich weiß nicht, ob man mit Recht von einer „hochgetriebenen chemischen Rüstung Deutschlands“ sprechen kann. Ich weiß nicht, ob die „Hilfe der Chemie-Studenten an zwei deutschen Hochschulen genügt“, um eine tödliche Mischung herzustellen, deren „Wirkung so ungeheuer ist, daß sie das bisherige rollende Material an Explosiv-Werfern nahezu ersetzt“. Ich weiß nicht, wie weit „große Fabriken wie die Wanderer-Werke binnen 48 Stunden auf Kriegsindustrie umgestellt werden können“. Ich weiß nicht, ob Deutschland durch seine technisch-industrielle Kriegskraft und Organisationsfähigkeit gegenüber Frankreich einen außerordentlichen „Vorsprung an Wehrmöglichkeit und Zerstörungsmacht besitzt“

(einen „mehrfachen Vorsprung“, wie Foerster schreibt, gewiß nicht). Ich weiß das Alles nicht, habe darüber nur ein sehr unvollkommenes Urteil und vermute eigentlich, daß Foerster auch nicht so sehr viel kompetenter ist, darüber zu urteilen als ich. Aber ich will das Alles einmal als wahr unterstellen. Dann hat es mit Deutschlands Entwaffnung nicht das Mindeste zu tun. Denn das Alles sind Möglichkeiten, aus den Einrichtungen der friedlichen Wirtschaft und der friedlichen Industrie heraus Kriegsrüstungen zu entwickeln. Sie sind mutatis mutandis in allen Ländern, besonders in denen mit hochentwickelter Industrie, vorhanden. Man kann sie durch keinen Abrüstungsvertrag, durch keine Entwaffnungsvorschriften beseitigen – man müßte denn einem Volk verbieten, sich bei seiner friedlichen Arbeit der Errungenschaften moderner Technik zu bedienen. Das sind Dinge, die uns, wenn wir das Problem der deutschen Entwaffnung erörtern, gar nichts angehen.

Dazu kommen die Übertreibungen.

Große Fabriken sollen sich binnen 48 Stunden auf Kriegsindustrie umstellen können. Das klingt so, als ob nach 48 Stunden diese großen Werke mit voller Kraft für die Herstellung von Kriegsmaterial an der Arbeit sein könnten. Das glaubt wohl auch Foerster nicht. General Morgan, auf den sich Foerster so gern beruft, rechnet für die Umstellung der deutschen Industrie auf volle Kriegsproduktion ein Jahr, bei der chemischen Industrie ein halbes Jahr. Und dabei wäre Voraussetzung, daß man die Industriellen ein ganzes oder ein halbes Jahr ungestört diese Umstellung durchführen ließe, und daß sie die Mittel besäßen, ihre Friedensproduktion diese Zeit über ruhen zu lassen!

Und wie steht es mit dem „mehrfachen“ Vorsprung an Wehrmöglichkeit und Zerstörungsmacht, den Deutschland gegenüber Frankreich wegen seiner potentiellen technisch-industriellen Kriegskraft und Organisationsfähigkeit haben soll? „Mehrfach“ bedeutet eine Steigerung nicht um Bruchteile, um Prozente, sondern um das Doppelte und Dreifache. So hat es Jeder verstanden, dem ich die Stelle zeigte. Mir scheint die Übertreibung so ungeheuerlich, daß ich annehmen möchte, Foerster habe entweder sich im Ausdruck vergriffen oder bei dem „mehrfachen“ Vorsprung an einen auf verschiedenen Gebieten gedacht. Es kommt aber viel schlimmer.

Im Anschluß an den Satz von Deutschlands mehrfachem Vorsprung sagt Foerster, daß Deutschland „in seinen militärischen Geheimorganisationen obendrein noch eine fast zehnfache soldatische Überlegenheit repräsentieren würde“. Ich habe augenblicklich die Ziffern nicht zur Hand, die von den militärischen Geheimorganisationen selbst, wenn man gewissen Protokollen in diesem Punkte trauen kann, berechnet werden. Sie bleiben nach meiner Erinnerung (die mir jedoch als vollständig zutreffend bestätigt wird) für alle kriegsverwendungsfähigen Kategorien zusammen unter zwei Millionen. Rechnen wir selbst drei Millionen – was sicherlich viel zu hoch bemessen ist, da diese Verbände doch den größern Teil der Nation nicht ergreifen können –: dann wäre das nicht „fast

das Zehnfache“, aber immerhin fast das Fünffache der französischen Friedenspräsenz. Wenn man nun auf deutscher Seite der Reichswehr die Reserven der Schutzpolizei, der Schwarzen Reichswehr, der militärischen Geheimorganisationen hinzuzählt, so muß man auf französischer Seite die ausgebildeten kriegsdienstpflichtigen Mannschaften mitzählen — man muß Kriegsstärke mit Kriegsstärke vergleichen. Man braucht gar nicht zu rechnen und überhaupt keine Ziffer zu kennen, um zu wissen, daß diese auf französischer Seite viel größer ist als auf deutscher, selbst wenn man die Leistungsfähigkeit der Vaterländischen Verbände noch so hoch veranschlagt. Dazu kommt, daß die doch selbstverständlich, auch wenn sie noch so sehr bemüht sind, Stammrollen zu führen, mit einer staatlich durchgeführten Mobilmachung nicht konkurrieren können. Aus einer vielleicht nicht „mehrfachen“, aber bestimmt sehr erheblichen ziffernmäßigen Überlegenheit der für einen Krieg unmittelbar verfügbaren französischen Kräfte macht Foerster „eine fast zehnfache soldatische Überlegenheit“ Deutschlands!

Foerster sagt weiter von der illegalen Aufrüstung, sie habe einen „Etat, der deutlich zeigt, daß der Schatten zehnmal mehr frißt als der offizielle Körper“. Ich bin nicht ganz sicher, ob Foerster meint, im Reichswehr-Etat seien zehn Elftel für den Schatten, das heißt: für die neben dem legalen Körper aufzubauende illegale Wehrmacht bestimmt und nur ein Elftel für die dem Friedensvertrag entsprechende Reichswehr selbst — oder ob er meint, der Etat der militärischen Geheimrüstungen, gespeist teils aus Zuwendungen der Reichswehr, teils aus freiwilligen Beiträgen, sei zehnmal so hoch wie der legitime Reichswehr-Etat. Die zweite Interpretation ist wohl die richtige. Ich halte es nun nach gewissen Anzeichen nicht für ausgeschlossen, daß im Reichswehr-Etat stille Reserven für Ausgaben stecken, die nicht legalen Zwecken dienen. Aber wenn wir sie sehr hoch einschätzen, so mögen sie ein Zehntel und nicht das Zehnfache des legalen Etats betragen — und das will sagen: ein Hundertstel dessen, was Foerster, wenn die erste Interpretation richtig ist, behauptet. Soll hingegen der Etat, der für die geheimen Rüstungen insgesamt zur Verfügung steht, das Zehnfache des legalen Etats betragen, so müssen aus privaten Mitteln — da der Reichswehr-Etat, selbst nach weitgehenden Abzügen für illegale Zwecke noch immer über 600 Millionen Mark beträgt — etwa 6 Milliarden Mark aufgebracht werden. Milliarden, nicht Millionen! Und das in Deutschlands heutiger Wirtschaftslage aus privaten Mitteln für geheime Rüstungen!

*

Was bewirkt Foersters Art, die Abrüstungsfrage zu behandeln? Das Mißtrauen, zu dem der in Deutschland betriebene militärische Unfug Anlaß gibt, wird weit über das berechtigte Maß gesteigert und schafft auch der ehrlichsten deutschen Friedenspolitik unverdiente Schwierigkeiten. Zugleich wird unsre Arbeit gegen die gemeingefährlichen Geheimrüstungen ungeheuer erschwert. Nicht nur tückische Gegner, sondern auch gutgläubige Leute in den zwischen uns stehenden neutralen Schichten behandeln Foerster als den vornehmsten Wort-

führer des deutschen Pazifismus; sie glauben, diesen ablehnen zu können, indem sie Äußerungen Foersters für ihre Argumentation verwerten; sie haben bei einem großen Teil des Publikums ein leichtes Spiel, wenn sie unsern Kampf durch Zitierung der hier wiedergegebenen (und widerlegten) Sätze lächerlich machen. Foerster besorgt so, wie leider oft „radikale" unkritische Pazifisten – auf der andern Seite auch Männer wie seinerzeit Morel oder jetzt Professor Barnes –, die Geschäfte unsrer Nationalisten und Militaristen, die mit Wonne über solche Artikel herfallen.

Noch betrübender aber ist für mich etwas Andres. Foerster besitzt in außerordentlichem Maße die für einen Pazifisten so wesentliche Fähigkeit, sich auf den Standpunkt der „Andern" zu stellen, die Dinge mit ihren Augen zu sehen und so ihrer Auffassung gerecht zu werden. Er hat davon zu Gunsten der Kriegsgegner Deutschlands ausgiebigen Gebrauch gemacht, und wenn er sich dabei gelegentlich (vielleicht oft) von dem Streben, gerecht zu sein, über die Grenzen hat führen lassen, die dem „Alles verstehen heißt Alles verzeihen" gesetzt sind, so ist das noch nicht tragisch zu nehmen. Das könnte immer noch ein heilsames Gegengewicht gegen so viele blinde nationale Einseitigkeit sein. Schlimm ist, daß diese seine Fähigkeit in sehr bedenklichem Maße, ja nicht selten vollständig versagt – wem gegenüber? Gegenüber eben diesen Nationalisten, zwar nicht im französischen, aber im eignen, im deutschen Lager; gegenüber der deutschen Regierung und ihren Vertretern?; gegenüber deutschen Pazifisten, die anders urteilen als er; gegenüber Ausländern, die zu den internationalen Problemen eine andre Stellung einnehmen, als sich für ihn aus der vorwiegenden Berücksichtigung des französischen Standpunkts ergibt.

*

Foerster formuliert in sieben Punkten seine Beurteilung des Entwaffnungsproblems. Er geht aus von dem Satz, „daß die allgemeine Abrüstung niemals der Anfang einer neuen Aera des Völkerlebens" sein kann, sondern „nur das natürliche Resultat wachsender allgemeiner und besonderer Sicherung gegen einen feindlichen Angriff". Ganz einverstanden. Das ist die im Pazifismus der Vorkriegszeit allmählich durchgedrungene Erkenntnis: „Nicht die Abrüstung sichert den Frieden, sondern die Abrüstung wird eine sich fast von selbst ergebende Konsequenz der Friedenssicherung sein." Nur darf dieser Satz nicht doktrinär dahin übertrieben werden, daß man mit allen Bemühungen, die Rüstungen einzuschränken, warten müsse, bis das Ideal der vollkommenen Friedenssicherung erfüllt sei. Man darf nicht übersehen, daß in der Steigerung der Rüstungen eine Kriegsgefahr liegt, und daß jede Vereinbarung über Begrenzung der Rüstungen geeignet ist, die Friedensstimmung und das gegenseitige Vertrauen zu stärken und damit auch die Vorbedingungen für erhöhte Friedenssicherung zu verbessern. Es ist ein Verhältnis der Wechselwirkung, und wenn der Idee nach die Friedenssicherung auch das Primäre ist, muß man beide Aufgaben doch neben einander im Auge behalten.

Foerster schließt dann an den ersten Satz unter Ziffer 2 die Behauptung an, „der Versuch, die Reihenfolge der Dinge umzukehren“, also mit der Abrüstung zu beginnen, sei auf Seiten Amerikas ein Beweis völliger Unkenntnis der europäischen Verhältnisse, auf Seiten weiter britischer Kreise aber, „die gleichzeitig Alles tun, .um die Marine-Suprematie ihres Landes sicherzustellen, eine ungeheure Heuchelei und ein schwerer Mangel an Loyalität gegen das bedrohte Frankreich“. Zunächst sind Engländer gar nicht mehr in der Lage, die Marine-Suprematie ihres Landes sicherzustellen; denn diese englische Suprematie gehört der Vergangenheit an; von dem „Zwei-Mächte-Standard“ ist nicht mehr die Rede, und die englische Regierung hat sich mit kluger Resignation darein gefunden, daß die Flotte der Vereinigten Staaten der englischen ebenbürtig ist. Daß in dem beschränktern Rahmen möglicher europäischer Koalitionen England sich die Suprematie zur See zu sichern sucht, ist bei der besondern Stellung des britischen Weltreichs, bei der Verwundbarkeit auch des Mutterlandes zur See selbstverständlich. Sodann ist ja doch keineswegs wahr, daß die englischen Kreise, die Foerster meint – offenbar jene um Lord Robert Cecil – die Abrüstung ohne Sicherung fordern. Sie suchen beides neben einander zu erreichen. Beweis: die intensive Arbeit Lord Cecils für einen kombinierten Abrüstungs- und Sicherungspakt. Man kann aber bei prinzipieller Anerkennung des nahen Zusammenhangs beider Probleme sehr wohl der Überzeugung sein, daß nach fünfjähriger Existenz des Völkerbundes, dessen Hauptzweck doch die Friedenssicherung ist, und nach Verstärkung dieser Sicherung namentlich für Frankreich dank der Durchführung der deutschen Entwaffnung, dank dem Abschluß der Verträge von Locarno und dem bevorstehenden Eintritt Deutschlands in den Völkerbund nun die Zeit gekommen sei, um die im Völkerbundspakt und im Friedensvertrag in Aussicht gestellte allgemeine Abrüstung ernsthaft anzupacken. Daraus erklärt sich, daß in den Verhandlungen der vorbereitenden Kommission der Abrüstungskonferenz der Gegensatz der französischen und der englischen Auffassung sich in der Tat auf die Formel bringen ließ, ob Sicherheit durch Abrüstung oder Abrüstung erst nach Gewinnung voller Sicherheit. Wenn aber auf englischer Seite die Abrüstung wirklich ohne volles Verständnis für den Zusammenhang mit der Sicherungsfrage betrieben wird, so braucht man auch noch nicht an Heuchelei und Mangel an Loyalität zu denken; denn es würde sich nur wiederholen, was wir vor dem Kriege, ganz frei von politischen Erwägungen, an die man heute denken könnte, innerhalb des Pazifismus haben beobachten können. Die Angelsachsen {Engländer und Amerikaner) vertraten immer die Auffassung, daß für uns Pazifisten wichtiger als alles Andre sei, Erfolge auf dem Gebiet der Rüstungsbeschränkung zu erzielen; wenn wir darauf verzichteten, Abrüstung auch unabhängig vom Ausbau der Rechtsordnung zu fordern, dann sei für sie die ganze Bewegung wertlos; kein Mensch in England würde das verstehen; Einzelne von ihnen drohten gradezu, sich zurückzuziehen,

wenn Abrüstungsanträge, die sie gestellt hatten, nicht angenommen würden. Das war und ist englische „Mentalitat“. Wer angesichts dieser Tatsachen Engländer, die auf Abrüstung drängen, schlankweg der Heuchelei und Illoyalität beschuldigt, zeigt bedauerlichen Mangel an gutem Willen, ihrer Denkweise gerecht zu werden; er dient nicht der Völkerverständigung, sondern hilft ihr Hindernisse in den Weg legen.

*

In ähnlicher Weise zeigt Foerster einen auffallenden Mangel an Fähigkeit oder Mangel an gutem Willen, der Auffassung deutscher Pazifisten, die die Tatsachen anders sehen als er, gerecht zu werden. Er hat gelegentlich etwa geschrieben, Deutschland werde an seinen Pazifisten zu Grunde gehen. Er wollte uns damit nicht, wie es sonst üblich ist, Mangel an Verständnis für nationale Interessen, sondern, umgekehrt, nationale Beschränktheit, Mangel an internationaler Unbefangenheit vorwerfen. Das ist aber schließlich Nebensache. Wichtiger ist, daß Foerster Allem, was die deutsche Regierung auf dem Gebiet der internationalen Verständigungspolitik tut, mit blindem Vorurteil und ohne ernstes Bemühen, den Voraussetzungen ihrer Haltung gerecht zu werden, gegenübersteht. Gewiß ist Stresemann nichts weniger als ein Pazifist, und wir haben allen Anlaß, in den internationalen Fragen mißtrauisch gegen ihn zu sein. Hätte Deutschland im Weltkrieg gesiegt, so würden wir ihn im Lager nationalistischer Gewaltpolitiker sehen. Aber ebenso sicher ist doch, daß der Ausgang des Krieges ihn von der praktischen Notwendigkeit einer gänzlich andern, durch pazifistische Ideen stark beeinflußten Politik, grade unter dem Gesichtspunkt deutsch-nationaler Interessen, überzeugt hat. Er ist auch intelligent genug, um zu begreifen, daß eine solche Politik für Deutschland nur Erfolg haben kann, wenn sie redlich und aufrichtig verfährt, wenn sie darauf verzichtet, ein doppeltes Spiel zu -spielen und die Gegner oder Partner durch kleine oder große Unehrlichkeiten hinters Licht zu führen. Wir werden, da die grundsätzliche Gebundenheit an pazifistische Ideale fehlt, auf Entgleisungen gefaßt sein müssen, auf Rückfälle in die alten politischen Methoden; aber Unehrlichkeit muß im Einzelfall erst bewiesen werden. Foerster dagegen ist von der Unehrlichkeit der deutschen Politik so sehr überzeugt, daß er mit diesem Vorurteil an die Beurteilung aller Einzelheiten herantritt. So auch in der Entwaffnungsfrage. In dem deutschen Versuch, „ein allgemeines Verbot für die Heranziehung von Kolonialtruppen sowie für die Verwendung von Giftgasen zu erwirken“, sieht er die Absicht, „die letzten noch übrig gebliebenen Vorteile auf französischer Seite zu annullieren“. Nimmt sich diese Äußerung bei der offenbaren ungeheuern militärischen Überlegenheit Frankreichs schon sonderbar genug aus, so ist man verblüfft dadurch, daß Frankreich nun in Verwendung der Giftgase eine Überlegenheit zugesprochen wird, nachdem vorher grade die chemische Rüstung Deutschlands und sein mehrfacher Vorsprung an Zerstörungsmacht so stark betont war. Foerster fühlt denn auch das Bedürfnis einer besondern

Begründung und liefert sie durch den Hinweis auf die gefährdete geographische Lage unsrer industriellen Hauptzentren nahe der Grenze, sodaß Deutschland auf diesem Kampfgebiet tödlich verwundet werden könne, noch bevor der eigentliche Krieg begonnen habe. Wirklich – wie's trifft. So kann man Alles beweisen: erst Deutschlands Überlegenheit, dann seine unehrlichen Versuche, Frankreichs Überlegenheit zu brechen. Daß die vom Völkerbund selbst bestellten Sachverständigen die Greuel des Giftgaskrieges gar nicht entsetzlich genug schildern können, spielt keine Rolle; denn irgendwelche humanen Beweggründe sind bei den deutschen Antragstellern von 1926 selbstverständlich ausgeschlossen. Das ist „von vorn herein für Jeden klar, der sich erinnert, daß die deutsche Heeresleitung es war, die zuerst die Giftgaswaffe in Anwendung gebracht hat"! Bei solcher Logik hört jede Argumentation auf.

*

Was ich zuguterletzt Foerster zum Vorwurf mache, ist, daß er die Tatsachen in andern Ländern, die den deutschen Nationalismus und Militarismus nähren, nicht in Rechnung stellt, und daß er dann das ihm sich darbietende abschreckende Bild deutscher Kriegsgesinnung der Welt als maßgebend für die Beurteilung wenn nicht des ganzen deutschen Volkes, so doch der deutschen Politik präsentiert. Wohl weiß ich, daß Foerster sich gelegentlich gegen Fehler der Gewaltpolitik auf der andern Seite gewandt hat; aber für sein Gesamtverhältnis zu dem Problem des deutschen Nachkriegs-Militarismus ist das ohne jede Bedeutung geblieben. Will man diesen bekämpfen, so muß man ihn zuerst einmal zu verstehen suchen.

Wir haben heute unter den leidenschaftlichen Gegnern pazifistischer Denkweise in Deutschland noch Menschen, die ursprünglich von Nationalismus und Militarismus ganz frei waren. Was hat sie hinübergetrieben? Was nährt in einem großen Teil unsrer Jugend den Revanchegeist? Die Erinnerung daran, daß die Entente die Versprechungen, die sie bei Abschluß des Waffenstillstands gemacht hatte, gebrochen hat; die fortwirkende offenbare Nichtachtung des Wilsonschen Friedensprogramms in dem uns aufgezwungenen Friedensvertrag; die Abtrennung weiter deutscher Gebiete ohne Befragung der Bevölkerung, in schroffem Widerspruch zu einem von Wilsons Kardinalpunkten; die Erinnerung an die Vergewaltigungspolitik Poincarés und an die Brutalitäten des französischen Militarismus im Ruhrkampf; der dauernde Druck der nun schon ins achte Jahr sich erstreckenden Besetzung eines großen Teils der Rheinlande; die Entrüstung über die Verwendung farbiger Truppen und die geringen Auswirkungen der Locarno-Verträge in der Stärke der militärischen Besatzung; die Erbitterung über das Los der deutschen Minderheiten in den Nachfolgestaaten des Ostens und über das Versagen des Völkerbunds in der Minderheitenfrage; die Enttäuschung über die bisherige Behandlung der Abrüstungsfrage durch den Völkerbund, auch grade wieder in der jüngsten Vergangenheit, da die Beschlüsse der militärischen Sachverständigen-Kommission in

manchen Punkten wie eine blutige Verhöhnung der Abrüstung empfunden werden.

Man braucht mir nicht zu sagen, was gegen diese Begründung des deutschen Nachkriegsmilitarismus vorzubringen ist. Meine ganze Tätigkeit seit 1919 besteht ja in der Bekämpfung der Denkweise, die sich auf diese Argumente beruft. Aber meine Erfahrung geht dahin, daß ich sie mit Erfolg nur bekämpfen kann, wenn ich auf ihre Motive eingehe und sie als solche bis zu einer gewissen Grenze gelten lasse. Wenn ich, wie es viele Pazifisten tun, ohne Verständnis und Liebe drauflosschlage, so wecke ich vielleicht den begeisterten Beifall Derer, die nach ihrer ganzen Denkweise schon auf meiner Seite stehen; aber die Andern, die halb oder ganz den gekennzeichneten Einflüssen unterliegen, und die wenn nicht zu gewinnen, so doch zu beeinflussen und in ihren Irrtümern zu erschüttern meine Aufgabe sein sollte – die treibe ich erst recht hinüber, mache sie verstockt in ihrer Gegnerschaft.

Foerster ist von solchen Erwägungen, die doch eigentlich seiner eignen Denkweise und, soweit ich das verstehe, seiner pädagogischen Richtung entsprechen müßten, so gut wie gar nicht beherrscht. Für ihn lebt in dem maßgebenden Teil des deutschen Volkes ein dämonischer Kriegswille und Schwertglaube. Er glaubt, die Vorsichtsmaßregeln des Versailler Vertrages „gegen eine politisch unzurechnungsfähige und moralisch anormale Kriegspartei“ aufrecht erhalten zu müssen. Er sieht herrschend im heutigen Deutschland den preußischen Militarismus, „das heißt: die Verseuchung des ganzen Bürgertums und der geistigen Führerschaft durch den Machtwahn, durch das zynische Bekenntnis zum Faustrecht und durch die ebenso zynische Verhöhnung der Völkerverständigung und des Völkerrechts“. Dadurch sind wir Deutsche „um das Recht gebracht, ohne weiteres von den Nachbarn Vertrauen in unser Wort und in unsre Gesinnung zu verlangen“.

Abgesehen von dem Mangel an Verständnis für die Ursachen der beklagenswerten Erscheinungen, die in dieser Charakteristik den Kern von Wahrheit bilden, abgesehen von der Einseitigkeit, die über die Schuld der Andern an diesen Erscheinungen vollständig hinwegsieht, ist das Bild, das Foerster hier malt, ein Zerrbild des deutschen Volkes und der Entwicklung der letzten Jahre. Neben den unerfreulichen Erscheinungen stehen erfreuliche. Kein unbefangener und unparteiischer Beobachter kann bestreiten, daß der „Machtwahn“ und das „zynische Bekenntnis zum Faustrecht“ in weiten, weiten Kreisen des Bürgertums mit Entrüstung abgelehnt werden, daß das Verständnis für Völkerverständigung und Völkerrecht unbedingt fortschreitet. Das sind die Wirkungen – leider wäre es vermessen, zu sagen: unsrer Arbeit – nein: des Dawes-Plans, des Umschwungs in Frankreich, des Londoner Abkommens, der Räumung des Ruhrgebiets, der Locarno-Verträge, der Räumung der ersten Zone, der Aussicht auf Deutschlands Aufnahme in den Völkerbund.

Wollen wir des Revanchegeistes, des gefährlichen Treibens der militärischen Geheimorganisationen Herr werden, so wer-

den wirksamer als alle Maßnahmen der Reichsregierung (die wir immer wieder fordern, erst in diesen Tagen wieder in einer von mir entworfenen und unterzeichneten Eingabe gefordert haben) – ich sage: wirksamer als alle Regierungsmaßnahmen werden Erfolge unsrer Außenpolitik sein. Die beste Sicherung der französischen Politik gegen die „deutsche Gefahr“ wäre: nach Deutschlands Eintritt in den Völkerbund so rasch wie möglich die Rheinlande zu räumen und das Saargebiet freizugeben. Das wäre ein Schlag in das Arsenal unsres Nachkriegs-Militarismus, von dem er sich nicht leicht erholen dürfte.

*

So, wie Foerster die Dinge behandelt, und wie er will, daß das Ausland uns behandelt, wird „die wilde Revanchehetze und Haßpropaganda“ immer schlimmer werden. Leute übeln Willens, die die Ideologie und den Idealismus unsrer nationalistischen Jugend mißbrauchen, können sich gar nichts Besseres wünschen als Foersters Verständnislosigkeit gegenüber der deutschen Entwicklung.

Bildung und Sport von Bernard Shaw

Wenn wir die Wichtigkeit der Kunst, des Wissens und der intellektuellen Kultur erörtern sollen, so haben wir zu allererst einzugestehen, daß wir gegenwärtig sehr wenig davon besitzen, und daß dieses Wenige nicht durch die obligate Erziehung gewonnen – nein, vielmehr, daß dieser Mangel, dieser unnatürliche Mangel, durch die gewaltsame Ausschließung der Kunst und der Künstler aus der Schule erzeugt ist. Hingegen stehen wir auf einer recht hohen Stufe der körperlichen Kultur. Tatsächlich wird unausgesetzt wider die Vernachlässigung der geistigen Ausbildung zu Gunsten der Athletik gewettert, wider die Vernachlässigung des anerkannten Zweckes der obligaten Erziehung zu Gunsten des wahren Zieles der fakultativen Erziehung. Man nimmt an, dies bedeute, daß die Leute die körperliche Kultur der geistigen vorziehen – aber könnte es nicht bedeuten, daß sie Freiheit und Zufriedenheit dem Zwang und der Entbehrung vorziehen? Woran liegt es, daß Menschen, denen man Shakespeare als Unterrichtsgegenstand beigebracht hat, seine Schauspiele verabscheuen, und daß sie, einmal der Schule entronnen, um keinen Preis seine Werke aufschlagen? – während diese noch immer, dreihundert Jahre nach seinem Tode, verbreitet und stetig an Leute abgesetzt werden, die seine Stücke um ihrer selbst willen und nicht als Schulaufgabe lesen. Wenn es Shakespeare, Newton und Leibniz beschieden ist, ihre Leser und Erforscher zu finden, so werden sie sie finden. Wenn ihre Werke von Dummköpfen mit Randbemerkungen versehen und umschrieben, und wenn diese Bemerkungen und Umschreibungen jungen Menschen durch Schelte, Schläge und Arrest eingebläut werden, so wird dieses Vorgehen nicht Einen Literaten oder höhern Mathematiker mehr im Lande hervorbringen – im Gegenteil: ihre Zahl wird geringer werden, weil viele vermutliche Liebhaber der Lite-

ratur und der Mathematik ein unheilbares Vorurteil gegen
diese Gegenstände gefaßt haben werden.

Wer mit den Klassen zu tun hat, wo Schulgefangenschaft,
wo gewaltsame Schulung des Kindes bis zum Äußersten, bis
zum abschließenden Ende, bis zur Reifeprüfung dauern, der
weiß, daß die schulmäßige Kultur nur Schein ist, und daß die
Kinder von Literatur und Kunst sehr wenig, von Wettrennen
sehr viel wissen. Und daß der Flickschuster des Dorfes, der
nie eine Seite Plato gelesen hat und von anerkannter, gradezu
gefährlicher politischer Unwissenheit ist, nichtsdestoweniger
ein Sokrates ist im Vergleich mit jenen klassisch gebildeten
Herren, die zur Wahlzeit – aber zu keiner andern – in Land-
häusern über Politik diskutieren, nachdem sie tagsüber sich
ernster und kunstvollendeter Jagd gewidmet haben.

Man gedenke all der Jahre langweiliger Qual, die die
Frauen der klavierbesitzenden Klassen Skalen klimpernd über
den Tasten zu verbringen gezwungen sind. Wie viele von ihnen
könnten wohl dazu gebracht werden, das Klavier-Konzert eines
großen Virtuosen anzuhören, während sie lieber vom Kranken-
bett aufstünden, als Ascot oder Goodwod zu versäumen! Eine
andre bekannte Tatsache ist, daß viele Frauen, die sich zu
einer hohen Kulturstufe erhoben haben, unfähig sind, ihre
eignen Haushaltungsbücher zusammenzurechnen, obwohl ihr
Unterricht in der Elementar-Arithmetik obligatorisch, ihre höhere
Bildung hingegen ganz und gar fakultativ war. Wir finden überall
dasselbe Ergebnis. Die Gefangenschaft, die Schläge, die Zäh-
mung und Lähmung und Bändigung junger Geister, die Verhin-
derung der Entwicklung, das Schwinden aller Hemmungen, die
Hemmungen der Furcht ausgenommen, sind Wirklichkeit: die
Erziehung ist Schein. Die das Meiste gelernt haben, wissen am wenigsten.

Opposition von Karl Liebknecht

Wenn der Eintritt in die parlamentarische Opposition der einzige
Stein ist, den eine Partei – zum Beispiel: die Regierungs-
sozialisten – im Brette hat, so kann man begreifen, daß sie ihn
zurückhalten möchte, denn mit seinem Ausspielen ist sie sofort –
matt gesetzt. Nur schade, daß dies auch der Regierung und jedem
nicht auf den Kopf Gefallenen bekannt ist. Woraus folgt, daß sich
mit der Drohung des Übergangs zur parlamentarischen Opposition
nichts Rechtes erreichen läßt, ja, daß die Versuche dazu regelmäßig
damit enden, daß die Möchtegern-Wucherer – geprellt werden.
Will man auch nur parlamentarische Erfolge erzielen, so kommt
Alles darauf an, daß die parlamentarische Opposition nicht der
letzte, sondern nur der erste, nicht der stärkste, sondern der
schwächste Trumpf, nicht der Schluß, sondern der Anfang ist; daß
die Partei eine außerparlamentarische Macht hinter sich hat, die sie
aller Niederlagen ungeachtet in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit
und Schlagfertigkeit der Methoden mit stets zunehmender Energie
in den Kampf einzuwerfen fähig und entschlossen ist, und daß dies
dem Gegner sichtbar vordemonstriert wird. Anders wird in der
politischen – auch in der parlamentarischen! – Arena weder Re-
spekt erworben noch Erfolg erzielt. Jene Taktik aber führt besten-
falls einen Scheidemann zum Posten des Johann auf dem Reichskutschbock.

Besuch im Reichsrat von Alfred Apfel

Es reizte mich, einmal einer Sitzung des Reichsrats beizuwohnen. Nach Artikel 66 der Reichsverfassung sind die Vollsitzungen öffentlich. Mir war aufgefallen, daß über die Verhandlungen dieser Körperschaft, die als Nachfolgerin des ehemaligen Bundesrats zur Vertretung der deutschen Länder bei der Gesetzgebung und Verwaltung gebildet ist, fast immer nur gleichlautende, dürftige, ja zumeist nichtssagende Berichte in den deutschen Zeitungen erscheinen.

In einem Ecksaal des Reichstagsgebäudes versammelten sich am halbkreisrunden Tisch etwa 70 Herren, die in mehr oder minder starken Delegationen der deutschen Länder repräsentierten. Ich war als Einziger Publikum. Der Diener wußte nicht recht, was er mit mir anfangen sollte; er brachte mich schließlich an einem kleinen Tisch neben einem eifrig schreiben den Herrn unter. Mit List gelang mir, eine maschinenschriftlich hergestellte Tagesordnung zu erhalten, aus der ich zu meiner Freude ersah, daß ein Thema von großer prinzipieller Bedeutung grade an diesem Tage zur Beratung stand: der Einspruch Preußens „wegen Verletzung der verfassungsmäßigen Rechte des Reichsrats“ in der Frage der sogenannten Flaggenverordnung, die bekanntlich, ohne Befragung des Reichsrats und des Reichstags, durch einfachen Beschluß des Reichskabinetts eine seltsame Doppelbeflaggung der Behausungen vieler deutscher Auslandsmissionen verfügt hat.

In der Erwartung einer bedeutsamen Aussprache ließ ich geduldig die monotone Erledigung von anderthalb Dutzend Berichten über Ausschußbeschlüsse, Ernennungen, Eingaben und dergleichen über mich ergehen und wunderte mich nur, daß die Berichterstatter jeweils nicht mehr als ein, zwei, allenfalls drei Sätze über die Ergebnisse der nicht öffentlichen Beratungen mitteilten, hingegen eine Darstellung entgegenstehender Auffassungen nicht gaben, obschon die in den Ausschußberatungen zutage getreten waren; denn hier und da erhob sich ein Vertreter Bayerns oder Sachsens, um zu Protokoll festzustellen, daß nicht Einmütigkeit, sondern Mehrheitsbeschluß vorliege. Die ganze Form der Berichterstattung ließ erkennen, daß man „unter sich“ war und bleiben wollte.

Gespannt wartete ich nun auf die Erörterung über den preußischen Einspruch. Aber auch hier dasselbe Bild. Der Berichterstatter, der Vertreter eines mitteldeutschen Staates, teilte in ein paar nichtssagenden Sätzen mit, daß der zuständige Ausschuß die Angelegenheit durch eine nicht öffentliche Aussprache und durch eine Erklärung des Reichsinnenministers Külz als erledigt betrachtet habe. Diese Erklärung habe dahin gelautet, daß der Reichsregierung nichts ferner gelegen habe, als die verfassungsmäßigen Rechte des Reichsrats zu schmälern. Sie sei auch durchaus bereit, sich in solchen Fällen hinter den Reichsrat zu stellen. Der Reichsminister halte dafür, daß eine Zuziehung des Reichsrats da, wo sie geboten sei, erfolge, und auch bei allen wichtigen innen- und außenpolitischen Fragen sei der Reichsrat vorher zu hören.

Selbstverständlich durfte man erwarten, daß der Reichsrat, zum mindesten die nicht rechts gerichteten Länder, namentlich aber Preußen selbst, das doch den Einspruch erhoben hatte, in die Erörterung eingreifen und sich nicht durch derartige Gemeinplätze, die den Vorfall überhaupt nicht berührten, abspeisen lassen werde. Nichts geschah, aber auch gar nichts. Genau wie der Antrag des Brennereibesitzers Dötsch in Rottenried wegen Belassung der landwirtschaftlichen Eigenschaften seiner Brennerei, wurde der Ausschußbericht ohne Erörterung zur Kenntnis genommen. Nachdem die Angelegenheit erledigt war, kam ein Adlatus des Herrn Dr. Külz auf meinen Nachbarn zu und teilte ihm mit, daß über die Angelegenheit nichts Besonderes gebracht werden dürfe, außer dem Beschluß des Ausschusses. Mein Nachbar nickte diensteifrig zustimmend. Auf meine Frage teilte er mir mit, daß er das Büro des Vereins deutscher Zeitungsverleger und die Telegraphen-Union vertrete. Am andern Tage studierte ich zahllose Zeitungen sämtlicher Richtungen durch und stellte fest, daß sie alle nur das gleichlautende, dürftige, sachlich übrigens nicht einmal vollständige Communiqué gebracht hatten, das ihnen von jenen beiden Büros dem Wunsche des Herrn Ministers entsprechend übermittelt worden war. Die Linkspresse machte keine Ausnahme.

Man vergegenwärtige sich den Tatbestand. Kaum eine Frage bewegt das Volk mehr als die Flaggenfrage. Das Reichskabinett degradiert nach Auffassung weiter Kreise durch seine Flaggenverordnung das Ansehen der schwarz-rot-goldenen Verfassungsflagge. Reichstag und Reichsrat werden ausgeschaltet, wobei für diesen noch erschwerend ins Gewicht fällt, daß er nach Artikel 67 der Reichsverfassung über die „Führung der Reichsgeschäfte auf dem Laufenden zu halten ist“. Die Linkspresse protestiert; damit ist die Angelegenheit für sie erledigt. In irgendeiner verschwiegenen Kommissionssitzung des Reichsrats wird die Angelegenheit begraben, und zwar durch Erklärungen von einer, wenigstens für mein Empfinden, geradezu beleidigenden Mißachtung, die umso stärker wiegt, als sie von einem demokratischen Minister einem verfassungsmäßigen Hauptorgan bezeugt wird. Und die ganze Linkspresse geht über den Vorfall hinweg, vielleicht, weil es der demokratische Minister so wünscht, wahrscheinlich aus dem allgemeinern Grunde, daß die Parlamentsberichterstattung sich immer mehr auf die Aufbauschung von Radauszenen beschränkt.

Hinterdrein wird dann geleitartikelt über Herrn Hugenberg und über das Berichterstattermonopol seiner Telegraphen-Union. In diesem Falle hier hätte Niemand die republikanische Presse gehindert, gleichfalls Korrespondenten zu entsenden und den Vorfall, der von symptomatischer Bedeutung ist, kritisch zu würdigen. In der Sitzung wurde übrigens noch darüber geklagt, daß der Reichstag sich so wenig um die Beschlüsse und Einsprüche des Reichsrats kümmere, sondern die Einsprüche gewöhnlich mit der notwendigen Zweidrittel-Mehrheit ad acta lege. Kann darüber ein Reichsrat, der eine solche Behandlung durch die Regierung hinnimmt, sich wundern?

XII.

François Coty von Morus

Warum soll ein Mitglied der Familie Gilka nicht ein ausgezeichneter Diplomat werden und ein Nachkomme von Johanna Maria Farina nicht ein vorzüglicher Staatsmann sein? Aber die Menschen sind nun einmal schlecht, und wenn sie hören, daß der Cognac-Hennessy Botschafter werden will und der Parfum-Coty Senator, dann lachen sie erst einmal. Und in neun von zehn Fällen haben sie damit nicht so unrecht. Denn Herren, die aus der wohlriechenden und wohlgewürzten Branche kommen, gelingt der Sprung in die hohe Politik selten ganz einwandfrei. Sie übertragen die geräuschvolle Reklame ihres häuslichen Geschäfts auf ein Gebiet, auf dem es zwar nicht feiner hergeht, aber doch mit etwas andern Mitteln gekämpft wird.

Das ist wohl auch der Grund dafür, daß François Coty, der größte europäische Parfumfabrikant, trotz mannigfachen Ansätzen noch nicht das Ziel seiner Wünsche erreicht hat: im politischen Frankreich eine Rolle zu spielen. Zwar bringt Herr Coty für diesen Beruf eine sehr beachtenswerte napoleonische Eigenschaft mit: er ist Korse. Die Leute aus den Grenzgebieten haben, wenn sie nicht so dickköpfig sind wie die Elsässer, in Frankreich ohnehin die größten Chancen. Und bei den Menschen aus Korsika kommt außer dem Nimbus bonapartischer Landsmannschaft, wie es scheint, eine ausgesprochene politische Begabung hinzu. Von den paar tausend halbwegs Gebildeten dieser Insel dringen immer einige bis zu einem Pariser Ministersessel vor, ob sie nun Landry, de Monzie, Piétry heißen oder so schöne schwungvolle Namen wie Moro-Giafferi haben.

François Coty zog schon frühzeitig vor, den italienischen Namen seiner Väter abzulegen, nicht etwa, weil man als Monsieur Spoturno weniger Aussichten hat, Präsident der Republik, Roi oder Empereur zu werden, sondern weil der rollende Klang der italienischen Sprache für die Parfumbranche nicht zweckdienlich ist. Man ist in Frankreich gegen Ausländer und Ausländisches toleranter als in irgendeinem andern Lande der Welt: aber für die Wohlgerüche Arabiens hat man nichts übrig. Parfums kann nur ein Franzose herstellen, wenns geht: ein echter Pariser, ein Parisien de Paris. Und da auch ein geborener Napoleon auf die Psyche seines Volkes Rücksicht nehmen muß, wurde aus dem rauhen, heroischen Wort Spoturno das zarte, spielerische, duftende Wörtchen: Coty.

Der Name allein tuts freilich nicht. Man muß, um auf den Gebieten der Stiefelwichse, der Zahnpaste und der Schönheitscreme vorwärtszukommen, bessere Reklame machen und darf nicht schlechtere Ware liefern als die Andern. Coty erfüllte beide Bedingungen. Er hielt von Anfang an auf die Qualität seiner Fabrikate. Als Abkömmling einer alten Fa-

milie von Obst- und Blumenzüchtern verstand er sich auf die
Finessen des Gartenbaus, legte und kaufte exquisite Gärten
an der Loire, an der Riviera, in Korsika an und zog die
Quintessenz aller dieser Herrlichkeiten in der Bannmeile von
Paris, in dem Arbeitervorort Suresnes, auf Flaschen. An der
Seine, gegenüber von Saint Cloud, errichtete er eine blitzsaubere,
moderne Fabrik; keinen Maschinenwolkenkratzer, sondern
eine appetitliche, in molliges Grün gehüllte Werkanlage. In
seinen Betrieben sorgen an 10 000 Arbeiter dafür, daß die
bessere Gesellschaft in gutem Geruche steht. So eindringlich
die Luft um Suresnes die Sprache Cotys spricht, so dezent sind
seine Parfums, wenn sie, mit dem milden, zerfließenden Na-
menszug des großen François versehen, in Flacons auf den
Markt kommen. Und sie haben noch einen Vorzug, der nun
einmal zu diesem Geschäft gehört: sie sind so teuer, daß das
niedere Volk sie sich nicht leisten kann. So wurde Coty-Duft
ein Standesabzeichen der, gottseidank, noch zahlungskräftigen,
internationalen Bourgeoisie.

Nachdem von Paris aus sämtliche Balkanjüdinnen mit
Cotyscher Eleganz beliefert waren, trat der Korse seinen Sie-
geszug gen Westen an. In den Vereinigten Staaten entstand
eine große Coty-Fabrik, die viel zum Ausgleich europäischer
und amerikanischer Kultur beigetragen hat. Um das Stamm-
geschäft der Parfumflaschen gruppierten sich, wie die Zeit es
erfordert, Nebenbetriebe. Er gründete eine Bank in Nizza, wo
er sich, auch mit wahrhaft geschmackvoller Anspielung auf
seinen Landsmann Bonaparte, eine Villa Sainte Hélène zugelegt
hatte. Diese Bank sollte der Umwandlung Korsikas in eine
„Ile de Beauté“ dienen. Er beschenkte seine Vaterstadt
Ajaccio mit den Segnungen der Elektrizität. Wenn ihm auch
nicht, wie dem englischen Seifenkönig Leverhulme, gelingt, von
einem Spezialfabrikat aus einen großen Chemiekonzern zu er-
richten, so erobert er doch auf seinem Sondergebiet unum-
stritten den ersten Platz und schafft sich, wie er selbst aller
Welt verkündet, in 20 Jahren ein Vermögen von 400 Millionen Francs.

Mit so viel Geld soll man nicht ein Napoleon werden?
Zwar ist Brauch in Frankreich, erst in der Politik hochzu-
kommen und sich von dort aus das nötige Geld zu machen;
aber der umgekehrte Weg muß schließlich auch gangbar sein.
Für einen Fabrikanten erstklassiger Parfums versteht sich die
politische Richtung von selbst: er hat dort seinen Platz, wo
die erstklassige Gesellschaft beisammen ist. Um sich für die
Reise in die Politik würdig auszustaffieren, hat er sich ein
besonders nobles Kostüm ausgedacht: er will Schloßherr von
Chambord werden. Das vornehmste, großartigste aller fran-
zösischen Landschlösser, das Frankreichs größter König:
François I. erbaut und bewohnt hat, und das nach dem aus-
sichtsreichsten Kronprätendenten seit 1870: dem Grafen von
Chambord seinen Namen trägt, ist durch den Krieg frei-
geworden. Als Besitztum der mit den Habsburgern verschwä-
gerten Parmas ist es unter den staatlichen Sequester gefallen
und soll für 12 Millionen Francs ausgeboten werden. Coty

meldet sich. Er will sich an der Loire ein phantastisches Königreich gründen, selbst im Schloß seines Namensvetters Franz residieren und in nächster Nähe eine Blumen- und Arbeiterstadt mit prima Parfumfabriken anlegen. Der Ministerpräsident Millerand macht ihm einen Strich durch die Rechnung; er reklamiert das historische Schloß und die Domänen Chambord für den Staat. Coty, dem bis dahin Millerands reaktionäre Politik sehr imponiert hat, wird von nun an sein geschworener Feind.

Mit größerm Nachdruck noch betreibt er ein Projekt, mit dem er schon seit dem Kriege sich trägt: ein großes politisches Blatt in die Hand zu bekommen, um von hoher Tribüne herab pro Coty, contra Millerand zu den Edlen des Landes zu sprechen. Seit langem unterstützt er die royalistische ‚Action Française‘ um ihres vornehmen Publikums willen; aber öffentlich sich zu der Partei Léon Daudets zu schlagen, wäre zu gefährlich. Das könnte dem Parfumgeschäft schaden. Ein besseres Objekt vornehmer Aspirationen bietet der ‚Figaro‘. Dieses Blatt ist, seit im Frühjahr 1914 Madame Caillaux seinen Direktor Calmette niedergeknallt hat, das verkalkteste und langweiligste unter allen Pariser Journalen geworden, und das will neben dem Journal des Débats etwas heißen. Aber noch ist der zündende Name da, und noch lesen es die adligen Damen des Boulevards Saint Germain. Coty führt einen zähen, mit allen Schikanen betriebenen Kampf um die Aktienmajorität des ‚Figaro‘. Im Herbst 1921 gelingt ihm endlich, die Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen. Auf Umwegen bringt er das Aktienpaket des Fürsten Bonaparte an sich und damit die Majorität. Umgeben von einem Stabe ehrwürdiger Akademiker zieht François Coty in den ‚Figaro‘ ein; aber er ist geschäftskundig genug, um neben den Leuchten der Akademie auch ein paar rührige, geschickte Journalisten heranzuziehen. Die politische und wirtschaftliche Chefredaktion des ‚Figaro‘ übernimmt der kluge Lucien Romier, der schon ‚La Journée industrielle‘ in die Höhe gebracht hat. Daneben zeichnet Coty selbst als „Directeur Politique“ an der Spitze des Blattes und schreibt auch von Zeit zu Zeit Programmaufsätze von gutem Durchschnitt und ungewöhnlicher Länge. Man muß es Coty lassen: in den wenigen Jahren, die er im ‚Figaro‘ regiert, ist daraus wieder ein geistvolles und lesbares Organ geworden.

Das also ist geglückt. Nun kann auch die letzte Hürde: der Eintritt ins Parlament keine Schwierigkeiten mehr bieten. Die nächsten Kammerwahlen sind 1924. Das ist noch etwas lange hin, und zudem gilt der Senat doch wohl auch für vornehmer als die Deputiertenkammer. Der erste Anlauf, 1921, mißlingt. Zwei Jahre später wird durch den Tod des Senators Gallini wiederum ein Senatsmandat auf Korsika frei. Mit ungeheuerm Tamtam setzt Coty die Wahlbewegung in Gang. Den Korsen wird Himmel und Erde versprochen, wenn sie ihm ihre Stimme geben. Auch in Paris interessiert man sich für den Wahlkampf, denn man weiß: Coty wird vom Quai d’Orsay, von den Leuten des Ministerpräsidenten Poincaré unterstützt. Cotys Gegner, der frühere 'Marineminister Landry bekommt

Hilfe aus dem Elysée, von Millerand. Am Abend des 8. Juli setzt sich prompt in Ajaccio ein von Coty bestellter Fackelzug zu Ehren des neuen Senators in Bewegung. Der Sonderkorrespondent des ‚Figaro‘ verbreitet die Siegesnachricht: François Coty ist, wenn auch nur mit wenigen Stimmen Majorität, zum Senator gewählt. Aber der Senat, auf den Millerand drückt, macht sich die Mühe, die Wahl des Herrn Coty sehr genau nachzuprüfen, und findet – was auch bei andern Wahlen in Frankreich gelegentlich vorkommen soll – Stimmenfang und offene Korruption. Coty wird das Mandat abgesprochen. Es ist wieder nichts.

Nach dieser Niederlage kann man nicht gut sofort wieder für die Kammer kandidieren. Da die Tore zum Parlament verschlossen bleiben, beginnt Coty, immer selbstverständlich in vorsichtiger Form, für die Diktatur zu schwärmen. Als der Franc in diesem Jahre neue Rückschläge erleidet, sieht es aus, als biete sich endlich für den Multimillionär Coty eine Gelegenheit, an die Macht zu gelangen. Jetzt ist der Augenblick da, unumwunden sein Geld in die Wagschale zu werfen, weil nur Geld helfen kann. Coty propagiert im ‚Figaro‘ eine Art Direktorialregierung, die Gründung eines Initiativkomitees und eines beratenden Komitees, die, mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet, die Finanzen Frankreichs sanieren und vor Allem die schwebende Schuld amortisieren sollen. Die Geldmittel zur Sanierung aber sollen durch eine freiwillige Nationalspende aufgebracht werden, und François Coty – das ist der größte Theatercoup dabei – stellt sich mit 100 Millionen Francs an die Spitze der Sammlung. Er kann das Geld freilich nicht gleich in bar zahlen; aber er verspricht, gegen Verpfändung seines ganzen Privatvermögens, in 10 Jahren die 100 Millionen an die Amortisationskasse abzuführen.

So verdächtig der Plan anmutet: ein großer Teil der französischen Öffentlichkeit fällt auf den Bluff herein, und ein paar Wochen lang spricht man in Paris über Coty. Inzwischen sammelt der ‚Figaro‘ Danksagungen an seinen Direktor von höchsten und allerhöchsten Herrschaften. Sämtliche französischen Kardinäle sprechen François Coty für seine „generöse Geste“ den Dank der Kirche aus und ermahnen das Volk, dieser edlen Tat nachzueifern und mit freiwilligen Spenden zur Rettung der Finanzen beizutragen. Da die Reklametrommel des Herrn Coty immer lauter dröhnt und die Oppositionspresse der Rechten täglich die Regierung beschimpft, weil sie auf diesen bedeutenden Plan noch nicht eingegangen ist, entschließt sich der nette, zuvorkommende, mit Sachkenntnissen nicht beschwerte Finanzminister Raoul Péret, von Staats wegen eine öffentliche Geldsammlung einzuleiten. Zwei Wochen lang erlebt man in Frankreich das groteske Schauspiel, daß in Theatern, in Kinos, in Läden, ja auf der Straße zur Rettung des Franc Geld gesammelt wird, mit dem fulminanten Ergebnis, daß ganze 60 Millionen Papierfranc – noch nicht 10 Millionen Goldmark – zusammenkommen. Jeder ist eben nicht so hochherzig wie François Coty. Aber nun, da Herr Coty sieht, daß aus seinem Vorschlag Ernst wird, und daß es ans Zahlen geht,

bekommt er Bedenken; und eines Tages steht im ‚Figaro‘ zu lesen: Herr François Coty hat seine Hundertmillionenspende zurückgezogen, weil die Regierung nicht seine übrigen Diktaturvorschläge akzeptiert, und namentlich, weil sie zwar den Kardinal-Erzbischof von Paris, Dubois, und den Großrabbiner Levy in den Ehrenausschuß für die Nationalspende aufgenommen hat, aber nicht Herrn Coty.

Ein paar Blätter der Linken mokieren sich über diesen Abschluß der Coty-Aktion, das große Publikum nimmt keinerlei Notiz davon, und der Absatz von Coty-Parfums erleidet keinen Abbruch. Deshalb möchte man glauben, daß François Coty, die kurioseste Figur unter den politischen Avantageuren, doch noch einmal ein kleiner oder ein großer Napoleon werden wird. Denn wenn auch in Frankreich Lächerlichkeit tötet – nirgendwo ist schwerer, sich lächerlich zu machen, als in diesem liberalsten Lande der Welt.

Vier Sommerplätze von Peter Panter

Von der Normandie habe ich schon erzählt. Das ist ein heiteres, grünes Land, mit kleinen Badeströndchen und großen mondänen Plätzen, um die bequeme Wege herumführen. Bevölkert wird dasselbe von Eingeborenen und einigen Fremden, die französisch sprechen; die Landessprache ist englisch. Kleiner Mittelstand, der über die Schienenstränge schlägt, ist bekanntlich das Schauerlichste, was es gibt – nicht zu Unrecht sind die Franzosen manchen Reise-Amerikanern und Valuta-Engländern gegenüber gereizt. Die affenartige Wiederholung einiger Inflationssymptome zeigt aufs neue, was es mit dem Nationalstolz auf sich hat: Romantik von gestern, vorgehängt vors Geschäft von heute. Wenn zum Beispiel kleine Ausschreitungen gegen Fremde vorkommen, dann sagt auch nicht ein Blatt: Dies ist blödsinnig – sondern jedes sagt: Es schadet unsern Handelsbeziehungen. Das haben wir Alles schon einmal gehört. Im übrigen weiß vom normannischen Bauern Keiner was, der nicht bei seinen Erbteilungen, Hypothekenaufnahmen und Grundstücksauflassungen dabei gewesen ist. Die Originalität von „Sitten und Gebräuchen“ liegt hauptsächlich da – der Stamm der Spittelmarktindianer macht keine Ausnahme.

Der Übergang von der Normandie nach Garmisch war etwas schroff.

Wir sind vor Jahren die Ersten gewesen, die den Ruf „Reisende – meidet Bayern!“ ausgestoßen haben, damals, als es sehr, sehr nötig gewesen ist. Etwas geholfen hat er. Und auch heute noch lockte es mich nicht in das Land, von dem der ursaupreußische Fridericus in seiner echt kernig-deutschen Sprechweise gesagt hat: „C’est un paradis, habité par des animaux“ – aber ich war gewiß nicht zu meinem Vergnügen in Garmisch. Das muß auch schwer sein.

Auf den Wegen stapfen unwirsche Norddeutsche, Sachsen, als Diroler verkleidet, und solange sie nicht den Mund auftun, ist die Täuschung vollkommen: dann hält man sie für Berliner. Die Männer sehen alle viereckig aus, auf dem Hals tragen sie

eine kleine Tonne, daran ist vorn das Gesicht befestigt. Morgens
setzen sie es auf, und was für eines –! Die Frauen schlapfen daher.
Alles baumelt an ihnen, auch die Seele. Ich war seit zwei Jahren
zum ersten Male wieder in Deutschland; in der Heimat kann ich nicht sagen,
weil es sich ja um Bayern handelt – wir würden uns das Beide verbitten.

Das Erste, was auffällt, ist: Ganz Deutschland besteht aus Augen.
Große Telleraugen, blanke Glasscheibchen, trübe Wasserflecke –
sie starren dich an. Alle sehen Alle an, ganz genau. Sie mustern,
machen Inventur, prüfen, überprüfen, riechen mit den Augen.
Auch machen sie eine unendliche Wirtschaft aus Allem,
sich und den Andern das Leben schwer und das Reisen zu einer
Dienstpflicht, der sie mit zusammengepreßten Lippen und ange-
strengtem Gesichtsausdruck obliegen; noch nie habe ich auf einer
französischen Bahn einen solchen Trubel um nichts erlebt. Wo Einer sitzt,
ob das Fenster auf oder zu ist, und wie der Handkoffer liegt, und was es
da Alles gibt... es sind typische deutsche „Probleme“: anderswo gibt es
sie gar nicht, oder sie sind keine. Muß das Dasein hier Kräfte kosten –!

Kostet es auch. Die Luft ist geladen mit Spannung – man
empfindet das nie so stark, wie wenn man von draußen kommt,
wo das Leben keineswegs paradiesischer, aber geölter dahin-
fließt, auch da, wo es stockt. Ein französisches Verkehrs-
hindernis erfordert von den Beteiligten weniger Nervenkraft
als der deutsche glatt abgewickelte Verkehr.

Alle sind gestrafft, ihrer Zuständigkeitsrechte sich durchaus
bewußt, scharf abgegrenzt gegen den lieben Fernsten.
Einmal bin ich durch eine Gruppe Sprechender auf einem Korridor
mit einem leise gemurmelten Gebet hindurchgegangen – ich
durchschnitt eine pappendeckelfeste Atmosphäre von Übelwollen
und Offensivgeist. Stramm, stramm.

Dabei ist äußerlich alles praktischer, aber auch beinahe alles
hübscher als in Frankreich: Konditoreien, Hotels, Straßen,
Häuschen, Zigarrendüten. Und dennoch –

Leider haben sie auch eine Bar, wo Prokuristen und Zahn-
ärzte so auszusehen sich bemühen, wie es in ihren Dienstvor-
schriften – den illustrierten Zeitungen – vorgeschrieben steht.
Inferno. Mit heißen, roten Köpfen drehten sich prustende
Klumpen in einem bonbongelben Licht zu den Klängen eines
synkopierten Parademarschs. Einer trank eine Flasche Sekt
und nahm damit zu sich: klassenbewußte Lebensbejahung,
wohlverdientes Ferienglück, Distanzierung gegen Die da unten.
Ein guter Popo ist ein sanftes Ruhekissen.

Auch schwebten wir die Zugseilbahn hinauf, ich paßte auf,
daß Fritzi Massary nicht herausfiel, und daß mir nicht übel
wurde. Die befohlene Aufgabe wurde voll erfüllt.

Die Zugspitzbahn ist ein Triumph menschlichen Erfinder-
geistes, ein Wunderstück deutscher Technik, die Überwindung
der Elementargewalten durch die Kraft der Beharrlichkeit und
etwas völlig Blödsinniges. Wenn ich Zugspitze wäre: man müßte
sich ja zu Tode schämen. Sieht man von den Ski-Leuten ab,
die sich „mit die Brettln“ im Winter da heraufziehen lassen

können, um herrlich wieder herunter, zu Tal, zu fahren – der
Berg ist gar kein Berg mehr. Entzaubert, von seinem Thron jäh
heruntergeholt, eine Plattitüde von dreitausend Metern. Oben
stehen die Leute und wissen nicht genau, was sie da sollen.
Manche lassen sich anseilen, um bis zum noch unasphaltierten
Gipfel zu steigen: grinsend zog an uns ein bayrischer Führer
vorbei, seine Opfer, das Seil über den Sommerüberziehern, zog
er hinter sich her. Ihre Augen sagten: Ihr Lümmels in der
Etappe...! Ein Grammophon mit Schinkensemmeln zeigte an,
bis zu welchen Gebirgshöhen heute die menschliche Zivili-
sation vordringen kann. Polgar, der mit heraufgeschwebt war,
suchte eine Ansichtskarte, die er an Hans Müller schicken
könnte. Dann schwebten wir wieder herunter.

Von dem nun folgenden Fex-Platta oberhalb Sils-Marias
kann ich diesbezügliche Aussagen nicht machen. Mein dort ansässiger
Brotherr, S. J., schloß mich bei meiner Ankunft gerührt in seine
bärtigen Arme, wies mir kurz das Nietzsche-Haus, drohte mit
Ludwig Fulda, der darin sein Wesen trieb, und bedeutete mir streng:
„Und dann ist hier noch viel Natur – setz Dich hin und arbeite.“
Darauf sperrte er mich in einen hängenden Stall, den er als Balkon
ausgab, legte mir einen Band Reichsgerichtsunterscheidungen unter
den wackelnden Stuhl, weiße Rückseiten alter Korrekturfahnen
auf den Tisch und schloß ab. Zu den Mahlzeiten wurde ich ein
Stündchen herausgelassen. Das Fextal soll eine sehr schöne
Landschaftlichkeit besitzen.

Dann fuhr ich nach Hause.

Unterwegs stießen rauhe Schweizerkehlen noch manchmal
einen alten schwyzerischen Schlachtruf: „Passug!“ aus, was ich
für den Anfang eines Landsknechtsliedes hielt, es ist aber ein
Mineralwasser, ich kaufte auf einer Station ein Lokalwitzblatt
und erwachte in Tränen gebadet, in Basel umgurgelten mich
zum letzten Mal die Kehllaute der Saalmädchen, und am frühen
Morgen, als auf der Gare du Nord Jemand neben mir sagte:
„Na nu mah rin ins Vajniejen!“ – da hatte Paris mich wieder.

Jetzt sitze ich in der Bretagne und lerne Englisch, um durch-
zukommen. Zum Abschied in Bayern hatte ich Pallenberg gebeten,
mir etwas Französisch aus seiner reich assortierten Sprechkiste
zu holen; er tat es sofort und erklärte mit aufgeweichten
Konsonanten, er sei ein armes Mädchen, das man im Kriege in einer
belgischen Kupplerei beschäftigt – man braucht hier übrigens
in der Bretagne kein Französisch. Doch, man brauchts, wenn man
die kleinen windstillen Ecken aufsucht.

Nun senken sich langsam -die Eindrücke der Reise nieder,
wie weitflüglige Vögel nach einem langen Flug fallen sie sacht
aus der Luft: In Quimper lag im Stadtfluß ein toter Hund, starr
wie ein zackiger Baumstamm; der Speisewagen von Chur nach
Basel hatte mattfarbene Ornamente, wie vom vorjährigen
Picasso; bayrische Beamte sind manchmal höflich; kein hüb-
sches Mädchen diesmal neidisch vorbeiziehn gesehn; es gibt
einen gewissen norddeutschen Frauentypus, der nur mit Prügel
zu regalieren ist, diese Frauenzimmer fühlen sich an wie gegen

den Strich gebürstete Zylinderhüte; man möchte sein ganzes
Leben lang allein sein; in der Schaukel der Zugspitzbahn stand
ein einarmiger famoser oesterreichischer Offizier; man möchte
nicht mehr allein sein.

Aus der Luft kommt noch ein Vogel matt herabgefallen.

Man möchte doch allein sein.

Dehmel wünscht Erzbergers Ermordung

Der folgende Brief Richard Dehmels, bisher unbekannt, gelangt Anfang September auf einer Autographen-Auktion durch die Firma I. A. Stargardt zur Versteigerung. Er verdient als Dokument der heute schon fast vergessenen Stimmung innerhalb der radikal militanten Partei festgehalten zu werden, weil diese Stimmung es war, die schließlich zu Erzbergers Ermordung geführt hat. Was bei Vielen nur Redensart war, wurde bei leicht erregbaren Menschen wie Dehmel zu ausgesprochenem Wunsch und brachte puerile Desperados zum Attentat. *Alexander Bessmertny*

Blankenese b. Hamburg, 2. 4. 1919.

Sehr geehrter Herr Ostwald!

Der Vorschlag eines alljährlichen Deutschen Friedensfestes ist natürlich sehr lobenswert; aber den 1. Mai halte ich nicht für den geeigneten Tag. Erstens fällt er in die ohnehin festreiche Zeit; denn Ostern und Pfingsten sind Feiertage, die keineswegs blos im christlichen Kultus, sondern tief im germanischen Naturgefühl wurzeln, und es wäre eben so fruchtlos wie ruchlos, sie unserm Volk künstlich abgewöhnen zu wollen. Zweitens ist der 1. Mai so mit parteipolitischen Reminiscenzen belastet, daß man es dem deutschen Spießbürger nicht verübeln könnte, wenn er da nicht mitmachen wollte; es würde kein wirkliches Volksfest werden, sondern wieder blos ein Arbeiterfest, das immerfort die Zwietracht schürt. Man sollte es auf den 2. September legen, den früheren Sedanstag, grade um die Überwindung des alten Kriegsfestes durch das Friedensfest zu betonen. In dieser Jahreszeit fehlt ein großes Fest, und nach der Einbringung der Ernte ist doch jedermann dazu aufgelegt. Man könnte auch noch ein Freiheitsfest auf den 9. November (Revolutionstag) ansetzen, dann wäre die lange festlose Zeit zwischen Pfingsten und Weihnachten endlich ausgefüllt. Daß Sie mich in den Festausschuß wählen wollen, freut mich zwar; aber ob Sie damit Glück haben werden, nachdem man in meinem nächstens erscheinenden Kriegstagebuch meine Ansicht über den Friedensengel Erzberger gelesen haben wird, ist mir einigermaßen zweifelhaft. Ich sage dort und bin noch heute der Meinung: „diesen kautschukmäuligen Pfaffenknecht hätte das Revolutionskomitee wegen fahrlässigen Volksverrats einfach niederknallen sollen.“

Mit schönstem Gruß

Ihr ergebener

Dehmel

Zurück zur Schule von Alfred Polgar

Lustspiel von Birabeau. In einer Schule einquartiert, erleben hierdurch Sommergäste Rückfälle ins Infantile. Der Geist des Raumes fährt in sie. Erinnerung hält mit kindlichem Gefühle, aus dem Manne tritt der heimliche Knabe, aus dem Weibe das Schulmädel. Die Jugendform, die im Erwachsenen sitzt wie das Wasserzeichen im Papier, schimmert durch.

Das hätte eine phantastische, sogar gespenstische Komödie werden können. Oder eine tolle Posse. Leider ist es ein mildes Lustspiel geworden. Mit etwas Schwank-Essenz betropft.

Liebesszenen wie die zwischen Frau Gregor und Hans Thimig haben gar keine Spur Leben mehr. Schon die moderne Tracht schlägt sie tot. Zu kurzem Rock und kurzem Haar kann eine Frau solchen Dialog nicht mehr tragen.

Frau Werbezirks kostbar phlegmatischer Sanguinismus ist, wie allemal, sehr erquickend. Sie kann sich nicht zurückhalten und möchte es doch. Eingezwickt zwischen ihrem Temperament und ihrem Verstand, sprengt immer jenes, herrlich unbekümmert, die Situation. Diesmal darf und will Frau Werbezirk nicht jüdeln. Doch ist die Leistung immerhin nahe genug dem Grenzgebiet des Jargons angesiedelt, daß von Zeit zu Zeit ein Lufthauch Aromatisches herüberwehen kann.

Hans Moser macht diskret einen von Leben und Ehe Zerpaschten. Mehr als komisch dann das Erwachen des Lausbuben. Wie ein galvanischer Strom, Seele und Leib ins Zucken bringend, geht das Schul-Fluidum durch den alten Kerl. Und wie rührende Figur macht er dann, wenn er wieder abgeschaltet ist.

Bücher über die Duse von Axel Eggebrecht

Als Schiller behauptete, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flechte, war die Pietät bestimmt nicht geringer als heute. Aber die Photographie war noch nicht erfunden.

Fast der ganze Reiz und Wert dieser beiden Bücher – Edouard Schneider: Eleonora Duse (Insel-Verlag); Eleonora Duse, Bildnisse und Worte, herausgegeben von Bianca Segantini und Francesco v. Mendelssohn (R. Kaemmerer Verlag) – liegt in den vielen Bildern dieser leidvoll-gespannten Gestalt, dieser unvergleichlichen, schmerzlich-intensiven Züge.

In den gepflegten Essays und geistreichen Kritiken, die das zweite Buch außerdem gibt, halten eigentlich nur ein paar Worte Herman Bangs und einige Zeilen aus Shaws berühmtem Aufsatz: ‚Sarah Bernhardt und die Duse‘ der Gewalt dieses Antlitzes stand. Sonst wird zuviel des Guten über sie und um sie herum gesprochen. Viel stärker also spricht sie selbst aus den Bildern.

Zu Worte kommt sie bei Edouard Schneider. Dieser Freund ihres letzten Jahrzehnts dient seinem Werk, Material für eine Biographie zusammenzutragen, mit voller Hingabe, ohne literarische Ambitionen. Er ist ganz erfüllt von einer

gradezu priesterlich aufgefaßten Aufgabe. An der Wahrheit der Gespräche und Aussprüche, die er überliefert, kann nicht zweifeln, wer das geringste Gefühl für Aufrichtigkeit hat.

*

Diese beiden Dokumente einer Toten müssen grade den jungen empfindsamen Menschen, der die Duse nicht mehr gesehen hat, aufs tiefste erregen. Es ist eine Erschütterung, der er sich merkwürdig hilflos ausgesetzt sieht. Verdreckt in Krieg, Not und Schande, aufgefressen von tausend zweifelhaften Ansprüchen des Tages, hat er im Allgemeinen als letzte Möglichkeit einer gewissermaßen geschlossenen geistigen Haltung einen tiefen Zweifel am wirklichen Wert der ihm überkommenen Kulturwelt. Was sind ihm schließlich – wenn er ehrlich ist – Bilder und Worte in Galerien und Büchern? Was gar das Theater, schon vor dreißig Jahren von Shaw „ein höchst fragwürdiges Vergnügen“ genannt? In einer weiten Zukunft erwartet er vielleicht, mit der Änderung dieser ganzen Welt, eine Verwirklichung blasser Ideale, die jetzt, und offenbar seit langem, nicht mehr möglich ist.

Und nun diese beiden Bücher. So etwas hat es also gegeben. Diese Frau hat ganz vor kurzem noch gelebt und gelitten. Der, wie es Herman Bang nennt, „äußerste Pessimismus ohne Schrei und beinahe ohne Ungeduld“, den man aus jeder Falte dieser sechzig Bildnisse liest – das ist ja grade die letzte Haltung aller lebendigen jungen Menschen zu dieser Welt, der sie noch nahezu ebenso machtlos gegenüberstehen. Unter tausend leergelaufenen Worten bekommt das Wort „Tragik“ einen Sinn vor dieser Gestalt, die vergeblich der Welt das Leid verständlich machen will, das ihr von dieser Welt zugefügt wird – und die dieser Welt doch nicht mehr geben kann als das Schauspiel, wie man an ihr zerbricht.

Die Duse in ihrer fast kindlichen, gläubigen Aufrichtigkeit war eben, bei allem Pessimismus, ein ewig junger Mensch. Nicht ewig jung wie jene Komödianten, die als Großväter noch den jugendlichen Liebhaber spielen wollen. Sondern diese nie an die „Schau“, stets an den ganzen Menschen sich wendende Spielerin, die sich nie schminkte, war unbeugsam, kompromißlos, „radikal“ wie ein junger Mensch. „Ich habe mich überschwänglich an das Leben und die Dinge verschwendet, und es reut mich nicht“, sagt die Dreiundsechzigjährige. Sie, die sich vor allen Eigenschaften ein „freies Herz“ wünschte, blieb frei bis ans Ende. Enttäuscht von Allen, im Stich gelassen, außerstande, ihren Plan einer kleinen eignen Bühne zu verwirklichen, zog sie sich auf der Höhe des Lebens und Erfolges von der Bühne zurück; und kehrte zwölf Jahre später, als Greisin, zurück: nicht aus äußern Gründen, sondern „weil jetzt nach dem Kriege Keiner abseits stehen darf“. Es ist ergreifend, zu sehen, wie diese in der Einsamkeit gereifte Frau nun mit einem Mal auf eine große Änderung der Welt hofft. Sie irrte. Die Welt war nicht besser und reifer geworden. Aber noch dies war der typische Irrtum der Jugend von 1918. Wie alle Hoffnungen der Idealisten einer „Menschheitsdämmerung“ zusammenbrachen, so ging, sie, wieder ganz dem Leid und der Einsamkeit zurück-

gegeben, auf ihrer entsetzlichen letzten Tournee in Amerika zugrunde.

In Schneiders Buch gibt es ein Bild: da starrt ihr altes, schmerzlich-weises Gesicht, Beethoven nicht unähnlich, in die Ferne – wie eine alte Löwin über die Welt der Esel und Füchse hinausblickt. Welch ein Unterschied zu den „bedeutenden Köpfen“ der Zeit! Diese tote Frau, diese Dienerin an der vergänglichsten aller Künste, ist uns näher als hundert bemühte Propheten.

Zwei Seelen von Theobald Tiger

Ich persönlich bestehe zu meinem Heil
aus einem Oberteil und einem Unterteil.

Das Oberteil fühlt seine bescheidene Kleinheit,
ihm ist nur wohl in völliger Reinheit;
es ist tapfer, wahr, gradlinig, anständig und
bis in seine tiefsten Tiefen klar und gesund.
Das Oberteil ist auch durchaus befugt, Ratschläge zu erteilen
und die Verbrechen von andern Oberteilen
zu geißeln – es darf sich über die Menschen lustig machen,
und, wenn Andre den Naseninhalt hochziehn, darf es lachen.

Soweit das.
     Aber, Dunnerkeil,
das Unterteil!

Feige, unentschlossen, heuchlerisch, wollüstig und verlogen;
zu den pfinstersten Pfreuden des Pfleisches pfühlt es sich hingezogen –
dabei dumpf, kalt, zwergig, ein greuliches
pessimistisches Ding... kurz: etwas ganz und gar Abscheuliches.

Nun wäre aber auch Einer denkbar – sehr bemerkenswert! –,
der umgekehrt.

Der also in seinen untern Teilen nichts zu scheuen hätte,
keinen seiner diesbezüglichen Schritte zu bereuen hätte –
ein sauberes Triebwesen, ein ganzer Mann und
bis in dessen tiefste Tiefen klar und gesund.

Und es wäre zu denken, daß er am gleichen Skelette
eine Seele mit Maukbeene hätte.

Was er nur andenkt, wird faulig-verschmiert;
sein Verstand läuft nie offen, sondern stets maskiert;
sogar wenn er lügt, lügt er – glaubt sich nichts, redet sichs aber ein –
und ist oben herum überhaupt ein Schwein.

Vor solchem Menschen müssen ja Alle, die ihn begucken,
vor Ekel mitten in die nächste Gosse spucken!
Da striche auch ich mein doppelkollriges Kinn
und betete ergriffen: „Ich danke dir, Gott, daß ich bin, wie ich bin!“

Was aber Menschen aus einem Gusse betrifft in der
schönsten der Welten –:
der Fall ist äußerst selten.

Begnadigung

Das Preußische Justizministerium, das es – oho! – trotz Allem als Aufsichtsbehörde gibt, hat sogenannte „Beauftragte für Gnadensachen“. Diese Begnadigungen gehen, obgleich ein Teil der Justiz, im Dunkel des Verwaltungsweges vor sich, wie ja auch eine Kontrolle der Strafvollstreckung kaum besteht. Was geschieht – ?

Das Gericht spricht in einer politischen Strafsache seine ebenso politische Meinung aus. (Wir sollten nicht mehr den Fehler machen, diese Veranstaltungen als Rechtsprechung anzusehen – damit hat diese rein administrative Betätigung nichts zu tun.) Nehmen wir einmal an, daß ein nationaler Angeklagter zu einer, selbstverständlich milden, Strafe verurteilt wird. Wie verbüßt der Mann seine Strafe – ?

Davon wissen wir gar nichts. Wir wissen nicht, welche Vergünstigungen er genießt, wer sie ihm gibt; ob man aus seiner Gefängnisstrafe nicht eine milde Haftstrafe macht – ob aus der Festungsstrafe nicht eine Farce wird... wir wissen das nicht.

Wann wird er begnadigt? Das gelangt in den seltensten Fällen in die Öffentlichkeit – eine Kontrolle über die politische Handhabung dieser Begnadigungsakte ist also nicht vorhanden.

Wird umgekehrt ein linker Mann zu Zuchthaus oder zu Gefängnis verurteilt – wer hilft dem Sträfling, wenn er schikaniert wird, daß ihm die Augen übergehen? Keiner. Denn die vorgesetzte Behörde, oder wie sich dieses Gremium nennt, wo immer Einer die Verantwortung auf den Andern abschiebt, braucht nur „sinngemäß“ die Bestimmungen anzuwenden – und der Mann tut gut, sich aufzuhängen.

Blast euch nur dem Mittelalter gegenüber auf –! Wir, wir haben eine Geheimjustiz.

Der Verteidiger bekommt die Akten nicht zu sehen, bis Polizei und Untersuchungsbehörde sie schön gar gebacken haben; was man mit juristisch ungeschulten Leuten in Verhören anfangen kann, weiß jeder Jurist. Das bißchen Verhandlung ist öffentlich: so oft unverständlich ohne Aktenkenntnis, eine überflüssige Formalität – zwar wird das Urteil da gesprochen, aber nicht gebildet. Strafvollzug und Begnadigungsakte stehen außerhalb jeder Kontrolle – dieses Parlament hat sich selbst geköpft und sich so in kindischer Autoritätsfurcht jedes Ansehen genommen. Was ist ein Abgeordneter im Gefängnis? Höchstens ein Sträfling – sonst hat er da nichts zu suchen.

Die deutsche Strafjustiz in politischen Prozessen verdient das Vertrauen, das sie genießt. *Ignaz Wrobel*

Genfer Minderheiten-Kongreß 1926

Dem ersten Kongreß der nationalen Minderheiten Europas im Oktober 1925 folgt vom 25. bis 27. August 1926 der zweite.

Das Ergebnis des ersten war – an dem Umfang des Interessentenkreises und an der Wichtigkeit des Problems gemessen – gering: drei Resolutionen so allgemeiner Natur, daß weder die Minderheiten noch die Staaten etwas mit ihnen anzufangen wußten noch wissen. Manches kluge Wort, einige unkluge Anspielungen, wenige großzügige Gedanken, fast keine fruchtbare Idee: das war das Resultat für die Delegierten.

Hinter den Kulissen des Kongresses wurden zwar Versuche gemacht, positivere, auf bestimmte politische Kombinationen und Möglichkeiten zugeschnittene Ergebnisse zu erzielen. Ihre Konzeption aber – Versuche regionaler Zusammenarbeit und der Gruppenbildung unter den Minderheiten – war verfehlt, wie die Erfahrung gelehrt hat. Wer die Minderheitenfrage nicht als eine Angelegenheit der Außenpolitik betrachtet, wie es auf Wunsch

der alldeutschen Verbände im Reich für die deutschen Minderheiten geschieht, sondern in der Minoritätenbewegung das ethische Moment der Völkerverständigung hervorgehoben wissen will, der muß solcher Komplizierung des Problems Widerstand entgegensetzen. Soll die Minderheitenbewegung – wie von den Initiatoren der Genfer Kongresse behauptet wird – neue Kriege verhindern, dann muß in erster Linie eine machtpolitische Gruppierung der Minderheiten nach waffenbrüderlichen, mitteleuropäischen oder andern Kräfteballungen entschieden bekämpft werden.

Daß solche Pläne von den deutschen und ihnen geistesverwandten Gruppen außerhalb des Kongreßrahmens erwogen werden konnten, demonstriert den Einfluß jener Politiker aus dem Reich, die als „Ehrengäste“ die Ideologie des Alldeutschen Verbandes oder des Arbeitsausschusses Deutscher Verbände in die Genfer Verhandlungen einschleppen wollen. Auf die Gefährlichkeit dieser Bestrebungen kann nicht deutlicher hingewiesen werden, als in Nummer 33 der ‚Weltbühne‘ Hugo Frank getan hat.

Der diesjährige Kongreß hat ein weitausgreifendes Programm, das minderheitspolitisch wichtige, unter den Minoritäten selbst aber schon einer verschiedenartigen Auffassung und Betrachtung unterliegende Angelegenheiten anrühren wird. Anrühren, aber nicht ausschöpfen wird. Die Frage nach dem Grunde einer Überfüllung des Programms, die bei der rein physischen Unmöglichkeit, es auch nur einigermaßen zu erledigen, den Ernst und die Bedeutung des Tages gefährdet, ist mehr als berechtigt.

Auf die Pläne und Absichten, die sich unter solcher stofflicher Überladung verbergen, mögen mit Nachdruck die Minderheiten aufmerksam gemacht werden, die nicht verpflichtet oder gewillt sind, sich von der Propagandaabteilung des Arbeitsausschusses Deutscher Verbände bevormunden zu lassen. Die einzige Antwort auf jene Frage lautet: Bevor nicht Deutschland in den Völkerbund aufgenommen ist, soll die Frage des Minderheitenrechts und des Minderheitenschutzes durch den Minderheiten-Kongreß nur dilatorisch behandelt werden. Da den gut informierten deutschen Minderheitenpolitikern nicht unbekannt ist, wie sehr sich die Schwierigkeiten vor dem Eintritt Deutschlands in den Völkerbund wieder häufen, so ist begreiflich, daß sie nicht gewillt sind, den Kongreß mehr als einen Kongreß sein zu lassen, zumal sie nach offiziellen Erklärungen des Auswärtigen Amts mit Recht eine neue Phase in der Traktierung des Teilproblems der deutschen Minderheiten in den Fremdstaaten nach der Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund erwarten dürfen. Für den Fall, daß Deutschland auch jetzt seinen Eintritt in den Völkerbund nicht vollzieht, ist schon Ersatz vorgesehen. Die deutsche Minderheit in Rumänien (Dr. Kasper Muth) propagiert mit Emphase einen „Völkerbund der Minderheiten“, der ja auch von einem prominenten Vertreter des Arbeitsausschusses Deutscher Verbände (Dr. Lutz Korrodi) sicherlich schon deswegen begrüßt wird, weil man dort die Beteiligung Deutschlands an dem – gewiß noch recht unvollkommenen – Völkerbund der Staaten nur mit Widerwillen ansieht.

Der zweite Genfer Kongreß der Minderheiten wird nicht zugeben können, von der allein möglichen Minderheitenbasis hinweggeschoben und in das Gefahrengebiet einseitiger oder vielseitiger machtpolitischer Ideen und Pläne eingestellt zu werden. Nur als reine Interessenvertretung sämtlicher Minderheiten und als Gutachterkollegium für die anzustrebende allgemeingültige Kodifizierung eines internationalen Minderheitenschutzes hat der Kongreß Existenzberechtigung und Wirkungsmöglichkeit.

Jan Skala

Die theatralische Sendung der Kirche

Eine Tatsache, gegen deren Peinlichkeit kein Witz hilft:
einige Kirchen einer sächsischen Großstadt verlangen Eintritt...
Mein Gewährsmann wollte der Trauung eines Bekannten beiwohnen
und betrat zu diesem verständlichen Zweck die Kirche.
Genauer ausgedrückt: er war im Begriff, das Portal zu durchschreiten.
Da näherte sich ein Kirchendiener und fragte, ob er zu den Festteilnehmern
gehöre. Er mußte das verneinen, wunderte sich (doch nicht allzu sehr)
über die Neugier kirchlicher Behörden und wollte weitergehen. Da aber
teilte ihm der Kirchendiener mit: unter diesen Umständen sehe er sich
freilich genötigt, ein Eintrittsgeld von 20 Pfennigen zu erheben.
Andre Kirchen derselben Stadt fordern gar eine halbe Mark.

Mein Gewährsmann rieb sich die Augen, fand: er träume nicht, kehrte um und versuchte
durch ein Seitenportal und ungestört in die Kirche zu gelangen. Aber auch dort wurde ihm
von einem Kassierer aufgewartet. Beinah erbost fragte er den Küster, ob das Entree
im Abonnement billiger und wie groß der Preisunterschied zwischen Erstem und Mittel-Parkett,
zwischen Loge und Tribüne sei. Aber leider erhielt er keine Auskunft.

So wird aus der Kirche ein Komödienhaus. Da die Darbietungen Gesang
und Musik enthalten, läßt sich sogar noch präziser urteilen und sagen:
Die Kirche wird zur Operette. Ob der Eintritt 20 Pfennige oder 2 Mark kostet,
ist wirklich nur eine Preisfrage. Freilich: 2 Mark würde Niemand
für dieses Theater ausgeben wollen. Daß der Gottesdienst selber noch kosten-
los verabreicht wird, darf wohl als Übergang angesprochen werden. Auch könnten
die kleinern Parochien besonders beliebte Prediger zu sich einladen
und Schilder anbringen, auf denen stünde: „Heute Gastspielpreise!"
Aber Spaß beiseite:

Wenn eine religiöse Gemeinschaft von freiwilligen Gaben
ihrer Mitglieder nicht mehr bestehen kann, hat sie bereits zu
lange bestanden. Wenn sie ihr Gotteshaus nur gegen Eintritts-
geld zeigt, liegt zutage, daß sich die Sache nicht mehr lohnt.

Erich Kästner

Die Altersgrenze

Wer dreißig Jahre nicht gestört,
der wird beim Abbau wichtig.
Und seine Presse schreit empört:
Jetzt wird der Mann erst richtig!

Sind seine Wirbelknochen steif,
Arterien am Verkalken,
dann ist der echte Deutsche reif,
Gesetze durchzuwalken.

Für einen Greis ists nie zu spät,
ein hohes Amt zu zieren.
Man läßt ihn gar, voll Pietät,
das Strafrecht reformieren.

Der Staat ist nicht mehr in Gefahr,
der so sein Liedchen leiert.
Und wenn er auch verjudet war:
er wird verebermayert!

Ernst Huth

Diktatursehnsucht

Wie werden wir morgen regiert werden? Eine Frage, die
man sich auf das Jahr 1912 wohl vorlegen darf. Und vor Allem:
Wie wünschen wir regiert zu werden? Darüber ist der größere
Teil der Bourgeoisie kaum im Zweifel. Sie erstrebt die Dikta-
tur, und ihre Salons sind voll von Leuten, die sehnlichst wün-
schen, daß man ihnen die Freiheit raube.
Es ist also in Frankreich ein schöner Diktaturposten frei.
Merkwürdig ist nur, daß sich nicht mehr Kandidaten einfinden;
es findet sich sogar überhaupt keiner ein. Unsre Politiker wol-
len wohl die Macht. Aber sie legen keinerlei Wert darauf, sie
unter gar zu gefährlichen Bedingungen auszuüben. Sie möchten
gern einen Diktaturposten mit schönem Gehalt, sicherer Pension,
ohne Gefahr und Verantwortlichkeit. Das ist die Auffassung der
Diktatur, die heute Mode ist. Es ist überflüssig, zu bemerken, daß

Cromwell, die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses und der erste Konsul eine etwas andre Auffassung hatten. Was uns im Grunde am meisten fehlt, sind die wirklich Ehrgeizigen. Was uns regiert, sind nichts als gute Bürger und friedliche Familienväter, mehr Bürovorstände als Parteiführer. *Alfred Capus*

Wetten, daß…?

Wetten, daß dem Richter Kölling nicht das Leiseste geschieht?

*

Wetten, daß keiner der wegen „Landesverrat" ins Zuchthaus geworfenen Arbeiter begnadigt wird?

*

Wetten, daß abgesetzte parlamentarische Minister auch weiterhin eine Pension bekommen, selbst wenn sie sie gar nicht nötig haben?

*

Wetten, daß Wolfgang Heine auch in Zukunft niemals ohne den Titel „Staatsminister a. D." ausgehen wird?

*

Wetten, daß die SPD den nächsten Reichswehr-Etat bewilligen wird?

*

Wetten, daß kein deutscher Richter wegen ungehörigen Verhaltens gegen den Angeklagten vom Deutschen Richterverein desavouiert werden wird?

*

Wetten, daß die Flaggenverordnung in Kraft bleiben wird?

*

Wetten, daß...? *Kaspar Hauser*

Umgang mit Leichen

Aussage des Polizisten: „Ich glaubte einen Augenblick, da läge eine Leiche, und bekam einen großen Schreck. Ich hielt ihm den Revolver auf die Stirn und sagte: Sind Sie tot oder lebendig? Da stand er auf." *Vossische Zeitung*

Ein seltenes Naturspiel

Im Deutschen Theater war zum 75. Mal Max Adalbert das „Ekel" — es ist „zum Piepen", ein richtiges Sommervergnügen: die Leute tragen bei der Hitze das Zwerchfell nach außen, und Adalbert packt sie daran, rüttelt sie, zaust sie, bis sie ganz erschöpft sind vom Lachen. *Berliner Morgenpost*

Nationales Rindvieh

Suche zum 1. Nov. bei 70 bis 75 Stück Rindvieh eine national gesinnte, ehrliche, strebsame **Melker-Familie**
H. Steffens, Hofbesitzer, Borstel b. Brokstedt
Schleswig-Holsteinische Landeszeitung

Liebe Weltbühne!

Vor dem Romanischen Café in Berlin sitzt ein Bettler, eine bejammernswürdige Ruine. Arme, Beine sind amputiert, er ist blind, taub und stumm, wie ein Plakat verkündet. Auf dem Pflaster liegt ein zerschlissener Hut neben ihm, in den die Passanten mitleidig ihre Sechser und Groschen fallen lassen. Da passiert ein bekannter Journalist ungarischer Provenienz den Tatort, erblickt die Ruine, stutzt, liest blitzschnell die Personalbeschreibung des Unglücklichen, lüpft den Hut, spricht bedeutsam das Zauberwort: „Presse" und geht, ohne gespendet zu haben, vorüber.

Iphigenie in Doorn

Reporter schreiben Feuilletons auf Stelzen,
die allzu leicht bewegte Feder zuckt.
Vor tiefer Rührung möchten sie zerschmelzen:
Ihr Kaiser hat mal übern Zaun geguckt!

Da kam im Benz-, im Ford-, im Fiat-Wagen
rings aus der Nachbarschaft die Industrie.
Auf einem Feldherrnhügel tät Er ragen.
Ein lebend Mahnmal deutscher Monarchie.

Man wird das Schauspiel öfters wiederholen
(das nächste Mal im byzantinschen Stil).
Doch der im Barte sitzt auf heißen Kohlen,
strebt zum Ex-Ziele im Exil! *Karl Schnog*

Ernst Simon. In Nummer 32 hat A. Mann das Zuchthaus Werden an der Ruhr und seine Sträflingsarbeit für die Holzgroßhandlung W. Döllken & Co. geschildert. Als Inhaber dieser Firma schreiben Sie mir: „In den vielen Jahren, die ich Ihre Zeitschrift lese, habe ich die Überzeugung gewonnen, daß Sie es nicht gutheißen werden, wenn der gute Ruf einer weit über die Grenzen Deutschlands und Europas angesehenen Firma in den Staub gezogen wird. Denn wo soll es hinführen, wenn man von einer mit Ort und Namen bezeichneten Firma behauptet, daß sie ‚unter staatlicher Aufsicht Gefangene in Siechtum und Tod treibt‘, während sie in Wirklichkeit nichts andres getan hat als 1000 andre Unternehmer, nämlich im Gefängnis arbeiten zu lassen! Das Arbeitspensum wird von der Anstalt nach Probeleistung festgesetzt; die Räume werden für die entsprechenden Arbeiten dem Unternehmer zugewiesen; wenn es also Klagen darüber gibt, so treffen sie lediglich die Strafanstaltsleitung und nicht den Unternehmer. Im übrigen ist, wie jeder Arzt bezeugen wird, ausgeschlossen, daß durch Säge- oder Holzmehl Tuberkulose hervorgerufen wird. Und daß tuberkulöse Gefangene seinerzeit von der Anstaltsleitung zu solchen Arbeiten kommandiert worden waren, ist nach Aussage unsrer Meister, die seinerzeit auf der Anstalt tätig waren, ganz ausgeschlossen. Das Schleifen in der Zelle ist kurze Zeit nur von wenigen Leuten ausgeführt worden; die Hauptschleiferei war in einem großen Saal, der seit mehr als sieben Jahren mit elektrischer Ventilation versehen ist. Warum der Verfasser grade unsre Firma mit Namen herausgreift, ist mir unverständlich, zumal in weiten Kreisen bekannt ist, daß ich meine demokratische Gesinnung – ich bin seit vielen Jahren demokratischer Stadtverordneter und im Vorstand der Demokratischen Partei hier – nicht nur nach außen, sondern vor Allem als Betriebsleiter hinsichtlich sozialer Einrichtungen betätige. Wenn ich in dem kleinen Betrieb in der Strafanstalt, den wir neben unserm großen Fabrikunternehmen auch heute noch unterhalten, nicht erheblich zur Erleichterung des Loses der Gefangenen beitragen kann, so liegt das in der Art des Strafvollzugs. Soweit es möglich ist, geschieht es stets, sowie auch häufig Gefangene, die besonders ordentlich und fleißig waren, bei ihrer Entlassung einen Geldbetrag erhalten, der ihnen über die ersten schweren Tage hinweghelfen soll.“ Soweit ich A. Mann verstanden habe, galten seine Vorwürfe fast gar nicht Ihnen, sondern fast ganz dem Zuchthaus, das von Ihnen 80 Pfennige für Mann und Tag empfing und davon 2 – 4 Pfennige an den furchtbar hart arbeitenden Sträfling abführte. Aber auch das liegt eben „in der Art des Strafvollzugs“, den ringsum gründlich zu ändern offenbar höchste Zeit ist.

Republikaner. Die Staatsoper ist gerettet! Das ist jetzt nicht mehr nur ein ironischer Ausruf von Klaus Pringsheim. Vorige Woche hat sie ihre Spielzeit eröffnet – und was tut Gott? Auf dem Plakat ist vom ‚Platz der Republik‘ die ‚7‘ verschwunden, die Klammern sind gefallen, und auch die Schrift ist um eine Nuance leserlicher geworden – mit einem Wort: die Republik marschiert. (Auf dem Theaterzettel.)

Dr. Raymund Schmidt in Leipzig. Sie lehnen jede Verantwortung dafür ab, daß Fritz Mauthners Witwe, wie sie in Nummer 32 mitgeteilt hat, dem Hochstapler Rolf Hoffmann auf den Leim gegangen ist. Sie schreiben mir: „Frau Mauthner hat mir seinerzeit mitgeteilt, daß sie mit dem Gedanken umgehe, den Nachlaß ihres Gatten der philosophischen Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Sie sei jedoch im Unklaren darüber, wie eine eventuelle Stiftung am besten in die Wege zu leiten sei. Der Unterzeichnete gab daraufhin lediglich den Rat, in dieser Angelegenheit doch einmal Dr. Rolf Hoffmann in Er-

langen zu befragen.“ Und was schreibt Frau Mauthner? „Von verschiedenen Seiten – auch vom Verleger Meiner und Dr. Raymund Schmidt – wurde ich auf einen Dr. Rolf Hoffmann aufmerksam gemacht.“ Keine Silbe mehr über oder gar gegen Sie. Nicht der kleinste Versuch, Ihnen eine Verantwortung aufzubürden. Unsre Veröffentlichung hatte gar nicht die akademische Absicht, etwa „die Schuldfrage aufzurollen“. Sie hatte zwei durchaus praktische Zwecke: einem gemeingefährlichen Hochstapler für die Zukunft das Handwerk zu erschweren und eins seiner arglosen Opfer in letzter Stunde vor schwerem Schaden zu bewahren. Der Hochstapler hat die Stirn gehabt, nach der Lektüre des Artikels aus dem Hotel Adlon, wo er Frau Mauthners Geld durchbringt, den Verlag der Weltbühne anzurufen. Das entspricht ganz dem Bilde, das mir ein Leser von ihm entwirft. „Ich habe das zweifelhafte Vergnügen gehabt, mit Hoffmann vor 14 bis 15 Jahren in Freiburg und München zu studieren, und habe dem Kreise, in dem Hoffmann verkehrte, schon damals prophezeit, daß dieser seine Karriere als Hochstapler beschließen werde. Schon vor dem Kriege zeigte er alle Merkmale der moral insanity: äußerlich Pose und Mache, stets geschäftig, im Eilschritt, von einer Reihe von Bewunderern und Schwärmern umgeben – innerlich schlecht und verlogen, jedes Wort eine tönende Phrase, jedes zweite Wort eine faustdicke Übertreibung, sprich: Lüge. Heute sich an den Professor X. heranmachen, morgen ihn als läppischen Idioten bezeichnen, übermorgen mit völkischen Studenten als Zuschauer auf die Mensur gehen, um am vierten Tage in einem Kreise von ‚freien‘ Studenten Haltung, Gebärden und Reden ‚teutscher Kommilitonen‘ nachzuäffen: das war Hoffmann. Ein Konjunkturschmarotzer, der nirgends zu fassen war. Ein rücksichtsloser Egoist, wenn es auf seinen Vorteil ankam, ein lästiger Schwätzer, wenn er zu bitten hatte. Seine Kriegszeit, sein Dr. phil. sollen etwas im Nebel liegen. Plötzlich erstand er in aller Herrlichkeit als Mentor des Geistes und der internationalen Verständigung. Einer Russin, mit der er sich kurz vor dem Kriege verlobt hatte, gab er den Laufpaß, um sich mit einer reichen Bauerngutsbesitzerstochter zu verloben. Der Weg ins Freie war offen. Jetzt wurden die feinsten Verbindungen angeknüpft. Daß ihm namhafte Köpfe geglaubt haben, wundert mich nicht bei seiner Intelligenz und Beredsamkeit. Ob die arme Frau Mauthner etwas wiedersieht, weiß ich nicht. Hoffmann hat nichts; es soll Alles der Frau gehören. Ob die nun wenigstens ihn der Justiz überantworten wird?“ Das wird sich zeigen. Unser erster Zweck ist erreicht: die Welt ist vor dem Kerl genügend gewarnt. Aber zum Glück ist auch unser zweiter Zweck erreicht: ein Abonnent der ‚Weltbühne‘ hat die achttausend Mark zur Verfügung gestellt, die nötig sind, um Fritz Mauthners Erbe für seine Witwe zu retten.

Carl Marmulla. Übertrag des ‚Notfonds Heinrich Wandt‘: 51 Mark. Dazu kommen von: C. M., Theater am Nollendorfplatz 10, W. Lembke, Hohenschönhausen 10, Rechtsanwalt Dr. Otto Simon, Mannheim 8, Hermann Heller, Wilmersdorf 5, M. R., Berlin NO. 10, – zusammen 94 Mark. Das Postscheckkonto Berlin 134 038 des Friedensbundes der Kriegsteilnehmer nimmt mehr Beträge entgegen.

Misanthrop. Ja, das kann man wohl sagen, daß eine gewisse Presse in ihren Berichten und Besprechungen über das grauenhafte Eisenbahnunglück auf der Strecke Berlin – Köln an Dummheit und Servilität alle Rekorde geschlagen hat. Aber auch der neu gewählte und noch nicht bestätigte Generaldirektor Dorpmüller hat sich auf der Höhe der Situation gezeigt. In einer begreiflicherweise ganz vertraulichen Pressebesprechung hat er mitgeteilt, daß das Direktorium, an der Spitze er selbst, einstimmig beschlossen habe, auf 75 % der nicht ganz kleinen Direktorengehälter zu verzichten und die derart frei gewordenen Mittel für bessere Bewachung der

Strecken zu verwenden. Dadurch soll ermöglicht werden, daß ein Streckenwärter nicht mehr 20 Kilometer allein abzugehen hat, sondern höchstens noch 19. Selbstverständlich ist Dorpmüller — wie die gesamte Reichsregierung, deren einzelne hervorragende Mitglieder ihre Teilnahme durch Telegramme im Stil Wilhelms II. kundgegeben haben — der festen Überzeugung, daß die Schuldfrage ganz einwandfrei gelöst werden muß. Zu diesem Zweck wird der Fall direkt an das Reichsgericht gegeben, das, wie Sie ja schon wissen, von Leipzig weggenommen und nach Magdeburg verlegt wird; und zwar unter Leitung des Landgerichtsdirektors Hoffmann. Dieser wird die Untersuchung persönlich führen und hat bereits Herrn Kölling, begleitet von seiner bewährten rechten Hand, Herrn Kriminalkommissar ten Holt, an den Tatort entsandt, da der äußerst begründete Verdacht besteht, daß Rudolf Haas, um die Spuren seines Verbrechens zu verwischen und das Interesse der Öffentlichkeit von seinen eignen Schandtaten abzulenken, den Unfall mit Unterstützung der Berliner Kriminalpolizei in Szene gesetzt hat. Alle Teilhehmer der Konferenz waren des Glaubens, daß auf diese Weise die Wahrheit unverzüglich ans Tageslicht kommen wird, und zollten Herrn Dorpmüller für seine lichtvollen Ausführungen nicht enden wollenden Beifall. Dann wurden die Reporter der Hugenberg-Presse entsprechend instruiert.

Zeitungsschreiber. Ich habe in Nummer 33 neun Juden aufgezählt, die Herr Hugenberg bei der nächsten Gelegenheit — gemäß seiner Notverfassung — ins Judenkonzentrationslager abführen lassen wird, wenn nämlich diese redaktionellen Spießgesellen ihm durch ihre vorbereitende antisemitische Arbeit die Gelegenheit dazu verschafft haben werden. Aber man macht mich darauf aufmerksam, daß die Zahl seiner Leibjuden noch größer ist. Hinzu kommen: als Londoner Korrespondent Oskar T. Schweriner; in der Lokalredaktion des Berliner Lokal-Anzeigers Max Caro; als Lokalchronikeur der ‚Nachtausgabe' Max Pollaczek. Damit nicht genug, hat diese feine ‚Nachtausgabe' zur Aufpulverung ihres Informationsdienstes zwei Juden aus der Wiener ‚Stunde' bezogen. Der eine, Herr Wilde, ist nur Wiener, während der andre einen unaussprechlichen Namen in der Klangfärbung von Madaikiy oder so ähnlich hat und demgemäß aus Ungarn stammt. Die Gesamtzahl der Scherl-Juden gelangt mit diesen vierzehn exemplarischen Exemplaren fast an die Höchstgrenze einer respektabeln Bauernmandel; wobei keineswegs sicher ist, daß Herrn Hugenbergs Toleranz nicht alle Erwartungen weit übertrifft. Bestimmt aber übertrifft alle Erwartungen ein Helfershelfer der Antisemiten, von dem man doch schon geglaubt hatte, daß er längst seines Wachstums Gipfel erreicht habe. Das ist, schreibt der ‚Vorwärts', „der jüdische Rechtsanwalt Dr. Max Naumann, Gründer des Verbandes nationaldeutscher Juden, der ausgerechnet die antisemitische ‚Börsenzeitung' benutzt, um die Methoden des Kölling zu beschönigen! Das ist leider gar nicht mehr befremdlich. Auch nicht, daß der jüdische Anwalt die Aufdeckung des Magdeburger Justizskandals in literarischer Verbrämung — er zitiert sogar Anatole Frances ‚Insel der Pinguine' — als eine Mache des versippten Judentums darstellt. Das war bisher zwar den Antisemiten in Reinkultur vorbehalten — nicht einmal Hugenberg hat sich so weit verstiegen —, aber wenn der Führer der deutschnationalen oder ‚nationaldeutschen' Juden es in einem antisemitischen Börsenblatt schreibt, dann wird man keine Ursache haben, den Wulle oder Sodenstern besonders gram zu sein." Nein, wirklich nicht. Sondern da hat man eben die größte Mühe, nicht auch Antisemit zu werden.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Der Fall Völkerbund von Carl v. Ossietzky

Der negative Ausgang der deutsch-belgischen Besprechungen um Eupen-Malmedy hat in Deutschland beträchtliche Verstimmung hervorgerufen und die außenpolitischen Wetterwarten in den großen Redaktionen sind sich nur noch nicht einig darüber, ob der Fehlschlag auf englische oder französische Ränke zurückzuführen sei. Unbestritten ist nur, daß von Belgien ein Angebot vorlag, ein ihm durch den Friedensvertrag zugesprochenes Territorium gegen entsprechende finanzielle Kompensationen zurückzugeben.

Wer diese Absicht auch durchkreuzt hat, Chamberlain oder Poincaré, oder, wie am wahrscheinlichsten, Parker Gilbert, der Reparationsagent, er hat, ohne zu wollen, ein gutes Werk getan. Menschen sind kein Handelsobjekt wie Vieh oder Baumwolle. Mit einer solchen Abtretung, ohne die Bevölkerung zu befragen, wird nichts gut gemacht und der Verständigung nicht gedient. An Stelle der Deutschen wären plötzlich die Wallonen Minderheit geworden, und das Problem hätte nur die Farbe gewechselt. Die Not der Minoritäten ist international und heischt zentrale Lösung. Die Willkür eines Tauschgeschäftes konnte generelle Regelung in absehbarer Zeit nur erschweren.

*

Eines ist jedoch bemerkenswert an dieser belgisch-deutschen Episode: hier wird deutlich aufgezeigt, wie Deutschland jetzt im Spiel der Mächte dem beherrschenden Mittelpunkt näher rückt. Hier zu Lande stöhnt man noch immer über den Schmachfrieden und daß man vor lauter Ketten gar nicht laufen könne. So wie ein alter Drehorgelmann, der ein Vermögen geerbt hat, aus verwurzelter Gewohnheit noch immer tagtäglich am Wege seine Bänkelmelodie dudelt, den schäbigen Filz zwischen den Knien. Denn trotz Hungerfrieden und Dawes-Versklavung: die deutsche Wirtschaftsmacht arbeitet so intakt wie je und lädiert ist nur Väterchen Staat. Zwar sinkt die Lebenshaltung der Lohnempfänger tiefer und tiefer. Zwar ist das früher so wohlhäbige Bürgertum aus Kriegsfuror und Revolutionsangst expropriiert erwacht (es waren nicht die Roten, die geplündert haben!), aber die Kapitalsmacht steht fester als je zuvor. Aus der Niederlage des Kaiserreichs ist der unerhörte Triumph der deutschen Schwerindustrie gewachsen; und wenn in Frankreich, in Polen, in Italien noch immer von einer deutschen Gefahr gesprochen und die Möglichkeit deutscher Geheimrüstungen in dunkelsten Farben ausgemalt wird, so geschieht das nicht aus einem schon sagenhaft gewordenen

Deutschenhaß, sondern aus Furcht, daß über kurz oder lang die neue Tatsache ihren politischen Ausdruck finden muß.

Besiegtes Land? Rundum kranke Wirtschaften, bresthafte Valuten. In Deutschland überall Konzentration. Belgien, ein Siegerstaat, bietet Land für Geld. Das Alles sieht man draußen schärfer als bei uns, wo man noch die Ohren voll hat von den Klängen hochoffizieller Jammerarien. Die Ketten von Versailles liegen nur noch zum Hausgebrauch da, und man jongliert damit so gelenkig wie Rastelli mit seinen Bällen.

*

Erhöhte Konfusion um Genf. Alarmruf aus Paris: „Der Völkerbund in Gefahr!“ Antwort aus Berlin: „Deutschlands Haltung zu den bevorstehenden Ereignissen bleibt kühl und sachlich. Wir werden erst kommen, wenn die Andern einig sind. Wenn nicht, dann bleiben wir eben draußen. Deutschland braucht nicht den Völkerbund, sondern umgekehrt.“ Stolze Spanier, stolzer als die im Escorial, die noch schnell das Tanger-Geschäft fingern möchten. Ob aber Deutschland seinen Ratssitz erhält oder nicht, – der Völkerbund hat einen ernsthaften Echec erlitten. Auch durch Erfüllung des deutschen Anspruchs ist der Schaden nicht repariert.

Es wird bei uns übersehen, daß Deutschland, indem es seinen Beitritt an Bedingungen knüpfte, sehr viel zur gefährlichen Komplizierung der Situation beigetragen hat. Das war das Signal für die meisten Regierungskanzleien, die Pandorabüchse des sacro egoismo zu öffnen und Kompensations-Forderungen anzumelden. Der Saal der Reformation wurde zur Schacherbude. Der Geist des Wiener Kongresses stand wieder auf.

*

Ist der Fall Völkerbund überhaupt noch kurierbar? Selbst 1924 wäre der Eintritt Deutschlands noch ein großes moralisches Ereignis gewesen. Denn damals bestanden noch Möglichkeiten, den Völkerbund wirksam zu machen. Da zerschnitt Stresemann den Faden. Denn was unsre Außenpolitik an überstaatlicher Organisation goutieren kann, das ist nicht der Friedensbund demokratischer Nationen mit fester Bindung der Mitglieder, sondern ein zu nichts verpflichtender Honoratiorenkonvent, wo man sich auf der Bank der Großmächte dicke tut.

Die Tragödie des Völkerbundes: der Krieg hat seinen eignen gut geschmierten Mechanismus, der selbsttätig läuft; der Frieden aber hängt noch immer von dem guten Willen der Menschen ab. Und diese Menschen sind nicht in der Überzahl, nirgends an der Macht. Mit Herriot und MacDonald sind die einstweilen letzten Chancen der Völkerbundsidee entschwunden. England wird heute vertreten durch Austen Chamberlain, in dem Albions pedantischer Weltbeherrschungsdünkel seine trostloseste Knochenwerdung gefunden hat. Für Frankreich steht

Briand da, ein zeitweilig erleuchteter Occasionist, gleich brauchbar für Frieden wie Krieg. Wo ist der europäische Staatsmann, dem der Völkerbund die große, die erobernde Zukunftsidee ist und nicht eine hübsche rhetorische Floskel? Alle Außenpolitiker vertreten nur nationale Interessen, suchen nur diplomatische Erfolge. Deshalb gehen sie nach Genf, um für ihre Kabinettspolitik zu werben, zu streiten, zu mogeln. Der Völkerbund ist völlig zum Instrument der verschiedenen Imperialismen geworden. Das ist schlimm. Schlimmer, daß der Glaube an seine Möglichkeiten, an seine Zukunft immer mehr schwindet. Die Fragwürdigkeit der Form erschüttert die Idee.

*

In der Welt geht ein unerhörter Umformungsprozeß vor sich: unterdrückte Völker erwachen, ausgebeutete Rassen stehen plötzlich in einem mit modernen Mitteln geführten Emanzipationskampfe. Was hört der Völkerbund vom Brüllen Chinas, was von Afrikas dumpfem Grollen? Die Genfer Exzellenzherren wagen nicht einmal von den Bestialitäten in Marokko und Syrien zu sprechen. Aufgabe des Völkerbundes in einer Zeit, wo es überall revolutionär rumort, kann aber nur sein, nicht konservierend, sondern weiterführend zu wirken. Nicht Einbalsamierung modernder Präponderanzen, sondern Schutz des Werdenden, Versuche, unvermeidliche Entwicklungen möglichst zu entbarbarisieren, – das müßte sein Programm sein.

*

Vielleicht würde ein Deutschland, das sich von vornherein um seine Aufnahme bekümmert hätte, manches Gute bewirkt haben. Das Deutschland Herrn Stresemanns steht heute, nach offizieller Lesart, „kühl und sachlich“ vor der Tür. Wartet kühl und sachlich auf den Ausgang der vor ihm angerichteten Verwirrung. Was für eine Veranlassung bestand zum Beispiel, gegen Spaniens Ratssitz zu protestieren? Die Antwort ist so einfach: die Herren wollen im Triumph in den Völkerbund. Es muß etwas Prestige dabei sein, jemand muß sich darüber giften, sonst macht der ganze Pazifismus keinen Spaß.

*

Dieser Art von Außenpolitik kommt es nur immer darauf an, sich so weit zu decken, daß niemand ihre Korrektheit bezweifeln kann. Diese Korrektheit braucht nicht das Gleiche zu sein wie Ehrlichkeit: es kann sehr viel pfiffige Kalkulation dahinter lauern, sehr viel durch die glatte Maske schimmernder Affekt. Aber entspräche die zur Schau getragene Gleichgültigkeit auch Wunsch und Gesinnung, so bleibt doch die Frage, ob das heute noch genügt. Grade von Deutschland, dessen Haltung so viele böse Geister in Bewegung gesetzt hat, müßte jetzt ein warmes, ein entwaffnendes Wort kommen.

Wir haben bisher von keinem deutschen Außenminister ein helles Bekenntnis zur Völkerbundsidee gehört. Was wir vernommen haben, war immer nur: „Wir müssen hinein, weil es unsre Interessen gebieten. Wir müssen hinein, um unser Recht dort zu vertreten. Wir müssen hinein, als Patron unterdrückter Minoritäten. Wir müssen hinein, um unsre Kolonien und das Recht auf Aufrüstung wieder zu erlangen. Wir müssen hinein, trotzdem der Völkerbund die Gründung des Mannes mit den vierzehn Punkten ist."

So hat zuerst die Erfüllungspolitik die Ära Rathenau-Wirth, dann die nationale Realpolitik Luthers und Stresemanns gesprochen. Das ist trotz alledem recht vernünftig, gewiß, und wahrscheinlich sehr viel für Politiker, die von Rechts kommen, wo man immer noch glaubt, ein besonderes goetzisches Verhalten sei den deutschen Interessen am dienlichsten. Aber, daß mit dem Völkerbund ein übernationaler Gedanke verknüpft ist, das hat Keiner der Regierer seit 1918 bisher zum Ausdruck gebracht. Der Weg nach Genf wurde immer nur auf seine geschäftlichen Möglichkeiten hin beleuchtet. Das aber hat zu einer gefährlichen innenpolitischen Festlegung geführt. Man muß entweder mit Glanz und Glorie einziehen oder draußen bleiben. Man muß entweder einen Privilegiertensitz erzwingen oder schallend absagen. Nicht Mitarbeit im Verein aller Nationen, sondern Mitbestimmung im Rat der Großen, das ist die deutsche Völkerbundsparole. Was ein Friedensfest sein könnte, wird zur Machtprobe mit Paukenschlag und Trompetengeschmetter.

*

Es sieht im Augenblick trotz alledem nicht so aus, als ob sich in Genf für die deutsche Politik große Ovationen vorbereiten. Erst in den letzten Tagen bequemt sich die gouvernementale Presse zuzugestehen, daß die Schwierigkeiten, die der Märztagung ein tragi-komisches Ende bereitet haben, noch keineswegs beseitigt sind, daß, im Gegenteil, jeden Augenblick neue Widerstände auftauchen können.

So steht man denn in kühler, sachlicher Erwartung. So hat man seit dreißig Jahren immer an den großen Entscheidungen vorbeigewartet. Einstweilen ist die Stimmung der diplomatischen Truppen noch vorzüglich. Noch immer diese Miene knorriger Verschlagenheit, so charakteristisch für den Kurs Stresemann. Noch immer diese Zwiespältigkeit der Attitüde: europäisches Tremolo für Außen, nationaler Dröhnbaß für Innen. Halb Händler, halb Held, halb Cherusker, halb Schadchen, feste Contenance und innerlich etwas bibbernd, so wartet man.

Traurig, wenn durch irgend einen querköpfigen Mello Franco im letzten Augenblick wieder Alles zu Wasser würde.

Denn dieser Völkerbund scheint uns für Deutschlands Mitwirkung völlig reif zu sein.

37 Oberregierungsräte berichten... von Valeriu Marcu

Nur das Nebensächliche ist spannend. Quer durch die Sahara mit dem Citroën, der Flug Eckeners „beinahe“ bis zum Nordpol, die Reise marokkanischer Sultane nach Paris: das läßt sich in bunten Bildern beschreiben, und die Federn gleiten leicht auf des Papiers einladender Blässe. Das Primäre indes: das Leben einiger Millionen ist ohne Knalleffekt, ist gewöhnlich – es existieren ja so Viele. Die vor 7 Uhr früh aufstehen, werden von dem orientalischen Verfasser des Talmuds mit einem Gefäß verglichen, in dem die Spätaufsteher leben. Und der Vergleich wird weitergeführt: Fällt der Stein auf den Krug – wehe dem Krug! Fällt der Krug auf den Stein – wehe dem Krug! Ob so oder anders – wehe dem Krug!

Die verkümmerte, eilende, sich verdrängende Zahl der Müden führt eine Existenz für sich. Nur an Sonn- und Feiertagen und vor Wahlen wird sie, wenn man den Massenchorus benötigt, gesehen. Sonst leben die Millionen schnell, und des Produzierens Methode sorgt für rasche Folge der Generationen. Der Rhythmus der Arbeit hat eignen Inhalt: die Schaffenszeit des Individuums wird durch Verkürzung seines Lebens in richtige Proportion gebracht. Über diese Lebenszeit erscheinen Statistiken, dicke, mit und ohne Kommentare versehene Bände. Niemand kann sie lesen, denn unsre Zahlenvorstellung ist nicht größer als die der Hottentotten. Mein Mathematiklehrer hat sich in der Schule den Bauch vor Lachen gehalten, als er die Mitteilung machte: Einige Zulukaffern können nur bis fünf zählen – für größere Zahlen mangelt ihnen das Verständnis. Was aber können wir uns vorstellen, wenn wir lesen: 20 Millionen fielen während des Weltkriegs, im Dreck der Ruhmesfelder, oder: 250 000 Menschen wird in Deutschland jährlich das Leben durch Tuberkulose verkürzt!

Das preußische Ministerium für Handel und Gewerbe hat seine Gewerbeaufsichtsbeamten beauftragt, über die Existenz der Bergarbeiter und der andern Industrien (namentlich der Hausindustrien) Zahlen und Tatsachen zu sammeln. (Jahresberichte der preußischen Gewerbeaufsichtsbeamten und Bergbehörden für das Jahr 1925. Berlin 1926. 765 Seiten. Herausgegeben im Ministerium für Handel und Gewerbe. Amtliche Ausgabe.) Es sind das 37 Oberregierungsräte, und des Daseins Nähe, der Individuen Qual hat sie weder zu Schopenhauers Pessimismus noch zu revolutionärer Kritik kollektivistischer oder anarchistischer Schulen geführt. Diese fleißigen Tatsachensammler laufen nie Gefahr, den „gesunden Menschenverstand“ kontraktlich Festbesoldeter zu überschreiten. Im Gegenteil: ihre Weltauffassung protestantischer Volksschulphilosophie und nur zweimal in der Woche gestatteter lutherischer Erotik wird bis ins späte Alter Bestandteil ihrer Erkenntnis bleiben.

So berichtet Regierungs- und Gewerberat Oelert für den Bezirk Westpreußen:

...Zu erwähnen, daß in einzelnen Orten... die evangelischen Arbeitervereine unter zielbewußter Führung... einen erfreulichen Aufschwung nahmen, was in unsrer Zeit des Materialismus... ganz besonders zu begrüßen ist.

Gewerberat Holthöfer aus Sigmaringen meint:

Als bedenkliches Überbleibsel aus der Inflationszeit macht sich in weitern Kreisen, namentlich auch bei den jüngern Arbeitern, nach wie vor der Mangel an Sparsinn bemerkbar.

Dieser oberregierungsrätliche Subjektivismus, der mit viel Spinat innerer Erbauung eine ziemlich verbreitete Menschheit retten will, schadet nicht den Berichten – wie ja die unbeabsichtigte Komik die Texte nicht immer verderben muß. Sonst sterben Tausende! In Korbmachereien, Buchdruckereien, Ziegeleien, Kisten- und Käsefabriken, in Glashütten enden Menschen, weil sie, wie die Maschinen während des Produktionsprozesses, ihre Nahrung mit Öl, Staub und Ruß vermengt verschlingen. Die Lehrlinge arbeiten elf, die Frauen nicht unter neun, die Kinder über acht Stunden. Die Familie wird weder durch welschen Tand noch durch die Passion des Golfspiels zerstört:

Den öffentlichen Fürsorgestellen war es nicht immer möglich, die Familienmitglieder gemeinsam unterzubringen, sodaß zuweilen der Vater dem Obdachlosenasyl, die Mutter einem Heim und die Kinder einem Waisenhaus überwiesen wurden.

(Unsre großen Dichter sehen sich so ihrer Wichtigkeiten, des Oedipus-Komplexes beraubt.)

Im Bericht für Posen-Westpreußen heißt es:

Aus den ihm vorgelegten Schullisten stellte ein Gewerberat fest, daß 24 % der gewerblich tätigen Kinder, und zwar weibliche, nach Schulschluß als Aufwärterinnen oder Kindermädchen beschäftigt wurden. Da das Gesetz hierin keine unerlaubte Beschäftigung sieht, selbst wenn das Kind sechs bis acht Stunden nach Schluß des Unterrichts beschäftigt wird, fehlt dem Gewerberat die Handhabe...

Regierungsbezirk Breslau:

Die gewerbliche Tätigkeit der Kinder erstreckt sich hauptsächlich auf Zeitungsaustragen und sonstige Botengänge. Im geringen Umfange wurden im Glatzer Bezirk Kinder mit Spulen-, Schachtel- und Bilderkleben und so weiter in der Hausindustrie beschäftigt...

Provinz Oberschlesien:

...Ein Kapellmeister, der seinen viereinhalbjährigen Sohn täglich in Frack und Zylinder in seiner Jazzkapelle das Schlagzeug schlagen und in den Pausen zur Erheiterung des Publikums zweideutige Verse vortragen ließ, ist mit 20 Mark bestraft worden... Auch sonst mußte der ungesetzlichen Beschäftigung von Kindern in einer ganzen Anzahl von Fällen entgegengetreten werden.

Regierungsbezirk Merseburg:

Meist handelt es sich um die Beschäftigung noch nicht zwölf Jahre alter fremder Kinder...

Regierungsbezirk Köln:

...Ungesetzliche Nachtarbeit von jugendlichen Arbeitern konnte mehrfach festgestellt werden... Unter den beschäftig-

ten Arbeiterinnen befanden sich... noch nicht vierzehn Jahre alte... In einigen Fällen hatten die Kinder bei der Betriebsbesichtigung das vierzehnte Lebensjahr inzwischen vollendet...

Das Kegeln, ein schon von Vater Jahn und unserm greisen Führer Marschall Vorwärts empfohlener Sport, fördert nach wie vor männliche Geselligkeit und ertüchtigt. Er wird mit der Gesundheit Hunderter von Kindern bezahlt. Hunderte Knaben müssen in den Abendstunden die durch strotzende Kraft umgeworfenen Kegel wieder aufstellen. Kinder arbeiten da gewöhnlich von 8 Uhr abends bis 2 Uhr nachts. Die Strafe beträgt zumeist 1 bis 10 Mark! Wie viele Kinder kann man sich also für 1000 Mark kaufen?

Da der Mensch gut ist, müssen die Lehrlinge zumeist elf Stunden arbeiten. Der Kaufherr der Arbeit will sie erziehen, und obendrein herrscht schwere wirtschaftliche Not.

Regierungsbezirke Gumbinnen und Allenstein:

> Es gibt Geschäfte, die grundsätzlich nur Lehrlinge und überhaupt keine Angestellten beschäftigen...

Regierungsbezirk Potsdam:

> ...In letzter Zeit wird vielfach nicht unberechtigte Klage geführt- über die Einstellung einer übergroßen Zahl von kaufmännischen Lehrlingen...

Regierungsbezirk Liegnitz:

> ...Wegen der Lehrlingszüchterei im Bank- und Handelsgewerbe ist der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband bei den Gewerberäten vorstellig geworden... In einigen Fällen sollen Lehrlinge in der Überzahl oder ebensoviele Lehrlinge wie Angestellte beschäftigt worden sein. Da keine Einzelfirmen genannt waren, haben die bisherigen Erhebungen noch keinen Anlaß zum Einschreiten geboten...

So wie die Lehrlinge arbeiten auch die Frauen.

Regierungsbezirk Königsberg:

> ...Die ungünstige Wirtschaftslage hat viele Geschäftsinhaber veranlaßt... wo irgend angängig, weibliche Arbeitskräfte einzustellen, die tariflich um 15 % weniger Gehalt beziehen...

In der Provinz Oberschlesien glaubt man nicht, wie Friedrich Schiller, an Rosen flechtende Frauen. Hier, im harten Dienst für Heim und Herd mußte der Regierungspräsident blutenden Herzens die Genehmigung erteilen:

> vier Arbeiterinnen nachts mit dem Putzen hochpolierter Bleche zu beschäftigen, weil andernfalls mit dem Verlust lohnender Auslandsaufträge zu rechnen gewesen wäre.

Der Regierungspräsident hat einen scharfen Blick für weltpolitische Notwendigkeiten!

Regierungsbezirk Königsberg:

> ...In den kleinen Städten werden von den Arbeitnehmern nicht selten Arbeitszeiten von zehn bis zwölf Stunden verlangt, ohne daß eine entsprechend bemessene Mittagspause gewährt wird...

Regierungsbezirk Westpreußen:

> ...Den Angestellten wurden häufig nur ungenügende Pausen gewährt. Die auf den Aushängen verzeichneten Pausen stehen oft nur auf dem Papier.

Der Oberbergamtsbezirk Breslau berichtet:

> Der Gesundheitszustand der Belegschaften läßt vornehm-
> lich im Niederschlesischen Bezirk stellenweise zu wünschen
> übrig. Eine große Anzahl, namentlich der kinderreichen
> Familienväter macht einen unterernährten Eindruck...

Der Oberbergamtsbezirk Dortmund sagt:

> Die hauptsächlich vorgekommenen Krankheiten sind Grippe,
> Rheumatismus, Magen- und Darmleiden. Im Tagesbetriebe
> traten vorwiegend Erkrankungen der Atmungsorgane, im
> Grubenbetrieb Rheumatismus, in den Kokereien Augen- und
> Lungenleiden und in den Nebenproduktengewinnungen Brust-
> leiden auf...

Sonst sorgt Gott nicht nur für die Farbenpracht bunter
Schmetterlinge, für die unendlichen Nuancen des Himmels, der
wie ein gigantischer Mantel des Abends das Meer leise um-
hüllt, nicht nur für die majestätische Bogenlinie der Kuppel von
Sankt Peter, „Questa Cupola“, die nach den Regeln höherer
Gleichgewichtslehre die größte Festigkeit und Dauerhaftigkeit
hat, sondern auch noch für folgende vermeidbaren und nicht
vermiedenen Berufskrankheiten des deutschen Proletariats:
Arsenwasserstoffvergiftung, Blasenpapillom, Bleivergiftung,
Chromgeschwüre, Star-Erkrankung, Regenbogenhautentzün-
dung, Milzbrand, Nitrobenzolvergiftung, Ohrenbluten, Ölkrätze,
Spirituskrätze, Zink- und Nickelkrätze.

Der Umbau Roms von Richard Freund

Was geschieht mit Rom? Der italienische Ministerpräsident
hat öffentlich versprochen, in wenigen Jahren ein um-
fassendes Programm von Umbauten, Ausbauten, Freilegungen
und Ausgrabungen durchzuführen. Das Programm war schnell
aufgestellt, der Gouverneur von Rom hat den Vertretern der
Presse den preisgekrönten Entwurf vorgeführt, die Zeitungen
der ganzen Welt haben sich damit beschäftigt. Rom ist neben
Karl May der stärkste Eindruck unsrer Jugendjahre, und alle
Welt ist interessiert. Ein italienisches Blatt brachte seinerzeit
eine Zeichnung: Mussolini, wie er, in den Wolken thronend,
seine riesige Hand auf einen Stadtplan von Rom legt, wo plötz-
lich statt der engen Gassen eine Flucht von nie gesehenen
breiten Boulevards und Plätzen entstanden ist, um den Ti-
tanenfingern Platz zu machen. „Mussolini wird Rom die Monu-
mentalität der Imperatorenzeit wiedergeben!“

Es ist von der Freilegung des Circus Maximus die Rede
gewesen; von der Schaffung eines mächtigen Platzes vor dem
Palazzo Chigi und dem Parlament; von einer breiten Straße,
die von diesem Platz auf das Pantheon zu führen soll; von der
Wiederherstellung der kapitolinischen Einsamkeit durch Ab-
reißung der Häuschen, die das Kapitol umgeben; von einem
Tunnel, der unter dem Monte Pincio hindurch die Piazza del
Popolo mit dem Bahnhofsviertel verbindet; von vielem An-
dern. Man fürchtete, daß aus der „Verschönerung“ eine Ver-

schandelung werden würde; man beklagte die untergehende Romantik des römischen Volkslebens; man stellte abschreckende Vergleiche mit der „imperialen“ Architektur von Berlin und Washington an. Man sah den römischen Porzellanladen von fascistischen Elefanten zerteppert.

Das heißt: solche Besorgnisse hatte nur, wer sich auf die Eigenart der fascistischen Politik nicht versteht. Solche Dinge sehen von außen immer ganz anders aus. In Rom sagten wir nur, was sich bei ähnlichen Gelegenheiten noch immer bewährt hat: „Wait and see.“

Inzwischen hat sich Folgendes zugetragen. An dem Amphitheater des Marcellus, das halb zerfallen und unendlich verbaut im frühern Ghetto Roms liegt, wurde der Anfang der großen Aktion gemacht. An einem schönen Maitage versammelte sich zur Eröffnungsfeier des imperialen Rom eine illustre Schar von Prinzen, Ministern, Behörden und Reportern vor dem Teatro Marcello. In den Säulenbogen, die dieses schöne Gebäude stützen, wohnen seit Jahrhunderten zahllose kleine Trödler, Winkelhändler und Köhler. Zur Feier des Tages hatte man einen von ihnen herausgesetzt, die Arkade freigelegt und ausgefegt und eine Baugrube gemacht, in der die schönen Fundamente des Theaters zum Vorschein kamen. Daneben riß man sogar ein zwei Meter breites und drei Meter hohes Haus ab, damit die Herren besser Platz hätten. Das Ganze wurde dann, nach der unvermeidlichen Triumphrede, photographiert, und die Begeisterung war ungeheuer bei den Fascisten und allgemein der Jammer bei den Archäologen und Kunsthistorikern.

Vierzehn Tage später kam ich an dieser Stelle des fascistischen Ruhms vorüber. Nichts war zu sehen. Der Kohlenhändler hauste wieder in seiner Arkade, die Bauarbeiter waren verschwunden, und die Grube, in die der Gouverneur von Rom, der alte, beliebte „Pippo“, unter dem „Evviva!“ der Behördenspitzen den Göttern des alten Rom einen Becher Weins geopfert hatte, war von Brettern überdeckt.

Man braucht sich nicht zu beunruhigen. Dort, wo der Fascismus redet, ist er nicht gefährlich. Hat man denn vergessen, daß seit Jahren in jeder Ministerrede die „heilige Pflicht“ des Straßenbaus in Süditalien vorkommt? Und hat denn Niemand beobachtet, daß in Neapel an verkehrsreichen Stellen ganze Granattrichter das Pflaster unterbrechen, daß, die Autos streckenweise nur auf den Schienen der Straßenbahn entlang balancieren, rechts und links vom Nichts?

Mussolini wird noch sehr lange in den Wolken thronen – aber inzwischen legen ganz andre Leute als er ihre Hand auf Italien. Und schließlich geht es in der fascistischen Politik ja nicht viel anders zu als im römischen Städtebau. Man projektiert; man befragt Künstler; man hält Reden; man bestellt Photographen; man zieht Journalisten hinzu – und plötzlich bemerkt man, daß man vergessen hat, an die Kosten zu denken. Was man hatte, ist für die Regie drauf gegangen – um die Aktion mögen sich die Nachfolger kümmern. „Wait and see“ – zwischen Regieführen und Regieren ist ein kleiner Unterschied.

Die Anschlußbewegung von H. v. Gerlach

Die Bestimmung der Friedensverträge, die den Anschluß Oesterreichs an Deutschland verbietet, ist ein Diktat, steht im Widerspruch zu dem Selbstbestimmungsrecht der Völker, also dem Grundrecht moderner internationaler Demokratie. Solange das Verbot bestehen bleibt, werden die beiden davon betroffenen Völker nie von dem Gefühl loskommen, daß sie Unrecht zu leiden haben.

Dies Gefühl muß die europäische Atmosphäre vergiften. Im Interesse aller Europäer, die nicht nur einen tatsächlichen Friedenszustand anstreben, sondern einen Dauerfrieden, gegründet auf allgemeine Friedensstimmung, liegt es deshalb unbedingt, daß formale Bestimmungen fallen, die materielles Unrecht darstellen.

Grundsätzlich ist das Anschlußverbot bekämpfenswert. Darüber sollten sich alle Personen guten europäischen Willens einig sein.

Ob der Anschluß in der Praxis zu erstreben ist, darüber können die Meinungen sehr wohl auseinandergehen.

Daß es sich um keine Frage der Tagesaktualität handelt, erkennen ja wohl alle denkenden Menschen. Die außenpolitischen Hemmungen sind für morgen und auch wohl noch für übermorgen unüberwindbar.

Nicht alle unsre sogenannten Feinde sind Gegner des Anschlusses. Bei den Polen, zum Beispiel, fand ich eine durchaus wohlwollende Stellung dazu. Ja, mir schien bisweilen, als sähe mans in Polen gar nicht ungern, wenn das deutsche Interesse von Korridor, Danzig und Oberschlesien abgelenkt und auf Oesterreich hingelenkt würde.

Die Hauptwiderstände liegen bei Frankreich, Italien und der Tschechoslowakei.

In Frankreich hat auch die Linke die schwersten Bedenken. Sie verwechselt großdeutsch mit alldeutsch. Daß zu den sich durch Geburtenzuwachs stark vermehrenden 62 Millionen Reichsdeutschen mit einem Schlage noch 6 Millionen Oesterreicher hinzukommen, scheint ihr, der stagnierenden Bevölkerung Frankreichs mit seinen 40 Millionen gegenüber, ein unerträglicher Machtzuwachs. Durch Aufklärung ist eine Änderung der französischen Auffassung wohl möglich. Aber das ist ein Unternehmen auf ziemlich lange Sicht.

Ganz unmöglich ist eine Belehrung Mussolinis. Es liegt in der Natur von Diktatoren, unbelehrbar zu sein. Er hat wiederholt erklärt, daß für ihn der Anschluß indiskutabel sei. Er hat nämlich entsetzliche Angst, anstelle des schwachen Oesterreich das starke Deutschland als Nachbarn zu bekommen. Darum tut er so, als wäre der Anschluß casus belli. Jedenfalls scheidet der Anschluß aus der praktischen Politik aus, solange Mussolini über Italien gebietet.

Aus mehr sachlichen Gründen rührt der tschechoslowakische Widerstand her. Die Tschechoslowakei besitzt eine starke, räumlich geschlossene Irredenta der Sudetendeutschen. Sie befürchtet eine Verstärkung dieser Irredenta zu einer die

staatliche Integrität der Tschechoslowakei bedrohenden Macht, wenn nach dem Anschluß die Tschechoslowakei auf drei Seiten von Deutschland umklammert wäre. Auch zollpolitisch ist ihr dieser Gedanke unerträglich.

Wer die europäische Gesamtlage überblickt, wird deshalb, auch wenn er theoretisch noch so sehr für den Anschluß eingenommen ist, sich doch in der praktischen Arbeit für dieses Ziel gewisse Zügel anlegen. Denn so wichtig der Anschluß ist: noch wichtiger ist die Erhaltung des europäischen Friedens.

Aber von den außenpolitischen Gründen abgesehen, scheint mir nützlich, einmal sozusagen von innen her die Frage des Anschlusses zu betrachten. Ein mehrwöchiger Aufenthalt in Oesterreich hat allerlei kritische Gedanken in mir geweckt. So viele „Für“ es gibt, so gibt es doch auch einige „Wider“, und die, scheint mir, müssen auch erörtert werden, wenn nicht eine sehr große Enttäuschung entstehen soll. In Hurra-Stimmung darf man keine politischen Entscheidungen fällen.

Ich bemerke ausdrücklich, daß mir meine Bedenken nicht etwa von Oesterreichern suggeriert worden sind. Die Stimmung in Oesterreich ist von einer wundervollen, fast berauschenden Geschlossenheit für den Anschluß. Von den drei Parteien, die es in Oesterreich gibt, sind die Sozialdemokraten und die Großdeutschen Mann um Mann für den Anschluß. Auch das Gros der Christlich-Sozialen ist unbedingt dafür, wenngleich nicht mit der Intensität der beiden andern Parteien. Und die gesamte Presse ist für den Anschluß. Ich glaube nicht, daß auch nur eine einzige Zeitung sich leisten könnte, direkt gegen den Anschluß Stellung zu nehmen.

Freilich: die Anschlußstimmung ist in erster Linie gefühlsmäßig. Alle sind dafür. Aber ich habe nicht den Eindruck, daß Alle oder auch nur die Mehrzahl die Bedeutung und die Folgen – die wirtschaftlichen, die politischen, die kulturellen – durchdacht haben. Sie lieben die deutschen Brüder. Darum wollen sie zu ihnen. Voilà tout!

Eine Liebesheirat ist etwas sehr Schönes. Aber nicht alle Heiraten, die nur auf Liebe basieren, enden glücklich.

Was man in Deutschland manchmal nicht genügend beachtet, ist, daß Oesterreich, trotz seiner Kleinheit, doch keineswegs als einheitlicher Begriff angesehen werden kann.

Nehmen wir die beiden Gegenpole:

Da ist Wien, das rote Wien, mit gewaltiger sozialistischer Mehrheit. Es ist vielleicht die bestverwaltete Großstadt Europas. Sein Finanzgewaltiger, der Sozialdemokrat Breitner, hat das Wunder fertig gebracht, trotz der Folgen des Krieges und der Inflation einen sozialen, technischen und kulturellen Musterbau herzustellen, ohne eine einzige Anleihe aufzunehmen. Wien würde ausgezeichnet in eine linksregierte deutsche Republik hineinpassen. Allerdings – ob die Hauptstadt Wien, der Vorort nach dem Balkan hin, es nicht doch ein wenig bitter empfände, wenns einmal nur eine deutsche Provinzialstadt wäre?

Der absolute Gegensatz zu Wien ist Tirol. Klerikal in einem Maße, wie wir es uns in Deutschland trotz Bayern kaum vorstellen können. Agrarisch reaktionär. Stark militaristisch, was ja bei der ethnisch ungerechten Brenner-Grenze erklärlich ist. In einer Stimmung gegen Wien, von der mir nüchterne Beurteiler sagten: Verglichen damit können die Gefühle Bayerns zu Preußen gradezu als Liebesgefühle bezeichnet werden.

Während so Wien prachtvoll in ein linksgerichtetes Deutschland hineinpassen würde, fühlt Tirol sich nur zu der reaktionär-klerikalen Spielart des Deutschtums hingezogen, wie sie durch Bayern vertreten wird.

Selbstverständlich gibt es auch Charakterzüge, die dem ganzen oesterreichischen Volk gemeinsam sind.

Von dem alten Oesterreich hat man in Oesterreich selbst das Wort geprägt: Absolutismus gemildert durch Schlamperei.

Den Absolutismus sind die Oesterreicher seit 1918 los. Die – ein wenig legere Lebensauffassung ist geblieben.

Zwischen den Norddeutschen und den Oesterreichern besteht, etwas grob verallgemeinert, ein Unterschied wie in der Zeitung zwischen dem Teil überm und dem unterm Strich. Wir erscheinen den Oesterreichern als zu korrekt, zu rechnerisch, zu pedantisch, mit einem Wort: ein bißchen ungemütlich. Und der Oesterreicher erscheint uns zu sehr als purer Gemütsmensch.

Bei gelegentlichen Besuchen und namentlich bei gemeinsamen Festen und Feiern stören diese Unterschiede gar nicht. Im Gegenteil. Es gewährt einen besondern Reiz, daß die Einen anders sind als die Andern. Ob dieser Reiz aber bei dauerndem Zusammenleben vorhalten würde?

Als ich mir im ersten oesterreichischen Speisewagen eine Weinsorte ausgesucht hatte und sie bestellen wollte, erklärte der Kellner, diesen Wein hätten sie nie, übrigens die andern Sorten der Karte auch nicht, sondern nur einen einzigen ungenannten Wein. Als ich meine Verwunderung äußerte, daß man dann die Karte nicht entsprechend ausfülle, war er höchst verwundert über meine kleinliche Bemängelung.

Als ich am ersten Tage in Villach an eine Drau-Brücke kam, sah ich einen großen Anschlag, der die Abladung von Abfällen untersagte und die Abfälle auf den Platz der Wasenmeisterei verwies. Gleich darauf erschien ein Mann mit einem Handwagen, auf dem alte Konservenbüchsen, Glasscherben, faule Früchte und andrer Dreck lag. Seelenruhig entleerte er Alles in die Drau, just neben dem Anschlag.

Ich spazierte an der Drau weiter, bis plötzlich mein Schritt gehemmt wurde durch eine große Tafel: „Verbotener Weg“, unterschrieben von der Stadtverwaltung. Als wohlerzogener Preuße machte ich sofort Halt, ließ aber meine Blicke umherschweifen, um zu ergründen, weshalb eigentlich der Weg verboten sei. Da sah ich eine beträchtliche Menge Menschen auf dem verbotenen Wege wandeln. Den Ersten, der herankam, fragte ich, ob ich denn auch weitergehen könne. „Selbstverständlich!“ Ich zeigte auf die Verbotstafel. Darauf schallendes Gelächter: „Das hat die Stadtverwaltung nur so hin-

geschrieben, damit sie nicht verantwortlich gemacht werden kann, wenn Einer in den Fluß fällt. Wer kehrt sich daran!“

Bagatellen? Jawohl, lauter Kleinigkeiten. Und doch Steine eines Mosaiks, die in ihrer Gesamtheit ein Bild machen.

Zwischen Bayern und Tirolern ist der Unterschied nicht viel größer als der zwischen einem schwäbischen Katholiken und einem katholischen Schwaben. Aber zwischen dem Norddeutschen und dem Oesterreicher ist der Unterschied der Gemütsart fast noch größer als der der Sprache. Und der ist wahrhaftig schon beträchtlich. Ich möchte wissen, was der Berliner, der zum ersten Mal eine oesterreichische Speisekarte sieht, sich unter Karfiol und Marillen, unter Ribiseln und Stanitzen, unter Jungfernbraten und Schlagobers vorstellt.

Können, trotz aller Verschiedenheit, nicht Oesterreicher und Reichsdeutsche in einer staatlichen Gemeinschaft hausen?

Es wäre albern, das bestreiten zu wollen. Die Gemeinsamkeit der Sprache und Kultur kann alles Trennende überbrücken. Freilich nur unter der Voraussetzung eines Foederalismus, der so weit gehen muß, daß der grundsätzliche Freund des Einheitsstaates stärkste Bedenken dagegen haben wird. Andrerseits – etwa echt preußische Beamte nach Innsbruck, Graz und Wien verpflanzt: das ist unvorstellbar. Das wären Sprengzellen erster Ordnung.

Nichts liegt mir ferner, als etwa den Miesmacher in der Anschlußfrage abgeben zu wollen. Nur dem etwas blinden Optimismus gegenüber, wie er mir in manchen Kreisen zu herrschen scheint, möchte ich auf die Notwendigkeit hinweisen, die Anschlußfrage durch Nachdenken zu vertiefen. Sie ist ein schweres Problem, das nach allen Richtungen hin durchgearbeitet werden muß.

Stimmung ist gut, ist notwendig. Aber sie allein genügt nicht. Auch der Verstand muß auf seine Rechnung kommen. Eine Ehe darf nicht einzig auf unüberwindliche Zuneigung gegründet werden.

Über Erziehung von Bernard Shaw

Wir haben nicht das Recht, auf der Erziehung eines Kindes zu bestehen, denn diese kann nur mit seinem Leben enden und wird selbst dann nicht vollendet sein. Die auferzwungene Vollendung der Erziehung ist die letzte Torheit einer verfaulten und verzweifelten Zivilisation. Es ist das Röcheln vor der Auflösung. Das Einzige, was zu tun wir halbwegs berechtigt sind, ist: bestimmte Kenntnisse und Fertigkeiten vorzuschreiben, die zu bestimmten Tätigkeiten befähigen. Diese müssen wir zu sichern trachten, und zwar nicht, indem wir lächerlicherweise Denen Böses zufügen, die sie noch nicht beherrschen, sondern indem wir mit diesen Tätigkeiten gewisse Vorrechte {nicht pekuniärer Art) verknüpfen.

Die meisten erworbenen Fähigkeiten tragen ihre eignen Vorrechte in sich. So wird ein Säugling ziemlich scharf bewacht und gefangen gehalten, weil er nicht für sich selber sorgen kann. So muß er sogar umhergetragen werden – der

denkbar vollkommenste Eingriff in seine Freiheit –, bis er gehen kann. Aber Niemand fährt fort, Kinder zu tragen, wenn sie selber gehen können, aus Angst, sie möchten den Weg zum Bösen einschlagen. Allerdings lassen sich arabische Knaben von ihren Schwestern tragen, so wie unsre verzogenen Kinder sich manchmal aus Faulheit von ihren Bonnen tragen lassen, weil Schwestern im Orient und Bonnen im Westen in Knechtschaft gehalten werden. Aber in einer Gesellschaft Gleichgestellter – die einzig vernunftgemäße und dauernd mögliche Form der Gesellschaft – laufen Kinder viel größere Gefahr, krumme Beine zu bekommen, weil man sie gehen läßt, ehe sie stark genug dazu sind, als getragen zu werden, wenn sie schon gut gehen können. Jedenfalls ist Bewegungsfreiheit in der Kinderstube die Belohnung fürs Gehenlernen. In ganz dem gleichen Sinne ist Bewegungsfreiheit in der Stadt die Belohnung dafür, daß man gelernt hat, öffentliche Aufschriften zu lesen und Geld zu zählen und auszugeben. Die Konsequenzen reichen selbstverständlich viel weiter als bis zu der einfachen Fähigkeit, den Namen einer Straße oder die Nummer eines Bahnsteigs oder den Bestimmungsort eines Eisenbahnzuges zu lesen. Wenn man ein Kind in die Lage versetzt, jene zu lesen, so befähigt man es auch, dies hier zu lesen: und wie man höchstwahrscheinlich annimmt, würde das seine Moral und seine Fügsamkeit völlig vernichten. Nun, man setzt es auch der Gefahr aus, von Autos und Eisenbahnzügen überfahren zu werden.

Die geistigen und physischen Gefahren der Erziehung sind unermeßlich. Jede neue Kraft, die ein Kind erwirbt, vom Sprechen, Gehen, der Ausbildung seines Sehvermögens angefangen bis zur Eroberung von Kontinenten und der Gründung von Religionen, erschließt unendliche neue Unheilsmöglichkeiten. Man lehre ein Kind schreiben – und man lehrt es fälschen; man lehre es sprechen – und man lehrt es lügen; man lehre es gehen – und man lehrt es, seine Mutter mit Fußtritten zu töten. Das große Problem der Sklaverei ist für Jene, die ihre Aufrechterhaltung anstreben, das Problem, wie eine Übereinstimmung der Natürlichkeit des Sklaven mit der Hilflosigkeit, die ihn in der Knechtschaft erhält, zu erzielen ist; denn einem Herzog ist nicht möglich, seinen Anwalt oder seinen Arzt in derselben Weise zu behandeln wie seine Feldarbeiter, obwohl die Einen wie die Andern seine Sklaven sind. In der Tat ist der Feldarbeiter weniger von seiner Gunst abhängig, als Arzt und Anwalt es sind. Darum nehmen Menschen nichts so übel auf wie schirmende Obhut, weil sie so oft nichts Andres bedeutet als die Einschränkung der Freiheit und die Furcht, sie könnten einen schlechten Gebrauch von ihr machen.

Wenn gefährliche Abgründe in der Nähe sind, ist viel leichter und wohlfeiler, den Leuten das Gehen an deren Rande zu verbieten, als eine Schutzwehr aufzuführen. Das ist der Grund, warum Gesetzgeber und Eltern und ihre bezahlten Vertreter verhindern und verbieten, strafen und schelten, lähmen und verkrampfen und Fortschritt und Wachstum verzögern, anstatt gefährlichen Stellen so ungefährlich wie möglich zu machen und die Andern dem Minimum des Risikos zu überlassen.

Der deutsche Osten von Carl Paeschke

Als mit der Niederlage von 1918 der alte Machtstaat zusammenbrach, war auch im Osten Deutschlands die Freude allgemein. Nur einige Unentwegte bekannten sich weiter zur alten Ordnung und schlossen sich von dem allgemeinen Freiheitstaumel aus.

Wie überall im Reich schien die Bevölkerung mit der Überlieferung gebrochen zu haben und ernstlich bemüht, dem Zuge der Zeit zur Demokratie zu folgen. Auch die schweren Unterlassungssünden der Volksbeauftragten, die der ungeheuer zugespitzten Lage dank den Zerwürfnissen im eignen Lager nicht gewachsen waren und gewachsen sein konnten, änderten nichts an der halb sozialistischen, halb demokratischen Gesinnung der Bevölkerung – ein Zeichen, wie stark der Krieg mit seiner Mißwirtschaft und Entrechtung auf ihr gelastet hatte. So zeigten die Ziffern der Wahl zur Nationalversammlung, trotz der konservativen Grundrichtung des Urpreußen, eine stark fortschrittliche Tendenz. Auch der Kapp-Putsch fand noch eine republikanische Front, wenn da auch schon die Reaktion deutliche Zeichen von Erholung aufwies und die – beim Umsturz nicht entfernten – Hüter der allen Ordnung in offene Opposition zur damaligen Reichsleitung traten. Die Arbeiterschaft konnte trotzdem den Generalstreik selbst auf dem platten Lande durchführen.

Nach dem Kapp-Putsch jedoch ging es mit der Republik und ihren Anhängern offensichtlich schnell bergab.

Der Grund liegt hauptsächlich in den unberührt wirksam gebliebenen alten Landgemeinde- und Städte-Ordnungen und den ruhig weiter amtierenden Landräten, Bürgermeistern, Amts- und Gemeindevorstehern der alten Aera sowie den nicht anders als mittelalterlich zu nennenden Gutsvorstehern. Jene Ordnungen vertrugen sich ganz und gar nicht mit dem Gedanken vom 11. August 1919, daß die Staatsgewalt vom Volke ausgehen soll. An den alten absoluten Gesetzen zerschellten die Reformversuche und die Neuerungsbestrebungen der Republikaner.

Noch vor dem offenkundigen Zusammenbruch der Revolution, dem Ruhrschwindel, war die Niederlage der Republikaner in dem klassischen Lande des Absolutismus und des Herrentums: in Ostelbien besiegelt. Die wiedererstarkte Reaktion ging aus der Defensive zur Offensive über. Mit wohlwollender Unterstützung der hohen Landesbehörden selbstverständlich.

Beamte, namentlich Lehrer, in denen man die Intelligenz der Republikaner vermutete, wurden zum Schweigen gebracht. Disziplinarverfahren, Denunziationen, Aufhetzung der Elternschaft, Untergrabung der Autorität bei den Kindern – das waren beliebte Mittel. Mir ist ein Fall bekannt, wo die Regierung in Frankfurt an der Oder einem Rektor mitteilte, daß durch seine politische Betätigung – er war sozialdemokratischer Gemeindevertreter in einem kleinen Orte – seine erzieherische Tätigkeit geschädigt werden könnte, und daß man ihm rate, seine öffentliche Tätigkeit einzustellen.

Es ist selbstverständlich, daß unter solchen Verhältnissen die Beamtenschaft, also der Träger der republikanischen Verwaltung, der neuen Ordnung den Rücken kehrte und sich den Reaktionären zuwandte, die imstande waren, den Beamten Beförderungen und Ansehen zu verschaffen.

Nach der „Erledigung“ der republikanischen Beamtenschaft – der Reinigungsprozeß geht immer noch weiter – wandte man sich der bäuerlichen Bevölkerung zu.

Hier hatte man wenig Widerstand zu erwarten, denn der ostdeutsche Bauer ist viel zu sehr Autoritätsmensch, als daß er sich in einigen Jahren von einer Jahrhunderte alten Weltanschauung freimachen könnte. Man packte ihn an seiner empfindlichsten Stelle: am Geldbeutel. Der Landbund entstand und – herrschte.

Nach der Inflationszeit kam der zermürbte Mittelstand an die Reihe. Hier ging man mit Drohungen vor. Der Spießer, gewohnt, von dem Agrarier und hohen Herrn hin und wieder huldvollst angelächelt zu werden, und selbst jederzeit bereit, in die Reihen der obern Zehntausend einzurücken – er erschauerte vor der Möglichkeit, in seinem Freundes- und Bekanntenkreise schief angesehen, und erzitterte bei der Möglichkeit, als Republikaner durch den Boykott der Rechten proletarisiert zu werden.

Erleichtert wurde der Sieg der Reaktion nicht nur durch die königlich republikanische Verwaltung, sondern auch durch den vollständigen Mangel an einer republikanischen Presse. In der Neu- und Grenzmark erscheint eine einzige sozialdemokratische Zeitung, die erst seit kurzer Zeit eine eigne Druckerei hat. Sie wird nur von Arbeitern und Gewerbetreibenden gelesen. Ihr Einfluß ist nicht sehr groß, weil die amtlichen Blätter in der Republik Preußen selbstverständlich bürgerlich sind. Hinzu kommt noch, daß die Justiz auf alle Artikel dieser Zeitung besonders scharf ist und dadurch die Aktivität lähmt.

Die volksparteiliche Trowitzsch-Presse erobert mehr und mehr den Osten. Die Generalanzeiger-Presse hat den übrigen Teil des Landes in der Hand. Der Landbund überwacht die landwirtschaftliche Bevölkerung. Alle Verwaltungen stehen unter dem Druck der Nationalisten. Die Sparkassen und Kreditgenossenschaften sind von Reaktionären geleitet. Die gesamte Wirtschaft befindet sich in den Händen von Staatsfeinden. Ostelbien und noch mehr Ostodrien ist eine Domäne der Reaktion.

Die republikanische Bevölkerung, die sich noch offen zur Republik bekennt, steht in einer ziemlich hoffnungslosen Opposition, und das Reichsbanner ohne Mittel und ohne Waffen ist kein nennenswerter Machtfaktor gegenüber dem Schlußstein der nationalistischen Entwicklung: den Vaterländischen Verbänden. In diesen liegt die reale Macht der Reaktion, die beim Volksentscheid offen ihre Stärke gezeigt hat.

Helfen könnte nur die schnellste und radikalste Verwaltungsreform mit weitestem Ausbau der Selbstverwaltung, Beseitigung der reaktionären Beamten, Reform der Justiz und – Umorganisation der Reichswehr zu einer zuverlässigen republika-

nischen Truppe. Dann hätte die Reaktion ihr Ziel verloren. Dann wären die vielen Schießstände und Nachtübungen der Nationalisten überflüssig. Dann brauchte die Neu- und Grenzmark kein Waffenplatz für Putscher zu sein. Dann wären Putsche widersinnig geworden.

Aber diese Reformen werden wir wohl nicht mehr erleben.

Fußball mit Menschenköpfen von Ignaz Wrobel

Um nur ein Beispiel zu nennen:

Das Infanterie-Regiment Nummer 7 der Reichswehr, das in Schweidnitz liegt, gibt „Sportnachrichten“ heraus. Wie sieht so etwas aus – ?

Außer gleichgültigen und schlecht geschriebenen Aufsätzen, neben denen, in zwei Nummern, einer über ‚Langlauftraining des Skiläufers‘ anständig und sachlich gehalten ist, ein paar verzeichnete Akte, Vereinsknatsch und ein dummer Zukunftsroman, wo Deutschland die Führung in Europa hat, weil Frankreich und England sich inzwischen zerfleischt haben – aus Deutschlands Reihen wird das Oberhaupt der Vereinigten Staaten Europas gestellt... neben diesem Hintertreppengewäsch dieses:

> Wir kennen unser festgelegtes Ziel und verfolgen es unbeirrbar: Zusammenfassen aller Volksschichten zu kraftvoller Geschlossenheit auf dem Wege der körperlichen Ertüchtigung, die die geistige Wiedergeburt selbsttätig mit sich bringt. Wir gehen unsre Bahn zweckbewußt im Bestreben, die Zahl der Anhänger ständig zu mehren um der heiligen Sache willen, für die wir eintreten: Deutsche Einheit. Wir verachten die Kleinlichen, Selbstsüchtigen, Nörgler, Besserwisser und Halsstarrigen und bekämpfen um des Leides willen, das sie dem Vaterlande brachten, die Schwärmer von Weltfrieden und Weltverbrüderung.

Abgesehen davon, daß es „gebracht haben“ heißen muß: wir wußten noch gar nicht, daß Hindenburg und Ludendorff Schwärmer von Weltfrieden gewesen sind – wir wußten bisher nur, wer achtundvierzig Stunden Frist für Abschließung eines Waffenstillstands gegeben hat: die Oberste Heeres-Leitung. Aber was wird denn nun hier gespielt – ?

Die Angehörigen der Reichswehr sind dafür angestellt und bezahlt, eine Wehr des Reiches zu bilden – weiter nichts. Trotz aller gegenteiligen Betätigung des Herrn Geßler: weiter nichts. Unter gar keinen Umständen hat aber Der, der da „In Gruppen rechts schwenkt – marsch!“ kommandiert, seinen Volksgenossen, und zwar genau der Hälfte, zu erzählen, wie er über Weltverbrüderung, verzeihen Sie das harte Wort: denkt. Wir wünschen nicht, uns von diesen Elementen belehren zu lassen. Dafür sind sie nicht da. Und auch nicht qualifiziert.

Auf diesen Ton einer vaterländischen Instruktionsstunde ist die Publikation gestimmt, die deutlich merken läßt, wie die Offiziere „zum Kerl heruntersteigen“ und eine Kameradschaft betätigen, die einer Mausefalle verdammt ähnlich sieht. Mit

welcher falschen Liebe wird da Schach gespielt, Schneesport, Rundfunkbastelei und ähnliche Betätigungen betrieben zum Wiederaufbau des durch Schikanen und Mißhandlungen in die Binsen gegangenen Mannschaftsvertrauens! Ziel der Hefte:

> Förderung des Sportgedankens unter dem Gesichtspunkt der allumfassenden völkischen Sportgemeinschaft, die über den kleinlichen Parteihader als machtvolle Kundgebung hinauswächst, und so den Weg zur Einheit des Wollens weist.

Die Wahrheit sieht so aus:

> Machen wir uns nichts vor! Der begeisterte Sportsmann hat nicht das Endziel, seinen Körper zu stählen. Sondern diese Stählung ist nur ein Mittel zu seinem einzigen, wahren Ziel, welches heißt: Kampf und Sieg.

Ob Die sich da etwas vormachen, weiß ich nicht. Daß wir uns aber von dieser Reichswehr nichts vormachen lassen, das ist einmal sicher. Die Ideologie, die da den Satz aufstellt: „Kämpfen dürfen ist eine Ehre“ – einen Satz, den man in allen Abdeckereien anschlagen sollte, damit das Schlachtvieh doch wenigstens weiß, woran es ist... diese Ideologie ist verwerflich, nichtsnutzig und hassenswert.

Daß die meisten Reichstagsabgeordneten ihre Pflicht nicht tun und das Parlament zu einer traurigen Bewilligungsmaschine haben herabsinken lassen, kann uns nicht abhalten, ununterbrochen – im In- und Ausland – die Wahrheit über diese Reichswehr nach Kräften zu verbreiten, ohne jede Rücksicht darauf, daß das in geselligen Kasinokreisen als „Hochverrat“ angeprangert wird, ohne Rücksicht darauf, wie verhetzte Corpsstudenten, die einmal im Jahre 1930 den Talar tragen werden, darüber denken. Die Reichswehr ist überflüssig, verdient, abgeschafft zu werden und ist in ihrer heutigen Zusammensetzung gefährlich. Wer das nicht einsieht, mag alle schätzenswerten Eigenschaften eines Vereinsvorstands haben – mit Politik sollte er sich nicht befassen.

Und wenn leider Gottes die meisten Sozialisten und viele von Denen, die sich Pazifisten nennen, Vornehmheit der Gesinnung betätigen, Takt, Taktik, Strategie, Besonnenheit, Alles, Alles – nur kein echt revolutionäres Gefühl, so glaube ich, daß mangelnde Geschichtsbildung und fehlendes Fingerspitzengefühl kein Grund sein sollte, die Bewegung des anständigen Republikanertums in Deutschland durch diese Leisetreter schänden zu lassen. Die eines Tages sehen werden, wohin die geschwellte Männerbrust führt: in die Kalkgrube.

Wir Andern aber betrachten diese Heftchen der völkischen Reichswehr als Das, was sie sind – trotz der Besserwisserei lächerlich blamierter Demokraten, die bisher auch nicht eine richtige Voraussage in der Innenpolitik gemacht haben. Gegen diese Jammerlappen mit der falschen Prätention von vorgestern ist festzustellen: Was ist diese Reichswehr – ? Nun spitzt aber der Oberreichsanwalt seine langen Ohren. Laß hängen.

Sie ist die Auflösung der Reihe 7 des Kastenrätsels in einem der Heftchen. „Etwas Einzigdastehendes.“

Wells, der Zerstörer von Floyd Dell

Eines Tages wird in Sowjet-England eine seltsam aussehende kubistische Statue von H. G. Wells aufgestellt werden, vielleicht in einer belebten Straße, wo bereits steinerne Gedenkzeichen für Lenin, Karl Marx und andre revolutionäre Helden aufragen. Und neben der Statue wird ein englischer Arbeiter stehen bleiben, wird mit einem fragenden Daumen auf die schmeichelhafte Inschrift weisen und einen Vorübergehenden fragen:

„Weshalb hat man denn Dem eine Statue errichtet? Ich kannte ihn gut, den alten Drückeberger, und ich halte ihn für einen verdammten Konterrevolutionär. Er murrte über Alles: schimpfte er nicht über die Rationierung der Nahrungsmittel, so jammerte er über den schlechten Tramverkehr; man konnte ihn nie zufriedenstellen. Und was er erst für Geschichten machte, als er zum Schneeschaufeln kommandiert wurde! Ich war damals Vorarbeiter und fragte ihn: ‚Sie wollen wohl eine hübsche, ordentliche, saubere Revolution, wie? Haben wohl wieder einmal ein Buch geschrieben, erklärt, wie man Alles auf eine nette anmutige Art hätte machen können?‘ ‚Das hab ich getan‘, entgegnete er. ‚Wenn die Idioten, die diese Revolution machen, mir erlaubten, ihnen zu zeigen, wie mans besser macht, so ging’ es uns Allen gut.‘ ‚Höchst wahrscheinlich‘, meinte ich. ‚Aber was ists mit der Blockade? Mit den verdammten Yankees, die uns aushungern wollen, und die die Japaner gegen uns aufhetzen und aus Afrika die Schwarzen herüberschicken, um die Ordnung wiederherzustellen – wie können wir denn in dieser Lage die Sachen besser machen?‘ ‚Natürlich, brummte er, ‚schiebt nur alle Schuld auf die Blockade, anstatt auf euern eignen, dummen, unwissenden, unordentlichen Geist‘. ‚Das genügt‘, erklärte ich. ‚Wenn Sie die Ordnung tatsächlich so sehr lieben, so beweisen Sie es, indem Sie von der eignen Türschwelle den Schnee schaufeln.‘ So sagte ich.“

„Das mag ja Alles stimmen, Genosse“, wird ein andrer Arbeiter, ein ältlicher Mann, sagen. „Doch hab’ ich als junger Mensch die Bücher von H. G. Wells gelesen, und ich kann Ihnen versichern, daß wir ohne die vielleicht nicht so rasch eine Revolution gehabt hätten. Sie werfen ihm vor, daß er immer über Unzulänglichkeit und Unordnung schimpfte. Er hatte sich eben unter dem Kapitalismus daran gewöhnt und konnte damit nicht aufhören. Sie wissen ja auch, daß damals, als die Revolution ausbrach, Alles so rasch erledigt war, weil niemand fest genug an den Kapitalismus glaubte, um für ihn zu kämpfen. Und dazu hatte Wells mit seinen Büchern beigetragen. Er besaß einen großen Einfluß auf jene Leute, die viel lesen. Freilich konnte er sie nicht an den Kommunismus glauben machen, weil er selbst nichts davon verstand – aber er brachte sie dazu, am Kapitalismus zu zweifeln, und das war schon etwas, Genosse. Meiner Ansicht nach gehört H. G. Wells zu den großen Unruhstiftern der alten Epoche und hat ein Recht auf eine bolschewistische Statue.“

H. G. Wells aber, das heißt: sein Geist wird diesem Gespräch staunend und mit ohnmächtiger Wut lauschen. Denn er faßte sein Leben und seine Werke nicht so auf, wahrhaftig nicht: er hatte nicht zerstören, sondern neu aufbauen wollen...

Und dennoch wird der ältliche Bolschewik recht haben. Ich stimme völlig mit ihm überein. Der Einfluß dieses H. G. Wells ist, soweit ich es beurteilen kann, ein wundervoll zerstörender Einfluß. In die Gedankenwelt des neunzehnten Jahrhunderts, in das trübselige Dämmerlicht des sogenannten Darwinschen Fortschritts fielen seine Worte wie ein greller Blitz. Wir waren vorwärtsgezottelt, hatten Alles hingenommen, wie es war, uns eingeredet, daß wir mit jedem Schritt was Besserm nahten. Der Blitz aber zeigte uns, daß wir am Rand eines Abgrunds angelangt waren. Wir „schritten nicht fort“; wir stolperten in das Chaos des Weltkriegs hinein, mit seinen Folgeerscheinungen von Hungersnot, Seuchen, Ruin und Klassenhinmetzelungen.

So weit hatten Kunst und Wissenschaft, Wissen und Religion, erhabene Hoffnungen und ruheloser Ehrgeiz die Menschbeit gebracht. Um dies zu erreichen, waren wir vor vielen Millionen Jahren aus dem Schlamm gekrochen. Wir hatten eine Chance gehabt und sie auf tausenderlei Arten vergeudet. Nun standen wir dem Zusammenbruch der Zivilisation gegenüber, schauten den Niedergang einer heruntergekommenen Art, die kläglich zwischen den Ruinen ihrer einstigen Herrlichkeit dahinlebte und schließlich in den Schlamm zurückkroch, aus dem sie vergeblich herausgekrochen war.

Eine derartige Vision hätte uns wohl zur Verzweiflung treiben können. Doch geschah das nicht; Im Gegenteil: gleich jeder Berührung mit der Wirklichkeit hatte sie auf uns eine heilsame Wirkung. Etwas in uns brüllte dieser Zukunft: „NEIN!“ entgegen. Aus der Ruine, aus dem Wrack der Zivilisation mußte etwas Neues, Wunderbares entstehen.

Auch H. G. Wells teilte unsre Gefühle, gab ihnen seine Zustimmung, wenn auch nicht seine Unterstützung. Auch er schaute hinter dem Rauch der Apokalypse die Herrlichkeit. Er malte uns seine eignen Utopien. Wenngleich er aber unsern Glaube an die Utopie ermutigte, vermochte er dennoch nicht, uns die seine glaubhaft erscheinen zu machen. Sie wirkte weit weniger überzeugend als das ihr entgegengestellte Grauen. Zwischen dem schönen Traum dieser Zukunft und der Häßlichkeit, woraus er sich entwickeln mußte, gab es keine rechte Verbindung. Und wir mußten schließlich auch erkennen, daß die Utopie dieses Wells etwas von einer religiösen Hoffnung hatte. Sie hing von dem plötzlichen Erwachen des Besten im Menschen ab – von einer ans Wunder grenzenden Auferstehung der Güte, Selbstlosigkeit, der nüchtern weitsichtigen, aufbauenden Macht, die die Menschheit bisher in ihrem leidenschaftlichen Herzen verborgen gehalten hatte.

Wir durften nicht allzu viel erwarten. Und dennoch sahen wir, was Wells nie sehen konnte: den Wiederaufbau der Welt durch alltägliche Menschen, deren gewöhnliche Leidenschaften

zu einer gewaltigen Klassenbewegung verschmolzen waren. Wir hörten die alten Disharmonien der menschlichen Liebe und des menschlichen Hasses zu einem Hymnus des menschlichen Glückes zusammenklingen. Wir ahnten, daß kleine Menschen großer Taten fähig seien. Konnten all dies erfassen, weil wir die Belanglosigkeit des Individuums und die Bedeutung der „Massenaktion“ begriffen. Wir warteten nicht auf den neuen Heiland, der die Menschheit erlösen würde, sondern auf die Vereinigung des Proletariats.

Das neunzehnte Jahrhundert ist, mehr als alle andern Zeitalter, der Anbetung des Individuums gewidmet gewesen. Unsre Geister waren mit ihr erfüllt. Wir glaubten unerschütterlich an den Mythos des Größe, durch die hier und dort ein Mensch über die andern emporgehoben wurde. Als jedoch das Jahrhundert der phantastischen Heldenverehrung zur Neige ging, begannen wir bereits diesen Mythos anzuzweifeln. Und grade H. G. Wells ermutigte unsre Respektlosigkeit.

Jedes seiner Bücher bedeutete einen wohlgezielten Schlag gegen das Prestige jener Dinge, die dem neunzehnten Jahrhundert heilig waren. Er enthüllte das Gemisch von Zufall, leichtgläubiger Hysterie und primitivem Betrug, das sich als Erfolg, Macht, Weisheit oder Würde verkleidet hatte. Er zeigte uns, daß der sogenannte Triumph der Zivilisation nichts weiter war als ein übelriechender Kehrichthaufen. Er erfüllte uns mit dem Verlangen, reinen Tisch zu machen. Wir ersehnten die Revolution als reinigende Flamme...

Freilich lag dies keineswegs in seinen Absichten. Denn die Revolutionen sind etwas Unordentliches – sind der Höhepunkt der Unordnung. Wells wollte wohl, daß wir das Haus säuberten, nicht aber, daß wir es in Brand steckten.

Dabei war er, der Verherrlicher der Ordnung und ihrer Schönheit, dem Temperament nach auch selbst ein gar kläglicher Protagonist dieser Tugend. Er wußte nichts von der Ordnung, die darin besteht, das eigne Ich einem unpersönlichen Prozeß zu unterwerfen. Sogar seine imaginären Samurais, die Beherrscher einer seiner Utopien, sind nichts weiter als glorifizierte Individualisten, die durch persönliche Tugend das Recht errungen haben, nach ihrem Belieben zu handeln. Die Helden seiner Romane sind ausnahmslos impulsive, reizbare, schrullige, eigenwillige Menschen, ebenso unfähig zu befehlen, wie zu gehorchen – eine unordentliche, eingebildete Bande. Wir von der jüngern Generation ließen uns so weit von diesen Romanhelden beeinflussen, daß wir unsre kindischen Wünsche mit dem Mantel einer herrlichen intellektuellen Theorie verhüllten und so unausstehlich waren, wie uns dies von Andern gestattet wurde. Wells hatte, wie alle Menschen seiner Art, ein utopisches Ideal; aber ein derartiger Mensch ist keineswegs geeignet, Ordnung zu lehren. Wells lehrte uns vielmehr, im Namen der utopischen Zulänglichkeit in die bereits halb zerbrochenen Maschinen der Zivilisation Klötze und Schraubenzieher zu werfen. Ich bin ihm für diese Lektion dankbar.

Künftige Generationen werden Wells als einen destruktiven Kritiker kennen. Seine ‚Weltgeschichte‘ wird in den

Annalen der destruktiven Tätigkeiten an einer der ersten Stellen stehen. Er hat sie selbstverständlich mit der Absicht geschrieben, aufzubauen. Hat in dieses Werk seine ganze enorme literarische Begabung und einen großen Teil seines Wissens sowie des Wissens seiner Mitarbeiter gelegt. Hat seine schöne Aufgabe auf schöne Art gelöst.

Dennoch glaube ich, daß das Werk nicht Das ist, was Wells eigentlich beabsichtigt hatte. Heute wird die Menschheit durch ihren Aberglauben über die menschliche Größe zusammengehalten. Diesen Aberglauben will diese ‚Weltgeschichte' zerstören. Wells vermag sich nicht für die Leistungen jener Menschen zu begeistern, die nach der paläolithischen Periode kamen, nach den ersten großen Errungenschaften der Menschenrassen, der Eroberung des Feuers, der Schaffung der ersten Werkzeuge, der Sprache. Die folgenden fünfunddreißigtausend Jahre bieten wenig, was einen begeistern könnte. Von der neolithischen Periode bis zur Pariser Friedenskonferenz erfahren wir nur vom Mißbrauch des Feuers, der Werkzeuge, der Sprache und der dazugekommenen Errungenschaften. Man könnte bei der Lektüre dieses Werkes fast den Wunsch empfinden, die Menschheit möge um fünfunddreißigtausend Jahre zurückgehen und da einen neuen Anfang machen. Der Mensch der paläolithischen Periode war anscheinend ein famoser Kerl, grade die Art Mensch, die, mit ein wenig Ermutigung, in fünfunddreißigtausend Jahren die Utopie hätte erreichen können. Aber, ach: der neolithische Mensch geriet auf Irrwege, von denen wir uns heute noch nicht völlig entfernt haben. Denn der Mann jener Tage hatte hauptsächlich Angst: Angst vor der Frau, Angst vor... bis zur Angst vor dem Wetter. Diese Ängste teilten die Menschen einander mit, verewigten sie in ihren Sitten, Rechten, Ehen, Regierungen und Kriegen...

Wells dringt nicht sehr tief in diesen barbarischen Gedankengang, der bei uns Allen noch im Unterbewußtsein existiert; und dennoch würde grade hier die Erklärung gefunden werden, weshalb die fünfunddreißigtausend Jahre ein tragischer Rekord in der Menschheitsgeschichte sind. Wells berührt barbarische und wilde Gedankengänge nur ungern – als wären sie etwas Schmutziges, Abscheuliches, was sie ja auch tatsächlich sind. Aber nur, indem wir schmutzige und abscheuliche Dinge fest anfassen, vermögen wir zu erfahren, wie die Übel der Menschheit behoben werden können. Der nächste Historiker der Menschheit wird sich auf furchtlosere Art mit diesem Thema befassen...

Jedenfalls ist die Geschichte des Menschen von diesem Standpunkt aus weit mehr die Geschichte eines Mißerfolgs als eines Erfolgs. Dies ahnten die meisten Historiker, und deshalb betonten sie gerne die zweifelhafte Herrlichkeit des alten Griechenland, Roms und der Renaissance. Wells vermag sich damit nicht zu trösten. Die Renaissance ist für ihn nichts weiter als eine grüne Insel in dem weiten, tiefen Meer historischen Unglücks, eine Übergangszeit, keine Periode der Schönheit. Auch die römische Herrlichkeit wird für ihn durch die Torheit der karthaginensischen Vendetta verdunkelt. Und

nicht einmal Griechenland vermag ihm Bewunderung abzuringen, denn er fühlt, daß Perikles und dessen Freunde nur durch einen augenblicklichen Zufall die Freiheit hatten, sich in Gedanken und Taten über die Gemeinheit der athenischen Menge zu erheben.

Nein: Wells verweilt nicht gerne bei jenen Momenten, von denen wir annehmen, daß sie die Rechtfertigung der menschlichen Geburtswehen bedeuten. Ihn beschäftigen weit mehr die großen Mißerfolge: Alexander der Große, Caesar, Napoleon, Gladstone und Präsident Wilson.

Was Alles hätte nicht Alexander leisten können, hätte er nicht einen barbarischen, schwachen, neolithischen Geist gehabt, der ihn zur Beute des dunkelsten Aberglaubens und der kindischsten Eitelkeiten machte! Die Historiker des neunzehnten Jahrhunderts haben versucht, den Beweis zu erbringen, daß Alexander, Caesar, Napoleon und Gladstone große und weise Männer waren. Wells schiebt mit unbarmherziger Hand diesen Mythos beiseite, weist auf die Hysterie hin, die Egomanie, die dunkle, primitive, an Wahnsinn grenzende Schwäche, die den Besten von ihnen eigneten. Wir glaubten, daß zumindest im Geist unsrer Helden Ordnung herrsche – Wells aber zeigt uns dort das sinnlose Chaos.

Am Ende seines Werkes fordert er uns auf, an eine Föderation der Welt zu glauben. „Unsre Weltgeschichte“, erklärt er, „muß schlecht geschrieben sein, wenn ihr nicht gelang, unsre Überzeugung von jenem Staate darzustellen, dem die Welt sich nähert“ – doch ist es keineswegs jener schöne utopische Staat, den Wells mit inniger Beredsamkeit schildert. „Die Weltgeschichte“, erklärt er, „wird immer mehr zu einem Wettrennen zwischen Erziehung und Katastrophe.“ Von den Daten ausgehend, die Wells in seinem Buch mitteilt, können wir getrost auf die Katastrophe wetten. Es ist die Geschichte des Zusammenbruchs menschlicher Anstrengungen, die Geschichte des Aufstiegs und des Verfalls der Zivilisation; nur die letzten sensationellen Kapitel fehlen.

Ich glaube, daß dieses Werk in der Zukunft als die Geschichte des Endes der alten Welt gewürdigt werden wird. Sie enthält nicht die mindeste Erwähnung einer Ansammlung von Kräften, die imstande wären, aus den Ruinen die Zivilisation wieder aufzubauen. Ich persönlich zweifle nicht an der Existenz dieser Kräfte; ihre Anfänge haben sich bereits in der modernen, die Welt umfassenden kommunistischen Bewegung gezeigt. Aber das ist das Material für eine andre Weltgeschichte. Diese hingegen befaßt sich einzig und allein mit dem Zerfall unsrer heutigen Welt. Sie muß allen nicht absichtlich blinden Geistern den Zerfall und den Zusammenbruch unsrer Gesellschaft klar machen. Und dadurch, daß sie in den Geistern der Intellektuellen die letzte Hoffnung auf und den letzten Glauben an diese Weltordnung vernichtet, trägt sie auf bedeutsame Weise zu dem Zusammenbruch bei. Das Unterbewußtsein dieses Schriftstellers ist, fürchte ich, voll barbarischer Impulse des Hasses, von denen sein hoffnungsfreudiges und gütiges Bewußtsein nichts weiß.

Er sagt gleichsam: „Um eine schöne Welt zu schaffen, brauchen wir nur etwas mehr Liebe und erhabene Gedanken. Kommt, meine Freunde, lasset uns unser Teil tun“ — und so sprechend, stemmt er die Schultern gegen eine der wenigen, noch stehenden Säulen des Tempels und stößt zu... Ich höre die Balken ächzen, die sich über seinem Haupte lösen. Kommt dann tatsächlich der Zusammenbruch, so wird er uns junge Kommunisten tadeln, weil sein eines Bein unter die Trümmer geraten ist. Er wird von dem mangelhaften Ordnungssinn der Kommunisten reden und den Wunsch aussprechen, daß wir jungen Idioten seine Bücher gelesen hätten...

Lese ich die ‚Weltgeschichte‘, so freut sich mein dunkler neolithischer Geist ganz besonders über die gewaltige Zerstörung der historischen Traditionen. Hier ist einmal ein Historiker, der nicht behauptet, Alles zu wissen, der nicht verbirgt, wo er unwissend ist, der seinen Beratern gestattet, öffentlich, in Fußnoten, mit ihm zu debattieren, der auf das Piedestal der Größe verzichtet. Die Geschichte wird zu dem, was sie sein sollte: zu einer erregten Debatte über menschliches Streben und menschliche Ziele. Keiner wird aus dieser ‚Weltgeschichte‘ die altmodische historische Bildung schöpfen können; dafür aber wird er ein lebendiges Erfassen der Welt und ihres Schicksals erhalten, wird sich als einen Menschen erkennen, der durch die Arbeit seiner Hände und seines Gehirns dieses Schicksal mitzubestimmen vermag.

Wer dieses Werk liest, wird die Geschichte nicht mehr als pädagogischen Fetisch verehren, sondern in ihr das große menschliche Abenteuer sehen, das für ihn ebenso wirklich und erschütternd ist wie seine persönlichen Lebens- und Liebesabenteuer.

Einzig berechtigte Übertragung aus dem Amerikanischen von Hermynia Zur Mühlen

---

Klopfgeister von Friedrich Markus Huebner

Sonder Ruh
tupft es an das Fensterglas,
wie von Fingern, die nach Fugen,
um hereinzuschlüpfen, lugen,
Finger, würmerschlank und grabesnaß.

Jäh und jäh
in der Eckkommode,
jetzt im Uhrenschrein
ächzt das Holz, als bliesen Tote
ihren Eisesanhauch auf sie ein.

Prasselnd stürzt
Mörtel im Kamine nieder.
Wer wirft durch den Schacht
vom Zenith der Nacht
in die Stube sich mit brausendem Gefieder?

Du verziehst
keine Miene. Nur die Brauen
stehen dreieckhaft gespitzt
über den verhängten, grauen
Augen, drin das Wissen sitzt.

Russische Theaterköpfe von Oscar Blum

III.

Tairoff

Diese Individualität, die nicht alltäglich wirkte, solange ihre Ziele noch nicht erreicht waren, hat zwei schätzenswerte Eigenschaften: Ausdauer und Betriebsamkeit. Tairoffs künstlerische Sendung (vielleicht sogar seine künstlerische Eignung) schien mir immer sehr zweifelhaft. Nicht zu bezweifeln ist seine leidenschaftliche Hingabe an das Theater. Unter den Russen ist er wohl der einzige richtige Theaterdirektor. Er ist ein Meister der Reklame, der Organisation, des Aufbaus, des Durchhaltens. Er hat den Glauben an sich – und versteht, seinen Glauben Andern mitzuteilen. Diesen Eigenschaften zuliebe gönne man ihm den Erfolg, den man irrtümlicherweise auf das Konto seiner Künstlerschaft zu buchen pflegt.

*

Rußlands Theaterkultur blühte in Petersburg und in Moskau. Tairoff kam aus der Provinz. Als Schauspieler und Regisseur hat er sich zuerst in Gaideburoffs Wandertheater hervorgetan und ist 1908 in Riga, bei Neslobin, an einer ständigen Bühne gelandet. Man muß die russische Provinz kennen, um den richtigen Namen für die schmucke Erscheinung des Tairoff jener Tage zu haben.

Andrejew beherrschte dazumal die Gemüter. Symbolismus, Mystizismus, Aesthetizismus kamen als notwendiger psychologischer Niederschlag auf den Zusammenbruch der Revolution von 1905. Alle reaktionären Epochen sind subjektiv, sagt Goethe. Nach 1906 begann in Rußland die Epoche der Reaktion. Mithin griff ein überspannter, schrankenloser Subjektivismus um sich. Die beiden Hauptstädte blieben davor wenigstens zum Teil bewahrt. Die Provinz hingegen übertrieb, wie gewöhnlich. Tairoff paßte zu ihr – und sie erhob ihn bald auf den Schild. Er traf den Ton der süßlichen Mystik, des grazilen Schöntuns, der dem Zug der Zeit entsprach. Das war vielleicht die reichste Periode seines Wirkens, denn damals brauchte er sich gar nicht anzustrengen, um Erfolg zu haben. Womit er dann seine Stellung in der Hauptstadt mühsam aufbaute, das waren nur Überreste und Variationen jener anfänglichen Gelenkigkeit. Wenn man seine spätern Leistungen zerlegt, so bemerkt man sofort die Bestandteile: ein bißchen Mystik, ein bißchen Aesthetentum, ein bißchen Süßigkeit – recht viel Provinzialismus.

*

Aber was Tairoff aus der Provinz nach Moskau mitbrachte, als ihm, 1914, gelang, dort festen Fuß zu fassen, das war weit davon entfernt, sich ihm als Hindernis in den Weg zu stellen. Tairoffs persönliche Note mußte grade in der Zitadelle des Moskowitentums Aufmerksamkeit erregen. Diese provinzialen Laute

mit einer leichten jüdischen Patina hoben sich jedenfalls von dem erbansässigen Ton der alten Residenzstadt ab und fielen dem Ohr nicht unangenehm auf. Außerdem war diese Stadt seit Jahrzehnten Stanislawskis Domäne. Nun kam endlich ein neuer Mann – und schon die Tatsache seiner Neuheit sprach für ihn.

Tairoff nützte die Konjunktur meisterlich aus. Er baute sein Theater in bewußtem Gegensatz zu Stanislawski auf und begann, in diesem Zeichen zu siegen. An Jenen hatten sich die Leute bis zum Überdruß gewöhnt. Tairoff war ihnen jedenfalls ungewohnt. Was er tat, war ja zunächst nichts Andres als eine einfache Umkehrung der künstlerischen Prinzipien Stanislawskis. Statt Realität – Phantastik; statt alltäglichen Sprechens – Singen und Summen; statt naturalistischer Schauspielerkunst – Parterreakrobatik: so sah Tairoffs Theater aus.

Ist es bis auf den heutigen Tag so geblieben? Ich fürchte: Ja! Gewiß: Tairoff hat inzwischen viel und Vieles hinzugelernt. Seine Art hat sich verfeinert. Die Revolution gab ihm die Mittel in die Hand, seine Kunst mit einigem Prunk zu betreiben. Er hatte das Glück, mit Künstlern zusammenzukommen, deren theatralische Vollblütigkeit nicht ihresgleichen hat: Jakuloff, Wesnin, die Exter. Kein einziger von diesen Bausteinen lag ungenützt im Fundament seines Unternehmens.

Allein Tairoffs Künstlerschaft arbeitete bei näherer Betrachtung immer noch mit den billigen Mitteln ihrer Anfangszeit. Seine Schauspielerei ist gymnastischer Drill; seine Ausstattungskünste wirken bestenfalls bildhaft; sein Werk ist immer nur Stückwerk, weil es auch in den gelungensten Leistungen nur eine Reihe „schöner“ Momente bildet, ohne die Idee des Ganzen zu erschließen.

Man muß Tairoff bekämpfen, sofern er das Theater einem billigen Aesthetentum ausgeliefert hat. Die Formel, auf die man alle seine Leistungen bringen kann, lautet: Gewollte Geziertheit. Tairoff dürfte wohl am wenigsten das Recht haben, vom „entfesselten Theater“ zu sprechen. Denn als Regisseur ist er wahrhaftig nichts als Fesselungskünstler. Man beachte, wie wenig Freiheit, Ursprünglichkeit, Primitivität auf seinem Theater zu finden ist; wie Alles in gesuchter, in krampfhafter Gespreiztheit befangen bleibt; wie kein Naturlaut aus den abgestimmten Kehlen seiner Spieler zu dringen vermag: und gewöhne sich, Theaterleute nach ihren Leistungen, nicht nach ihren Theorien, die sie ja außerdem stets aus fremder Hand haben, zu beurteilen.

*

Seit 1914 frißt an Tairoff noch ein andrer Ehrgeiz: er will nicht nur Stanislawski beseitigen, sondern auch Meyerhold überflügeln. Was Der kann, kann ich erst recht – verkündet im Nebensatz jede seiner Taten. Meyerhold sprach von der Nutzbarmachung der Zirkustechnik fürs Theater: Tairoff kam mit der Pantomime. Meyerhold versuchte es mit dem Konstruktivismus auf der Bühne: Tairoff brachte verwickelte Konstruktionen. Meyerhold erfand biomechanische Übungen für seine Schüler: Tairoff macht aus jedem Spieler einen Sylvester

Schaeffer. Aber diese Rivalität bleibt immer steril, und der
Unterschied springt in die Augen.

Tairoffs Kunst ist schließlich doch nur Künstelei, weil sie das Mittel zum Zweck macht, weil ihr der Schweiß aus allen Poren trieft. Wenn Stanislawski die Stücke, die er inszeniert, ausbreitet, so verkrüppelt Tairoff sie. In seinen lichtvollsten Momenten gibt er nur gefällige Zerrbilder. Seine Stücke haben keine Entwicklung: vom ersten bis zum letzten Moment ist es immer das Selbe. Sie haben keinen Atem, denn es geht darin um nichts. Kein Zufall, daß das einzige Stück, womit Tairoffs Theater seine Existenzberechtigung beweisen konnte, eine Operette ist: ‚Giroflé-Girofla'. Da retten ihn beschwingte Musik, Jakuloffs prachtvolle Meisterschaft, angeborener Fleiß, technische Einfälle. In ‚Adrienne Lecouvreur' braucht er Tempo – und versagt. In ‚Romeo und Julia' braucht er Leidenschaft – und versagt. In ‚Phaedra' braucht er Einheitlichkeit – und versagt. In ‚Prinzessin Brambilla' braucht er Humor – und versagt. Er versagt jedesmal, wenns gilt, eine Atmosphäre zu schaffen, in der das Theater lebt; jedesmal, wenns heißt, über Einzelleistungen hinauszukommen. Seine Arbeit ist selbst dort, wo man sie gelten lassen kann, Mosaik.

Tairoff bringt ein Kunststück zustande, das jedem andern Regisseur den Hals brechen würde: er arbeitet mit durchaus mittelmäßigen Schauspielern. Und kommt mit dem Mittelmaß sehr gut aus, weil er ja der Schauspielkunst das Wesentliche nimmt: Darstellung des Einzelfalles in allgemeingültiger Form. Da er statt Handlung Gestikulation anstrebt, statt Leidenschaft Stimmübungen, statt Tempo Rhythmus, so kann er Jedermann zu seinen Zwecken abrichten. Er ist vielleicht der Einzige, dem gelungen ist, ein Theater ohne Schauspieler glaubhaft zu machen. Seine Stütze: Koonen. Welche Armut! Ihre Merkmale sind: Dürftigkeit und Langeweile. Ihr fehlt zur Schauspielerin die Spannkraft, zum Weib die Seele, zum Ton die Farbe. Seine zweite Stütze: Zeretelli. Welche Öde! In Dem ist Süßigkeit morbid, Grazie gemacht, Pathos gekünstelt, Anmut mechanisiert.

Was sich sonst bei Tairoff auf der Bühne tummelt, ist Komparserie, die zu nichts taugt und zu Allem brauchbar ist. Eine Theaterjugend, aus der sich kein Tropfen Blut herauspressen ließe. Einer war in diesem Ensemble, jeder Zoll ein Vollblutspieler, dessen festliche Künstlerschaft das Mittelmaß hoch überragte: Sokolow. Er war eine Ausnahme – und bestätigt nun die Regel, indem man ihn unter Tairoffs Spielern nicht mehr sieht.

*

Stanislawski bedeutet eine überwundene Epoche. Wir grüßen ihn und gehen vorbei. Tairoff ist die feindliche Gegenwart: hier gilt es, zu kämpfen! Seine Bestrebungen sind jeder Theaterreform grundsätzlich abhold. Er ist nur Nachtreter einer großen Bewegung, deren zufällige Merkzeichen er übernommen hat, um ihren Sinn preiszugeben.

Wenn ich das ausspreche, gehe ich über die Begeisterung, die Tairoffs Berliner Gastspiel bei der deutschen Theater-

kritik seinerzeit entfacht hat, mit Vorbedacht hinweg. Ihr imponierte in Tairoff der Macher, der Fremdling, der Epigone, der Abschöpfer. Wir Andern aber, denen Tairoff ein aktuelles Problem ist, wir wissen, daß seine Siege Zugeständnisse sind. Er ist der Nutznießer einer Theaterrevolution, die in der Luft liegt. Er ist Theaterfachmann genug, um die äußerliche Technik dieser Revolution, sozusagen; ihre Tricks, nachmachen zu können. Aber da sein Können von Haus aus mangelhaft ist, so liefert er ihren Gehalt dem Durchschnittsgeschmack aus und bemüht sich um eine erstarrte und verrenkte Form, die an und für sich des Aufhebens wahrlich nicht wert ist-

---

Hamlet im Frack von Alfred Polgar

Hamlet im Frack ist keine Mehlspeise wie etwa Apfel im Schlafrock, sondern das Kennwort für den ‚Hamlet' des englischen Regisseurs Ayliff, der das Drama in moderner Tracht spielen läßt. Im Wiener Deutschen Volkstheater ist es jetzt so zu sehen, auf geschmackvoller Stilbühne, in einer Darstellung, deren Mittelpunkt der noble, an Geist und Gefühl sichtlich erneute Hamlet Moissis ist. (Nur reden darf er Sammet, keinen brauchen.) Frau Erika Wagner ist eine hohe Königin, schön und stark, von schlottricht keine Spur, Herr Scharwenka stilgerecht ein Geschäftsmann aus der Königsbranche, sozusagen Generaldirektor der Dänemark-A.-G., Fräulein Koeppke eine Ophelia en miniature, aus der Vitrine entsprungen, Herr Homma ein ulkiger Totengräber, Herr Edthofer ein Guldenstern von aparter Spaßfarbe. Die Pikanterie der Regie deckte die Schwächen der Aufführung wie Gewürz den zweifelhaften Braten. Nach der Pause verlor sich die deckende Wirkung, und da roch man ihn.

Sollte Shakespeare verulkt werden? Nein, es sollte gezeigt werden, daß er auch moderne Tracht aushalte. Er hält sie aus. Daran schließt sich zwanglos die Frage: Warum sollte das gezeigt werden? Und an diese Frage zwanglos die Antwort: Warum nicht?

Außerdem bringe das moderne Kleid Hörern von heute die Tragödie „näher". Mag sein. Aber es rückt sie auch weiter, denn...

Denn – und das scheint mir das Wesentlichste, was zu Ayliffs Einfall zu sagen wäre – denn ein Kleid ist ja nicht nur ein so oder so geschnittenes Stück Tuch, das vor Kälte schützt, sondern es hängt in ihm Geruch, Geschmack, Gesicht seiner Zeit, deren Sitte und Welt- und Lebensgefühl. In diesem Sinne wirkt die neue Tracht als fortwährende parodistische Distanzierung der Hamlet-Welt, muß so wirken.

Die Verstöße gegen die Logik machen nichts; aber die gegen die Biologik, deren Ausdruck das Kleid ist, sind quälend.

Um unzeitgemäße Requisiten kommt das Spiel durch die Textänderungen herum. „Schreibtafel her!" fällt weg, weil Hamlet nur ein Notizbüchel hat. Die Schilderung der Ophelia, wie der Prinz ihr erschien: „Die Strümpfe schmutzig und losgebunden auf den Knöcheln hängend"... weg. Und so weiter,

und so weiter. Seltsam. So viel Scheu, ein nicht stilgemäßes Requisit auch nur zu nennen, so empfindlich gegen die Widersprüche in den Sachen und so tolerant gegen die im Geiste!

Dem Gespenst schadet die Modernität nicht. Im Gegenteil. Ein Gespenst zum Charleston wirkt noch gespenstischer.

Hamlet raucht Zigaretten. In Ordnung. Aus der heutigen Tracht werden eben die Konsequenzen gezogen. Aber nur die positiven. Das heißt: die Regie erlaubt sich Alles, was zum neuen Kleide paßt, mit ihm gerechtfertigt scheint – versagt sich aber nichts, was zu ihm nicht paßt und mit ihm zur Absurdität wird. Legt sich ein Herr im Smoking, bei Hofe, auf den Fußboden, den Kopf im Schoß einer jungen Dame?

Wunderliche Nebenerscheinung: Was im Wams gesprochen, real gemeint war, wird in der Dreß von heute Bild, Tropus. Zum Beispiel, wenn Polonius dem reisebereiten Laertes sagt: „Der Wind sitzt schon im Nacken Deiner Segel."

Kurz: es war sehr interessant. Onkel Philipp würde sagen: „Nix als Übermut".

Eine fehlende Generation von Ingeborg Seidler

Anna Eule hat in Nummer 30 auf Ignaz Wrobels Ausführungen in Nummer 24 entgegnet. Aber auch sie soll ihre Entgegnung haben.

Hängezöpfe trugen wir, als der Krieg uns überraschte, uns, die wir um die Jahrhundertwende geboren waren. Aber das hat, scheint mir, weniger zu besagen als die Tatsache, daß wir damals wirklich vierzehn Jahre zählten. Daß etwas Furchtbares unsre Augen öffnete, unsern jungen Seelen jenen Abgrund zeigte, den der Mensch nur ein Mal erblickt. Das Erlebnis beraubte uns jählings unsrer Kindhaftigkeit, und wenn damals das Wort entstand: „Es gibt keine Jugend mehr", so lag seine Berechtigung darin, daß die Geschehnisse um uns herum wirklich die heilige Kindlichkeit unsrer Jugend von Grund auf zerstört hatten. Aber wir sind trauriger als die Alten, denn wir sagen uns: Wenn Millionen Männer auf Schlachtfeldern verbluteten, so starb ein großer Teil zweifellos im leidenschaftlichen, begeisterten, rauschhaften Glauben an die ideale Zweckhaftigkeit seines Todes. Uns aber hat man grade der ersten Lebensbedingung beraubt, ohne die jene Kriegsopfer ein Leben vielleicht verschmäht hätten: des Glaubens. Des Glaubens an etwas Großes, Reines, Heiliges.

Feldpostbriefe waren uns kein Trost, wofern wir persönlichen Trost überhaupt schon benötigten. Wir „herumschwirrenden Geschöpfe" sahen ein grandioses Trauerspiel auf der grandiosesten Bühne, und dieses Erlebnis schob den Mann zunächst in den Hintergrund. Wir würden uns schämen, wär' es nicht so.

Die Geschehnisse hielten uns in Atem. Als der Krieg endete, waren wir sechzehn, siebzehn und hatten erlebt, wofür vorher einige Menschenleben hingegangen waren. Die Kriegsverhältnisse hießen uns einen Beruf ergreifen, jenen Beruf, den Anna Eule aus unbekannten Gründen in Anführungszeichen setzt. Aber – ist möglich, daß Jemand es nicht wüßte? – neben der

Notwendigkeit, uns sozial zu betätigen, hat uns noch etwas ganz Andres zum „Beruf“ geführt.

Als wir, vierzehnjährig, mit zitternden Herzen sahen, wie sie Hunderttausende von Menschen hinausschleppten und töteten – zu einer Zeit, wo man zuhause schon bitter oder gar höhnisch lachte, als wir hörten, der Mensch sei zu Kanonenfutter grade gut genug: da begannen wir, uns auf uns selbst zu besinnen. Der beleidigte Glaube an den Menschen zwang uns vor das Gedankenbild: Der Mensch – Kanonenfutter? Er, dem wir neben der Gottheit den ersten Platz angewiesen hatten? Der Mensch, den wir in der Gesellschaft zu verehren, zu lieben gehalten waren?

Wir dachten nach, so gut wir konnten. Und wir kamen darauf, ganz einfach und kindlich, daß der Wert des Menschen nicht in seinem Menschsein liegt, sondern in seinen Schöpfungen. Diese da, die kämpften, hatten die Kanone geschaffen. Solch Wissen führte uns zum Beruf. Das heißt: zu irgendeiner Arbeit, die, unsrer neuen Ansicht nach, unser Menschsein überhaupt rechtfertigen konnte. Wir gingen Schreibmaschine bedienen, Matrikel führen, Briefe sortieren.

Ich bin keine „sogenannte Intellektuelle“, nein – aber es ist ja klar: jene Geschehnisse von 1914 bis 1918 haben nicht nur die Geschichte vorwärts gestoßen, sondern auch die Menschen. Und uns Frauen doppelt. Einmal deshalb, weil wir weit zurückgewesen waren, dann aber, weil wir vier Jahre den Kontrast erlebt hatten: die für Gott, fürs Vaterland Sterbenden draußen – das Lachen über die Lüge zuhause.

Persönliche und soziale Interessen machen die Ehe nach wie vor wünschenswert. Wer bestritte es! Aber die Frau hat aufgehört, sich dazu leben zu sehen, eine notwendige Einrichtung auszunutzen. Die Mehrzahl junger Frauen verabscheut denn auch direktes Nichtstun in der Ehe. Viele Frauen, die dank ihrer Verheiratung „es nicht nötig haben“, arbeiten weiter – ein Beweis, daß sie persönliches Interesse gefunden haben, daß sie die Arbeit schätzen und lieben, sie dem Müßiggang, meistens aber der häuslichen Arbeit vorziehen. Das sind nicht mißzuverstehende Symptome. Es besteht kein Zweifel: die Frau ist auf die Suche nach einem Lebenszweck gegangen.

Wer unsrer Entwicklung auch nur ganz oberflächlich gefolgt ist, der weiß, daß wir den Rettungsring, den uns die sozialen Nöte zuwarfen, mit Gier erfaßten. Wir erkannten sofort den zwiefachen Gewinn: zuerst den materiellen, und dann – dann sahen wir uns plötzlich allein im Felde. Es begann ein Laufen, ein bewußtes Vorwärtslaufen, es galt, den Augenblick zu nutzen, wo der Konkurrent, der Mann, behindert war. Wir wagten nicht etwa, ihn einholen zu wollen, doch ihm nachsetzen hieß es, so weit es ging. Solche Arbeit leistet man nicht für Geld, meine liebe Anna Eule. Dazu brauchts Willen und Begeisterung und, vor Allem, Verstand. Sagt nicht: Instinkt! Vermag Instinkt so zu berechnen?

Und Die, die putzmachen, nähen, verkaufen? Selbständig wollen diese Frauen sein, weiter nichts. Diese Gruppe schadet dem Gedanken der Emanzipation, denn sie hat ihn nur ein-

seitig erfaßt: solche geschäftetreibenden Frauen wollen materiell unabhängig sein, um dann – so lächerlich es klingen mag – den Mann zu unterjochen. Nicht geistig, sondern wieder nur materiell. Den Gedanken, den Mann zu unterjochen, haben sie nicht a priori. So weit denken sie gar nicht. Geld schaffen – dann ist der Mann sicher (insofern haben sie die neuen Verhältnisse erfaßt), und sicher ist dann auch, daß sie Herren im Hause sein werden.

Doch wie mir scheint, hat Anna Eule nicht diese beiden Gruppen: emanzipierter und scheinemanzipierter Frauen skizziert, sondern nur den übrigbleibenden Teil unsres Geschlechts, das heißt: jene Frauen, die nach wie vor dem Muttergedanken leben. Daß sich „so ein armes Geschöpf beileibe nicht berufen fühlt“, ist möglich. Gott sei gedankt dafür. Wir aber, deren Seelen im Lenz die grauenvollste Weihe empfangen haben, wir begrüßen unser Los, das uns der Arbeit bestimmt hat. Sie erfüllt uns mit sittlicher Befriedigung, mit jener Genugtuung, die uns die Ehe – vielleicht verschafft (und wenn, dann nur das Kind). Für uns ist der Beruf kein „Beruf“. Wir wissen, daß nur Eins unsre Gleichberechtigungsansprüche wirklich berechtigt machen kann: eigne Schöpfungskraft. Wir wollen versuchen, und der Versuch soll unser Lebenszweck sein.

Dorf Deutschland von Hans Siemsen

Von hundert Bewohnern Deutschlands geben neunundneunzig sich dem holden Irrtum hin, sie lebten in Europa. Es ist, wie gesagt, ein holder, ein begreiflicher, ein lieber Irrtum. Aber es ist ein Irrtum.

Von einem europäischen Lande darf doch mit Fug und Recht – wobei ich zugebe, daß ich nicht weiß, was „Fug“ eigentlich ist –, darf doch erwartet werden, daß es teilhat nicht nur an der Kultur und dem Wetter, sondern auch an der Zivilisation Europas. Von einer europäischen Großstadt erwarte ich, daß ich, mit dem zu einem zivilisierten Großstadt-Leben notwendigen Geldmitteln versehen, in ihren Läden vor allen Dingen Das kaufen kann, was nach meinen Erfahrungen das für den jeweiligen Zweck Beste und Schönste ist. Das, was ich, seiner Qualität oder meiner Vorliebe wegen, andern ähnlichen Dingen vorziehe. Das, was dank der Gunst des Klimas und der Erde dieses und jenes Land besonders schön und vollkommen produziert. Das, was aus dem Konkurrenzkampf der Gehirne und Maschinen aller Länder der Welt in jedem Fall als Höchstleistung hervorgeht. Immer das Beste – was in den meisten Fällen auch das Preiswerteste ist –, Das, was mir am besten gefällt, möchte ich mir aussuchen können. Kann ich das in Deutschland? Kann ich das in Berlin? Kein Gedanke!

Und die Tore, die uns von Europa und der übrigen Welt abschließen, werden heute nicht mehr von den Andern zugehalten, sondern von uns selber, von unsrer köstlichen Zollpolitik.

In jeder etwas größern Stadt der Welt kann ich mir die Dinge, die das Leben ein wenig angenehm machen, nach meinem Gefallen aussuchen. In Berlin kann ich das nicht. Hier muß ich deutschen Sekt, deutsche Parfums und deutschen Whisky konsumieren, wenn mich mal nach Sekt, Parfums und Whisky gelüstet. Weshalb? Weil der französische Sekt, der einzig anständige Sekt, den es gibt, weil französische Parfums, die einzigen, die ich liebe, weil englischer Whisky, der einzig genießbare – weil das Alles nicht ein Weniges mehr kostet als im Ursprungsland, sondern fünf- bis zehnmal so viel. So viel eben, daß ein anständiger Mensch es sich in Deutschland nicht leisten kann.

In jeder europäischen Großstadt kann ich mir meinen Cognac aus Frankreich, meinen Cinzano aus Italien, meine Handschuhe aus England besorgen. In Deutschland kann ich das nicht – oder nur, wenn ich Milliardär bin. In Amerika kosten Grammophonplatten mit ausgezeichneter Tanz-Musik fünf Stück einen Dollar. Für wenig mehr kann ich sie in jedem Lande Europas kaufen. Nur nicht in Deutschland. Hier kosten die entsprechenden Platten drei bis fünf Mark – und sind dazu noch, mit wenigen Ausnahmen, schlecht. In jeder größern Stadt Europas kann ich nach und nach sämtliche Filme von Charlie Chaplin sehen, die Filme, die man in tausend Jahren als die höchsten Kunstleistungen unsrer Zeit herumzeigen wird – in Deutschland kennt man nicht einmal die Hälfte. Lebte ich in einem andern Lande, ich hätte wahrscheinlich längst ein kleines Auto. In Deutschland? Opel oder Ego. Na, ich danke! Die Autos aber, die ich haben möchte, und die ich anderswo bezahlen könnte – hier kann ich sie nicht bezahlen.

In Deutschland lebe ich mit meinem sauer verdienten Geld, das mir in einem anständigen Land erlauben würde, anständig zu leben, schlechter als jenseits der Grenze ein schlecht bezahlter Arbeiter. Deutschland ist das Proletarier-Viertel, in dessen Läden ranzige Margarine und Kartoffelschnaps so viel kosten wie in „bessern“ Vierteln gute Butter und Cognac.

Unsre Zollpolitik ist nötig, um die deutsche Industrie zu schützen. Zu schützen? Wovor? Vor der Mühe, die es kosten würde, anständigen Schnaps, anständige Parfums und anständige Klein-Autos herzustellen. Vor der Mühe, die es kosten würde, ihre Maschinen und Erzeugnisse so zu verbessern, daß sie die Konkurrenz des Auslandes aushalten könnten. Nicht die Industrie wird verurteilt, sich anzustrengen; sondern ich werde verurteilt, jedes Erzeugnis zu konsumieren, mag es so minderwertig sein, wie es will – wenn es nur „deutsch“ ist.

Aber was soll nun erst der Arbeiter sagen, der für sein Geld noch weniger und minderwertigere Sachen bekommt als ich, der ich ein bißchen mehr anwenden kann? „Deine Sorgen möcht’ ich haben“, wird er sagen. Aber dadurch wird mir nicht bewiesen, daß sie unberechtigt sind.

Daß das Alles keine Lebens-Fragen sind, das weiß ich auch. Daß man auch ohne Cognac, ohne englische Handschuhe und ohne Auto leben kann, ist mir nicht unbekannt. Aber es fragt sich, ob so ein Leben noch viel Spaß macht.

Eines ist sicher: daß durch diese dauernde Herabminderung und Verfälschung der Qualität – auch in nicht gradezu lebenswichtigen Dingen – das Qualitätsgefühl, das in Deutschland nie sehr entwickelt war, immer mieser und minderwertiger wird. Wer sich daran gewöhnt, schlechten Schnaps zu trinken, minderwertige Parfums zu riechen und unbequeme Handschuhe zu tragen, die in vierzehn Tagen kaputt sind, der wird sehr bald in keinem einzigen Fall des Lebens mehr unterscheiden können zwischen gut und minderwertig, zwischen echt und falsch. Und ob das so ganz und gar unwichtig ist – das möchte ich doch bezweifeln.

Alte Bekannte von Alfred Grünewald

Herr Dickwanst nennt sich einen Lebenskünstler
und hat – Gott schütz uns – seinen Künstlerstolz.

*

Anatomischer Befund: Enges Herz – weites Gewissen.

*

Wenn die Dummheit einmal gigantische Dimensionen annimmt,
wirkt sie nicht minder überwältigend als ein hoher Geist. So gibt es
ein paar Leute, die ich als Naturerscheinungen empfinde.

*

Macht der Unpersönlichkeit: Man kämpft mit ihm als Einer gegen Tausend.

*

Was man so untertags trifft, gehört gut zu zwei Dritteln in die
bekannte Ergänzungsgruppe „Und Konsorten".

*

Dem Philister ist Gewohnheit ein Kult, ein Rituale. Er wird zum
Donnergott und läßt sich furchtbar vernehmen, wenn an einem
Winterabend, Schlag sechs Uhr, die gewärmten Pantoffeln nicht zur
Stelle sind.

*

Was den Leuten nicht Alles heilig ist! Das geht schon in die
Todsünden.

*

Es war nachgrade ein Unterton von ehrfürchtigem Schauer zu
vernehmen, als die Gattin erzählte, daß ihr Mann, was Mehlspeisen
betrifft, „sehr diffizil" sei.

*

„Der Geschmack ist eben verschieden", belehrte mich Einer.
„Ohne Zweifel", pflichtete ich bei. „Es gibt guten und schlechten."

*

„Da kann ich nicht mit."
„Man hat Sie gar nicht gerufen, Herr Lehmann."

*

Die Normalbürger stehen in einem kuriosen Verhältnis zur Zeit.
Fast niemals „haben" sie welche, und ist es endlich einmal so weit,
dann muß sie erst recht „vertrieben" werden.

*

Warnung vor einem Reellen: Er bleibt keine Antwort schuldig,
wenngleich man ihm die Fragen schuldig bleibt.

*

„So bin ich nun einmal", resümierte Fräulein X. nach etwa halbstündiger Rede. Ich hatte sie – im Vertrauen gesagt – gar nicht gefragt, wie sie eigentlich sei. Ihre ausführlichen Mitteilungen waren durchaus spontan erfolgt. Denn so ist sie nun einmal.

Bemerkungen

Coudenhove und Thomas Mann

Da Beide wohnen auf der Menschheit Höhen, soll der Sänger mit dem Präsidenten gehen – sogar der Sänger der antieuropästischen ‚Betrachtungen eines Unpolitischen‘ mit dem Präsidenten der Paneuropäischen Union. Wenn also Thomas Mann, in einem seiner letzten Essays, neben andern geschichtlich bedeutsamen Tatsachen die mitteilt, daß er und Coudenhove in Paris einander Konversation gemacht haben, ist nichts gegen ihn zu sagen, soviel auch sonst gegen ihn zu sagen ist. Aber so wenig sonst gegen Coudenhove zu sagen ist – gegen ihn ist da Manches zu sagen; wofern der Nichts-als-Dichter nichts erdichtet, wenn er erzählt:

> „...Unterhaltung mit Coudenhove, der mich durch das Geständnis einer starken Neigung für meinen Aufsatz über Friedrich den Großen verblüffte. Wie, und der Pazifismus? Er sei gar kein Pazifist, das sei ein Mißverständnis. Offenbar sei seine Ethik mir unbekannt, die heroisch sei... Daß freilich Kriege, mindestens europäische Kriege eine anachronistische Äußerungsform des menschlichen Heroismus gewesen seien, liege für ihn auf der Hand.“

Na also! Hält der heroische Ethiker Coudenhove selber die Kriege für „eine anachronistische Äußerungsform des menschlichen Heroismus“, dann ist doch wohl kein „Mißverständnis“, ihn – den Autor des Buchs ‚Pazifismus‘, den Kreator der pazifistischen Idee ‚Paneuropa‘ – für einen Pazifisten... und den Pazifismus mit dem Heroismus für vereinbar zu halten! Der Pazifismus – allerdings nicht die Schlappschwanz-Angelegenheit impotenter Onkels und steriler Tanten, für die man ihn, dank manchen verkalkten Führerichen, gemeinhin leider hält, sondern die kraftvoll-revolutionäre Bewegung, die er, dank seinem sozialistischen Flügel, langsam, langsam zu werden beginnt – der Pazifismus ist tatsächlich heroïscher als der Kriegsheroïsmus: verweigern in kriegführenden Staaten Pazifisten den Kriegsdienst, dann setzen sie, heroïsch, sich der Gefahr aus, überwältigt und an die Wand gestellt zu werden, und wer an die Wand gestellt wird, fällt eher, als wer an die Front gestellt wird. Auch kommt im Chemiekrieg der Neuzeit das Kriegsheroengeschlecht noch schneller um als das Menschengeschlecht überhaupt, dieweil sich zu heroischen Kriegstaten kaum noch Gelegenheit bietet, es sei denn, daß der Eine auf den Gasknopf heroischer drückt als der Andre.

Das weiß Coudenhove, wie sein Wort vom Anachronismus des Kriegsheroïsmus beweist; trotzdem hat er, wenn Thomas Manns Gehör funktioniert hat, gesprochen, als wüßte ers nicht. Statt einem Prosa-Riesen, der ethisch-politisch kein Riese ist, auf seine nicht grade scharfsinnige Frage, ob der Pazifismus vereinbar sei mit dem Enthusiasmus für einen Heros, die Antwort „Ja!“ zu geben und zu begründen, hat Coudenhove, unbedenklich und nicht einmal logisch, das Wunderbare verleugnet, das ihn erfüllt: den Willen zum Frieden.

Trotzki, nicht weniger kunstverständig und, dem Ziel nach, nicht weniger pazifistisch als Coudenhove – Trotzki hätte vor Mann keine Männchen gemacht. *Franz Leschnitzer*

Reichsehrenmahl

Im Tessin gibts eine anständige * Sitte. Am Ehrentage des Heiligen wird auf der Piazza gratis Risotto und Wein ausgeteilt. Jeder erhält, soviel er mag. Ein wahrer Festtag für das Volk, wie für die Fremden.

Und in Deutschland?

Wie wär es mal mit einem Reichsehrenmahl?

Eine ordentliche Mahlzeit für die Lebenden ist ein bißchen. Ein Denkmal für die Toten ist weniger als nichts. Denn weder die Lebenden noch die Toten haben etwas davon; nur müssen die Lebenden es bezahlen. Wer etwas davon hat, ist die Reaktion.
Der Dank der Allgemeinheit ist eine verkappte Demonstration für die Pflicht, dem Vaterland Gut und Blut zu opfern. Eine Demonstration für den Krieg. Wie der ganze Heldenklimbim.
Wie unlogisch und wie klug, nur die wehrlosen Toten zu Helden zu stempeln! Die Überlebenden, die im Kriege waren, könnten vielleicht Konsequenzen aus dem Titel ziehen und Ansprüche stellen. Die Ehrlichen würden sich allerdings der Beweihräucherung schämen. Denn Keiner war ein Held. Helden gibt es nicht mehr, seitdem es keine freien, selbständigen Krieger mehr gibt.
Die aber, die keinen direkten Zwang über sich hatten, waren keine Helden, weil sie nicht ihr eignes, sondern aus sicherer Deckung fremdes Leben einsetzten.

Die Heldenphrase verfängt nicht mehr recht. Deshalb suchen die Kriegsinteressenten sie mit Hilfe des blinden Bürgertums neu zu festigen. Unter anderm durch ein Reichsehrenmal. Wenn das Reich seine Toten wirklich ehrte, so würde es besser für die Hinterbliebenen sorgen. Da es aber den Witwen und Waisen den härtesten Kampf ums Dasein überläßt, soll es ihnen auch das Gedenken an die Toten überlassen.

Denkmäler sind immer Kampfmittel der herrschenden Klasse.
Man sollte sie so ziemlich alle zerschlagen und zerschmelzen.
Kunst? Vorwand! Wie kann Kunst und Genießen vor Hunger und Elend bestehen? Die Hälfte aller Kunstschätze sollte Deutschland verkaufen, um die große Not zu lindern. Dann hätten die großen Meister auch für das Volk nicht umsonst gelebt. Und Raum wäre für neue Kräfte. *W. Ackermann*

Kleine Station

„-’menau!“ rufen die Schaffner. „-’menau!“ Mit dem Ton auf der letzten Silbe. Wir sehen hinaus.

Da rauschen ein paar Bäume, der Stationsvorsteher hat sich Sonnenblumen gezogen, die aus der Zeit herrühren, wo er noch nicht Fahrdienstleiter hieß, da steht „Männer“ dran und da „Frauen“, und für die Zwitter ist auch noch ein Güterschuppen da. Die Lokomotive atmet. Niemand steigt aus. Niemand steigt ein. Aber hier ist: Aufenthalt.

Von „-’menau“ ist nichts zu sehen, das liegt wohl hinter den Bäumen. Doch, hier ist ein kleines Stückchen Straße, wenn nicht Alles täuscht: die Bahnhofsstraße, maßlos häßlich, hoffen wir, daß es da hinten hübscher aussieht. Sicherlich tut es das.

Da steht ein Schillerdenkmal (1887) und ein Kriegerdenkmal – nein, zwei: eins von dunnemals und eins von heute, eins mit einer Zuckerjungfrau und eins mit einem Stahlhelmmann. Eine Kaiser-Wilhelm-Straße ist da, und die lange Chaussee trägt den Namen der nächsten großen Stadt. Die Kirche ist aus romanischem Stil und das Postamt aus Backsteinen.

Einer ist der reichste Mann von „-menau“ – einer muß doch

Herbst-Saison

Nun plätscherts laut in den Revuen
von Offenbächlein, Pseudo-Sträußen.
Die Anschluß-Gassenhauer blühen
in Wien und Preußen.

In Genf beginnt ein neu Kapitel
mit wenig- Handlung, vielen Namen.
Und Gerhart Hauptmann dichtet Titel
für Kinodramen.

Das Parlament spreizt seine Tore,
Finanzminister wagen Tänzchen.
Die Damen zeigen sich Tagore
beim Kaffeekränzchen.

Mit einem Blick auf das Gelände
schwärmt man von längst vergangnen Sommern.
Still sammeln sich die Wehrverbände
in Hinterpommern. *Ernst Huth*

der Reichste sein. Er ist viel in der Stadt und weilt nicht oft im Orte, wie das Blättchen schreibt. Am Stammtisch sorgen der Amtsrichter, der, ach Gottchen, Referendar, der Apotheker und der Postinspektor für die Aufrechterhaltung der Republik, wie sie sie auffassen. Manchmal darf auch der Redakteur da sein Bier trinken.

Wenn Markt ist, schwitzen dicke Bauerngesäße in der Kneipe, Alles ist voll Dunst und Rauch und Geschrei. Der Lehrer hat ein bißchen die Tuberkulose, aber das macht nichts: im Sommer fällt ohnehin so oft der Unterricht aus, wenn der Gutsbesitzer die Kinder zur Feldarbeit braucht. Es ist ein Arzt da, der viele Kinder hat, merkwürdig. Am Marktplatz wohnt Fräulein Grippenberg, sie spielt Klavier; wenn nachts der Mond geschienen hat, singt sie am nächsten Tage, die Hunde haben das nicht gern. Ein Polizeibüro ist da, worin es grob und säuerlich riecht; der amtierende Polizist hat hervorstehende Augenbrauen, fast kleine Buschen; er war aktiver Wachtmeister, seine Einjährigen hatten nichts zu lachen, aber er hatte was.

Wo die Liebespaare wohl hingehen? Wahrscheinlich in die Felder. Die Gemeinde zählt 1245 Seelen, da heißt es fleißig sein; der Kaiser braucht Soldaten... ach nein! Ja doch. Telephonieren kann man beim Doktor, sonst im Gasthaus, aber da ist das Telephon kaputt. Auf einem brach liegenden Felde in der Gemarkung VIII des Kätners Römmelhagen steht ein Runenstein. Schadt nichts, laß ihn stehen.

Möchte man hier leben – ? Auf dich haben sie nicht gewartet; sie haben ihre Schicksale, sterben, saufen, handeln, lassen Grundstückseintragungen vornehmen, prügeln ihre Kinder, stecken der Großmama Kuchenkrümel in den Mund und verzweifeln – höchst selten – an der Welt. „-menau!“

Ja, und dann fahren wir wieder. Peter Panter

Gruß der Heimat

Jedermann weiß, daß gewisse, öffentlichen Bedürfnissen dienende Anstalten oder gewissen Bedürfnissen dienende öffentliche Anstalten in Italien anders sind als bei uns; sie sind freier, luftiger, harmloser, natürlicher und – ja, das läßt sich nicht verhehlen – sozusagen übersichtlicher. Heimlichkeiten gibt es da nicht. Aber sie unterscheiden sich durch noch etwas von den unsrigen, und das ist etwas viel Grundlegenderes. Dir fehlt was an ihren Wänden. Erst suchst du mechanisch danach, du weißt nicht recht, was du eigentlich vermissest – dann wird es dir plötzlich klar: es gibt keine Hakenkreuze. Oh, es ist nicht das, daß etwa die Bauart dieser Anstalten keinen Raum für derartigen Wandschmuck ließe. Es ist wohl nur... aber du brauchst dich deshalb nicht zu grämen: der Sohn der Halbinsel versteht sich auf Fremde, und das Auge des Gereisten soll nichts Trautes und Gewohntes vermissen. So sprach Ascanio zu Astorre, als es galt, die ‚Hochzeit des Mönchs‘ zu richten: „Wo kauft man feinen Schmuck als bei einem Florentiner, und wo legt ein Florentiner aus, wenn nicht auf einer Brücke? Er tut es einmal nicht anders. Sonst wäre seine Ware ein plumpes Zeug, und er selbst kein echter Florentiner. Doch dieser, ich meine, ist es.“ Ja,

---

Ode an Escherich

Wer konnte ahnen
solche Karriere!
Senken die Fahnen.
Haben die Ehre.

Sehn in der Zeitung –
Potzdonnerwetter! –
Sie als Begleitung
für unsern Retter.

Wie die Betrachtung
uns überwältigt
und unsre Achtung
verhundertfältigt !

Die wir im Schatten
stumm vegetieren,
Herr Forstrat gestatten:
Wir gratulieren ! *Max Schill*

und dieser, den ich meine, ist es auch. Denn auf dem Ponte Vecchio in Florenz, in der schmalen Auslage eines der zahllosen Goldschmiedeläden, die so eng an einander kleben wie die Zigaretten in einem prall gefüllten Etui, sah ich zween güldene Hakenkreuze, eines „für Herren“ als Krawattennadel, eines „für Damen“ als Brosche hergerichtet. Und es gelüstete mich unbändig, in den Gesang der rucksack- und kochtopfgeschmückten Wandervögel einzufallen, deren Nagelschuhe über den Boden dröhnten, den einst Dantes höllenglutgeschwärzte Füße traten: „So wird dir zur Heimat das feher-neste Land!“ Aber leider habe ich keine Stimme.

Werner Bergengruen

Rechenaufgaben

1 Bauer besitzt 1 Feld von 18 Hektar, das ihm sein Nachbar im Alter von 54 Jahren streitig macht. Wie hoch sind die Gerichtskosten, wenn der Rechtsanwalt auf gegnerischer Seite Cohn XVII heißt?

*

Das Mundwerk eines Oberpräsidenten ist 4 Meter lang und 2 Meter breit. Wie lange kann der Mann Mitglied der SPD sein, wenn er 1100 Arbeitermorde auf dem Gewissen hat?

*

1 Untersuchungsrichter läßt 1 im Verdacht des Judentums stehenden Kaufmann 11 Wochen in Haft sitzen. In welcher Zeit avanciert der Richter zum Landgerichtspräsidenten?

*

Aufgabe mit imaginären Größen: 1 sozialdemokratische Partei hat in 8 Jahren 0 Erfolge. In wieviel Jahren merkt sie, daß ihre Taktik verfehlt ist?

*

1 Volksstaat Sachsen macht sich seinen Dreck alleene. Wieviel Auguste von Sachsen sind erforderlich, um alle Reimann-Anekdoten allein zu machen?

*

1 Kaiser kostet monatlich 50 000 Mark Arbeitslosenunterstützung. Was kosten 2 Kaiser auf dem Thron einer Republik im Alter von 8 Jahren? (Berechne dasselbe mit der deutschen Republik – Gleichung mit einer Unbekannten!)

*

1 deutscher Richter sperrt 1 Kommunisten in 1 Tage ein. Wieviel deutsche Richter sperren alle deutschen Kommunisten in wieviel Tagen ein – ?

*

1 Kronprinz hat 1 uneheliches Kind. (Es handelt sich hier um eine theoretische Aufgabe.) Wieviel Kronprinzen sind nötig, um die Mongolei zu bevölkern, wenn der dortige Sittlichkeitskoeffizient mit 218 angenommen wird?

*

(Die Auflösungen sind nur für die Herren Lehrer bestimmt.)

Kaspar Hauser

Liebe Weltbühne!

Nach dem Tode Waldeck-Manasses, der jahrzehntelang Trauerredner der Freireligiösen Gemeinde gewesen war, unterhielt sich einer seiner Freunde mit Adolph Hoffmann über die bemerkenswerte Tatsache, daß der alte Freigeist, von Niemand auf Vermögen geschätzt, ein immerhin recht ansehnliches Stück Geld hinterlassen hatte. „Wo mag er das wohl her haben?“, fragte der Freund, und bekam von Adolphs Lippen die Antwort: „Ach, det hat er sich so langsam zusamm’jeweent.“

Reportage

Morgens schickt die Eisenbahnverwaltung
die Berichte durch den stummen Draht,
und die Zeitung druckt in strammer Haltung: Attentat!

Mittags schickt die Eisenbahnverwaltung
sieben Photos. Pünktlich um sechs Uhr
schreit geschickt gebaute Textgestaltung:
Auf der Spur!!

Abends schickt die Eisenbahnverwaltung
einen leicht verlegnen Worteschwall,
und die Zeitung druckt in strammer Haltung:
Unglücksfall!!!

Karl Schnog

Otto Lehmann-Rußbüldt. Sie sagen in den ‚Menschenrechten‘, dem Organ der Deutschen Liga für Menschenrechte, daß die Entschlossenheit, nie wieder Krieg zu führen, das heißt: sich in einen führen zu lassen, wunderschön und äußerst löblich, daß aber die Fähigkeit, nach diesem Vorsatz zu handeln, ja doch zuletzt auch wieder nur eine Geldfrage sei. Und schlagen deshalb vor, einen Internationalen Nie-wieder-Kriegs-Schatz zu schaffen. Wenn von den rund 1500 Millionen Erdbewohnern nur jeder hundertste wöchentlich einen Pfennig beisteure — das ergäbe jährlich 7 800 000 Mark, sodaß am Tage der nächsten Überrumplung des eignen Volks und der Gegner vermutlich eine ganz beträchtliche Summe vorhanden sein werde. Das scheint mir umso glaublicher, als eine Unzahl Menschen sich auf Wunsch nicht mit diesem Beitrag begnügen werden.

Carl Marmulla. Übertrag des ‚Notfonds Heinrich Wandt‘: 94 Mark. Dazu kommen von: Merzbach, Königsberg 10, Heinrich Höhl, Mannheim 5, Adolf Meyer, Celle 2, Frau E. Marstaller, Urach 5, Fritz Sahlmann, Nürnberg 5, F. W, Cordes, Hamburg 2, Dr. Erich Schairer aus einer Sammlung unter Lesern der ‚Weltbühne‘ 35 — zusammen 158 Mark. Das Postscheckkonto Berlin 134 038 des Friedensbundes der Kriegsteilnehmer nimmt mehr Beträge entgegen.

Dr. F. K. in Paris. Sie haben in Nummer 30 ‚Raymond Poincaré‘ gelesen und schreiben mir dazu: „Die Serie dieser Charakteristiken französischer Politiker trägt den Obertitel: ‚Wie ich sie sehe‘; der Verfasser will also die Leute zeigen, wie er sie sieht, nicht, wie sie sind. Ich kenne Herrn Jean Piot gut und weiß, daß er, zum Beispiel, Poincaré falsch sieht — er will ihn auch gar nicht richtig sehen, dazu ist er viel zu sehr Parteimann, Mann des ‚Oeuvre‘, ehemals begeisterter Bewunderer Herriots... So ein Artikel über Poincaré ist für Jemand, der mit den französischen Verhältnissen nahe vertraut ist, sehr amüsant; man lacht und legt ihn mit der nachsichtigen Bemerkung aus der Hand: Na — er übertreibt! Drüben, vor einem deutschen Publikum, das gegen den erschröcklichen Poincaré seit der Zeit der Ruhr voreingenommen ist, kann eine hier brillant wirkende Übertreibung als verbissene Ungerechtigkeit wirken. Denn so ist Poincaré denn doch nicht. Glauben Sie in der Tat, daß dieser Mann, der in kaum acht Tagen hier Alles umgekrempelt hat, der den Franc von 240 auf 160 sinken ließ, der eine durch ihren Widerspruchsgeist berüchtigte Kammer beinah ohne Anstrengung auf die Kniee zwang — glauben Sie, daß dieser Mann nur der kleine geizige, relief- und seelenlose Provinzadvokat ist, als den Piot ihn hinzustellen beliebt? Wenn er nichts als das wäre: wie erklären Sie sich-dann das ungeheure Prestige des Mannes, das er auch bei seinen Feinden genießt? Denn man hat doch bei der Lektüre des ‚Oeuvre‘, des ‚Quotidien‘ in den letzten Tagen den klaren Eindruck, daß diese Leute vor ihm Angst haben. Ich habe stets den Standpunkt vertreten, daß Poincaré keineswegs der altböse Feind Deutschlands ist, als den man ihn ansieht. Er hat nur einfach die Tendenzen der Wilhelm-Straße anders und besser erkannt als der Demokrat Herriot; denn keinem Zweifel kann unterliegen, daß er mit seinen Reden, in denen er stets die deutschen Rüstungen betonte, in weitestem Ausmaß recht gehabt hat. Wenn es seither keinen Krieg gegeben hat, so liegt der Grund sicherlich nicht darin, daß bestimmten, leider starken politischen Kreisen in Deutschland die Lust dazu gefehlt hat, sondern es haben ihnen nur die Mittel gefehlt, sodaß ‚Ut desint vires‘ hier umgekehrt anzuwenden ist. Poincaré wird die Finanzen sanieren; die Kartellkammer hat in unsagbarer Weise enttäuscht, und die Massen urteilen simpel. Zwecklos, darauf hin-

zuweisen, daß die meisten finanziellen Konzeptionen Poincarés nicht sein Eigentum sind, daß er sie nur von seinen Vorgängern übernommen hat, daß auch seine Vorgänger den nun unter ihm abgeschlossenen Handelsvertrag vorbereitet haben: das Volk kompliziert sein Urteil nicht. Es sieht nichts als den Augenblick: den Finanzsieg Poincarés und den abgeschlossenen Handelsvertrag. Daher sein Prestige. In der Politik hat nur recht, wer Erfolg hat. Wenn man drüben in Deutschland Politiker oder Generäle nach ihren Resultaten beurteilt hätte...“ Dann wäre Deutschland nicht Deutschland.
Dank für den Exkurs, dessen Grundlinien festzuhalten nötig und nützlich ist (auch wenn man nicht Ihren. Optimismus über Poincarés Finanzsieg teilt). Die national verhetzten deutschen Leser kennen die Interna der französischen Politik nicht und können sie nicht kennen. Die Wahrheit wird ihnen von ihren Hugenberg-Blättern vorenthalten.

Wandervogel. Sie fragen mich: „In Tsingtau ist ein deutscher Juwelier Karl Fischer ermordet worden. Ist das jener Karl Fischer, der bei der Begründung des Wandervogels eine so erhebliche Rolle gespielt hat?“ Vielleicht weiß es einer Ihrer Kameraden.

Dr. Berthold Prochownik. Sie beschweren sich, daß Ihnen in Nummer 32 wehgetan worden ist. Ihrem Wunsch gemäß sei vermerkt, daß die Berliner Morgen-Zeitung „ein demokratisches Organ“ ist, und daß Sie Mitglied der Demokratischen Pariei sind. Aber das ist kein Hindernis, stramm deutschnational zu fühlen. Sie teilen ferner mit, daß Sie bei Kriegsbeginn ein Fünfziger waren – während es hier nicht um den verflossenen, sondern den nächsten Krieg ging, den Fr. W. Foerster vermieden sehen möchte. Und dann fragen Sie: „Wie denken Sie endlich über die Aufforderung an den Verlag der Berliner Morgen-Zeitung, den Redakteur hinauszuwerfen? Was würde dazu wohl eine journalistische Standesvertretung sagen?“ Wenn sie lesen könnte, würde sie sagen, daß der Satz: „Morgen kann Mosse ihn rausschmeißen“ nicht eine Aufforderung zum Hinauswurf, sondern eine tatsächliche Feststellung ist; und dem wäre hinzuzufügen, daß kein Mensch ein Interesse daran hat, Sie um Ihren Posten zu bringen. Was hier beanstandet wurde, war Ihre Überheblichkeit. Sie erklärten für Foerster den Kreisphysikus zuständiger als den Reichsanwalt, nachdem Sie seine Darstellung in Nummer 27 „blühenden Blödsinn“ genannt und behauptet hatten: „Es lohnt sich wirklich nicht, diesen Blödsinn einer Widerlegung im Einzelnen zu würdigen.“ Nun, ein Mann wie Ludwig Quidde hat das durchaus lohnend gefunden. Und ist mehr als Sie.

Akademiker. Ihr seufzt schon jetzt, daß Ihr am ersten Oktober eine Anzahl eurer besten Lehrer verlieren sollt, weil sie die Altersgrenze, aber, nach euern Wahrnehmungen, keineswegs das Alter ihrer Jahre erreicht haben. Ja, warum gibt es dann wenigstens die Altersgrenze nicht auch für andre wichtige Posten, zum Beispiel des Reichspräsidenten?

R. Sch. In Nummer 30 hat Harry Isay über die separatistischen Bestrebungen der Elsaß-Lothringer geäußert: „Mit aller Entschiedenheit muß dagegen protestiert werden, daß von Deutschland aus in diesen innerfranzösischen Vorgang eingegriffen wird. Die Mahnung richtet sich in erster Linie an die in Deutschland lebenden Elsaß-Lothringer.“ Dazu bemerkt die Rheinisch-Westfälische Zeitung: „Richtig. Die ‚in Deutschland lebenden Elsaß-Lothringer‘ sind zur Behandlung elsässischer (sprich: französischer) Fragen ebenso wenig berechtigt, wie es, zum Beispiel, manche ‚deutsche‘ (sprich: in Deutschland lebende) Publizisten zur Behandlung der deutschen Außenpolitik sind.“ Nicht richtig. So wenig richtig wie irgendein Satz, den die Rheinisch-Westfälische Zeitung anderswoher als aus

der ‚Weltbühne‘ bezieht. Die Behandlung der deutschen Außenpolitik durch diese Zeitung hat zum Kriege geführt (zu eben dem Kriege, der Deutschland um das Elsaß gebracht hat). Von diesem Kriege sind „manche ‚deutsche‘ (sprich: in Deutschland lebende) Publizisten“ ganz genau so schwer betroffen worden wie sämtliche Deutschen ohne Gänsefüße. Sie haben deshalb nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, die deutsche Außenpolitik so zu behandeln, daß die Rheinisch-Westfälische Zeitung, die nichts zugelernt hat und nie was zulernen wird, nicht allzu viel Schaden mehr anrichten, vor Allem nicht wieder einen Weltkrieg verschulden kann. Sie stehen dabei in einer Front mit den anständigen Deutschen, von denen einer dem Hamburger Echo schreibt: „Das elsässische Problem ist ein ausschließlich französisches Problem, das Deutschland nicht nur wegen Locarno so wenig angeht wie das katalonische Problem.“ Den Verfasser dieses Satzes wird nicht einmal die Rheinisch-Westfälische Zeitung mit Gänsefüßen zu versehen sich trauen. Er heißt Hermann Wendel.

Schwerkriegsbeschädigter. Wochenlang hat die deutschnationale und deutschvölkische Journaille Ach und Weh geschrien, daß der preußische Ministerpräsident Braun von der Staatlichen Porzellan-Manufaktur ein Tafelservice gekauft, dann Mängel daran entdeckt und es vor der Rückgabe länger in seiner Wohnung behalten habe, als jenen Sittenrichtern erlaubt scheint. Ein Thema, das überhaupt nur für diese Sorte von Presse möglich ist. Wenn die Schmierfinken dieser Sorte von Presse die Fähigkeit hätten, Bücher zu lesen, so würde man ihnen die Erinnerungen des Barons Reischach und des Grafen v. Zedlitz-Trützschler unterbreiten, aus denen zu erfahren ist, wie Wilhelm II. sein Vermögen gemacht hat. Aber vielleicht sind den Schmierfinken das keine Autoritäten. Werden sie auch dem Generalfeldmarschall Waldersee nicht glauben? Bei dem steht: „Da das wiederholt erhöhte Gehalt, das das Volk seinem König zahlte und nur etwas verschämt Zivilliste nannte, durch mannigfache Extraforderungen noch stieg, konnte der Kaiser, der für sich sehr gut wirtschaftete, schon nach 2 Dienstjahren 4 Millionen zurücklegen.“ Und auf 30 — verzeihen Sie das harte Wort: Dienstjahre hat ers gebracht. Dazu aus Emil Ludwigs Kaiserbuch — das sich bei immer neuer Befragung immer besser bewährt, und dessen Volksausgabe für 4,80 Mark jeder Förderung teilhaft werden sollte, damit möglichst bald eine Massenausgabe für 48 Pfennige hergestellt werden kann —: „Aus der dreimal erhöhten Zivilliste sparte er für sich, was er konnte, noch zuletzt im Jahre 18 waren es 1,8 Millionen. In dem Quartalsetat, der auf über 5 Millionen sich belief, figurieren als des Kaisers ‚Schatullengelder‘ 440 000 Mark, als ‚Laufende Gnadenbewilligungen‘ für Institute 4188 Mark, für einzelne Personen 3000 Mark, darunter solche von 10 bis zu 5 Mark vierteljährlich an Kinder von Hofbeamten und alte Leute aus dem Hofgartenbetrieb. Der König, der diese Almosen verteilte, besaß 73 Schlösser und Herrensitze.“ Wer aber dafür ist, daß dieser Oberschieber von seiner Beute nur so viel behält, wie ein schwerreicher Mann zum Wohlleben braucht, den nennen die Schmierfinken Dieb und Räuber und empfehlen seine Ausrottung.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112,
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die goldne Mitte von Carl v. Ossietzky

Es gibt in Deutschland eine kleine Anzahl von tüchtigen und wertvollen Persönlichkeiten, auf deren Schultern eine ungewöhnliche Last und Verantwortung ruht und die wahrscheinlich den stärksten deutschen Zeittyp verkörpern würden, wenn ihnen nicht etwas Unerläßliches fehlte: die Beziehungen zur Politik. Vielleicht um das auszudrücken, nennt man sie: Wirtschaftsführer. Als Männer des Geschäftes und der Technik bedeuten sie eine Auslese – Rheinland und Westfalen zeugen von ihrem Unternehmungsgeist, die großen modernen Industriebauten von ihrem Blick für neue Architekturwerte und unromantische Schönheit – aber in der Politik sind sie Kinder geblieben, und ihr Sinn für soziale Zusammenhänge hebt sich selten über Spießerniveau. Sie waren und sind primitive Machtanbeter, Kopisten des vergangenen Agrar-Feudalismus, Verehrer des friderizianischen Krückstocks. Hinter jedem großen politischen Mißerfolg des alten und neuen Reiches haben sie als Anreger und Beweger gestanden. Von dem Marokko-Abenteuer der Mannesmannen bis zu Cunos Ruhrkrieg haben sie jede Torheit arrangiert, unterstützt und durch ihre Presse erst populär gemacht. Sie haben an Ludendorff geglaubt, Ehrhardt finanziert und nicht einmal über Hitler gelacht. Dann kam durch zahllose Mißerfolge nicht grade die Besinnung, wohl aber der Katzenjammer. Die deutsche Wirtschaft hatte sich selbst blockiert und schien am Ende zu sein. War man 1923 noch felsenfest überzeugt, daß nur Diktatur und Revanchekrieg Deutschland retten könnten, so war ein Jahr später schon die Annäherung an den demokratischen Staat vollzogen, die Erkenntnis auf dem Marsche, daß die Industrie-Herrschaft in der Republik sogar weit bessere Möglichkeiten habe als im alten Regime, das in seiner verbohrten landjunkerlichen Rückständigkeit in einem qualmenden Fabrikschlot so etwas wie das Symbol eines verwerflichen modernen Götzendienstes sah.

*

Neue Situation. Die Industrie ist aus dem selbstgebauten Turm gekommen, staunend, wie gut es sich auch in der Republik leben läßt. Die Zeit der Phantastereien ist vorüber. Die Industrie steht nicht nur herrschend mitten im Staat, sie hat auch wieder ihren Anteil am Weltgeschäft. Für diese Entwicklung muß eine neue Formel gefunden werden, auch eine neue pazifistisch-demokratische Mimikry, die im Verkehr mit andern Völkern Angleichung wenigstens an die Äußerlichkeiten des heute international geltenden Gesinnungstypus ermöglicht. Das ist gewiß sehr schwierig. Das Herz ist nicht dabei. Die Ver-

nunft durch jahrzehntelange anderweitige Beschäftigung der
Politik nicht vertraut. Und dennoch, einmal mußte es kommen,
das Credo zur neuen Situation.

Das hat nun Herr Geheimrat Silverberg übernommen.
Seine Rede auf der Tagung des Reichsverbandes der Deutschen
Industrie in Dresden kam nicht heraus wie das glühende Be-
kenntnis eines jungen Neophyten, sondern leise und stockend,
wie der Klippschüler seinen Katechismus aufsagt. Der Beifall
klang dünn wie die Worte. Wozu auch? Es war ja reine Form-
sache, wohlpräpariert und ohne Freude vorgetragen.

Nichtsdestoweniger ist der Jubel in den Blättern der Mit-
telparteien überaus laut. Da wird mit aufgeregtem Gegacker
eine neue Epoche der Weltgeschichte eingeleitet, und die Ver-
zückung feiert Orgien. Was Herr Silverberg gesagt hat, gibt zu
solchem Taumel kaum Anlaß. Richtig ist, daß aus dem Munde
eines Industrieherrn kommend, einige seiner Erkenntnisse ver-
blüffen können, – richtig ist aber auch, daß er nur Ideen zu
Tage förderte, die 1926 überholt und abgestanden wirken, die
aber etwa 1922 noch die damalige Politik Wirths bestätigt und
Rathenau wahrscheinlich die von der Industriepresse gegosse-
nen tödlichen Kugeln erspart hätten. Silverbergs Ausführungen
auf knappste Formel gebracht: das Unternehmertum hat nicht
nur den Boden des heutigen Staates gefunden, sondern auch
die Bedeutung der Gewerkschaften erfaßt; deshalb müsse zur
Herbeiführung innerpolitischer Stetigkeit ein neues Konkordat
mit der Sozialdemokratie geschlossen werden.

Das ist wahrscheinlich eine hervorragende Leistung für das
Mitglied des Industrie-Präsidiums, eine sehr minimale indessen
für einen aktuellen Politiker. Große Koalition als letzter Weis-
heitschluß? Niemals ging eine solche Einladung schnurgrader
an der Wirklichkeit vorbei. Die Sozialdemokratie steht abseits.
Nicht so sehr in gewollter Opposition, als vielmehr in kaum be-
wußter Schau nach Innen. Diese Partei in scheinbarer Taten-
losigkeit macht eine Mauserung durch. Links von ihr ist Alles
wieder in Bewegung. Die Sozialdemokratie würde ihre Zukunft
als Arbeiterpartei verschütten, wollte sie grade jetzt einem
selbst weniger naiven Lockruf folgen und in eine Koalition mit
Bürgerlichen steigen.

Wäre Herr Silverberg nicht nur ein dürftiger Repräsen-
tationsredner, er würde ahnen, daß man eine Einladung an die
sozialistischen Massen anders formulieren müsse. Man lasse
doch endlich einmal die Redensarten beiseite, wie: Die Sozial-
demokratie muß zur verantwortlichen Mitarbeit herangezogen
werden et cetera. Das klingt so schrecklich von Oben herab.
Die Arbeiterschaft will nicht mehr „herangezogen“ werden, so
wie ein armes Mädel, das man freundlich begönnernd in ein
hochnobles Damenkomitee holt, damit es auch mal was Gutes
zu sehen bekommt. Die Arbeiterschaft ist kein toleriertes An-

hängsel mehr, sondern eine in sich selbst ruhende Kraft mit dem Recht auf Macht aus eigenem Willen. Natürlich fehlte bei Herrn Silverberg auch nicht das dick geschmierte Lob für die Gewerkschaften, weil sie so brav geholfen haben, die Revolution zu überwinden. Es gibt Instinktlosigkeiten, die wie Epidemien grassieren. Wenn die Leute nur ahnten, was für Gefühle sie damit bei der Arbeiterschaft auslösen, wie sie die sozialistischen Führer, auf die sie wirken wollen, damit vor den Massen kompromittieren! Doch man kann von Herrn Silverberg keine Erkenntnis verlangen, die auch den Leuchten des demokratischen Leitartikels noch keineswegs aufgegangen ist.

So sind also die Industrie-Häupter bei der Republik gelandet. Das ist bei alledem kein kleines Ereignis, rechtfertigt aber weder den mittelparteilichen Wonneschauer noch das von Theodor Wolff gebotene „Herzlich willkommen!“, dessen sprühende Ironie nicht ganz den Seufzer der Erleichterung zu cachieren vermag. Zu einem „Herzlich willkommen!“ mit Fahnen und bekränzten Türrahmen liegt kein Anlaß vor. Die Republik kann zu diesem Besuch nur die begeisterungslose Geste der überraschten Hausfrau aufbringen: „Anna, geh malrunter, es sind Leute da...“

*

Wenn man irgendwo zufällig diese Sätze liest:

> Jede neue Regierung in Deutschland bekommt ihr Gleichmaß am besten durch eine möglichst ausgiebige Beteiligung der Mitte. Erst dann lassen sich Kräfte und Forderungen ausbalancieren, bei der ein ehrlicher Makler keineswegs die Linke zu kurz zu kommen lassen braucht...

— wenn man das liest, dann weiß man, daß der Verfasser nur ein Demokratenführer und von diesen nur Herr Erich Koch sein kann. Auch wer Herrn Koch bitter bekämpft hat, kann doch seiner Gelenkigkeit nicht den Respekt versagen. Er hat ja die schwere Aufgabe, eine zerfallende Partei so lange zu schleppen, bis er sie irgendwo abladen kann, und zwar so, daß sie dann noch Kurswert hat. Das nötigt Herrn Koch, den Opferstock der frommen Gefühle zu füllen, ohne die vitalen Interessen darüber zu vernachlässigen. Die frommen Gefühle sind bei Hörsings Republikanern, die Interessen bei Stresemann und der Hoffnung auf liberale Einung. Der Eine nötigt zum Schreien, der Andre zum Wispern. Im Zweifelsfalle hilft hüben wie drüben das Deutschlandlied.

Jetzt hat Herr Koch in der demokratischen Presse einen Artikel veröffentlicht, der in seiner ziselierten Zweideutigkeit an die ruhmreichsten Drehungen der alten Nationalliberalen Partei erinnert. Ein respektvoller Kratzfuß vor Joseph Wirths Republikanischer Union: Ja, das wollen wir ja Alle, doch, à propos, lieber Freund, wie steht es denn mit ihrer eignen Par-

tei...? Verbindliches Lächeln, neuer Kratzfuß. Exit. Herr Koch wendet sich von dem Duft der Idee dem solidern irdischen Bratengeruch zu. Mit der Sozialdemokratie ist auch nichts mehr zu machen, das erkennt er viel deutlicher als manche bessern Demokraten. So bleibt nichts als die gegenwärtig regierende Mitte, die sich nach Rechts ausweiten muß:

> Wer heute für die Weimarer Koalition eintritt, übersieht oder verkennt die Entwicklungstendenzen, die innerhalb der Deutschen Volkspartei vorhanden sind... Die Volkspartei abzustoßen, ist unklug. Ich weiß recht wohl, wie schwer ihr die Entscheidung zwischen dem Alten und dem Neuen wird... Aber der Fortschritt ist unverkennbar.

Das ist die Sammlung der Mitte. Die Einung unter der Formel des Liberalismus. Die Konzentration des Besitzes. Der Bürgerblock. Das entspricht der wirtschaftlichen Straffung Deutschlands und seiner neuen Geltung in der Welt. Herr Silverberg hat noch eine platonische Einladung an die Sozialisten gerichtet: so sicher hat die Schwerindustrie den Staat, daß sie sich sogar die Beteiligung der Sozialdemokraten leisten könnte; denn sie weiß, daß die Partei in dieser Gesellschaft von vornherein zur Ohnmacht verurteilt ist. Herr Koch geht auch darüber wie über eine längst erledigte Etappe hinweg. Diese politische Konstellation deckt sich mit der sozialen Struktur: Links Arbeiterschaft, Rechts nationalistische Libertinage. Dazwischen: der Besitz, der wieder expansiv gewordene Kapitalismus. Die Politik der goldnen Mittelstraße hat zur Herrschaft der Mitte geführt, die das Gold hat. Die goldne Mitte regiert. Langsam humpeln die Parteien der Entwicklung nach.

*

Der Überfall Herrn Bacmeisters auf Severing scheint gründlich fehlgeschlagen zu sein. Das Publikum beginnt der Panama-Entdecker müde zu werden; die ewigen Verleumdungen werden langweilig. Nach den ersten Gerüchten sollte der Vorstoß eigentlich von Hugenbergs Blättern geführt werden. Möglich, daß man dort seit dem Magdeburger Mißgeschick die Lust an solchen Affären ein wenig verloren hat und deshalb den Stoff dem benachbarten Herrn Bacmeister überließ, der die leckere Speise sofort mit dem fanatischen Appetit des geborenen Koprophagen hinunterschlang.

Aber Severing ist unversehrt geblieben, und eine Mauer der Entrüstung deckt seine Person. Selbst auf der Rechten erheben sich Stimmen der Klage über die widerlichen Methoden des Kampfes gegen ihn. Ist also eine Renaissance der politischen Moral im Werden? Oder sitzt die Rechte heute schon so fest im Sattel, daß sie es sich wieder erlauben kann, anständig zu sein?

Fahrt nach Rußland von Morus

Nur Ochsen und deutsche Richter sind immer objektiv. Andre Lebewesen bringen zur Beurteilung eines Falles den Ballast von Vorurteilen mit, der sich bei ihnen durch Temperament und Erziehung, Wissen und Nichtwissen, Erkenntnis und Irrtum als Weltanschauung abgelagert hat.

Um es vorweg zu sagen: ich fuhr nach Rußland mit dem Vorurteil, daß man vor diesem Lande den Respekt haben muß, den das gigantischste Wirtschaftsexperiment der Geschichte verdient, nachdem es sich in acht Jahren durch die Tatsache seiner Existenz zur Genüge gerechtfertigt hat. Und ich gestehe ganz offen, daß ich noch niemals von einer Reise enttäuschter nach Hause gekommen bin. Denn das Bedrückende ist, daß der Sowjetstaat und das gleichmäßig proletarisierte russische Volk nicht den Eindruck erwecken, als ob sie am Anfang einer Entwicklung stünden, und als ob morgen, in zehn oder in zwanzig Jahren die großen Erfolge sich darbieten würden. Die Revolution ist vorbei, Adel und Bourgeoisie sind ausgeräuchert; viel gründlicher, als jemals eine Revolution mit einer Herrenklasse aufgeräumt hat. Das Proletariat ist Sieger geblieben, und wer künftig noch in Rußland leben will, muß proletarisch leben und Proletarier sein. Punktum. Aber dieser einmalige, große Ruck ist vorüber. Aus dem einen Zustand ist ein andrer geworden, und dieser neue Zustand hat schon die griesgrämige, verkalkte Bürokratenfarbe des eingefahrenen Betriebes. Es hilft nichts, daß einige Sowjetmänner erklären, Alles sei noch im Wachsen, in der Entwicklung, in der Vorbereitung, im Übergangsstadium, und daß sie mit schönen Statistiken nachzuweisen suchen, wie herrlich weit Sowjet-Rußland es seit dem Jahre 1920 gebracht hat. Jawohl: von dem Nullpunkt, auf den die Wirtschaft nach Krieg und Bürgerkrieg und nach den drei Jahren des reinen Staatssozialismus gesunken war – man hat für dieses erste Stadium der Sowjetwirtschaft die verdächtig einfache Mischformel ‚Kriegskommunismus' in Gebrauch –: von diesem Nullpunkt an ist die Kurve der wirtschaftlichen Produktion und des Konsums gewaltig nach oben geschossen. Aber gradlinig nur bis zum Jahre 1924; von da an gibt es, trotz Ausbau einzelner Gewerbe, Stagnation und Rückschritt.

Wie groß die Krise ist, läßt sich nur an den offiziellen Produktionsziffern messen und nicht an dem sichersten Maßstab: der Arbeitslosenziffer. Denn die Sowjet-Russen, die sonst über ein fast unwahrscheinlich vollkommenes Material von Statistiken verfügen, haben merkwürdigerweise ein Gebiet ganz vergessen: die Arbeitslosenstatistik. Es gibt keine, jedenfalls keine veröffentlichte Gesamtzählung der Arbeitslosen in Rußland, und nicht einmal begründete Schätzungen. Aber Niemand zweifelt daran, daß die Zahl der Arbeitslosen in die Millionen geht. Die meisten sind frühere Wanderarbeiter, die im Sommer in der Landwirtschaft halfen, im Winter in der Stadt ein Unterkommen suchten und jetzt das Jahr über beschäftigungslos auf dem flachen Lande herumlungern. Durch die Aufteilung des

Großgrundbesitzes, die längst nicht genug anbaufähiges Land für Alle gab, und durch die bürokratische Organisierung der städtischen Industrie sind sie ihre alten Arbeitsposten los und wissen nun nicht, woher und wohin. Aber auch in den großen Städten gibt es eine Armee von Arbeitslosen. Vielleicht der fünfte Teil von ihnen bekommt eine Erwerbslosenunterstützung von zehn, allerhöchstens zwanzig Rubeln monatlich, das heißt, der Kaufkraft nach: von noch nicht zehn bis zwanzig Mark. Die Andern müssen sehen, wie sie durch Unterstützung von Familienangehörigen und Freunden, durch Betteln und ein bißchen Gelegenheitsarbeit sich durchhungern.

In einem kapitalistischen Bourgeoisstaat, wo solchem Pauperismus die Millionenverdiener gegenüberstehen, mögen die Besitzenden tränenden Auges und voll sozialen Mitgefühls die Not der Andern als gottgewolltes Schicksal ansehen. Aber kann man es eine Lösung der sozialen Frage und eine Erlösung von den kapitalistischen Ausbeutern nennen, wenn das Hungerleiden der Ärmsten nicht aufgehört hat, und wenn die Herren im Staate, die große Masse des städtischen Proletariats und die Bauernschaft bestenfalls so viel verdienen wie vor dem Kriege, das bedeutet: ein Drittel weniger als das westeuropäische Proletariat, und den dritten oder vierten Teil von dem, was trotz höchsten Dividenden und Abschreibungen der amerikanischen Lohnarbeiterschaft bleibt? Und dieser bescheidenste Lebensstandard, der dem Proletariat in mancher Beziehung unzweifelhaft Verbesserungen und Erleichterungen gebracht hat, läßt sich auch nur aufrechterhalten, weil die russische Wirtschaft in gefährlichem Ausmaß vom Erbe lebt. Das Einzige, was bei den hohen Preisen für Lebensmittel und den unerschwinglichen Preisen für Kleidung dem Arbeiter und Angestellten fast umsonst geliefert wird und den Realwert seines Monatslohns von fünfzig und hundert Rubeln etwas erhöht, ist die Wohnung. Sie ist im überfüllten Moskau bis zur Unerträglichkeit geschmälert, in den Städten mit starker Emigration, wie Leningrad und Odessa, von auskömmlichem Kubikraum, und der Arbeiter braucht hier wie dort nur zwei, drei Rubel im Monat zu zahlen. Aber wie lange wird dieser Erfolg der bolschewistischen Aufteilung vorhalten? Der Grad des Wohnungsbaus, im Vergleich zu dem in Deutschland eine gradezu fieberhafte Bautätigkeit herrscht, bietet nicht entfernt eine Sicherung für die Zukunft. Die geringen Mieten reichen auch nicht aus, die alten Gebäude instandzuhalten. Schon jetzt können die städtischen Sowjets, die das Wohnungswesen verwalten, die nötigsten Reparaturen nicht mehr ausführen. Sie suchen daher die Häuser abzustoßen und an die frühern Eigentümer, an neue Pächter, an Mietergenossenschaften oder andre private und halbprivate Stellen zurückzugeben. Aber der Andrang zu solchen halbgeschenkten Häuserverkäufen – der Grund und Boden bleibt weiter Staatseigentum – ist nicht groß. Da die minimalen Zwangsmieten auch nach der Übernahme durch das Privatkapital bestehen bleiben, so hat der neue Hausbesitzer nur die Last der Unterhaltung, ohne die Aussicht auf irgendeinen Reinertrag.

Die Kümmerlichkeit, in der die Massen in Rußland leben, wird geduldig und von der ganz überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung mit Zufriedenheit ertragen, weil man heilfroh ist, des alten Feudalzwanges ledig zu sein, und materiell nie Besseres gewöhnt war. Die Russen sinds zufrieden, und da soll man gewiß nicht von außen her stören. Aber wir sind unbescheiden genug, die Sowjetwirtschaft nicht nur als eine ethnologisch interessante Erscheinung anzusehen, sondern auch die Frage aufzuwerfen: Was können wir davon lernen und übernehmen? — und darauf gibt es nur eine Antwort: Nichts. Europäisch gesehen, kann die Dürftigkeit der russischen Lebensführung unter dem Sowjetregime so wenig wie unter dem Zarismus ein Vorbild für das westliche Proletariat sein.

Das wissen die bolschewistischen Führer in Moskau selbstverständlich auch und geben es unumwunden zu. Nicht einmal, sondern zehnmal habe ichs von sehr prominenten Parteileuten zu hören bekommen: Rußland ist ein armes Land; macht Ihr in Deutschland es nach, mag Amerika dasselbe Experiment machen, und Ihr werdet sehen, was für eine Fülle von Wohlleben sich über das ganze Volk und auch noch über die Ärmsten ergießen wird. Vielleicht, vielleicht. Wir wollen das nicht bestreiten. Möglicherweise würde auch ein so stark bürokratischer Staatssozialismus, wie ihn die Sowjetleute eingeführt haben, in einem hochindustrialisierten Lande größere Erfolge finden. Das von Krieg und Bürgerkrieg zermürbte, wirtschaftlich unentwickelte, agrarische Rußland braucht für gläubige Sozialisten kein Gegenbeweis zu sein.

Aber es ist erst recht kein Beweis. Was an wirtschaftlichem Aufbau im Sowjetstaat geschaffen ist, kommt zu neun Zehnteln auf die Durchlöcherung des kommunistischen Systems, nicht auf das System selbst. Der einzige Beweis, den das russische Experiment erbracht hat: daß man auch durch politische Revolutionen wirtschaftlich-technische Rückständigkeit nicht überspringen kann. Mit der Macht des Proletariats kann man zwar den Kapitalismus proletarisieren, aber in einem halbasiatischen Agrarlande nicht das Vorbild für eine sozialistische Gemeinwirtschaft schaffen, die dem Europäer einen Anreiz bietet. Was Rußland nach acht Jahren Sowjetherrschaft an wirtschaftlichen Fortschritten vorzuweisen hat, ist, vom Westen her gesehen, schlechter Balkan. Das ist das Betrübende an dem bolschewistischen Experiment.

Die Ballade des Vergessens von Klabund

In den Lüften schreien die Geier schon,
lüstern nach neuem Aase.
Es hebt so Mancher die Leier schon
beim freibiergefüllten Glase,
zu schlagen siegreich den alt bösen Feind,
tät er den Humpen pressen...
Habt Ihr die Tränen, die Ihr geweint,
vergessen, vergessen, vergessen?

Habt Ihr vergessen, was man euch tat,
des Mordes Dengeln und Mähen?
Es läßt sich bei Gott der Geschichte Rad,
beim Teufel nicht rückwärts drehen.
Der Feldherr, der Krieg und Nerven verlor,
er trägt noch immer die Tressen.
Seine Niederlage erstrahlt in Glor
und Glanz; Ihr habt sie vergessen.

Vergaßt Ihr die gute alte Zeit,
die schlechteste je im Lande?
Euer Herrscher hieß Narr, seine Tochter Leid,
die Hofherren Feigheit und Schande.
Er führte euch in den Untergang
mit heitern Mienen, mit kessen.
Längst habt Ihrs bei Wein, Weib und Gesang
vergessen, vergessen, vergessen.

Wir haben Gott und Vaterland
mit geifernden Mäulern geschändet,
wir haben mit unsrer dreckigen Hand
Hemd und Meinung gewendet.
Es galt kein Wort mehr ehrlich und klar,
nur Lügen unermessen...
Wir hatten die Wahrheit so ganz und gar
vergessen, vergessen, vergessen.

Millionen krepierten in diesem Krieg,
den nur ein paar Dutzend gewannen.
Sie schlichen nach ihrem teuflischen Sieg
mit vollen Säcken von dannen.
Im Hauptquartier bei Wein und Sekt
tät Mancher sein Liebchen pressen.
An der Front lag der Kerl, verlaust und verdreckt
und vergessen, vergessen, vergessen.

Es blühte noch nach dem Kriege der Mord.
es war eine Lust, zu knallen.
Es zeigte in diesem traurigen Sport
sich Deutschland über Allen.
Ein jeder Schurke hielt Gericht,
die Erde mit Blut zu nässen.
Deutschland, du sollst die Ermordeten nicht
und nicht die Mörder vergessen!

O Mutter, du opfertest Deinen Sohn
Armeebefehlen und Ordern,
Er wird dich einst an Gottes Thron
stürmisch zur Rechenschaft fordern.
Dein Sohn, der im Graben, im Grabe schrie
nach dir, von Würmern zerfressen...
Mutter, Mutter, du solltest es nie
vergessen, vergessen, vergessen!

Ihr heult von Kriegs- und Friedensschuld – hei:
der Andern – Ihr wollt euch rächen:
Habt Ihr den frechen Mut, euch frei
von Schuld und Sühne zu sprechen?

```
Sieh deine Fratze im Spiegel hier
von Haß und Raffgier besessen:
Du hast, war je eine Seele in Dir,
sie vergessen, vergessen, vergessen.

Einst war der Krieg noch ritterlich,
als Friedrich die Seinen führte,
in der Faust die Fahne – nach Schweden nicht schlich
und nicht nach Holland ’chappierte.
Einst galt noch im Kampfe Kopf gegen Kopf
und Mann gegen Mann – indessen
heut drückt der Chemiker auf den Knopf,
und der Held ist vergessen, vergessen.

Der neue Krieg kommt anders daher,
als Ihr ihn euch geträumt noch.
Er kommt nicht mit Säbel und Gewehr,
zu heldischer Geste gebäumt noch:
er kommt mit Gift und Gasen geballt,
gebraut in des Teufels Essen.
Ihr werdet, Ihr werdet ihn nicht so bald
vergessen, vergessen, vergessen.

Ihr Trommler, trommelt, Trompeter, blast;
Keine Parteien gibts mehr, nur noch Leichen!
Berlin, Paris und München vergast,
darüber die Geier streichen.
Und wer die Lanze zum Himmel streckt,
sich mit wehenden Winden zu messen –
Der ist in einer Sekunde verreckt
und vergessen, vergessen, vergessen.

Es fiel kein Schuß. Steif sitzen und tot
Kanoniere auf der Lafette.
Es liegen die Weiber im Morgenrot,
die Kinder krepiert im Bette.
Am Potsdamer Platz Gesang und Applaus:
Freiwillige Bayern und Hessen...
Ein gelber Wind – und das Lied ist aus
und auf ewige Zeiten vergessen.

Ihr kämpft mit Dämonen, die Keiner sieht,
vor Bazillen gelten nicht Helden.
Es wird kein Nibelungenlied
von euerm Untergang melden.
Zu spät ists dann, von der Erde zu fliehn
mit etwa himmlischen Pässen.
Gott hat euch aus seinem Munde gespien
und vergessen, vergessen, vergessen.

Ihr hetzt zum Krieg, zum frischfröhlichen Krieg,
und treibt die Toren zu Paaren,
Ihr werdet nur einen einzigen Sieg:
den Sieg des Todes gewahren.
Die Euch gerufen zur Vernunft,
die schmachten in den Verlässen:
Christ wird sie bei seiner Wiederkunft
nicht vergessen, vergessen, vergessen.
```

Die Marneschlacht von Joseph Delteil

Nach der erdrückenden Augusthitze ist die Marne wie ein Bad. Die Lebensgeister werden wieder frisch. Die Temperatur ist angenehm, herb. Die ganze Landschaft hat die Wellenbewegung des Wassers angenommen, es gibt viel Wasser. Erlenzweige streifen die Stirn der Truppen, die der Lorbeer erwartet. Die Luft ist rein, voll vom Duft der Blumen und vom Geruch wie von junger Haut. Es ist ein gnadenreiches Wetter, Marne-Wetter!

Am 4. September verlief die Hauptstellung der französischen Armee südlich der Marne; sie wurde durch die Orte Senlis – Provins – Fère – Champenoise – Vitry-le-François – Verdun markiert. Kluck steht vor den Toren von Paris. Joffre denkt an einen langen Rückzug. Er wirft seinen Blick auf das Zentralmassiv...

Der Fall von Paris wird stündlich erwartet.

Im Hotel Astoria ist die kaiserliche Tafel gedeckt.

Da stellen im Verlauf des 4. September Erkundungsflieger plötzlich eine merkwürdige Operation an der Front von Kluck fest. Die bereits auf Paris marschierenden Truppen des Feindes machen Halt, schwenken um und marschieren nach Süden, gradewegs auf Rozoy und Provins zu.

Was soll man dazu sagen? Kluck, der Paris schon in der Hand, zwischen den Fingern hatte, verschmäht plötzlich Paris, die große Stadt, und wendet ihr den Rücken! Will er sich, indem er so die Hauptstadt rechts liegen läßt, mit der Flanke an die französische Armee heranmachen?

Galliéni wittert schon, was hinter dem Schachzug des Feindes steckt. Galliéni ist einer von Denen, die kaltes Blut haben, heiß-kaltes. Er hat Geduld, aber Geduld ist bei ihm ein Sprungbrett. Und die Tochter der Geduld ist die Kühnheit. Und der Sieg ist wie eine Frau; er will genommen sein.

Mit klarem, sachlichem Blick überprüft Galliéni die Situation. Der Feind will der französischen Armee den Garaus machen, sie in Grund und Boden vernichten, bevor er Paris nimmt. Aber um dies zu tun, muß er an Paris mit der Flanke vorbei, muß Paris die Flanke zeigen.

„Er zeigt mir die Flanke! Er zeigt mir die Flanke!“, murmelt der General von der traurigen Gestalt unaufhörlich und leise, fast unverständlich, in einer Art von innerer Freude, von schrecklichem Jubel, vor sich hin.

Als der Kriegsrat zu Ende war, sprach Joffre zu seinen Generalen: „Meine Herren, man wird sich an der Marne schlagen!“

Und sofort setzte er jene berühmte Proklamation auf, die an die Truppen ging:

„In dem Augenblick, wo es zu einer Schlacht kommt, von der das Heil des Vaterlandes abhängt, ist für Alle wichtig, sich daran zu erinnern, daß keine Zeit ist, zurückzublicken: alle Kräfte müssen darauf verwendet werden, den Feind anzugreifen und zurückzuschlagen. Eine Truppe, die nicht mehr vorwärts kann, soll, um jeden Preis, das eroberte Terrain behaupten und lieber sterben als zurückweichen.“

In dem Augenblick, wo die Maraeschlacht begann, hatte
Joffre ein Heer von ungefähr 850 000 Mann. Es war in sechs
Armeen geteilt:

Die Armee Maunoury (100 000 Mann), in den Schützengräben vor Paris.

Die englische Armee (100 000 Mann) am Petit-Morin.

Die Armee Franchet d’Esperey (180 000 Mann) bei Esternay.

Die Armee Foch (160 000 Mann) im Bruch von Saint-Gond.

Die Armee von Langle (160 000 Mann) bei Sermaize.

Die Armee Sarrail (150 000 Mann) vor Verdun.

Die deutschen Armeen, fünf, zählten ungefähr 900 000 Mann.

*

Am Morgen des 5.September begann die Armee Maunoury
den Vormarsch. Die Armee Maunoury ist der Drehpunkt der
Operationen, die Ourcq ist der Schlüssel zum Siege.

Die Marne vereint sich mit der Ourcq, ohne die Ourcq keine Marne.
Oder: Die Ourcq, das ist Maunoury, das ist Galliéni,
das sind die Taxi des Galliéni, die Taxi von Paris.

*

An einem Abend des Jahres 3005 etwa erzählt weit hinten
in einer französischen Provinz ein alter Mann seinen Urenkeln

DIE GESCHICHTE VON DEN TAXIS

Am 5. September, um 6 Uhr morgens, beobachtete Galliéni
oben von der Spitze des Eiffelturms den Feind. Da sah er und
zwar sehr bald, wie plötzlich alle feindlichen Kolonnen Halt
machten, wie sie sich unter den Eichen berieten, dann ein
phantastisches „Linksum schwenkt!“ vornahmen und, indem
sie Paris, die große Stadt, einfach liegen ließen, gradewegs
nach Süden, auf die französische Armee zu marschierten.

Galliéni lachte über sein ganzes altes Ziegengesicht. Seine
Augen funkelten, denn das Problem war für ihn gelöst. Sein
Soldatenherz klopfte, sein altes Herz, das noch voll war von
Madagaskar und schwarzer Sonne. Er eilte hinunter und nahm
dabei immer vier Stufen auf ein Mal. Ein Sonnenstrahl hob
sich über dem Eiffelturm, unschuldig und anmutig, und spielte
mit dem Eisenwerk und dem General.

Der General stellte seinen Plan zusammen. Es handelte
sich einzig und allein darum, Kluck eiligst in die Flanke zu
fallen, ihn mit wenigen Schlägen zu erschüttern, den ganzen
rechten Flügel der Deutschen einzukreisen und dann den Feind
an der Marne zu vernichten.

Deshalb war Schnelligkeit höchstes Gebot. Das war das
Genie Galliénis, dieses alten, schwächlichen und lahmen Mannes,
daß er Alles, was er tat, sehr schnell tat.

Damals kannte man noch nicht die Waffe einer künstlichen
Verseuchung durch tödliche Bakterien, es gab noch keine Gas-
angriffe und keine Transportflugzeuge, überhaupt keines dieser

Wunderwerke der modernen Kriegführung. Man benutzte noch Kanonen und Eisenbahnen. Galliéni erfand die Taxis.

Er befahl stehenden Fußes die Requirierung sämtlicher Pariser Autodroschken. Am 6. September, mittags, hielten am Tor von Pantin 1200 Taxis, die Chauffeure fahrbereit hinter den Steuern. Am Abend füllte man Benzin und Öl auf. Die ganze Avenue Jean-Jaurès schwamm in Öl.

Am folgenden Tage, 7. September, fuhren sie los, von 4 Uhr früh an. Eine ganze Armee von 50 000 Mann hatte in den Taxis Platz genommen. Die Soldaten hatten weder Tornister noch sonst Gepäck. Es gab nur drei wesentliche Dinge: Benzin, Männer, Gewehre. Alles Andre warf man über Bord.

Galliéni inspizierte. Er kam in seinem alten langen Soldatenumhang, mager wie ein Säbel ohne Scheide, einsam und finster, ohne Helmbuch, wie ein Skelett aus Glas mit einer Asbestseele. Er sah schäbig aus wie ein alter Regenschirm.

Ohne ein Wort zu sagen, schritt er philosophisch vor den Taxis auf und ab. Dann gab er ein Zeichen.

Das Taxi-Heer geriet in Erschütterung.

Je zwei und zwei rollten sie in das dünne Morgengrauen hinein. Sie zerschnitten den Nebel und sogen den Wind ein. Sie überfuhren Hunde, die den Mond anheulten, und in den Dörfern fuhren sie über verschiedene große Zehen. Die Morgenfrühe stank nach Schmieröl. Weder Hörner noch Hupen. Ein heiseres Geräusch kam von den Fahrzeugen und erfüllte die Dämmerung, die frisch, animalisch war. Die Motore schnauften, die Soldaten schnarchten.

Im Hôtel des Invalides wachte ein Mann: Galliéni.

Er wachte: die Stirn über eine Karte geneigt, das Ohr am Telephon. Unbeweglich saß er in seinem Stuhl aus Flandern, hüstelte und hatte kalte Füße und sprang dabei auf den Straßen der Ile de France herum. „Hallo, Vaujours! Noch nicht da? Ah, verflucht noch mal! Was trödeln Sie?“ Er knurrte vor sich hin, und von Zeit zu Zeit fiel Zigarettenasche auf die Karte. Die Asche war weniger heiß als die dürre Hand des Generals.

Hallo! Der General hatte drei Augen: eins war auf die Ourcq gerichtet, eins auf die Taxis, eins auf Kluck. Sein Geist war den Taxis um 10 Minuten voraus, dann eine Viertelstunde, dann eine Stunde. Zwischen seinem Geist und der Wirklichkeit fand ein Schnelligkeitsmatch statt. „Was? Sie passieren Claye-Souilly? Verdoppeln Sie die Geschwindigkeit, Himmelherrgott!“ „Hallo! Die Ourcq? Sie müssen es in drei Stunden schaffen, mit der Uhr in der Hand.“ „Die Vierunddreißiger haben 300 Mann verloren? Man soll sie erschießen!“

Ein Ordonnanzoffizier trat ein. Galliéni rührte sich nicht. Der Offizier wartete fünf Minuten, eine halbe Stunde, eine Stunde. Galliéni rührte sich nicht. Der Offizier war blaß vor Furcht, machte Kehrt und verschwand, als ob der Gottseibeiuns hinter ihm wäre.

„Hallo! Die Taxis in Neufchelles? Nein, nein, nein! Nicht Halt machen! Ich verbiete es. Bei Todesstrafe! General, Sie haften mir für jede Minute!“

Es war 8 Uhr morgens. An der Ourcq brach das total erschöpfte 10. Corps zusammen. Der Feind nahm Bouillancy im Sturm.

Die Taxis rollten unaufhörlich heran, schwarz von Nebel und Dreck. Manchmal stürzte eins in einen ausgetrockneten schmutzigen Graben. Man fuhr darüber hinweg. Es war ein phantastischer Zug. Die Soldaten waren aufgewacht. Sie besahen sich die Landschaft: den Kohl, die Stoppeln, die Erlen; Alles lag in Frühnebel gebadet. Eine lange Staubwolke rollte über die taubedeckten Täler. Das Öl stieg einem im Halse hoch. Die Chauffeure keuchten und beschleunigten immer noch die Geschwindigkeit.

Gegen 9 Uhr waren die Taxis an der Ourcq. Die ganze Armee stieg aus. Fünfzigtausend frische Männer warfen sich in die Schlacht. Es entstand ein großer Luftzug.

Die Marneschlacht war gewonnen.

Aus dem Buche: ‚Les Poilus‘, Autorisierte Übersetzung von Elisabeth Hauptmann.

Rumänien und der Völkerbund von J. S. Reiter

Rumänien ist das Land, wo, nach Clemenceaus Ausdruck, die letzten Sklaven Europas wohnen. Aber auch Rumäniens Volk hat einmal ein greller Lichtstrahl aus dem dumpfen Schlaf der Sklaverei geweckt. Als 1848 die Völker Europas sich zu befreien versuchten, erwachte auch das unglückliche, mißbrauchte rumänische Bauernvolk. Es ging auf die Barrikaden und forderte: Unabhängigkeit der Gesetzgebung und Verwaltung; Emanzipation der Fronbauern, Juden und Zigeuner; Abschaffung der Steuerfreiheit für Bojaren; Parlament; Schulbildung; Freiheit des Wortes und der Presse; Ministerverantwortlichkeit; Beseitigung der Protektionswirtschaft und Korruption. Sie verlangten – Europa. Die Hospodare von der Moldau und der Walachei riefen die Russenknute ins Land: Rumäniens Freiheitskomitees wurden zum Teufel gejagt – Bojarenrecht hielt seinen Einzug. Und unter einem Wust von Gewalt, Lüge, Mord und Meineid wurde von der Junkerclique das Rumänien geschaffen, das sie meinten; das Rumänien der Bauernschinderei und der Pogrome, der Trunksucht und der Korruption, das Rumänien des christlichen Regimes – das weiße Rumänien.

*

Das weiße Rumänien! So gewiß weiß als die Farbe der Unschuld gilt, so gewiß ist das rumänische Volk unschuldig. Seit in dem Hohenzollernfürsten Carol die Bojarenclique einen standesgemäßen Souverän bekommen hatte, war Meineid System. 1866 – 1926: 60 Jahre währt die Pest auf dem Balkan. Die politischen Flüchtlinge von 1848 kamen ins Land zurück und stellten reumütig ihren Liberalismus in den Dienst des Großgrundbesitzes. Der letzte wirkliche Fortschrittler: Graf Cuza wurde verjagt. Er hatte die Juden befreien wollen und die Bauern auch. Ihn stürzte der ehemalige Liberale Bratianu – der Renegat. Merkt Euch den Namen gut! Bratianu! Alle Bobrescus, Crezzulescus, Jonescus und Averescus – alle Kühe

und Ochsen der walachischen Weiden haben nicht eine so
eherne Stirn gehabt wie dieser Schöpfer des weißen Rumänien.

Kaum ist Cuza verjagt, so werden alle Juden aus der Natio-
nalgarde entlassen. Merkt der Gassenpöbel das Zeichen? Carol
von Hohenzollern zieht in Jassy ein. Den Juden, die sich am
festlichen Empfang beteiligen wollen, sagt der pfiffige Maire,
er könne für nichts bürgen. Fürst Carol zieht vorbei und die
Reiter seines Gefolges über die Juden her. Ein paar Verwun-
dete – die Juden werden verjagt.

Bratianus Monarch war da – das weiße Rumänien – das
Rumänien der Metzger!

*

Dem geltenden rumänischen Recht merkt man sehr wohl
den russischen Ursprung an! Der Abgesandte des gekrönten
Sadisten Nikolaus: der General Kiseleff schuf im Jahre 1831
das Règlement organique. Es macht seinem Name Ehre und
zeigt trefflich, daß Judenhaß und Bauernschinderei organisch
zusammengehören. Kein Geringerer als Karl Marx hat es als
Beispiel dafür gewählt, wie Mehrwert mit Daumenschrauben
erpreßt wird. Aus 12 Fron-Tagen waren 54 geworden – ans
Messer wurden die Bauern den Bojaren geliefert. Aus den
Juden aber wurden Vagabunden. Hatte doch der General Ge-
setze von 1772 entdeckt, wonach ein walachischer Hospodar
den Juden den Landbesitz verbot. Also: wer kein Land hat –
was ist er? Zigeuner, Vagabund! Der General Kiseleff be-
herrscht Rumänien bis heute, denn er beherrscht die Köpfe
der rumänischen Bojarenclique.

*

Gleich das erste Regierungsjahr des Hohenzollernfürsten
brachte einen Verfassungsbruch. Zwar hatte Rumänien 1856
im Pariser Friedensprotokoll die Juden-Emanzipation in den
Donaufürstentümern gewährleistet und sie dem französischen
Justizminister Cremieux, dem Abgesandten der Alliance Israé-
lite Universelle, versprochen : – Carol weiß sich zu helfen. Ein
kleines Pogromchen – die Regierung Bratianus versteht zu
winken – Volksstimmung – Gottes Wille. Kurz und gut: man
kann nicht! § 7 der rumänischen Verfassung lautet: „Nur
Christen können Staatsbürger werden."

*

Das Staatsbürgertum der rumänischen Christen blieb von
einer sonderbaren Beschaffenheit: Dreiklassenwahlrecht,
Scheinparlamentarismus, unverantwortliche Minister, Polizei-
herrschaft! Seit 60 Jahren führt die Regierung, die in allen
Sphären eine polizeiliche Bürokratie des Bojarentums geschaf-
fen hatte, einen unerbittlichen Kampf gegen den Rechtsstaat,
gegen Freiheit der Personen und des Eigentums, gegen die
Kultur durch hunderte von Ausnahmegesetzen. Russische
Schule! 1903 sagte Graf Plehwe: „Ich will die russische Re-
volution im Blut der Armenier und Juden ertränken." So
schwillt nach dem Verfassungsbruch von 1866 die Chronique
scandaleuse des Rechtsbruchs ins Unermeßliche. Judenmassa-
kres und Judenvertreibungen wurden zur gewohnheitsmäßigen

Regierungshandlung. Ein Gesetz nach dem andern verbot den Juden den Zutritt zu dem oder jenem Gewerbe. Vom flachen Lande vertrieb man sie, um die Bauern vor ihnen zu „schützen“. In den Städten durften sie keinen Grundbesitz erwerben, damit der christliche Mittelstand vor ihnen sicher wäre. Auf die Schulen durften sie nicht gehen, die Universitäten nicht besuchen, Anwälte nicht werden. Nichts war ihnen erlaubt, und nur Eines ihnen gegönnt: der Tod!

*

Als Carol König wurde, versprach er dem Berliner Kongreß, dem Schiedsgericht von damals, Deutschland, England, Frankreich, Rußland, Oesterreich und der Türkei, die Emanzipation der Juden. Sie war die Voraussetzung der Anerkennung Rumäniens als eines selbständigen Staates. Bismarck begründete: „daß die Prinzipien der innern Politik auch in der auswärtigen zur Geltung gebracht werden müssen...“ Rumänien verpflichtete sich feierlich, und die fortschrittliche Welt triumphierte – zu früh!

Der Hohenzollern-Vater schrieb dem hoffnungsvollen Sohn einen Trostbrief: „Der vom Kongreß oktroyierte Judenparagraph ist eine allgemeine Humanitätsphrase. Es ist der Gesetzgebung allein überlassen, diese Verhältnisse zu regeln, und ich bin überzeugt, daß späterhin, abgesehen von der Alliance Israélite, kein Hahn danach krähen wird, wie jene Bestimmungen zur Ausführung gelangen mögen.“

Die Juden blieben Fremde und sind es auch heute noch. Sie sind – selbstverständlich – im erleuchteten Rumänien als Konfession geduldet, ja anerkannt; aber sie sind doch Vagabunden, Zigeuner, also – Fremde. Sie sind keine rumänischen Staatsbürger und werden es nie werden. Um Rumänen zu werden, müssen sie sich naturalisieren lassen. Ungeheure Summen hat man unter diesem Vorwand von ihnen erpreßt; doch naturalisiert worden sind im Verlauf von 33 Jahren im Ganzen 366 Juden.

*

Trotzdem die 4000 blutigen Charlatane vom Großgrundbesitz das Blut der gepeinigten Parias aus der jüdischen Minderheit und der bäuerlichen Mehrheit in Strömen vergossen haben. Vergossen für Carols Krone und das Schnapsmonopol der christlich-loyalen Bürokratie, die den Juden den Schnapshandel verbot, um die Bauern zu „retten“, und den Ausschank der Dorfbürokratie, den Pfaffen und Schulmeistern übertrug – zur leichtern Abwicklung der Wahlen; vergossen für die Kriegsgewinne der korrupten Minister und Parlamentarier; vergossen zur Schaffung eines neuen Ausbeutungsprojektes Großrumänien. Trotz alledem hat sich nach jedem Kriege die rechtliche Lage der Bauern und Juden verschlimmert.

1907 empörten sich die Bauern gegen den christlichen Bratianu-Kurs – 11 000 wurden niedergeschossen.

1912 wurde den jüdischen Kombattanten die Naturalisation versprochen – und nicht gewährt. Kein Hahn krähte danach.

*

Rumänien hat das Blut seiner Bauern und Juden wacker zur Rettung der Zivilisation mitvergossen. Und wo nicht genug Judenblut floß, half man gründlich nach. Mussolinis Organ schrieb vor der Kriegserklärung an die Mittemächte in der markanten Sprache, die ihn schon immer auszeichnete: „Diese Bastarde und Getreideschacherer von der Mündung der Donau haben vom Römischen nur den Namen und die Sprache... Von den paar tausend -Kolonisten, die um die Wende des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt aus Italien nach Dacien kamen, ist hoffentlich nichts mehr übrig. Das rumänische Volk ist ein Mischvolk von barbarischen Daciern, die unter römischer Herrschaft gezwungen waren, Lateinisch zu lernen – von Sklaven und Zigeunern. Nimmt man noch ihre griechisch-schismatisch-russisch-orthodoxe Religion und. die teutonische Dynastie dazu, so kann uns Rumänien gestohlen bleiben. Auf ein Bündnis mit diesem Volke, dessen Politiker käufliche Strolche sind, können wir getrost verzichten. Der einzige Verbündete, den die Rumänen, dieses Zigeunervolk, kennen, ist das Gold. Und das muß gelb sein."

Der gelbe Verbündete wirkte werbend. Rumänien ging in den Krieg, versprach den Juden die Emanzipation und den Bauern Land.

Die Juden wurden – soweit sie nicht fielen – entsetzlich behandelt. Der Colonel Oprescu formulierte das System so: „Versteht doch endlich, daß die Regierung genug von Euch hat und sich Eurer entledigen will. Was die jüdischen Frontsoldaten angeht, hat sie ein einfaches Mittel, sie verschwinden zu lassen. Die andern Juden werden wir auf eine andre Art und Weise loswerden. Und die Juden, die übrigbleiben, werden die Toten beneiden!"

Den Bauern gab man kein Land, und die Juden blieben trotz aller Leiden Fremde. Wo seit 60 Jahren alle Woche ein Verfassungsbruch praktiziert wird – was kommts da auf einen Meineid mehr noch an! Kein Hahn hat danach gekräht.

*

In diesem September wird Rumänien als Vertreter der Kleinen Entente in den Rat des Völkerbundes eintreten, des Völkerbundes, der ein Bund sich selbst verwaltender, freier Völker ist.

Daß das Donauwasser verstümmelte Sozialistenredakteure ans Ufer spielt, droben im Ungarland bei Budapest; daß die ungarische Regierung Falschgeld druckte; daß sie Pogromgesellschaften duldete – alles das haben die walachischen Junker von nebenan eingeführt, sie, die Ungarn 1918 „befreien" halfen. Vergessen waren die Grundsätze der Nichteinmischung, der magyarische Erbfeind – die Bauernherrschaft in Ungarn konnte Rückwirkungen haben. Die patriotischen Feudalherren aus Ungarn halfen spionieren, stießen dem um seine Freiheit kämpfenden Volksheer den Dolch in den Rücken, und der magyarische Adel von Rumäniens Gnaden begann seinen Pogrom. Wie soll der Völkerbund über Ungarn richten, wie in Konflikten die unterdrückte Unschuld schützen, wenn Rumänien, der Dieb der ungarischen Freiheit, der Wort-

brüchige der Emanzipation, der Bluthund des Bauernaufstandes von 1907, über Recht entscheidet?! Der Völkerbund ist zwar ein Bund freier, sich selbst verwaltender Völker – aber: kein Hahn kräht danach, nach den Juden und Bauern, die an 95 Prozent des rumänischen Volkes ausmachen.

*

Es ist schwer, grade für entschiedene Anhänger des Völkerbundes sehr schwer, auf ihn nicht Heines Wort anzuwenden: Bund, du Hund, du bist nicht gesund!

Kleine Dienstreise von Theobald Tiger

In Frankfurt haben sie eine Brucken geschlagen;
über den Main herüber tut sie nunmehr ragen.
Und um sie einzuweihen, haben die Frankfurter eine große Feier
arrangiert – mit Böllergeläute und Festzug und Aeppelwoi und
gedichteter Sangesleier.
Gut.

Dazu haben sie auch den diensttuenden Reichspräsidenten eingeladen.
Bei dem steht aber die Stadt Frankfurt nicht in Gnaden,
und so ist er auch zur Mainbrücken-Feier nicht gekommen.
Denn er hat, glaube ich, denen Frankfurtern übel genommen,
daß sie – pfui Deubel! – Demokraten sein.
Und darauf sagte er: „Nein!“
Gut.

Die Frankfurter haben sich den Schmerz von der Nase gewischt
und machten sich aus der präsidentlichen Abwesenheit weiter nischt.

Wo aber – das fragen wir uns – war der hohe Gast,
der fast
in eine republikanische Demokratenstadt hineinzufallen in die
schmerzliche Lage gekommen wäre?

In Berlin? Nein, In Köln? Nein. In Königsberg? Nein, Vielmehre,
weil man ihn dorthin zu einer Familienfeier lud:
In Stolp. (Hinterpommern.)
Gut.

Ja da – !
Da gehts noch her wie in einem altdeutschen Napfkuchen.
Da kann man sich die Republikaner mit der Reichswehrlaterne suchen.
Da kommen noch abends die Honoratioren zusammen,
sitzen breitährig da und tun die verfluchte Judenrepublik verdammen.
Da ist noch deutsche Ordnung, Zucht, Sitte und Gottesfurcht in schönem Quartett
und kein Wasserklosett.

Dortselbst weihte unser Oepperster ein Stadion ein.
Stolp (in Hinterpommern) scheint wichtiger als eine Brücke über den
Main,
die Nord und Süd verbindet, eine schöne Allegorie aus Granit.

Jeder, wohin es ihn zieht.

Schule und Haus von Bernard Shaw

In der Praxis erfahren die Eltern, daß die zu Hause erzogenen Knaben Muttersöhnchen oder eingebildete Pedanten oder Dummköpfe werden, die nicht für sich selbst sorgen können. Sie sehen ein, daß Knaben auch die rauhe Seite des Lebens kennen lernen und mit gleichaltrigen Kindern verkehren sollten. Das Alles ist nur natürlich. Wenn man einem Knaben eine Predigt gehalten und ihn bestraft hat, bis er zum moralischen Krüppel geworden ist, so wird er zu einer ebenso großen Hemmung wie ein physischer Krüppel, und da man nicht beabsichtigt, sein Lebtag mit ihm belastet zu sein und gewöhnlich ungeduldig den Tag seiner Mündigkeit herbeisehnt, so beginnt man früher oder später, mit dem Kinde über die Notwendigkeit der Selbständigkeit, des Denkenlernens und derlei mehr zu sprechen. Die Folge davon? Das Opfer, durch unsre Inkonsequenz verwirrt, kommt zu dem Schluß, daß jeder Versuch, es uns recht zu machen, vergeblich ist, wird mürrisch und nimmt übel. Ein neuer Beweggrund, das Kind in die Schule zu verfrachten.

In der Schule findet das Kind sich in einer dualistischen Welt, die es zwiefachem Walten unterwirft. Da ist die Welt der Knaben, in der es als Ehrensache gilt, unzähmbar zu sein, immer bereit, sich zu balgen, erbarmungslos den Hochmut Dessen zu knicken, der mit überlegenen Kenntnissen oder besserm Geschmack groß zu tun wagt, und verpflichtet, im großen Ganzen Luzifer zum Beispiel zu nehmen. Da ist die Welt der Lehrer, die Welt der Disziplin, der Unterwürfigkeit, des Fleißes, des Gehorsams, der fortwährenden Duldung einer moralischen und intellektuellen Autorität. Auf diese Weise sieht der Schuljunge zwei Seiten und ist insofern besser daran als der zuhaus erzogene Knabe, der nur eine Seite sieht. Aber die zwei Seiten sind nicht auf gerechte Art dargestellt. Sie werden als gut und böse, als Laster und Tugend, als Niederträchtigkeit und Heldentum geschildert. Der Knabe fühlt sich erbärmlich und feig, wenn er gehorsam, und selbstisch und schurkisch, wenn er ungehorsam ist. Er verliert seinen moralischen Mut, genau wie er Bücher und Sprachen zu hassen beginnt.

Schließlich waren John Ruskin, der so fest an die Schürzenbänder seiner Mutter geknüpft war, daß er sich nicht von ihnen lösen konnte, selbst als er Oxford bezog, und John Stuart Mill, dessen Vater für die Brachlegung der Kindheit seines Sohnes durch Lektionen gerichtliche Verfolgung verdient hätte, bessere Resultate als unsre Schuljungen. Sie waren ihnen offenbar an moralischem Mut überlegen und, obwohl sie sich nicht bei Cricket und Fußball hervortaten, hatten sie dasjenige Quantum Wagemut, das ein zivilisierter Mensch benötigt. Aber beachtet muß dabei werden, daß Ruskins Eltern kluge Menschen waren, ihm einen reichlichen Anteil an ihrem eignen Leben einräumten und seine Gegenwart ertrugen, selbst wenn sie ihnen wahrscheinlich manchmal zum Überdruß wurde; und

es geschah sogar, daß Mill vorsätzlich zur Herausforderung der geheiligtesten Einrichtungen seines Landes erzogen wurde. Die Familienkreise, in denen die Beiden auferzogen wurden, waren ebensowenig Durchschnitts-Familienkreise, wie eine Montessori-Schule eine Durchschnitts-Schule ist.

Herdenvieh von Paul v. Schoenaich

Zunächst zwei Vorkriegserlebnisse.

Als ich, ein zwanzigjähriger Seeoffizier, nach einer Erdumsegelung in die Heimat kam, wollte der alte Kutscher auf unserm elterlichen Gut in Westpreußen mir zur Begrüßung die Hand küssen. Was ich früher offenbar nicht bemerkt hatte, hat mir, nachdem ich die Nase über die Grenzpfähle gesteckt hatte, einen bis heute unauslöschlichen Eindruck gemacht.

Als ich 28 Jahre später, Remonte-Inspekteur geworden, dienstlich die Provinz Posen bereiste, fuhr ich mit einem sehr deutschfreundlichen polnischen Grafen durch sein Dorf. Dabei ließ er — ob absichtlich oder nicht, weiß ich nicht — die Hand und den Rockzipfel aus dem Wagen hängen. Viele Kinder und Erwachsene versuchten, während wir vorbeifuhren, eines von beiden zu küssen, und der Graf ließ sie selbstverständlich gewähren.

In den deutschen Ostseeprovinzen war es in den 28 Jahren etwas, aber nicht viel anders geworden.

Diese soziale Grundlage von Herr und demütigem Knecht ist im deutschen Osten geschichtlich geworden. Im Slaventum bestand sie schon länger. Ins Deutschtum wurde sie dadurch übertragen, daß deutsche Ordensritter den slavischen Osten kolonisierten. Dabei soll nicht verkannt werden, daß manche der Herren, dem unsanften Zwang der Entwicklung folgend, gegen ihre Knechte wohlwollend und fürsorgend waren, solange die weiter in Demut beharrten.

Aus diesem sozialen Verhältnis entstand auf der einen Seite ein stumpfsinniges Herdentum, auf der andern eine Überheblichkeit, die das Herdenvieh niemals auf den Gedanken kommen lassen wollte, daß Herren auch nur Lebewesen mit manchmal sehr vielen Fehlern und Schwächen sind.

Dazu kam weiter, daß die gewaltige Entwicklung der Technik, Waren herzustellen und auszutauschen, auch unter die Knechte ein wenig mehr Wohlstand trug. So fehlte der Haupttrieb, gegen den angestammten Herrn aufzubegehren.

Der Sieg des Preußentums über den sozial ganz anders gearteten deutschen Westen und Süden hat dann mit sich gebracht, daß Herdengeist unten und Überheblichkeit oben allmählich ganz Deutschland in Bann schlugen.

Man faßt sich heute immer wieder an den Kopf und fragt sich, wie eigentlich denkbar war, daß ein nicht ganz dummes Siebzig-Millionen-Volk dreißig Jahre lang wie eine Hammelherde hinter einem Psychopathen wie Wilhelm II. und Jämmerlingen, wie seine Handlanger es waren, hertrottete.

Freisinn und Sozialdemokratie murrten wohl manchmal, aber wenn es hart auf hart kam,. kuschten auch sie.

Ich will nicht, wie viele Andre, den Führern der Sozial-
demokratie den Vorwurf machen, daß sie im Sommer 1914
den plumpen Schwindel der Bethmänner nicht durchschauten.
Sie konnten das eben nicht, weil sie selbst in der Hammelherde
aufgewachsen waren, und weil der dümmste Hirt dem klügsten
Schaf immer noch ein wenig über ist. Was ich den Führern
der Linksparteien vorzuwerfen habe, beginnt erst nach dem
Zusammenbruch.

Der Anfang war nicht schlecht. Daß nach einem solchen
Kriege und einem vollständigen Zusammenbruch aller staat-
lichen Machtmittel das deutsche Volk neun Monate später
eine neue und sicherlich nicht schlechte Verfassung hatte, das
wird eine spätere Geschichte ihm und der Sozialdemokratie im
besondern als große Tat anrechnen.

Wir haben allen Grund, den Verfassungstag festlich zu
begehen. Leider wird dabei meist die Hauptsache vergessen,
nämlich die traurige Tatsache, daß von dieser schönen Ver-
fassung innerhalb der letzten sieben Jahre kaum ein Tittel-
chen in die Wirklichkeit übersetzt worden ist.

Nach Artikel 1 ist das Deutsche Reich eine Republik, in
der die Staatsgewalt vom Volke ausgeht. Armes deutsches
Volk, bist du wirklich so dumm, daß all Das, was seitdem ge-
schehen, von dir gewollt ist?

Ein Spaziergang durch deutsche Gaue zeigt, daß die Flagge
der Monarchie heute noch die vorherrschende ist und die der
Republik nur unter Lebensgefahr gezeigt werden kann.

Fast das ganze deutsche Nationalvermögen ist aus den
Taschen der kleinen Leute und des Mittelstandes in die der
großen Wirtschaftsgruppen bugsiert worden.

Die Wohnungsnot schreit trotz Artikel 155 zum Himmel.

In den Schulen herrschen Fridericus und Bismarck, aber
nicht wie sie waren, sondern wie sie die Herren den Knechten
darzustellen belieben.

In den Kirchen wird der Heiland von Stahlhelmpfaffen ein
zweites Mal ans Kreuz geschlagen.

Über den Türen der Gerichtssäle steht für jeden Republi-
kaner die Aufschrift aus Dantes Hölle: Laßt alle Hoffnung
draußen!

Die „republikanische“ Reichswehr bezieht ihren Ersatz
aus dem Vortrupp der Monarchie, und kein republikanischer
Minister wagt, dagegen mehr vorzubringen als eine lenden-
lahme Entschuldigung.

Unsre Außenpolitik pendelt kopflos zwischen Locarno und
Moskau hin und her, und während ein Minister von Abrüstung
redet, rüstet der andre auf.

Gibt es auf der ganzen Welt eine einzige Hammelherde,
die vierbeinigen mitgerechnet, die so viel Schafsgeduld besitzt
wie das deutsche Volk, von dem alle Staatsgewalt ausgeht?

Wenn aber das deutsche Volk all Das, was seit sieben
Jahren geschehen ist, nicht gewollt hat – wer hat es denn ge-
wollt? Die Antwort kann nur lauten: Die, die das Geld, die
Fabriken, den Boden, die Justiz, die Verwaltung, die Presse
und die Reichswehr heute zu ihrer Verfügung haben.

Ja, um Alles in der Welt: das sind doch aber die Hinter-
leute der Rechtsparteien, die mit Ausnahme eines Jahres nie
in der Regierung gesessen haben, und die selbst in dem Jahr,
wo sie in der Regierung saßen, jederzeit von den Linksparteien
gestürzt werden konnten!

Alles Drumherumreden hilft nicht: es muß einmal mit
dürren Worten ausgesprochen werden, daß die demokratisch-
republikanischen Minister und Parlamentarier seit sieben
Jahren, teils selbsttätig, teils duldend, genau das Gegenteil von
dem erreicht haben, was im Interesse ihrer Wähler lag, und
daß diese Wähler das offenbar noch gar nicht gemerkt haben,
denn sonst hätten sie nicht immer wieder dieselben Leute in
die Parlamente geschickt.

Diese erstaunliche Tatsache ist nur so zu erklären, daß die
Wähler entweder schlechte Menschenkenner sind und unge-
eignete Männer ausgewählt haben, oder daß an sich geeignete
Männer später in Amt und Würden durch irgendwelche Mittel
bestimmt worden sind, anders zu handeln, als das Interesse der
Wähler erfordert hätte.

Das Erste ist nicht der Fall – im Gegenteil: von wenigen
Ausnahmen abgesehen, bekunden die Wähler im Allgemeinen
einen guten Blick. An der Tüchtigkeit der meisten Volksboten
kann nicht gezweifelt werden. Daß sie später versagen, ist
einfach eine Folge des überkommenen preußischen Herden-
geistes, in dem auch die besten Männer ihr Lebelang aufge-
wachsen sind, und von dem sie sich auch heute noch nicht frei
machen können.

Das wissen die Träger des alten Obrigkeitsstaates genau
und handeln danach. Wenn sie irgendetwas sehr laut und oft
als „vaterländische“ Pflicht bezeichnen, dann führt der heilige
Herdengeist selbst die besten Volksboten dazu, in diesem Sinne
zu handeln. Wenn sie später den Irrtum erkennen, dann führt
derselbe Herdengeist sie dazu, die begangenen Fehler keines-
falls einzugestehen, aus Furcht, ihre Führerautorität könnte
leiden, wenn die Massen erfahren, daß auch sie, die Führer,
nur Menschen aus Fleisch und Blut sind. Sie leiden eben an
demselben Fehler, an dem die alten Führer gescheitert sind.
Wenn dieser verhängnisvolle Weg erst einmal beschritten ist,
dann gibt es kein Halten mehr. Beispiele?

In den letzten Juli-Tagen von 1914 hatten die Bethmann,
Moltke und Falkenhayn die politische Lage vor der öffent-
lichen Meinung so verwirrt, daß für den Nichteingeweihten un-
möglich war, sie zu durchschauen. Daß die Sozialdemokraten
darauf reinfielen, ist menschlich durchaus begreiflich. Die Be-
willigung der Kriegskredite, entgegen ihrer frühern Stellung-
nahme, war eine Folge davon, daß sie uns wirklich für die ruch-
los Überfallenen hielten. Nicht begreiflich ist mir aber, daß
keiner von ihnen heute, bei genauer Kenntnis der Sachlage,
die Kraft zu dem Entschluß findet, offen zu sagen, daß sie bei
Kenntnis der wirklichen Lage die Kredite nicht bewilligt
hätten.

Genau das Selbe spielte sich später bei dem Ruhrkrieg und
der Schwarzen Reichswehr ab. Daß die Führer der Linkspar-

teien sowohl um die Sabotage-Akte der Schlageter und Genossen wie um die Verbindung der Reichswehr mit den Vaterländischen gewußt haben, das weiß im Ausland jedes Kind. Nur die harmlosen Wähler dürfen es nicht wissen, damit ihnen an der Gottähnlichkeit der Führer ja kein Zweifel kommt.

Die einfache Binsenwahrheit, daß das beste Mittel, den Kritikern den Wind aus den Segeln zu nehmen, das freiwillige Eingeständnis der eignen Fehler ist, die ist durch die langjährige Erziehung im preußischen Herdengeist unsern Führern ganz verloren gegangen. In Ermanglung positiver Leistungen suchen sie ihr Heil im der Vertuschung begangener Fehler.

In üppigster Blüte steht dies System auf den üblichen Parteitagen. Wer den Parteiapparat in der Hand hat, kann dort jedes Theaterstück aufführen, das ihm beliebt. Unbequeme Opponenten werden einfach an den Schluß der Rednerliste gesetzt, wo sie aus Zeitmangel gar nicht oder nur mit beschränkter Redezeit zu Wort kommen. Die Herren, die auf diese Weise zunächst fest in der Macht sitzen, spielen dabei ein sehr gefährliches Spiel. Wenn das so weiter geht, gräbt sich die demokratische Republik selbst das Grab. Wenn sie heute, wo die Reaktion Alles wieder in der Hand hat, überhaupt noch lebt, so allein deswegen, weil es der Reaktion besser als jetzt überhaupt gar nicht gehen kann. Die Politik wird ganz in ihrem Sinne, nur in der äußern Form der demokratischen Republik geführt, die dafür die Ehre hat, der Sündenbock zu sein, wenn irgendetwas schief geht — und für die Kleinen geht bekanntlich Alles schief.

Gibt es überhaupt noch einen Weg aus diesem Hexenkessel? Wer den Weg, daß die Rechte auch formell die Herrschaft übernimmt, die sie tatsächlich längst inne hat, ablehnt, muß den einzigen andern Weg beschreiten, und der heißt: Los vom Herdengeist! -

Wenn sich nicht dafür bald Führer, wenn sich nicht bald in der Herde Menschen finden, die den Mut haben, den Führern ins Gesicht zu schreien, was sie seit sieben Jahren angerichtet haben, dann haben wir kein besseres Schicksal verdient.

Welches die nächste Dummheit sein wird, in die die Herde hineintaumelt, darüber kann man die Phantasie spielen lassen. Sicher ist nur, daß sie wieder riesengroß sein wird. Eine Zeitlang sah es aus, als würde die nächste Dummheit ein Krieg mit Polen sein, das uns im entscheidenden Augenblick selbstverständlich „ruchlos“ überfallen würde. Alles genau wie 1914, nur daß die Fliegerbomben nicht bei Nürnberg, sondern bei Breslau niederfallen würden. Wenn Claß und Westarp das Hurra anstimmen, brüllt Michel ganz bestimmt wieder mit, weil der heilige Herdengeist das zu den „vaterländischen Belangen“ rechnet.

Die Vorbereitungen dazu sind im besten Gange, sogar manche Sozialdemokraten fordern schon die Wehrhaftmachung. Neu ist dabei nur, daß diesmal die chemischen Fabriken wahrscheinlich noch höhere Dividenden geben werden als die Kanonenfabriken.

Wen Gott verderben will, den läßt er Bäh brüllen.

Als Freudenmädchen empfehlen sich... von Geno Ohlischlaeger

In einem Berliner Mittagsblatt kann man täglich eine Spalte Anzeigen dieser Art lesen:



Massage-Salon Rostock, Potsdamer Str. 68 II (Sportpalast.) Kurf. 4671. Auch Sonnt.

Massage-Salon
Schw. Schulz u. Sumpf
Flottwellstraße 18, 1. Etg.
Kurfürst 5353. (60

Irma Peters
bei Naschke, Gitschiner
Str. 5, ptr. lks. (Hall. Tor.
(100

Neu Sascha u. Schalla
Anhaltstr. 1 II Tr.

Körperflege Domin
Königgrätzer Straße 66,
part. rechts. (Hall. Tor.)

Neu! Käte Kruse u. Busch
Eisenacher Straße 122,
1 Tr. Nollendorfplatz.

Masseurin
Fr. Cippa, Schöneberg,
Belziger Str. 2, IV (Akazienstr.) Wochentags ab
11 Uhr. (38

Massagen
Ilse u. Lotte Simon
Barbarossastr. 30, ptr. r.
(Bayr. Platz.) (140

Neu eröffnet
Zimmerstr. 31 I links
Hella Reimann. (126

Lichtb., Wannenb.
Maria v. Zeddelmann
Bayreuther Str. 41. Sonnt.
(66

Neu! Mia Stein
Frobenstr. 16 I lks.

Erika u. Erna Dienert
Uhlandstr. 94 a III, Ecke
Berliner Str. Sonnt. (127

Masseurin Toni Born
Kalckreuthstr. 5, II Tr.
(29

Mary Hippe Carlsbad 5, vorn III Potsdamer Brücke.

Schw. Grete Hort,
Motzstr. 17, vorn II. (49

Neu! Haller
Kurfürstenstr. 10 ptr (44

Marga Gebhardt
Bayreuther Str. 6 II lks. (48

Neu! Hilde Kurze
Blumenthalstr. 10 hptr. lks.

Kleiststr. 41 v. 3 Tr.
Schw. Eve Junk

Ira u. M. Zwickert,
Geisbergstr. 29 Gth. III
(51

Lutherstraße 2, I. Etage
Olly u. Gertrud Rachfahl
(52

Hanna Röder
jetzt Potsdamer Str. 98 v. II
(55

Ria Steer Nürnberger Straße 5 III. Auch Sonntags. (79

Massage Elfriede Peschel
Markgrafenstr. 18, v. part.
links bei Saggau. (63

Karlstr. 26 II Massage
Witt Ludwika
a. Bhf. Friedrichstr. Sonnt.
(65

Fritzi Herzog,
Kurfürstenstr. 23 III Trp.
rechts a. d. Potsd. Str. (109a

Thea Wolff jetzt
Kalckreuthstr. 7 v. II

Elli Wittge
Bülowstraße 7, hptr.
rechts. Nollendorfplatz.
(109

Neu! Ninni Klees,
Krausnickstraße 14
I lks. (Oranienburgerstr.)
(74

Neu Jutta Lerch Neu
Manicure-Salon Kochstr. 17 II. (155

Da sich die Mahnung durchgesetzt hat, dem Körper zu geben, was des Körpers ist, so kann man sich über das große

Interesse für Massage und Nagelpflege selbstverständlich nur sehr freuen. Man kann aber auch andrer Ansicht darüber sein – wenn man nämlich, von seinem journalistischen Gewissen getrieben, irgendeinem dieser Salons einen Inspektionsbesuch abstattet.

Ich wähle also eine beliebige Adresse aus und steige die dunkeln Treppen eines Hauses der Bülow-Straße empor.

Eine Tür öffnet sich, und durch den Spalt fragt eine Stimme: „Wollen Sie zum Fräulein?“

„Ja.“

„Bitte, treten Sie näher!“

Die Dame des Hauses führt einen durch Vorhänge und Portieren und geheimnisvolle Türen in ein – zweibettiges Schlafzimmer.

Die Dame des Hauses lächelt:

„Na, was willst du anlegen, Bübchen?“

„Anlegen – wieso? Ich wollte mir die Nägel schneiden lassen.“

„Aber Bübchen, das kannst du doch bei jedem Friseur machen lassen. Also sag: was kannst du zahlen?“

„Ich habe mich offenbar geirrt. Ich wollte mir wirklich die Nägel schneiden lassen. Aber da ich nun einmal hier bin, kann ich ja fragen, für den Fall, daß ich mal wiederkommen will, was die Bedienung kostet.“

„Von zwanzig Mark an, Herr. Auch Sonntags.

„So? Ich denke, Sonntags ist Ruhe im Gewerbe?“

„Bei uns nicht, Herr. Tun Sie doch nicht so!“

Ich bin auf die Tür zugegangen. Ob ich heil hindurchkomme? Ich habe nur meine Fäuste, falls hier ‚Büchse der Pandora‘ Dritter Akt gespielt werden sollte. Aber es geht gut: die Dame des Hauses läßt mich, wenn auch wütend, unbehelligt fort.

*

Na, das ist ja alles nichts Besonderes für die heutige Zeit, Warum sollen die Mädchen nicht auch inserieren? Sie sind berufstätig, sie zahlen ihre Steuern, sie genießen das Bürgerrecht: warum sollten sie also nicht Reklame machen dürfen? Im Gegenteil; man könnte die Propaganda noch ganz anders mit neuzeitlichen Mitteln ausbauen, nicht wahr, mit Plakaten, mit Wanderschrift, mit Wurfsendungen an alle Haushaltungen, mit Listen in den Verkehrsbüros.

Aber freilich: man kann die Sache auch anders ansehen. Man kann an die Vorbereitung des Schund- und Schmutz-Gesetzes denken, an Neun Monate Gefängnis für eine Filmkritik, an die unaufhörliche Belästigung aller halbwegs linksradikalen Künstler und Köpfe jeder Branche. Und dann ist vielleicht doch nicht ganz uninteressant, daß unter den Augen der Polizei, gegen die bisher jede armselige Kuppelmutter sich mit Nägeln und Klauen hat wehren müssen, tagtäglich solche Annoncen nicht in einem Geheimblatt, sondern in einer verbreiteten Zeitung haufenweise erscheinen dürfen.

Carl Loewe von Oscar Bie

Ballade ist Projektion einer dramatischen Handlung auf eine Fläche, einer Vielheit von Personen in eine Stimme, einer Epik in eine lyrische Form. Ballade ist die Kammermusik der Oper, Ahnung von Naturalismus, Probe auf Wahrheit des Ausdrucks. So wirkt sie immer revolutionierend. Bei Zumsteeg schlug sie in die klassische Monotonie ein – bei Carl Loewe zeugt sie Wagnerisches. Loewe, wie Franz, hält nicht das Versprechen seiner Anfänge. Man sagt, er hätte der großen Welt gegenüber stehen müssen, nicht nur Stettin. Aber das ist Sache der Veranlagung. Wagner hätte in Magdeburg und Riga versauern können. Doch er segelte übers Meer, schwärmte durch Paris, eroberte Dresden, schuf Bayreuth. Loewe hatte eine Idee und saß auf ihr fest. Er setzte die romantische Ballade hin und machte mit der Zeit daraus eine Fabrik, nicht wenig eitel auf sein Erzeugnis, aber ohne jede Reibung mit dem Problem und ohne eine Spur von Transszendenz der Phantasie. Es war Mache darin und Geschicklichkeit, auch in der Auswahl der Texte, die durch ihre dramatische Spannung die halbe Wirkung der Komposition bestritten. Das künstlerische Moment liegt in der klaren und offnen Darstellung aneinandergereihter Szenerien und in der Einheitsbildung mit durchgehenden oder wiederkehrenden strophischen Motiven. Die Ballade läuft episch ab, die Motivik bindet sie lyrisch. Es gibt wenig Ausnahmen und wenig Zweifel an diesem System. Manchmal arbeitet die Musik, besonders in den spätern Jahren, schwächer und manchmal, besonders zuerst, stärker. Es ist eine durchaus normale und bestregulierte Kunst.

Der Goethische ‚Sänger' ist mäßig ausgefallen. Selbst der berühmte ‚Nöck' und ‚Tom der Reimer' stehen nicht ganz auf der Höhe. Herders ‚Edward' dagegen bleibt ein Muster seiner deutlichen Dramatik mit modifiziertem Refrain, seiner Tonartenschichtung, seines natürlichen Ausdrucks, seiner Herrschaft über alle Mittel dieser heimlichen Bühne, selbst der italienischen Melodie als Begleitfaden. Herders ‚Oluf' ist nicht minder zu werten, mit seiner scharfen Charakteristik in Tanz und Tod aus dem Erlkönigkreis. Das sind die Balladen, um derentwillen Loewe gelebt haben muß. Seine Taktik ist verschieden genug. Die Riesenballade ‚Hueska' ist voll von Volkstümlichkeiten, ‚Glockentürmers Töchterlein' von Rückert spielt Koloraturen. ‚Fridericus Rex' macht einen löblichen Gebrauch von preußischen Rhythmen unter erleichtertem Coupletton. Rückerts ‚Kleiner Haushalt' oder Gruppes ‚Niemand hats gesehn' sind Proben einer geschäftigen Buffotechnik. Rückerts ‚Weichdorn' fällt durch den geistlichen Ton in absonderlichem Achtviertelrhythmus auf. Manchmal versteigt er sich zu ganzen Zyklen von Balladen, Freiligraths ‚Mohrenfürst' in der Szenenwandlung von orientalischer Heimat zum Zirkus, oder Kuglers ‚Gregor auf dem Stein' in seiner ganzen Historie von fünf Sätzen.

Die einfache nuancierte strophische Behandlung bringt
es zu guten Exemplaren, wie die ‚Uhr‘ durch alle Lebenslagen
oder die ‚Heinzelmännchen‘ durch alle Berufe. Bisweilen ist
der malerische Zusatz bemerkenswert, der in den ‚Glocken zu
Speier‘, oder das Spinnen in Rückerts ‚Süßer Mutter‘, oder
Mörikes ‚Trommelständchen‘, das Mahlersche Bilder vorbe-
reitet. Darüber wachsen Motive, die in ihrer Bewußtheit
schon deutlich den Charakter der Leitthemen tragen. Solches
Spiel mit Phrasen, wie im ‚Graf Eberstein‘ nach Uhland, ist
eher aus volkstümlicher Liebhaberei zu erklären, auch Mahler
verwandt. Aber die walkürenartigen Motive in der ‚Reiger-
baize‘, das Jugendleitmotiv in Fontanes ‚Archibald Douglas‘, die
motivische Durchwebung in Goethes ‚Fischer‘, vor Allem die
diatonische Typik des singenden ‚Erlkönig‘ mitten im Reiter-
rhythmus dieser Ballade, das sind nicht zu übersehende
Brücken zum romantischen Musikdrama. Sein ‚Erlkönig‘ ist
bühnenhafter gesehen, Schuberts landschaftlicher.

Am liebsten hat Loewe eine Vorlage, die gespenstische
Visionen auf einem volkhaften Untergrund entwickelt, sie in
der Mitte des Stücks aufrauschen läßt, um am Ende gern zur
unheimlichen Stille zurückzuführen. So ist Goethes ‚Toten-
tanz‘ im Klavier besonders sorgfältig durchziseliert, mit allem
Geklapper und Zerschellen in belebtester Musik. So ist sein
‚Zauberlehrling‘ mit dem gewaltigen Crescendo der flutenden
Sechzehntel. So ist Freiligraths vortrefflicher ‚Prinz Eugen‘,
der das Lied aus seinem Fünfviertelrhythmus zum blendenden
Fortissimo aufsteigen und herauswachsen läßt. Goethes ‚Hoch-
zeitslied‘ geistert in seinen Variationen immer wirbelnder auf.
‚Der Blumen Rache‘ von Freiligrath ist dieselbe Anlage auf-
schäumender Vision, zurückkehrend in den eignen Kreis, wie
die lobenswerte ‚Verfallene Mühle‘ die ein Muster illustra-
tiver Beschreibung wird. Und wieder ein Vorspiel zu Mahler
ist die ‚Nächtliche Heerschau‘ nach Zedlitz, mit dem unge-
heuern militärischen Musikspuk, mit der sinnlichen Zeichnung:
das Wort geht in die Runde.

In dem Aufbau dieser Stücke bewährt sich Loewes Form-
sinn für das geschlossene kleine Drama am besten. Man sieht
die Hand des Künstlers energischer als in der bloßen Koordi-
nation ausdruckvoller Szenen. Es ist der formale Höhepunkt
des uralten Wandellieds. Daß es nicht mehr ist, liegt in der
populären Richtung dieser Gattung begründet. Sie füllte eine
Sehnsucht aus und trieb gute Keime. Ihr Erfolg war unermeß-
lich und ist immer noch nicht ganz abgeflaut. Es ist die Ge-
gend eines volkstümlichen Rhapsodentums, Geschichtensänger
für Jedermann, Lieder und Sagen, die man mit Behagen zum
hundertsten Male hört. Melodie, Sequenz, Thematik, Akkord-
rahmen und Szenenbild sind für den Hausgebrauch, für den
Alltag, für das Schulgemüt. Wenn Loewe seine Balladen
selbst sang und den Dank des Publikums erntete, war es ein
Widerschein uralter Sängergilde, ein Rest der Liedermeisterei
aus längst vergangenen Tagen. Man muß es richtig nehmen.
So war es doch etwas. Der Ort für schöpferische Phantasie
und geistreiche Auseinandersetzungen war es nicht.

Theatersommer in Wien von Alfred Polgar

Mädel von heute

Lustspiel von Gustav Davis, bringt auf die Szene eine Siebzehnjährige, die es sich in den Bubikopf gesetzt hat, ihren Onkel Lebemann zu heiraten. Die Energie, mit der sies durchführt, der Freimut, mit dem sie die Dinge beim Schopf packt und die Gelegenheit beim Namen nennt, ist sehr erquicklich. Als ein Mädel von heute geniert sich das fröhliche Kind weder in Wort noch in Tat. Umso überraschender, daß es dann (als der Onkel endlich so weit ist, schon an allen Gliedern zittert vor Bereitschaft, in die Laube zu gehen) diese Laube als Gartenlaube erklärt und sich schelmisch-züchtig versagt. Erst heizt sie ihm unverschämt ein, und wie er warm ist, sieht er mit verschämten Wangen die obstinate Jungfrau vor sich stehn.

Das Stück ist lustig, frisch, mit Delikatesse übermütig.

In der sehr amüsanten Aufführung des Akademie-Theaters kommen zu den guten Einfällen des Autors noch die guten Einfälle und das Tempo des Regisseurs Brahm. Fräulein Hilde Wagener spielt: Puck im Salon. Sie ist reizend, nur quiekt sie vielleicht ein bißchen zu viel. Doch das sind eben Naturlaute solches Elementarwesens und lassen sich selbstverständlich nicht streng dosieren. Herr Treßler macht den umworbenen Onkel. Er verweigert sich, tanzt, liebt mit Humor und Anmut. Sein Haar ist silberweiß, aber alles Andre ist rosig.

Die Bühne der Jungen

ein Verein sehr sympathischer junger Leute, novarum rerum cupidus, brachte in Wien zur Uraufführung: ‚Ich, Lydia Tustendowska...‘, Schauspiel in drei Akten von Franz Winterstein. Neue Wege geht dieses Drama nicht, und aufdringliche Originalität läßt sich ihm nicht nachsagen. Doch ist die Wärme, mit der es ein Menschenschicksal durchfühlt, und die Oekonomie der Mittel in der Ent- und Abwicklung dieses Schicksals bemerkenswert. Ein Mädchen liebt einen Jüngling, der hat eine Andre erwählt. Das Mädchen ist häßlich oder zumindest: erotisch reizlos; die Andre ist jung und hübsch, Lieben und Liebenlassen ihre Maxime. Der Kampf um den Mann, in enger, armer Stube ausgefochten, endet mit der Niederlage der traurigen Lydia. Sie fügt es listig so, daß der Geliebte die Hübsche mit einem Nebenbuhler überrascht. Er sticht ihn tot. Ein Effekt, den Lydia wahrlich nicht beabsichtigte. Nach wie vor verschmäht, nimmt sie die Tat auf sich und bekräftigt so heroischen Akt durch ihren Selbstmord. Das Stück weiß Interesse für den Jammer der ungeliebt Liebenden, der hoffnungslosen Outsiderin im erotischen Spiel zu wecken. Es bedient sich eines sehr schlichten Dialogs, durch den es dichterisch wetterleuchtet. Ich habe mir das subtile Wort gemerkt: „Wo soll ich ihn jetzt suchen? Nachts ist die Welt noch größer als am Tage.“ Die Darsteller der jungen Bühne spielen das Stück vortrefflich, nur in einem etwas zu getragenen, von bedeutsamen Pausen allzu reichlich durchbrochenen Tonfall.

```
Für Dichter vom Range Gerhart Hauptmanns wirkt immer der Lauf
der Jahre. Die Schöpfungen solcher Dichter nehmen in Weltan-
schauung, Gefühl und Technik meist eine Spanne Zukunft vorweg, die
wir einzuholen ein halbes Menschenalter gebrauchen. Sein ‚Glashütten-
märchen‘ fiel in die letzte Aera des Naturalismus, in jene, die wir,
wenn schon mit unserm Bewußtsein, so doch noch nicht mit dem
Unterbewußtsein überwunden hatten. Was uns vorschwebte, wie
dem dumpfen Huhn die schimmernde Pippa, war eine lichtere, be-
schwingtere, geheimnisreichere Kunst: aber, an den Umgang mit
irdenen Töpfen gewöhnt, griffen wir dermaßen täppisch nach dem
klingenden Venetianerglas, daß es mit einem Wehelaut unter unsern
Händen zerbrach. Freilich: nun erst recht haben wir sie sehn-
süchtig ausgestreckt. Wir haben gelernt, erlebt und gelitten, in
einem rasenden Tempo und einem völlig unwahrscheinlichen Grade.
Die Wirklichkeit hat sich hart und härter gezeigt. Sie hat nichts
gehalten; und so ist kein Wunder, einzig das ist kein Wunder, daß
wir nach Wundern dürsten und bereit sind, in eine Gläubigkeit zu
flüchten, die uns beschwichtigte, tröstete und Vergessenheit über
das Grauen breitete. Eine gefährliche Situation für die Seele, die
selten widerstandsschwächer, selten hingebungsbedürftiger um jeden
Preis war. Jetzt kann der Schwindel blühen; und jetzt blüht er.
Da verdient diese einstens unzeitgemäße Dichtung jeden Anteil.

Verdient sie ihn bis zum Schlusse? Heute noch, wie an jenem
ersten Tage, will uns Wann, eine mythische Persönlichkeit, oder
wenigstens was er spricht, nicht eingehen. Vielleicht wird man sich
nach abermals zwanzig Jahren auch in ihn hineingehört haben?
Schwerlich. Woran ist denn die Dichtung damals gescheitert? An
unsrer Unfähigkeit, den ‚Fuhrmann Henschel‘ und die ‚Versunkene
Glocke‘ zusammen- und durcheinanderzudenken. Das war ein Bauern-
und dies war ein Märchenstück, und jedes hatte hübsch sauber für
sich zu bleiben. Heute mögen reale Züge vor unsern Augen phan-
tastisch auswachsen und die Gebärden des Körpers mehr als sich
selber bedeuten: es ist uns rätselhaft, daß uns dergleichen jemals
rätselhaft war. Wo bin ich? Welches schöne Land! Weinberge!
Seh ich recht? Und Trauben gleich zur Hand! Wenn nur der wahre
Zauberer Gebild und Wort dazu veranlaßt, Sinn und Ort zu ändern,
so sind wir, ganz nach seinem Wunsche, hier und dort. Aber Wann
hat der Guß nicht mitergriffen. Er soll als Erklärer darüber oder
zum mindesten daneben stehen – und erklärt nichts, weil Hauptmann
nicht zur symbolischen Klarheit vorgedrungen ist. Es allegorieselt.
Geschwollene Banalitäten bieten sich als Offenbarungen an. Da-
gegen sind wir 1926 genau so empfindlich wie 1906, und das wird
sich bis 1946 kaum bessern. Nicht jedem Dramatiker ist ja gegeben,
die Welt, die er auferbaut, philosophisch zu unterkellern und sinn-
bildlich aufzugipfeln. Wir müssen zufrieden sein, daß Hauptmann
diese seine Welt so märchenhaft glaublich und bunt geraten ist.
```

In dieser Welt, sobald wir auf die Preisgabe ihrer tiefsten Bedeutung verzichten, macht auch Wann eine purpurn leuchtende Gegenfigur. Schwarz gespensternd bei fleischigster Greifbarkeit wuchtet der alte Huhn einher; ihm voran tanzt feurig sein kleenes Fünkla, sein kleener Geist Pippa; von den gedämpften Tönen Moritz von Schwinds lebt der Handwerksbursch Michel Hellriegel; und das Weiß des Gebirgsschnees und das Blau des Winterhimmels vervollkommnen eine Farbensymphonie, deren sphärische Klänge uns das willige Herz auf- und emporreißen zur Bejahung des dröhnenden Rufes: Jumalaï – Freude für Alle! Freude für Alle – trotz drei Toten. Trotz drei Toten, trotz so melancholischer Anerkennung des Erdenrests, der Vergänglichkeit, des unerbittlichen Menschenschicksals – trotzdem sind nicht viele Werke der Kunst von Zuversicht ähnlich durchglüht wie dieses, in dessen Mitte prangend der Gegenstand unsrer ewigen Sehnsucht gestellt ist: die Schönheit, die Phantasie, der Traum, die Hoffnung, die Poesie, der Tau, der romantische Überfluß, der Schmetterlingsglanz, der für entbehrlich gilt, und ohne den doch die nackte Notdurft zu befriedigen gar nicht erst lohnt. Deshalb war jetzt eine passende Stunde für die Kammerspiele, den Sargdeckel über der scheintoten Dichtung zu heben: weil wir uns heute so arm fühlen, daß wir unendlich dankbar sind, an unsern Reichtum erinnert zu werden; weil hier gestaltet ist, was uns nur mit dem Leben selber geraubt werden kann; weil ohne Auslegungshokuspokus unter dem Träger des Namens Michel das geschlagene Deutschland zu begreifen ist, das seines Weges weiterzieht, „mit großen Tränen auf den Wangen“, aber durchaus nicht mutlos, sondern „leise und glücklich kichernd“, in seinen Händen den Schlüssel zum Mondscheinpalast, die Okarina, um „eine herzbrechend traurige Weise“ zu spielen, und für die Dunkelheit die Fackel ins Reich des innern Friedens, der Tauben vom Marcus-Platz und der Scala d’Oro.

Keaton-Film von M. M. Gehrke

Ich hatte ihn noch nie gesehen, nicht mal in Bildern, und erkannte ihn zunächst gar nicht. Chaplin hat die feststehenden Requisiten, zu denen außer der kürzlich hier bezweifelten Problematik das Lächeln und der Gang gehören. Harald Loyd macht ein Orchester aus der bescheidenen Liebenswürdigkeit seiner berühmten Hornbrillenaugen. Aber Buster Keaton ist überhaupt nichts: er ist klein und häßlich im wörtlichen und übertragenen Sinn, er ist der Gestalt gewordene nobody; der Niemand sagt man auch im Oesterreichischen mit einer uns hier unbekannten Bedeutsamkeit. Er ist nichts, und er kann nichts, und er hat nichts. In diesem Film – ‚Les Fiancées en folie‘ – nicht mal Maske noch Kostüm. Er ist kein Matrose, sondern ein armseliges Stück von einem clerk, filmvorgeblich Mitinhaber einer Firma, was kein Mensch glaubt. Im Vorspiel sieht man ihn durch vier farbenphotographierte Jahreszeiten der Liebe neben dem Mädchen seiner Wahl, dem er sich nicht zu erklären wagt;

die Natur ändert sich und mit ihr das Hundchen, das im Lenz
ein bescheidenes Wollknäuel war und zu Christmas ein
Doggenvieh von mäßiger Königstigergröße geworden ist – aber
die zwei Menschen sind sich gleich geblieben und das Nichts
und Alles zwischen ihnen auch. Dann kommt der eigentliche
Film. Und der alte Advokat, der eine reiche Erbschaft bringt
und nicht vordringen kann zu den zwei Sozien mit seiner
Glücksbotschaft und es schließlich doch mit wildem Mannes-
mut erreicht – aber da ist es schon ein Uhr, und Buster muß
bis sieben Uhr seines heutigen 28jährigen Geburtstags ver-
heiratet sein, sonst ist es Essig mit Großpapas Dollarmillionen.
Tost also los zum Mädchen aus dem Vorspiel, er muß heiraten,
heute noch, irgendeine, übt Liebeserklärung an der Bank, bis
sie auf der andern Seite Ja sagt und alsbald wieder Nein, weils
doch nur irgendeine sein soll, und nun mag er überhaupt nicht
mehr, und nur wegen Sozius, Freundschaft und Pleite fängt er
an, erst allen bekannten, dann allen unbekannten Mädchen,
die ihm übern Weg laufen, Heiratsanträge zu machen, „un-
écossais inclu". Natürlich klappt es nie, und da merkt man
allmählich, daß das Buster Keaton sein muß, dieser kleine
clerk, der immer stärker hervortritt, je weniger er wird, je
öfter man ihn abweist. Je mehr sich sein Niemandstum ent-
hüllt, desto heftiger ergreift er, ich habe nie etwas Ähnliches
an Darstellung ex negativo gesehen.

Die Freunde geben ein Extrablatt aus, daß der Millionen-
jüngling um Klock Sechs da und da küren und sofort heiraten
werde, und um Fünf kommt er erschöpft und hoffnungslos zur
Kirche, im korrekten Bräutigamsanzug, das Brautbukett in der
Hand. Holt aus der rechten Tasche den x-karätigen Trauring
und aus der linken das Hochzeitsreisebillett für Beide zum
Niagara, Überfahrt und Honeymoonglück einbegriffen, be-
trachtet Alles mit erloschenen Augen und schläft ein. Bis er
aufwacht, sind dreitausend Bräute auf allen Vehikeln Amerikas
vom Rollschuh bis zum Flugzeug eingetroffen, und der Pastor
schickt sie sämtlich wieder nach Hause, weils ja doch eine
Mystifikation sei. Auf der Flucht vor den entfesselten Me-
gären trifft Buster den Neger mit Sweethearts Jawortbrief, und
nun gehts erst richtig los.

Die Verfolgung durch die dreitausend Brautkranzfurien,
die Flucht auf Hebekränen und andern Fahrzeugen, und wie
die ihn immer wieder erwischen und die ganze Polizeimann-
schaft vor ihnen Reißaus nimmt: das haben wir schon manches
liebe und lachende Mal gesehen. Aber wie er läuft! Diese Un-
beirrbarkeit, mit der er seine Richtung einhält, vor den Ver-
folgerinnen aufgibt und wiedergewinnt, diese phaenomenale
Gleichgültigkeit, mit der jedes Hindernis überwunden wird,
diese unblutige Amokläuferei unter einem viertelstündigen
Steinschlag: das muß man gesehen haben. Wie sich so langsam
ein Fetzen der korrekten Hochzeitskleidung nach dem andern
löst, wie er mit dem letzten in Sweethearts Gartenzaun hängen
bleibt und unbeirrt, den ganzen entpfählten Zaun am Rock-
zipfel, ins Trauungszimmer einbricht und Alle weinen, weils
schon zu spät ist – und er dreht um, ohne Wort und Blick und

Geste, lehnt verlassen an der Haustür und sieht, daß die Uhr des Freundes vorging und noch drei Minuten an Sieben fehlen: da ist nun der einzige Augenblick wirklicher Mimik. In zehn Sekunden holen die erloschenen Augen Alles nach, was sie uns schuldig waren: Verzweiflung, Ungläubigkeit, Hoffnung, Entschluß und Glückseligkeit. Es ist erschütternd. Kurzum: sie kriegen sich, und Alle küssen die Braut, nur den Bräutigam schiebt Jeder beiseite, und als er sie endlich allein hat, draußen auf der Erklärungsbank, da kommt folgerichtig noch das Doggenvieh und stiehlt ihm den ersten Kuß – Ende!

Wenn Schaffen aus dem Nichts das Kriterium wirklicher Schöpfung ist, dann ist dieser Nobody von Buster Keaton wohl der schöpferischste Filmschauspieler der Gegenwart.

L’Esprit von Peter Panter

In jedem Lande fängt zur Zeit eine junge Generation völlig von vorn an. Dabei bleibts gewöhnlich. Immerhin soll man sich um jeden ernsthaften Versuch kümmern; wir habens nötig. Wenn ich ein französisches Beispiel wähle, so geschieht das nicht nur, weil ich grade in diesem Lande lebe – in Deutschland wirds einem verdammt schwer gemacht, sich mit dergleichen zu befassen. Die Wertvollsten und Anständigsten der jungen Leute schweigen oder sprechen sich in Konventikeln aus, woraus sie schwer zu lösen und zu erlösen sind, und von der „jungen Generation“, die sich schmockig photographieren läßt – im Hintergrund das tiefe schmerzliche Wissen um die letzten Dinge –, von diesen uralten Journalisten um Einundzwanzig herum wollen wir uns nicht weiter unterhalten. Es ist eine Familienangelegenheit.

‚L’Esprit‘, 1. Heft (erschienen bei F. Rieder in Paris, 7 Place Saint-Sulpice).

Es ist eine Gruppe junger französischer Philosophen, die sich da zusammengetan haben; sie setzen eine begonnene Arbeit fort. Dieser Beginn hieß: ‚Philosophies‘, eine kleine Zeitschrift, die sich für Rußland gegen die französische Kolonialpolitik aussprach und plötzlich zu erscheinen aufhörte; wer daran schuld war, soll hier nicht untersucht werden. Das vorliegende Heft scheint mir in seiner Unvollkommenheit lesenswert, grade deshalb – selten bringen Verleger den Mut auf, solchen Anfängen ans Licht zu helfen.

Bemerkenswert erscheint mir, der ich mich keinesfalls legitimiert glaube, den Windungen dieser philosophischen Straßen überallhin zu folgen, ein guter allgemein einleitender Aufsatz Pollitzers: ‚Introduction‘; dieser junge Mensch hat Schelling ins Französische übersetzt, und er ist es wohl auch, dem die Gruppe ihre Neigung zu Hegel verdankt. In der Einleitung stehen gute, jugendliche Sätze wie der hier: „Die Philosophen ohne Substanz sind immer zu tief, viel zu tief, um wahr zu sein – und durch ihre übergroße Tiefe schießen sie über das Ziel hinaus, um nicht an den Grundlagen des Staates zu rütteln.“ Der Aufsatz, der eine merkwürdige Verbindung französischer Philosopheme und deutscher Denker darstellt, zeigt, was die

Gruppe ablehnt, stellt sich zwischen Scholastik und Revolution, wendet sich mit Recht gegen Jene, denen keine Demonstration genügt, gegen die Nieüberzeugten, die Nie-zu-Überzeugenden und kündigt Positives erst an.

Das Heft enthält ferner einen Abschnitt aus Hegels ‚Phaenomenologie des Geistes‘ – wie muß die französische Sprache gestöhnt haben, als man ihr das zumutete! Den Beschluß macht das Haupt der Gruppe: Pierre Morhange, ein tapferer, sauberer und unendlich fleißiger junger Mensch, der .schon viele Leute hat aufhorchen machen. Ich bekenne, von seinem Aufsatz ‚La Présence‘ kein Wort verstanden zu haben, und will gern die Schuld auf mich nehmen: sei es, daß mir die nötige Vorbildung mangelt, dergleichen zu verstehen, sei es, daß ich nicht lesen kann – genug, ich kann darüber nichts aussagen.

Am wirklichkeitnahesten scheint mir eine sehr interessante Arbeit zu sein: ‚Ils ont perdu la partie éternelle d’eux-mêmes‘. Da weiß man, wo und wie, und liest Alles von Anfang bis zu Ende. Wie dieses Ende aussieht?

Der Verfasser – Georges-Philippe Friedmann – nimmt auf etwa fünfzig Seiten zunächst ein höchst erfreuliches Schlachten vor. Da lacht einem das Herz im Leibe. „Schaum, Schaum ist Alles, was ich berühre...“ Schaum die Wirtschaft, die Philosophie, Schaum die Afterreligionen, die keine mehr sind. „Das asketische und mystische Ideal des Christentums ist keinesfalls Sieger. Im Gegenteil. Sicherlich: die Menschen leben nicht für das Jenseits. Ob sie ungläubig oder Namenschristen sind (wie so viele Christen): sie glauben nicht an das Reich Gottes, aber sie leben wiederum auch nicht mehr im Diesseits; denn unfähig... das Leben der ratio zu leben, begeben sie sich in eine Welt hinauf, die sie sich erst hergestellt haben.“ Das ist gut – hier scheint mir der Angelpunkt der neuen Metaphysik zu liegen, jenes faulen Religionsersatzes, der selbstverständlich keineswegs ausreicht. Kolonialreichs Ende, das neue Asien, zwei Völker, die jung geblieben sind: Rußland und Italien – dann die große Totenklage um das Weltbild, das nicht da ist.

Wir kennen diese Klage – wer nicht Katholik ist, hat sie in Europa erhoben, erheben müssen –: sie irren und suchen und finden nicht.

Sehr gute Hiebe gegen die falsche „Objektivität“ der Gelehrten, eine gradezu vorzügliche Abhandlung gegen einen Typus, den Friedmann „le disponible“ nennt, jenen, der es Alles in sich aufsaugt, dessen Seele für Alles wahllos offensteht, der keine Partei nimmt, und der schrecklich stolz ist auf Das, was hier mit Recht als Schwäche entlarvt wird... diese kleine Skizze: ‚Esquisse d’un type de jeune Disponible‘ ist beste französische Machart – und daneben und dazwischen höchst erfreuliche Schläge auf Alles, was da behutsam kreucht und zu fliegen versucht. Paul Valéry bekommt es nicht schlecht ab, auch er ein „Disponible“, Proust zu dem Teil, wie ers verdient – hierbei eine schöne Bemerkung: es gäbe keine starken Unberührten, eingekapselt in der angeblich so festen Hülle des Individuums – „ils sont les grands complices de l’être“.

Und – ?

Und dann wirds dünn. Dann kommt ein kleines positives Endchen, das kümmerlich hinten dran baumelt: Spinoza war ein großer Philosoph. Sicherlich, das war er, wer wüßte es nicht. Aber erlöst mich das? Bringt mich das fort? Hilft mir das aus meinen Zweifeln?

Ich möchte diesem saubern und klaren Versuch, unternommen mit allen Mitteln einer Jugend, die etwas will, ohne vielleicht ganz genau zu wissen, was sie will – ich möchte ihm nicht das Unrecht antun, dergleichen etwa mit den schöngeistigen Gesellschaftsspielen unsrer süddeutschen Universitäten wie Heidelberg oder Göttingen zu vergleichen, wo die Eingeweihten von sich und unter einander sprechen wie Mönche aller Grade – mit heiligen Äbten und je einem Papst, der immer des Kaisers neue Kleider trägt –: damit hat das hier nichts zu tun. Aber was nützt dies Alles?

Es wäre nicht gerecht, zu sagen, daß etwa Friedmanns Arbeit nichts sei als nur eine verkappte Literaturkritik, in der nun Alle, Alle ihr Sprüchlein abbekommen – mehr ist sie bestimmt. Es wäre auch nicht richtig, die Gruppe mit einem Gedicht T.-S. Elliots zu belasten, das in diesem Heft abgedruckt ist, eine Mischung von Symbolismus, Dada, mit einem Schüßchen Whitman... und den allerkomischsten Anmerkungen, die jemals ein Autor seinem eignen Gedicht angehängt hat, darin er zitatenmäßig genau nachweist, wo er sich den Schnupfen seiner Inspiration zugezogen: bei Wagner, Shackleton, Hermann Hesse, und wo zu dem Vers: „Avec un bruit sourd au dernier coup de neuf heures“ treuherzig angemerkt wird: „Dieses Phaenomen habe ich oft beobachtet.“

Das Alles sind Schönheitsfehler. Kein Schönheitsfehler aber ist die maßlose Überschätzung dessen, was hier „das Geistige“ genannt wird.

Ob „das Geistige“ etwas bewirkt oder nur etwas Geschehendes ankündigt, steht dahin. Daß der Bolschewismus auch einmal Theorem gewesen ist, abstrakt von Habenichtsen, die jeder Esel von Realpolitiker verlacht hat, ausgeklügeltes Programm – das wissen wir. Aber wenn hier – in der Gruppe des ‚Esprit‘, die sich übrigens von den Surrealisten ausdrücklich getrennt hat – irgendetwas Lebensfähiges stecken sollte, so muß noch viel Fett herunter. Das Fett der falschen Lyrik, der Dichtung überhaupt, das Verschwommene – der Meister Hegel wird den Schülern noch vielen Kummer verursachen, und ein bißchen Schopenhauer täte ihnen trotz Allem ganz gut.

Und anstelle des Fetts brauchen sie Sehnen und Muskeln: die Meditation über das Leben, basiert auf Technik – denn es heißt nicht: Fort von der Technik, fort vom Spezialistentum, fort von der Maschine! Man muß da hindurch – man muß nur aufzuhören wissen, sonst droht der Fluch, ein Fachmann zu werden: aber man muß einmal ein Fachmann gewesen sein. Und zwar gewiß kein Fachmann der Schuhsohlenfabrikation, aber einer des Lebens.

Wie hat Lenin Jahrzehnte lang gerufen? „Seid bereit! Seid bereit! Seid bereit!“ Sind es diese jungen Franzosen?

Beiseite

In der außerordentlich bedeutsamen Auseinandersetzung zwischen Fr. W. Foerster und Ludwig Quidde sei ich, gewährt mir die Bitte, keinesfalls der Dritte. Aber einen kleinen Sekundantendienst möchte ich doch leisten.

Quidde nennt als Ursache des deutschen Nationalismus unter andern „den uns aufgezwungenen Friedensvertrag“.

Hat man eigentlich schon einmal von einem Friedensvertrag gehört, der dem besiegten Volk nicht aufgezwungen worden ist? Hat je ein Besiegter die ihm auferlegten Bedingungen für gerecht gehalten? Führen die in Anarchie lebenden Staaten deshalb kostspielige Kriege, um nachher das Resultat in einer Konferenz Gleichberechtigter festzusetzen?

Nein.

Diese fertiggenähte Phrase vom „uns aufgezwungenen Friedensvertrag“ stammt von derselben Firma, die den Ruhrkampf gegen Poincarés durchaus gerechtfertigte Maßnahmen und die Vorgeschichte eines Waffenstillstands erfunden hat, der nicht geschlossen worden ist, weil etwa das damals politisch geknebelte und unmündige deutsche Volk Wilsons Friedensbedingungen gekannt und gebilligt hätte, sondern weil die Oberste Heeresleitung in verbrecherischer Weise die Konstatierung ihrer selbstverschuldeten Niederlage bis achtundvierzig Stunden vor dem Zusammenbruch nach eignem Geständnis hinausgezögert hat.

Die von Ludwig Quidde in Nummer 34 der ‚Weltbühne‘ aufgezählten „Ursachen“ sind keine – es sind Anlässe und Vorwände eines bestehenden Offensivgeistes, der sich auf alle Fälle Bahn gebrochen haben würde und sich stets Bahn brechen wird. Sinds die Franzosen nicht, sinds die Polen; sinds die Polen nicht, sinds die Tschechen. Es muß etwas geschehn.

Quiddes Auffassung in diesem Punkt bekämpfe ich umso schärfer, als Quidde einer der mutigsten und aufrechtesten Pazifisten ist, die wir aufzuweisen haben. Aber das Schicksal seiner Denkschrift sollte dem so hoch verdienten Mann zu denken geben: kein Mensch, geschweige denn ein Parlamentarier hat sich um diese grauenhaften Enthüllungen gekümmert – wo sind die weiten, weiten Kreise des Bürgertums, das dergleichen mit Entrüstung ablehnt? Fehlanzeige.

Es ist leider so, daß der im Ausland lebende Foerster die Deutschen besser kennt als der im Inland inhaftiert gewesene Quidde.

Ich gehöre nicht zu Denen, die Gesinnungsgenossen, wenn sie in ihren Forderungen nicht so weit gehen, wie ich es für richtig halte, schlappe Verräterei vorwerfen – mit diesem Gepolter wäre ja gar nichts getan. Aber bei der größten Verehrung, die ich der unantastbar reinen Lebensarbeit des Mannes Ludwig Quidde entgegenbringe: er offenbart in diesem Punkt seiner ‚Entwaffnungsfrage‘ das Gefährlichste, was es für uns geben kann.

Naivität.

Ignaz Wrobel

Der Zivil-Offizier

Zum Schutz gegen „polnische Banden“
hat er im Osten getrutzt.
Er hat seine Sendung verstanden
und seine Stellung benutzt.

Doch weil sich kein Pole erhoben,
so sehr er auch eisengeschient,
hat er die Waffen verschoben
und an der „Gezevi“ verdient.

Es schlummert in stummen Kanonen
ein andres Heldentum.
Die hohen Verkaufsprovisionen
sind bester Ersatz für den Ruhm.

Im hundertpferdigen Benze
fährt jetzt ein Bekannter von mir.
Er war ein Jahr an der Grenze.
Und zwar als Zivil-Offizier.

Ernst Huth

Demokratie und Wahrung der Menschenrechte

Sehr verehrter Herr Theodor Wolff!

In Ihrer Arbeit: ‚Die Säulen des Herkules', die sich mit Genuß und Nutzen liest, wie alle Ihre Arbeiten, äußern Sie (am 29. August im Berliner Tageblatt), nicht ohne Glück gegen den Henker Kemal Pascha polemisierend: „Demokratie ist unsrer Ansicht nach gleichbedeutend mit Emanzipation des Individuums und mit Wahrung der Menschenrechte." Ich freue mich, daß Sie dieser Ansicht sind – die ich, auf Grund meiner Kenntnis von Demokratie und Demokraten, nicht teile –, und ich erlaube mir, Sie in aller Fröhlichkeit und allem Ernste zu fragen, ob die deutschen Demokraten und Sie mit ihnen die Wiedereinführung des staatlichen Zwangs, zu töten und sich töten zu lassen, alias der allgemeinen Wehrpflicht deshalb verlangen, weil Demokratie „gleichbedeutend mit Emanzipation des Individuums und mit Wahrung der Menschenrechte" ist. Ich erwarte, daß auch Sie zu den Gewaltherrschaften, von denen sich das „Individuum" zu „emanzipieren" hat, jene zählen, die es zwingt, sich abschlachten zu lassen für Interessen, die nicht die seinen sind, und daß Sie zu den „Menschenrechten", die es zu „wahren" gilt, unter andern das Recht auf Leben rechnen. Stünde dies Recht, Ihrer Ansicht nach, Schuldlosen nicht zu, so wäre Ihr Zorn gegen Kemal ja unbegreiflich, der es einem Schuldigen verweigert hat.

In unveränderlicher Wertschätzung und in der Hoffnung, kein Narr zu sein, wenn er auf Antwort wartet

Ihnen ergeben *Kurt Hiller*

Psychologie des Patriotismus

Auf der Tagung der British Association in Oxford sprach Maxwell Garnett über die Psychologie des Patriotismus. Das nationale Gefühl, das den niedrigsten Hauptnenner der verschiedenen Menschengruppen bildet, wird durch das Gruppengefühl verstärkt und wächst sich daher zu besonderer Bedeutung aus. Die Sprach-, Rassen- und Religionsgemeinschaften, die wirtschaftlichen Interessen und die gemeinsame Tradition, die Erinnerung an große Persönlichkeiten vereinen sich, um das nationale Gefühl zu vertiefen. Aber der Patriotismus nimmt keinesfalls die höchste Stelle in der Hierarchie der Empfindungen ein. Ein übergroßer Patriotismus hindert die Wahrheitsliebe und das Anstandsgefühl und führt zu einer Mißachtung der internationalen Gerechtigkeit. Die internationale Kooperation gibt eine größere individuelle Freiheit als die einzelne Staatsform. Die gegenseitige Abhängigkeit der Völker hat das Weltbild vollständig verändert. Während des letzten Jahrhunderts sind die Völker der ganzen Welt in nächste Nachbarschaft zu einander gerückt. Eine entsprechende Veränderung der „Mentalität" der Menschen ist notwendig, sonst werden sie durch ihre Gefühle irregeführt und richten nur Unheil an.

Sportwoche in Berlin

September erbte vom August
das neuhellenische Niveau.
Ringsum bläht sich die Turnerbrust
und ganz Berlin steckt im Trikot.

Was Wohnungsnot und Völkermord?
Wir wollen Kampf- und Meisterspiel!
Wir wollen unsern Höchstrekord
und den Sekundensieg am Ziel.

Vereine ziehn im strengen Takt
an Bühne, Buch und Bild vorbei,
die Arme bloß, die Beine nackt,
die glatten Stirnen sorgenfrei.

Uns kann, wenn das so weitergeht,
kein Geistesskrupel mehr verwirrn!
Der Mensch der Zukunft ist Athlet!!
Der Bizeps wächst, es schrumpft das Hirn!!!

Max Schill

Wer kennt sie nicht: die fettgedruckten Überschriften? Wer liest sie nicht in den Zeitungen? Wer liebt nicht diese Unglücksnachrichten? Das zeitunglesende Publikum kennt sie, liest sie und liebt sie.

Diese Überschriften lauten ungefähr folgendermaßen:

Fabelhaft aufregender Prostituiertenmord in Neukölln! Sensationeller Dachstuhlbrand im Osten, Westen und Norden! Roheitsdelikte eines zwölfjährigen Familienvaters! Die Urgroßmutter gevierteilt! Eine uneheliche Dame beschmeißt ihren verflossenen Liebhaber bei hellem Tage mit Salzsäure! Grauenerregendes Eisenbahnunglück aus sadistisch-modernen Motiven! Eine Mutter knabbert aus Verzweiflung ein fremdes Kind an! Ein Onkel verbrennt höhnisch seine eigne Tante und sieht dabei durch ein Opernglas zu!

Das sind nur die Überschriften. Dann aber folgen die erläuternden Erklärungen. Es wird ganz genau beschrieben, wie es gemacht worden ist, und es wird Alles so anschaulich dabei geschildert, daß man direkt Lust bekommt, es nachzumachen.

Es fehlt nur noch, daß man es folgendermaßen schildert:

„Man nehme einen Eßlöffel (keinen Kinderlöffel, sondern einen möglichst großen Löffel für Erwachsene), gieße darauf, bis der Löffel bis zum Rande gefüllt ist, starke unverdünnte Salzsäure, nähere sich nunmehr liebenswürdig lächelnd seinem Opfer und schleudere ihm – wenn das Opfer grade am ahnungslosesten ist – den mit unverdünnter Salzsäure bis zum Rand gefüllten Löffel (für Erwachsene) ins Gesicht!“

Kein Mensch denkt daran, ein Attentat auf einen D-Zug zu begehen! Da entgleist ein D-Zug durch eine Unvorsichtigkeit, und es gibt Tote und Verwundete.

Und sogleich tritt in den Zeitungen der breitgetretene Verdacht auf, dies sei ein absichtliches Attentat gewesen! Es wird ganz genau beschrieben, aus welchen Gründen dem Attentäter Spaß gemacht haben könnte, den Zug zum Entgleisen zu bringen. Das Unglück und der eventuelle Spaß daran wird (zur Abschrekkung) so anschaulich geschildert, daß schließlich ein Fünfzehnjähriger, der all diese Artikel verschlungen hat, auf den Gedanken kommt, einmal zu probieren, ob es wirklich so schön ist, einen Zug zum Entgleisen zu bringen.

Oder ein Dachstuhl ist still und bescheiden abgebrannt. Artikel darüber kommen und gehen. Man liest, wie es gebrannt hat, wo es gebrannt hat, wodurch es gebrannt hat. Und wie „grandios“ der Anblick des „Flammenmeeres“ gewesen ist. Und daß es Individuen gibt, die diese Dachstuhlbrände absichtlich anlegen. Man liest es und bekommt direkt Lust dazu, Dachstühle anzuzünden. Ich zünde trotzdem nicht an, weil ich Hemmungen habe – aber Andre haben weniger Hemmungen und zünden begeistert an. Aufgeregt und angeregt. Und dann gibt es die beliebten Dachstuhlbrand-Epidemien, von denen die Zeitungen wieder verzweifelt berichten. Und durch diese verzweifelten Berichte werden wieder Neue zu neuen Brandstiftungen angeregt.

Im großen Ganzen hat man ja nicht die Absicht, Jemand zu ermorden. Aber wenn man aus den Prozeßberichten ersieht, wie interessant man sich durch einen kleinen Mord machen kann, wenn einem beinahe vorgekaut wird, , wie man so etwas zu machen hat, wie man es geschickt macht, und wie man es ungeschickt macht, dann...

Hoffentlich gebe ich hierdurch keine Anregung, so etwas zu machen! Man muß ja so vorsichtig dabei sein.

*

Die Zeitungen sind aber leider nicht vorsichtig.

Marcellus Schiffer

Fremdsprachige Liebeserklärung

Ich liebe die französische Sprache über Alles; aber es ist eine tief unglückliche Liebe. Sie gleicht der Leidenschaft eines alten Liebhabers, dessen Herz unter dem Unvermögen erzittert, die junge Geliebte von seinen heißen Empfindungen zu überzeugen.

Ich war in Frankreich, irgendwo an einem schönen See, und verliebte mich in ein junges Mädchen, das kein Wort Deutsch sprach. Die Komplikation war ungeheuer. Nicht etwa, weil die banale Verständigung Schwierigkeiten machte; das war es nicht, sondern weil diese doppelte Liebe, für eine Sprache und für ein Wesen, einfach zuviel war. Sie brachte mich zu einem hilflosen und qualvollen Verstummen, sodaß ich schließlich nicht mehr der einfachsten Vokabeln mächtig war, wiewohl ich mich in normalem Zustand zur Not recht gut verständlich machen kann.

Es lag daran: ich hatte noch nie in einer fremden Sprache geliebt. Dieser seltsame Zustand war mir vollkommen neu. Auch im Deutschen legt sich mir eine heftige Neigung stets auf die Sprache, die sie sofort verschlägt; sie raubt mir die Sprachgewandtheit, sie macht mich blöde, sie läßt mich stammeln. Aber in der deutschen Sprache vermag ich mit ziemlicher Geläufigkeit zu stammeln – jedoch auf französisch stammeln, wirr durcheinander reden, unzusammenhängend und stückweise aus der gewaltigen Fülle des Herzens und der Sprache arme Kleinigkeiten herausbringen? Stammeln ist in diesem Sinne viel mehr und schwieriger als normal reden. Und ich kann nicht französisch stammeln. Ich konnte nicht sagen, daß ich nicht sagen kann, was ich empfinde. Die geliebte Sprache versagt mir die Sprache der Liebe. Aber das Quälendste war: Kaum hatten wir uns nach unsern stummen Promenaden getrennt, da brach aus meinem ärmlichen Wortreichtum die Fülle des Gestammels; allein konnte ich plötzlich ausdrücken, was mich bewegte, die Zunge war gelöst, die Scheu überwunden, da ich es nur mit der einen der geliebten Partnerinnen, der französischen Sprache! zu tun hatte.

Und ich konnte mich stundenlang mit ihr, die nicht da war, unterhalten: „Voyez le reflet de la lume sur le lac. Nous voulons prendre un bateau à ramer et nous laisser ramer dans cette lumière d’argent. Permettez moi, que je m’assoie à votre côté... Vous portez les chevreux à la Ninon, n'est ce pas? Oh je l’adore beaucoup... Voulez vous faire un petit voyage avec moi? Mais pas en bateau... Un petit voyage en chemin de fer dans les montagnes ou à la mer.“ Und da hätte sie gelächelt und gesagt: „Vous nommez ça un ‚petit voyage‘??“ Und darauf hätte ich gesagt: „Oui, Mademoiselle, un petit grand doux voyage. Repondez oui ou non.“ Und sie würde gesagt haben: „Je réfléchisserai; maintenant je dis ni oui ni non.“ Und dann hätten wir über dieses „ni-non“ herzlich gelacht, und unser Bootsführer hätte uns in den silbernen Wellenstrom des Mondes hinausgerudert, und es wäre herrlich gewesen.

So führte ich den Dialog, wenn ich allein war. Und wenn wir uns trafen, war ich mit Stummheit geschlagen. Darum, nur darum wurde nichts aus unsrer „petit grand voyage“. Am vierten Tag unsrer stummen Bekanntschaft packte mich eine unerträgliche Angst vor dem schrecklich qualvollen Schweigen, und ich reiste plötzlich mit dem Nachmittagsschnellzug ab.

Die kleine Ninon wartete am Abend wohl sechs Minuten am Seeufer. Dann ging sie davon, leicht gekränkt und mit einem süßen Anflug der Röte auf den Wangen. *Hans Natonek*

Whiteman und Spoliansky

Zwei Klaviere rasen ein Stück herunter, daß es einem den Atem verschlägt. Kaum mehr zwei Menschen, die da zusammen spielen, — eine Maschine!

Albert K Henschel in der ‚Weltbühne‘

Wenn Whiteman als Musiker ein Repräsentant seiner Zeit sein will oder sein soll, so muß man aber doch sagen, daß er in erster Linie für Eine Seite seiner Zeit die musikalische Ausdrucksform gefunden hat: für das rastlose Tempo, die Hetze, den Lärm, für die Skepsis und den Zynismus, für das Komische, Groteske, Paradoxe, Sinnlose seiner Zeit.

Mischa Spoliansky aber, der große Künstler — den wir in diesem Winter des Mißvergnügens verschiedentlich gehört haben — hat auch noch die Zwischentöne eingefangen.

So kitschig euchs klingen mag: auch heute noch, meine Teuern, rauschen stille Brunnen in verschwiegnen Tälern, auch heute noch wird still gelitten und still geliebt, auch heute noch beglückt ein Lied von Brahms ungezählte Millionen, und das Gros der Menschheit lebt nicht zwischen Wolkenkratzern mit der einzigen Aufgabe, Dollars zu machen.

Welch ein Unterschied zwischen Whitemans Klavierspielern, ihrem ganz auf Virtuosität zugeschnittenen Spiel und den berückenden Klängen eines Spoliansky. Man höre ‚Tea for two‘ oder ‚Maybe‘ im Grammophon, von Spoliansky improvisiert: die ganze Zeit, in der wir leben, mit allen ihren Untertönen und Zwischentönen wird lebendig. Mit welch einem feinen Humor wird da auf dem Klavier das Saxophon nachgeahmt wie elegant arbeitet die linke Hand die kontrapunktische Linie aus — welch ein Anschlag, welch ein Wohlklang! Es wäre zu wünschen, daß auch Meister Spoliansky so gefördert würde wie Mister Paul Whiteman. Dann konnten wir uns freuen, „zwei solche Kerle“ zu haben. *Heinrich Zellner*

Das katholische Beispiel

„Möchte mir doch der liebe Gott ein gesundes Kind schenken“ — schrieb kürzlich eine werdende Mutter.
„Um dieser großen Gnade würdig zu werden, opfere ich hiermit 21,— Rm., damit dafür ein

Heidenkind losgekauft und getauft

werden kann“. Ähnliche Briefe erhielten wir wiederholt. Sicherlich würde der gütige Gott Gebet und Opfer dieser Mütter segnen und lohnen. Wer aber folgt ihrem wahrhaft katholischen Beispiele? Mit 21,- Rm. kannst du ein armes Heidenkind aus der Finsternis des Heidentums erretten und ihm eine kath. Erziehung ermöglichen. Sende deine Gaben unter Angabe des Namens, den das Kind bekommen soll, an den

Franziskus-Xaverius-Missionsverein, Aachen
Postscheckkonto Köln 47 860

Kein Geld in gewöhnliche Briefe legen; es geht sehr oft verloren.

Merkuria *Blätter für katholische Kaufleute und Angestellte in Handel und Industrie*

Liebe Weltbühne!

Carl Fürstenberg ist von Wilhelm II. empfangen worden.

Rudolf Mosse trifft ihn in Karlsbad und fragt: „Na, Herr Fürstenberg, was hat Sie denn das Interview mit Majestät gekostet?“

„Meine Interviews sind stets umsonst, Herr Mosse.
Auch Ihrs soeben war umsonst. Auf Wiedersehen.“

Reisewünsche

Teils mit der Angst, teils mit dem Schelm im Nacken
sieht jeder Held, der göttergleich diktatert,
die Kommissionen ihre Koffer packen,
und seine Wünsche murmelt er verkatert:

Mich kann, spricht Primo, Tanger nicht tangieren.
Schon in Madrid bin ich in Teufels Küche.
(Er hofft im Stillen doch, zu annektieren.
Sonst geht die Königsfreundschaft in die Brüche.)

Laß sie, denkt Kemal, um die Sitze balgen.
Es kommt ja doch so, wie es Allah lenkte.
(Wir in Angora haben, gottlob, Galgen.
Und leicht regieren lassen sich Gehenkte.)

Ein stolzes Schwarzhemd zischt im Hintergrunde:
Ich bin dabei, wenn man mich auch nicht sehn wird!
(Du großer Mann mit deinem kleinen Munde:
wenn nur durch Genf dein Rom nicht ein — Athen wird!

Karl Schnog

Südamerikaner. Es gibt immerhin auch andre Auslandsdeutsche. Zum Beispiel die Leser der ‚Neuen Deutschen Zeitung‘, die in Buenos Aires erscheint. Die klare, energische Sprache, die da geführt wird, läßt hoffen, daß sich diese anständigen Deutschen einmal gegen die national vermufften Stammtische der Flottenbegeisterung und der lächerlich anachronistischen Verhetzung durchsetzen. Verbreiten Sie das Blatt – seine untadlige Haltung verdient jede Unterstützung.

M. M. Gehrke. Erich Kästner beschwert sich in Nummer 34 über einige sächsische Kirchen, die „Entrée" zu Gott dem Herrn verlangen. Dazu schreiben Sie mir: „Erich Kästner scheint nie in Nürnberg gewesen zu sein, sonst wüßte er, daß der Zutritt zur Sebaldus- und Lorenzer-Kirche gleichfalls 50 Pfennige kostet, womit sich die evangelische Synode, die diese Kirchen von der alleinseligmachenden übernommen hat, der letzten Chance begibt, die Seelen der Armen im Geiste durch das verächtliche und plump-sinnliche Mittel der Kunst – Kraffts Sakramentshäuschen beispielsweise – zu religiöser Weihe zu erheben. Man muß in Italien gelebt haben, um den ganzen kurzsichtigen Unfug dieser Methode und die unendliche Klugheit der römischen Konkurrentin voll würdigen zu können." Wie man nur einmal am Bodensee die Kirche des Klosters Birnau, ebenfalls gratis, betreten zu haben braucht, um zu begreifen; daß vor den Künsten des Katholizismus aller Ruhm unsrer größten Theaterregisseure verblaßt.

Carl Marmulla. Übertrag des ‚Notfonds Heinrich Wandt‘: 158 Mark. Dazu kommen von: Richard Bunkowsky, Dresden 3, Georg Merschel, Berlin 2, Frau Clara Ellrich-Siemß, Waren 0,50, Dr. B. Karlsberg, Hamburg 5, Minna Burckhardt, Pforzheim 1, Carl Koch durch Sammlung im Bankhaus Bett, Simon & Co., Berlin 20, Jens Meye, Hamburg 3, Paul Jacubowsky, Freiberg 2, Annette Westeregeln 1, Leopold Freudenberger, Berlin 5 – zusammen 200,50 Mark. Das Postscheckkonto Berlin 134 038 des Friedensbundes der Kriegsteilnehmer nimmt mehr Beträge entgegen.

Historiker. François Charles-Roux veröffentlicht in der ‚Revue des Deux Mondes‘ einen ausführlichen Stimmungsbericht aus den entscheidenden Juli-Tagen von 1914 in London. Daraus geht klar hervor, daß die Franzosen über die Gleichgültigkeit der Engländer maßlos enttäuscht und entrüstet waren. Nicht die Besetzung Luxemburgs, nicht die Verletzung der französischen Grenze durch die deutschen Truppen hat den englischen Kabinettsrat aus der Ruhe gebracht. Namentlich Edward Grey – in Deutschland grotesk verleumdet – winkte auf alle aufgeregten Interventionen des französischen Gesandten Paul Cambon gelassen ab. Erst als die Deutschen die Neutralität Belgiens gebrochen hatten – erst da griff England in den Krieg ein. Die republikanische Monatsrente des ausgerissenen Kaisers entspricht ungefähr dem Betrag, den tausend Arbeitslose in derselben Zeit erhalten.

M. Smilg-Benario. Sie haben in Nummer 33 geschrieben: „der deutschnationale Verleger J. F. Lehmann hat sich seinerzeit im ‚Bayerischen Kurier‘ gerühmt, daß er an ‚schweren Kämpfen‘ gegen russische Rotgardisten bei der Kiesgrube in Gräfelfing teilgenommen habe." Jetzt ersucht Herr J. F. Lehmann „auf Grund des Preßgesetzes um Aufnahme nachfolgender Berichtigung": „Diese Behauptung ist unwahr. Wahr ist, daß ich seinerzeit im ‚Bayerischen Kurier‘ nur gegen die unrichtige Behauptung Verwahrung eingelegt habe, daß ich bei den Kämpfen gegen russische Rotgardisten beteiligt gewesen sei und daß ich mit diesen Kämpfen gar nichts zu

tun hatte und das Todesurteil des Kriegsgerichts über die russischen Rotgardisten, in deren Taschen man Dum-Dum-Geschosse gefunden hatte, erst am nächsten Morgen erfuhr, als das kriegsgerichtliche Urteil bereits an ihnen vollzogen war. Da sich die russischen Rotgardisten durch Schießen mit Dum-Dum-Geschossen außerhalb des Kriegsrechtes gestellt haben, haben sie vom Kriegsgericht die Strafe zugeteilt erhalten, die sie nach Recht und Gesetz verdient haben.“ Welche Strafe nach Recht und Gesetz für die Behandlung der deutschen Sprache Jemand verdient, der sagen will, daß er mit diesen Kämpfen gar nichts zu tun hatte und zu dem Zweck gegen die unrichtige Behauptung Verwahrung einlegt, daß er mit diesen Kämpfen gar nichts zu tun hatte, wonach die Behauptung, daß er mit diesen Kämpfen zu tun hatte, richtig wäre — also erlassen wir ihm die Strafe, weil wir ja doch wissen, daß deutschnational sein heißt, nicht Deutsch zu können. Herr Lehmann für sein Teil würde übrigens eine Berichtigung, die in keiner Weise den Forderungen des Preßgesetzes entspricht, in dem sie völlig uninteressante Privatansichten des Berichtigers auftischt, selbstverständlich niemals bringen. Aber, ach, wir Juden sind nun einmal bessere Menschen.

Kurt Großmann. In Nummer 33 hat Hugo Frank den Arbeitsausschuß Deutscher Verbände ein bißchen durchleuchtet. Ein Geheimnis scheint allerdings auch für ihn noch zu sein, woher die ungeheuren Mittel für diese gewaltige Agitation stammen. Dazu schreiben Sie mir: „Ich erinnere mich, daß im Jahre 1923 durch die Darmstädter und Nationalbank eine Schrift des Arbeitsausschusses Deutscher Verbände zu ermäßigtem Preise den Angestellten zum Kauf angeboten wurde. In demselben Jahr wurde versucht, mit Hilfe der Kriegsgefangenenorganisationen eine Kundgebung in der Philharmonie zu veranstalten. Man legte auf diese Kundgebung großen Wert und scheute keine Kosten, um sie zustande zu bringen. Ich habe damals nach den Gründern und Geldgebern dieses ominösen ADV geforscht und als eine der führenden Persönlichkeiten den Legationsrat v. Lersner festgestellt, den, der sich einmal geweigert hat, namens der deutschen Regierung eine Note zu überreichen. Sein Vetter ist der aus dem Volksbund zum Schutz deutscher Kriegs- und Zivilgefangener nicht ganz unbekannte Rittmeister Freiherr v. Lersner, Geschäftsführer der Fürst Hohenlohe-Donnersmarck-Hütte in Berlin. Beide Lersner haben sich außerordentlich für diesen Ausschuß deutscher Verbände eingesetzt. Ich glaube sagen zu dürfen, daß die Finanzierung von den Hüttenbaronen, der Großindustrie und den Banken gemeinsam geleistet wird.“ Die sonst ihr Kapital intelligenter anzulegen wissen.

Zeitungsleser. Das klerikale ‚Echo de Paris‘ hat neulich berichtet, in Deutschland sei ein Riesenstreit darüber ausgebrochen, welche Landschaft später einmal das Grab Hindenburgs bekommen würde. Gemeint war wahrscheinlich der Unfug des Ehrenhains. Nun ist Paris von Berlin zwanzig Bahnstunden entfernt und durch Telephon verbunden. Aber auf dieser Basis hetzen die Nationalisten Völker gegen einander, machen sie lächerlich und verächtlich, und hinterher ists Keiner gewesen. Von allen Internationalen ist welche die ärgste? Die der nationalistischen Presse.

Senatspräsident Großmann. Sind Sie noch im Deutschen Richterverein?

Untersuchungsrichter Kölling. Sind Sie noch im Deutschen Richterverein?

Steuerzahler. Wissen Sie eigentlich, wofür Sie Ihre Steuern zahlen? Kaufen Sie sich den Etat der Reichswehr. Dann wissen Sies.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Vanity Fair von Carl v. Ossietzky

Während in Genfer Festreden die Aera des Friedens begründet wird, geht der Krieg in China, den die imperialistischen Mächte durch chinesische Truppen-Vermieter, Generale genannt, führen lassen, munter weiter. Grade jetzt ist eine neue Wendung zu verzeichnen. Die Armee der von Rußland inspirierten Republik Canton hat sich des großen Handelsplatzes Hankau bemächtigt und damit das englische Geschäft empfindlich getroffen. Zur Vertreibung der Canton-Leute rüstet Sun Tschuan Fang, der Beherrscher der Provinzen um Shanghai, und Englands Segen ist bei seinen Kanonen. Wu Pei Fus Stern schwindet wieder. Dagegen ist Feng plötzlich von Moskau abgereist und vielleicht schon bei seiner alten Armee in Mongolei. Tschang Tso Lin, der Gewalthaber der Mandschurei und Garant der Interessen Japans, der neuerdings wieder mit Moskau Konflikt gesucht hat, soll, Gerüchten zufolge, mit Frankreich in Verhandlungen stehen. Der europäische Leser liest von Namen, Parteien, Landschaften, aber ein plastisches Bild will sich nicht formen und es bleibt nur ein Eindruck von Jammer und Zerrüttung. Und doch wird in China auch europäisches Schicksal entschieden. Hier ist die große Gefahrenzone, hier kann das Spiel der Mächte zuerst aufhören, Spiel zu sein. Noch immer wird der Krieg von Chinesen gegen Chinesen geführt. Wie lange noch? Der Völkerbund sieht in diesen Wirren innere Angelegenheiten Chinas, die keine Einmischung gestatten, obgleich einige seiner Mitglieder den Unfrieden eifrig genährt haben und den Emanzipationskampf des gewaltigen Reiches zu ihren Zwecken mißbrauchen. Es ist gefährlich, einen Riesen Blindekuh spielen zu lassen: das werden alle an dem chinesischen Elend verantwortlichen Kabinette schließlich erfahren. Der Völkerbund müßte sich um eine Schiedsformel bemühen, sonst wird eines Tages die Intervention irgend einer Macht da sein und die Welt vor vollendeten Tatsachen stehen. Für den Völkerbund bliebe dann nichts als die Untersuchung der Schuldfrage.

*

Warum geht von dem Genfer Ereignis kein belebender Strom aus, nicht Festliches oder Zukunftweisendes?

Wenn mir vor zwei Jahren Jemand gesagt hätte, ich würde am Tage des deutschen Eintritts in den Völkerbund sehr gelassen und nicht ganz interessiert die Zeitungsberichte überfliegen, ich hätte dem Propheten ins Gesicht gelacht.

Man soll empfundene und beobachtete Wahrheit aussprechen, auch wenn Alles rundum sich in Begeisterung hineinflunkert: das deutsche Volk steht dem Ereignis mit einem Mangel an Anteil gegenüber; wie er ärger nicht gedacht werden kann. Hier rächt sich, daß Deutschland den folgenschweren Schritt völlig unvorbereitet unternimmt. Das sind die Aufgeklärtesten noch, die wissen, daß es ein Erfolg ist, weil man

eben dabei sein muß. Die Andern kümmern sich entweder überhaupt nicht darum oder sind überzeugt, mal wieder von den Juden verkauft zu sein. Die Zeitungen helfen mangelndem Verständnis durch Massenaufgebot von Blockbuchstaben nach und ziehen die Schilderungen im Stil der Siegesbulletins aus der Großen Zeit auf. Da schreibt das beliebteste Boulevard-Blatt:

> Die Erwartungen der kleinen und sogenannten neutralen Mächte waren unberechtigt und unverständig. Deutschland war nun einmal eine kriegführende Macht und ist und bleibt nun einmal eine Großmacht... Der Erfolg der Völkerbundpolitik von Stresemann, Schubert, Gaus und Hoesch wäre ziemlich problematisch, wenn sie nur zum Eintritt in diesen fragwürdigen Völkerbund geführt hätte; ihre realpolitische Vervollständigung erfuhr sie erst durch dieses fast noch wichtigere Faktum: die Wiederherstellung eines Konzerts der Großmächte.

Die armen kleinen Mächte, wie Die plötzlich geschrumpft sind! Sonst konnte man sie übern grünen Klee loben. Hat Herr Undén, der Schwede, der bis zur Selbstentäußerung für Deutschlands Ansprüche eingetreten ist, nicht noch den Weihrauch vom März in der Nase? Damals: der Mann, der die Würde des Bundes rettete. Heute: „unberechtigt und unverständig," — ein Nebbich, der sich in die Angelegenheiten der bessern Leute drängt.

Doch ein andrer politischer Boulevardier übertrumpft den Kollegen noch :

> Der Völkerbund braucht heute Deutschland, und sein Einzug bedeutet für ihn gewissermaßen die Legitimation dafür, daß sein Bestehen berechtigt ist.

So ziehn wir aus zur Hermannsschlacht! Immer der Nabel der Welt: ob Wilhelm am Brandenburger Tor, ob Stresemann in Genf. Wird mit dergleichen aber der Republik, der Demokratie, ja, auch nur den befreundeten Herren im Auswärtigen Amt gedient? Und mit welchem Recht wagen liberale Blätter, die ihre Leser mit solchem Quatsch traktieren, sich etwa über Hugenbergs Verdummungs-Zentrale zu entrüsten? Wie es nur eine Wahrheit gibt, so gibt es auch nur eine Dummheit, und der politische Anstrich ist nebensächlich.

Gewiß, Herr Stresemann hat in Genf, für seine Verhältnisse, ganz ausgezeichnet gesprochen. Er mußte innere Wärme schuldig bleiben, teils, um nicht in Deutschland eine in diesem Augenblick sehr unerwünschte Kritik zu provozieren, teils, um nicht bei den andern Mächten durch irgend eine flott improvisierte Wendung anzuecken. Ein Leichtes wars für Briand, eine unerhörte Ovation für seine Rhetorik zu erringen, während der Applaus für Stresemann in erster Linie Deutschland galt. Vergebens versuchen deutschnationale Blätter den Beifall für Briand als eine Demonstration gegen Stresemann hinzustellen, nach dem alten Rezept: Saul hat Tausend geschlagen, David Zehntausend! Aber Stresemann hat nach manchen Schicksalsschlägen doch Disziplin gelernt. Da-

von ist zum Beispiel unser Külz noch weit entfernt. Der läßt in schöner Ahnungslosigkeit die folgende Erklärung verbreiten:

> Mit der vom Völkerbund garantierten Hoheitsstellung seiner Mitgliedsstaaten vertragen sich die Funktionen der interalliierten Kontrollkommission ebensowenig, wie die fernere Besetzung deutschen Landes mit der Unverletzlichkeit des Gebietes der Völkerbundsstaaten. Für die interalliierte Kontrollkommission und für fremde Besatzung ist in einem Deutschland, das mit seinen Feinden von gestern nunmehr in ein und demselben „Bunde“ zusammengeschlossen ist, kein Raum mehr. Ausgleich und Verständigung würden unvollkommen sein, wenn nicht auch an der Saar politisch und wirtschaftlich normale Zustände erreicht werden könnten, und wenn Deutschland nicht bei der ersten sich bietenden Gelegenheit in den Kreis der Mächte zugelassen würde, die an der kolonialen Erschließung der Welt beteiligt sind.

Hei, wie die Logik da Kobolz schießt, und wie lustig es im Porzellanschrank klirrt! Wie sinnvoll, den Bund in Gänsefüßchen zu setzen! Wenn das einer der nationalistischen Minister des Kabinetts Poincaré, etwa Herr Tardieu, getan hätte, welch ein Geheul würde das gegeben haben! Und wie überaus erleuchtet, den Schrei nach Kolonien auszustoßen und zugleich Aufhebung der Militärkontrolle und der Besetzung zu verlangen! Aber wir wollen uns nicht über Herrn Külz lustig machen; denn er sagt genau das, was der deutsche Stammtisch auch sagt; so denkt man über Sinn und Nutzen des Völkerbundes, wo man sich überhaupt Gedanken darüber macht. Wir wollen frei sein, um selbst ein bißchen unterdrücken zu können, das ist unser Völkerbund-Programm. Großmacht-Kitzel, Sucht, an den Welthändeln teilzuhaben, Trödelkram der Eitelkeit – Vanity Fair.

Deutschland hat ein großes Interesse im Bund zu sein, das steht außer Frage. Aber ein sehr geringes Interesse, in die weltpolitischen Verlegenheiten Englands und Frankreichs zu steigen. Die Aufnahme in den Völkerbund war schon lange möglich. Das Richtige wäre zunächst eine bescheidene und abwartende, aber selbständige Rolle gewesen. Das Streben nach dem Ratssitz und die endliche Erfüllung durch eine an Schiebung grenzende Konstruktion hat Deutschland mit der englischen Politik verklammert und seiner Bewegungsfreiheit beraubt. England wird für seinen freundlichen Sukkurs die Rechnung präsentieren, Eitelkeit ist immer teuer.

Doch jetzt sind wir im Rat. Das Konzert kann beginnen. Warten wirs ab. Auch das Konzert der Mächte braucht Notenständer.

*

Spanien verläßt den Völkerbund enttäuscht und verstimmt. Das würde stärkern Wellenschlag erregen und die Genfer Festivität wohl auch erheblich mehr beeinträchtigen, wenn Alfonsos Reich zur Zeit nicht Opfer einer schweren innern Krise wäre. Abermals ist es der Diktatur gelungen,

einen Anschlag abzuwehren. Die Situation war umso ernster, als nicht die ohnmächtigen Parteien, sondern Teile des Militärs diesmal versucht haben, den Diktator zu stürzen. Man muß dem dicken Primo lassen; er versteht mit Meutereien energisch, aber ohne Grausamkeit fertig zu werden. Sein unerschrockenes Vorgehen gegen die Kameraden von der Artillerie könnte auch gewissen Republiken zum Vorbild dienen. Der Mann weiß jedenfalls, wie man eine rebellierende Soldateska kirre macht: er überschätzt die Courage der Leute nicht. Primo ist überhaupt der Sympathischste von all den Diktatoren. Kein Poseur wie Mussolini, kein brutaler Despot wie Kemal. Ein breiter, gemütlicher Herr, der immer etwas alkoholisiert aussieht, und der gewiß niemals wie der gewesene griechische Kollege Pangalos die Keuschheitspolizei auf kurze Weiberröcke loslassen wird. Für den sieggewohnten Artilleristen werden sie, im Gegenteil, noch viel zu lang sein.

Zweimal hat Primo de Rivera sich mit dem Gedanken getragen, das marokkanische Abenteuer einfach durch Räumung der spanischen Zone zu beenden. Denn auch nach dem Sieg über Abd el Krim ist es in Nordafrika nicht ruhig. Ein unnützer, barbarischer Kleinkrieg geht weiter. Auf einem harten, steinigen Boden – zu steinig, um selbst das Blut der Toten einzusaugen – opfert Spanien seit fast zwanzig Jahren seine Jugend und seine schwachen materiellen Güter. Für nichts. Für ein imaginäres Hoheitsrecht über Wüste und Fels. Trödelkram der Eitelkeit – Vanity Fair.

*

Als die spanischen Offiziere begannen, abtrünnig zu werden, hat Primo de Rivera nicht ohne Geschick plötzlich die Bürger gegen das Militär ausgespielt: eine Art von Probeabstimmung soll nunmehr die Diktatur legitimieren. Solche Possen hat Mussolini nicht mehr nötig: seine Herrschaft steht sicher, zukunftslos, trostlos sicher. Wohl hat auch er wiederholt versucht, vom revolutionären Stoß in die Politik zurückzufinden – bald trieb ihn seine Anhängerschaft, bald die sozialistische Opposition wieder ins starre System zurück. Und ein Attentat, wie das vor wenigen Tagen mißglückte, wird ihn zu neuen Konzessionen an die Schwarzhemd-Bestie zwingen. Der Fascismus hat keine Mission und kein Programm mehr als die Ausrottung seiner Gegner. Es ist, als hätte die Geschichte hier ein Schulbeispiel aufstellen wollen für die Diktatur-Aspiranten aller Völker. Die Demokratie ist vom Leben unsrer Zeit nicht mehr zu trennen. Wo sie zu Tode getroffen liegt, da ist auch die Entwicklung zu Ende. Benito Mussolini begann mit der erregenden Gebärde eines neuen Bonaparte. Aber keine Verheißung wollte sich erfüllen, und er ist bis zum heutigen Tag nur der Bonaparte des innern Krieges geblieben. Verbrannte Gewerkschaftshäuser und Parteikanzleien, das sind seine Triumphmale. Im Kampf gegen das eigne Volk hat er sein Marengo, Austerlitz und Wagram geschlagen. Dort wird er seine Beresina finden.

Das Lächeln des Amerikaners von Eduard Goldbeck

Wenn ich mir am Postschalter ein paar Marken kaufe, so fällt mein Blick auf die Worte: „Keep smiling!“ Zu deutsch: Lächeln Sie weiter, lieber Freund, auch wenn die Abfertigung sich etwas langsam vollziehen oder wenn Ihr Hintermann Sie knuffen sollte! Am Telephon belehrt uns ein Plakat: „The voice with a smile wins!“ Die Stimme mit einem Lächeln siegt! Und wo wäre diese Ermahnung berechtigter als am Fernsprecher! Kürzlich hat die Fakultät der Universität zu Oregon als schätzenswerte Eigenschaft ihres neuen Präsidenten, Dr. Halle, hervorgehoben, daß er ein angenehmes Lächeln habe. Und die tägliche Unterhaltung würde unzählige Belege dafür erbringen, daß, amerikanischer Ansicht nach, die Muskel-Einstellung, die man Lächeln nennt, zu den notwendigsten und wertvollsten Lebensrequisiten gehört.

Dies Alles deutet darauf hin, daß der Optimismus des Amerikaners nicht mehr so natürlich und unverwüstlich ist, wie er früher war. Denn wenn man dem Durchschnittsmenschen überall und unaufhörlich zureden muß, zu lächeln, so scheint die Annahme berechtigt, daß er, maskenlos, ziemlich grämlich dreinschauen würde. Und so ist es auch. Die kraftstrotzende, naive Überhebung des landerobernden Pioniers ist dahin und der Glaube an ein großindustrielles Millenium ebenfalls. Unser Lächeln ist nicht mehr kindlich-hoffnungsvoll, es ist stoisch, heroisch und starr, wie die Miene des Samurai, der sich lächelnd den Bauch aufschlitzt.

Dies Aufschlitzen freilich besorgen wir nicht selbst, sondern „wir lassen es Andre machen“. (Liest man bei Euch noch Fontane?) Wie geschieht das? Nun, da hat vor kurzem die ‚Federal Trade Commission‘ einen offiziellen Bericht über unsern National-Reichtum und unser National-Einkommen veröffentlicht, der interessante Aufschlüsse gibt. Im Jahre 1922 kontrollierten sechs Korporationen ein Drittel der gesamten nationalen Wasserkraft, acht Korporationen besaßen drei Viertel der Anthracit-Kohlenlager, zwei Korporationen über die Hälfte des Eisenerzes, vier Korporationen die Hälfte des Kupfers. Und so weiter. Und der Kommission zufolge, an deren staatserhaltender Gesinnung kein Zweifel möglich ist, „weisen diese Zahlen deutlich darauf hin, daß die Kontrolle des National-Vermögens sich in den Händen einiger weniger großer Gesellschaften konzentriert“. Das war für 1922 geschrieben, und in den letzten vier Jahren ist diese Entwicklung enorm vorgeschritten. Sollte der so oft von konservativen Nationaloekonomen widerlegte Marx doch Recht behalten? Sollten einige wenige Reiche immer reicher, die Legion der Armen immer ärmer werden?

Die Kommission ist dieser Frage nicht ausgewichen. Sie hat daher gesammelt. Sie hat 185 000 Hinterlassenschaften im Betrage von insgesamt 200 Millionen Dollars geprüft und festgestellt, daß 1 Prozent der Verstorbenen 59 Prozent dieses Kapitals besaßen, und daß 13 Prozent der Verstorbenen mehr als 90 Prozent ihr Eigen nannten. Dies Ergebnis deckt sich unge-

fähr mit der Schätzung der ‚Commission on Industriel Relations‘, die im Jahre 1916 erklärte, 1 Prozent der Einwohner besitze 60 Prozent unsres Nationalvermögens.

Wir sind die reichste Nation der Welt, Goethes „Amerika, du hast es besser!“ ist das populärste Zitat geworden, aber alle meine Bekannten leiden an akutem und chronischem Geldmangel. Und wer soll sich an diese oekonomischen Probleme heranwagen? Die Regierung?

An der Spitze steht Calvin Coolidge, dessen Motto Bismarcks Greisenrat ist: Quieta non movere! Erstens, weil er weiß, daß ihm alle Eigenschaften des Schöpfers und Neugestalters fehlen; zweitens, weil er ganz aufrichtig davon überzeugt ist, daß die kapitalistisch-industrielle die beste der möglichen Welten ist. Jeder Versuch einer durchgreifenden Änderung würde ihm als Sakrileg erscheinen. Die beiden stärksten Persönlichkeiten seines „Kabinetts“ sind Mellon und Hoover. Herr Mellon, hundertfacher Millionär und Reichsfinanzminister mit 12 000 Dollars Gehalt, hat in seiner ersten Eigenschaft keinen Grund, an der Vortrefflichkeit des herrschenden Systems zu zweifeln. Auch er ist, wie sein Chef, fest davon durchdrungen, daß es der Nation gut geht, solange es den Multimillionären gut geht. Von ihm, dem Siebzigjährigen, Saturierten, sind keine Reformen revolutionären Charakters zu erwarten. Hoover, einst eine Hoffnung der Liberalen, beschränkt sich auf Ressorttätigkeit und kommt als Staatsmann nicht mehr in Frage. Die andern Mitglieder des Kabinetts sind Nullen. Die beiden Parteien, Republikaner und Demokraten, sind gleich konservativ, wenn es sich darum handelt, die Macht des Kapitals ungeschmälert zu erhalten. Eine dritte Partei ist auf absehbare Zeit unmöglich.

Wer, so fragen wir wieder, soll sich an die fundamentalen oekonomischen Probleme heranwagen? Das Volk? Wie man diese chaotische Masse zu behandeln hat, darüber hat uns der Krieg belehrt. Man kann dem Volk durch die Zeitungspropaganda Alles, einfach Alles einreden, wenn man sichs nur Geld kosten läßt. Und in dieser Beziehung sind die herrschenden Klassen keineswegs kleinlich. Die Senatorenwahl in Pennsylvanien hat 3 Millionen Dollars gekostet. Die Wähler kamen und gingen in die Parteibüros „wie in eine Bank“, sie erhielten den Betrag, den ihre Stimme wert war, und es wurde nicht geknausert. Dies geschah mit Wissen und zum Teil mit dem Geld des Herrn Mellon, der einen zuverlässigen Mann in den Senat bringen wollte. Herr Mellon leugnet das auch gar nicht. Es liegt im Interesse der Nation, Volksboten zu entsenden, die für den Schutzzoll eintreten. Wer Geld zu diesem Zweck gibt, handelt patriotisch; er braucht nichts zu verleugnen, nichts zu beschönigen. Diese Haltung ist immerhin sympathischer als die Doppelzüngigkeit des angeblich „impulsiven“ Theodor Roosevelt, der die Finanzmagnaten öffentlich brandmarkte und privatim für Wahlzwecke anbettelte. Aber auf die Volkseinsicht, den Volkswillen zu warten, wäre doch allzu geduldig, allzu optimistisch.

„Keep smiling!“ Das ist der einzige Rat, den wir Regierten uns gegenseitig zu erteilen vermögen. Inzwischen können wir

uns an der Tatsache- aufrichten, daß die Automobil-Industrie rüstig fortschreitet. Die im letzten Jahr durch Autos verursachten Todesfälle betragen 22 000, die Zahl der Verwundeten gegen 750 000. Die Verluste des Jahres 1925 übertreffen die von 1924 um 10 Prozent.

Wer nicht lächeln kann, hilft sich mit Alkohol. Es ist Alles zu haben, nur ein bißchen schlechter und teurer. Die armen Leute trinken schlechter, die Reichen teurer. Und die Heuchelei, die Riesenbestechungen, die Gesetzesverhöhnung: das Alles haben wir gratis und extra.

Zeigner und Gürtner von Albert Winter

Es war Oktober 1923. Geßlers Reichswehr war in Sachsen einmarschiert, angeblich, um kommunistische Unruhen zu unterdrücken, die es nicht gab, in Wahrheit, um den sächsischen Ministerpräsidenten Zeigner zu beseitigen, der gewagt hatte, die Geheimnisse der Schwarzen Reichswehr ein wenig zu lüpfen, die Ruhrpolitik anzugreifen und – was vielleicht das Schlimmste war – das Monopol der Corpsphilister auf die Besetzung der Staatsstellen anzutasten.

Die sozialdemokratisch-kommunistische Regierung Zeigner wurde schließlich mit Zustimmung von Ebert gewaltsam abgesetzt. Die Zustimmung der Ebert-Clique in der Sozialdemokratie war umso leichter zu bekommen, als Zeigner auch gewagt hatte, auf dem Berliner Bezirksparteitag im Zusammenhang mit den Barmat-Verbindungen gewisser Parteiführer von einer moralischen Korruption zu sprechen.

Zeigner war nun zwar abgesetzt, aber er war politisch kein toter Mann. Grade seine gewaltsame Absetzung hatte ihm bei den sozialdemokratischen Arbeitern und darüber hinaus bei den breiten Massen eine ungeheure moralische und politische Autorität verschafft. Er war in diesem Augenblick sogar auf dem Sprunge, die stärkste Führerpersönlichkeit der Sozialdemokratie und damit der gesamten deutschen Linken zu werden. Er war ein Mann von Geist, von Instinkt und andern großen Qualitäten. Er war ein starker und auch populärer Redner.

Mit einem Wort: Zeigner war der Reaktion und den Parteibonzen erst nach seiner Absetzung gefährlich. Man mußte ihn persönlich vernichten. Man suchte fieberhaft Material gegen ihn. Wir, seine nächsten Mitarbeiter, spürten förmlich den Schlag, der gegen ihn vorbereitet wurde. Wir wußten, daß ihn die Enttäuschungen in der Partei und in seinem noch jungen politischen Leben schwer erschüttert hatten. Die 23 Fraktionsrenegaten lagen auf der Lauer, um über der politischen Leiche Erich Zeigners ihre schmutzige Koalition mit den Leichenfledderern der Deutschen Volkspartei aufzurichten. Wir fürchteten, daß der in der Luft liegende Schlag Zeigner als einen Wehrlosen treffen werde, und daß seine vielen Feinde leichtes Spiel haben würden.

Es war eine Pogrom-, Terror- und Mordstimmung. Endlich platzte die Bombe. Man hatte in dem Erpresser Möbius

das traurige Subjekt gefunden, das Zeigner auch moralisch ans Messer liefern sollte. Die ungeheuerlichsten Beschuldigungen gingen von Mund zu Mund, von einem Hetzorgan in das andre. Die eigne Partei und Fraktion, in der ja die 23 ihre Stunde gekommen sahen, gerieten in Verwirrung. Man verlangte von Zeigner die Niederlegung seines Mandats und versagte ihm damit jeglichen Schutz. Zeigner resignierte. Er war gebrochen. Er streckte die Waffen in einem Augenblick, wo Alles darauf ankam, auf den Tisch zu hauen und die eigne Partei zur Besinnung zu bringen. Wir machten alle Anstrengungen, um ihn zu einer solchen Politik zu veranlassen und zu verhindern, daß er sein Mandat niederlegte. Es half uns nichts. Mit großem Raffinement hatten die Reaktionäre dafür gesorgt, daß Zeigner nicht einmal mehr persönlich zu erreichen war. Gab es in der eignen Partei doch Leute, die Zeigner empfahlen, sich einen Revolver zu kaufen und seinem Leben ein Ende zu machen, ehe es durch den Schmutz gezogen werde. Sein gutes Gewissen bewahrte Zeigner vor einem solchen Schritt. Er wurde verhaftet und zu mehreren Jahren Gefängnis verurteilt

Was war der faßbare Kern der ganzen Hetze? Einige Pfund Mehl, die er als Kompagnieschreiber von dem Lumpen Möbius ahnungslos gekauft hatte, ohne zu wissen, daß das Mehl gestohlen war. In seiner bürgerlichen Berufsangst – er war Staatsanwalt – vernichtete Zeigner die Strafakten des Möbius, der ihm als Erpresser auf den Leib rückte, als er Justizminister und Ministerpräsident geworden war. Statt den Burschen hinauszuwerfen, kam er ihm entgegen, um sein Schweigen zu erkaufen. Zeigner genoß keinerlei materielle Vorteile. Er wollte nur Ruhe haben vor einer Sache, die eigentlich lächerlich war, die ihn aber in seiner Eigenschaft als Jurist bedrückte. Einmal steckte ihm Möbius eine Weihnachtsgans zu, die er gar nicht verzehrte. Das war Alles. Und dazu der ganze Lärm, das ungeheure Aufgebot. Man wollte Zeigner eben politisch vernichten. Das ist nicht gelungen, weil Zeigners reines Gewissen stärker war als die zeitweilige Übermacht der Reaktion. Im Grunde erklärt sich Zeigners Verhalten zu Möbius nur aus seiner absoluten Lauterkeit, die durch einen unüberlegten Streich gepeinigt wurde.

Ob Zeigner unter verhältnismäßig günstigern parteipolitischen Umständen seine alte Politik wieder aufnehmen kann und will, hängt ganz von ihm selber ab. Die Affäre Möbius hat ihn nur von einem quälenden Albdruck befreit und ihn um einige Erfahrungen bereichert. Es wäre schade, wenn uns Zeigners Talent in der deutschen Linksbewegung verloren ginge. Ich habe ihn aus nächster Nähe kennen gelernt. Ich hatte Manches an ihm und seiner Politik auszusetzen. Heute, da die sächsische Partei und mit ihr die deutsche Linke in den schwersten Wahlkampf gehen müssen, den sie je zu bestehen hatten, rufe ich Zeigner zu: Kehren Sie zurück in die Front der deutschen Linken, die solche Männer wie Sie dringend braucht!

*

Wir sind im Jahre 1926. Der Reichstag hat einen Ausschuß eingesetzt, der die bayrischen Fememorde zu untersuchen hat. Der Berichterstatter dieses Ausschusses, Reichstagsabgeordneter Paul Levi, hat auf Grund der bayrischen Gerichts- und Polizeiakten ermittelt, daß im Falle Hartung die bereits polizeilich gefaßten Mörder nach einer Besprechung der beiden Augsburger Staatsanwälte mit dem damaligen Oberregierungsrat und heutigen bayrischen Justizminister Dr. Gürtner freigelassen wurden, und daß – was noch wichtiger ist – das Verfahren gegen sie eingestellt wurde.

Man sieht: es handelt sich nicht um einige Pfund Mehl und um eine nicht gegessene Gans wie im Fall des Justizministers Zeigner, sondern um einen Menschenmord und dessen Vertuschung durch die höchste Instanz der bayrischen Justizverwaltung. Eine schwerere Belastung ist nicht denkbar.

Man sollte meinen, daß schon der mit bayrischen Akten begründete schwere Verdacht den bayrischen Justizminister veranlassen müßte, von seinem Amt zurückzutreten und der Untersuchung gegen sich selber freien Lauf zu lassen. Man sollte meinen, daß die bayrische Regierung, wenn das Gürtner nicht begreift, es ihm begreiflich macht; denn die Tatsache, daß sich Gürtner noch immer im Amt befindet, macht von vorn herein unmöglich, daß seine Rolle in der Mordaffäre Hartung von bayrischen Gerichten vollständig aufgeklärt wird. Der noch immer sein Amt ausübende Justizminister Gürtner ist von vorn herein eine Kollusion, auch wenn er sich wirklich in der Schweiz zur „Erholung" befindet und nicht, wie das die reaktionäre Hetzpresse seinerzeit von Zeigner behauptet hat, in die Schweiz geflüchtet sein sollte.

Was geschieht statt der Einleitung eines Ermittlungsverfahrens gegen Gürtner, der längst nicht mehr Justizminister sein dürfte?

Herr Gürtner rührt sich selber überhaupt nicht. Er läßt durch seine Untergebenen, die er also auch noch der Begünstigung schuldig werden läßt, mitteilen, daß er gegen den ‚Vorwärts', gegen Paul Levi und gegen die Münchner ‚Neue Zeitung', die im Wesentlichen Levis Feststellungen wiedergegeben hat, Offizialklage wegen Beleidigung anstrengen werde.

Die Ankläger, die, wie Levi als Berichterstatter eines Reichstagsausschusses, die Rolle des öffentlichen Anklägers spielen oder, wie der ‚Vorwärts' und die ‚Neue Zeitung' in Wahrung berechtigter Interessen nur ihre staatsbürgerliche Pflicht erfüllt haben, verwandeln sich nach dem republikanischen Hexeneinmaleins in Angeklagte, die sich nach §§185ff. wegen Beleidigung eines Mannes zu verantworten haben, der in dem allerdringendsten Verdacht steht, gemeine Mörder als höchster Justizbeamter begünstigt zu haben.

Selbst wenn es Gürtner mit Aufbietung der Mittel, die ihm zur Verfügung stehen, gelänge, Levis Anklage wenigstens in einigen Teilen als nicht völlig beweisbar hinzustellen, so ist ganz und gar unzulässig, in einer Beleidigungsklage Dinge klären zu wollen, die Gegenstand der Untersuchung

eines Reichstagsausschusses sind. Kein deutscher Richter darf eine Beleidigungsklage Gürtners annehmen, wenn er sich nicht der Begünstigung schuldig machen will.

Auge um Auge, Zahn um Zahn: man möge verfahren wie im Fall Zeigner, wo sichs nur um eine Gans und um einige Pfund Mehl gehandelt hat: Gürtner ist wegen Mörderbegünstigung in Untersuchung zu nehmen und bei Kollusionsgefahr, die in Bayern von vorn herein vorliegt, zu verhaften. Dieses Verfahren ist umso selbstverständlicher, als sichs bei Gürtner und bei seinen Komplizen Kraus und Krick nicht um eine Gans handelt. Nur hinter Schloß und Riegel werden die ebenfalls mit Zuchthaus bedrohten Staatsanwälte aussagen, welche Rolle Gürtner bei der Besprechung über den Mord an Hartung gespielt hat.

Stattdessen wartet die bayrische Regierung auf die Erledigung der Beleidigungsklagen, die Gürtner reinigen sollen, ehe er vor dem Femeausschuß erscheint.

Stattdessen hat auch der ‚Vorwärts‘ den Ehrgeiz, in einem Beleidigungsprozeß vor einem Berliner Gericht Gürtner zu „überführen“.

Das ist Alles ganz und gar unmöglich. Wenn die bayrische Regierung und die bayrischen Gerichte gegen Gürtner nicht ihre Pflicht erfüllen, so mag Herr Gürtner und so können auch wir warten, bis der Femeausschuß die Untersuchung gegen ihn und die bayrische Justiz durchgeführt hat. Ob dann Herr Gürtner nicht froh wäre, mit Zeigner zu tauschen und wegen einer Gans angeklagt zu werden, ist eine andre Frage, die sich Gürtner selbst vorlegen mag.

Es scheint, daß wir Deutschen nie das politische Domestikentum abstreifen können.

In dem Augenblick, wo der Fall Gürtner und der Fall der bayrischen Femejustiz überhaupt die Chance für eine von der Erregung der breiten Öffentlichkeit begleitete, energische Parlamentspolitik bieten würde, kapitulieren unsre Verfechter der parlamentarischen Demokratie einfach vor der Beleidigungsklage eines bayrischen Femeministers. Das heißt: Selbstmord begehen und sich in die Rolle des Angeklagten drängen, während man doch der Ankläger ist.

Es kann einfach nicht zugelassen werden, daß Gürtners Beleidigungsklagen gegen den ‚Vorwärts‘, die ‚Neue Zeitung‘ und Levi selber vor dem Abschluß der Verhandlungen des Femeausschusses und vor der Erledigung eines Strafverfahrens gegen Gürtner durchgeführt werden.

Der Primat der Parlamentsautorität muß gegen Gürtners Werkzeuge: die Gerichte geltend gemacht werden. Wann soll das denn sonst geschehen, wenn nicht in einem so gravierenden Fall?

Nochmals: jeder Richter, der Gürtners Klagen annimmt, macht sich der Begünstigung schuldig und ist seines Amtes zu entheben.

Im Femeausschuß des Reichstags muß man es in diesem Punkt der Wahrung der Autorität des Reichstags auf Biegen oder Brechen ankommen lassen. Eine Untersuchungskomödie

hat da keinen Sinn. Mögen die Rechtsparteien den Ausschuß verlassen, wenn sie eine ernsthafte Untersuchung nicht gern sehen und dem Gürtner eine Brücke bauen wollen.

Lernen wir von der Reaktion, die uns im Falle Zeigner gezeigt hat, wie man solche Dinge erledigt und – worauf es ja ankommt – zu politischen Erfolgen gestaltet.

An meinen Sohn von Theobald Tiger

Wenn du mal groß bist, Leopold,
dann sieh dich um in Deutschland-Preußen,
wo eure Flagge Schwarz- Rot- Gold
im Wind weht über lauter Preußen.
   Stell dich auf einen Aussichtsstand,
   und vor dir liegt dein Vaterland:

Ganz oben tront die Schicht mit Geld,
die hat die Kohlen, Stahl und Rüben;
die lenkt den Lauf der deutschen Welt,
die läßt die Reichswehr kräftig üben.
   Augen gradeaus!

Gehorsam harret ihres Winks
das Corps der Rache in Talaren:
die segnen rechts und wüten links,
so lernten sies auf Seminaren.
   Im Namen des Volkes –!

Da schwätzt der Reichstag, lieber Gott!
Hörst du den alten Breitscheid reden?
Er ist voll Ironie und Spott –
zum Schluß bewilligen sie dann jeden
   Etat.

Und unter allen den Gewalten
da kannst du, Leopold mein Sohn,
dein Leben lang die Schnauze halten –
von wegen Subordination.
   Aber lauter Republikaner,
     lauter Republikaner!

Und willst du wissen, wem du das
verdankst, dies Reich von kleinen Strebern:
dann wein dir nicht die Äuglein naß –
dann wandle du zu deutschen Gräbern.
   Auf jedem ein Gedenkstein:

Da liegen, die zu meiner Zeit
aus Angst vorm Volk die eignen Ziele
verrieten – taktisch so gescheit!
und klug! und überhaupt Schlemihle.

Sie machten schon im Umsturz schlapp
und saßen ängstlich auf der Banke.
Charakter war bei denen knapp...
Leg einen Kranz auf jedes Grab
und dann sag leise, leise:
   Danke.

Danzig — das deutsche Elsaß? von Carl Mertens

Keiner hat die europäische Lage besser skizziert als Coudenhove-Kalergi im ersten Teil seines Paneuropäischen Manifests, wo er auf die Gefahren neuer Kriege hinweist, die ihren Ursprung im Versailler Vertrag finden würden — in diesem Vertrag, der den Besiegten Abtretung von Landesteilen diktiert, also einige Dutzend Elsaß-Lothringen geschaffen hat.

Kaum ein Land aber ist so sehr geeignet, neue Kriege zu entfesseln, wie der Freistaat Danzig. Als natürliche Straße bildet der Weichselstrom die Verbindung der Ukraine und der Polnischen Republik mit der Ostsee. Dieser Umstand war es, der die Loslösung der alten Hansestadt Danzig vom Reich forderte, und nur die rein deutsche Bevölkerung, Kultur und Geschichte mag verhindert haben, daß der Freistaat vollständig in dem jungen Polen aufging.

Wiederholt sind in der deutschen Presse die Möglichkeiten genannt worden, die die Lage des deutschen Freistaats für eine militärische Operation gegen Polen bietet. Grade dieser Staat würde möglich machen, Polen vom Zugang zum Meere abzuschneiden, ohne daß starke Formationen zur Überrennung des schmalen Korridors nötig wären. Die Lostrennung vom Meer aber würde für Polen in jedem Fall den militärischen Zusammenbruch herbeiführen und das Wirtschaftsleben des jungen Landes lahmlegen.

Die Bedeutung des Danziger Hafens spricht am deutlichsten aus Zahlen. Im Jahre 1924 wurde mehr als die Hälfte der polnischen Holzausfuhr in Danzig verladen, und seit Februar 1925 ist die polnische Kohlenausfuhr via Danzig um mehr als das Zehnfache gestiegen. Die gesamte Naphta-Industrie des östlichen Nachbarn wird über den Freihafen exportiert. Die neue Lage hat aus dem ehemaligen deutschen Einfuhrhafen einen Ausfuhrhafen gemacht, dessen Schiffsverkehr der Zahl nach um ungefähr die Hälfte, dem Gewicht nach um zwei Drittel der Vorkriegsstatistik gewachsen ist.

Weniger angenehm ist für den Freistaat mit seinen 360 000 Einwohnern die allgemeine wirtschaftliche Lage. Die Zollpolitik, zu der er wohl oder übel verpflichtet ist, schneidet die Stadt vom Hinterlande ab und führt notgedrungen zu einer Verarmung des Kaufmanns- und Handwerkerstandes. Besonders schwer aber belastet den kleinen Staat ein unverhältnismäßig hoher Beamtenapparat. Trotzdem scheint Danzig seine Nachkriegskrise überwunden zu haben und, ausgesöhnt mit seinem eigentümlichen Staatscharakter, einer bessern Zukunft entgegenzusehen als mancher reichsdeutsche Staat.

So weit wäre Alles in bester Ordnung, wenn nicht die Politik der Vaterländischen dunkle Gewitterwolken an den Horizont malte. Sie haben Danzig zu einer Hochburg der deutschen Reaktion zu machen verstanden und geben immer wieder Anlaß zu Zwistigkeiten mit Polen, die sich für das ganze öffentliche Leben Danzigs unheilvoll bemerkbar machen müssen. Im Wesentlichen sind es Ehrhardt-Brigade und Jungdeutscher Orden, die in Danzig einzig und allein Stützpunkt

oder Ausfalltor für den erstrebenswerten deutsch-polnischen Krieg erkennen wollen. Unter ihrem Einfluß stehen hauptsächlich Danzigs Einwohnerwehr und Polizei. Der Leiter der Einwohnerwehr, Major Wagner, der gleichzeitig ein höheres Amt im Zollwesen bekleidet, denkt nicht daran, seine 7000 Mann starke Organisation in den Dienst des Freistaats zu stellen, sondern konspiriert mit allen möglichen nationalistischen Elementen Ostpreußens, arbeitet gewaltige Aufmarschpläne aus und ist – dank seinen industriellen Verbindungen – in der Lage, ein gut Teil der Ausrüstung für eine deutsche Armee zu stellen. Er ist für Danzig, was Ludendorff für Deutschland war. Seine Macht – über die Polizei mit 1800 Mann, die Technische Nothilfe mit 5000 Mann, die militärischen Charakter tragende Sportbewegung, die Studentenschaft der Technischen Hochschule und die ausgesprochenen Vaterländischen Verbände – ist so groß, daß er als der wirkliche Leiter der militärischen Bewegung Danzigs überhaupt zu gelten hat. Insgesamt schätzen die Vaterländischen die Danziger Armee auf ungefähr 40 000 Köpfe, für die, im Gegensatz zu den deutschen Verbänden, ausreichende Armierung vorhanden sein soll. Die Technische Hochschule erwirbt sich um die Erhaltung der Ausrüstung dieser nationalistischen, von völkischen Idolen beseelten Armee besondere Verdienste. Bei einem Besuch englischer Ingenieure in der Hochschule wurde versehentlich die Tür zu einem Raum geöffnet, der von unten bis oben mit deutschen Stahlhelmen vollgepackt war. Diese nationalistische Bewegung, die keineswegs den Wünschen der Danziger Bevölkerung entspricht, will nicht etwa nur Danzig zu Deutschland bringen, sondern sie will – gleich der deutschen vaterländischen Bewegung – eines Tages „die Polen mit dem Knüppel totschlagen“, wie ein bekannter Führer einmal gesagt hat. Es ist zu wünschen, daß eine vernünftige deutsche Ostpolitik ihnen diese Gelegenheit nicht bietet, und daß sie dann verkümmert, wie die vaterländische Bewegung des Reiches verkümmern wird, wenn sie mit ihren schönen Phrasen Niemand mehr hinter die befleckten Fahnen zu locken versteht.

Gewiß ist der Trieb der Danziger Bevölkerung, eine engere Verbindung zu Deutschland zu finden, in allen Parteien sehr heftig; sind doch die Danziger ihrer Kultur, ihrem Geist und ihrer Erziehung nach Deutsche, aufrechte Deutsche, die es bleiben wollen. Aber der neue Freistaat will sich als solcher behaupten. Er will nicht wieder im Reiche aufgehen, sondern er will bestimmte Erleichterungen, die geeignet wären, die östliche Gefahrenquelle zu verstopfen und in Danzig das „Genf des Ostens“ erstehen zu lassen. Würde der Korridor mit seinen zeitraubenden Paßkontrollen und seinen Unbequemlichkeiten für den Reisenden „unsichtbar“ gemacht, würde die Zollfrage für Danzig in der Form gelöst, daß der Zoll – für Ausfuhr wenigstens – beschränkt oder ganz eingestellt würde, so wäre Danzig nicht ein deutsches Elsaß, ein Brückenkopf für die deutschen Chauvinisten – dann wäre es eine Etappe auf dem Wege der Völkerverständigung, auf dem Wege zum Frieden.

> In diesem Zusammenhang kam Hörsing auf die Kleinkaliber-Frage zu sprechen und erklärte, das Kleinkaliber-Schießgewehr sei nicht alleiniges Privileg der sogenannten Vaterländischen. „Das, was die können, können wir auch.“ (Brausender Beifall.)

Jeden Sonntag treten völlig heterogene Menschen zusammen, singen brausend das wirklich schlechte Gedicht „Deutschland, Deutschland über Alles“ und schwenken schwarz-rot-goldene Fahnen. Dabei trägt der Wind die Worte des Redners über das Feld, über den Marktplatz, und wenn man genau hinhört, so kann man etwas von „demokratischer Republik“ und vom „Sieg des republikanischen Gedankens“ hören. In der letzten Zeit siegt der republikanische Gedanke ein bißchen viel in Deutschland. Wie sieht der eigentlich. aus – ?

*

Die zahllosen vaterländischen Verbände, die sich nach dem Kriege unter dem Protektorat von staatrettenden Sozialisten und Demokraten bildeten, hatten zunächst keine rechten Ziele, kaum Ansätze zu einem Programm – sie waren aus einer Mischung von Wut, Vereinsmeierei und jener verblasenen Ideologie zusammengekommen, die sich in das abstrakte Land der Gruppenbeschlüsse flüchtet, weil das Individuum allein mit dem Leben nicht fertig wird. Erst später bemächtigten sich wirtschaftliche und kleinstaatliche Klassen- und Kasteninteressenten der vorhandenen Gefäße, um ihren schmutzigen Wein da hineinzuschütten. Dieser Qualligkeit von Kommerz, Vereinskram, Drillsehnsucht republikanisch dotierter Offiziere und Größenwahn der „Jungführer“ setzte Hörsing eines Tages das ‚Reichsbanner‘ entgegen. Also etwas völlig Negatives – wir sind nicht so wie die Andern. Was aber sind wir denn?

Das Positive ließ nicht lange auf sich warten.

Fritz Ebert hatte einen „republikanischen Gedanken“ erfunden, der eine einzige treffliche Eigenschaft besaß: er tat keinem Menschen weh. Man konnte ihn propagieren – noch die dickste Achselklappe konnte eigentlich nur dazu blitzen: Höchst brav! Es war ein Bekenntnis zur Republik wie etwa die Neunte Symphonie – Jeder hört das mit seinen Ohren, und was in die Töne hineingelegt wird, ist Privatsache. Hier bot sich dem Reichsbannerführer ein weites Feld. Er beschritt es.

Nun hat das Reichsbanner – besonders in Untergruppen, besonders da, wo es nicht offiziell arbeitet, und besonders auf dem Lande – seine größten Verdienste. Es hat als Saalwache so und so oft Leute geschützt, die von der nationalen Übermacht ohne Zweifel glorreich verhauen worden wären, was um so risikoloser war, als die Sache nachher vor deutsche Richter gekommen wäre – und der Idealismus, die persönliche Anständigkeit, die Uneigennützigkeit seiner meisten jungen Anhänger steht überhaupt nicht in Frage. Aber wo ist sein positiver Gedanke – ?

Nicht nur die Tatsache ist leicht komisch, daß die ältern Führer des ‚Reichsbanners' und der ihm nahe stehenden Organisationen Sonntagsrepublikaner sind, für die die Weimarer Verfassung etwa die Rolle spielt wie für den Industriellen die Heilige Schrift – wochentags gilt das Strafgesetzbuch –, nicht nur das ist komisch, daß diesen bramsigen Reden kaum etwas als positiver Machtfaktor entspricht: die Redner sind ja nicht imstande, auch nur die Brutalisierung eines Polizeigefangenen zu verhindern, haben kaum einen Einfluß auf die Besetzung der mittlern Beamtenstellen, auf die so viel ankommt – und sind sicherlich sehr stolz, wenn einer der Ihren durch die edle Zentrale für Heimatdienst zum Polizeipräsidenten von Altona gemacht wird. Nicht nur das ist lustig, wie sie der eignen deutschen Justiz ohnmächtig gegenüberstehen, auf eine Evolution hoffend, der nur sie selbst unterliegen, und der sie zum Teil schon unterlegen sind.

Pathos, Ideengänge, Ideologie und Vokabularium dieser Sonntags-Republikaner sind Imperialismus-Ersatz.

Sie sind großdeutsch, propagieren den Anschluß an Oesterreich, lösen die paneuropäische Frage zunächst einmal so, daß die deutschen Grenzen so ausgedehnt wie möglich sein sollen – wem das frommt, das fragen sie nicht. Unklar, verblasen, zu nichts verpflichtend, wolkig und verquollen zeigt doch dieser merkwürdige Republikanismus Eines:

Die Person des Kaisers ist dahin – seine Ambitionen sind geblieben.

Sie sehen nicht, daß die Frage: Republik – Monarchie ganz sekundär geworden ist, sie sehen nicht, daß sich im tiefsten Grunde in Deutschland allerdings etwas geändert hat: Es ist schlimmer geworden.

Es gibt heute eine republikanische Verlogenheit, so, wie es eine kaiserliche gab, und diese neue Gesinnung ist im besten Zuge, sich die Schulaula und den Leitartikel zu erobern. Die Gleichheit vor dem Gesetz aufgehoben, ein Streich, der sich auch noch gegen die Urheber kehrte; eine in politischen Strafsachen überall auftretende Verkommenheit, wie sie unter dem Kaiser auf diesem Gebiet niemals von Dauer hätte sein können; dem Tüchtigen freie Bahn: ins Freie – und dieser Zustand gekrönt von einer wirtschaftlichen Versklavung der Arbeiter. Wehe, wer mit Worten daran rührt –!

Da entrollen sich die Fahnen im Wind; da schallen die Sprüche; da wird das umlogen und vertuscht – ohne das leiseste oekonomische Glaubensbekenntnis, auf das es so sehr ankommt; da sollen Sentenzen vom Niveau Emanuel Geibels über eine neue Zeit hinweghelfen. Sie helfen nicht.

Der Sieg des republikanischen Gedankens ist eine optische Täuschung. Das Ufer bewegt sich nicht – der Dampfer fährt aufs Ufer zu.

Der Sieg des republikanischen Gedankens bedeutet nicht etwa, daß diese Republikaner durch die Mächtigkeit ihrer Ideen, durch die Unerbittlichkeit ihres politischen Kampfes die Andern bezwingen – er bedeutet vielmehr:

Sie geben Tag für Tag eine Position nach der andern auf. Sie rücken den alten, verfaulten, verbrecherischen Idealen immer näher, bekennen sich zur absoluten Souveränität des Staates, zum Recht, Kriege zu führen, zur wirtschaftlichen Autokratie, zum Großdeutschtum, zum Autoritätsgedanken – nur sagen sies mit ein bißchen andern Worten. Und man fühlt gradezu, wie das die Gegner umwimmert, die ja tausendmal mehr gesunden politischen Instinkt haben; wie sie wortlos bitten und betteln: „Auch wir sind Patrioten! Fühls doch! Auch wir wollen ja nur das Beste für unser Vaterland – auch wir! Komm doch, stoß dich nicht an den paar Äußerlichkeiten – im Grunde sind wir doch deutsche Brüder!“ Sie sinds.

Schon die Feigheit, am 9. November keine Feier zu wagen, zeigt, wes Ungeistes Kinder hier ihr Spiel treiben. Alles, was gegen das Regime, das Deutschland in so unnennbares Unheil gerissen hat, sprechen könnte, ist sorgfältig ausradiert, und der zu nichts verpflichtende 11. August ist so recht ihr Wahrzeichen. Eine Verfassung zu feiern, deren öffentliche Lektüre Lachsalven wecken müßte, von der – bis auf den § 48 – auch nicht ein Buchstabe jemals befolgt worden ist, die man getrost beschwören kann, weil sich das hübsch photographiert – solche Verfassung an einem Tage zu feiern, der noch dazu in die Schulferien fällt: das ist ein schöner republikanischer Gedanke.

Und weil von Jahr zu Jahr immer mehr kluge Leute der deutschen Reaktion, des deutschen Imperialismus, des deutschen Militarismus begreifen lernen, daß die Brüder auf der andern Seite ja im Grunde gar nicht so gefährliche Löwen sind, sondern lauter Weber, Zettel geheißen, weil sie allmählich merken, daß man auf trocknem Wege viel weiter kommt als auf blutigem, daß man auch mit Diesen da „arbeiten“ kann – so arbeiten sie. Gut drei Viertel ist schon verarbeitet. Führe Einen mit verbundenen Augen in eine republikanische Versammlung – er wird lange nachsinnen müssen, wo er sich befindet: die Couleur sieht er nicht, und das ist auch der einzige Unterschied.

In Frankreich hält man diese neue Art von deutschem Republikanertum für abgefeimten Schwindel, für ein Betrugsmanöver... Ach, so schlau sind diese braven Nationalliberalen nicht einmal! Es gibt ein gut Teil unter ihnen, die ehrlich glauben, was sie da predigen – die nicht nur brav und gottesfürchtig einen Pazifismus betätigen wie der Herr Bergstraesser, der in Bierville vor Allem zu sagen hatte, daß die Franzosen aus dem Rheinland herausgehen sollten, weil doch Deutschland solche Wohnungsnot habe – sie glauben wirklich und sehen diese grausige Reaktion nicht, die dabei herauskommt, wenn geschmeichelte und plötzlich nach oben geworfene Kommunalbeamte in einem richtigen Staatsministerium herumwirtschaften dürfen: schlimmer als die adligsten Oberregierungsräte. Und sie glauben an den Sieg des republikanischen Gedankens, sie glauben, daß Hindenburg den Frieden will, sie glauben an die Friedfertigkeit des pulverlosen Mannes, der nicht schießt, weil sein vergrabenes Gewehr grade nicht in Ordnung ist...

sie glauben das Alles in ihrer bodenlosen Instinktlosigkeit. Weil das neue System ihnen erlaubt, sich wichtig zu machen. Weil sie sich fühlen. Weil sie mit dabei sind. Weil sie „gehört werden“. (Getan wird nachher allerdings das Gegenteil.)

*

Dieser „republikanische Gedanke“ ist nichts wert, weil er zu nichts verpflichtet. Seine allgemeinen Grundsätze sind so weit, daß man bequem alle Welt unter diesem brüchigen Dach zusammentreiben kann. Seine Programmlosigkeit machte ihn zu einem nur ungefährlichen Vereinsunfug, wenn er nicht den guten Willen so vieler junger Leute ablenkte und gefangen nähme. Eine Sackgasse.

Dies aber ist die wirkliche Gefahr daran:

Wenn übermorgen wegen des polnischen Korridors oder wegen des Saargebiets oder wegen sonst einer Frage, die für die Nation von Belang sein kann, ein Konflikt ausbricht, so wird diese Art Republikaner, ohne Ausnahme, der Hypnose des Nachrichtendienstes unterliegen, weil keine ideologische Impfung sie davor schützt. Sie werden besinnungslos umknicken.

Und es stehe hier, zum Nachschlagen:

Dieselben Phrasen, mit denen Deutschland 1914 in den Krieg getaumelt ist, werden dann zu lesen und zu hören sein; dieselbe Denkart wird Siege erträumen, wo nur Aktienkonsolidierung und menschliches Elend zu holen ist, Erweiterung der Beamtensphäre und Befriedigung von Kasteneitelkeit – dieselbe falsche Philosophie und wirtschaftliche Ignoranz wird Alle zu Etat-Bewilligern machen und noch die widerwärtigsten Militärverbrechen bejahen, weil die „dienstlich notwendig“ sind. Brave Kinder.

Ihre heutige Begeisterung gleicht Schülerscherzen auf einem Ausflug: es ist Alles so erlaubt, so legitim, so artig. Sie sind stolz, stramm stehen zu dürfen, stolz, Abzeichen, Uniform, Fahnen tragen zu können, stolz, einem Verband anzugehören. Merklich und unmerklich rücken sie den schlechtesten Elementen Deutschlands immer näher, freuen sich dessen und bejubeln – „was die können, können wir auch“ – den Sieg des republikanischen Gedankens.

So ist es! Ist es so? von Rudolf Arnheim

Über fünfzig unsrer besten Köpfe – Ärzte, Schriftsteller, Juristen, Professoren der Psychologie, Physiologie, Psychiatrie, Zoologie, Physik, Chemie – sind bei dem Baron v. Schrenck-Notzing zu Gaste gewesen und haben ihm nachher schriftlich bestätigt, seine okkultistischen Séancen erbrächten unter einwandfreien Versuchsbedingungen die Beweise für Telekinese und Materialisationen. Täuschungen seien ausgeschlossen, übersinnliche Kräfte seien im Spiel, nicht der allergeringste Zweifel könne herrschen. Schon rüstet man sich überall, um die neuen Tatsachen theoretisch einzuordnen; schon sucht man nach neuen Naturgesetzen; schon regnet es Fachausdrücke, Effloreszenzen, Pseudopodien, Teleplastiken. Und da setzt

sich der Dr. Christian Bruhn, ein Arzt, der niemals einer okkultistischen Sitzung beigewohnt hat, hin und schreibt ein tapferes Büchlein: ‚Gelehrte in Hypnose' (Verlag Parus in Hamburg), das mit imponierender logischer Schlagkraft all die Beweismittel der gelehrten Gutachten ad absurdum führt und noch dazu durch seinen polemischen Witz höchlichst belustigt.

Bruhn knöpft sich Schrenck-Notzings Versuchsbedingungen vor: wie ein an Finsternis grenzendes Rotlicht herrschte; wie das Medium im schwarzen Trikot vor einem schwarzen Vorhang saß, sodaß es so gut wie unsichtbar war; wie es zwecks Gebärung des Okkulten in die Wehen kam und so erst einmal durch unaufhörliche wilde Bewegungen zwei Stunden lang die Kontrolleure bis zum Äußersten ermüdete, bevor überhaupt was passierte. Und dann, als nur noch fünf Minuten Zeit gegeben waren, die Spannung aufs Höchste stieg, die Nerven rasten, alle Sinnesorgane durch Überanstrengung, lärmende Musik und dergleichen in besonders untauglichen Zustand gebracht waren – da endlich hob sich, von der roten Lampe aufs Dürftigste beleuchtet, ein Taschentuch vom Boden, klingelte die Glocke, schwebten glühende Filzringe durch die Luft, und was so die Sorgen der Geister mehr sind. (Mir ist die Tatsache, daß die übersinnlichen Kräfte sich auf eben die kümmerliche Zauberkünstlerart dokumentieren, wie sich der kleine Moritz die Gespenster vorstellt, immer höchst befremdlich erschienen – es riecht so nach Wunscherfüllung.) Unter Versuchsbedingungen also, die den fünfzig Gelehrten auf andern Gebieten als die lächerliche Karikatur einer wissenschaftlichen Arbeitsweise erschienen wären, konstatierten sie die Phaenomene und gaben sich damit zufrieden. Und als einer der Teilnehmer den Fuß des Mediums sah, auf dem der Filzring gewissermaßen schwebte, als die Tüllwand, die zwischen Medium und Objekt errichtet worden war, ein armdickes Loch zeigte: da hielt man – die Existenz medial erzeugter neuer Körperteile für exakt bewiesen. Man sah nicht, daß die verdächtigen Versuchsbedingungen zwar noch keinen triftigen Einwand gegen die Existenz der Phaenomene darstellen, daß aber so auch nichts zu beweisen ist.

Was liegt hier vor? Ist Herr Bruhn klüger als so viele Gelehrte? Nein – aber er war nicht dabei: er war unverzaubert. Und damit tritt nun – höchst charakteristisch für die Gegenwart – eine ganz moderne Argumentation auf, die nicht, wie immer bisher, eine gewisse normale Brauchbarkeit des wissenschaftlich beobachtenden Subjekts voraussetzt und den Fehler nur aus den Tatsachen erklärt, sondern die den innern Zustand des Beobachters für geeignet hält, falsche Realitäten heraufzubeschwören. Das gehört zu den Symptomen einer Revolution in unsrer Weltanschauung.

Denn es gibt heutzutage unheimlichere Dinge als die spiritistischen Séancen. Dazu muß man sich einmal klarmachen, welche eigentlich tollkühne theoretische Vorstellung auch etwa in Coués Lehre stillschweigend akzeptiert wird. Nicht mehr ist von einer objektiv beständigen Realwelt die Rede, in die wir allenfalls durch Willenshandlungen eingreifen können, son-

dern von unsrer Fähigkeit, die Realität selber – durch „Einbildung“ – zu formen und zu verändern . Diese unerhörte Subjektivierung des Tatsächlichen – die eine viel lebendigere Funktion hat als der „Idealismus“ der Philosophen – ist eine erste praktische Auswirkung psychologischen Denkens. Wie war es einst doch so bequem: in einer Welt solid charakterisierter Dinge stand der Mensch, der – wenngleich es sauber abgetrennte Tiefenschichten gab, in denen Triebe und Wünsche ihr Leben trieben – einen gekühlten Urteilsapparat besaß, fähig, Schönes von Häßlichem, Gutes von Bösem, Wahres von Falschem zu sondern. Aber diese primitive und daher so erfreulich einfache Architektonik der Seele will nicht länger halten; die Säulen wackeln: mit der Schönheit hats angefangen, mit der Moral hats nicht lange gedauert, und mit der Wahrheit scheints nun auch nicht mehr weit her zu sein! Wir finden, daß unsre Erkenntnisprozesse untrennbar eingebettet sind in die Strebungen der Wünsche, Phantasien und Überzeugungen, daß der sonst untadlige Denkapparat eines Professors unzuverlässig wird, wenn irgendeine angebliche Realität durch irgendwelche (vielleicht sehr unwissenschaftlichen) Mittel – Bruhn ist respektlos genug, auch die Autorität des Barontitels und das Palais des Herrn v. Schrenck-Notzing hierher zu rechnen – mit Evidenzgefühlen beladen worden ist, sodaß nun lebhaft gewünscht wird, das als wahr Erlebte auch zu beweisen. Dann biegt sich die Logik, nächstliegende Erklärungen sind meilenfern, fernliegende werden plausibel und greifbar. Die Suggestion gibt uns Macht über die Tatsachen – aber sie nimmt uns auch den festen Boden unter den Füßen fort. Und mit größerm Recht dürfte sich bei dieser Eröffnung jene „gelinde Form der Seekrankheit“ einstellen, die Thomas Mann spürte, als er die mediumistischen Phaenomene sah und die Naturgesetze ihm ins Schwanken gerieten.

Daß das unfreiwillige Experiment mit unsern Besten gemacht worden ist, hat seinen pädagogischen Reiz. Nicht Deliranten, Sektierer oder Flachköpfe sind der Suggestion erlegen, sondern die Scharfsinnigsten. Es scheint angebracht, ein bißchen mißtrauischer mit den „Tatsachen“ umzugehen, denn was man hier einmal im Extrem demonstriert hat, das gilt als Grundphaenomen für jede, auch besonders die praktische Erkenntnis. Wie geht es denn zu? Da leben wir mit Menschen zusammen, nennen den Einen gutmütig, den Zweiten gerissen, den Dritten einen großen Staatsmann. Und welchen objektiven Gehalt haben diese Charakteristika, die doch alle unsre Beziehungen zu den Menschen bestimmen, die „existent“ sind im wahren Sinne des Wortes, weil, außer in diese Formen gezwängt, gar nichts von den Menschen für uns vorhanden ist? Wieviel Verzerrtes, Zufälliges mag in diese Clichés hineingekommen sein durch Gewünschtes, Autoritatives, demgegenüber unsre exakten Verifikationsmethoden ein Minimum an Wirkung haben? Wir müssen begreifen, daß ein Tatbestand, eine Eigenschaft anfängt zu existieren, wenn nur genügend oft und nachdrücklich gesagt wird, es sei so. Deshalb kommt es auch nicht auf die Beweiskraft der Argumente an, die ein Ver-

sammlungsredner, Arzt, Hochstapler, Liebhaber benutzt, sondern nur auf die Überzeugungsgefühle, die er hervorruft, und mit denen er uns eine Welt baut. Die Wahrheit? Ach, für Tatsächliches verlangen wir Arglosen keine Beweise: was der Bauer frißt, das kennt er. Und deshalb „ist“ deine Schwägerin eine Intrigantin, die Telekinese eine bewiesene Sache, Gerhart Hauptmann so ähnlich wie Goethe und der Krieg eine Notwendigkeit.

Es scheint, die Psychologen werden mit uns Allen, mit dem Selbstbewußtsein unsres Wissens um die Dinge eine Pferdekur machen müssen. Und wer wäre nicht neugierig auf den Ausgang dieser wahrhaft lebensgefährlichen Operation!

Kindheit und Sünde von Bernard Shaw

In manchen Familien herrscht noch der Brauch, die Kindheit als den Zustand der Sünde zu behandeln, schamlos das ungeheuerliche Prinzip aufzustellen, daß man kleine Kinder sehen, aber nicht hören dürfe, ihnen eine Reihe von Gefängnis-Regeln aufzuzwingen, die nur bezwecken, das Zusammenleben mit Kindern für die Erwachsenen so wenig unangenehm wie möglich zu gestalten und nicht die geringste Rücksicht auf die Interessen der Kinder zu nehmen, weder auf die gegenwärtigen noch auf die zukünftigen. Dieses System arbeitet auf die Schaffung einer zähen, brutalen, dummen und skrupellosen Klasse hin, die von der fixen Idee besessen ist, daß die unentdeckte Sünde der Inbegriff jedes Vergnügens sei. In gewissen Phasen der Zivilisation kann leicht geschehen, daß solche Klassen die Oberhand über liebenswürdigere und gewissenhaftere Rassen und Klassen gewinnen. Sie haben die Wildheit der Kettenhunde und sind stolz darauf. Schließlich jedoch sind sie immer, selbst auf dem Höhepunkt ihrer militärischen oder politischen Erfolge, angekettet. Sie erreichen Alles unter der Bedingung, daß sie sich fürchten, das Erreichte zu genießen. Ihre Zivilisationen beruhen auf Einschüchterung, die ihnen so notwendig ist, daß sie sich selbst einschüchtern, wenn sie keinen genügend Mutigen finden, der sie einschüchtert, und in einer fortwährenden moralischen und politischen Panik leben. Schließlich kommt man ihnen drauf, und zuletzt sind doch immer sie die Eingeschüchterten.

Freilich werden jene Kinder in mancher Beziehung besser erzogen werden als die Kinder sentimentaler Menschen, die sich immer ängstlich mit ihrer Elternpflicht quälen und im Grunde weder die Kinder glücklich machen noch ihr eignes Dasein erträglich gestalten. Man weiß, an welcher Stelle ein selbstsüchtiger Tyrann zu fassen ist, und er (oder sie) verwirrt zum mindesten die Gefühlsregungen nicht; aber wer sich gewissenhaft und wohlmeinend in alle Angelegenheiten einmengt, kann einen bis zur Raserei martern.

Zum Glück sind nur sehr wenige Eltern fähig, ihre Pflicht, oder was ihnen als Pflicht erscheint, unablässig zu erfüllen. Zum Glück bringen noch weniger Eltern den Mut auf, zuhause mit eisenbeschlagenen Hufen über ihre Kinder hinwegzureiten.

Greco von Wilhelm Hausenstein

Notizen zu seinen Bildern in der Pinakothek

Man braucht Jahre, um dem überschwänglichen Reichtum seiner – wenn ich so sagen soll – malerischen Intriguen auf die Spur zu kommen; man braucht Jahre, um die ungeheure Exaltation seiner Figuren, seiner Kompositionen zu fühlen, ganz und gar zu fühlen. Hat man ein Bild wie die ‚Immaculada Concepcion' zehnmal je eine Stunde lang gesehen, so wird doch erst beim elften Male die Fülle heimlicher Verwegenheiten ganz ersichtlich, die den geheimnisvollen Charakter dieses herrlichen Bildes bestimmt. Zwar scheinen seine Bilder aus einem einzigen Wurf entstanden; sie scheinen aus dem jähen Auftritt einer Vision gewonnen und scheinen wie mit einem Male da zu sein. So scheint es; und in halbem Sinne ist es wohl auch wahr. Aber das Ganze ist damit nicht begriffen. In diesen Bildern ist etwas wie die feine, langsame, umständliche Kunst der Tortur; der Maler „quält sich". Er quält sich nicht in dem untergeordneten Sinne geringer Künstler, die nicht können, was sie wollen, und nicht wissen, wie man „es macht"; davon ist beim Greco, der die Hyperbel des Könnens ist, wahrlich nicht die Rede. Sondern er quält sich in seinem sublimen Stil, auf einem Niveau, das auch die Beteiligten kaum ahnen. In dieser Malerei tritt ein sehr großer Künstler, einer der allergrößten, die auf unsrer Erde gingen, sich selbst mit dem Scharfsinn und der Schonungslosigkeit eines Inquisitors gegenüber. Seine Malerei muß – als Malerei selbstverständlich, denn vom Inhaltlichen ist in diesem Augenblick nicht die Rede – das letzte der Geständnisse hergeben, und das letzte der Geständnisse ist so sehr Nuance, daß es ans Zweideutige grenzt und also immer wieder ein neues Suchen, eine neues Inquirieren reizt.

* * *

Das ‚Espolio' ist, wenn man beim Greco von Maß sprechen kann, eines der maßvollsten Bilder seiner Hand, und sicherlich das maßvollste der Münchner Reihe. Es ist am wenigsten Donquixoterie; es hat die wenigste Übertriebenheit, als Komposition wie als Malerei und als Farbe. Es ist am wenigsten exzentrisch. Allein die Behauptung ist eben nur relativ. An sich allein gesehen birgt auch dies Bild jene großartige und verfeinerte Verwegenheit, jene heroische Sublimität, jene rassige Schärfe, die uns am Greco und am psychischen Stil der Spanier so sehr besticht. Christus ist karminrot. Die heilige Frau unten am Rand des Bildes ist gelb: ihr Rücken ist mit einem Gelb gemalt, das zwischen der Teerose und der Zitrone steht (Dazu ist sie blond – als Magdalena.) Ähnlich gelb ist der Mann, der die Löcher für die Nägel mit einer schauderhaften Sachlichkeit ins Kreuzholz vorbohrt. Diese Farben also regieren: Karmin und geschwächtes Gelb. Man wird ihnen die Außerordentlichkeit nicht bestreiten – so wenig wie den aufregenden Farben der spanischen Fahne. Die Hauptfarben des

‚Espolio‘: das ins Moll gesetzte Gelb-Rot der spanischen Fahne.
Deutung von heute? Vielleicht. Vielleicht nicht. Es ist nicht
unmöglich, daß inmitten jenes Zeitalters einer hochgespannten
nationalspanischen Katholizität, inmitten einer triumphieren-
den spanischen Glorie um Welt und Kirche die reizbare
Phantasie des Toledaners eine Metamorphose der spanischen
Farben gedichtet hätte... Das Gedränge der Knechte und
Soldaten, unter denen sich Köpfe von einer wie mit dem Messer
geschnittenen Prägnanz spanischer Rasse befinden, ist mit neu-
tralern Farben gemalt; allein wie mannigfaltig durchgezüchtet
ist auch dies Graue! Der Himmel ist grüngrau. Stangen,
Spieße, Helmzierden fahren phantastisch in ihn hinein. Und
dann das köstliche Erlebnis an diesem Bilde – ein zwar ver-
stecktes Erlebnis, das dennoch stärker erregt als alle kühnere
Farbigkeit: auf dem glänzenden Fischgrau der Rüstung des
Hauptmanns neben dem Herrn spiegelt sich das Karmin vom
Rock des Heilands. Es spiegelt sich weinrot; es spiegelt sich
blutrot und scheint eine tiefe Anzüglichkeit zu bedeuten. Das
Blut des Herrn – gespiegelt auf der schimmernden Rüstung der
Welt. Welch ein Memento! Im übrigen – ob Blutrot, ob
Weinrot: es wäre das Selbe; denn der rote Wein ist das Blut
des Herrn.

*** * ***

**Das ‚Bildnis der heiligen Jungfrau‘ und das ‚Bildnis des
heiligen Jacobus Major‘ sind Dokumente des bizarren Greco;
des phantastischen Greco; jenes Greco, der zum Cer-
vantes, zum Don Quixote hingeordnet ist; des Greco,
der den tiefsten Ernst des Daseins in einer Art von
Karikatur findet – die aber an Offenbarung des Eigent-
lichen grenzt. Die wunderbare, die hinreißende Absurdität des
Greco bekundet sich am Bilde der Jungfrau vielleicht am
meisten in dem Charakter der malerischen Paste. Muß ich, ein
Fanatiker des Greco, ein Maniaque des Don Quixote, in wel-
chem ich das herrlichste Beispiel menschlicher Tragweite,
menschlicher Phantasie, Beharrung, Treue und Heldenhaftig-
keit erblicke, jener Heldenhaftigkeit, deren Maß die passio-
nierte Beharrung bis in die Abgründe und Höhen des von allen
Sancho Pansas so genannten Irrtums ist, muß ich, der glaubt,
daß ein spanischer Poet, einer der größten in aller Welt und
allen Zeiten, der Menschheit das schönste Beispiel, das am
meisten rührende Beispiel des Heroischen, o ja, des eigentlich
Heroischen geschenkt hat – muß ich eigens sagen, daß es mir
fern liegt, den Greco auch nur mit dem leisesten meiner Gedan-
ken, dem scheinbar unziemlichsten meiner Vergleiche zu lästern?
So mag ich wohl wagen, zu sagen: die Paste, mit der das Bildnis
der Madonna gemalt ist, die mürbe und dichte und fahle Far-
bigkeit dieser Paste sei der werdenden Fäulnis ähnlich, die den
reifen Käse für eine edle Zunge köstlich macht. Es ist eine
Malerei wie im Stande kostbarer Verwesung, wie in der Phase
des Verschimmelns; „faisandée“; die Paste, mit der hier Antlitz
und Kleider gemalt sind, ist wie aus lauter feinen, grauschim-
mernden, ein wenig phosphoreszierenden Pilzen gebildet. Nie-**

mand wird sagen wollen, hier sei eine bestimmte Bedeutung verborgen. Aber hier ist ein Maler, der die Kunst auf barocke Art bis zu der letzten aller äußersten Möglichkeiten raffiniert hat; er wagt, die schmeckenden Nerven, nicht nur die sehenden anzurühren – wagt es mit einem Madonnenbilde! Es ist nur ein Wort möglich für diese Verwirrung: auch sie ist eine Donquixoterie! Diese Augen im weißen Gesicht – diese braunen, fast schwarzen Augen: Früchte, Brombeeren, überreifte Belladonnen – und also ein tödliches Gift inmitten der Heiligkeit... Welche Verwechslungen im Instinkt – welche Donquixoterie... Und wie schön, daß ein malender Dichter im Leben so Eines gegen das Andre tauschen darf, Eines dem Andern gleichsetzt, das Heilige sogar dem Unheiligen. Ja, man muß auch fragen: ist dies nicht fromm? Und keine Frage kann ernster gemeint sein. Jacobus Major ist ähnlichen malerischen Wesens; nur daß die Farben sich stärker aussprechen. Er ist grün, goldgelb und schiefergrau vor schwarzem Grunde, und es ist eine Pracht, zu sehen, wie diese leidenschaftlichen Farben vergehen, als ob sie nichts wären; man erblickt staunend zugleich die trophäenhafte Herrlichkeit ihrer Gegenwart und ihren Untergang in der gemeinsamen Verwesung alles Menschlichen. Und man erblickt betroffen: die bizarre Asymmetrie in der Haltung des Apostels; seine rechte Schulter hebt und spitzt sich – die linke fällt, als ob sie gar nicht wäre. Figur und Malerei entgleiten wunderbar ins Schiefe.

* * *

Aber der größte Greco in München ist die ‚Immaculada Concepcion‘. In diesem Bilde triumphiert die barocke Aviatik des Greco. Madonna fährt auf; paradierende Engel von unendlicher Länge, mit Beinen, die wie von der Folter gestreckt sind, empfangen die Göttliche in excelsis. Die Erde ist tief unten, wesenlos, wie ein Traum nur, und Kirchen, Brunnen, Bäume stehen wie Spielzeuge; es scheint belanglos, wo eigentlich sie stehen. Lilien von fauligem Lilaweiß am Rande des Bildes, unten, entsenden süße, schier verderbliche Wohlgerüche in das Bild; in das Bild einer Erde, die olivfarben, fahlblau und ein wenig rostig ist. In mächtigen Breiten, schweren Tüchern gleich, spannen sich um das Karmin und Purpurblau der Jungfrau die stahlfarbenen Wolken auf. In der Höhe schwebt die Taube des Geistes – teerosengelb. Angsterregend und wollusterregend, voll metaphysischer Vieldeutigkeit wirbelt sich, schlingt sich, rollt sich ein Schleier von der opalisierenden Farbe der Eingeweide oder des Hirns um den Rücken und die Seite der göttlichen Mutter. Sie selbst steht lang, sehr sehr lang, gleichsam unmeßbar in der Luft; sicher, zart, mit winzigem Kopf und in die Dichtigkeit ihrer Gewänder geschlossen wie in das Bild der Keuschheit selbst; es ist nicht möglich, darunter einen Leib, eine Frau zu denken. Drunten in der Tiefe rieseln die Brunnen; die Kühle der Strahlen, die Quinte ihrer Musik mischt sich in den Duft der Lilien und in das himmlische Geräusch – in das Orchester der Apotheose. Credo quia absurdum.

‚Androklus und der Löwe' – womit jetzt das Deutsche Theater
die Spielzeit eröffnet hat – zieht einen Teil seiner Lustigkeit
aus der Überzeugung seines Dichters, daß sich seit der Zeit der
Christenverfolgungen nichts in der Welt geändert habe. Der Historiker
Shaw ist nicht der Meinung, daß ein Gladiator unmöglich einem Kino-
Portier geglichen habe. Für ihn besteht kein Unterschied. Er be-
hauptet, die Menschheit nur nachahnen, nachahmen zu können, wie
er sie kennt, und sieht deshalb Römer der Vergangenheit im Bild
seiner Zeitgenossen und Landsleute. Als ob nicht auch Goethes
Griechen Weimaraner des achtzehnten Jahrhunderts wären! Shaw
hätte nichts Apartes für sich, würde seine unpathetische Geschichts-
auffassung nicht aus einem negativen Element – Mangel an Ehr-
furcht vor überkommenen Wahrheiten – durch Witz ein positives
Element seiner Kunst, und umso positiver, selbstverständlich, je
größer die geistige Freiheit dieses Witzes. Wenn in andern Fällen
eine Glasur von Ironie um tödlich ernst betriebene Dinge ist, so
schwingt hier unter spöttischem Klingling ein Ton von tödlichem
Ernst.

Androklus, der bei dem griechischen Märchendichter Aelian ein
entlaufener römischer Sklave ist, wird bei Shaw Christ und damit
Anlaß eines dramatischen Kampfs, der sich zwischen Heiden- und
Christentum abspielt. Es geht um der Menschheit wesentliche
Gegenstände, die Shaw nicht verkleinert, weil er sie kritisiert, weil
er sie von verschiedenen Standpunkten betrachtet, weil er ihre Ver-
treter nicht nur ‚Vertreter' sondern nebenbei Menschen sein läßt.
Tut der ‚Würde' der christlichen Märtyrer wirklich Abbruch, daß eine
gesunde und begehrenswerte Lavinia unter ihnen zwar zu sterben
bereit, aber, solange sie lebt, für den Mannesreiz eines hübschen
römischen Hauptmanns nicht unempfindlich ist? Was man Shaw
übel nimmt, und nicht ihm allein, ist seine unbestechliche Aufrichtig-
keit. Ein Athlet wird Christ, hätte also seine Nächsten zu lieben
wie oder als sich selbst. Dagegen ist in der Theorie nichts zu sagen.
Aber halte einmal einem römischen Lausejungen auch noch die linke
Wange hin, wenn du ihn mit einem Hauch deines Mundes umblasen,
laß dich einmal von jämmerlichen Sklaven peitschen, wenn du sechs
mit einem Schlag niederwerfen kannst! Der Athlet, zum Donner-
wetter, haut um sich.

Ohne viel Gerede zu machen, zeigt Shaw, was er für praktisches
Christentum hält: die Auswirkung angeborener Gaben. Diese Gaben
irgend welchen Sittengesetzen zuliebe auszuhungern: das ist Schwin-
del, Finsternis, Heidentum. Der gute, ehrliche, hilfreiche Androklus
soll jederzeit auf sein Herz hören: dann werden sich ihm die Bestien
zu Füßen schmiegen. Das stimmt mit den Lehren des Evangeliums
überein. Aber der Athlet Ferrovius soll nicht Gebete gen Himmel
flennen, sondern, zum Donnerwetter, seine Muskeln gebrauchen:
dann wird sich ihm der machtwahnwitzigste Caesar beugen. Das

ist Shaws Evangelium, das so amüsant wie er noch Keiner gepredigt hat. Sei dir selbst getreu; über diesen letzten Schluß aller Lebensweisheit hat Ibsen seinen ‚Peer Gynt‘ gedichtet, mit dem Shaws hurtige Schnurre es für mein Gefühl an ideeller Spannweite ebenso erfolgreich aufnimmt wie an artistischer Unzulänglichkeit. ‚Caesar und Cleopatra‘ war gewiß eine formlose, nicht nur aus geistreicher Absicht, sondern auch aus Gestaltungsschwäche schwankende und schillernde Komödie. Aber man begriff sie und ihre Herrlichkeit, weil Caesar und Cleopatra unverrückbar fest im Mittelpunkt standen und die Strahlen, die sie nach allen Seiten aussandten, schließlich doch von allen Seiten wieder auffingen. Dieses Märchenspiel ist voll von Licht, das nicht immer weiß, worauf sichs ergießen soll. Abwechselnd werden Androklus, der Löwe, Lavinia, Ferrovius und der Caesar Hauptperson. Darum wirds eben keiner. Das Interesse kann sich nicht recht vor Anker legen. ‚Androklus und der Löwe‘ ist Shaws großartigste Eingebung. Sie auszuführen hat seine Geduld oder seine Kraft nicht gereicht. Ach, daß dem Menschen nichts Vollkommenes wird!

Mahlers Lieder von Oscar Bie

Mahler ist die symphonische Liednatur modernen Typs. Nicht Oper, nicht Symphonie, sondern das Bestreben, diese Symphonie opernmäßig zu beleben durch eingelegte Gesänge oder durch eingewebte Stimmen. Es heißt noch das ‚Lied von der Erde‘. Altes Lied ist es nicht mehr, neues Lied allein kann es auch nicht sein. Es ist ein Weg von jenem zu diesem. Es trägt in sich ein Teil Volkslied und strebt dabei zum entgegengesetzten Ende der Symphonisierung. Es ist die Spanne, in der dies tiefe und doch nicht ganz selbständige, sehnsüchtig tragische Künstlerleben sich abspielte. In der Linie, die Lied genannt ist, liegt eine Hauptader der Entwicklung.

Als Fahrender Geselle tritt er der Natur gegenüber, dichtet seine Texte, singt seine Melodien, nicht so ausgesprochen deutsche, sondern slavisch gefärbte, mährische Heimatklänge. Sie leben in der Luft des Volkes, sind nachdenklich auch in der Lustigkeit, hängen sich breit über die Seele. Niemand hört ihn. Er nimmt die Lieder in die ersten Symphonien auf, heimliche Selbstbekenntnisse, Kindheitserinnerungen, Lieder ohne Worte geworden, versteckt in der absoluten Musik, die ihre Naturanbetung als verschwiegenes Programm in sich trägt. Er begriff Volksgedicht und Volksmusik als Einheit, Motiv des Lebens und der Kunst zugleich.

Er findet jetzt ‚Des Knaben Wunderhorn‘. Plötzlich schlägt ihm diese Flamme ins Gesicht, Feuer uralter Herde, das in seinem Innern brannte. Er wird der Wunderhorn-Komponist, nicht hier und da, wie die Andern, sondern ganz hingegeben und systematisch verliebt. Seine Tonsprache entzündet sich daran. Die Linie wird aus der Landschaft des Volkslieds nachgefühlt, die Bässe schreiten in schweren, primitiven Marsch-

rhythmen darunter, die Stimmen gehen ihren Weg in möglichst großer Selbständigkeit, sie erzeugen lebendige, nicht gefüllte Harmonien, sie freuen sich der schmerzlichen Querstände, sie alterieren die Phrasen wie mit wunden Merkmalen, sie wiederholen und sequenzieren Figuren in einer grüblerischen Konsequenz, sie hängen sich in Terzen und Sexten nach dem Klange uralter Zweistimmigkeiten zusammen, sie verkürzen und parallelisieren Akkorde in moderner Perspektive, bisweilen weichen sie in einen sentimentalen Vorhalt aus, bisweilen stärken sie sich in Lauten der Natur und der Naturinstrumente, sie tanzen unter Tränen, sie weinen in der Liebe zu dieser irdischen Welt. Es ist das Reich eines Künstlers, der sich zurücksehnt zur Bodenständigkeit und weiter muß auf diesem Schmerzenspfad, der sich an die Natur klammert und die Kompliziertheit der modernen Lebenssymphonie in sich trägt.

Schlimme Kinder artig zu machen oder durch einen grünen Wald zu gehen, zum Tode heraus zu marschieren oder zu denken, die Liebste nimmt mich doch, zu Straßburg auf der Schanz zu träumen oder auf die Vögel zu warten, die die Zeit vertreiben, alles Scheiden und Meiden und nicht Wiedersehen und schließlich nicht wissen, wie mir ist – welche sangesfrohe Welt, vom Volkston durchzogen, durch gute und böse Stimmungen schattiert, es konnte nichts Schöneres geben, noch ist die Erde so begehrenswert.

Aber bald erwacht das symphonische Unterbewußtsein. Die neue Folge der Wunderhorn-Lieder ist dramatischer, orchestraler, das Volkhafte ist vergrößert, die Stimmen stehen in Dialogen. ‚Der Schildwache Nachtlied‘ ist ein grandioses Gemälde soldatischer Traurigkeit und Gespensterei, in dem das Strophische zum Motivischen wird, zwangvolles, übersinnliches Band aller Gedanken und Schrecken. Liebesstreit im monumentalisierten Ländlertakt, auf Reiterrhythmen und im Liederklang – es dreht sich die Weise wie eine Weltenleier, dreht Klavier und dreht die Stimme: Wer hat dies Liedlein erdacht?

Da ist eine gewaltige Bühne aufgeschlagen von allen Situationen der Liebe, in denen Volkslied gestaltende Kraft wird, Hintergrund, Motiv, Unbewußtheit, Musik in der Musik auf diese wundervoll und echt gewachsenen Texte. Das hungrige Kind, für das das Brot zu spät gebacken ist, eine wachsende Tragödie in gesteigerten Strophen auf unheimlich jagende Sechzehntel. Die ‚Fischpredigt des Antonius‘, drollig eingespannt in ein dämonisches Todestanz-Scherzo, das sich so selbständig fühlt und orchestral benimmt, daß es aus dem Lied herausgeht, den Antonius anderswo predigen läßt und als Symphoniesatz in die Zweite um Aufnahme bittet. Wer weiß: war es vielleicht zuerst da, und kam der Antonius später darüber, um wiederum entlassen zu werden? Die symphonische Substanz ist so absolut, daß sie Gedichte deckt, nicht illustriert. ‚Rheinlegendchen‘ als gesteigerter Ländler, ‚Melancholie‘ unter Trompeten, ‚Tierfabel‘ als Menagerie der Musik, es sind Stücke an sich, aus ihrer Musikalität konzipiert, mit deutender Stimme, nicht Kompositionen von Texten. Nur der ‚Turmgefangene‘ mit seinem Mäd-

chen geriert sich etwas opernstrophisch, um auch für dieses Mittelglied ein Beispiel zu geben.

Die dritten Wunderhorn-Lieder bleiben im Gespensterkreis des Soldaten. Krieg und Tod, Dienst und Seele. Die ‚Revelge‘ und der ‚Tambourg’sell‘ sind Balladen auf militärischen Rhythmen, düstere Beleuchtung, szenisches Arrangement in Stimme und Klavier, Volkston in der Luft. Wo Tod und Leben grausam zusammenstoßen, glüht Mahlers musikalische Phantasie auf. Wo ist Carl Loewe geblieben? Mahler spielt gern dieses Theater, weil es keines ist. Er ist kein Rhapsode, er vertieft die symphonische Dimension. Sein Herz sehnt sich, um verstanden zu werden, nach Wirkung. Die Wirkung soll die Wahrheit heben. Ob Klavier oder Orchester, ist schon gleiche Wahl. Aber Orchester ist gerechter.

Dann kommt der Augenblick, auch dies letzte Theater fallen zu lassen. Es ist, ich möchte sagen, jenes Katholischwerden des Lieds, das am Ende vieler Meister steht. Die Musik, auch die Stimme, wird absoluter. Die Deklamation geht weniger nach sprachlichen als nach musikalischen Gesetzen. Eine metaphysische Ebene nimmt diesen ganzen Kampf von Wahrheit und Wirkung, Gesang und Milieu in ihre abgeklärte Ruhe auf. Des Knaben Wunderhorn, Nerv des Lebens, versinkt – Rückert steigt auf, Sinn und Geist des Lebens. Ich atmet’ einen linden Duft – Liebst du um Schönheit – Blicke mir nicht in die Lieder – Ich bin der Welt abhanden gekommen – Um Mitternacht: so oft komponiert, so unendlich zart und neu und feinfühlig und musikergeben sind diese Lieder von später Hand Gustav Mahlers.

Rückerts ‚Kindertotenlieder‘ sind die letzte Liedauflösung in der symphonischen Form. Eine Suite von fünf Gesängen, schon ganz orchestral gefärbt, durch verschiedene Lebensstationen, verschiedene Ausdruckswelten, und doch eine Einheit in der seelischen Durchdringung, in der beziehungslosen Musik, nur selten von einer naturalistischen Erinnerung geschüttelt, am Anfang und am Ende von einer überirdischen Glorie. Der Tod ist nicht mehr gestellt, er ist erlebt. Das Lied ist in die Ewigkeit der Musik auf seinem Dornenwege eingegangen.

Die lebende Maske von Alfred Polgar

Ein Stück von Pirandello. Im Wiener Deutschen Volkstheater. Regie: Friedrich Rosenthal.
Die Pitoëffs haben das Stück hier gespielt. Es hieß damals ‚Henri IV.‘ Auch in diesem Drama besteht Pirandello, mit Shylockscher Verbissenheit, dem Sein gegenüber auf seinem Schein.

Ein junger, vornehmer Italiener ist während eines Maskenzugs, bei dem er Heinrich IV. aus dem Geschlecht der Salier vorstellte, vom Pferd gestürzt (vielleicht weil der Nebenbuhler um die Gunst der Marchesa es gekitzelt hat?) und so unglücklich auf den Kopf gefallen, daß er, wieder zu sich gekommen, nicht mehr bei sich ist. Sondern glaubt, Heinrich IV. zu sein.

Die Familie tut ihm den Gefallen, sie inszeniert gewissermaßen die Wahn-Vorstellung des Armen – jede Familie ihr eigner Friedrich Rosenthal –, umgibt ihn mit Dienern und sonstigem Personal aus dem elften Jahrhundert, setzt ihn in historisch stilgerechte Räume und läßt ihn nach Herzenlust Heinrich IV. sein. Nach einiger Zeit kommt der Kranke zur Vernunft, doch ist er schon so draußen aus dem zwanzigsten und so drin im elften Jahrhundert, daß er vorzieht, dort zu bleiben. Zwanzig Jahre spielt er die Narrenrolle. Ein Besuch der Marchesa, ihrer Tochter, des damaligen Nebenbuhlers und eines Irrenarztes, die miteinander an dem Genesenen, von dem sie nicht wissen, daß er das ist, zu Heilzwecken herumexperimentieren, führt zur Offenbarung des verwickelten Sachverhaltes, zu heftigen Auseinandersetzungen über Sein und Schein, Wahn und Wahrheit, Komödie des Lebens und Leben der Komödie, Trug der Wirklichkeit, Wirklichkeit im Trug, kurz: über den ganzen Pirandello-Komplex, und im Lauf der Debatte ersticht der Gesund-Kranke jenen Nebenbuhler. Hernach entschließt er sich, Heinrich IV. zu bleiben. Er läßt gewissermaßen endgültig das Gesicht von der Maske fallen.

Der Vorfall basiert auf zwei, man muß schon sagen: glücklichen Voraussetzungen. Erstens auf einer oekonomischen. Wieviel Familien können sichs leisten, ihren Übergeschnappten eine ganze Narrenwelt zu bauen, mit vielen Spielern und Kulissen, und – von der Lustbarkeitssteuer ganz zu schweigen – solche Welt zwanzig Jahre in Gang zu halten? Zweitens war es wohl ein besonderer Glücksfall, daß der Irre sich König glaubte. So lebte er doch ein relativ angenehmes Leben, und es fiel ihm dann später auch gar nicht so schwer, die Narrenrolle als Gesunder weiterzuspielen (abgesehen davon, daß er als Narr nicht einrücken mußte), denn es war immerhin eine dankbare, pompöse Rolle. Ich möchte bezweifeln, ob er, wäre zum Beispiel sein Hirngespinst gewesen, ein Pferd zu sein – durch etwas Symbolverkehrung infolge des erlittenen Traumas wäre das leicht möglich gewesen –, ob er also die Konsequenz gehabt hätte, zwanzig Jahre lang Hafer zu fressen.

Das Stück ist interessant durch die Ineinanderschachtelung der drei Sphären: Wirklichkeit, Wahn, Komödie. Mancher spirituelle Weitblick, über die Sein-Schein-Grenze hinüber, lohnt den Ausflug ins Bodenlose. Auf der Bühne sehen wir, wie Einer spielt, daß er Das nicht spielt, was er spielt. Es wird also sozusagen die Kubikwurzel aus dem Theater gezogen, das ohnehin schon eine genügend imaginäre Zahl ist.

Die Figuren, die sich um Heinrich IV. ins Spiel mischen, sind Schatten ohne Gesicht. Fräulein Lauterböck und Herr Schmieder mühten sich, ihnen doch eines zu geben. Der weise Narr: Moissi. Eine schöne, geistig und musikalisch volle Leistung. Da hat er, was seiner Schauspielerei, so stark im Schwachen, taugt: Süßes und Bitteres, überlegene Demut, das Edle und das ach so Arme, Majestät dividiert durch Schmerzlichkeit. Die Passion ist Moissis Passion, mit aller vollendeten Anmut und Sicherheit, mit der der Dandy seinen Frack trägt, trägt er sein Kreuz.

Reinhold-Woche von Morus

Peter Reinhold – was für ein Name. Max Jungnickel hätte ihn nicht besser erfinden können: Peter-Klein Reinhold auf taufrischer Wiese, duftige Himmelschlüsselchen suchend und dafür am Sonntag in das Unterhaltungsblatt des Niederlausitzer Anzeigers kommend. Und ein Milchgesicht dazu. Zwar etwas Schlitzäuglein, aber doch sehr gutmütig, und immer ein rosiges Lächeln auf den Lippen. Wenn der Mund sich öffnet – und er tuts oft – geschieht ein Wunder der Natur: man kann sächseln und doch ein sympathisches Organ haben, melodisch, sanft, weich, beinahe ein wenig weiblich, jungnickelhaft, jungmädchenhaft – mit einem Wort: Peter Reinhold.

Ein Finanzminister? Ein Finanzministerchen. Ein Finanzministerleinchen. Was kann der schon sein?

Aber wenn man ihn eine halbe Stunde agieren sieht, weiß man: das ist eine Nummer für sich, eine von den Begabungen, die ganz selten in Deutschland sind. Ein Talent, das aus der Form heraus arbeitet, kühl bis ans Herz hinan und deshalb fähig, jeden Inhalt mit demselben Zuckerguß einer sehr gescheiten, sehr kultivierten, sehr geschmeidigen Rede zu überziehen. Nach Luthers jovial diktatorischer, Schliebens engstirnig bürokratischer Amtsführung am Wilhelmplatz kommt Einer, der nach sechs Jahren sächsischer Ministerschaft noch keinen Deut eines Beamten zu haben scheint, der spielend und graziös mit Millionen umzugehen versteht und ausnahmsweise einmal nicht die stereotype Übergeschäftigkeit des Finanzmetiers zur Schau trägt. Bestes Dresdner Kunstgewerbe.

Ehe noch mit Silverbergs Sozialistenrede und Stresemann in Genf die politische Wintersaison anfängt, schließt der Reichsfinanzminister Peter Reinhold ohne Parlament und ohne Vorbereitung der Öffentlichkeit mit dem Reparationsagenten Parker Gilbert einen Dreihundertmillionenvertrag ab. Lächelnd teilt er eines Tages mit: durch Schliebens Anhäufung indirekter Steuern müßten wir nach dem Dawes-Plan vom November 1927 an in vier Monatsraten 250 Millionen Mark zahlen und im Jahre darauf abermals 250 Millionen. Mir würde es Parker Gilbert, Alles in Allem, für 300 Millionen Mark lassen – nur sollen die Zahlungen gleich beginnen und innerhalb eines Jahres abgewickelt sein. Also 200 Millionen erspart. Wer wird da nein sagen? Gewiß. Nur wollen wir, wenns Herr Reinhold erlaubt, ein bißchen genauer rechnen, als er selbst es getan hat. 300 Millionen, im Durchschnitt eineinhalb Jahre früher gezahlt, kosten doch wohl auch dem Reich einige Zinsen. Bei bescheidenem Prozentsatz 35 Millionen Mark. Bleiben also statt der 200 Millionen nur noch 165 Millionen. Aber dazu, erklärt der Finanzminister, hat Parker Gilbert uns versprochen, die ganzen 300 Millionen in Sachlieferungen entgegenzunehmen. Hat er auch, da er doch von jetzt an die Reparationszahlungen auch in bar transferieren kann, zugesagt, daß diese 300 Millionen wirklich zusätzliche Sachlieferungen sein werden, daß er sie nicht bei den 1200 Millionen, die ohne-

hin im dritten Dawes-Jahr zu leisten sind, in Abzug bringt? Immerhin, da Luther-Schlieben ihren deutschnationalen Bundesgenossen diese unnötige Reparationslast aufgebrummt haben, hat man wohl gut daran getan, das Abkommen zu unterzeichnen. Oder hätte man besser daran getan, abzuwarten und, wenns so weit ist, den Versuch zu machen, ohne Eskomptierung einen Erlaß für die Zuschlagszahlung zu erreichen? Denn wenn auch im Londoner Protokoll die Zahlungspflicht eindeutig fixiert ist, tauchen doch im Dawes-Plan selbst Zweifel an der Erfüllbarkeit gerade dieser Zusatzleistungen auf. Hier wäre, vielleicht, eine Möglichkeit gewesen, einzuhaken, ohne sich dem Vorwurf der Drückebergerei auszusetzen. Schon jammert man bis weit nach links über die unmöglich schwere Schuldenlast der nächsten Jahre. Aber Deutschland hat im letzten Jahr aus Reichsmitteln 250 Millionen Mark mehr aufgebracht, als unbedingt notwendig war, indem es die zum Verkauf vorgesehenen Eisenbahnvorzugsaktien selbst übernahm. Jetzt zahlt das Reich abermals ohne Neuanspannung der Steuerschraube, also aus Überschüssen, 300 Millionen. Der unangenehme Sprung vom dritten ins vierte Dawes-Jahr, von 1200 auf 2000 Millionen, wird vermieden. Statt dessen wird die Skala im Jahre 1926/27 1500 Millionen, im Jahre 1927/28 1750 Millionen Mark betragen. Reinhold gewöhnt uns ans Zahlen, pfleglich und mild. Aber wenn man diese Vorschußpolitik für richtig hält – vielleicht ist sie’s –, dann soll man auch den Schreiern und Revisoren des Dawes-Planes den Mund stopfen und das mehr als pünktlich zahlende Deutschland nicht obendrein noch vor der Welt lächerlich werden lassen.

Am lautesten schimpft, trotz prinzipieller Zustimmung zur Dawes-Politik, die Industrie. Man kann ihr das nicht übelnehmen. Im letzten Jahr hat sie zur Verzinsung der Industrieobligationen 125 Millionen Mark abliefern müssen, in diesem Jahr muß sie, außer den laufenden Steuerverpflichtungen, 250 Millionen, in den folgenden Jahren 300 Millionen zum Reparationsbudget beitragen. Da man wichtigere Wirtschaftsaktionen im Augenblick nicht vorhat, wird also auf das Programm der diesjährigen Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie allgemeines Geraunze über zu hohe Steuern gesetzt. Man will nicht gleich Krach schlagen, sondern nur in den Formen der Wohlerzogenheit ein wenig nörgeln. Da der Reichsfinanzminister Reinhold sich zu diesem Thema selbst mit einem langen Vortrag angemeldet hat, geht der Verbandsleiter und Steueranwalt der Industrie, Kastl, ins Reichsfinanzministerium, um sein Referat mit Reinholds Rede auszubanlancieren. Stürmische Kontroversen sind also nicht zu erwarten, höchstens ein leichtes Geplänkel.

Pünktlich ist Reinhold in Dresden auf heimatlichem Boden zur Stelle. Alles geht wie am Schnürchen: Duisberg, Präsident des Reichsverbandes und Aufsichtsratsvorsitzender des Farbentrusts, dessen Aktienmilliarde heute dreimal so hoch bewertet wird als zu Anfang des Jahres, stöhnt genau nach

dem Konzept über die schlechten Zeiten. Dann liest Kastl korrekt und ohne Zwischenfälle einen Schriftsatz über Kommunalsteuer, Bankzinsen und Verwaltungsreform vor. Als Dritter er-scheint, während die dreitausend Menschen im Saal vor Hitze und Allerweltgerede bereits übermüdet sind, Reinhold auf der Tribüne. Was wird er schon sagen? Was ein Finanzminister in solchen Fällen zu sagen pflegt: Sie haben vollkommen recht, meine Herren, wir werden Ihre Wünsche zur Kenntnis nehmen und uns alle Mühe geben... Amen. – Aber Reinhold machts ganz anders: Die Industrie will Steuerherabsetzungen? Das sagt Ihr mir? Ich bin doch Peter Reinhold, der bekannte Steuerabbauminister. Euch gehts noch schlecht? Gewiß, aber doch besser als vor einem Jahre, und wem verdankt Ihr das? Reinholds bekanntem Steuerabbauprogramm. Daß von diesem Programm die Hälfte gleich wieder zurückgezogen wurde, braucht man nicht extra zu erwähnen. Im übrigen stehen wir am Vorabend großer Ereignisse, Ich werde die Steuern ganz anders abbauen als bisher. Nur, wie ich das mache, kann ich euch im Augenblick noch nicht sagen. Ihr schimpft auf die Finanzpolitik der Städte – ich erst recht, und schon hat der Präsident des Deutschen Städtetages, der dicht neben Reinhold auf der Empore sitzt, einen Hieb weg. Ihr verlangt Verwaltungsreform? Ich, Peter Reinhold, bin der Erste, der damit Ernst macht. Heute nacht noch habe ich mir vom Reichskabinett die Genehmigung geben lassen, im Finanzministerium selbst damit den Anfang zu machen. Ansehen im Ausland? Oho, ein Ereignis steht bevor, über das Ihr Alle staunen werdet. Um was es sich handelt? Diskretion Ehrensache. Dawes-Lasten? Gestern erst habe ich dem Reich 200 Millionen erspart. Daß wir dafür zwei Jahre früher zahlen, braucht man schließlich vor einem so kundigen Publikum nicht zu erwähnen. Wo ich das Geld zu den Vorauszahlungen herhabe, ebensowenig. Denn ich, der bekannte Steuerabbauminister, arbeite stets mit einem Budget, das dicht am Rande des Defizits steht. Und im übrigen brauchen wir uns selbst gar nicht so viel um die schweren Dawes-Lasten den Kopf zu zerbrechen. Die Reparationsmilliarden werden schon – deshalb offenbar die eilige Vorauszahlung – den Gläubigern selbst später lästig werden. An der rechten Stelle noch eine tiefe Verbeugung vor Hindenburg, eine hübsche Schlußwendung, damit sichs Jeder aussuchen kann: Deutschlands Weg zur alten Größe, zur neuen Freiheit... Aus.

Das Alles wird, so prätentiös es im Grunde ist, mit unglaublicher Leichtigkeit hingelegt. Kein Problem wird angepackt. Mit ein paar Ziffern, mit vagen Hoffnungen und geistvollen Formulierungen gleitet Reinhold über Alles hinweg. De tout un peu – von Allem ein bißchen, aber nicht, wie’s die andern Minister machen, indem sie aus zehn Referentenbeiträgen ein Ragout zusammenbrauen, dem man bei jedem Brocken anmerkt, aus welcher Schreibstube er stammt, sondern feinste, bekömmlichste Küche, von einem einzigen großen Kochkünstler serviert. Die Wirkung bleibt nicht aus. Das

schmeckt selbst den, gröbere Kost gewöhnten, Industriellen. Die dreitausend Zuhörer, von denen jeder sich für den berufenen Führer der deutschen Wirtschaft und des deutschen Volkes hält, sind benebelt wie irgendeine Volksversammlung. Die Massenpsychose ist gelungen. Wenn sie auch bisher für den demokratisch-liberalen Finanzminister nichts übrig hatten – dieser Reinhold ist doch ein fabelhafter Kerl. Daß seine Rede voll von innern Widersprüchen ist und nichts Kompaktes, keine sichere Zusage enthält, fällt nicht weiter auf. Der Meister im Fliegengewicht hat in diesem Kreise von Schwer-gewichtlern den Sieg davongetragen. Solche Beifallstürme hat noch nie ein Finanzminister bei der deutschen Industrie geerntet. Wenn auch Silverbergs Paktangebot an die Sozial-demokratie hundertmal wichtiger und verblüffender ist – in Dresden spricht man nur von Reinholds großem Siege. Der aber fährt ruhmbedeckt mit jugendlicher Behendigkeit nach Hamburg, spricht dort vor den Angestellten, redet tags darauf in Bremen und holt sich mit den gleichen Mitteln vollständiger Belanglosigkeit einen neuen Applaus.

Was er hinterher tun wird. Danach dürft Ihr nicht fragen. Er bezaubert, und von dieser Menschengattung haben wir in Deutschland so wenige, daß wir sie pflegen müssen wie eine Kostbarkeit.

Uniformstudie von Hans Natonek

Der Wohltat, in einem immerhin äußerlich entmilitarisierten Lande zu leben, wird man erst inne, wenn man in das ententistisch militarisierte Rheinland kommt. Plötzlich bietet sich einem wieder ein üppig-buntes Uniformmaterial dar, wie man es im unbesetzten Deutschland nicht mehr findet. Welche Kulturkuriositäten im Einzelnen, welch ein Kulturkuriosum im Ganzen, daß da fast hunderttausend Mann in den seltsamsten Verkleidungen müßig herumlaufen!

In einer Welt, die, trotz Allem, täglich zivilisierter und ziviler wird, bleibt das Militärische scharf isoliert; die Uniform hebt heraus, aber nicht mehr, wie einst, im Sinne der Bevor-zugung. Es liegt etwas Stigmatisierendes in diesen bunten Farben und abstrusen Formen. Nicht weil es „Landesfeinde“, sondern weil es Uniformen sind, empfinde ich es so. Mein Gott: Landesfeinde! Diese armen Burschen sind auf Grund eines die persönliche Freiheit aufhebenden Gesetzes, das ein ethisch frisiertes Überbleibsel der Sklaverei ist, aus ihrem Lande herausgerissen worden, oder sie sind Taugenichtse, die im Leben zu keiner andern Geltung kommen können als der von Gnaden einer Uniform.

Der militaristische Ungeist, der Menschen in solche aus-gesucht närrischen Kleider steckt, muß doch etwas Besonderes damit vorhaben. Er will dem Soldaten möglichst schwer machen, sich mit dem Zivilisten zu vermischen; er will aber auch dem gemeinen Mann durch eine lächerliche Muskoten-uniform das Selbstbewußtsein zerbrechen. Denn Selbstbewußt-sein ist dem Autoritätsprinzip im Wege. Die Uniform erfüllt

eine doppelte psycho-soziologische Aufgabe: sie soll ein Kastenansehen gegenüber dem Zivilstand geben, gleichzeitig aber auch ihre noch durch keine Charge ausgezeichneten Träger zu Schießbudenfiguren degradieren. Beides ist raffiniert erdacht im Interesse der Disziplin und Autorität, die in der Bekleidungskammer der Kasernen ihren Ausgang nimmt.

Namentlich im Käppi – der Kopf ist ja die Pointe des Menschen – tobt sich ein zynischer Erfindungsgeist aus. Da trifft man bei gewissen französischen und belgischen Truppen eine rote Troddel, die ins Gesicht hinein hängt. Offiziere übrigens haben diese ins Gesicht baumelnde Quaste nicht. Bei jedem Schritt tanzt sie über Nase und Augen. Sie gehört nicht ins Gesicht, aber eben deshalb hängt sie da; damit der Rekrut jeden Augenblick wisse, was es heißt, Soldat zu sein. Der lächerliche Anblick der wippenden Troddel erinnert an eine Kreuzung von Bajazzo und Sträfling, ist also in der Tat eine symbolhafte Charakterisierung des Soldatenstands. Die Tommies tragen runde Kindermützchen mit einem Pompon obendrauf – eine sinnbildliche Charakterisierung der infantilen Soldatenspielerei. Auch die langen Bänder an den kleinen Schottenmützen gehören in Bubis Bereich. Pferdeschweife, sollte man meinen, haben ihren Platz im Hinterteil der Pferde, nicht im Vorderteil erwachsener Männer. Dieses Emblem ist aber wenigstens ein kriegerisches Symbol, wie der Skalp, ein echter Atavismus, wie der ganze Kriegerstand, nach Beute und Handstreich riechend.

Wenn der englische Offizier abends in Gesellschaft geht, zieht er nicht etwa den Smoking an, diese prächtig einfache, saloppe und doch unwerktägliche Jacke – nein, das hieße ja eine zivile Praxis befolgen. Er legt vielmehr ein knallrotes Staatsgewand von lächerlichstem Zuschnitt an, einen zum Affenjäckchen verschnittenen Parforcejägerfrack von anno dazumal mit goldenen Tressen und Knöpfen und einem Galanteriedegen. Von der zivilen Erfindung der englischen Herrenmode – der besten der Welt – machen die Offiziere dieses Landes demonstrativ keinen Gebrauch.

Wenn immer mehr Menschen lernen werden – und man sollte ihnen darin Unterricht erteilen –, die Uniformen so zu sehen, dann wird eines Tages selbst den Soldatenspielern das Soldatenspielen keine rechte Freude mehr machen; von den Zuschauern aller Länder zu schweigen, die an dem viel zu teuer bezahlten Vergnügen längst kein reines Vergnügen mehr haben.

Ich sah Besatzungsmilitärs, gute, intelligente Gesichter, in denen kaum verhüllt zu lesen stand, wie wenig wohl sie sich in ihrer Uniform fühlen, und wie unnütz sie sich vorkommen. Andre wieder machen die Unsicherheit eines seinem Ende entgegendämmernden Standes durch überbetontes militärisches Gehaben wett. Der Soldatenstand hatte seine Zeit, und er ließ es den Zivilisten mit Sporenklang und Reitpeitschenknall gründlich spüren. Die Wippe ist umgeschlagen, und oben ist jetzt unten. Trotz mancher gegenteiliger Symptome, die nur letzte Verkrampfungen sind: das Jahrhundert des Zivilisten ist da und wird bleiben.

Die Jugendbewegung

Dies Substantiv ist zunächst ohne Gänsefüßchen nicht denkbar: weil Jugend ohne Bewegung zunächst nicht denkbar ist. Ruhige, gar „geruhige“ Jugend ist keine Jugend, oder nur im Kalendersinn eine; Generationen aber nur im Kalendersinn zu kapieren – als ob nicht, etwa, Ledebour mit 76 Jahren jünger ist als das Gros der „Jungdemokraten“ mit 16 –, das zeugt von beträchtlicher Plattheit; und deren Rechtfertigung steckt in dem Wort ‚Jugendbewegung‘. Auch verräts nicht, wohin die sich Bewegenden sich bewegen – sodaß auf sie alle zu passen scheint, was Ignaz Wrobel hier von den Wandervögeln gesagt hat: sie vollführen Bewegung als Selbstzweck. Bewegen sich, um sich zu bewegen. Machen in „Innerlichkeit“... und sind deshalb außer sich, wenn, aus wirklich innerm Zwang, unsereiner sich müht, die Außenwelt, die Sozialwelt besser zu machen. Protzen mit „Schlichtheit“. Rutschen vor Philosophien und Kunstwerken auf dem Bauch, deren edle Einfalt und stille Größe an die vorsintflutliche Glanz-Zeit des Geistes gemahnt. Reden und schreiben ein Deutsch, das ins Deutsche schwer zu übersetzen, doch – von Psychoanalytikern – leicht zu deuten ist. (Statt Erziehung sagen sie Aufnordung; statt Erkenntnis: Schau; statt wichtig: wesentlich; statt schnell: flink, flugs oder stracks.) Überhaupt sind sie Verdränger solchen Kalibers, daß jeder Jünger Freuds seine Freud’ an ihnen hat. Und, was bedenklicher ist, „Politiker“ solchen Kalibers, daß jeder Hitler sie ködert.

Aber nicht Alle sind so.

Was ein Asyl hat in Walter Hammers ‚Jungen Menschen‘ und ‚Junger Gemeinde‘, was sich in Leonard Nelsons JSK sammelt und in der Kommunistischen Jugend und im Freiproletarischen Jugendkartell und in der Weltjugendliga –: diese Jugendmassen sind gegen Hitleritis und Blüheritis immun. Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt – diese Bessern sind sich des linken wohl bewußt, in ganz klarem Drange. Ihr Ziel: der klassenlose und waffenlose Erdstaat; ihr Weg: der Klassenkampf.

Schüfen sie doch einen Bund all ihrer Bünde (deren jeder sein Sonderwerk ja fortsetzen könnte)! Dann gäbs eine Jugendbewegung, die dem Bürger wäre, was sie ihm sein soll: eine Meduse.

Franz Leschnitzer

Eine Statistik

Camille Flammarion hat eine Statistik angefertigt, und es ist sehr erfreulich, daß sich ein Sterngucker statt mit himmlischen auch einmal mit irdischen Zahlen beschäftigt hat. Er hat ausgerechnet, daß seit den Zeiten der Pharaonen, also seit ungefähr 3000 Jahren, die Völker-, Religions- und Bürgerkriege 1 Milliarde und 200 Millionen Menschenleben erfordert haben, das heißt: 40 Millionen in jedem Jahrhundert. 1 Milliarde und 200 Millionen – das ist fast so viel, wie auf dieser Erde zur Zeit Menschen herumlaufen. Oder um es noch deutlicher zu machen: in 1 von allen Minuten dieser 3000 Jahre hat der Krieg 1 Menschenopfer erhalten.

Wollten sich die Römisch-Frommen aus den Schädeln dieser Toten einen Rosenkranz anfertigen lassen, um die Kriege und die Kriegsverbrechen daran herunterzubeten, sie würden mit einem Leben nicht fertig werden, denn dieser Rosenkranz würde, nach Flammarions Angaben, sechsmal die Erde umspannen.

Die Sterne am Firmament habt Ihr, auch in ganz klaren Sommernächten, wohl noch niemals gezählt? Versuchts einmal, und wenn Ihr dann so beschäftigt

seid, denkt daran, daß, nach Flammarion, die europäischen Kriegsopfer eines einzigen Monats weit zahlreicher sind als die blinkenden Lichter da im Dunkel.

Wollt Ihr Noch-Lebende euch und eure Kinder nicht zu den 40 Millionen eines Jahrhunderts zählen, dann verlaßt euch nicht darauf, was Andre für euch tun, wartet nicht ab, sondern kämpft gemeinsam mit Denen, die der Kriegsbestie – dem Militarismus und Nationalismus – rücksichtslos und ernsthaft zu Leibe gehen.

Arthur Seehof

Latein für Pompecki

Weltbühnen-Leser wissen aus Nummer 33, daß der Ex-Rektor der Berliner Universität, Herr Pompecki, den pazifistischen Kritisierern des Gefallenendenkmals – einer einzigartigen Mißgeburt übrigens – die Offenbarung geschenkt hat, „victuri“ – in der Inschrift: „Invictis victi victuri“ – komme nicht von vincere: siegen, sondern von vivere: leben; das Ganze bedeute mithin: „Den Unbesiegten die Besiegten, die leben werden“. Mit bohrendem Scharfsinn hat der Gelahrte ermittelt, daß die Lebendigen sich von den Toten durch das Lebendig-Sein unterscheiden. „Victuri“ kann nur von vivere kommen; gewiß doch. Aber was dem dritten Wort der Inschrift recht ist, muß dem ersten und zweiten billig sein. Quae cum ita sint, kann auch „invictis“ und „victi“ nur von vivere kommen – und das Ganze nur bedeuten: „Den Abgelebten die Verlebten, die leben werden.“ „Abgelebte“ ist zwar schlechtes Deutsch; aber gutes Latein läßt sich eben nicht immer adaequat übersetzen. Und wir sind doch gute Lateiner! Wir sind doch – so schwer erreichbar uns auch Ihre humanitas bleibt, Herr Pompecki – gute Humanisten! Ecce:

Quo usque tandem, Pompecki, abuteris patientia nostra?
Pater, peccavisti! Tua culpa; tua maxima culpa! Heu te miserum!
Quod licet Jovi, non licet Pompecki!

...Ceterum censeo Pompecki esse – obliviscendum.

*

Dixi et scripsi et servavi animam meam. *Fritz Neitzel*

Politisches Gespräch

„Nabend!“

Der Herr ließ sich in einen Sessel nieder.

„Rasieren!“

Der Herr machte seinen Kragen ab. Der Barbier trat herzu.

„Na, mit Gempf, das sieht auch trübe aus“, sagte der Herr.

„Ja, ich glaube auch, da werden wir wieder den kürzern ziehn“, sagte der Barbier.

„Aach, es is ja, es is ja...“, unterbrach ihn der Herr stöhnend.

„Gewiß“, sagte der Barbier ratlos.

*

„Und ich wer Ihn sagen, woher das kommt, wer ich Ihn sagen“, rief der Herr plötzlich erregt, sprang auf und stieß den Barbier mit dem Zeigefinger in den Bauch. Der Barbier hielt erschreckt in seiner Tätigkeit inne.

„Die ganze Karre is total verfahren!“ Der Herr fand langsam in den Sessel zurück.

„Aber daß die Leute mal die Zähne zeigen, mal sagen, wir lassen uns nich mehr so auf der Nase herumtanzen – nee, nee, blos nich! Der Doktor Luther, der hats noch mal gemacht, der hat ’n noch mal die Zähne gezeigt, da ham se ’n davongejagt.“

„Mit ihm ist einer der markantesten Köpfe vom Schauplatz des politischen Lebens abgetreten“, sagte der Barbier.

„Das is auch wahr“, murmelte der Herr nachdenklich; „markantesten Köpfe... markantesten Köpfe ...“

*

Eine kleine Pause entstand. Wie es schien, dachte der Herr noch immer über Gempf nach.

„Völkerbund!“, rief er schließlich. „Verständigung!... Lo-

carno!... Aber daß die Leute mal mit den Ratssitzen etwas nachgeben... nee, nee, blos nich! Nich für so viel!“ Der Herr deutete mit Zeigefinger und Daumen einen Zwischenraum von zwei Zentimetern an.

*

Der Barbier schliff das Messer.

„Na und mit Magdeburg, da hört man ja gar nichts mehr“, sagte der Herr. „Da ham se erst großes Trara gemacht, dem Kölling da reingemotscht, und schließlich stellt sichs raus: der Schröder hat widerrufen. Aber Severing, natürlich... Auf einem Juden wern se was sitzen lassen!... Haben Sies denn gelesen? Die richterliche Unabhängigkeit in Gefahr!“

„Ach wo?“, fragte der Barbier geängstigt.

„Tja, ja“, nickte der Herr und trommelte mit den Fingern auf der Seitenlehne des Sessels. „Schöne Republik!“

*

Der Herr stand auf und zahlte fünfundzwanzig Pfennige.

„Da hat sich Ihre Republik wieder mal schon blamiert“, sagte er noch im Hinausgehen.

„Meine Republik?“, sagte der Barbier etwas beleidigt.

„Da ham Se auch recht. Na, nichts für ungut! Nabend!“

Ernst Perl

Das Ergebnis einer Revolution

„In dem Augenblick, wo ich dieses schreibe, besteht die deutsche Republik 89 Monate. In dieser Zeit war die Demokratische Partei 63 Monate hindurch mit voller Verantwortung in der Regierung vertreten. In den übrigen 26 Monaten war sie meist auch noch durch Herrn Geßler als Fachminister in der Regierung vertreten. Von den 63 Monaten war die Sozialdemokratie nur 25 Monate in der Regierung. Wir haben also doppelt so lange ohne und meist auch gegen die Sozialdemokratie regiert als mit ihr.“

Anton Erkelenz

Rëubeni

In diesem neusten Roman Max Brods – ‚Rëubeni, Fürst der Juden‘, Ein Renaissanceroman (bei Kurt Wolff in München) – hat sich die leidenschaftliche Haßliebe des gebildeten Gegenwartsjuden zu seinem Stamm in ein geschichtliches Gewand gehüllt, das ihr verhältnismäßig gut und knapp sitzt. Freilich; Rëubeni, dieser hebräische Hochstapler und Condottiere des 16. Jahrhunderts, Günstling des mediceischen Papstes Clemens VII., Verbündeter Johanns von Portugal, der für die Großen Europas ein jüdisches Reich in Asien erfindet, um es gründen zu können, der Diplomat, der Christen und Juden gegen die Türken vereinigen und aus seinen Stammesgenossen wieder die Krieger der Makkabäerzeit machen will – dieser „Fürst“ Dawid Rëubeni ist seiner überlieferten Geschichte nach wirklich so etwas wie ein Renaissance-Zionist gewesen, mit allen Fehlern und Vorzügen des Zionisten, abgewandelt nach dem Abstand der Jahrhunderte. Ein Columbusei-Gedanke, naheliegend und genial, dieser Gestalt die Widersprüche und Erkenntnisse von heute unterzuschieben; Erkenntnis, daß „sein Volk sich kasteit, noch ehe es gegessen hat“; Erkenntnis, daß nicht Absperrung gegen die Andersartigkeit der Christen, sondern die Aufnahme ihrer Vorzüge ins eigne Wesen vor der Assimilation retten, aus der Diaspora erlösen könne – Erkenntnisse, in Wahrheit kaum so viele Jahrzehnte alt, wie ihnen hier Jahrhunderte gegeben werden, und trotzdem schon ein wenig antiquiert. Sehr von heute auch der Widerspruch zwischen den liebeerfüllten Plänen für die Zukunft der Stammesbrüder und der gleichzeitigen, an Ekel grenzenden, Verachtung der eignen Rasse. Aber innerhalb des über 500 Seiten starken Buches, das seine farbige Stoff-Fülle mit Sachkenntnis und Fleiß bewältigt, wirken die Modernismen überzeugend und lebendig.

Empfindlicher erscheinen andre Mängel, wie etwa der, daß der zweite, interessanteste Teil des Buches – nicht geschrieben worden ist. Darin wäre darzustellen gewesen, wie aus Dawid Lemel, dem niedern, körperlich ungewandten Prager Ghettojungen der stolze Krieger und Reiter werden konnte, Sar Dawid Rëubeni, angeblicher Prinz und Gesandter des Königreichs Chabor, der immerhin Jahre hindurch ganz Italien zu düpieren verstanden hat, Maechiavelli einbegriffen. Diese erstaunliche Entwicklungsgeschichte, ein Vorwurf von ungeheuerm künstlerischen Reiz, ist nur in ein paar Zügen gestreift, und die beiden Dawids, denen man ihre historisch beglaubigte Existenz glauben muß, stehen etwas unverbunden neben einander. Das hat der Komposition des Buches geschadet, gegen das überhaupt künstlerisch und psychologisch Einiges einzuwenden ist. Es fehlt die Geschlossenheit der letzten kleinen Romane, und Max Brod, der subtile Schilderer heutiger Frauen, hat in der Zeichnung der einzigen hier stärker hervortretenden Frau, der Christendirne Monica, ziemlich versagt. Welch ein Zwiespalt im Schaffen dieses Dichters, reizvolle und tragische Bestätigung seiner Rasse! ‚Rëubeni' hat nichts, gar nichts zu tun mit Franzi, Klarissa, Jorinde und ihren Liebhabern; es setzt die Linie von ‚Tycho Brahe' fort, ernsthaft, bedeutend und voll Leidenschaft. Nur die Grazien, die ja hier auch nichts zu suchen, die uns aber so gut gefallen haben, sind leider ausgeblieben. *M. M. Gehrke*

Zeitungsinserat

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre;
Drum ist es jeden Bürgers Pflicht, eifrig zu trinken Huber-Liköre.
Überall erhältlich. *Wiener Arbeiter-Zeitung*

Aus Menschenliebe

Die Friesen-Verlagsanstalt Cassel verbreitet eine Postkarte mit folgender Dichtung:

Bubikopf

Weise: Deutschland, Deutschland über alles

„Deutsche Frauen, deutsche Treue,"
„Heißt's im alten Deutschlandlied,
Doch das paßt nicht mehr für heute,
Nicht für das mehr, was man sieht.
Deutsche Frauen wurden modisch,
(Modisch heißt auf deutsch: Verrückt!)
Und sie parodieren Hoffmann, (von Fallersleben!!)
Der das deutsche Volk beglückt.

Deutsche Frauen, deutsche Mädchen
Legten ab den deutschen Zopf,
Pfiffen auf die Frauenwürde,
Tragen nun den Bubikopf.
Doch sie wissen nichts von Würde,
Kennen deutsche Sitte nicht,
Das Symbol des deutschen Weibes
Schlagen sie frech ins Gesicht!!!

Deutsche Männer, seid euch einig,
Seid nicht bärmlich wie ein Hund,
Küßt nur echte, deutsche Mädchen,
Aber keinen „Bubimund",!!!
Eines fehlt ja noch den Frauen
Mit der bubenhaften Art
– Und das wird die nächste Mode
Sicher sein: Der „Zicken"– „Bart"!

Der letzte Tag

Heute bin ich schon den ganzen Tag fein angezogen, denn heute abend fahren wir fort – dies ist der letzte Tag an der See. Ich komme mir so unwohnlich in meinen Stadtsachen vor... Vier Wochen lang bin ich hier bunt wie ein Gockelhahn herumgelaufen, mit gestreiften Strandjacken und ultravioletten Jacketts und weißen Hosen – mitunter trug ich auch den hellgrauen Anzug, den ich mir einst von einer Weihnachtsgratifikation des Herausgebers zugezogen habe, das Ding sah schon am zweiten Tag aus wie ein stark benutzter Sack. Und jetzt bin ich so fein –

Ich gehe noch einmal durch alle Sträßchen und auf die Mole und an den Strand und an die große Bucht und an meine kleine Privatbucht. Die Erinnerungen der vier Wochen lösen sich wie Briefmarken, die man aufgeklebt und gleich wieder heruntergenommen hat. Sie haben die Gegenstände noch nicht infiltriert, sind noch nicht aufgesogen worden – sie fallen ganz leicht ab. Hier hat die kleine Engländerin, die wie

ein Junge aussieht, gesagt: „Perhaps– “, was doch bekanntlich auf Damen-Englisch „Ja –“ heißt – und am nächsten Tag fuhr sie ab. Aber der schmale Felsweg und dies „Perhaps“ sind noch nicht eins geworden, sind nicht untrennbar mit einander verbunden, sondern sie sagte es, zufällig, hier, und der Felsweg ist ganz ohne sie auch denkbar.
Stolz gehe ich vorbei.

Stolz an den bunten Windzelten, die, wenn der Wind sie füllt, aussehen wie Araberturbane; stolz am Tabakladen vorbei, wo die alte Frau mir Chocolade, Claude Farrère, Streichhölzer und alle vierundneunzig Zeitungen aus Paris verkauft hat.
Zur Käsefrau, die immer so viel spricht und so liebenswürdig-streng mit mir war, gucke ich gar nicht mehr hinein; die schwarze Katze vom Obstmann grüße ich nicht zurück, sie sieht mir verwundert nach. Da unten liegt, noch ein Mal, das Meer.

Die langen Stunden, in denen gar nichts geschah, wo nur der Wind, das arme Ding, über mich hinwegfächeln mußte – wo die Sonne den Bauch erst beschien, dann bestrahlte, dann in eine wie Feuer brennende Tomate verwandelte, schließlich ging er braun wie eine Kaffeebohne unter. Das ist ein schönes Bild. Die langen Stunden, wo der verschleierte Blick ins Wasser sah, die Linie am Horizont nach nichts absuchend, wo die Sandkörner rieselten und die Strandhüpfer unendlich geschäftigen Geschäften nachhüpften, sie kamen sich sicherlich sehr amerikanisch vor. Wenn man genau hinhorchte, konnte man sie etwas vom „Rhythmus dieser Zeit“ wispern hören. Die leeren Stunden, wo sich Energie, Gehirnschmalz, Verstand und Gesundheit gewissermaßen aus dem Reservoir des Nichts ergänzten, aus jenem geheimnisvollen Lager, das eines Tages leer sein wird. „Ja,“ wird dann der Lagermeister sagen, „nun haben wir aber nichts mehr...“ Und weil ich nicht schon vorher auf die leisen Warnungen des Ressorts gehört habe, werde ich mich dann wohl hinlegen müssen... Die langen Stunden –

Da kehre ich mich auf dem Absatz meiner dicken Reisestiefel um, sehe das Meer kaum an, streife es so mit einem fast beleidigenden Blick: „Ich bin ein Stadtmensch, kennst du meine Schlipse?“, und nun kenne ich es auf ein Mal nicht mehr.

Wenn Sie mich fragen, wo ich diesen Sommer war, werde ich gleichgültig antworten: „Irgendwo – in der Bretagne – an der See –“

Peter Panter

Deutsch sein heißt...

Die verbreitetste Weltanschauung: Deutsch sein heißt eine Sache um seiner selbst willen tun. *Richard Fournier*

Liebe Weltbühne!

Bei uns in Hamburg wurden Extrablätter ausgerufen. Ich ging über die Große Bleichen und fragte meinen Zeitungsmann, der an mir vorbei wollte, ebenfalls „Extrablatt" brüllte, das Blatt aber verdeckt hielt:
„Na, was ist los? Ist Einer ermordet worden?“
„Neeï'! Veel grusiger!! Dütschland is in'n Völkerbund opnohmt worn!!!“

Völkischer Parteitag

Ein kleines Häuflein saß im Saal,
zwar dünne, doch titanisch.
Und Graefe blitzte noch einmal,
gewaltig und germanisch:

Und mögen sich die VVV
auch künftig von uns wenden;
mag- sich der Hitler mit Radau
an unsern Feind verschwenden;

mag Helds verflixte Volkspartei
uns bis zum Tod bekämpfen;
und mag der Jungdo sein Geschrei,
das uns verhöhnt, nicht dämpfen;

mag Hergt uns treffen bis ins Mark;
mags brechen oder biegen:
Wir bleiben einig, jung und stark!
Und Einigkeit muß siegen!!

Karl Schnog

Plauener. Dein Stadttheater läßt Carola Toelle im ‚Garten Eden‘ gastieren. Der begeisterte Kritiker des Vogtländischen Anzeigers schreibt von ihr: „Sie spielte nicht das unanständige Mädchen – sie war es!“ Ein neuer Sudermann tut doch wohl not. So verroht war die deutsche Theaterkritik ja nicht einmal in der Glanzzeit des alten.

W. Breucker. Sie schicken mir die folgende Kundgebung des Gemeinderats der Stadt Reutlingen: „Eine Unterscheidung zwischen natürlichen und juristischen Personen soll in der Weise gemacht werden, daß die nicht zu den natürlichen Personen gehörenden Personen lediglich Anspruch auf 12½ % Ablösung haben.“ Die Klassifizierung der Menschheit in natürliche und juristische Personen ist nicht neu. Es wäre aber dringend zu wünschen, daß jene naturwidrigen Personen statt zu nur 12½, zu 100 Prozent abgelöst würden – von natürlichen Menschen.

Republikanische Beschwerdeführer. Außer in Berlin, Wilhelm-Straße 48, befinden sich Geschäftsstellen der Republikanischen Beschwerdestelle in Würzburg, Hof-Straße 8, und in Breslau, Faulen-Straße 58/60. Ihr solltet diese segensreiche Institution mit Arbeit, Rat und Zuwendungen unterstützen – sie hat schon viel genützt und gedenkt, das auch weiterhin zu tun.

Theaterbesucher. Der Königsplatz heißt jetzt also Platz der Republik, und die Oper am Königsplatz hat sich langsam und schwer, aber zuletzt eben doch entschlossen, die Namensänderung ohne Schnörkel und Vorbehalt mitzumachen. Nicht so, keineswegs so der Berliner Lokal-Anzeiger. Genau wie für Gustav Roethe existiert für das Blatt seines Geistes und sicherlich seiner Wahl die Republik einfach nicht. In dem Bühnenspielplan, der jeden Sonnabend abend für die nächste Woche erscheint, steht fest und treu die Oper am Königsplatz. Was nur folgerichtig ist, da ja doch alle Rubriken des Blattes der Wahrheit spinnefeind sind.

Carl Marmulla. Übertrag des ‚Notfonds Heinrich Wandt‘: 200,50 Mark. Dazu kommen von: Dr. Emil Klemann, Berlin 5, Adolf Nüßle, Stuttgart 3, Fritz Schneider, Raschen 1, Karl Sudheimer, Hamburg 5, Willy Werner, Hamburg 1, Dr. Steinfeld, Mannheim 3 – zusammen 218,50 Mark, Das Postscheckkonto Berlin 134 038 des Friedensbundes der Kriegsteilnehmer nimmt mehr Beträge entgegen.

Rätselrater. Wenn Einer sagt: „In unserm Lager ist Deutschland, für es wollen wir ohne Menschenfurcht weiter denken und taten!“ – wer kann das sein, der so taub für die deutsche Sprache ist? Nur ein Pächter des Deutschtums, ein Kantinenwirt des Lagers Deutschland. Nur der Alldeutsche Heinrich Claß.

Willy Haas. Sie schreiben mir über ‚Dorf Deutschland‘, den Beitrag eines unsrer gemeinsamen Mitarbeiter zu meiner Nummer 35: „Hans Siemsen tut den Opel-Automobilen bitter unrecht. Ich selbst habe einen solchen kleinen Wagen, auch Ernst Rowohlt hat einen, und wir sind Beide höchst zufrieden damit. Ich bin grade heute von einer recht schwierigen Autotour durch den Thüringer Wald zurückgekommen. Die Automobilwege in Thüringen haben eben so viele Löcher wie die Rassenphilosophie des Thüringer Philosophen Arthur Dinter, sie bestehen also nur aus Löchern. Überdies haben sie sehr steile Partien. Mein kleiner Opelwagen hat das Alles so gut überwunden, daß ein erfahrener Automobilist, der mit war, mir versichert hat, kein großer amerikanischer Tourenwagen könnte das besser. Je wahrer es ist, daß die deutschen Handschuhe, Kleiderstoffe, Parfums und Cognacs die schlechtesten der Welt sind, umsomehr muß man sich hüten, die Durchschlagskraft einer solchen bittern Wahrheit durch nicht richtige Feststellungen zu gefährden, Ich glaube, über die deutschen Motore und die deutschen Präzisionsinstrumente, grade

über sie, soll und darf man nichts Schlechtes sagen. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß ich mit der Firma Adam Opel in keiner andern Verbindung stehe, als daß ich ihr eben einen kleinen Wagen abgekauft und zum vollen Preis bezahlt habe.“ Nein, das brauchten Sie wirklich nicht hinzuzufügen. Denn wenn ich das nicht voraussetzte, würde ich keinen Brief von Ihnen abdrucken. Übrigens bekennt in jenem Artikel unser Hans Siemsen, noch nicht ergründet zu haben, was eigentlich „Fug“ ist. Nun, die größere Hälfte von „Unfug“. Und was ist das? Nun, das Gewerbe, das heute von so vielen Teutschen betrieben wird, ohne daß die republikanische Sittenpolizei dagegen einschreitet.

Schwergewichtsmeister. „Der Einwand, das Boxen sei roh, ist Unsinn“, schreibt Hans Breitensträter, nachdem er acht Zeilen vorher geschrieben hat: „In der vierten Runde mußte er sich, als ich ihm das Nasenbein zertrümmerte, auszahlen lassen.“ Für eure Zunft fängt Roheit wahrscheinlich erst bei einem kleinen Doppelmord an.

Auswanderer-Agent. Die Straftaxe für Anreißerei zur Auswanderung beträgt zur Zeit 150 Mark (einhundertundfünfzig — auch ratenweise zahlbar). So das Schöffengericht in Hannover. Von Ihnen geangelt werden gewöhnlich besitzlose Proletarier. Die Taxe für Überlieferung „militärischer Geheimnisse“ ist etwa 8 — 12 Jahre Zuchthaus, je nach der politischen Gesinnungslosigkeit (des Angeklagten) und dem voraufgegangenen Frühstück (der Richter). Da noch kein deutscher Richter als armer Auswanderer enttäuscht und hoffnungslos in einem fremden Lande am Hafenkai gestanden hat, ist ein Risiko für Ihr Geschäft zur Zeit in Deutschland zur Zeit nicht zu befürchten. Gute Einnahmen!

Frau Erica Bonte-Schroeder in Frankfurt am Main, Garten-Straße 107. Sie suchen Literatur und Material für eine Arbeit über die Beteiligung der deutschen Lehrerschaft an der Säuberung des deutschen Schulbuchs von völkerverhetzender Tendenz. O, möchte dieser Ihr Wunsch von Vielen vernommen werden, die ihn erfüllen können!

P. K. Sie senden mir Einzelheiten über das Liebesleben des ehemaligen Kronprinzen mit der Bitte, sie zu veröffentlichen. Ich werde das, selbstverständlich, nicht tun. Solange der Mann als sogenannter „Feldherr“ in einer Villa unweit des Kriegsschauplatzes lebte und Proletarier, die zur Abdeckerei zogen, huldvoll mit dem Rackett grüßte — so lange war man berechtigt, über seinen Lebenswandel diejenigen Bemerkungen zu machen, die nötig waren: der Kontrast und die Prätention waren zu groß. Heute ist seine private Betätigung, solange er keine Gesetze verletzt, genau so belanglos wie der ganze Mann. Ihm ins Bett nachzukriechen, bedeutet ja nur, untertanenhaft eine Bedeutung anzuerkennen, die nicht da ist. Laßt schlafen mir den Alten, er hat genug Manschettenknöpfe erfunden. Viel wichtiger als er ist die Tatsache, daß es Sozialdemokraten waren, die in völliger Verblendung seine Rückkehr nach Deutschland befürworteten, diese Sentimentalen alter Schule — auf die Art den Monarchisten ein Zentrum schaffend, das in der Frage der Fürstenabfindung bestens funktioniert hat. Sein Leierkastenlied: „Ich lebe in Deutschland als schlichter Privatmann und werde mich nie mit Politik befassen“ stand auf der Höhe aller Hohenzollern-Versprechungen.

Sachse. Sie schicken mir aus den Leipziger Neuesten Nachrichten eine Familienanzeige, der zufolge „Fritz Raue, Kaufmann und Motorbootbesitzer“, sich verlobt hat, und fügen hinzu, daß dieser Motorbootbesitzer von der Pleiße einer der bekanntesten Stahlhelm-Führer in der großen Seestadt Leipzig sei. Na, dann kann er vielleicht im nächsten Kriege zum Admiral ernannt werden.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Diplomaten — Juristen — Mörder von Carl v. Ossietzky

Es gibt eine deutsche Politikersorte, die sich nicht mit dem Gedanken abfinden kann, daß die Ketten von Versailles immer lockrer werden, daß damit auch ein unbezahlbares Agitations-Objekt entschwindet. Der Eintritt Deutschlands in den Genfer Rat aber ist nicht nur ein Triumph der deutschen Politik, sondern, und vielleicht mehr noch, ein Zeichen, daß Europa des alten Haders müde wird. Unsre Nationalen sehen nichts, ahnen nichts. Weil Stresemann für Polens Ratssitz stimmte, schreien sie über neue Schmach. Es soll ihnen überdies gelungen sein, den Reichspräsidenten v. Hindenburg zu einem Protest-Telegramm an den Außenminister zu bewegen. Auch in Locarno gab es, wie man sich erinnert, Gerüchte über eine solche Intervention der höchsten Spitze.

Doch ist die diplomatische Maschinerie bereits zu lebhaft in Gang, um durch Proteste noch gestört zu werden. Stresemann und Briand haben in intimer Aussprache Alles behandelt, was zwischen Deutschland und Frankreich heute noch trennend steht: die Militär-Kontrolle, die Besatzung, die Saarfrage. Es ist nicht zu bezweifeln, daß Briand mit aller Kraft versuchen wird, sich durchzusetzen. Die französische Presse zeigt sich äußerst entgegenkommend. Sauerwein schreibt sehr offen, daß die deutsch-französische Freundschaft zwar das System der Friedensverträge erschüttre, daß das Ziel aber groß genug sei, selbst für diesen Preis erkauft zu werden. Denn bei Allem, was Genf schuldig geblieben ist, was auch nach einem Akkord zwischen Deutschland und Frankreich weiterhin problematisch bleiben wird – zum ersten Mal seit 1918 durfte die patriotische Dummheit nicht mit dem Kopf durch die Wand. Der deutsche Nationalismus hat die erste große Bataille verloren. Die Diplomaten haben sich diesmal nicht um den vaterländischen Hinterwald gekümmert. Das ist ein großer Fortschritt.

*

Je mehr man sich in den Räuberroman der Fememorde einwühlt, desto verwickelter wird der einzelne Fall, desto klarer aber auch das Gesamtbild. Jedenfalls hat der Entdecker des Herrn Jahnke unser Wissen um die Geheimgeschichte des Jahres 1923 erheblich bereichert. Wer ahnte etwas von der lebhaften Vergangenheit dieses schweigsamen deutschnationalen Parlamentariers? Daß er schon während des Krieges in den Vereinigten Staaten unter der Aegide der Herren Boy-Ed und v. Papen vaterländisch gewirkt, daß er während des Ruhrkampfes still, aber erfolgreich als Generalissimus sämtlicher Brückensprengungen und Schienenverlegungen funktioniert hat? Da bekränzte man Helden von Leitartikels Gnaden, doch niemand redete von ihm, dem unbekannten Saboteur. Dabei hat der Tapfre wohl oft unter der Pflichtenbürde gestöhnt, hatte er doch gleich zwei Fronten zu bekämpfen: eine horizontblaue und eine schwarz-rot-goldene. Und obgleich die Schwarz-

Rot-Goldnen die Unkosten für die Belästigung der Horizont-Blauen trugen, so war der Chef aller Mißgeschicke zwischen Rhein und Wupper wohl oft im Zweifel, nach welcher Richtung die Revolver-Mündungen zu dirigieren. Doch Einer, der in Amerika den Pinkertons was abgeguckt hat, bricht nicht über solchen seelisch-sittlichen Kompetenz-Konflikten zusammen. Das Ruhr-Wunder ging vorzeitig zu Ende. Sehr zum Glück für die guten sozialistischen, volksparteilichen und demokratischen Minister: schließlich hätte Herr Jahnke sich doch einmal für das Eine oder Andre entscheiden müssen – wahrscheinlich für das Andre – und die republikanischen Moneten zur passiven Bekämpfung Poincarés wären auf diesem Wege zu Spesen für die Abkillung der Herren Minister geworden. Die ahnungslosen Engel hätten also fast ihre eigne Hinrichtung honoriert. Viel Risiko war für Herrn Jahnke nicht dabei. Der deutsche Republikaner wurde damals dem französischen Erbfeind gleichgesetzt. Also: Schießt ihn tot! Das Schwurgericht fragt euch nach Gründen nicht!

Sehr begreiflich, daß die Behandlung des Falles Jahnke im parlamentarischen Untersuchungs-Ausschuß nicht recht gedeihen will. Zuerst erklärt Herr Kuttner, daß sich gegen den Mann eigentlich gar nichts ergeben habe und die Affäre damit abgeschlossen sei. Der Demokrat Riedel, Eisenbahner-Vertreter und deshalb Ruhr-Kenner, protestiert. Neue Zeugen, neues belastendes Material. Da kommt ein Pfiff aus der Wilhelmstraße: Pst! Außenpolitische Gründe...! Schlecht paßt zum Frühstück von Thoiry das Aroma von Dreiundzwanzig. Der Ausschuß steht machtlos vis à vis. Was ihm noch bleibt, konterkariert ein Ministerialrat Severings.

Drei Schlußrufe. Drei Schußrufe aus schlechtem Gewissen. Wenn Herrn Jahnke nicht einmal ein Konjunkturwechsel auf die andre Seite und damit zum Plaudern bringt, wird er sein Geheimnis mit ins Grab nehmen.

*

Und trotzdem sind diese parlamentarischen Untersuchungs-Ausschüsse unentbehrlich. Sie arbeiten agiler und sind frei von dem Gottähnlichkeits-Dünkel, der die Richter verwirrt. Die Leistung des Höfle-Ausschusses, zum Beispiel, war für deutsche Verhältnisse recht beachtlich. Für die Ausschüsse spricht auch die Aufregung einiger Landgerichts-Direktoren auf dem Kölner Juristentag. Diese Herren sehen immer und überall jene richterliche Unabhängigkeit bedroht, die für sie das Recht bedeutet, über die Republik die Fuchtel zu schwingen, das Recht zu Willkür und Attentaten auf den gesunden Menschenverstand.

Im übrigen ist der Juristentag eine äußerst manierliche Veranstaltung. Deshalb bleibt auch dort das Wichtigste ungesagt. Der Hang der Rechtsgelehrten zu Über-Präzision führt nicht zu gedanklicher Zusammenfassung, sondern Splitterung. Merkwürdig, daß in den Gerichtssälen, also an der Praxis selbst, so wenig von der intellektuellen Fein-Mechanik zu spüren ist, die die Herren Richter in ihren Versammlungen und Fachorganen entwickeln. Namentlich beim Strafgericht fahren die

Paragraphen gewöhnlich so simpel aus dem Gesetzbuch wie Knüppel aus dem Sack.

Das Ereignis des Kölner Juristentags war der neue Justizminister Dr. Bell. Ein Mann, nicht ohne Empfinden für die schwere Vertrauenskrise der Justiz und mit einigem Verständnis für die Ursachen. Was er sagte, war gewiß gut und richtig, aber allzu salbungsvoll vorgetragen und allzu „sichtlich bewegt“, wie die Berichte meldeten. Es kam für den Chef der Justiz in diesem Fall gar nicht darauf an, sichtlich bewegt zu sein, sondern die Herren Richter sichtlich zu bewegen. Die aber hörten sich die Emanationen des ministeriellen Gewissens seelenruhig an, dachten: Komisch, wie sich der Mann erhitzt! und kehrten, Jeder in seinen Sprengel, zu altem Tun zurück.

Herr Marx war ein schlechter Justizminister, weil er stumpf geworden ist und witterungslos für Probleme. Herr Bell verspricht ein gerührter Justizminister zu werden. Was wir brauchen, ist der reinigende Justizminister, der die Disziplin wiederhergestellt und die schwarzen Talare von der erschlichenen Privilegierten-Bank treibt. Was sollen wir heute mit dem mystifizierenden Geflunker von dem „heiligen Amt“ des Richters? Wir wissen: der Richter ist zunächst Beamter, als solcher Techniker, Handwerker des Rechts, und wo er wächst, geschieht das nicht auf Grund der Bestallung in der Tasche, sondern aus Gnade und Kraft der berufenen Persönlichkeit. Kein Ingenieur denkt, sich als Prometheus-Enkel aufzuspielen; selbst die Ärzte haben ihre göttliche Abkunft ziemlich vergessen. Kein Stand begründet seine Ansprüche – und Anmaßungen – mehr pathetisch und aus höherer Sendung, sondern, wie es richtig ist, nüchtern, zweckhaft und aus sozialen Bedingungen. Der Kern der Justizkrise ist ja nicht nur ein politischer – das wäre zu eng, alle Fatalitäten auf den Gegensatz monarchistischer und republikanischer Auffassung zurückzuführen – nein, der Richter hat aufgehört, ein Bürger der Zeit zu sein. In allen den Jahren der Umwälzung, in die wir gewöhnliche Sterbliche auf Leben und Tod verflochten waren, hat der Richtersitz hoch über dem Gehudel gestanden. So ist der Richter einer neu gewordenen Menschlichkeit fern geblieben. Er sieht die Umwertungen, sieht, wie die übernommenen Eigentumsbegriffe ihren Sinn verloren haben, wie aus Frauenarbeit, Männernot und Wohnungsmangel neue Sexualsitten entstanden sind. Er sieht das, aber es ist noch nicht kodifiziert und deshalb nicht statthaft. „Ich verstehe die Welt nicht mehr“, sagt Hebbels Meister Anton. Und der Vorhang fällt, und das Drama ist aus. „Ich habe nicht nötig, die Welt zu verstehen, sagt der deutsche Richter. Und dann geht der Vorhang leider auf, und das Drama beginnt.

*

Das Magdeburger Schwurgericht hat, wie seit der Aufklärung des Mordfalles Helling durch die Berliner Kommissare nicht mehr zu bezweifeln war, Richard Schröder schuldig befunden. Aus einem wohlgelittenen nationalen Jüngling, der vor ein paar Wochen noch Hugenbergs Reportern imponiert hat, ist ein geständiger Raubmörder geworden, und die „Affäre“,

hinter der treibend und kurbelnd die ganze Reaktion stand, ist zerblasen. Seien wir gerecht: neben Hoffmann, Kölling und Tenholt, nimmt sich der Mörder noch am vorteilhaftesten aus. Er muß die Tat mit seinem Kopf bezahlen, hat niemals Schonung erwartet, hat sozusagen nur der Geste halber geleugnet, als er durch Hellings Scheck verraten, in Haft genommen wurde. Wie mag er erstaunt gewesen sein, als er plötzlich zum Mittelglied einer Justiz-Konspiration gegen den republikanischen Staat avancierte! Manchmal war er der Rolle müde, als Unschuldslamm präsentiert zu werden; es klingt wie eine Abschüttelung, wenn er sagt: „Am 15. Juli erklärte ich der Polizei, ich sei der alleinige Mörder. Ich hatte genug von der ganzen Geschichte. Man glaubte mir nicht – man sagte, ich sei verrückt!“ Der vorbereitete Justizmord an Rudolf Haas ist mißlungen – vielleicht wird das Disziplinarverfahren gegen Kölling und Tenholt zu Tage fördern, wie diese Verdächtigung entstehen konnte – der Fall Schröder, von politischem Seifenschaum befreit, stellt sich nunmehr dar als typisches soziales Elendskapitel: die alte Geschichte von Arbeitslosigkeit und verkommender Jugend. So mag wohl auch für Richard Schröder gelten, was Herr Doktor Friedensburg kürzlich mit sehr unbureaukratischem Sozialinstinkt über die jungen Attentäter von Leiferde im Berliner Tageblatt geschrieben hat:

> Alle drei jungen Leute sind weit entfernt von dem landläufigen Typ des „Verbrechers“. Meiner Überzeugung nach handelt es sich bei ihnen um Menschen, die, wenn auch vielleicht labiler Natur, doch in einem geregelten Leben voller Arbeit und Ordnung schwerlich zu Feinden der Gesellschaft geworden wären. Alle drei haben sich immer wieder gequält, dauernde Arbeit zu finden, und alle drei sind ohne Zweifel durch die monatelange, teilweise jahrelange Erfolglosigkeit dieser Bemühungen in eine mürbe Verzweiflungsstimmung hineingeraten, die sie allmählich jedes sittlichen Maßstabes, ja sogar jedes sittlichen Interesses beraubte.

Das entspricht dem vor einiger Zeit von Georg Hermann gemachten Vorschlag, eine Mitschuld der Gesellschaft an gegewissen Verbrechen ins gesatzte Recht zu übernehmen. Not nicht, wie bisher, nur als mildernder Umstand, also abhängig vom Zufallseindruck, ob der Anklagte Reue zeigt, sympathisch wirkt oder dergleichen, sondern klar: Mitschuld der Gesellschaft. Wir lesen in den Prozeßberichten, Schröder habe, als er das Geld des Helling in Fingern hatte, sein Mädel sofort losgeschickt, um Lebensmittel zu kaufen. Situation: unten im Keller der Ermordete, mit Benzin übergossen, noch schwelend vom mißglückten Verbrennungsversuch – oben schmort vielleicht ein Kotelett lustig in der Pfanne, summt der Kessel die verheißungsvolle Melodie vom gefüllten Magen. Unten: der Leichnam, soeben mit dem Beil für die Verscharrung zugerichtet; oben: zwei hungrige Mäuler, die sich wütend auf einen Laib langentbehrten weißen Brotes stürzen. Wie hier übergangslos Blut zu Geld wird und Geld zu Nahrung, das ist ein ungemein einleuchtender oekonomischer Vorgang, in seiner Primitivität an Kannibalismus grenzend zwar, aber von unheimlicher Symbolkraft und den Daseinsformen der hochentwickelten kapitalistischen Gesellschaft nahe verwandt.

Die Kriegsschuldfrage von W. Tomislav

Es ist durchaus löblich und ehrenvoll dazu, daß Herr Alfred v. Wegerer sich in einer besondern Zeitschrift – des Titels: ‚Die Kriegsschuldfrage' – die Lösung eben der Kriegsschuldfrage zur Aufgabe gemacht hat und nichts unversucht läßt, um sein deutsches Vaterland vom Odium der Schuld und Verantwortung für den Weltkrieg zu befreien. Licht in die Finsternis der Kriegsschuldlüge zu bringen, wird ihm zwar nicht gelingen, denn ein normales Menschenalter reicht dazu kaum aus. Immerhin: für die acht Jahre seit Kriegsschluß kann Herr v. Wegerer auf ganz respektable Leistungen zurückblicken. Nicht allein englische, französische, russische und namentlich deutsche Archive bieten reiches Material zu ernster Forschungsarbeit: auch das oesterreichische Archiv am Wiener Ballplatz ist reich an Akten – es fehlen nur mehrere wichtige Stücke daraus, und für diesen Verlust haben Jene Sorge getragen, deren Stern mit Ende Oktober 1918 endgiltig erloschen schien. Mit dem Herzog war wohl auch der Mantel gefallen – aber später zeigte sich, daß dies für die Dauer keineswegs zutraf, denn die Aera Schober, Seipel und Gesinnungsgenossen bewies, daß der habsburgische Geist mitten unter ihnen lebte, wenngleich beschränkt auf Konventikel in den ältesten und sakrosanktesten Räumen des historischen Hauses am Ballplatz und im Jockeyklub.

Das Haus am Ballplatz aber ist just die Stätte, die Herrn v. Wegerer für den oesterreichischen Teil seiner Kriegsschuldforschung „beliefert". Er reitet schneidige Attacken für Habsburg und dessen ehemaliges Außenministerium, und da gibt es nur zwei Möglichkeiten: entweder ist er naiv genug, um den prominenten und nur nach außen kaltgestellten Hochtories zu glauben, oder er will nicht sehen.

Herr v. Wegerer hat zweifellos von 1908 bis 1914 nicht in Oesterreich gelebt und keinerlei Einblick in die kaiserlich-königliche Hexenküche gehabt. Hätte er einen Hauch des Schimmers einer Idee, wie es dort zugegangen: er würde aufhören, das habsburgische Oesterreich von Schuld und Verantwortung für den Ausbruch des Krieges reinwaschen zu wollen und gar weiter sich auf einem Steckenpferde zu tummeln, das, für den Kenner offensichtlich aus den Beständen der k. u. k. Hof-Sattelkammer aufgezäumt, den ahnungslosen Reiter in die Arena der Lächerlichkeit trägt

Herr v. Wegerer betitelt einen Artikel in der Deutschen Allgemeinen Zeitung vom 29. Juni: ‚Die Brandstifter'. Wer seine Monomanie kennt, weiß, noch ehe er mit der Lektüre beginnt, daß hier von serbischen Brandstiftern die Rede ist. Im Anfang sagt dieser Artikel nichts Neues: nebst etwas Reklame für die ‚Kriegsschuldfrage' wird wieder aufgewärmt, was diese Monatsschrift wohl schon dreißigmal behauptet und trotz emsiger Bemühungen noch nie zu beweisen vermocht hat.

Der angesehene serbische Politiker und ehemalige Unterrichtsminister Ljuba Javonovitch, Verfasser des Werkes: ‚Blut

des Slaventums‘ schreibt in den Erinnerungen an die Schicksalstage des Juni 1914:

> ...Trotzdem ich wußte, was sich in Sarajevo vorbereitete, traf mich die Nachricht vom Attentat wie ein Keulenschlag...

Dies ist der Strohhalm, an den Herr v. Wegerer sich klammert. Aus diesem Strohhalm versucht er verzweifelt einen Strick zu drehen. An diesem Strick möchte er den alten Paschitch, sein ganzes Kabinett von 1914, das serbische Offiziercorps, das ganze Serbenvolk und neustens auch den König Alexander am Galgen eines internationalen Areopags baumeln sehen. Aber so wenig man aus einem Strohhalm einen Strick drehen kann, so wenig haltbar ist Wegerers Konstruktion. Kein Mensch in Serbien behauptet, daß man von Dingen, die sich in Bosnien vorbereiteten, etwa nichts gewußt hätte. Bosnien, dieses jüngste oesterreichische Kronland mit der Farce eines Landtags und seinen Generalen als Statthaltern, ist vom ersten Tage an nie Das gewesen, als was man es vor Europa hinzustellen versucht hat. Es gärte dort seit 1878 schon, und seit 1908 mußte man täglich mit einer Explosion rechnen. Und eben weil man wußte, wie es im benachbarten Bosnien stand – die Attentate auf die verschiedenen oesterreichischen Landeschefs waren Menetekel –, eben darum sah sich die serbische Regierung veranlaßt, durch ihren Wiener Gesandten jene Mahnung ergehen zu lassen: man möge den oesterreichischen Thronfolger nicht nach Bosnien schicken. Der serbische Gesandte hat gewarnt (und diese Tatsache wird von Herrn v. Wegerer manchmal zugegeben, manchmal bestritten – je nach besserer Einsicht oder Wiener Rüstzeug).

Die Warnung von serbischer Seite erfolgte bekanntlich nicht in offizieller Form – das hätte wahre Verhöhnungsorgien der habsburgischen Presse über eine solche „serbische Impertinenz“ zur Folge gehabt –, sondern der serbische Gesandte besuchte den auch mit dem bosnischen Ressort betrauten Finanzminister v. Bilinski, dem er vertraulich die explosive Stimmung unter den bosnischen Serben schilderte und dringend riet, von der vorgesehenen Anwesenheit des oesterreichischen Erzherzog-Thronfolgers bei den bosnischen Manövern – deren Artillerie die Geschützmündungen aufreizend auf das benachbarte Serbien richtete – Abstand zu nehmen, da in Belgrad Gerüchte über geplante Terrorakte bekannt geworden seien. Irgendwann ist behauptet worden – Bilinskis Pressechef sprach zehn Jahre später diese Ungeheuerlichkeit aus, da Bilinski für immer stumm ist –: man habe dieser Warnung so wenig Bedeutung beigelegt, daß sie dem Außenministerium überhaupt nicht weitergegeben worden sei. Herr v. Wegerer bringt diese interessanten Dinge oft und oft in der ‚Kriegsschuldfrage‘. Nun, das kann der Herr Königlich preußische Oberst v. Wegerer glauben, sonst aber auch Niemand. Wer nur einigermaßen den k. u. k. Geist kennt, der weiß, daß diese Warnung in der gleichen Viertelstunde bereits dem Grafen Berchtold, daß sie in Ischl, dem Sommersitz des Kaisers Franz Joseph, und in Konopischt, Franz Ferdinands Sommerresidenz, bekannt war. Das Aktenstück hierüber fehlt im Archiv des

Ballplatzes – wie so manches andre unangenehme dort unauffindbar geblieben ist. Die Wiener Gewährsleute haben offenbar vergessen, Herrn v. Wegerer zu informieren, daß Franz Ferdinand, dem diese Warnung des serbischen Gesandten, aber auch Warnungen von privater Seite zugegangen waren, sich weigerte, nach Bosnien zu reisen, ja, daß er sogar das Außenministerium wissen ließ, er habe die Absicht, sich für die serbische Warnung zu bedanken und um Zusammenarbeit in den Maßnahmen gegen die Verschwörer zu ersuchen.

Es bedurfte – wieder eine Vergeßlichkeit der Wiener Informatoren – eines Appells an den persönlichen Mut Franz Ferdinands und eines befehlenden Machtworts des alten Franz Joseph, um den Thronfolger zu der Reise nach Bosnien zu bestimmen. Man kann also den Spieß umdrehen: die von Herrn v. Wegerer inkriminierten Worte des serbischen Ministers Jovanovitch: „Trotzdem ich wußte, was sich in Sarajevo vorbereitete...“ werden zur Hauptanklage gegen die Wiener Regierung selbst. Denn trotzdem sie wußte, daß Warnungen erfolgt waren, zwang sie Franz Ferdinand zu der Reise, von der er nicht mehr zurückkehrte. Und als der oesterreichische Gesandte Ritter v. Wiesner, der vom Außenministerium zur Untersuchung gegen die Attentäter nach Sarajevo entsendet wurde, telegraphierte, eine auch nur entfernte Mitschuld der serbischen Regierung sei keineswegs erwiesen und die Untersuchungsergebnisse sprächen eher dafür, jedes Verdachtsmoment gegenüber Belgrad zu verwerfen: da wurde dies dem alten Franz Joseph (und auch Berlin) sorgsam verheimlicht, denn Alles arbeitete ja darauf hin, mit dem benachbarten Serbien eine Abrechnung herbeizuführen.

Das Tatsachenmaterial, auf das Herr v. Wegerer seine Anschuldigungen stützt, stammt aus trüber Quelle und die „mündlichen Überlieferungen“ aus der Giftküche des übelbekannten Leopold Mandl. Über den in einer Zeitschrift von Rang ein Wort zu verlieren, ist einfach unmöglich – selbst oesterreichische christlichsoziale (habsburgische) à-outrance-Politiker schätzen dieses „Pressereptil des Ballhausplatzes“ ganz richtig ein. Ein zweiter würdiger Mitarbeiter ist Herr Milan Bogitschevitch, von dem man nicht weiß, ob seine politische Charlatanerie, seine pathologische Dynastiefeindlichkeit, seine Hochverräterei oder sein Leichtsinn größer ist. Er ist bekanntlich bis 1914 serbischer Gesandter in Berlin gewesen, hat seinen spätern Posten in Kairo verlassen, um „Frieden zu machen“ – wozu er sich allerdings als ebenso ungeschickt wie unfähig erwies –, und hat sich seitdem darauf verlegt, Handlanger oesterreichischer und deutscher Reaktionäre zu werden.

Mit Hilfe solcher Gewährsmänner übertrifft Herr v. Wegerer sich selbst. Der heutige König und damalige Regent Alexander fragte bei einer Besichtigung der Belgrader Staatsdruckerei den dort beschäftigten Tschabrinovitch: „Sie sind Bosnier?“, worauf der antwortete: „Jawohl, Königliche Hoheit“. Diese Frage ist nach Herrn v. Wegerers Auffassung für den Regenten schwer belastend – Tschabrinovitch ist näm-

lich später einer der Attentäter auf Franz Ferdinand gewesen. Nun wird um eine Etappe weiter gegangen. Ein – selbstverständlich ungenannter – Beamter berichtet neuestens einer – gleichfalls ungenannten – Exzellenz, heute, nach 12Jahren, erinnere er sich deutlich, daß der Attentäter Princip dem Untersuchungsrichter gestanden habe, er sei dem serbischen Kronprinzen als „Einer, der für eine wichtige Mission auserwählt sei,“ vorgestellt worden; der ungenannte Berichterstatter versichert der ungenannten Exzellenz, er habe ein darauf bezügliches Telegramm selbst dechiffriert, dieses Telegramm aber merkwürdigerweise in den Akten des Mordes von Sarajevo im Wiener Außenministerium nicht gefunden. Wieder also ein fehlendes Aktenstück – und eins, über dessen Verlust man sich außerordentlich wundern muß. Denn wäre es je vorhanden gewesen, so hätte es wohl auf der Titelseite des famosen oesterreichischen Rotbuches geprangt!

Republikanische Union von Alfons Steiniger

1.

Leute gibt es, denen man gern alles Glück wünscht, und Leute, denen man gern sein Geschick vertraut. Weil nun Noske, Cuno, Schiele, Marx und unsre übrigen Schicksalsmänner so sind, daß man ihnen nicht einmal gern gratuliert, folgern gewisse Psychologen, man müsse jeden netten Kerl von einigem politischen Format gleich zum Führer machen. Der netteste aber und klügste von den vierzehn Kanzlern der Republik war, was Viele unwillkürlich erfassen, Joseph Wirth. Den Typus des demokratischen Menschen stellt er auf eine unwahrscheinlich sympathische Art dar. Zwar versuchte man eine Zeitlang in Walther Rathenau den gemarterten Helden der Demokratie zu feiern. Aber das mußte mißlingen, weil dieser blasse, talentereiche Mann trotz seiner aristokratischen Sehnsüchte kein linker Aristokrat, trotz seiner demokratischen Denkfrüchte kein rechter Demokrat war. Wirth dagegen hat eine gewisse derbe Innigkeit, eine etwas tumbe Verständigkeit und eine ehrliche Neigung zum „Volk“. Ein großer Grübler ist er dabei nicht, und Zweifel an einer Idee werden ihm wohl nie gekommen sein. Für befreiendes Denken aber und streng scheidenden Geist hat er sicherlich eine etwas scheue und mißtrauische Bewunderung. So ist er, breitleibig und fluchend, der Bändiger seiner erfreulichen Instinkte, die ihm gelegentlich doch durchgehen. Dann lieben wir ihn. Aber der Wagen, den er fährt, ist nicht der unsre, sondern der unsrer Feinde, und daß er ihren Hindenburg in Amerika als seinen ausgab, war keine Verwechslung. Vielleicht wider Willen oder Wissen ist auch er nur der humanste Vertreter jener sterbenden und noch im Sterben Massen mordenden Gesellschaftsclique, deren Diktatur die Demokratie über uns gebracht hat. Da gibt es kein Paktieren und keine politischen Verliebtheiten: wir wünschen dem besten Kanzler der schlechtesten Republik alles Gute, aber wir wünschen ihn uns nicht.

2.

Und nun das Sachliche. Wirth hat einen Plan, den er auf den Namen ‚Republikanische Union‘ getauft hat, und für den ich einst im Mai 1924 schon schrieb: „Es ist nur ein Weg aus dem Wirrwarr – scharfe Abgrenzung der politischen Kräfte, ehrliche Blockbildung: der Monarchische, der Republikanische, der Sowjet-Block für innen und der Block für Weltkrieg, der Block für Reparationspolitik nach außen.“ Nicht lange danach habe ich aus der Praxis gespürt und aus der Theorie gelernt, daß meine Drittelung Kohl war, den ich in das Mistbeet dieses Parlamentarismus eingebaut hatte. Jetzt wärmt Wirth und seine Presse ihn in der Hoffnung, daß ihn die „Bauern“ der Republik, die ihn nicht einmal kennen, doch „freten“ werden. Der Fehler, den ich damals machte: jung, dumm und von meinen Zeitungen schlau belogen, war die Verwechslung einer Verwaltungspraktik mit einer Idee. Ob nämlich Einer in Angora sich Präsident der Türkischen Republik oder König der Türken nennt, ist für den Geist in der türkischen Politik recht unerheblich. Dergleichen geht die Hutmacher an, bleibt eine Frage des Zylinderverbrauchs. Wer aber den Geist verwirklichen will und, um ihm die wirtschaftlichen Voraussetzungen zu schaffen, zunächst einmal der proletarischen Revolution dient, Den beschäftigt das monarchische Problem nicht mehr, seit der roi bourgeois aus der Religion gottähnlicher Herrscherkraft eine Einrichtung des Wirtschaftslebens gemacht hat.

Ein dürftiges Band also soll Leute binden, die gemeinsam nur für die Erhaltung des Präsidententitels und im übrigen entschlossen sind, vor etwa dennoch restaurierten Fürstenthronen ihren Männerstolz gebührend zu wahren. Wiese man nun auf das ‚Reichsbanner‘ als die uniformierte Republikanische Union hin, so fände ich das wenig klug. Zwar weiß ich, daß jener karge Bündnisgedanke faktisch nicht dessen einziger Gedanke ist, aber der wesentliche doch, und daher kommt grade der fade Geschmack dieser Bannerspeise Schwarz-Rot-Gold, die aus einer zu dünnen, verbrannten Unterschicht katholischen Mürbeteigs besteht, mit dem klebrigen Himbeer süßester SPD-Sauce übergossen und mit der goldgelben Butter jüdischer Beredsamkeit hergerichtet ist. Eine republikanische Union, hab’ ich auch daraus hinzugelernt, ist eine so gedankenfremde Vereinigung, wie sie etwa eine Union aller Strickbindenträger wäre. Auch diese verbände ja Gleichheit des Instinkts, eine praktisch erprobte Sympathie und Antipathie – aber öffentliche Machtansprüche wären deswegen wohl doch noch nicht begründet.

Ich bin einigermaßen gegen die Person Joseph Wirths, unbedingt aber gegen seine Erfindung: die ‚Republikanische **Union‘.**

3.

Auch gegen die Block-Idee, die ihm gekommen ist? Mitnichten. Ich schreibe einfach ab, was ich damals drucken ließ: „Es war wohl im Reich des Herrn Jarres möglich, 75 Parteien

zur Entscheidung zu stellen; im Reich der Vernunft ist es unmöglich. Hier gibt es keine Wahl zwischen Weingärtnern und Kinderreichen, zwischen Halbidioten und Harlekinen: hier geht es um klares Urteil nach den wenigen Begriffen, Gefühlen und Ordnungen, unter denen ein Einzelner oder eine Nation ihr Leben zu führen wünschen.“ Herbstlicher gesagt: es geht um kapitalistischen oder sozialistischen Klassenkampf. Es geht nicht um Gelb gegen Braun, sondern um Weiß gegen Rot. Und das ist richtig in Wirths Rechnung: der ruhige Lebensabend, den Ebert väterlich der „ordnenden“ Mitte geschafft hat – er geht zur Neige. Die Reihen sammeln sich. Es heißt jetzt: Angetreten! Wer demokratisch im Wege, katholisch in der Mitte, liberal an der Ecke steht, dürfte umgerannt, gequetscht, um seine Ecke gebracht werden. Ob das für feinere Nerven schädlich und für weibliche bedauerlich ist, bleibt Gegenstand psychologischer Untersuchungen. Jedenfalls aber ist es so, und kluge Leute wie Wirth spüren jetzt, was schon vor zwei Jahren zu wittern war, was aber gewisse Demokraten erst merken werden, wenn sie mit der Nase auf dem Boden (der Tatsachen) liegen.

4.

Schütteln wir Joseph Wirth die Hand, aber nicht zum Willkomm’! Seine Seite ist drüben. „Der Feind steht rechts“, und auch er: national, klerikal, Kapitalist, Demokrat, wird dort zu stehen haben. Wir wollen froh sein, wenn wir ihm gleich anständige Menschen entgegenstellen können – froher noch, wenn sie strenger zu denken und ungezügelter zu verwirklichen wissen als Wirth. Der Reichsbürgerblock wird ihn zermalmen oder hinüberziehen ins Konzentrationslager der anständigen Menschen, deren Eigentum von Gott stammt und ihnen also bleiben muß hinfüro bis in Ewigkeit. Mit Wirth das Zentrum, dessen Herz dabei nicht springen wird. Mit dem jüdischen Kriegshetzer Haas die Deutschen Demokraten, die dann noch vorhanden sind. Mit Noske die Altsozialdemokraten, wie sie sich in Sachsen offenherzig getauft haben. Großer Zeit eingedenk, werden sie – Hirn und Herz nicht erst in Heidelberg verloren – einschwenken von Loebe zu Loebell. Wir aber, Roter Block oder Deutsche Linke oder sonstwie geheißen, wir Revolutionäre: Sozialisten aus der SPD, Unorganisierte, Kommunisten, linke Pazifisten und Kampfjugend – wir werden die andre Front bilden. Washington gegen Moskau – mag traurig sein, daß auf die Fahnen von 1848 die Sonne nicht mehr scheinen will, daß Deutschland, die Heimat, nie recht politischer Inhalt geworden ist. Mag Alles schmerzlich und bitter sein! Wir aber hungern und wollen Schutz des Lebens vor Mordgier, Profitsucht und Prestigewahn, wollen unser-würdiges Leben, das den Geist freigibt für die Erlösung der Materie und das Herz frei für das Wunder der Musik, für den Rausch der Küsten, für die Herrlichkeit der Menschen und Wälder! Das wollen wir, wollen es für Alle, und darum geloben wir uns, eher rote Revolution zu machen, als in die neue Schenke zu gehen, wo ein falscher Haas den Wirth macht.

Abrüstungskomödie von Heinz Pol

Es ist nicht wahr, daß wir im Zeitalter des Parlamentarismus leben — das ist ein viel zu weiter Begriff: wir leben im Zeitalter der Unterausschüsse. Unterausschüsse sind Das, was von einer Konferenz übrigbleibt, wenn diese sich nicht mehr zu helfen weiß. Das geschieht meistens gleich bei der ersten Sitzung, wo man sich konstituiert und sich über den Komplex der strittigen Fragen auszusprechen beginnt. Da aber sowohl der Komplex wie die Einigung darüber schwierig scheint, und da überdies die aufgeworfenen Fragen nur Sachverständige und Fachmänner zu beantworten in der Lage sind, so wird die Konferenz in ein halbes Dutzend Unterausschüsse eingeteilt, die die Materie gesondert zu behandeln haben. Dabei ergibt sich, daß die Unterausschüsse verschiedener Meinung sind, worauf sich Konferenz und Ausschuß ad calendas graecas vertagen. Zur Freude der Konferenzler und der Hoteliers.

In diesem Zeitalter leben wir.

*

Zeitungsnotiz:

> Die englische Admiralität hat den Befehl zur Abrüstung des Panzerschiffes ‚Ajax‘ gegeben, welches im Jahre 1912 vom Stapel lief. Das Schiff wird auf Grund des Washingtoner Abkommens ausrangiert und von dem neuen Panzerschiff ‚Rodnay‘ ersetzt.

Nanu? Das Washingtoner Abkommen, Anfang 1922 ratifiziert, sieht doch eine Verminderung der großen Flotten Amerikas, Englands, Japans, Frankreichs und Italiens vor? Ist das der Sinn von Washington, daß man ein älteres Schiff zum alten Eisen wirft und, damit nur ja keine Lücke entsteht, sofort ein funkelnagelneues in Dienst stellt?

Hier ist die furchtbarste Groteske und der entsetzlichste Hohn auf alle jenen Bestrebungen, die dahin gehen, die Erde vor künftigen organisierten Massenmorden zu bewahren.

Man weiß, wie es anfing: mit dem Versailler Friedensprotokoll, das überhaupt eine neue Weltepoche einleitete. Der ganze, sozusagen „offizielle“ Abrüstungsgedanke stützt sich auf den Satz des Vertrages, daß Deutschland zuerst abrüsten müsse, damit auch die andern Nationen nachfolgen könnten. Ferner ist der Abrüstungsgedanke offiziell in der Völkerbundssatzung sozusagen „verankert“.

In den ersten Nachkriegsjahren geschah gar nichts. Man nahm zwar Fühlung, aber es war eine lose Tuchfühlung. Man beschnupperte sich mißtrauisch, um aufatmend zu konstatieren, daß die Zeit noch nicht reif sei. So tat man also weiter nichts, als — mit Ausnahme Deutschlands, Oesterreichs, Bulgariens und der Türkei — Heer, Marine und Materialfonds zu verdoppeln und zu verdreifachen.

Der erste sichtbare Schritt war die Konferenz von Washington 1921/22. Hier geschah zur Verminderung der Riesenflotten der großen Weltmächte wirklich etwas — auf dem Papier. In Wahrheit aber war das praktische Ergebnis dieser ersten Kon-

ferenz der erste große Akt jener unfaßbaren Weltabrüstungs-
komödie, deren dritter, noch grausigerer Akt sich grade jetzt
in Genf abspielt. Und alle Anzeichen sprechen dafür, daß die
folgenden Akte, wenn es überhaupt dazu kommt, noch viel
schlimmer sein werden.

Durch keine andre Methode sind die Völker leichter und
gründlicher zu betrügen als durch die Methode der Ab-
rüstungskonferenzen. Die Materie ist schwierig, gewiß, sie ist
überhaupt das schwierigste Problem unsres Jahrhunderts –
umso leichter habens die Arrangeure: selbst bei ganz nega-
tivem Ergebnis können sie immer noch brustgeschwellt ver-
künden, daß ihnen trotz der ungeheuersten Schwierigkeiten
gelungen sei, den status quo zu erhalten. Und wie groß war
erst das Fanfarengetön in und nach Washington, wo die großen
Weltmächte sich verpflichteten, einen Teil ihrer Riesenpanzer-
kreuzer abzumontieren! Die Völker atmeten auf: Einen Schritt vorwärts!

Was freilich den Völkern nicht verkündet wurde, war: daß
für den modernen Seekrieg die Riesenschiffe unbrauchbar sind,
daß künftig nur Der eine Seemacht hat, der über die meisten
Torpedoschiffe und U-Boote verfügt. An den Abbau dieser
allein wichtigen Seekriegswaffen durfte aber in Washington
Niemand rühren. Oder doch: ein Delegierter brachte die Rede
auf die U-Boote, darauf unerhörter Krach, die Konferenz
drohte zu scheitern, bis man sich schließlich einigte, diese
Frage aus dem Spiel zu lassen. Außerdem war die erste Folge
des Washingtoner Abkommens, alte Schiffe, die man sonst
noch lange Jahre im Dienst gelassen hätte, auszuschalten und,
wie im Falle ‚Ajax‘, das Modernste vom Modernen zu bauen.

Und seit Washington hat denn ein gradezu beispielloses
Wettrüsten an U-Booten und Torpedoschiffen zwischen Eng-
land, Amerika, Frankreich (seit einiger Zeit auch Italien) ein-
gesetzt.

*

Der zweite Akt der Abrüstungskomödie spielte in Genf.
Bei dem handelte sichs vor Allem um die Abrüstung zu Lande
und zur Luft. Er begann mit einer Sitzung der Abrüstungs-
kommission des Völkerbundes im Herbst 1921: man beschloß,
von allen Staaten zuerst einmal das Heeresbudget einzufor-
dern, um sich wenigstens ungefähr ein Bild zu machen. Re-
sultat: von 40 Staaten, die man angefragt hatte, gaben über-
haupt nur 27 eine Antwort. 1 nahm den Wunsch mit größten
Vorbehalten an, 7 lehnten rundweg ab, die übrigen mit „Be-
gründungen“, die sich fast durchweg auf die „besondere poli-
tische und geographische Lage“ bezogen. Worauf sich der Aus-
schuß geräuschlos vertagte.

1922 kam man wieder zusammen: es gab Kontroversen
über die Abrüstungsvorschläge des englischen Delegierten
Cecil, woraufhin man sich vertagte, diesmal etwas geräusch-
voller. Bevor man auseinanderging, beschloß man noch schnell
eine Konferenz zur Ausdehnung des Washingtoner Abkommens
über die Seerüstungen – es ist bis heute bei diesem Beschluß
geblieben.

1924 wurde der Garantiepakt Lord Cecils, dieses großen Vorkämpfers der Abrüstung, der nur leider so alt ist, daß er selbst die burlesken Sitzungen der Unterausschüsse für ernst hält, vom Völkerbund zwar angenommen, von England aber nicht ratifiziert, woraufhin das Ganze ins Wasser fiel. Statt dessen kam Locarno, das zwar der Welt den Frieden bringen soll, aber von Abrüstung kein Wort sagt. Und kurz darauf, Ende 1925, begann der dritte Akt der Abrüstungskomödie, der furchtbarste, der auch heute noch nicht beendet ist. Nur so viel sieht man schon jetzt: daß es zwar vielleicht noch viele Abrüstungskonferenzen geben wird, aber beileibe keine Abrüstung, und daß sicherlich zu den Ursachen für den nächsten Weltkrieg die gegenseitigen Kabbeleien und Intriguen der verschiedenen Sachverständigen der verschiedenen Unterausschüsse der verschiedenen Abrüstungskonferenzen zählen werden.

*

Der dritte Akt begann Ende 1925 mit der Einladung des Vorsitzenden des Völkerbundsrates an die verschiedenen Staaten zu einer Abrüstungskonferenz, die am 15. Februar 1926 zusammentreten sollte. Diese Konferenz wurde bis zum Mai verschoben, da namentlich die langen Verhandlungen mit den Russen über eine Teilnahme sich so lange ergebnislos hinzogen. Dann begann Mitte Mai nicht etwa die Abrüstungskonferenz selbst, sondern die Sitzung der vorbereitenden Kommission für eine Abrüstungskonferenz mit dem üblichen Tamtam: man hörte vortreffliche Reden, besonders eine fulminante des deutschen Vertreters Bernstorff. Dann versuchte man, sich über den Fragenkomplex einig zu werden, was selbstverständlich nicht gelang; woraufhin man wiederum beschloß, die Fragen verschiedenen Kommissionen – einer Militärkommission, einer Wirtschaftskommission Und einer gemischten Kommission – zu überweisen.

Und jetzt begann das Spiel hinter den Kulissen. Kann man sich etwas Unmöglicheres vorstellen, als daß militärische Sachverständige, Oberstleutnants, Generalmajore und Generale verschiedener Länder sich zusammen an einen Tisch setzen, um zu besprechen, wie man am besten und schnellsten die Heere abzubauen habe? Das Unmöglichste – in Genf wurde es Ereignis.

Zunächst also sollten sich die Herren Militärs darüber schlüssig werden, was Alles man unter Abrüstung zu verstehen habe. Nach endlosen Debatten kam man erstens überein, alles in den Depots lagernde Kriegsmaterial nicht hinzuzurechnen. Zweitens stellte man fest, daß auch Reserven für die Friedensstärke eines Heeres nicht in Anrechnung gebracht werden dürften. Indem man also auf diese Weise ergründet hatte, was Alles nicht abgerüstet werden sollte, vertagte man sich überanstrengt vom Juni bis zum August...

Schon aus diesen ersten Sitzungen war Jedem, der sie verfolgte, klar geworden, daß sie eine wohlorganisierte Sabotage des Abrüstungsgedankens darstellten. An dieser Sabotage waren und sind die deutschen Sachverständigen noch am we-

nigsten beteiligt. Sie haben ja auch nichts, was sie besonders verteidigen könnten. Immerhin wird auch hier, auf deutscher Seite, hinter unserm Rücken intrigiert und paktiert. Es ist ja kein Geheimnis, daß die unsern Sachverständigen nahe stehende Militärkaste die augenblicklichen Abrüstungsverhandlungen in Genf dazu benutzen möchte, um – selbstverständlich im Einvernehmen mit den ehemaligen Herren Feinden – die „Abrüstung“ so zu gestalten, daß die deutsche Armee von 100 000 Mann auf 200 000 Mann erhöht wird, damit so, falls die andern Staaten abrüsten, eine annähernde Gleichheit der Friedensstärke der verschiedenen Armeen erreicht werden kann. Nichts ist logischer als der Schluß, daß die „Feindbundstaaten“ ihre Armeen lieber einem 200 000-Mann-Heer als einem deutschen 100 000-Mann-Heer angleichen werden. Und so herrschte zwischen den französischen und deutschen Militärsachverständigen in Genf über manche Punkte eine Eintracht, die man vor wenigen Jahren – damals in der Gegend von Verdun – durchaus nicht gehabt hatte. Aber eine Krähe hackt...

*

Im August trat man dann wieder zusammen, und die Sabotage ging in verstärkter Auflage weiter. Alle Vorschläge, die auch nur im Geringsten praktisch auf irgendeinem Gebiet eine Abrüstung forderten, wurden mit wechselnder Majorität abgelehnt – die sich vorher sorgfältig konstituiert hatte. Und tagelang „stritt“ man über ganz nebensächliche Fragen, nur um die Arbeiten hinauszuschieben und der Welt zu zeigen, wie schwierig es sei, und daß man noch Jahre nötig habe, bis man überhaupt etwas erreichen könne.

Zuguterletzt hatte man dann, um die Arbeiten noch mehr zu sabotieren und nach Möglichkeit ein noch trüberes Dunkel um die ganze Genfer Komödie zu breiten, ein „Komitee“ der Militärunterkommission gebildet, die nun ihrerseits neue, ganz lächerliche Fragen in die Debatte warf und ernsthaft behandelte, bis Ende August ein derartiger Knäuel von Fragen, Abstimmungen, Ansichten, Gegenerklärungen, Resolutionen, Protesten und Gegenprotesten entstanden war, daß die Herren Sachverständigen blinzelnd sich die Hand reichen und feststellen konnten: nun sei es Zeit, sich bis zum Oktober zu vertagen.

Wenn man sich ansieht, was die verschiedenen Komitees und Unterkommissionen in diesem Sommer tatsächlich geleistet haben, so überläuft einen ein Schauder. Es sind nämlich in der Hauptsache drei Punkte:

> „1. Man genehmigte die Fortführung des militärischen Handbuches des Völkerbundes, jedoch ohne Anstellung von Vergleichen;
>
> 2. man genehmigte die Schaffung einer neuen Behörde fürs Sammeln und Vergleichen der Berichte;
>
> 3. man empfahl zum Schutz der abzuschließenden Abrüstungskonventionen die Schaffung einer unparteiischen Kommission in Genf zwecks Entgegennahme von Klagen, und weiter, im Falle von Argwohn gegen einen Staat und bei Gefahr im Verzuge, die Einsetzung einer Enquetekommission.“

Und dazu brauchte man Monate...

Ob die verschiedenen Unterkommissionen im Oktober wirklich noch einmal zu ihrer Sabotagearbeit zusammentreten werden, ist zweifelhaft, weil möglicherweise der Völkerbund Einspruch gegen die Taktiken der militärischen Sachverständigen erheben wird.

Dann kann dies Sache von vorne beginnen. Und wir werden in zehn Jahren genau so weit sein wie heute. Und das militärische Handbuch des Völkerbundes wird immer noch erscheinen. Eine Armee von neuen Behörden und Unterbehörden wird gebildet sein. Die Zahl der Unterbehörden verdoppelt und verdreifacht.

Und im elften Jahr werden wir dann den fälligen Krieg haben, der wohl darum gehen wird, ab und wo die nächste Abrüstungskonferenz stattfinden soll.

Aktionäre von Morus

Aktiendemokratie

Die Herren vom Reichsjustizministerium, die mit dem Doktortitel ausgestatteten Großbankdirektoren und die andern, syndizierten und nicht syndizierten Besucher des Kölner Juristentages haben, mit Ausnahme einiger Rechtsanwälte, einander versichert, daß das deutsche Aktienrecht, mit dessen Hilfe in den letzten Jahren so viel Nepp an den Kleinaktionären verübt worden ist, ausgezeichnet sei, und daß .gar kein Grund vorliege, an diesem Recht eine Änderung vorzunehmen.

Es gibt Leute, die über die Kölner Beschlüsse außerordentlich verwundert sind und ihrer Verwunderung in spaltenlanger Aufregung Ausdruck geben. Der Kampf für die Kleinaktionäre gegen die Verwaltungen gehört zum eisernen Bestande der Handelspublizistik, und sein ehrwürdiges Alter und die Popularität, die er den Schreibern bei den Lesern mittlerer Vermögenslage verschafft, macht ihn nicht weniger verdienstlich. Aber muß man, um diesen Kampf zu führen, aus den verstaubtesten Theatergarderoben immer wieder den demokratischen Umhängebart hervorholen und der gläubigen Gemeinde das alte Märchen von der Aktiendemokratie vortragen? Will man wirklich die Fiktion aufrechterhalten, daß mit jeder Aktie gleiche Rechte verbunden sind, weil der Aktionär der Form nach Anteilseigner ist und deshalb auch ein Mitbestimmungsrecht an der Gesellschaft haben muß? Oder ist es nicht ehrlicher und vernünftiger, die Dinge so zu sehen, wie sie, wenn man von der prähistorischen Periode des Saint-Simonismus absieht, seit den Anfängen des modernen Aktienwesens bestanden haben und erst recht heute bestehen: daß nämlich die Aktie von der Obligation, der Hypothek oder sonst einer Form der Kapitalhergabe an andre Unternehmungen sich nur durch höheres Risiko und größere Gewinnchancen unterscheidet.
Wenn man jetzt in Amerika durch convertible bonds und dividend scrips Zwischenstufen zwischen Schuldverschreibungen und Gesellschaftsanteilen geschaffen hat, um ein größeres

Sicherheitsmoment und zugleich einen spekulativen Anreiz zu bieten, so wird damit wieder ad oculos demonstriert, daß die ganze Konstruktion des heutigen Aktienrechts, des deutschen sowohl wie seines angelsächsischen Vorbildes, Humbug ist, der nur dazu dient, die kapitalistische Spekulation für den kleinen Mann mit dem moralischen Mäntelchen des Eigentumserwerbes zu bekleiden.

Deshalb sollte man schon endlich das Gerede vom gleichen Recht für alle Aktionäre und den pathetischen Kampf gegen die Mehrstimmenaktie aufgeben und stattdessen lieber einen bessern Gläubigerschutz für den Kleinaktionär erstreben. Man sollte die Verwaltung schärfer haftbar machen und die schmucken und kostspieligen Aufsichtsräte, die mit Eleganz fünfzig Aufsichtsratsposten in ihrer Hand vereinigen, auch dann zur Verantwortung heranziehen, wenn sie sich noch rechtzeitig vor dem Krach zurückgezogen haben. Und man sollte allerdings auch endlich mit dem Schwindel des Depotaktienstimmrechts aufhören und verhindern, daß die Großbanken, wie vor dem Kriege, sich mit Hilfe und oft ohne Wissen ihrer Kunden eine Kontrolle über die Industrie erschleichen.

Krisenlöhne

Ist die ganze Lehre von der Industriellen Reservearmee über den Haufen geworfen? Selbst die besten Bürger bestritten früher nicht, daß ein Arbeitslosenheer auch auf die Löhne der erwerbstätigen Arbeiter drückt. Die alte Regel von Angebot und Nachfrage wirkte sich auch auf dem Arbeitsmarkt aus. Aber die Ziffern der Lohnstatistik aus dem letzten Jahre scheinen das Gegenteil zu beweisen. Die Tariflöhne, die bei geringer Steigerung der Lebenshaltungskosten im Jahre 1925 von 69 auf 87 Pfennige die Stunden gestiegen waren, hielten sich noch zu Anfang des Jahres 1926 unverändert, obwohl zwei Millionen Menschen arbeitslos auf der Straße lagen. Daß diese Statistik einen Haken hatte, mußte Jedem einleuchten, der einmal nach den tatsächlich gezahlten Löhnen herumhörte und erfuhr, wie oft die Tarife nach unten durchbrochen waren und in wie rigoroser Weise gekündigt wurde, wenn die Arbeitnehmer dagegen aufzumucken wagten.

Jetzt endlich wird in größerm Maßstabe der Versuch gemacht, die wirkliche Lohnhöhe festzustellen. Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund hat auf Grund der Lohntüten eine Erhebung über hundertfünfzigtausend Arbeiter angestellt. Es zeigt sich dabei, daß in den deutschen Städten, über die die Gewerkschaftsstatistiker Buch führen, im Durchschnitt wöchentlich 50.6 Stunden gearbeitet wird, daß der Wochenverdienst die gelernten und angelernten Arbeiter zumeist zwischen 45 und 55 Mark, der ungelernten zwischen 30 und 40 Mark und der Arbeiterinnen zwischen 20 und 30 Mark liegt. Diese erste Realstatistik gibt noch keine Vergleichsmöglichkeiten — aber immerhin: die absolute Höhe der Lohnsätze während einer Krisenperiode frappiert. Das Rätsel klärt sich wohl einfach so auf, daß die den freien Gewerkschaften zugänglichen Statistiken sich auf die am straffsten organisierte Arbeiterschaft

stützen. Einen wirklichen Maßstab für die Rückwirkungen der Arbeitslosigkeit auf die Arbeitslöhne wird man erst dann bekommen, wenn es gelingt, über die nichtorganisierten Arbeiter und Angestellten wahrheitsgemäße, unverklausulierte Lohnangaben zu bekommen. Solch eine Erhebung kann selbstverständlich nur das Statistische Reichsamt durchführen. Erst wenn die vorliegt, wird man ein Urteil darüber gewinnen, wieweit die Gewerkschaften in der jetzigen Krise sich als Schutzorganisation bewährt und der Verschleuderung der Ware Arbeitskraft entgegengewirkt haben.

Schlieben, Reinhold und die Kontinuität

Der Grundzug der französischen Geschichts- und Staatsauffassung ist: Besser machen. Wenn das Alte morsch und überlebt ist: Fort damit. Das ist das anerkannte, historische Recht auf Revolution. Der Grundzug der deutschen Auffassung ist: Nur nicht besser machen. Selbst wenn man Neuerungen für nötig hält und wirklich auch etwas Neueres und Besseres geschaffen hat, muß man vor allen Dingen tun, als hätte sich gar nichts geändert. Denn das heiligste Gut ist die Kontinuität. Wahrscheinlich hätten wir niemals die republikanische Staatsform bekommen, wenn nicht der letzte kaiserliche Reichskanzler, Prinz Bademax, den Genossen Ebert mit dem Reichskanzleramt betraut hätte. Nach diesem Vorbild aus großer Zeit spielt sich unser ganzer Parlamentarismus ab. Eine Zeit lang war es Mode geworden, daß jeder neue Kabinettchef erst einmal brieflich und mündlich dem alten gestürzten Kabinett seinen heißen Dank für die großen dem Staate geleisteten Dienste aussprach. Seitdem Luther und Marx abwechselnd rechte und halbrechte Kabinette regieren, schien dieses Verfahren überflüssig zu sein: aber noch immer wird jedes Vergehen gegen das Grundgebot der Kontinuität blutig geahndet.

Herr Reinhold hat, bevor er nach Spanien ging, um auf seinen deutschen Lorbeeren vier Wochen auszuruhn, das fürchterliche Verbrechen begangen, öffentlich von den Fehlern früherer Finanzpolitik zu sprechen. Er tat es stets mit äußerster Vorsicht, und immer, wenn er an die Stelle kam, wo ein deutliches Wort über Luther und Schlieben hingehörte, erklärte er: Sie werden verstehen, meine Herren, daß ich mich über die Finanzmaßnahmen meines Amtsvorgängers nicht äußern möchte. Aber auch diese, in der Form stets unangreifbare Kritik hat ihm den Zorn der Erynnien zugezogen. Herr v. Schlieben, einst als Reichsfinanzminister Oberamtmann des sächsischen Finanzministers Reinhold und heute als Präsident des Landesfinanzamts der Provinz Sachsen sein Untergebener, hat keine Ruhe gelassen, bis Reinhold sich zu dem offiziellen Dementi bereitgefunden hat, „daß er die aus währungspolitischen Gründen nötig gewesene Finanzgebarung der vergangenen Jahre durchaus gebilligt hat und hinter die Politik der damaligen Reichsregierung getreten ist“. Na also, warum nicht gleich so? Was ist, ist gut, hat schon Hegel gesagt; und was war, erst recht. Und den Reinhold wern wer ooch schon noch zur Räsong bringen.

Rom oder Mexiko? von Rolf Jungeblut

Hermosillo, Sonora; Mitte August 1926

Die mexikanische Regierung hat zu Artikel 130 der Verfassung die Ausführungsbestimmungen mit Wirkung vom 1. August in Kraft gesetzt. In den wichtigsten Punkten besagt dieser Artikel:

> Das Gesetz erkennt keinerlei juristische Persönlichkeitsrechte der sogenannten „Kirchen“ an.
>
> Nur ein Mexikaner von Geburt darf den Beruf eines Geistlichen ausüben. Neue Tempel können nur im Einverständnis mit dem Innenministerium eröffnet werden.
>
> Veranstaltungen politischen Charakters dürfen nicht in Tempeln abgehalten werden.
>
> Die Bildung politischer Gruppen, die den Titel oder Hinweis auf eine religiöse Konfession tragen, ist streng verboten. Die Beamten des religiösen Kultus dürfen weder in öffentlichen noch in privaten Versammlungen Kritik an den fundamentalen Gesetzen des Landes üben. Sie besitzen kein politisches Wahlrecht, noch haben sie Befugnis, sich zu politischen Zwecken zu vereinigen.
>
> Für jeden Platz der Gottesverehrung ist ein Kustos zu ernennen, der über die Ausführung der Gesetze zu wachen hat. Die städtischen Behörden müssen von dem Kustos über die Person des Geistlichen verständigt werden.
>
> Über jede Veränderung haben der scheidende und der neue Geistliche sowie zehn Bürger des Ortes der Behörde Mitteilung zu machen.

Diese Gesetze sind als Preis eines Kampfes von Jahrhunderten zu verstehen. Sie sind Waffen, die der Tag verlangt, Waffen freilich, die über Nacht zu schweren Ketten werden können. Die Auskehrung der Politik aus den Tempeln, das strikte Verbot konfessioneller politischer Gruppen ist nicht weniger bedenklich als die Knebelung der Kritik des Klerus an Staat und Regierung. Wenn die katholische Kirche schlechte Politik gemacht hat – muß deshalb die politische Kirche schlecht sein? Wenn die katholische Kirche gegen die soziale Revolution konspiriert hat – kann nicht eine jakobinische Kirche die Fahne der Freiheit vorantragen? Kann nicht den Indianern ein Prophet geboren werden, der ihnen beides: Religion und Politik der Gegenwart offenbart?

Der katholische Klerus hat nicht gezögert, die Regierung in ihrer schwachen Stellung anzugreifen. Mit Recht wirft er Calles die Aufrichtung des Gewissenszwanges vor, mit Recht weist er auf die Unlogik der Regierung, die nach „Trennung von Kirche und Staat“ ruft, aber die Kirchen und ihren Besitz verstaatlicht, die Geistlichen durch den Staat registrieren und kontrollieren lassen will. Nun, die Priester haben sich nicht registrieren lassen, sondern sind am 1. August in den Streik getreten. Sie haben die Kirchen den Gläubigern überantwortet – ein Schritt, den die Regierung mit der Aufnahme der Kirchenschätze beantwortete – und werden sich in ihrer Privatwohnung einen Notbeichtstuhl vor den Bettvorhang stellen. Diese Technische Nothilfe, die über jede Regierungsmaßnahme erhaben ist, gestattet ihnen auch noch heute, die Gläubigen nach ihrem Willen zu dirigieren.

Der wirtschaftliche Boykott, zu dem die Liga zur Verteidigung der religiösen Freiheit aufgefordert hat, ist ein recht bedenkliches Kampfmittel. Es würde auf den Knochen des armen Peon ausprobiert werden, dem das auflebende Wirtschaftsleben grade aus dem tiefsten Elend herausgeholfen hat. Daß der Boykott keine große Wirkung haben wird, ist heute schon vorauszusagen. Hat doch die ganze klerikale Kriegsfanfare so gut wie kein Echo in der breiten Masse der Bevölkerung wachgerufen. Nur ganz wenige Kerle haben sich am 1. August unter die Kirchentüren gestellt und auf die anrückenden Soldaten geschossen. Und das ist wohl die wichtigste Lehre dieser Machtprobe, daß selbst unter den mexikanischen Indios das Feuer des katholischen Glaubens niedrig brennt. Warum? Weil dem Indio die Augen darüber aufgegangen sind, bis an welchen Abgrund die spanische Kolonisationspolitik, und das ist die Politik der Kirche, das Land geführt hat. Hat seit Cortez dem Schrecklichen die katholische Herrschaft Mexiko eine friedliche Entwicklung gesichert, hat sie den versklavten Indio befreit, hat sie Volksschulen begründet? Mit Beichtpeitsche und Zuckerhimmel wurden die Peones in Dummheit gehalten, die Erziehung auf Priesterschulen beschränkt, und wann immer ein politischer Umsturz fällig war, stand die Kirche bereit, ihre Zinsen zu kassieren. Das hat der Mexikaner erkannt, und darum haßt er die Spanier. Und wenn der arme Indio, mit dem Marienbild am Halskettchen, alljährlich über die Grenze geht, um auf den Baumwollfarmen in Texas die Ernte einbringen zu helfen, so findet er zwar weniger Heiligenbilder, aber mehr Wohlstand und anständige Gesinnung bei den amerikanischen Bauern als auf den Haziendas seiner spanisch gesinnten Grundherren.

Auf der andern Seite steht das Konto von fast zehn Jahren revolutionärer Regierung. Staatliches Schulwesen, Arbeitsgesetzgebung, Agrarreform sind in ihren Anfängen, aber werden stetig weiterentwickelt, und Niemand kann mehr im Lande den festen Willen verkennen, der die redliche Arbeit vor Ausbeutung, Terror und Grundeigentums-Monopol schützt.

Die Politik der Calles-Regierung im Kirchenkampf ist schwer verständlich. Hätte Calles dem Katholizismus Kampf angesagt – die Welt würde bewundernd ihre Augen nach Mexiko richten, wo eine Handvoll revolutionärer Kleinbauern Erdgeschichte macht. Statt dessen erklärt Calles, er sei kein Feind der Religion: sein einziges Ziel sei, die Rechte des Staates gegen die Übergriffe der Bischöfe zu verteidigen. Die Regierung wird in dieser Inkonsequenz und Unentschiedenheit nicht lange verharren können. Daß Calles seine eigne Person nicht rechtzeitig in den Kampf einsetzte, hat ihm bereits prompte Exkommunizierung eingetragen. Und was die mexikanische Geistlichkeit angeht, so hat der Heilige Stuhl deutlich zu verstehen gegeben, daß er für Gefieder und Gesang seiner PAPAgeien volle Garantie übernimmt. Warum auch nicht? Die Vöglein machen sich bezahlt! 44 Millionen Dollars beträgt die Lustbarkeitssteuer, die das arme Land Mexiko jährlich für dieses Vogelhaus nach Rom abführt!

Die amerikanische Presse kommentiert die „Mexikanischen Wirren“ in aufreizender Sprache. Die Ritter des Columbus – dieselben, die den Papst jüngst ersuchten, doch den alten Seebären heilig zu sprechen – haben auf der letzten Ordensversammlung in Philadelphia beschlossen, die Regierung zur Intervention zu drängen. Ihr Haupt ist von Staatssekretär Kellogg empfangen worden. Coolidge hat zwar erklärt, daß er sich in die mexikanischen Angelegenheiten nicht mischen werde – aber Coolidge ist kein Geßler. Hinter dem Weißen Hause wächst der Schatten Al Smiths, des gesinnungstüchtigen Gouverneurs von NewYork, der im Juli mit einer ganzen Schar Katholiken geschlossen zum Eucharistischen Kongreß in Chicago angerückt ist. Sollte der katholische Demokrat das Rennen machen, so genügte eine stumme Geste von Washington, um die Kontrolle des Waffenschmuggels an der mexikanischen Grenze zu mindern. Das bereits wird Huerta und die andern Hochverräter, die in den Vereinigten Staaten Gastrecht genießen, instand setzen, einen neuen Guerillakrieg in Mexiko zu entfesseln – einen Krieg, der, wie jeder andre, in der Folge die Börse von Wall Street, und Rom befestigen wird.

Eveline, die Blume der Prärie von Ignaz Wrobel

„Hugh!“ sagte der Reichstag. „Ich habe gesprochen.“

Als der selige Brunner noch die preußische Sittlichkeit zugedeckt hielt, besuchte ich ihn einst in seinem Moralladen der Leipziger Straße. In einem schönen Zimmer des Wohlfahrtsministeriums, desselben, das für die Wohlfahrt der kranken Untersuchungsgefangenen sorgt, fand ich einen ältern, hagern Herrn, der alle unanständigen Bücher und Photographien durchzusehen hatte, und der infolgedessen recht angegriffen aussah. Wir unterhielten uns so über dies und das, meistens über das – und so ganz nebenbei gab mir der Mann, dem die verbogenen Hemmungen zu allen Knopflöchern herausguckten, das Filmgesetz zu lesen. Und sprach dazu sein einziges vernünftiges Wort. „Sehen Sie“, sagte er, „so hat die Reichsregierung das Gesetz dem Reichstag überreicht – und in dieser Form hat es dann der Reichstag verabschiedet. Sie sehen: in wesentlich verschärfter Form.

Das war richtig.

Aus dem ziemlich vorsichtig abgefaßten Entwurf war eine dehnbare, moral-philiströse und gefährliche Sache geworden, die ja dann auch dazu geführt hat, daß heute die Filmzensur ein politisches, selbstverständlich reaktionär geführtes Machtinstrument geworden ist. Der Fridericus-Film wurde überhaupt nicht vor dem Ausschuß geprüft – dem Potemkin-Film die größten Schwierigkeiten gemacht. Woher die Verschärfung im Reichstag –? Das wollen wir gleich sehen.

Das neue Zensurgesetz gegen unwillkommene Literatur, das im Jahre 1925 der Minister Schiele dem Reichstag unter dem Namen: „Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften“ vorgelegt hat, ist ein Erzeugnis,

das raffinierter, gefährlicher und bösartiger in der Wirkung sein kann als jenes Zensurgesetz des Films.

Zunächst sind die Einleitungsworte des § 1: „Zum Schutze der heranwachsenden Jugend werden Schund- und Schmutzschriften in eine Liste aufgenommen“ eine Unwahrheit. Beabsichtigt ist nicht der Schutz der heranwachsenden Jugend – gewollt ist die Bevormundung der Erwachsenen.

Das Gesetz will den Werken, die in die „Reichsschundliste“ aufgenommen werden, womit nicht das Strafgesetzbuch gemeint ist, fast ganz den Weg zur Öffentlichkeit versperren.

Diese Werke dürfen

1. von umherziehenden Kolporteuren weder feilgehalten noch angeboten noch angekündigt werden; auch dürfen von diesen Händlern keine Bestellungen angenommen werden;

2. Buchhändler dürfen sie in ihren Läden weder feilbieten noch ausstellen noch irgendeine Reklame für sie machen;

und nun erst – unter Ziffer 3 – wird gesagt, daß Personen unter 18 Jahren diese Werke nicht erwerben dürfen. Der vorgeschobene Schutz der „Jugendlichen“, wie dieses widerwärtige Wort heißt, steht also erst an dritter Stelle und ist den Inspiratoren des Gesetzes ja auch tatsächlich gleichgültig. Daß das Werk überhaupt für Kinder bestimmt oder hauptsächlich von ihnen gelesen wird, ist zur Unterdrückung nicht nötig.

Die Begründung, die, wie meistens, keine ist, gibt zu, mit diesen unerhörten Bestimmungen weit über die §§ 42a und 44 der Gewerbeordnung und die §§ 184, 2 und 184a des Strafgesetzbuchs hinausgegangen zu sein. Ein auf die Liste gesetztes Werk ist mit seiner Aufnahme in die Reichsliste tatsächlich erledigt.

Wie kommt nun so ein Buch in die Liste –?

Jedes Land hat das Recht, eine Prüfstelle zu errichten, und jedes Land kann allein das Buch für das ganze Reichsgebiet verbieten lassen! Wenn also in Thüringen fünf Männerchen der Ansicht sind, ein Buch beschmutze und beschunde die Jugend, so wird das Buch vom Handel de facto ausgeschlossen. Man lasse sich durch die amtliche Terminologie nicht täuschen: Das Buch wird vom Handel ausgeschlossen.

Das gilt auch für Zeitschriften: werden mehr als zwei Nummern innerhalb eines Jahres auf die Liste gesetzt, so kann auch diese Zeitschrift für drei Monate bis ein Jahr tatsächlich vom Handel ausgeschlossen werden.

Diese Prüfstellen nun sollen sich folgendermaßen zusammensetzen:

Ein Vorsitzender (Beamter), je ein Sachverständiger aus den „Kreisen der Kunst und Literatur, des Buch- und Kunsthandels, der Jugendwohlfahrt und der Volksbildung“.

Berufung gegen die Zensurfeme, nur vierzehn Tage lang möglich, geht an einen Ausschuß von Beamten, die der Minister des Innern und der Reichsrat bestimmen. Strafen: Gefängnis bis zu einem Jahr oder Geldstrafe, Einziehung der Bücher oder Zeitschriften.

Die „Begründung“ begründet, die bisherigen gesetzlichen Handhaben reichten zur Bekämpfung der schädlichen Schriften nicht aus: „Insbesondere aus den Kreisen der Lehrerschaft und der Geistlichkeit, der Volksbildung und der Jugendpflege ist immer wieder auf die schwere geistige und sittliche Schädigung breiter Volksschichten durch die Verbreitung der Schund- und Schmutzliteratur hingewiesen worden“ – auch hätten diese Kreise angeblich immer wieder so ein Gesetz verlangt, und die Deutsche Nationalversammlung hat im Jahre 1920, weil sie damals keine andern Sorgen hatte, tatsächlich die Reichsregierung ersucht, so ein Gesetz auszuarbeiten.

Die Begründung weist dann sehr fein auf den subtilen Unterschied zwischen Schmutz und Schund hin, sagt ferner die Unwahrheit, wenn sie behauptet, die Aufstellung der Liste geschehe zentral durch das Innenministerium, während das in Wahrheit nur die Formalität erfüllt, die die gesetzlich bindenden Beschlüsse der Länder ihm auferlegen, und betont voll Freude, daß der ordentliche Rechtsweg, also die nochmalige Prüfung der Schrift vor Gericht, ausgeschlossen ist.

Ausgehängt ist dann eine erste Liste, die in sehr geschickter Weise als Köder für die sozialistischen Abgeordneten auch patriotische Hintertreppenwerke enthält: neben ‚Harry Piel, der Verächter des Todes‘ und ‚Eveline, die Blume der Prärie‘ finden sich: ‚Unter deutscher Flagge‘, ‚Von deutscher Treue‘, ‚Das eiserne Kreuz‘, ‚Unsre Feldgrauen‘ – und kein Werk, das etwa nach Sozialismus oder Bolschewistenverherrlichung auch nur riecht.

*

Dieser Entwurf ist der schärfste Angriff auf die geistige Freiheit Deutschlands, der seit Jahrzehnten verübt worden ist. Die große Zeit ausgenommen. Seit den Tagen der Generalkommandos, die das Kriegsverbrechen durch Niederknüppelung jeder kritischen Äußerung so lange verlängerten, wie ihnen das möglich war, ist Ähnliches nicht dagewesen.

Im Parlament aber wird Folgendes vor sich gehen:

Wie bei dem Gesetz über die Fürstenabfindung, wie bei der schändlichen Kommissionsberatung über den neuen § 218, wo Sozialdemokraten immer munter für den Gebärzwang ihrer Arbeiterwählerinnen stimmen, wie beim Gesetz über die Filmzensur rollt sich immer, immer dasselbe Schauspiel ab:

Die G’schaftlhuberei siegt.

Die erste Liste des Entwurfs ist allein von 10 (zehn) „Organisationen“ unterzeichnet, von denen sich eine immer wichtiger vorkommt als die andre – wenn man nur die Namen hört, weiß man Bescheid: „Rat für künstlerische Angelegenheiten“ (Frankfurt am Main), „Reichsjugendring“ –, ohne Kompetenz, ohne daß diese Herrschaften auch nur gebeten worden sind, zu beraten, zu hüten oder zu bewahren, wirtschaftet das in Vereinen umher, um den Beamtenkoller, der sonst keine Luft bekommt, austoben zu lassen. Verhinderte Polizeipräsidenten.

Und weil nun der politische Instinkt dieses Parlaments gleich Null ist, so werden die Tölpel „Sicherungsvorschläge“,

„Schutzparagraphen“, „Milderungsbestimmungen“ einfügen, die dann in verwaschener, kautschukhafter, dehnbarer Form aufgenommen werden, und über die ein interpretationskundiger Jurist mit Recht zur Tagesordnung seines Urteils übergeht.

Wie das aussieht, was im Allgemeinen „aus den Kreisen der Kunst und der Volksbildung“ zur Prüfung entnommen wird, wissen wir. Es taucht dann der bekannte Schriftsteller Konrad Horst Pröppke auf, der Verfasser von ‚Waldesrauschen auf Helgoland‘ sowie Frau Jugendpfleger Annemarie Silberpuntz, die die ganze versetzte Erotik ihres dickbeinigen Lebens in die Zone der Jugendpflege verlegt hat. Kurz: es wird eine Auswahl ähnlich der, wie sie bei Geschworenen üblich ist; durch ein paar amtliche Manipulationen werden Intellektuelle und Oppositionelle aller Schattierungen ihrer sogenannten bürgerlichen Ehrenrechte beraubt, mit Zuchthäuslern auf eine Stufe gestellt und gelangen niemals in einen solchen Ausschuß. Gelangen sie schon hinein und versuchen da, die allerärgsten Dummheiten zu verhindern, so sehen sie sich – wie etwa Julius Bab – aus Gewissensgründen genötigt, auszuscheiden, weil sie das nicht mehr mittun wollen und können.

Diese „G’schaftlhuberei“ der Vereine kann auch die Ursache für eine Verschärfung des Gesetzes sein. Das stumpfsinnige Listenwahlsystem ermöglicht heute den langweiligsten Parteisekretären, den unbedeutendsten Bonzen, den lokalsten Funktionären den Eintritt ins Parlament, und so sieht das ja auch aus. Und man muß nur sehen, wie kleinbürgerlich sich diese Geschäftigkeit aufspielt, welche Fibel- und Bilderbuchwelten sich da entrollen, wenn einmal ernsthafte Fragen der Weltanschauung aufs Tapet kommen. Die Spitzen langen etwa bis Bölsche. In ihrer Sucht, auch dabei zu sein, auch mitzuregieren, auch Gesetzgeber zu sein, werden sie mit wallender Würde die Seele der Jugend bewahren und die zarten Keime der Volksentwicklung dem Pilz der Gemütsvergiftung entreißen. Und nur Eines werden sie nicht begreifen: daß sie überflüssig sind.

Dieses Gesetz ist ein frecher Eingriff in die kümmerliche Freiheit deutschen geistigen Wirkens. Es ist in Bausch und Bogen abzulehnen.

Sicherheiten gegen seinen Mißbrauch gibt es nicht.

Das hehre Beispiel des kläglichen Schutzgesetzes gegen die Republik hat es gezeigt: was dieser Staat, so wie er da ist, in die Finger seiner Verwaltung bekommt, zu der die politische Justiz rechnet, ist unrettbar verloren. Diese Prüfungskammern werden sich aus lokalen Hampelmännern zusammensetzen, aus „zuverlässigen“ Leuten, aus gesiebten Volksschullehrern, deren man, obgleichs nicht leicht ist, die nötige Menge an Reaktionären zusammentrommeln wird, aus Roten-Kreuz-Damen, aus diesen entsetzlichen Spießerinnen der Volkswohlfahrt, die für drei Pfennige Gutes tun und dafür acht Mark an Spesen, Spektakel und moralinsaurer Wirtschaft aufwenden – aus Pastoren werden sie sich zusammensetzen und ein paar Buchhändlern, die die Konkurrenz töten wollen. Jedes im Parlament gegebene Versprechen, jedes Geschwätz in der Rede

eines Ministers ist, wie der genau weiß, juristisch unverbindlich und verhallt. Es bleibt das Gesetz.

Es darf nicht bleiben, und es muß ganz und gar und bis auf den letzten Buchstaben abgelehnt werden.

Es darf nicht bleiben, weil es schon nach Monaten in der niedrigsten und politisch schmierigsten Weise ausgenutzt werden wird. Gegen wen – ? Gegen uns. Gegen Pazifisten und Revolution; gegen Sozialismus und Freiheitlichkeit – nichts ist vor diesem Metternich-Gesetz sicher. Heute ist es noch ‚Der Junggeselle' und das ‚Berliner Leben', heute sind es noch die nackten, unwahrscheinlich dünnen Beine jener Figurinen in usum masturbantium; morgen ist es eine unwillkommene Wandervogelzeitschrift, eine Schulpublikation für revolutionär empfindende Schüler – und übermorgen sind es, woran kein Zweifel: wir.

Die bestehende Gesetzgebung reicht aus, um Das in der Literatur zu verbieten, was wahrhaft schädlich und häßlich ist: die Auslegung der Paragraphen durch die Gerichte ist weit genug. Mehr brauchen wir nicht. Und mehr hieße, unter anderm, die Wirkung dieses Schundes überschätzen.

Gegen das Andre da, wogegen dieser Polizeientwurf angehn will, gibt es ein Mittel, das freilich Geld kostet, der Reichswehr abzuziehendes Geld – ein Mittel, das freilich schwerer zu erreichen ist als durch Kommissionssitzungen vereinswütiger Vorstandsdamen, ein Mittel, das freilich peinlich revolutionär ist:

Die Umbildung der anarchischen Gesellschaftsform in eine, die der Jugend vor Allem einmal körperliche Hilfen gibt, die ihr Licht, Luft, Wohnraum, Gesundheit verleiht, die sie vor gemeiner Ausbeutung hütet und vor Tuberkulose. Auf dieser Basis kann man dann Das tun, was heute nur vereinzelt und nur unter Aufopferung von wahren Jugendpflegern gelingt, deren Arbeit kein Mensch anständig bezahlt, die kaum gekannt sind, die im Dunkel wirken, Männer und Frauen: dann, wenn jene wirtschaftlichen Forderungen erreicht sind, kann man die Seelen der Kinder immun machen gegen solchen Schmutz; sie werden dann stark genug sein, solche Ansteckungsstoffe gar nicht aufzunehmen. Langweilig soll ihnen das Laster sein.

Davon wissen Die mit dem Polizeiknüppel nichts. Sie verkriechen sich hinter ein lächerlich unwirksames Verbot – und sie sind unehrlich: denn sie wollen Das gar nicht treffen, was sie da als Schießscheibe aufstellen. Dahinter steht etwas ganz Andres.

Der Schutzverband Deutscher Schriftsteller und die mit ihm arbeitenden Gruppen werden kämpfen müssen. Auf das Parlament ist nicht zu hoffen.

Wer an diesem Gesetz mitarbeitet, wer die vorgespiegelte Absicht ernst nimmt, bereitet Das vor, was die Gesetzesmacher gewollt haben: die administrative Zensur und die Unterdrückung der Meinungsfreiheit, soweit sie noch besteht.

Dieses Gesetz gegen Schmutz und Schund fällt unter sich selbst.

Die Reichsbahn von Arthur Seehof

Es ist sehr nützlich, einmal eine Zusammenstellung der Unglücksfälle auf den Strecken der Reichsbahn aus der letzten Zeit zu geben. Da ist der Fall Leiferde; das Glassplitter- und Eisengewitter bei Steele; der Steinregen zwischen Lankwitz und Südende; das Heißlaufen und Versagen der Lokomotive am Berliner Schnellzug D 152; der Zusammenprall der Güterzüge bei Neunkirchen; das Abspringen der Radreifen am Eilzug Warnemünde — Leipzig; die „Steinmauer“ auf den Geleisen einer Berliner Vorortstrecke; der auf einer zertrümmerten Weiche bei Berchtesgaden hängengebliebene Dampfkasten; der auf dem Bahnhof Schönberg bei Plauen entgleiste Bauzug, der den nachfolgenden Zügen den Weg versperrte; der vor einem angeblich 5 Meter langen Balken vorsichtig stehenbleibende Personenzug Augsburg — Weilheim; die Entgleisung der Lokomotive am Schnellzug Stuttgart — Berlin bei Saalfeld; das Auffahren einer Lokomotive auf einen — glücklicherweise — unbesetzten Speisewagen in Frankfurt am Main; die Entgleisung einer Lokomotive eines Personenzuges bei Nieder-Wöllstadt; das Ausdemgeleisespringen eines Packwagens bei Oppen; die Entgleisung eines D-Zuges bei Offenbach; die Entgleisung eines Luxuszuges bei Crailsheim; die Entgleisung von Lokomotive, Packwagen und 10 Güterwagen bei Schmiedefeld in Schlesien; der Gartentüren-Anschlag auf der Strecke Pillau — Königsberg, der zusammenfiel mit der Pflastersteinbelegung der Geleise bei Spitzenberg.

Ist das wirklich Alles? Nein. Einiges mag übersehen sein, und mit Absicht nicht hierher gestellt ist ein Unfall, über den wir etwas ausführlicher sprechen wollen. Am 3. September meldete W.T.B. aus Heidelberg:

> Amtlich. Am Donnerstag, den 2. September, abends 7 Uhr, stieß im Bahnhof Schlierbach der von Heidelberg kommende Personenzug 463 auf den im Bahnhof rangierenden Güterzug 8239 auf. Leicht verletzt wurden 2 Erwachsene und 9 Kinder, welche die Reise alsbald fortsetzen konnten, weil ärztliche Hilfe sofort zur Stelle war. 7 Wagen des Güterzuges und die Lokomotive des Personenzuges entgleisten...

Hierzu meldet ein sozialdemokratischer Augenzeuge, dem wir immerhin mehr Vertrauen schenken als Herrn Dorpmüller und dem ganzen W.T.B.:

> Auf dem Heidelberger Vorortbahnhof Schlierbach rangierte gestern abend ein Güterzug, als ein von Heidelberg kommender Arbeiterzug heranfuhr. Das Einfahrtssignal hatte zunächst auf „Freie Fahrt“ gestanden, war dann aber auf „Halt“ gezogen worden. Es war jedoch schon zu spät, zumal sich der Personenzug in einer Kurve näherte. Der Zusammenstoß mit dem rangierenden Güterzug ließ sich nicht mehr vermeiden. Mehrere Güterwagen wurden die Böschung hinabgeschleudert und auf das zweite Geleise geworfen. Im ersten Personenzug-Wagen befanden sich oberschlesische Ferienkinder im Alter von 8–12 Jahren... 18 Kinder erlitten leichte Verletzungen, eine Kindergärtnerin und ein Reisender, der den Arm gebrochen hatte, wurden in die Heidelberger Klinik überführt.

Herr Dorpmüller wird auf diesen Bericht selbstverständlich nicht antworten, wir haben seine Antwort aber auch gar nicht nötig. Wir kennen die Ursache aller Unfälle nur allzu genau. Eine Bahn, an der jahrelang nur Flickarbeiten und keine Neuerungen vorgenommen worden sind, kann einfach nicht untadelig funktionieren. Der Einheitsverband der Eisenbahner hat das mehr als einmal festgestellt. Und Herr Parker Gilbert, dem wir keinen Unfall wünschen, wird das wohl auch begreifen. Aber nicht nur das Material ist nicht mehr dienst- und arbeitsfähig: auch das Bahnpersonal ist einfach nicht mehr in der Lage, Das zu leisten, was zur Sicherheit eines so schwierigen und komplizierten Betriebes notwendig ist. Beweis: die folgende Aufstellung des Einheitsverbandes der Eisenbahner:

in Stunden (* bedeutet: Sonntagsruhe)

Datum 1926	Name	Züge	Dienstschicht	Reine Arbeitszeit	Nachfolgende Ruhe
10. 8.	Kranz	6776–6981	19,00	16,16	12,00
10. 8.	Holl	7676–6981	20,00	16,35	11,00
11. 8.	Willich	7612–6981	18,55	17,20	12,50
11. 8.	Gernhardt	7768–6053	21,40	19,28	13,20
11. 8.	Gerlach	7612–7861	18,00	16,20	10,00
11. 8.	Kersch	7776–7861	16,00	14,10	10,00
11. 8.	Holl	7626–6975	23,15	18,53	17,44
12. 8.	Schreiber	7784–6974	22,43	17,45	13,17
13. 8.	Holl	7776–6981	17,22	17,22	11,00
13. 8.	Kranz	7778–6975	20,15	17,56	10,45
14. 8.	Hartig	7612–7305	17,00	14,05	23,00*
14. 8.	Holl	7768–7625	18,14	14,00	25,00*
14. 8.	Strüber	7776–6985	18,10	17,45	9,50
14. 8.	Gerlach	7776–6985	18,10	17,45	9,50
16. 8.	Pforr	7766–6799	23,53	21,28	12,00
16. 8.	Holl	7766–6799	23,53	21,28	12,00
16. 8.	Kersch	7781–7855	21,00	16,20	12,00

Diese Aufstellung enthält erstens nur einen Bruchteil der Beschwerden des Betriebs- und Verkehrspersonals, und dann ist es nur der Teil des Personals eines Bahnhofs, der überhaupt den Mut gefunden hat, sich zu beklagen, denn die Reichsbahndirektion glaubt ja über genügend arbeitslose Ersatzkräfte verfügen zu können. Und entlassen ist man dort leichter als angestellt. Allerdings verlangen die Dienstvorschriften von einer Dorpmüller-Direktion etwas Andres, als diese Aufstellung verrät. Sie sagen:

Die planmäßige Arbeitszeit darf im Durchschnitt

a) bei ununterbrochener, besonders anstrengender Beschäftigung 8 Stunden an 1 Arbeitstage, 48 Stunden in einem 7tägigen und 208 Stunden in einem 30tägigen Zeitraum nicht übersteigen,

b) im übrigen bis zu 10 Stunden an 1 Arbeitstage, 60 Stunden in einem 7tägigen und 260 Stunden in einem 30tägigen Zeitraum ausgedehnt werden.

Zur Erzielung zweckmäßiger Dienstpläne, die den Bedürfnissen des Betriebes und Verkehrs sowie den Gepflogenheiten des Personals Rechnung tragen, darf die Arbeitszeit an einem Arbeitstag 8 oder 10 Stunden überschreiten, sofern die für den 7tägigen und 30tägigen Zeitraum vorgeschriebenen Höchstmaße dadurch nicht überschritten werden.

Aber was sind Dienstvorschriften, wenn außer den Reparationszahlungen auch noch Profite aus dem Reichsbahnbetrieb herausgeholt werden sollen! Profite, die, wie wir jetzt erlebt haben, noch nicht einmal dazu verwandt werden, die Verkehrssicherheit zu gewährleisten, sondern – vermuten wir falsch? – zu Geldgeschäften dienen. Oder ist Herr Dorpmüller, was wir doch nicht annehmen können, deshalb von der Schwerindustrie zur Reichsbahn abkommandiert worden, um Herrn Gilbert zu beweisen, daß so wie jetzt die Abgaben der Bahn für Reparationen nicht weiter gezahlt werden können? Oder ist Herr Dorpmüller gar Propagandist oder Aktionär bei der ‚Lufthansa'? Dann mag er sich da anstellen lassen. Für die Reichsbahn verlangen wir jedenfalls eine Leitung, die sich ihrer großen Verantwortung bewußt ist. Und sind der Meinung, daß Herr Dorpmüller seine Berichte nicht immer schließen würde: „Wegen der Schuldfrage hat die Staatsanwaltschaft... die Untersuchung eingeleitet", wenn ihm klargemacht würde, und wenn hierzulande möglich wäre, auch einmal Direktoren auf die Anklagebank zu bringen. Die ist aber in dieser Republik – einige Juden ausgenommen – nur Sitzgelegenheit für Leute, die keine Tausende von Mark im Monat verdienen.

Über R. L. Stevenson von Lion Feuchtwanger

Wenn die Bücher dieses großen Erzählers jetzt, dreißig Jahre nach seinem Tode, zum ersten Mal in einer deutschen Sammelausgabe erscheinen, dann bangt man zunächst, diese Erzählungen, die, als sie entstanden, aufreizend und revolutionär waren, könnten heute schal und abgestanden schmecken. Sie sind unzählige Male nachgemacht worden, die Technik des Abenteurer- und Detektiv-Romans ist viel frecher und raffinierter geworden, man hat uns an viel schärfere Würze gewöhnt. Auch entpuppt sich gewöhnlich als im besondern Maße zeitgebunden, was bei seinem Erscheinen als große Mode begrüßt wurde. Doch je länger man in Stevensons Werken liest, umso erfreuter spürt man, daß man damals nicht hereingefallen war. Seine Wirkungen sind legitim und halten der Zeit stand, und unsre Jüngsten, die sich von den französischen Erzählern abwandten und dem Angelsachsen seine Technik und seine Diktion leidenschaftlich und skrupellos abschauten, haben keinen schlechten Geschmack gehabt.

Sein Stoffkreis ist reich, weit und erfüllt wie sein Leben. Dieser Darsteller, der als Sohn eines Ingenieurs in Schottland geboren und von seinem Lungenleiden durch viele Länder und über viele Meere getrieben wurde, bis er vierundvierzigjährig sehr betrauert auf einer Südsee-Insel starb, schrieb einen dunkeln schottischen Balladenroman und Detektivgeschichten aus dem modernen Paris und eine phantastische Geschichte von einem Manne, der ein Mittel gefunden, sein Ich zu spalten, und ein sehr realistisches Südseemärchen und einen großen historischen Roman und viele Reisegeschichten und literarische Kritiken und sehr vieles Andre. Er schrieb nichts Langweiliges,

aber es ist offensichtlich, daß er von seinen Stoffen keinen wählte nur deshalb, weil er interessant war. Er besaß jene Weisheit des Auges, jene Klugheit der Hand und jene Gradheit des Herzens, die jeden Stoff über die Sphäre des nur Interessanten, Sensationellen hinaushebt. (Auffallend, daß bei ihm alles Erotische an der Peripherie bleibt.) Er vermeidet selbstverständlich, seine Situationen und seine Menschen zu werten; aber in seinen Abenteurergeschichten ist ein starkes Gefühl für Mannhaftigkeit ohne Schneid und für Anständigkeit ohne Moralgetue. Es sind Bücher eines Mannes. Er hat Anstand, Humor und sicheres Gefühl für Das, was wissenswert, und Das, was lebenswert ist. Will man genau erfahren, was ein Weltmann ist, so halte man seinen Junker von Ballantrae gegen den Dorian Gray. Und will man sich das Auge schärfen für eine Reise, die man vorhat, so halte man seine Südseeschilderungen gegen das Reisetagebuch eines Philosophen. Es weht eine ungewöhnlich frische, gesunde Luft durch diese Bücher, und es atmet sich gut in seinem geistigen Klima.

Er sieht mit klarem, gutem Auge die Menschen in ihren richtigen Proportionen. Es dauert eine Weile, bis man herausbekommt, warum einem in diesen Büchern ein offensichtlicher Lump ans Herz wächst, während man einen guten Kerl, von dem keine gute Eigenschaft unterschlagen wird, zu allen Teufeln wünscht. Aber dann scheint seine Anschauung sehr einleuchtend. Es geht nicht um die Handlungen eines Mannes, ja es geht nur sehr bedingt um sein Format. Aber immer geht es darum, daß das Format der Handlungen und das Format des Mannes übereinstimmen. Das ist ein gerechter Maßstab, eine Aichung, die still, unmerklich, unentwegt und nicht ohne Humor vorgenommen wird, und vor der sich seine Menschen nicht drücken können. Es ist ein unliterarischer, sachlicher Blickpunkt, den man schnell selber einnimmt.

Prüft man näher, so staunt man über die große Gerechtigkeit, mit der Stevenson die ungewöhnliche Virtuosität seiner Menschengestaltung im Dienste dieser Idee anwendet. Mit sachter Hand neigt der große, gerechte und schalkhafte Dichter ein Piedestal, und gleich rutscht ein zu hoch gestellter aufgetriebener Kerl in den Dreck. Oder er spiegelt einen ansehnlichen Mann in der Anschauung eines andern sehr viel weniger ansehnlichen: und gleich schrumpfen gewisse Eigenschaften des Stattlichen lächerlich ein, und andre, unbedeutende Qualitäten werden wichtig. Eine Relativitätstheorie, vor der wenig Bestand hat, nämlich: Anständigkeit, Menschlichkeit, Mut, das rechte Verhältnis der Handlungen zum Format des Trägers.

Ein Beispiel veranschauliche, wie Stevenson seine Leser zwingt, das Format seiner Menschen aufzunehmen. Der Roman ‚Der Junker von Ballantrae‘ handelt von dem Kampf zweier Brüder, eines wackern, mäßig begabten und eines glänzend begabten, bösen. Nun wird das Bild der beiden Männer, ihrer Taten, ihres Kampfes von Anfang an gebrochen dadurch, daß die Erzählung einem gewissenhaften, beamtenhaften, philiströsen Sekretär in den Mund gelegt ist, der den wackern Mittelmäßigen liebt und den glänzend begabten Bösen haßt. Es ist meisterlich,

ein Musterbeispiel ganz großer Epik, wie durch diesen einfachen Kunstgriff Licht und Schatten verteilt, Neigung und Gegenneigung ausgewogen werden. Ein Kampf zwischen frevelhafter Anmut und schwerfälliger Biederkeit wird gesehen durch die Brille eines redlichen Philisters, der den anmutigen Bösewicht anhaßt und das wackere Mittelmaß seines Herrn leidenschaftlich liebt. Der Pedant bemüht sich, gerecht zu sein, es gelingt nicht ganz, dann macht er sich Skrupel und nimmt einen neuen Anlauf, dann stiehlt sich in seinen Haß ein klein bißchen Bewunderung vor der Anmut des angefeindeten verabscheuungswürdigen Mannes. Und dann wird noch einmal gedreht, Situation und Menschen werden noch einmal von wo ganz anders her belichtet, wieder von unten her, aber aus dem Aspekt eines andern Weltteils, vom Blickpunkt eines großspurigen, dummen Soldaten aus. Es ist herrlich, wie dann ganz sacht und ohne Nachdruck der Leser darüber unterrichtet wird, daß Mund und Feder des Berichterstatters nicht ganz objektiv seien, wie durch fast unmerkliche Belichtung der Quellen der Eindruck höchster Sachlichkeit erzielt wird, und wie der Dichter grade dadurch, daß dem Leser mit leiser, höflicher Geste die Beurteilung des Kampfes zugeschoben wird, die höchste Anteilnahme und den äußersten Grad legitimer Spannung erreicht. Es wird dem Leser kein Urteil imputiert, es wird ihm gezeigt, wie ein schlechter Mann von großem Format und ein wackerer Mann von mittlerm Format und ein sehr wackerer Mann von subalternem Format sich in gewissen Situationen verhalten, und die Stellungnahme dazu wird durchaus dem Leser überlassen.

Überhaupt, welch leuchtendes, beispielhaftes Stück ganz großer Epik ist dieser Roman von dem Junker von Ballantrae! Schicksalhaft und doch unpathetisch ist der Kampf der beiden Brüder und der Untergang ihres Geschlechts. Ungemein geschickt fabuliert ist diese Erzählung, abenteuerlich und doch unsensationell und ohne falschen Glanz. Die Landschaft spielt mit, die Luft und das Meer Schottlands und die unsichere, kleine Siedlung des eben gegründeten NewYork. Sehr selbstverständlich ändern Menschen und Dinge ihr Gesicht mit ihrem Aufenthalt. Weit in Zeit und Raum streckt sich die Geschichte, episch endlos ist ihr Himmel, fest sind und ins unsichtbar Hintergründliche reichend ihre Fäden. Mit tiefer Wissenschaft vom Menschen ist das Unwesentliche weggelassen, aber alles kleinste Wissenswerte ist da. Ein großes, beispielhaftes, unlangweilig klassisches Buch.

In lebendigem Material arbeitet der Dichter R. L. Stevenson. Hier ist Alles Gestalt geworden, ein für alle Mal. Nicht nur sieht man dieses Meer und diese Luft: man schmeckt und riecht Stevensons Menschen und Dinge, sie sind in der Welt, sie sind da. Selbstverständlich spricht jeder seiner Menschen seine eigne Sprache, die ihm einmalig aus dem Mund geht, so natürlich, wie er seine einmalige Haut hat. Aber wo eigentlich liegt das Geheimnis dieser Prosa, der sich auch Leute, die den Dichter, aus romanischer Hemmung etwa gegen den Angelsachsen, nur widerwillig gelten lassen, auf die Dauer nicht entziehen können? Die sehr dankenswerte deutsche Ausgabe, von Curt und Mar-

guerite Thesing besorgt, trifft trotz mancher Flüchtigkeit den Rhythmus des Engländers im Ganzen sehr gut: aber von der Blume des Dichters kann auch die verdienstlichste Übersetzung schließlich nur wenig geben. Trotzdem wirkt selbst in der Brechung die leicht burschikose, reiche Bildhaftigkeit seiner Diktion so suggestiv, daß man jetzt schon, wenige Monate nach dem Erscheinen dieser deutschen Gesamtausgabe (im Verlage Buchenau & Reichert zu München), den Einfluß der Diktion Stevensons auf eine ganze Reihe unsrer Jüngeren wahrnehmen kann. Diese unpathetische Bildhaftigkeit, diese Klassizität in der Darstellung romantischer Dinge, diese natürliche, kluge, gewachsene Anschaulichkeit, diese selbstverständliche Abwesenheit von allem Gespreizten, Endimanchierten ist schlechthin ein Gradmesser für die Gradheit und innere Vernunft eines Inhalts, einer Idee, eines Dinges, eines Menschen. Etwas Unanständiges, Krummes, Dummes kann in dieser Luft nicht aufkommen. Atmet sie, lest Stevenson.

Der Sarte spricht von Oskar Soerke

Am Staub im Hause wischt der Gänseflügel
Sich grau. Nun komm, das Licht hat sich geneigt.
In Hofes Mitte liegt der Märchenhügel
Und wartet, daß ihn wer besteigt.

Dein Tisch, dein Tonkrug, deine bunte Wiege,
Zwei Kasten und ein Samowar,
Im Tuch die Laus, am Lehm die Fliege –
Ein jedes hat wie du den Tag, das Jahr.

Soll jedes einsam sich der Enge fügen,
Nur unsrer Armut beigesellt?
So wollen wir ein wenig lügen,
Und wir vermehren Allahs Welt.

Wir wollen kühn die Dinge paaren,
Und hast du einen schnellen Geist,
So sind sie bald umlärmt von Kinderscharen.
Du lasest, was die weise Tafel preist.

„Ein Haus voll Kindern ein Bazar,
Und ohne Kinder ein Haus ein Grabaltar,
Wo Schweigen und Trauern
Frieren und dauern.“

So nimm denn unsren leeren Krug
Und klopfe leise mit dem Wanderstecken.
Was weckst du? Lilien mit weißem Bug,
Hagerosenhecken!

Noch einmal poche an den Ton!
Er schnellt empor, ergreift die Mondenhörner,
In seinen hohlen Wänden klirren schon
Aus Allahs Nachtmeer tausend Schwemmgoldkörner.

Regers Lieder von Oscar Bie

Max Regers Lied existiert, aber lebt nicht. Es ist ein achtungswerter Bestand der Literatur, aber es wirkt nicht weiter. Trotz aller äußern Modernität trägt es den Zopf. Es ist eine Wendung von Brahms ins exklusiv Musikalische. Der Faden, der es mit dem Gedicht (oft in minderwertiger Auswahl) verbindet, bleibt theoretisch, unsinnlich. Bisweilen verläßt man sich auf die Pointe des Textes, wenn man für eigne Musik fürchtet. Denn diese Musik ist ungemein hungrig, sie ist nicht zu stillen, sie läuft ohne Unterlaß hierhin, dorthin, manchmal froh, eine Mauer zu finden, an der sie sich staut, ein Gesetz der Strophe, eine Form der Periode oder des Motivs. Sie ist redselig, hemmungslos. Aber sie trägt eine gewaltige Begabung in sich, einen Reichtum an Ausdruck, der auf dem fruchtbaren Felde zwischen Bachscher Metaphysik und impressionistischer Farbenharmonie blüht. Sie ist dabei zünftig, unperspektivisch, ungebildet. Unter Umständen gibt sie sich noch mit den altüblichen Jägern oder Husaren ab, die keine moderne Seele interessieren, übt sich in dem Schreibtischhumor eines guten deutschen Musikers, läßt das Klavier ahnungslos Geige spielen, wenn Falkes Gedicht: ‚Viola d’amour‘ auf dem Blatte steht. Es ist kein gesungenes, es ist ein gearbeitetes Lied, aus verkümmertem Orchestersinn und Opernsinn. Es ist eine Form, Musik auf anständige Art abzuladen. Ein interessanter Zwischenfall, und ungewöhnlich inszeniert. Die Einfühlung in die innere Seele des Textes, das Kennzeichen des Liedermeisters, wird vergessen von lauter Musikvergrabenheit. Es fehlt das Niveau dieser Gattung, wenn auch genug Niveau der Musik vorhanden ist. Es fehlt die Großdisposition, die Souveränität des eignen Liedstandpunktes, Vereinzelung und Stückelung halten den Atem künstlich in Fluß, es fehlt die selbstgestellte Pause.

Dies ist Alles grob gesagt, aber es gibt das Profil von Reger. Er entwickelt sich, doch auch dies nicht einmal in einer Linie. Manche der spätern Lieder sind durchsichtiger und gegliederter, wie das ‚Unbegehrt‘ von Anna Ritter oder ihr ‚Volkslied‘, noch etwa Geibels scharf gefaßtes ‚Sterbendes Kind‘, der duftig romantische ‚Flieder‘ nach Bierbaum, das ‚Unvergessen‘ nach Adolf Frey. Andre Lieder sind wieder überhäuft und überladen mit Wechselharmonien, Melodiebiegungen, schwarzen Noten des dicken Klaviers. Wiegenlieder sind Spezialität. Aber nie hat ein Komponist die süße Ruhe eines einfältigen Kindes durch verzwicktere Vorträge gestört. Boelitzens ‚Wiegenlied Mariä‘ fällt noch am angenehmsten durch seine geistliche Schlichtheit auf. Dehmels ist unendlich gezogen und beschwert, Busses ist eine verwickelte Angelegenheit, Brentanos verfitzelt Melodie und Milieu. Wie verwaschen ist Bierbaums Dämmerungstraum gegen Strauß, wie geziert Liliencrons ‚Glückes genug‘, wie überhäuft Morgensterns ‚Frühlingsregen‘, wie überladen bei ihm Mörikes ‚Begegnung‘.

Es gehört Mühe dazu, den Begriff Lied abzustreifen und die Gewalt der Musik in Regers Schöpfungen zu erkennen.

Lied ist Lied, Musik ist Musik – es gibt dies und das, aber das Eine braucht nicht um des Andern willen zu vergehen. Ich bin mir alles dessen bewußt, wenn ich den Gehalt seiner Musik mit dem Wert seines Lieds nicht einfach gleichsetzen kann. Das Lied hält heut Vieles aus. Einst eine Herrin im Reiche, ist es heut gemeine Dienerin, die jede Musik der Epoche auf ihren Rücken nimmt. Die eine verträgt sie, die Pfitznersche, die andre nicht, die Regersche. Jene ist des Lebensodems voll, diese ist starr gegen das Leben. Es sind unverkennbare Indizien.

Wenn dies gesagt ist, drehe ich wohl den Rock von Regers Lied um und zeige sein Futter. Gefüttert ist es mit einer Musik, die an sich und für sich das eigenste, das großartigste Leben lebt. Welcher Schwung, welche Expansion, welche Schlüsse! Die leidenschaftlichen Rhythmen von Bierbaums ‚Schmied Schmerz‘, das elementare Musikbild von Boelitzens ‚Wehe‘, die Großzügigkeit von Dehmels ‚Die Liebe‘ sind wirklich nicht unvergessen, wenn auch etwas unbegehrt. Schwierig ist das Alles. Gut gesungen, gut gespielt, hebt es aus der Arbeit eine Fülle musikalischer Phantasie, die etwas Unbegreifliches, Hinterweltliches hat. Das Lied aber ist Begriff und ist Welt.

Feldfrüchte von Theobald Tiger

Sinnend geh ich durch den Garten,
still gedeiht er hinterm Haus;
Suppenkräuter, hundert Arten,
Bauernblumen, bunter Strauß.

Petersilie und Tomaten,
eine Bohnengalerie,
ganz besonders ist geraten
der beliebte Sellerie.

Ja, und hier –? Ein kleines Wieschen?
Da wächst in der Erde leis
das bescheidene Radieschen:
außen rot und innen weiß.

Sinnend geh ich durch den Garten
unsrer deutschen Politik;
Suppenkohl in allen Arten
im Kompost der Republik.

Bonzen, Brillen, Gehberockte,
Parlamentsroutinendreh...
Ja, und hier –? Die ganz verbockte
liebe gute S.P.D.

Hermann Müller, Hilferlieschen
blühn so harmlos, dof und leis
wie bescheidene Radieschen:
außen rot und innen weiß.

Salzburg 1926 von Maria Seelhorst

Über Salzburg schwebt zu allen Tageszeiten hoch in Lüften Glockenklang. Manchmal schleppend wie die Stimme einer zänkischen Kindsmagd oder sanft und bedächtig: Habt Acht, habt Acht! und klagend manchmal, durchsetzt von schluchzenden Tönen: Memento mori! Mit der Stimme eines väterlichen Ratgebers mahnen die Domglocken: O Mensch, sei eingedenk! Es gibt dort kleine Glocken, die sich entrüstet schütteln über das Treiben der Gasse: Wie weltlich, wie weltlich!, und ganz sanfte, die gleichen den Stimmen junger Mütter, wenn sie – Eia, eia – ihre spielmüden Kinder zur Ruhe bringen.

Unter der Macht und Herrlichkeit einer großen Natur, Macht und Herrlichkeit einer großen Kirche läßt sichs lustig leben und selig sterben zu Salzburg an der Salzach. Welscher Sinn und deutscher Sinn reichen einander die Hände. Mit „Bitt schön“ und „Dank schön“ gönnt Jeder dem Andern seinen Weg, und, so einträchtig zogen sie auch zu Fuß oder Auto in Dunkelheit und Gußregen am Eröffnungsabend zum Festspielhaus. Ob Jemand zwölf Schillinge gezahlt hatte oder dreißig, ob im Hermelincape oder im Lodencape, ob mit Brillantsternen geschmückt oder mit dem Edelweiß der Tirolerberge – ganz gleichgültig: Alle durften sie den Prunk der festlichen Räume genießen, Alle mußten sie auf braunen Klappsesseln Platz nehmen, und an Jedermanns Herz griff der Ernst der göttlichen Mahnung, die überm Sternenhimmel dröhnend in Orgeltönen verklang.

Jedermann im Zuschauerraum sah sorgenvoll auf die protzige Ahnungslosigkeit, mit der Jedermann auf der Bühne sich in Macht und Reichtum spreizte, und als die Zeichen Gottes sich mehrten, als der bleiche Tod sich über Jedermanns Schultern neigte, schauderte Jedermann im ganzen Haus, und: „Jedermann!... Jedermann...“ riefen nicht vergeblich die Stimmen in den Lüften.

„Mea culpa – mea maxima culpa“ antworteten schwerklopfende Herzen.

Für Jedermann im Zuschauerraum sprach Jedermann auf der Bühne, als er, bedrängt von Todesahnung, von der verzweifelten Einsamkeit des Sterbens in die Knie sank und – „Vater unser, Vater unser“ – die uralte Beschwörung an Gott richtete.

Auf dem Rhythmus dieser Formel kletterten alle Seelen empor, gespannte Blicke richteten sich gegen das Antlitz Gottes – Kinder, die in höchster Bedrängnis den Vater zu erinnern wagen an ein Versprechen.

Die Lautlosigkeit einer ganz großen und tiefen Erschütterung lag über der Gemeinde. Der echte Salzburgische Geist breitete über Denken und Kritteln die Brokate des Sinnenrausches und Märchentraumes und Bereitschaft zum Glauben – Hingerissenheit! In Ohmmacht sanken die trivialen Widerstände des Alltagsmenschen. Jedermann wandte sich dem Glauben zu, in demütiger Zaghaftigkeit seine Hilfe erhoffend.

Nun hätten Jedermanns Werke – eine tolle Schar – hervor-
brechen sollen, um in des Teufels Namen Jedermanns Seele
zu fordern, und das schwache Häuflein seiner guten Taten
hätte sich in diesem Haufen lösen müssen und im Bunde mit
Glauben und Gottes Barmherzigkeit die bösen besiegen, Jeder-
manns Seele in die Arme des Todes legen und ihn friedlich zu
Grabe geleiten müssen, indessen himmlische Heerscharen den
Triumph Gottes verkündeten.

Nicht so das Spiel.

Ein protestantischer Geist – nein, vielmehr ein heimat-
loser, dem Salzburgischen unverwandter irrender Geist zerriß
die Andacht. Man erwachte bestürzt und fiel aus allen Him-
meln in den Zuschauerraum eines Theaters.

Eine böse Theaterei verfälschte die Naivität des alten
Spieles, eine verständnislose Nachahmung kirchlicher Größe,
ein sentimentaler Bluff erlitt hier seine böse Entlarvung.

Beifallsbezeugungen sind von der Spielleitung in Salzburg
verboten. Unter Orgelklängen und in feierlicher Stille soll
Jedermann seine Ergriffenheit hinaustragen in sein Leben. Da
die Ergriffenheit längst verflogen war, versuchten höfliche
Theaterbesucher am Ende des Stückes – denn nun war es
nichts als ein mäßiges Theaterstück – Beifallskundgebungen
als Dank für Moissis Anstrengungen, und da sie niedergezischt
wurden, kehrte Jedermann zum Alltag zurück. Viele Hun-
derte freilich verweilten noch lange im Vorraum bei Feit-
zauers herrlichen Fresken, die die Wände bedecken, und hier
fanden sie ihn wieder, diesen Geist von Salzburg, dessen Kul-
mination sie sich in der Mitte des Spieles schon einmal ge-
nähert hatten.

Das Programm der Festspiele 1926 enthält den merkwür-
digen Satz: „Wer je in nächtlicher Stille die Straßen von
Salzburg durchwanderte und im rhythmischen Wechsel von
Gasse und Platz die Raumgeheimnisse dieser seltsamen Archi-
tektur auf sich wirken ließ, deren Plätze und Höfe nur der
Handlung harren, um sich unmittelbar zum Theater zu wan-
deln...“ Das ist wirklich die Formel des Mißverständnisses
zwischen Reinhardts Stil und Salzburgs Stil. Dieses Mißver-
ständnisses, das sich als roter Faden durch Reinhardts Unter-
nehmungen in Salzburg zieht. Ein brutales Mißverständnis,
von dessen Schwere die Verschandelung des Domplatzes durch
scheußliche Bretterbänke nur ein Symptom ist. Jeder der tau-
send Besucher, die im August Domplatz und Residenzplatz
passieren, sieht mit Ärger und Empörung sich um seine Freude
an den Schönheiten dieser Stellen betrogen und grollt, weil
vierzehn Tage lang Planken und Bretter dort herumgeworfen
liegen, nur wegen der Möglichkeit, daß einmal der gesegnete
Salzburger Schnürlregen sich grade zu der Stunde unter-
brechen könnte, wo ‚Jedermann‘ vor dem Dom aufgeführt
werden soll „bei gutem Wetter“.

Die Wunderlichkeit solcher Ideen ist dem Publikum
durch viel Reklame so geläufig geworden, daß Reinhardts
Name zur Zeit untrennbar verbunden ist mit Festspielen und
Festspielhaus, und so ertönt aus dem Publikum immer wieder

die Frage, was wohl aus diesem prunkvollen Festspielhaus werden solle, wenn Reinhardt nicht mehr an Salzburg sei.

Andre freilich hoffen, daß in den Händen der echten Salzburger dieses Festspielhaus wirklich einst zur Stätte werden möchte, wo der Zauber des Landes: Macht und Herrlichkeit einer großen Natur, Macht und Herrlichkeit einer großen Kirche, welscher Sinn und deutscher Sinn zu glorreicher Kulmination und hoher Leistung sich erhebe.

Am andern Ufer der Salzach steht das Mozarteum – Ziel und Sehnsucht vieler Pilger, Tempel ihrer Andacht, Tempel des wahren Salzburgischen Geistes.

Mrs. Cheneys Ende von Alfred Polgar

Lustspiel von Lonsdale. Eine Diebskomödie. Der Einfall ist nett. Der Dialog doch wohl etwas zu geistlos, die Moral der Geschichte – seht, wir Gauner sind doch bessere Menschen – einleuchtend.

Mrs. Cheney, Schülerin eines feinen Halunken (der das wurde, weil ihn bürgerliche Ordnung langweilte), kommt, von ihrem Lehrer begleitet, mit Diebsabsichten in das vornehme Haus. Die Leute dort gefallen ihr so gut, daß sie es nur schwer über sich bringt, ihnen was zu stehlen. Und in den Lord Artur, einen angenehmen Zyniker, verliebt sie sich. Da er sie durchschaut und in der Diebesfalle fängt, benimmt sie sich recht großartig, verzichtet auf Rettung, verzichtet später auch auf Geld, kurz: bekundet ein so liebenswertes Weib- und Menschentum, daß man Artur zur Hochzeit mit der Edel-Diebin nur gratulieren kann.

Den angenehmen lordischen Zyniker spielt, im Wiener Deutschen Volkstheater, Edthofer noch angenehmer. Aus lauter Nonchalancen formt er doch Figur, die Gesicht hat und ihr bestimmendes Inwendig. Ganz leicht, aber durchaus nicht gefühls-leer, tiefer beteiligt, als Wort und Blick verraten, ist er in der Situation immer auch ein wenig über ihr. Reizend die Mischfarben von Empfindung und Humor, die sein Spiel spielt.

Den Gauner und Gentleman, der Mrs. Cheney das höhere Stehlen lehrt, macht Direktor Beer. Solche Rolle liegt einem Theaterdirektor naturgemäß nur zur Hälfte.

Mrs. Cheney: Elisabeth Bergner, bezaubernd schon durch den Reichtum an feinen Schattierungen in Ton und Geste. Wie sie Gefühl verhehlt und durchblicken läßt, kindlich und superklug ist, das Changeant ihres Blicks und Lächelns, das Flimmerspiel zartester ironischer Lichter um Mund und Auge, wie sie Ahnungslosigkeit spielt und Wissen, rein durch das Trübe geht, Haltung wahrt noch indem sie sie verliert: das ist Alles von hohem, etwas kühlem artistischen Reiz. Eine unbefleckte Maculata. Gemeines haftet an ihr so flüchtig und spurlos wie der Hauch am blanken Spiegel. Eine leichte Neigung des Fräulein Bergner zum Manierieren, zum Miauzen und Süß-sein muß man nicht bemerken, wenn man nicht als Kritiker hiezu verpflichtet ist. Das sind nur so die kleinen Schatten der großen Persönlichkeit.

Sudetendeutsche Irredenta

Hellmut v. Gerlach schreibt in Nummer 35 der ‚Weltbühne‘ über die Anschlußfrage:

> „Aus mehr sachlichen Gründen rührt der tschechoslowakische Widerstand her. Die Tschechoslowakei besitzt eine starke, räumlich geschlossene Irredenta der Sudetendeutschen. Sie befürchtet eine Verstärkung dieser Irredenta zu einer die staatliche Integrität der Tschechoslowakei bedrohenden Macht, wenn nach dem Anschluß die Tschechoslowakei auf drei Seiten von Deutschland umklammert wäre.“

Leider hat Gerlach darin recht, daß solche Befürchtungen vorhanden sind: sie reichen bis weit hinein in die sozialistischen Parteien, und es dürfte nicht zuletzt der sonderbare Gang der offiziellen deutschen Politik sein, der diese Befürchtungen geweckt hat. Aber die „Gefahr der Irredenta“ wird von Gerlach stark überschätzt. Es war und ist ein beliebtes Requisit der tschechisch-nationalen Parteien, mit dieser „sudetendeutschen Irredenta“ hausieren zu gehen, um desto bessere Vorwände für die eignen extrem nationalen Überspanntheiten zu gewinnen. Wer soll denn diese „Irredenta“ darstellen? Etwa der „Bund der Landwirte“ in der Tschechoslowakei, gegenwärtig die stärkste deutsche Partei, deren Führer nur darauf lauern, wie sie nach dem famosen Zollraubzug auch noch mit an die Regierungskrippe kommen können? Oder die Christlichsozialen, die für ihre höchst materiellen Privilegien – Erhaltung des reichen Kloster- und Kirchenvermögens sowie Bezahlung der Pfaffen durch den Staat in Form der sogenannten Kongrua – morgen schon Alles tun werden, was man von ihnen verlangt? Die deutschen Sozialdemokraten schalten als irredentaverdächtig wohl aus. Bleiben die Deutschnationalen und die Hakenkreuzler. Sie haben mit der Irredenta ein wenig kokettiert; das hat ihnen aber bei den letzten Wahlen erhebliche Verluste eingetragen. Der ehemalige Landeshauptmann Lodgman hat die Bedeutung der deutschnationalen Wahlniederlage auch durchaus richtig eingeschätzt und sie als die Tatsache der Billigung einer sogenannten „aktivistischen“ Staatspolitik der Agrarier und Christlichsozialen durch die Volksmehrheit für seine Person akzeptiert, indem er eine weitere politische Tätigkeit ablehnte. Und die Hakenkreuzler? Welche Bewegung vermag charakterloser zu sein als diese? Sie haben mit dem Säbel gerasselt und eifrig mit Hitler „konspiriert“, solange der Münchner Stern noch die bayrischen Bierkeller überstrahlte – aber seither ist es merklich ruhiger geworden. Kürzlich hat nun gar ein Senator der Nationalsozialisten, Herr Jesser, erklärt, und das Zentralorgänlein der Partei hat es unwidersprochen nachgedruckt: daß die Nationalsozialisten eine Politik machen müßten, die sich so zwischen Regierung und Opposition bewege, näher zum deutsch-tschechischen Bürgerblock, in gemessenem Abstand zu den sozialistischen Parteien. Über die Zustimmung zu gewissen Anträgen der deutschbürgerlichen Parteien – der künftigen Regierungsleute – müsse man dann von Fall zu Fall entscheiden. Was das bedeutet, weiß Jeder, der hakenkreuzlerische „Grundsätze“ hierzulande kennt: es wird ein netter Kuhhandel werden. Aber Irredenta? Wo bleibt für sie Raum in dieser Atmosphäre des Geschäfts? Die nationalen Maulaufreißer sind zu feige für sie. Das festzustellen schien mir nötig, damit nicht tschechisch-chauvinistische Blätter eines Tages die ‚Weltbühne‘ zum Kronzeugen ihrer nationalen Hetzereien stempeln und, dieweil sie mit den Deutschbürgerlichen im Interesse ihres gemeinsamen Geschäftes unter einer

Decke stecken, mit ihren chauvinistischen Ödheiten die Arbeiter gegenseitig vergiften. *Josef Belina*

Warten und Haine

Es scheint, daß wir um den Helden- oder Ehrenhain nicht herumkommen sollen. Die Frontkämpfer-Verbände wollen ihren Ehrenhain in Berka, und das Reichsbanner, von dem ich beinah einen höhern Schwung erwartet hätte, ist auch dabei. So wird ja wohl die Sache werden, das heißt: wir werden nach den künstlichen Heldenmalen auf dem Kyffhäuser, an der Porta Westfalica, am Deutschen Eck und nach den 100 Bismarck-Warten, von deren Zinnen an jedem 1. April die Flammen lodern sollten, noch einen Gemeinplatz bekommen. Gewiß, es klingt sehr schön: Ehrenhain, Heldenhain! Aber der nette Klang des Wortes ist auch das Beste an der Sache. Alles begeistert sich für die Sache nur, weil das Wort so hübsch rauscht – an die Sache denkt eigentlich Niemand. Deshalb ist es ein Gemeinplatz. Ein Jahr nach der feierlichen Weihe ist der Ehrenhain ein nobles Anstands-Unternehmen – der schnell verwelkende Kranz auf einem Grabe. Aber einstweilen bezaubert der schöne Bariton-Klang des Wortes, die Mischung aus Stahlhelm-Härte und Vergißmeinnicht-Zartheit.

Wie aber wird die Sache wirklich sein?

Schon während des Krieges bildete sich einmal eine ‚Arbeitsgemeinschaft für Deutsche Heldenhaine‘. Sie gab eine ‚Denkschrift‘ heraus und stellte darin, unter andern, folgende Leitsätze auf:

„Kleine Nagetiere müssen durch Vergiftung ferngehalten werden.“

„Die Blumenpflanzen müssen abseits rechts und links von Richtwegen und außerhalb des Versammlungsplatzes angesiedelt werden.“

„Keine Blume darf gepflückt werden.“

„Kein Baumstamm darf beschädigt oder mit Buchstaben oder Zeichen verschnitzt werden.“

„Der Hain muß heilig sein.“ Wahrscheinlich waren in Runenschrift so ähnliche Warnungstafeln auch vor den Heiligen Hainen unsrer alten Germanen aufgestellt. *Adolf Behne*

Graf Luckners Weltumseglung

Graf Felix von Luckner

wird Ansichtskarten bzw. photographische Postkarten mit eigenhändiger Unterschrift von seiner Weltreise an alle seine Freunde daheim senden. Einzusendender Betrag mindestens Mk. 1.50 an: Fa. Ed. Strohmeyer, Düsseldorf, Postscheckkonto Essen 18 477.

Gesuchte Werte für Sammler!

Auf der Zahlkarten-Rückseite vermerken: 1. Gewünschter Absendungshafen. 2. Art der Ansicht (Schiff oder Land). 3. Briefmarkenwert (mehrere Klein, oder ein Normalwert). (A 559) Düsseldorfer Nachrichten.

De säk’sche Lorelei

Ich weeß nich, mir isses so gomisch,
Un ärchendwas macht mich verschtimmt,
s’is meechlich, das is anadomisch,
Wie das ähmd beim Menschen oft gimmt.

De Älwe, die bläddschert so friedlich,
Ä Fischgahn gommt aus dr Tschechei,
Drin sitzt ’ne Familche gemiedlich.
Nu sinse schon an dr Bastei.

Un ohm uffn Bärche, nu gugge,
Da gämmt sich ä Freilein ihrn Zobb.
Se schtriecheltn glatt hibsch mit Schbugge,
Dann schtäcktsn als Gauz uffn Gobb.

Dr Vader da unten im Gahne
Glotzt nuff bei das Weib gans entzickt.
De Mudder meent draurich: „Ich ahne,
Die macht unsern Babbah verrickt.“

Nu fängt die da ohm uffn Fälsen
Zu sing ooch noch an ä Gubbleh.
Dr Vader im Gahn dud sich wälsen
Vor Lachen un jodelt „Juchheh!“

„Bis schtille!“, schreit ängstlich Ottilche,
Schon gibbelt gans forchtbar dr Gahn,
Un blätzlich versinkt de Familche...
Nee, Freilein, was hamse gedan! *Lene Voigt*

Kollegen

Trotz herrlicher Bankette ist die Stellung des angestellten Schriftstellers zu dem freien Schriftsteller höchst unerfreulich und von Kollegialität weit entfernt. Alle Klagen, die mit Recht von den freien Schriftstellern, soweit es die noch gibt, gegen die Zeitungen laut werden, richten sich ja in erster Linie gegen den Ausführenden: einen Kollegen. Der zuckt die Achseln und schielt ängstlich in die Buchhalterei: er kann nichts dafür...

Doch: er kann dafür. Denn noch nie ist ein Vertrag zwischen ihm und dem Verlag abgeschlossen worden mit einer Abmachung, auf der jeder organisierte und gewerkschaftlich empfindende geistige Arbeiter bestehen sollte:

Wer die Redaktion eines Blattes übernimmt, hat gegen seine schreibenden Kollegen die Pflicht, sich die Mitbestimmung über den Honorar-Etat zu sichern. Es geht nicht an, daß der eine geistige Arbeiter beim andern eine Ware bestellt, sie annimmt und sich bei Mißhelligkeiten hinter eine Kompetenzschwierigkeit verbirgt, die, wie alle solche Kompetenzfragen, für den Außenstehenden ganz gleichgültig ist.

Das geschäftliche Mitbestimmungsrecht des Redakteurs hat sich vor Allem auf zwei Dinge zu erstrecken:

Erstens auf die Höhe der Honorare. Ein anständiger Redakteur sollte sich bereits im Vertrag die Höhe des monatlichen Honorar-Etats ausmachen und sich so für den Einzelfall aus den Händen der Buchhalter, der Verlagsdirektoren, der Geschäftsleute befreien. Wie der Redakteur im Einzelnen mit dem Etat wirtschaftet, muß ihm überlassen sein. Er kennt die Wertung der Mitarbeiter besser als die Honorarabteilung.

Das Zweite ist die Mitwirkung an der Auszahlung. Es ist ein skandalöser Zustand, daß geistige Arbeiter wochenlang warten müssen, bis überhaupt gezahlt wird, ein wirtschaftlich völlig idiotischer Zustand. Seit wann zahlt man seinem Schneider erst, wenn man den gelieferten Anzug zum ersten Mal trägt? Man zahlt, wenn er geliefert wird. Auch die Zeitung hat zu zahlen, wenn geliefert wird. Eine Zeitschrift, die ersichtlich kein Geschäftsunternehmen ist, kann das gar nicht. Aber es gibt keine Zeitung, die etwas andres als ein Geschäftsunternehmen ist. Es gibt keine Zeitung, die dir ein Inserat, eine Familienanzeige, ein Stellengesuch ohne Vorausbezahlung veröffentlicht. Und während sie täglich aus dem Inseratenteil scheffelt und hohe Summen auf Zinsen legt, bereichert sie sich zugleich an der viel zu spät und ohnehin ja doch schlecht genug bezahlten Leistung des freien Schriftstellers.

Und die angestellten Schriftsteller haben leider so wenig Kollegialitätsgefühl, daß sie ihre lahme Entschuldigung: „Das ist nicht meine Sache!“ für ausreichend halten. Davon wird Der da draußen nicht satt.

Non mea res agitur. Die Kollegen, mit denen ich zu tun habe, benehmen sich geschäftlich einwandfrei und nobel. Ich weiß aber, daß Hunderte von Schriftstellern unter Schwierigkeiten leiden, die nur von der Gedankenlosigkeit der Festangestellten herrühren, und die man bei gutem Willen und praktischem Standesbewußtsein aufheben kann. *Peter Panter*

Die Spur

Eines Tages sah er, dank dem inszenierten Zufall des Flirts, sogar ihr Strumpfband, Inbegriff der höchsten Seligkeit vor der höchsten Seligkeit, also die allerhöchste Seligkeit. Nun noch die letzte Steigerung, sagte er sich, trotz wiederholter Erfahrung ahnungslos, daß seine Liebe schon im Zenith stand, nahm Anlauf und gelangte ans Ziel, indem er darüber hinaus schoß.

Da sah er die zackige Spur, die das Seidenstrumpfband zurückgelassen. Lange betrachtete er das Mal. Warum, dachte er, warum himmlische, teuflische Vorsehung, warum ist das Strumpfband tausendmal schöner als sein Abdruck in der Haut? Warum desillusioniert die Haut den Strumpf? Warum ist in der Liebe Mehr weniger als Etwas und Alles fast so gut wie Nichts? Die Spur vom Schritt der Geliebten, der man errötend folgt, führt letzthin bis zu jener andern Spur, von der man sich erbleichend abwendet. Die männlich-kindliche Spiel-Neugier gibt sich mit dem Anblick des Strumpfbandes nicht zufrieden, sie muß es auch noch lösen – und was ist darunter? Ein häßlich geröteter Streif, eine Blutstauung, ein Stück fehlerhafter Haut. Mit dem Strumpfband ist auch seine Magie gelöst; seine unterlaufene Spur im Fleisch entzaubert das zauberische Band zur simpeln Wirkware aus dem Vogtland.

Seltsame Erfahrung, die prompt post festum da ist und ante festum automatisch aussetzt; eine Erfahrung, die zu machen nicht lohnt, da man sie ja doch nie anwendet: die Erfahrung nämlich, daß in der Liebe der Komparativ mehr ist als der Superlativ, den es nicht gibt. *Hans Natonek*

Liebe Weltbühne!

Ein Regisseur rempelt auf der Straße einen Journalisten an wegen einer schlechten Kritik. Es kommt zu einer leidenschaftlichen Ohrfeige. In der Verhandlung zur Aussöhnung der Parteien stellt sich heraus, daß der Regisseur die Ohrfeige gegeben hatte für eine Kritik, die noch gar nicht geschrieben war.

Der vermittelnde Intendant sagt zum Regisseur: „Wie konnten Sie nur so etwas tun –!"

Der Regisseur erwidert: „Ach was – captatio malevolentiae!"

Zu diesem Duellverbot

Den Gesetzen allein kommt es zu, die Beleidigungen zu rächen, die man Privatpersonen antut. Kein Mensch, der ein einzelnes Mitglied der Gesellschaft ist, hat das Recht, Die zu bestrafen, die ihn beleidigen. *Friedrich der Große*

Prima Referenz

„Tsingtau, Ende Juli.

Der Gouverneur spricht Deutsch. Wir sprachen zum Schluß einer längern Unterhaltung über Gerechtigkeit im Allgemeinen und das Schicksal der Deutschen im Besondern. Da sagte der Gouverneur Tschao Tschi:

„Ich habe vor zwanzig Jahren einen Prozeß gegen die Deutsch-Asiatische Bank gehabt. Dieser Prozeß wuchs sich in eine große Angelegenheit aus. Er kam vor das Reichsgericht in Leipzig. Das Reichsgericht entschied für mich in einem klaren und gerechten Spruch. Seitdem steht mein Glaube an die Gerechtigkeit der Deutschen felsenfest." *Erich v. Salzmann*

Wenn die Courths-Mahler . . .

Wenn die Courths-Mahler Flimmermanuskripte,
– die unser Glashaus-Sprachschatz ‚Drehbuch' nennt –
direktemang- für Großaufnahmen tippte,
durch keines Mittlers Hand vom Star getrennt;
wenn sie Spektakel auf Spektakel türmte,
mit der Maschinentechnik letztem Clou,
und so, per Farbband, Babelsberg erstürmte,
dann hieße Hedwig: Thea von Harbou!

Wenn die Courths-Mahler Haupt- und Staatsaktionen
– wie man sie so durch die Lorgnette sieht –
entfesselte in vielen Redaktionen
und wüßte stets, was im AA geschieht;
wenn sie im Reichstag ihre Feder zückte
und käme aufgeregt und froh heim,
weil ihr der Kanzler mal die Hände drückte,
dann hieße Hedwig: Frau von Oheimb!

Wenn die Courths-Mahler süßliche Porträte
(in Oel gelegte delikate Lust)
für die (huch) Lebewelt courths mahlen täte,
ganz zart verhüllt, vom Nabel bis zur Brust;
wenn sie die Runzeln von den Wangen hexte,
als Backfisch konterfeite Ilka Grüning,
fürs traute Heim Pornographien kleckste,
dann hieße Hedwig: Maxe Brüning! *Karl Schnog*

Alter Mann aus Emmerich. Sie sind ganz entsetzt von der Aussicht, den Ausreißer Wilhelm etwa wieder zu bekommen? Er war schon nah an der Grenze, schreiben Sie, und viele Leute sind herbeigeeilt... Sicherlich. Denn diese Republik und jener Rentenempfänger — warum soll er eigentlich nich mit ihr konditern jehn? Glauben Sie, daß sich viel ändern wurde? So wie sie ist, ist sie reif.

Republikanische Beschwerdeführer. In Nummer 37 hat ein Druckfehler euch auf falsche Fährte gelockt: die Faulen-Straße, die eine Republikanische Beschwerdestelle aufweist, gehört nicht zu Breslau, sondern zu Bremen. Diese, wie die beiden andern Republikanischen Beschwerdestellen, in Würzburg und in Berlin, werden von Republikanern öfters zu Aktionen gegen links aufgefordert. Sie wünschen aber, einmal zu erklären, daß für sie der Feind ausschließlich rechts steht, daß für sie Schwarz-Rot-Gold nicht von Rot, sondern ausschließlich von Schwarz-Weiß-Rot bedroht wird.

Hermann Schützinger. In Nummer 32 haben Sie die Schuld an den Massenerschießungen von Gräfelfing auf die Studenten geschoben und die Soldaten entlastet. In Nummer 33 ist M. Smilg-Benario umgekehrt vorgegangen. Nun schreiben Sie: „Das Verfahren ist unter dem Rubrum ‚General Haas‘ wiederaufgenommen worden und hat bis jetzt ergeben, daß in erster Linie Angehörige der beiden Studentenkompagnien, in zweiter Linie Leute von einer dritten in Gräfelfing liegenden Freiwilligenkompagnie beteiligt waren.“ Aber jedes Ergebnis soll willkommen sein, wenn es nur endlich zur Bestrafung der Mörder führt.

Max H. Wenn das Reichsehrenmal sonst keinen Sinn hat: verdient wird daran schon werden. (Deutsch sein heißt ja doch, wie wir voriges Mal gelernt haben, eine Sache um seiner selbst willen tun.) Ein ‚Deutscher Nationalverlag‘ — wo? na, selbstverständlich in München — findet es an der Zeit, energisch damit zu beginnen. Unternehmungen und Privatpersonen werden unter Hinweis auf den „nationalen Zweck“ veranlaßt, sich zur Zahlung von achtzig Mark in acht Monatsraten zu verpflichten. Die „Quittung“ besteht darin, daß dir irgendwann einmal ein „Werk“ über das Reichsehrenmal geliefert wird. Der Deutsche Nationalverlag garantiert, eine Auflage von fünftausend Stück herzustellen und von jedem Exemplar — wieviel Mark? eine, sage und schreibe: eine an den Fonds für das Reichsehrenmal abzuführen. Hingegen erhalten die Acquisiteure für jedes Exemplar, das sie loswerden — wieviel Mark? zwanzig; als obs nicht ein Kinderspiel wäre, in Deutschland fünftausend Ochsen mit Eichenlaub, Schwertern und Pinkepinke bauernzufangen. Das Geschäft ist vom Reichsministerium des Innern genehmigt. Also wirklich eine streng nationale Sache.

Dr. L. A. Rosenthal. Am 31. August hat hier mein Polgar ‚Hamlet im Frack‘ geschildert. Da legen Sie Wert auf den Hinweis, daß der Engländer Ayliff keineswegs der erste Regisseur ist, der für die Tragödie dem Kostüm das Gewand des Konversationsstücks vorgezogen hat. Schon 1757 schreibt Lichtenberg aus London an Boie, daß Garrick für den Hamlet das Kleid des Tages gewählt habe. Es fehlte ihm nicht an Tadlern, die aber während der Darstellung selbst unter dem Eindruck der großen Leistung standen und sich erst hinterher rührten. Es ist eben immer dieselbe Geschichte: Speelt man goot! Dann ist ganz egal, ob Ihr den Franz Moor in Escarpins oder in Shimmyschuhe steckt.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112,
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Freund Frankreich von Carl v. Ossietzky

Seit Monaten wälzt sich der englische Bergarbeiter-Streik qualvoll weiter wie ein zu Tode getroffenes Tier. Unerhört sind die Opfer der Arbeiter. Kein Wunder, daß in vielen Bezirken der Geist längst erlahmt ist und die Arbeit wieder aufgenommen wird. Verhandlungen sind bisher gescheitert: teils an der Uneinigkeit und Unredlichkeit von Regierung und Unternehmerschaft, teils an der Furcht einiger Arbeiterführer, den Kampf schließlich resultatlos abblasen zu müssen. Die Industrie erhält reichlich Kohlenzufuhr von Frankreich und Belgien, in hohem Maße von Polen und, indirekt, von Deutschland, wo das Geschäft über Holland geht. Denn das kohlenlose Holland, das seinen Bedarf zu 98 Prozent sonst aus Deutschland und England deckt, ist infolge des Ausfalls der englischen Produktion ganz auf Deutschland angewiesen. Da Holland im Allgemeinen 600 000 bis 700 000 Tonnen monatlich von Deutschland bezieht, im Juli aber zum Beispiel 1 270 276 Tonnen geliefert erhielt, also etwa 600 000 Tonnen über eignen Bedarf, so läßt sich annehmen, daß diese Menge nach England gegangen ist. Wozu noch 157 000 Tonnen gerechnet werden müssen, die den direkten Weg genommen haben. Fazit: fast 800 000 Tonnen deutscher Kohle in einem Monat!

Der Transport wird überall von englischen Seeleuten besorgt. Das wirft einen schweren Schatten auf die Konferenz des Vorstandes der deutschen Bergarbeiter-Organisation, die in diesen Tagen in Bochum über die Unterstützung der englischen Kameraden beraten wird. Auf den Beschluß braucht man nicht neugierig zu sein: die Ausrede ist ja schon da. Bittere Lehre: die proletarische Solidarität endet noch immer dort, wo eine bescheidene Prosperität beginnt. Schließlich war es auch im Ruhr-Kampf nicht anders. Die englische Wirtschaft profitierte von der Konjunktur; die Arbeiterschaft tat mit. Man darf sich um die Konsequenz so heikler Feststellungen nicht herumdrücken: die Strategie internationaler Aktionen des Industrieproletariats liegt noch in bescheidenen Anfängen.

Der englische Montanstreik ist verloren. Dahin der Gewinn des General-Streiks vom Frühjahr: die starke Stimmung, der seelische Aufschwung durch die Genugtuung, einmal die große Probe gewagt zu haben. Hoffnungslosigkeit und unsagbares Elend herrscht heute in den Arbeiterhütten. Die Industrie-Despoten fühlen sich stärker denn je. Es gibt nur eine Möglichkeit für die Bergleute; den Kampf auf günstigere Zeit zu vertagen und sich Führer zu suchen, die etwas weniger in die eignen Parolen verliebt sind. Auch wer an Herrn Cooks

frischem Elan Gefallen gefunden und ihn gegen die oft sehr rüden Attacken deutscher Gewerkschaftler verteidigt hat, wird den Zufall bedauern, der einen begabten Trompeter zum Stabschef gemacht hat. Die Devise: „Wenigstens sollen sie Keinen lebendig haben!“ darf außerhalb der böhmischen Wälder und der militärischen Edelfatzkerei keine Geltung haben, am wenigsten in der Arbeiterbewegung, deren Millionenziffern nicht über die Schwäche der Einzelnen hinwegtäuschen dürfen. Schlimmste Cuno-Politik ist Das, was Cook und seine Freunde seit Monaten treiben, diese zähe Resistenz wider die Vernunft und die mystische Hoffnung auf Hilfe von draußen.

*

Nun mußte die Genfer Festivität doch noch mit einem kleinen Knalleffekt enden. Der Ausbruch der deutsch-französischen Verständigung geschah so eruptiv. Vom Frühstück in Thoiry bis zur Billigung der Politik Briands durch das Kabinett Poincaré verlief Alles so überraschend glatt, daß man bange werden mußte. (Innenpolitisch begibt sich Ähnliches: die Brieftauben der Großen Koalition schwirren wieder; der redliche Volksparteiler Kahl taucht beim Republikanischen Reichsbund auf – hoffentlich schicken die Republikaner jetzt auch einen Austauschprofessor in den Stahlhelm –, es riecht überall nach Versöhnung.) Fast war man geneigt, den Göttern, wie Polykrates, etwas Geliebtes zu opfern, um ihre Mißgunst nicht zu erregen: man wußte nur noch nicht, ob Geßler oder Külz. Und dann kam die fahrplanmäßige Entgleisung.

Nachts um die zwölfte Stunde verläßt der Tambour sein Grab. Nacht war es auch, als in unserm europäisch radebrechenden Stresemann plötzlich der Tambour erwachte. Bei einem geselligen Abend der deutschen Kolonie in Genf, die sonst von dem sehr nationalen Herrn Generalkonsul Aschmann geleitet wird, dem Schwager Karl Helfferichs, und die, dieser politischen Pädagogik entsprechend, den Ehrengast wahrscheinlich mit feindselig geschwungenen Humpen erwartet hat. Aber wie er da inmitten der geputzten Schar saß, da schwand auch der pazifizierende Weinduft diplomatischer Bankette aus der Nase: Ceres löste Bacchus ab; bierschaumgeboren stieg die Rede, Erinnerungen an die Branche belebten anmutig die Bilder. Die deutsche Eiche rauschte, und Alles war wieder gut.

Und am nächsten Tag mußte nach Leibeskräften dementiert werden. Denn ein deutsch-patriotischer Journalist hatte trotz vorgeschrittener Stimmung noch mitstenographiert. Dieser Berufstüchtige sauste mit seinem Bericht sofort zur Schweizerischen Telegraphen-Agentur, die ihn in alle Welt kabelte. Einige Aufregung in Paris: Aha! Unverbesserlich diese Deutschen! Sie haben nicht nur eine Schwarze Reichswehr, sondern auch eine schwarze Außenpolitik...

Zwei Erfahrungen bleiben.

Die eine: der Außenminister, in schwieriger diplomatischer Mission im Ausland, ist keine Attraktion für einen vaterländischen Kneipabend mit Hochgefühlen und Sauerkraut! Stresemann versank sogleich darin bis an die Achselhöhle, und das Unglück war fertig.

Die andre: während die deutsche Presse den Minister zum Teil ziemlich scharf rüffelte, gaben sich die Pariser Offiziösen – Havas und Sauerwein vornan – weidlich Mühe, den Fall zu bagatellisieren. Das zeigt deutlicher als alles Andre, wo wir stehen, wie weit die deutsch-französische Verständigung schon fortgeschritten ist, was für Belastungsproben die Freundschaft zwischen Wilhelm-Straße und Quai d'Orsay schon zu ertragen vermag. Sie schwindeln schon für einander: das ist das untrügliche Kennzeichen der Entente Cordiale. So hat es zwischen Poincaré und Iswolski auch angefangen...

*

Gewiß wird das Wetter nicht immer so ungetrübt bleiben. Dafür werden schon die Herren Marin und Tardieu, aber auch einige der Herren Minister des Kabinetts Marx sorgen. Auch Herr Poincaré selbst hat, von Stresemann angeregt, in seiner neuen Sonntagsrede von Saint-Germain gezeigt, daß er die alte Sprache noch beherrscht – und mehr wohl auch nicht zeigen wollen. Ein Nasenstüber, kein Faustschlag. Das ist nicht mehr fortzudisputieren: Frankreich ist ehrlich gewillt, über alle Streitthemen mit Deutschland zu verhandeln und in den wichtigsten Punkten nachzugeben.

Denn Frankreich ist müde. Aus allen Reden dieser letzten Zeit klingt der Überdruß an ranzig gewordenen Phrasen und veralteter Feindschaft. Der Ehrgeiz, zum Rhein vorzustoßen, ist dahin. Richelieus Testament, Napoleons Pläne vergilben. Der stille Soldat am Triumphbogen hat über die lauten Generale gesiegt. Frankreich will Frieden. Ein bei mancher Aufgeregtheit unendlich gutartiges Volk wirft die lästig gewordenen Augengläser des Nationalhasses ab, betrachtet den alten Feind aus der Nähe und findet ihn ganz traktabel. Ebenso wie in Deutschland Niemand Frankreich ernstlich gehaßt hat und noch haßt, einige Kaffern aus Prinzip ausgenommen.

Aber Frankreichs Wirtschaft liegt auch in schwerer Krise, und politisch ist es isolierter als jemals seit dreißig Jahren. Der Gedanke, mit dem oekonomisch aufsteigenden Deutschland einen Akkord zu treffen, wonach frühere Räumung der laut Friedensvertrag noch okkupiert zu haltenden Gebiete in irgendeiner Weise mit Beiträgen zur Valuta-Sanierung vergütet wird, liegt nahe, heischt aber Überwindung der noch gebliebnen Siegergefühle. Die schreitet fort, getrieben von zu-

nehmender Vereinsamung. England ist kühl bei Seite getreten, fördert alle Feindschaften gegen Frankreich. Vom Mittelmeer eskamotiert es Mussolini mehr und mehr. Der hat sich nicht nur mit Spanien, dem Marokko-Verbündeten von gestern, verständigt, sondern auch mit Rumänien, das jahrelang unter Pariser Einfluß gestanden hat. Der Traum vom Orientreich ist beendet. Nichts erinnert mehr daran als ein ruhmloser Mandatskrieg in Syrien, Menschen und Geld fressend. Die Armee lastet wie ein Panzer auf ermüdeten Gliedern. Die französische Weltmacht trägt die Farben des Herbstes.

Aber man glaube nicht, daß Frankreich sich aus Not etwa Deutschland an den Hals wirft. Törichter Michel-Stolz, das anzunehmen. Gewiß zwingen Tatsachen zu enger deutsch-französischer Gemeinschaft. Aber was bedeuten Tatsachen, wenn der nationale Prestigetic auf dem Spiele steht? Es gehört eine große moralische Anstrengung dazu. Frankreich ist im Begriff, der Welt ein solches Beispiel zu geben.

*

Deutsch-französische Verständigung ist heute möglicher denn je, wenn für kurze Weile nur gelingt, die heißen Faselhänse und die kalten Giftmischer, die es auf beiden Seiten gibt, fernzuhalten.

Wer durch Jahre für die Verständigung gekämpft hat und dafür teutonisch angebrüllt wurde von politischen Charakteren, die heute europäisch flöten, darf wohl noch einen Schritt weiter gehen und eine neue Frage „aufrollen“. Verständigung ist gut. Aber Verständigung, politisch realisiert, ist nur ein Staatsvertrag, nur ein Papier ohne Eigenleben, das die Regierungen „im Ernstfall“ nicht zu binden, das Volk nicht zu berühren braucht. Verständigung kann nicht Abschluß, sondern nur Anfang sein. Verständigung wozu? Das ist die neue **Frage.**

Wenn erst die deutsch-französischen Wirtschaftsbeziehungen so engmaschig sein werden, daß gigantische Kohlen- und Eisen-Syndikate die Grenzen wesenlos machen, wenn jeden Morgen hüben und drüben mit Uhrwerksgenauigkeit die Männer in die Schächte, zum Eisenhammer gehen zu vielstündiger Fron für alliiertes, verschmolzenes deutsch-französisches Kapital – dann wird kein Sedan und Versailles mehr trennend zwischen den beiden Nationen stehen. Dann wird aber auch die neue und größere Aufgabe da sein. Und dann werden Die treu verbrüdert zusammenhalten, die schuldig sind an einem Jahrhundert erbitterter deutsch-französischer Feindschaft. Es ist kein Zufall, daß heute Chauvins von gestern die Streitaxt begraben wollen. Die Klassen lösen die Nationen ab, die sozialen Kämpfe die nationalen Kriege.

Stahlhelm und Stresemann von Berthold Jacob

Der Auslandsminister, dem in frühern Zeiten oft genug seine nahen Beziehungen zum Stahlhelm zum Vorwurf gemacht wurden, und dessen neue konjunkturpazifistische Linie von den demokratischen und sozialistischen Halbgöttern so gar heftig gefeiert worden ist, hat plötzlich mit einem recht wagehalsigen Coup in die Innenpolitik des Reiches eingegriffen: er hat sich den ungestörten Ablauf seiner Versöhnungspolitik auch von den Stahlhelmen und Panzerhemden garantieren lassen.

Als die Preußen-Regierung mit ihrer Mai-Aktion den letzten Versuch unternahm, dieser immer bedrohlicher sich ballenden Bewegung der vielfach verschworenen Staatsfeinde Herr zu werden, da machte sie den unvergeßlichen und niemals verzeihbaren Fehler, vor dem Bund der Frontsoldaten das schon zum Streich erhobene Schwert kraftlos sinken zu lassen. In der Magdeburger Leitung des Stahlhelm saßen die gefährlichsten Häupter der Verschwörung, Oberstleutnant Duesterberg, General Czettritz, Leutnant Heinz hielten enge Fühlung mit dem Oberst Nicolai, dem Duesterberg insbesondere aus gemeinsamer Tätigkeit in der berüchtigten III b politisch verschwistert ist.

So ging der Schlag ins Wasser. Der Stahlhelm blieb unverbeult, seine Träger setzten die ungebührliche Hetze gegen die Republik fort, nur noch ungehemmter fort, bis der Übergang ins revolutionär-aktive Lager gar zu offenkundig geworden war und Preußen sich endlich entschloß, nun gegen die frech hetzenden Organe des Bundes mit Verboten und Beschlagnahmungen vorzugehen.

Inzwischen hatte Ehrhardt erneut seine Trommel im Reich, besonders aber in Sachsen rühren lassen. Indes, ohne daß größere Erfolge zu verzeichnen gewesen wären. Die Industrie zeigte ihm mehr denn je die kalte Schulter. Dann kam in Dresden die große Rede Silverbergs. Nicht ein Flammenzeichen für die Republik, wie Viele glaubten, eher schon ein nicht ganz plumper Versuch, die Sozialdemokratie öffentlich der geheimen Teilhaberschaft zu überführen, sie zu kompromittieren, um dann desto unbesorgter über sie verfügen zu können.

Der wahre Sinn des Auftritts grinste hinter der Fratze. Die hingestreckte Hand der Unternehmerschaft, das war eine wohlstudierte, effektvolle Geste, kein spontaner Akt, das abgewogene Wort Silverbergs — ein halbes Pfund schwer — das oft geübte Stichwort in der großen Szene. Tappt der Allgemeine Deutsche Gewerkschafts-Bund in die Falle, dann wird auf lange Zeit über bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen für Deutschlands Helotenscharen nicht mehr zu diskutieren sein. Goldene Berge werden von den Silverbergen nicht einmal versprochen. Und der kreißende Duesterberg hat noch niemalen ein Mäuslein geboren.

Die Wirtschaft ist saturiert und findet den Weg zum Staat, der ihr schon lange gehört. Mag auch die Firma ruhig auf andern Namen lauten: man weiß, was man an ihr hat. Sie

ist eingeführt und beginnt, in der internationalen Handelswelt
diskontierbaren Klang zu erwerben.

Wie die schwere Industrie, so wünschen sich auch die Verbände zu legalisieren, die vermeinen, nun genug unter dem – allerdings reichlich abgestumpften – Damoklesschwert der Auflösung durch die Order internationaler Kontrolle geseufzt zu haben. Lang war der Weg nach Tipperary, aber er scheint sich dem Ende zu nähern. Die schwarze Reichswehr sucht jetzt Anschluß an den großen Bruder, der die legalen Waffen hat, auf daß auch ihr Gerät des Glorienscheins der Legalität teilhaftig werde.

Am 25. August hat sich Gustav Stresemann von den Herren Graf Rüdiger v. d. Goltz und Duesterberg die Unantastbarkeit seiner Völkerbundspolitik attestieren lassen. Major v. Hindenburg, der übrigens eine immer größere Rolle zu spielen beginnt, eine deutlich akzentuierte Rolle immerhin, und ein unvermeidlicher besserer Herr aus der Bendler-Straße sind dabei gewesen. Wie man hört, hat das Auswärtige Amt auf eine ähnlich formelle Erklärung der Reichswehr verzichtet. Und verzichten können.

Denn Stresemann sah sich in mehr als starker Position. Der Eintritt in den Völkerbund – dahin ging seine Argumentation – sichere ganz unumstößlich den Wegfall der Entwaffnungsklauseln, den Abschied der Militärkontrollkommission. Daher werde mit dem Augenblick der Aufnahme Deutschlands unter die Ratsmächte der Weg frei, der zur Verdopplung – mindestens – der Heeresstärken führe. Vielleicht sogar der zur Wiederaufrichtung allgemeiner Wehrpflicht. Das läge doch – Augenzwinkern – im vitalen Interesse der Herren. Später, wenn man erst wieder ein Heer, damit auch endlich wieder den erstrebten Grad von Weltgeltung besäße, sei ja doch Alles anders. Dann könne man immer noch über die Verteilung der Erde reden. Aber das Wichtigste, ja: die Vorbedingung sei Genf. „Ihr sollt ja gar nicht die Republik anerkennen – bewahre! –, aber die Genfer Politik dürft Ihr nicht durch lärmende Kundgebungen stören. Wenn Ihr gar die ewigen Nörgler und Besserwisser, die Hitler und Ehrhardt fallen läßt, können wir vielleicht sogar noch über ein kleines finanzielles Arrangement einig werden. Euch gehts nicht grade rosig. Wir haben sowieso ein paar Steuermillionen übrig, die wirklich nicht ausschließlich zum Ankauf teurer Luxushotels für Regierungszwecke verpulvert werden können. Also überlegt die Chose, und dann schnell: Topp...“

Die Braven schlugen ein. Die Offiziellen gingen noch einen Schritt weiter, so freute sie der wohlfeile Handel, und stellten den Stahlhelmen die Übernahme eines angemessenen Kontingents ihrer Branche in die vergrößerte Firma in Aussicht.

Und wir haben tatsächlich von den sonst so überaus beliebten feierlichen Verwahrungen vaterländischer Verbände, von Protestresolutionsstürmen der sonst immer und überall auftretenden 794 Stahlhelm-Ortsgruppen nichts, rein gar nichts gehört. Man hat dagegen den Vaterländischen zunächst als Abschlagszahlung die Pazifisten zum Fraß vorgeworfen. Und der

Stahlhelm konnte schon dieser Tage mit der Premiere des neuen Spielplans aufwarten. Das Stück hieß: „Entwaffnungsverrat“, und obgleich es bei der Uraufführung von versammelter Kritik verrissen wurde, werden wir es in der beginnenden Saison noch oft genug über die Bretter gehen sehen. Es ist nämlich – wir verraten kein Geheimnis – im allein wahren Sinne des Wortes ein Kassenerfolg gewesen.

Wenn so zwei der wichtigsten Tragpfeiler der neuen Republik: Industrie und Heer sich legalisiert haben, so darf von einer volkswirtschaftlich und soziologisch nicht minder bedeutsamen Berufsschicht füglich das Nämliche behauptet werden. Wer noch daran zweifelte, daß die Feme den vollen Übergang ins Lager der Justiz gefunden, und wem die eben neu eröffnete Serie von Landesverratsverfahren gegen unbequeme Leute noch nicht die Augen geöffnet hat, der könnte den letztgültigen Beweis für die Stichhaltigkeit dieser These in der kürzlich veröffentlichten Aussage des frühern Reichskommissars Jahnke vorm Femeausschuß des Landtags finden.

Der hat, von den Abgeordneten peinlich bedrängt, das Geheimnis zu lüpfen, wie es denn bei der Ruhr-Sabotage um die Feme bestellt gewesen sei, geantwortet, das sei gar so dringend nicht gewesen. Wenn Jemand unbequem wurde oder zu schwatzen drohte, genügte ein kleiner Wink ans Justizministerium, und der Mann saß. Das haben wir so und so oft gemacht. Einmal hat Einer elf Wochen gesessen, bis ihn irgendein Untersuchungsrichter versehentlich raus ließ.

Legal, immer legal gewesen ist die Bürokratie, der bestfundierte Träger der Republik. Die Volksbeauftragten haben am 9. November versäumt, sie in die Ungesetzlichkeit zu jagen, ihre Funktionäre außerhalb der Gesetze zu stellen.

So sieht also die Instrumentation des Orchesters zu Stresemanns Violinsolo in Genf aus:

Die Fanfaren des Militärs künden das neue kriegerische Zeitalter der Säbelherrschaft.

Die Rattenfängerpfeifen der Wirtschaft werden gestimmt – Leitmotiv: „Enrichissez vous“ –, und die Justizhörner blasen zum fröhlichen Halali. Das Wild sind Die, die mit solcher Entwicklung der Dinge nicht ganz zufrieden scheinen. Sie brauchens nur ganz leise zu äußern, dann schleicht schon der Oberreichsanwalt vorsichtig und getragen herbei.

Und die Bürokratie sitzt fest im Sattel. Dumpf schlagen in den demokratisch-sozialistischen Blättern ihre Reklamepauken. Das Spektakel kann beginnen.

Von Genf an werden wir den Anbruch eines neuen kleinen Jahrzehnts Juste milieu zu datieren haben.

Konjunktur, Großmachtstellung plus Kolonien, Prosperität in Handel und Wandel: das Alles wird erkauft mit dem Elend der Arbeiter.

Das nationalistische Trutzlied: „... über Alles, nun erst recht!“ hat uns ins Unrecht gesetzt. Deutschland hat den Weltkrieg auf allen Fronten gewonnen. Unser Kurs bleibt – wie lange noch ohne Wilhelm? – der alte.

Und es gibt keine Opposition.

Ein kleiner Druckfehler von Ignaz Wrobel

Der Pazifisten-Kongreß zu Bierville, dessen weitherziger Veranstalter Marc Sangnier Alle, Alle eingeladen hatte, die sich im Frieden zum Frieden bekennen wollten, hat in der französischen Presse erfreulicherweise einen ziemlichen Spektakel hervorgerufen. Leider nur in der Presse – ich glaube nicht, daß sich das große Publikum sehr mit diesem Gericht (Reisauflauf mit Gitarrenbegleitung, kalt zu servieren) beschäftigt haben wird. Aber es ist recht bezeichnend, daß man den jungen Leuten Alles hingehen ließ: Wandervogellieder mit Apostroph, wann wir schreiten Seit' an Seit', Fackelzüge und Freilichtinszenierungen, Zeltlager und liebe Reden – das war zur Not noch gestattet. Bedenklich schien den Franzosen schon, daß Herr Nitti mitwirkte, jener italienische Minister, den sie stark im Verdacht der Deutschfreundlichkeit haben, und der es heute genau weiß, wie man es damals hätte machen müssen... Aber als es wirklich – ein einziges Mal – ernst wurde, da merkten es doch gleich Alle, und nun ging es los.

Ein deutscher Pazifist, Ehlen, hatte den Antrag eingebracht: „Der Kongreß sieht im obligatorischen Heeresdienst eine unbillige Einmischung in die Souveränität des persönlichen Gewissens" (ich zitiere nach dem französischen Text). Dieser doch sehr milde Satz wurde in der Kommission von den Pazifisten Ferdinand Buisson und Marc Sangnier angegriffen, in derselben Kommission angenommen und im Plenum verworfen. Der ‚Temps' runzelte die grauen Brauen. Was? Die Zwangspflicht, sich töten zu lassen und Andre zu töten, verstoße gegen die Gewissensfreiheit? Und noch dazu ein Deutscher, der das sagte! „Enfin, il y avait quelque audace et même quelque indélicatesse..." Wie delikat die Brüder sind, wenn es sich um die Internationale der Abdecker handelt! Selbstverständlich hat ein deutscher Pazifist trotz der enormen Belastung durch seine Kriegsgeschichte das Recht, vor internationalen Pazifisten dergleichen zu vertreten, und Herr Ehlen verdient alle Anerkennung für seinen Mut und seine Initiative.

Zu lesen stand im ‚Temps' dann noch, daß es doch ein unmöglicher Zustand sei, jedem Esel von Staatsbürger die Prüfung zu überlassen, ob denn die vorliegende „nationale" Sache auch wert sei, sich totschießen zu lassen – das könne er nicht beurteilen. Und in Zeiten der Not vernünftige Prüfung? Wo kämen wir da hin! „In einem Augenblick, wo die Solidarität von Menschen derselben Rasse, derselben Traditionen, desselben Blutes unumgänglich notwendig ist...!" Kurz: die Behauptung in die Voraussetzung gestellt, denn es handelt sich ja grade darum, zu beweisen, daß diese Solidarität notwendig ist und nun gar noch bis in den Tod zu gehen hat.

Der Kongreß, der mit diesem nicht einmal angenommenen Beschluß kaum mehr getan hat als das harmlose internationale Manifest, das da den Völkerbund auffordert, die Abschaffung der Heeresdienstpflicht vorzuschlagen, hat anläßlich dieser Wendung eine böse Presse gehabt. Bis dahin war er enthusiastisch überschätzt worden – maßlos angeblafft oder

orgiastisch gelobt –, und nur Fouchardière hatte im ‚Oeuvre‘ mit bezaubernd leichter Hand auf diese eigenartige Art von Pazifismus hingewiesen, wie sie auch Estournelles de Constant repräsentiert habe, und wie sie heute der katholisch gefärbte Marc Sangnier, dessen Vorname die boshaften Nationalisten auf französischer Seite mit einem „k“ schreiben, in Reinkultur vertritt. „Denn“, sagte Fouchardière, „wenn es selbst für Marc Sangnier schwer ist, eine Kanone zum Schweigen zu bringen, so ist es für die Kanone ebenso unmöglich, Marc Sangnier zum Schweigen zu bringen.“

Über die eigentümliche Mitwirkung von Mitgliedern eines Kabinetts, das grade eine finstere Spionin – heute, nach acht Jahren – für ihr gradezu ekelerregendes Wirken öffentlich belobt hatte, über die Mitwirkung der Kirche zu schweigen. Wenn sich Freidenker und Äbte die Hand reichen, kann man mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß Einer der Dumme dabei sein wird – und es ist immer der Selbe. Eine Kirche, die sich über vier Jahre lang an der Schlächterei durch Einsegnung der Abdecker und der Schlächtermesser beteiligt hat, sollte sehr vorsichtig auftreten, wenn von Pazifismus die Rede ist. Katechismus der Diözese Paris, vom 12. Juli 1914: ‚Ist es manchmal erlaubt, seinen Nächsten zu töten?“ „Ja, es ist manchmal erlaubt, seinen Nächsten zu töten: 1. um einen Verbrecher zu töten, der gerichtlich dazu verurteilt ist; 2. um sein Vaterland gegen den Feind zu schützen...“ So weit die Praxis einer Religion, deren Papst ja einmal in einer Audienz ausgesprochen hat, daß die „Apostel zu ihrer Zeit gewiß sehr nützlich gewesen sind; heute aber – wenn sie heute wiederkehrten, würden wir ihnen sagen: Ihr müßt zunächst einmal unter die kirchliche Disziplin“. Ein Unternehmen, das sich vor Einem wirklich zu schämen hat: vor seinem Begründer.

Am tollsten aber heulte die ‚Action Française‘. Das Gekläff Léon Daudets, dem in letzter Zeit etwas in die Kehle gekommen sein muß, weil er sich wohl heiser geschrien hat, übertönte das ganze Blatt. Der Mann, der vor dem Kriege berühmt gewordene Prophezeiungen über Das, was kommen werde, ausgestoßen hat, sieht auch heute noch in Deutschland die große Gefahr für Frankreich. Nur: wie er das sieht, wie er das schildert, das zeugt zwar von einem vielleicht vorhandenen ungewissen Instinkt, aber von seltener Ahnungslosigkeit, was Zusammenhänge, Milieu, Gründe und Ursachen betrifft. Was er davon schildert, ist meist nachweislich falsch; von den wirklichen Gefahrenzentren ahnt er kaum etwas. Das müßte mal ein Deutscher in die Hand nehmen.

Daudet sieht in diesen Wandervogelscharen, in diesen deutschen Pazifisten, in allen pazifistischen Demokraten Heuchler, Lumpen, Betrüger, Intriganten, ja Leute, die ihrer Überzeugung nur Ausdruck geben, um Frankreich hinters Licht zu führen. Das ist die Phantasie eines Harry-Piel-Films.

Was Daudet nicht weiß, ist, daß diese Menschen in ihrer Mehrzahl absolut ehrlich, gläubig, anständig sind, daß sie wirklich glauben, das deutsche Bürgertum von heute sei gegen den Schwertglauben immun, und daß sie ihre eignen Volksgenossen

nicht kennen. Die etwas ungeschickte Bierviller Rede Ludwig Bergsträssers, der sofort den Pazifismus bei der Besetzung des Rheinlandes anpackte, mag zu diesem Eindruck beigetragen haben. Er ist falsch.

Etwas Andres ist zu sagen:

Diese Leute sind völlig einflußlos.

Sie sprechen für Niemand; sie repräsentieren nichts, wobei nicht an eine vereinsmäßige Delegierung gedacht ist, sondern an eine typisierte Darstellung von Gesellschaftsklassen; es sind Außenseiter.

Denn da, wo es auf Entscheidungen ankommt, sitzen nicht sie, sondern ihre Gegner. Und wenn sie einmal zur Entscheidung zugelassen werden, dann fallen sie um.

In einem lichten Augenblick hat Daudet an die schmählichen Sozialistenkongresse vor den Kriegen 1870 und 1914 erinnert; die letzte derartige Zusammenkunft fand in Basel statt. Jaurès und Hermann Müller und viele Andre versicherten sich damals – ein paar Tage vor Beginn der großen Zeit – ihrer unverbrüchlichen internationalen Solidarität. Dann spielten die Bezirkskommandos höhere Gewalt, und blutenden Herzens zogen die völkerumspannenden Sozialdemokraten in den Krieg, Marx im Herzen und die realpolitische Gasgranate in der Hand.

Daran erinnert Léon Daudet, finstere demokratische Verschwörer witternd, wo brave, gehorsamtüchtige Bürger sind, Konspiratoren bei Fackellicht sehend, wo charakterlose und feige Verdiener ihre Reichswehr und ihr Auswärtiges Amt bis zu Katastrophen geruhig weitermachen lassen. Und da heißt es:

„Genau wie die Boches von Bierville schwor Hermann Müller mit der Hand auf dem Herzen, daß die deutschen Sozialdemokraten bei Kriegsgefahr die Kredite verweigern würden. Unter dem Beifall von Jaurès und seinen Freunden erklärte er wörtlich: Je considère comme exclue l’hypothèse d’un vote des crédits de guerre...“ Und um nun zu zeigen, wie authentisch diese klassische Äußerung ist, gibt Daudet sie auf Deutsch hinterher, und dabei geschieht nun ein kleines Malheur, Vater Freud, dein Name sei gepriesen, und die Übersetzung sieht so aus:

„Daß man für die Kriegskredite stimmt, halte ich für ausgesprochen.“

Ich auch.

Und ich halte für ausgesprochen, daß man wieder für sie stimmen wird, weil:

Das deutsche Parlament sich kein Kontrollrecht über die wirkliche Führung der außenpolitischen Geschäfte verschafft hat; weil die übergroße Mehrheit der Arbeitervertreter kleinbürgerlich orientiert ist, eine Sicherheit, die Hungerlöhne bringt, einem Kampf vorziehend, der der Parteiorganisation und einem Apparat schaden kann, der längst Selbstzweck geworden ist; weil die Arbeiter durch ihre schlechte Presse unaufgeklärt und müde sind; weil die Macht der Sozialdemokratie auf der Zerfahrenheit der Kommunistischen Partei basiert – und weil es in Deutschland noch keinen tatkräftigen, kämpferischen, wahrhaft

antimilitaristischen Gedanken in den Massen gibt. Unlust ist keine Waffe, Verärgerung kein Prinzip, Gleichgültigkeit keine Idee.

Der Druckfehler hat die Wahrheit gesprochen, Daudet soll wieder ins Körbchen gehen und andre Leute in die Waden beißen: es fehlt eine pazifistische Mobilmachung für den Krieg.

Antwort an Quidde von Fr. W. Foerster

Ludwig Quidde versucht in Nummer 34 der ‚Weltbühne‘, meine Feststellungen, Schlußfolgerungen und Ausblicke in Nummer 27 betreffend die deutsche Entwaffnung zu entkräften und zu widerlegen. Ich begnüge mich mit folgenden Feststellungen, die unwiderleglich sind, deren ganze Tragweite aber Quiddes Abschwächungsversuch in einer für das deutsche Geschick höchst verhängnisvollen Weise verkennt und umnebelt.

1. Die Reichswehr arbeitet genau wie früher mit den Zeitfreiwilligen aus den vaterländischen Verbänden. An den letzten Manövern hat sie unzählige Studenten teilnehmen lassen. In der durch die Presse bekannt gewordenen Sitzung der 60 vaterländischen Verbandsführer in Hinterpommern hat ein Reichswehroffizier offiziell teilgenommen. Ein Hauptpunkt der Besprechung war die Zusammenarbeit der Verbände mit der Armee. Tut das die Reichswehr aus bloßer militärischer Spielerei?

2. Aus der Gesamtheit der den deutschen Reichstagsabgeordneten unterbreiteten Dokumente geht klar hervor, daß die in der Reichswehr befindlichen Waffen allein schon ein Mehrfaches der laut Friedensvertrag erlaubten Menge darstellen und auch weit über das Waffenbedürfnis der unter Waffe stehenden Armee hinausgehen. Quiddes Vorwürfe gipfeln in der Feststellung, ich hätte eine „zehnfache soldatische Überlegenheit“ Deutschlands behauptet. Wie kommt es, daß keins von den vielen nationalistischen Blättern, die mich angegriffen haben, sich diesen Vorwurf zu eigen gemacht hat? Weil doch aus dem ganzen Zusammenhang klar hervorgeht, daß ich diese Überlegenheit nicht für die Gegenwart behaupte, sondern für den Fall, daß der Vorschlag der Deutschen Liga für Völkerbund durchdränge, Frankreichs und Deutschlands Armeen sollten auf 200 000 Mann festgesetzt werden. Dann wäre unsre Reichswehr plus 2 Millionen vaterländischer Verbandssoldaten doch der französischen Wehrmacht zehnfach überlegen. Quidde läßt es mir gegenüber überhaupt an Loyalität der Zitierung fehlen: er behauptet, ich wolle die Vorsichtsmaßregeln des Versailler Vertrages aufrecht erhalten, während ich doch nur sage, wir dürften uns nicht wundern, wenn die Nachbarn daran festhalten. Das sind doch zwei völlig verschiedene Dinge!

3. Die Verbände haben sich durch ganz Deutschland als Kleinkalibervereine etabliert. Ihre Stammrollen sind der Reichswehr eingereiht, ihre Offiziere verwalten geheime Bezirkskommandos und darin die Stammrollen der mobilen Armee.

4. Die Rüstungsindustrie baut sich mit Hilfe des Reichswehretats nach einem Maßstabe auf, der eine vollwertige Be-

waffnung der Armee in absehbarer Zeit garantiert. (Umsomehr, als ja die ausländische Kontrolle durch die interessierten deutschen Stellen mit Hilfe des „Geistes von Locarno“ höchst geschickt auf ein Nichts reduziert werden wird.) Soweit trotzdem die Rüstungsindustrie in Deutschland noch nicht zur vollen Auswirkung kommen kann, befindet sie sich in Schweden und versorgt von dort aus die deutsche Armee. Ob die Meldung Warschauer Blätter betreffend Lagerung deutscher Waffen in Rußland oder Übersiedlungen deutscher Rüstungsindustrien dorthin bereits der Wahrheit entspricht, steht nicht fest. Solche „Transfers“ liegen aber so sehr im Bereiche der Möglichkeit, daß Jeder, der die Größe der Gefahr real einschätzen will, mit solchen Möglichkeiten rechnen muß.

5. Die Pläne der Reichswehr und der vom preußischen Militarismus erfaßten Teile des deutschen Volkes gehen keineswegs dahin, in einigen Tagen oder in einem Jahre Krieg zu beginnen. Aber sie beschränken sich ebensowenig etwa auf das Ziel, die Grenzen möglichst gut und aussichtsreich zu verteidigen. (Dies Ziel ist nur ein Programmpunkt für die „innere Propaganda“, zum Beispiel: für die Gewinnung der demokratischen Schichten einschließlich der Reichsbannerleute.) In Wirklichkeit ist die großangelegte Arbeit der Reichswehrleitung und der vaterländischen Verbände auf ganz andre Ziele gerichtet. Sie will in langen Jahren langsam „aufrüsten“. Sie erzieht sich eine mit allen Waffen vertraute Truppe und bildet die nationale Jugend teils im eignen Verbande, teils in Privatverbänden zu Spezialtruppen aus. In wenigen Jahren muß sie den Armeen andrer Völker überlegen sein, da sie in den 100 000 Mann ihres Heeres dann eine Truppe ersten Ranges besitzt, die mit allen Waffen umzugehen weiß. Die andern Länder aber entlassen nach einer bestimmten Dienstzeit ihre Soldaten, die sich so vom Handwerk entfernen und gegenüber dem stetig unter Waffen stehenden deutschen Heer, das durch das in privaten Militärbünden ausgebildete Jungvolk ergänzt werden kann, nicht auftreten können. Der Krieg der Zukunft ist nicht die Schlacht großer Zahlen, sondern der Krieg kleiner Zahlen mit großen Mitteln. Diese Mittel schafft sich Deutschland teils in eigner Industrie, teils weiß sie sie langsam im Ausland bereitzustellen, womit auch allerlei eigenartige Projekte im Zusammenhang stehen, die mir auf Grund alter Beziehungen zu nationalistischen Kreisen Ostpreußens zu Ohren gekommen sind. Ein selbständiges Ostpreußen soll ja nach Freiherrn v. Gayl die Rüstkammer Deutschlands werden und die nationale Erneuerung bringen; die mit den ungarischen Geheimverbänden gepflogenen Beziehungen erweitern sich bereits nach Bulgarien; bulgarische Offiziere sind wieder als Hospitanten in die deutsche Armee eingetreten (zum Teil zur Rüstungsindustrie abkommandiert!).

6. Quidde umgeht alle die alarmierenden und nur zu sehr bezeichnenden Tatsachen, auf die ich meine Folgerungen und Warnungen aufgebaut habe – Tatsachen, die von keiner Seite bestritten oder entkräftet werden konnten. Welchen Wert hat dann aber eine solche Erwiderung? Quidde weiß

sicherlich auch nicht, daß im Wehrministerium eine Abteilung „Gefu“ existiert, die Waffenverkäufe und -aufkäufe mit Chile, Schweden, Holland, Rußland tätigt, um den Waffenbestand der deutschen Armee, soweit er über die vorgeschriebenen Grenzen hinausgeht, besser zu vertuschen und für die militärische Wiedergeburt die nötigen Großkampfmittel bereit zu stellen. Soll dies Alles als harmlos betrachtet werden, nur weil es heute und morgen noch Niemand gefährdet? Wenn alle jene Entwicklungen bei uns im Sinne steigender Aufrüstung weitergehen, während gleichzeitig bei den Nachbarn im Vertrauen auf deutsche Loyalität abgerüstet wird – muß da nicht ein Moment kommen, wo der stärkste und verblendetste Teil des deutschen Volkes wieder Alles wagen kann?

Kalte Sozialisierung von Morus

Preußische Anleihen

Vor anderthalb Jahren, im Verlauf der parlamentarischen Barmat-Untersuchung, wurde bekannt, daß die Preußische Seehandlung der oberschlesischen Eisenindustrie einen Kredit von 46 Millionen eingeräumt hatte, um aus politischen Gründen die deutschgebliebene Industrie Oberschlesiens über Wasser zu halten.

Im März dieses Jahres wurde, im engen Zusammenhang mit der Vertrustung der oberschlesischen Montanindustrie, der kurzfristige Bankkredit in eine langfristige Anleihe umgewandelt. 10 Millionen übernahmen die Großbanken unter Führung der Darmstädter und der Deutschen Bank, die übrigen 36 Millionen aber wurden zu gleichen Teilen vom Reich und von Preußen auf 35 Jahre zur Verfügung gestellt. In den ersten 5 Jahren braucht der oberschlesische Trust überhaupt keine Zinsen zu zahlen, in den folgenden Jahren ½ Prozent, dann 2 und in der letzten Zeit 4 Prozent.

Zur selben Zeit, wo der preußische Staat diese Hilfsaktion durchführte, sah er sich bereits genötigt, selbst im Auslande Geld zu suchen. Um 20 Millionen Dollar in Amerika und Holland aufzunehmen, muß er nominell 6½ Prozent Jahreszinsen zahlen, tatsächlich, infolge des niedrigen Ausgabekurses, fast 7 Prozent. An den 18 Millionen, mit denen er an der oberschlesischen Subvention partizipiert, verliert er also die nächsten 5 Jahre rund 1¼ Millionen pro Jahr Zinsausfall, das macht 6¼ Millionen; in den folgenden 5 Jahren setzt er 5 Millionen zu, in den 10 Jahren darauf 9 Millionen, von da an noch 540 000 Mark jährlich. Für die Dauer seiner Auslandsanleihe kostet ihm also die oberschlesische Aktion den hübschen Batzen von rund 23 Millionen Mark, die Zinseszinsen nicht gerechnet. Und selbst wenn er von seinem Kündigungsrecht zum Jahre 1932 Gebrauch macht und sich billigeres Geld verschafft, bleibt ihm ein Verlust von 15 Millionen Mark sicher.

Ob diese Subvention nötig war, ob der oberschlesische Trust nicht ebenso wie die andern Konzerne der Schwerindustrie auf eigne Rechnung eine Auslandsanleihe hätten auf-

nehmen und auch bald verzinsen können, bleibe dahingestellt. Der preußische Staat hat es nun einmal getan und sich zur Sicherung nichts weiter ausbedungen als einen gewissen Einfluß auf die Dividende und eine Minderheitsvertretung in der Verwaltung. Dafür kann man in der noch gemäßigten ostdeutschen Generalanzeigerpresse, wo die Stützungsaktion jetzt erst durchgesickert ist, folgende freundliche Worte lesen: „Alle Achtung vor dieser fiskalischen Stützungsaktion – doch uns dünkt, man schreitet fort auf dem im Interesse der Privatwirtschaft wenig gangbaren Weg der ‚kalten' Sozialisierung."

Uns dünkt, die preußische Regierung muß eine Lammsgeduld haben. Aber vielleicht wäre es günstiger, sie hätte weniger Geduld und dafür bessere Rechner.

Stinnes redivivus

Hugo Stinnes junior, in bessern Zeiten schweigsam, läßt, aus seiner Umgebung, die Verbreitung einer seltsamen Meldung zu. Vor Oktober noch, flüstern „die Leute, die es wissen müssen", wird der verkrachte Stinnes-Konzern von den Amerikanern endgültig saniert werden. Was sage ich: saniert? Die Amerikaner wollen dem jungen Stinnes eine Hundert-Millionen-Anleihe zukommen lassen. Genau so viel oder noch mehr als die bestfundierten deutschen Konzerne auf ihren zehnmal so großen Besitz in Amerika aufnehmen konnten, und zu denselben Bedingungen. Zwar steht Hugo Stinnes seit anderthalb Jahren effektiv unter Geschäftsaufsicht der Großbanken, zwar ist er auf den bisher unverkäuflichen Restbestand des alten Stinnes-Konzerns den Banken noch 85 Millionen Mark schuldig, zwar wird dieser Restbestand, von dem allein die Kohlenzechen einen massiven, zur Zeit sehr rentablen Wert bilden, auf höchstens 100 Millionen Mark geschätzt. Aber die Amerikaner sind nun einmal so gemütvoll. Sie wollen dem jungen Stinnes durchaus wieder auf die Beine helfen, und dafür ist ihnen kein Risiko zu hoch.

Es war schon ein starkes Stück, diese Anleihegerüchte in die Öffentlichkeit zu lancieren. Gewiß ist der magische Dunstkreis um den Namen Stinnes im Ausland noch nicht völlig erloschen. Vor einigen Wochen sah ich ihn in Riesenlettern hoch über dem Goldenen Horn, und ein türkischer Kaufmann, einer von den sehr geriebenen, erklärte mir dazu: „Solch einen Mann wie euern Hugo Stinnes müßte Mustafa Kemal haben: dann würde die Türkei vorwärtskommen." Aber die großen Geldgeber werden, auch wenn sie, wie es heißt, in NewOrleans wohnen, über den Sturz des Hauses Stinnes hinlänglich unterrichtet sein und sich schönstens bedanken, ihre Dollars auf den Werweiß nach Mülheim zu schicken.

Wenn die Amerikaner wirklich im Anmarsche sind, um die Stinnesschen Erben wieder auferstehen zu lassen, so gibt es dafür nur zwei Erklärungen. Entweder übernehmen sie den Stinnesschen Rumpfkonzern, das heißt: sie treten nicht als Kreditgeber, sondern als Käufer auf. Oder aber irgendein Columbus hat entdeckt, daß Stinnes gar nicht so arm ist, wie er aussieht. Vielleicht sind, beispielsweise, die zu Beginn der Liqui-

dation spurlos verschwundenen Auslandserwerbungen des alten
Hugo Stinnes wieder irgendwo zum Vorschein gekommen; viel-
leicht hat man herausgefunden, daß die frühern Beziehungen
des Stinnes-Konzerns zur Sinclair-Gruppe oder seine süd-
amerikanischen Petroleuminteressen einen ausnutzbaren Wert
darstellen. Die Leute, die die Anleihegeschichte in Umlauf
gesetzt haben, werden sich hoffentlich bald etwas deutlicher
auslassen. Denn sonst müßte der Eindruck entstehen, daß der
tüchtigere und bescheidenere Hugo Stinnes zu demselben Mit-
tel seine Zuflucht nimmt wie sein feindlicher Bruder Edmund
bei der Aga-Aktion: zum Bluff.

Der „Kaiserhof“ der Republik

Unentwegt nimmt die ‚kalte Sozialisierung‘ ihren Lauf: was
man nicht mehr verwenden kann, dreht man vergnügt dem
Reiche an. Die deutsche Republik, arm wie Hiob, kauft ihren Be-
amten für 8 Millionen Mark ein neues Bürohaus, das Ber-
liner Hotel „Kaiserhof“. Die Berliner empören sich, lokal-
patriotisch, darüber, daß der Fiskus ihnen ein Cityhotel weg-
nimmt, von dem die Eigentümer selbst sagen, daß es nicht
mehr rentabel war, und das die Börse noch vor sieben Wochen,
also schon nach der allgemeinen Hausse, mit knapp die Hälfte
des jetzigen Kaufpreises bewertete. Wenn also auch die Ver-
käufer, Aschinger und Arnhold, behaupten, in den „Kaiserhof“
wären im Laufe der Jahre 16 – 17 Millionen Mark hinein-
gesteckt worden, und vor dem Kriege wäre er mindestens
12 Millionen wert gewesen, so hat doch der Fiskus – und
einen andern Reflektanten gibt es in der stillen Wilhelm-Straße
nicht – offenbar sehr teuer gekauft. Denn wenn man die
Hotelräume für Büros einigermaßen zweckmäßig ausnutzen
will, ohne sie vollkommen zu verschandeln, werden zu den
8 Millionen sicherlich noch 2 für Umbauten hinzukommen.

Aber wichtiger als der Kaufpreis ist doch die Frage: Wo-
zu braucht das Reich einen neuen Bürokasten? Das Reichs-
finanzministerium, wo Reinhold grade dabei ist, ein Drittel
aller Obristen hinauszubefördern und damit doch wohl auch
50 Zimmer freizumachen, antwortet: Zur Rationalisierung
unsres Betriebes. Das herrliche Wort ist nun auch in den
Amtsstuben gelandet, und jedesmal, wenn man keinen genauen
Plan hat und keine korrekte Kalkulation vorlegen kann, dann
sagt man: Wir rationalisieren. Tatsächlich weiß man in der
Wilhelm-Straße selbst noch nicht, was man mit dem Acht-
millionenkauf anfangen soll. Geheimräte der verschiedenen
Abteilungen aspirieren auf die Seidentapeten des „Kaiserhof“,
am meisten Aussicht haben zurzeit die Zöllner, aber die Herren
vom Reichsarbeitsministerium, die jetzt, abseits vom Schuß,
in der bequemen Kaiser-Wilhelm-Akademie sitzen, haben
wenig Lust, in die alte Zollverwaltung in der Wilhelm-Straße
nachzurücken. Vielleicht suchen, um der Zwangsumsiedlung
zu entgehen, einige anspruchsvolle Ministerialräte das Weite.
Das wäre dann der einzige Nutzeffekt dieses vorzüglichen Ra-
tionalisierungsplans.

Reichsbanner und republikanischer Gedanke von Hermann Schützinger

Über dieses Thema hat in Nummer 37 Ignaz Wrobel Ausführungen gemacht, die im Interesse einer vernunftgemäßen Zusammenarbeit zwischen der unendlich wichtigen geistigen Kampfgruppe der Weltbühnen-Leser und der augenblicklich ebenso wichtigen republikanischen Schutztruppe: dem Reichsbanner nicht unwidersprochen bleiben dürfen. Das Reichsbanner ist aus militär- und polizeitechnischen Gründen trotz Locarno, Genf, Stresemann und Silverberg auf Jahre hinaus noch eine unbedingte Notwendigkeit, um die wir nicht herumkommen, falls wir nicht die preußische Schutzpolizei und mit ihr gewisse außerpreußische Schutzkontingente in eine gefährliche Isolierung gegenüber der Reichswehr und den ihr versippten Vaterländischen Verbänden bringen wollen.

Das Verbrüderungsfest in Genf bedeutet als Beruhigungsmittel für diesen latenten Bürgerkriegszustand herzlich wenig. In Genf wird man den Abgesandten eines deutschen Diktators, der sich geschickt den Erfordernissen der europäischen Machtschichtung anzupassen vermag, genau so respektieren wie die Bevollmächtigten der Herren Mussolini, Primo de Rivera und Pilsudski. Eine „Völkerbund-Exekutive“ zur Wiederherstellung der Demokratie in Deutschland aber scheint mir doch ein recht problematisches Ding zu sein. Also: für Jahre sind wir zur Erhaltung der demokratischen Republik auf uns selbst angewiesen, auf die Schutzpolizei, die Verwaltung und das Reichsbanner im Kampf gegen die reaktionär verseuchte Wehrmacht und Justiz mit den VVV im Rücken.

Warum also diese bittern Worte gegen eine Organisation, der wir, deren Existenz und Aktivität wir in erster Linie die Existenz der Republik verdanken? Mein Gott: beim Reichsbanner gefällt mir auch so Manches nicht. Und trotzdem fahre ich unablässig jeden Sonntag, den der liebe Gott gibt, zu irgendeiner Fahnenweihe oder einem Republikanischen Tag hinaus. Wie das Ding vor sich geht, weiß ich bereits im voraus, mit allen Schattierungen bis auf die obligate Begrüßungsrede des örtlichen Vorsitzenden, die unvermeidliche Ansprache des „überparteilichen“ Herrn Bürgermeisters, die üblichen Eifersüchteleien hinter dem Rednerpodium und hinter der großen Festkulisse, das Totengedenken mit dem Zwischenspiel: „Ich hatt’ einen Kameraden“ – das übrigens meist die menschlich ergreifendste Szene des ganzen Theaters ist – und bis auf das Steckenbleiben der „Ehrenjungfrau“, die bei der Überreichung des üblichen Fahnenbandes ihr Sprüchlein aus der zitternden Hand zu lesen pflegt.

Eine geistsprühende „Morgenfeier“ oder eine farbenschillernde Diskussion bei irgendeinem internationalen „Meeting“ oder einem Kongreß würde uns Allen sicherlich mehr Spaß machen als diese allwöchentlich sich wiederholende Reichsbanner-Litanei. Und doch stelle ich mich jeden Sonntag wieder vor die alte Kulisse, mit derselben Reichsbanner-Kommandanten-Miene, dieselbe Reichsbanner-„Hab-Acht!“-Rede im Kopf,

und haue immer wieder mit aller Kraft auf denselben Fleck: die Alarm- und Kampfbereitschaft des Reichsbanners Schwarz-rotgold!

Das „Kleinkaliber"? Mein Gott, wenn Ignaz Wrobel wüßte, was uns diese Frage für Kopfzerbrechen und innere Kämpfe gekostet hat! Und trotzdem sind vor allen die „linken" Reichsbanner-Ortsgruppen in Sachsen, Thüringen, Königsberg immer wieder zuerst auf die Frage zurückgekommen, ob wir uns bei dem völligen Versagen der Regierung wehrlos als Kleinkaliberschießscheiben für die Andern hinstellen sollen. Sie sind es in erster Linie gewesen, die das Kleinkaliberschießen des Reichsbanners als dringendste Tagesforderung bezeichnet haben! Wie oft haben mir Reichsbanner-Leute der äußersten Linken in Sachsen gesagt: „Es übermannt uns förmlich der Ekel, wenn wir jetzt die kleinkalibrige Flinte in die Hand nehmen sollen, nachdem wir das großkalibrige Gewehr endlich losgeworden sind. Aber es bleibt uns nichts Andres übrig. Darum her damit!"

Der „nationalliberale" Anhang des Reichsbanners, mit seiner stillen Hoffnung auf den polnischen Korridor oder auf oberschlesische Raufereien? Bestimmt gibt es Leute am Stammtisch des Herrn Geßler und des Herrn Külz, die sich vom Reichsbanner derartige Hilfsdienste erwarten; bestimmt reibt sich mancher Reichswehroffizier am „Reichsbanner-Tag" hinter den Gardinen die Hände und rechnet auf dieses unverwüstliche Rekrutenmaterial. Wer aber die Massen der Reichsbanner-Soldaten und ihre Auffassung von Krieg und Frieden kennt, der lacht hell auf, wenn er von solchen Aspirationen oder Befürchtungen nur hört. Die gradezu erdrückende Mehrheit des Reichsbanners denkt gar nicht daran, jemals wieder auf eine „August-Psychose" hereinzufallen. Die hat von den vier Jahren Krieg noch so sehr die Nase voll, daß sie für derartige Experimente nicht zu gebrauchen ist.

Noch eins: die Frage, ob Republik oder Monarchie, sei sekundär geworden? Das ist der Grundirrtum Ihres Aufsatzes, lieber Ignaz Wrobel. Das ist nicht wahr! In fünf bis zehn Jahren bin ich bereit, mit Ihnen alle Reichsbanner-Trommeln, Pfeifen, Windjacken, Brotbeutel und Kleinkaliberbüchsen auf den Komposthaufen zu werfen – aber jetzt? Du lieber Gott: gehen Sie mal, wie ich, allwöchentlich in die deutsche Provinz, und schauen Sie sich den völkischen Kasernenhof und das Königin-Luise-Narrenhaus an! Nein, das Reichsbanner kann in den nächsten Monaten und Jahren nicht genug marschieren und sich trainieren – trotz aller Kritik von rechts und links! Darum plädiere ich hier, in der Zeitschrift der geistigen Linken, auf „Fair play" für das Reichsbanner trotz aller, übrigens in der Natur seiner Aufgaben liegenden äußern Schwächen und für die innere Achtung vor dem unendlich opfermutigen Reichsbanner-Muschkoten, der an einem Sonntag oft acht bis zehn Stunden in der Sonne und im Straßenstaub steht und dafür nichts zu erwarten hat, kein Honorar und kein Mandat, und der das tut aus der Überzeugung heraus: Diese Republik gilt es zu halten, denn sie soll uns den Frieden sichern und den Aufstieg des Proletariats!

XIII.

Aristide Briand von Johannes Fischart

Ein Bohémien. Keiner, der von Stufe zu Stufe in der streng abgezirkelten Verwaltungslaufbahn aufgestiegen ist. Kein Aktenmensch. Kein Arbeiter, dem, wenn er vom Schreibtisch aufsteht, der Kopf raucht. Advokat, Journalist, Parlamentarier, Minister, Flaneur, Caféhauserscheinung – alles das durcheinander, mal so, mal so. Er lächelt sich über das Leben hinweg, drängt sich nie zu etwas, läßt sich immer rufen. Scheinbar leger faßt er seine Aufgabe an; aber in Wirklichkeit erfüllt er sie rasch mit seinem Geist, der grade aufs Ziel losgeht. Die großen europäischen Enzyclopädisten des achtzehnten Jahrhunderts, die d'Alembert, Diderot, Holbach, Grimm, waren geistsprühende Lexikonbände. Briand ist ein Enzyclopädist des Lebens und der Politik. Ohne Bürgergelehrsamkeit, ohne Vielwisserei, aber mit einem Wissen um die Menschen. Er kommt, sieht und siegt.

Er kommt aus der Bretagne. Aus dem Städtchen Saint Nazaire. Sein Vater war kleiner Gastwirt. So in einem verschwiegenen Gäßchen. Der Junge lernte früh das Leben von dieser Seite kennen. Dann besuchte er Gymnasium und Universität und wurde Anwalt in seiner Heimatstadt. Eines Tages überraschte man ihn auf offenem Felde in einer höchst zärtlichen Situation. Die Bürgerschaft war entrüstet. Die Unmoralität wurde vor Gericht gezogen und verurteilt. Der Übeltäter machte unter die Provinz einen dicken Strich und siedelte nach Paris über. Aber er ließ sich nicht gleich im Zentrum nieder, sondern wartete in einem Vorort bescheiden seine Zeit ab. Die Anwaltskammer wollte anfänglich nichts von ihm wissen. Dennoch wurden ihm nach und nach verschiedene Prozesse übertragen. Prozesse der armen Leute. Briands Rhetorik entwickelte sich. Eine eindringliche rednerische Überlegenheit, die des Pathos nicht bedurfte, sicherte ihm den Erfolg. Bald appellierte er an den Verstand, bald attackierte er die Tränendrüsen, bald umschmeichelte er das Herz des Richters, der Schöffen oder der Geschworenen. So unwiderstehlich war seine Florettkunst, so groß seine Suggestionskraft, daß er nicht selten Verbrecher freibekam, die bereits ein Geständnis abgelegt hatten.

Um die Jahrhundertwende sitzt er in der Redaktion der sozialistischen ‚Lanterne'. Zusammen mit Millerand und Viviani. Briand ist Politiker, ist Sozialist geworden. Als Journalist schreibt er keine gelehrten, tiefgründigen Artikel. Die Luft im Redaktionszimmer ist ihm zu muffig. Die Straße viel interessanter. Am interessantesten das ‚Café de Madrid'. Dort, im Gespräch, kamen ihm die Einfälle. Dort formten sich die Ideen. Wenn dann die Zeitung fertig gemacht werden sollte, gab er ihr, im letzten Augenblick, durch die geschickte Anordnung des Stoffes und durch die Schlagzeilen das Gesicht. Er illuminierte geistig die Fassade.

Bald wird er bei den Wahlen als Kandidat aufgestellt und
auch gewählt. Der Kampf um die Trennung von Kirche und
Staat, den das Kabinett Waldeck-Rousseau eingeleitet hatte,
war so gut wie abgeschlossen; nur noch einige praktische Fol-
gerungen waren daraus zu ziehen, vor allen die Übereignung
der Kirchengüter. 1906 beruft ihn Sarrien ins Kabinett. Briand
wird Unterrichtsminister. Bleibt es nicht lange. Wird wieder
Abgeordneter. Zwei Jahre später erhält er das Justizporte-
feuille und versucht als Sozialist, freilich vergebens, die Todes-
strafe abzuschaffen. Das Kabinett Clemenceau stürzt. Briand
übernimmt die Neubildung und wird Minister des Innern. Dieses
Hin und Her wiederholt sich noch mehrfach. Bald ist er
Premier, bald Minister. Allerdings hat sich in ihm inzwischen
eine gewisse Wandlung vollzogen. Der Innenminister verleug-
net seine sozialistische Vergangenheit, als Streiks mit syndi-
kalistischem Einschlag ausbrechen wollen, als die Eisenbahner
rebellieren. Er droht, Polizei und Militär einzusetzen. Jean
Jaurès, mit dem er bis dahin Hand in Hand gearbeitet hat,
ruft Clemenceau, dem Kabinettschef, erregt auf Briand wei-
send, in der Kammer zu: „Neben Ihnen, Herr Ministerpräsident,
sitzt ein gefährlicher Bandit.“ Briand lächelt.

Der Krieg. Abermals wandert Briand durch verschiedene
Ministerien, wird abermals Premierminister und scheint 1915
nicht abgeneigt, sich mit Deutschland auf Umwegen zu verstän-
digen. Dann aber wird er, unter Lloyd Georges Druck wieder
andrer Meinung, betreibt die Expedition der Alliierten nach
Saloniki, stürzt, wird von Ribot ersetzt und schließlich von
Clemenceau ausgeschaltet. Erst nach dem Kriege beginnt wie-
der seine große Zeit. Zum siebenten Mal stellt er, im Januar
1921, unter schwierigen Verhältnissen ein „Ministerium der
nationalen Einigung“ auf. Aber auch das dauert nur ein Jahr.
Wieder sucht er Verständigungsmöglichkeiten mit Deutsch-
land, um die böse Nachkriegszeit zu liquidieren, geht auf die
Konferenz von Cannes, um sich mit Lloyd George über die
Lösung des Reparationsproblems zu besprechen, während
Rathenau als Beobachter dort weilt, und wird hinterher von
Poincaré, dem Präsidenten der Republik von der Ministerbank
gestoßen. War sein Stern erloschen? Keineswegs.

Abermals sitzt er eines Tages, als Chef des Außenministeriums
im Kabinett. Abermals schaut er nach Vergleichsmöglichkeiten
mit Deutschland aus. Die Konferenz von Locarno kommt zu-
stande. Er deckt die Karten auf, läßt sich nicht mehr beirren
und macht, nach der Wahlniederlage des nationalen Blocks
unter Poincaré, eine stramme Linkspolitik. Eine Politik der
außenpolitischen Verständigung. Die Opposition der Rechten
hält sich zurück. Briand hat freies Feld. Niemand tritt
ihm mehr in den Weg. Aus dem Außenminister wird (zum
achten Male) der Ministerpräsident. In London unterzeichnet
er den Pakt von Locarno. Deutschland und Frankreich reichen
sich die Hände. Die Nachkriegsfolgen sollen beseitigt werden.
Aber er bittet, nichts zu übereilen. Er erklärt sich bereit, den
deutschen Wünschen weit entgegenzukommen. Der Wechsel,
den er ausgestellt hat, wird eingelöst sein, wenn jetzt, nach

Deutschlands Aufnahme in den Völkerbund, das Rheinland geräumt und das Saargebiet zurückgegeben sein wird.

Briand ist in keiner Situation um das richtige Wort, um die richtige Lösung verlegen. Aktenstücke wälzt er nicht, Schwarten schlägt er gar nicht erst auf. Er liest im Leben. Er packt die Menschen am richtigen Ende an: die Menschen, die Völker und die Nationen. Ein Witz hilft ihm jeden Augenblick über Schwierigkeiten hinweg. Das ist das Geheimnis seines Erfolges: Er nimmt das Leben nicht ernster, als es ist. Er lächelt, redet, geistreichelt darüber hinweg. Theorien lehnt er ab. Die Praxis ist Alles. Die Fähigkeit, zuzugreifen. Die Politik und die Politiker behandelt er, wie man Frauen gewinnt: nicht durch wohlgefügte Gelehrsamkeit, sondern durch den Einfall der Sekunde. Er verläßt sich auf den Einfall im Zufall, und auf den kann er sich verlassen. In Locarno sagte er zu Stresemann, daß er im Lauf von Jahrzehnten alle parlamentarischen und ministeriellen Ehren eingeheimst habe. Nach neuen geize er nicht. Sein Leben lasse ihm nicht mehr viele Jahre. Aber in dieser Zeit Deutschland und Frankreich zu einer gemeinsamen Arbeit für den Wiederaufbau der zerstörten Kultur und Wirtschaft zu bringen: das würde der größte Triumph, der schönste Abschluß seiner politischen Karriere sein. Nicht ausgeschlossen, daß ihm auch dazu noch zu gratulieren sein wird.

Das Lager von Oskar Loerke

Im Raume droben, viele sind dabei,
Wird eine große Wagenburg bestellt,
Hart zu belagern ihn, den Herrn der Welt.
Doch weiß der Raum, was oben sei?

Und weiß der Weg, der wie ein Blitz nur währt,
Daß manch Jahrtausend ihn befährt?
Ab schwenken, die den Blitz zu überdauern hoffen.
Die andern sind im Lager eingetroffen.

Um Feuerbrände wachen Mann bei Mann,
Der Qualm spielt mit der Zelte feisten Kegeln,
Der Sturm hat Löcher eingepaukt den Segeln,
Das Wasser steigt von unten an.

Denn hier ist Chaos. Kranke Wiesen sauern.
Und wenn in ihrem schwarzen Brei
Gespenstisch Felsenembryonen kauern,
Befragt man sie, ob das der Herr schon sei.

Er schlägt mit Wahnwitz, ist ergötzlich,
Ist Einer, Hundert, glatt und kraus,
Er ist lebendig, aber plötzlich
Tritt er sich selbst gleich einer Lunte aus.

Die vordersten Gesellen wurden trüber,
Aus ihren Zelten schallt kein Wort jemals
Unsterblich sehn sie nur ein Gegenüber
Wie einst als Sterbliche des Erdentals.

Paneuropa — eine Gefahr! von W. Ackermann

Bevor der Kapitalismus sich in den großen Kampf um seine Existenz begibt, kämpft er noch möglichst lange um seine Erweiterung und Befestigung. Er verfügt, das muß man ihm lassen, über die schlausten, raffiniertesten, skrupellosesten Strategen. Eine ihrer bewährten Methoden besteht darin, als Freund zum Feinde zu gehen. Erstens vermeiden sie dadurch unliebsame Störungen, zweitens gelingt ihnen oft, den Feind sogar zur Mitarbeit heranzulocken. Die Kriege beweisen es.

In seinem neusten Trick benutzt er, der Kapitalismus, die idealistischen Bestrebungen zur Herstellung eines vereinigten Europa. Im Allgemeinen bekundet er seine wohlwollende Zustimmung recht vorsichtig und unauffällig. Drängen die bedrohten Interessen, die man durch den Trick zu schützen gedenkt, so steht ein englischer Ministerpräsident auf, lächelt scheinheilig und spielt pazifistisches Theater. Er treibt es so weit, bei der gemütlichen Aussprache der Völker ein Präsidium als undemokratisch beiseite zu schieben. Er ist sicher, daß die guten, ehrlichen Bürgerhäute zu einer solchen Geste gerührt Beifall klatschen werden. Er weiß, daß der rührseligen Sozialdemokratie eine Freudenträne im Auge blinken wird. Die Demonstration wirkt immer. Auf der andern Seite muß das Kapital Zeit haben zur Umstellung. Auch darf Niemand deutlich merken, was eigentlich los ist. Und so zieht sich nach der offiziellen Geste die staatliche, also kapitalistische Anerkenntnis der paneuropäischen Propaganda wieder in den Schein der Passivität zurück. Um in dunkeln, verschlungenen Gängen, in dem Tempo, das jeweils die Lage verlangt, weiterzuarbeiten.

Die Vereinigten Staaten von Europa, erbaut und getragen von den Massen, könnten ein Weg sein zu den Vereinigten Staaten der Welt. Die Vereinigten Staaten der Welt würden, auch in der jetzigen kapitalistischen Architektur, die proletarische Internationale fördern, die Weltrevolution erleichtern. Also birgt der Weg eine Gefahr für die herrschenden Klassen. Ein Grund für ihre Strategen, grade diesen Weg zu besetzen. Aber nicht mit blutigem Nein, sondern mit giftigem Ja. Die Aktienmehrheit gestattet Umbiegung der feindlichen Bestrebungen. Der Aktienwert wird verdoppelt durch Einfügung des Objekts in die eignen Ziele. Ein gutes, zwiefaches Geschäft.

Ihr, die Ihr für ein Paneuropa kämpft, achtet auf das Kapital, das sich euch anschließt! Ihr habt den Feind schon lange im eignen Hause. Sein Interesse ist ein Zeichen, daß er ein System gefunden hat, Vorteile für sich

aus euerm Idealismus herauszuholen. Hat er euch nicht bis vor ein paar Jahren verspottet und verlacht? Ist nicht sonderbar, daß er nun auf ein Mal versteht und billigt, was er für Hirngespinste und Utopien erklärt hatte? Der Betrug ist ihm schon so oft gelungen. Die Inflation hat er zu einer Unflation gemacht. Er Hat sie gestützt und benützt, und eine Stabilisierung schien lange ganz unmöglich. Plötzlich war die Stabilisierung da. Das Kapital hatte sich umgestellt und war bereit, auf der neuen Basis weiter zu gewinnen. Entwertung, Stabilisierung – immer verlor die blinde Masse.

Das Kapital wird die menschlich achtbaren Bestrebungen der Paneuropäer sabotieren oder sich dienstbar machen; es wird ohne patriotische Skrupel den Einzelnationalismus dem europäischen Nationalismus opfern; es wird sich darauf umstellen, sein Geschäft mit Europa statt mit dem Einzelland zu machen. Stinnes soll sich einmal in brutaler Deutlichkeit entblößt haben. „Was geht mich Deutschland an“, sagte er: „ich bin international.“ Im Allgemeinen ist den Inhabern des Nibelungenschatzes solche Offenheit fremd. Sie sind klug wie die Schlangen und weisen ungern auf die bestehenden Gegensätze hin. Sie erdenken sich mit Vorliebe Systeme, um die feindlichen Prinzipien in gewinnbringende zu transformieren. Vielleicht wird dadurch dereinst auch der in lieblicher Unwirksamkeit blühende Pazifismus zur Entfaltung gelangen. Vergeblich ringt er gegen die Kriegsinteressenten – bis eines Tages der ganze Widerstand fällt, Pazifismus möglich wird, anerkannt wird, keine Frage mehr ist. Er ist dann ein Geschäft. Wie bisher der Krieg. Aber er wird innerlich faul und unzuverlässig sein. Deshalb heißt es auf der Hut sein vor dem Augenblick, wo das Kapital sich mit dem Pazifismus verbrüdert. Es wird ihn in irgendeiner Form vernichten.

Eine menschliche Idee gehört in die Fäuste des Volkes. Sobald die obergesellschaftlichen Mächte sich ihr zu widmen beginnen, beginnt immer unweigerlich ihre Zersetzung. Ein Mittel: die „Anständigkeit“. Die „Anständigkeit“ der Allgemeinheit ist eine Schöpfung der Besitzerinternationale, deren rechte Hand der Staat, deren linke die Kirche ist. Diese Anständigkeit kommt nicht auf gegen Die, die sie zu benutzen wissen. Das Kapital wird nicht gehemmt von einem Gewissen, von der Rücksicht, von Demut, Moral, Geboten, von Patriotismus, Idealismus und Nächstenliebe. Das Alles ist gut für den Untertan. Der ist ein Spielzeug, weiter nichts. Kürzlich feuerte man das französische Volk durch eine gradezu lächerlich plumpe Komödie zum Opfermut an. Eine freiwillige Volksspende

wurde inszeniert. Zur Ermunterung zeichnete die Bank
von Frankreich zwanzig Millionen! Es hätten auch fünfzig
oder hundert Millionen sein können. Welch hohles Manö-
ver der Papierfetzenpolitik! Es zeigt, wie sicher sich die
Herrschenden fühlen, wie zynisch sie an ihr Volk glauben.
Nichts leichter, als es zu beschwindeln. Die große Presse
des Kapitals – die große Fresse des Kapitals – versieht
den Dienst. Sie kann Alles, sie macht Alles. Sie wird die
Vereinigten Staaten von Europa kreieren; sie wird, wenn
der Hüter Rußland nicht aufpaßt, vielleicht einmal die
ganze rote Internationale verspeisen; sie wird demnächst
den Krieg Deutschlands gegen Polen organisieren und er-
reichen, daß Alle, Alle mitgehen. Auch die Mitkommuni-
sten. Man wird sie mit dem Schlagwort fangen: „Krieg
gegen Polen heißt Krieg gegen die Feinde Sowjet-Ruß-
lands. So, wie Ihr im Reichstag oft mit den Völkischen
stimmen müßt, so müßt Ihr jetzt mit der Kriegspartei
marschieren!“ Dieser Krieg wird nur vermieden werden,
wenn er dem Kapital plötzlich nicht mehr opportun er-
scheinen sollte.

So kann es auch den Vereinigten Staaten von Europa
gehen. Vielleicht ist ihre Schaffung gelegentlich nicht
mehr opportun. Dann fällt der ganze heutige Elan der
Idee in sich zusammen; der schöne Gedanke wird das Leit-
motiv eines unwirksamen Vereins, der sich auflösen wird,
wenn die Erhebung der Massen über Europa hinweg die
Welt zusammengeschlossen hat. Aber es gibt noch andre
Möglichkeiten. Man kann die dunkle Taktik des Kapitals
zerbrechen durch noch dunklere Taktik; man kann das
Kapital und seine Praktiken benutzen, um den eignen
Weg zu pflastern. Rußland macht keine ungeschickten
Versuche in dieser Richtung. Und das stolze, allmächtige
Kapital wird unsicher dabei und ahnt Unheil. Vielleicht
sollen die Vereinigten Staaten von Europa vorübergehend
zur Abwehr des lästigen Proletariers dienen. Es kommt
darauf an, wer schließlich am schlausten ist. Bis jetzt war
immer das Geld schlauer als das Menschliche. Denn es
hat die Unanständigkeit voraus. Die eingebildete, ein-
geredete Anständigkeit hat schon viel Menschliches ver-
dorben, viel Gerechtes vereitelt, viel Nützliches, viel
Freude, viel Gesundheit, viel Brot der Allgemeinheit ent-
zogen. Ist nicht die Auffassung in der Fürstenabfindungs-
frage oft von der Angst, die gesellschaftliche Anständigkeit
zu verletzen, diktiert? Verfluchte Angst! Durchschaut
auf eine Sekunde den Schwindel des täglichen, kläglichen
Lebens, das euch bereitet wird! Begreift: der Imperator
Rex ist ein Imperator Ex, ein Nichts, eine aufgelöste böse
Tat; ein Punkt, der anschwoll, bis er eine Null wurde. Gebt

doch einmal zu, freut euch doch einmal, daß Ihr das Fürstengeld selbst dann nehmen würdet, wenn es den Ehemaligen rechtlich gehörte! Nehmt euch das Recht zum Unrecht. Nehmt es ein Mal – ein Mal gegenüber Denen, die sichs dauernd genommen. Und erschreckt nicht gleich über solche Gedanken und Handlungen. So, wie Ihr über eure armselige Revolution erschrocken seid. Mit dem unbekümmerten Mut zum menschlich Rechten läßt sich viel Sünde ertragen. Eine Gemeinheit kann tausende von Gemeinheiten verhindern. Wer das Kapital betrügt, hilft dem Recht zu einer Heimat. Warum sollte man nicht das Kapital die Gründung der Vereinigten Staaten von Europa unterstützen lassen? Aber laßt es nicht gewaltsam oder durch Schliche in eure Bestrebungen eindringen. Mit kalter, nüchterner Überlegung öffnet ihm die Tore und zieht es in eure Komödie hinein. Lockt das Kapital mit seinen eignen lügnerischen Argumenten in eure Komitees, nehmt sein schönes Geld und gebt noch schönere Worte dafür, schreckt es mit seinen wahren Beweggründen, die Ihr durchschaut. Sie stehen unzweifelhaft fest:

1. England möchte das waffenstarrende Frankreich paralysieren.

2. Frankreich hat Angst vor plötzlichen Zaubereien Deutschlands.

3. Deutschland hofft auf Erlösung aus dem Versailler Vertrag.

4. Europa will den Bolschewismus bei Gelegenheit in Stücke schlagen.

5. Europa weiß von der bevorstehenden Auflösung aller Kolonien und ahnt den Kampf der Rassen, der unsre Zukunft ist.

Keinesfalls ist – praktisch genommen – ein Paneuropa geeignet, eine friedliche Zusammenfassung zur Verhütung europäischer Zänkereien zu sein. Dagegen wird es – praktisch genommen – eine Kampforganisation gegen fremde Erdteile sein. Was hat das Volk damit zu tun? Es soll für die Großbesitzerinteressen kämpfen und seine letzte Habe hergeben. Das wirksame Reklamewort wird man schon finden. Ganz Europa wird bedroht sein und wie ein Mann aufstehen und in heiligem Zorn das Schwert ergreifen, um Gut und Blut zu verteidigen. „Ich kenne keine Staaten mehr, ich kenne nur noch Europäer“ – wird irgend Einer sagen. Und die Sozialdemokraten werden Corpsstudenten werden.

Die Vereinigten Staaten von Europa sind eine Bedrohung des Weltfriedens, sind eine Rüstungs- und Kriegsunion im Interesse des Kapitalismus. Wenn auch die ursprüngliche Absicht anders lautet, so ist die Gefahr einer

Verbiegung zu groß, um nicht als der wesentliche Faktor gekennzeichnet zu werden. Soll die Finanzkraft, die Organisationsfähigkeit der Herrschenden zur Mithilfe benutzt werden, um einen Schritt zum internationalen Frieden zu tun, so darf nie, nie vergessen werden, daß die Ziele des Kapitalismus unterliegen müssen.

Tatsächlich ist die Gefahr eines angegriffenen Europa vorhanden. Warum sollten sich die Sünden der weißen Rasse nicht rächen? Aber kein Zusammenschluß der alten Sünder wird unsern Erdteil retten. Ein Christus, der die Sünden auf sich nimmt und das kapitalistische Sodom reinigt und befreit, ist denkbar: die proletarische Internationale.

Es ist ein bestrickender Gedanke, daß die proletarische Internationale sich von der kapitalistischen Internationalen Vorarbeiten leisten läßt. Aber der Gedanke ist verdammt gefährlich. Paneuropa ist zu wenig, ist zu verdächtig für das Experiment. Vereinigte Staaten der Erde: das wäre ein Ziel!

Magdeburgs guter Richter von Hans Natonek

Es ist mit der deutschen Justiz so weit gekommen, daß man ein Todesurteil in einem simpeln Raubmordprozeß aufatmend als einen befreienden Triumph des Rechts empfindet. Überblickt man diese beiden Verhandlungstage, so läßt sich auch eine gewisse und durchaus berechtigte aesthetische Genugtuung nicht unterdrücken. In Aufbau, Steigerung und Lösung hatte der Schröder-Prozeß die geschlossene Form einer dramatischen Handlung. Eine Tat wurde in ihrer gesamten kriminellen und seelischen Verästelung aufgerollt. Und die letzten Schatten eines durch Irrtum und Böswilligkeit entstandenen Verdachts, der auf Unschuldigen lastete, zerflossen in Nichts. Ohne daß die Namen Kölling und Hoffmann genannt wurden, haben auch sie im Prozeß Schröder ihr Urteil empfangen. Nicht, daß sie irrten — kein Richter ist unfehlbar —, aber daß sie im Irrtum verharrten, der ihren politischen Anschauungen wohltat: das ist ihre Schuld. Für sie fand nur der Verteidiger des Mörders Worte der Entschuldigung.

Aber ein Richter von der Art des Landgerichtsdirektors Loewenthal macht Vieles gut und vermindert die peinliche Belastung der Justiz durch die Richter Kölling und Hoffmann. Er ist ein Aktivposten für den deutschen Richterstand, neben den vielen dunkeln Erscheinungen eine lichte, die man unter normalen Verhältnissen nicht groß zu rühmen brauchte, weil sie durch ihre Sachlichkeit und Überlegenheit für sich selber spricht. Aber grade in Deutschland und besonders in Magdeburg, dessen Justiz so schwere Schlappen hinter sich hat — Richter Bewersdorff im Ebert-Prozeß! —, muß man bei einem guten Richter ein wenig verweilen, wie bei einer köstlichen Rarität.

Ein menschliches klares Gesicht, besonnen und besonnt, ein lebendurchpulstes, warmes Organ, ernst, aber nicht feierlich, ein Mann von jener Jugendlichkeit und Frische, die man im deutschen Richterstand leider ziemlich selten findet. Wie überragt dieser Vorsitzende die richterlichen Beisitzer! Schon rechts und links von ihm saßen nur noch bebrillte Talare, aber keine Menschen, und in den leeren Augenhöhlen wohnt das Grauen. Wenn einer der Richter dieser Strafkammer die Anklage oder die Briefe des Angeklagten verliest, weiß man Alles und ist betrübt. Wie verdrossen knarrt diese Stimme, die unverständlich etwas vor sich hinnuschelt! Sie legt offenbar keinen Wert darauf, gehört zu werden; aus ihr spricht nichts als Teilnahmslosigkeit und Berufsmüdigkeit. Sieht so ein Richter aus?, möchte man, ten Holt variierend, fragen. Dorfrichter Adam neben Gerichtsrat Walter. Nur schade, daß Gerichtsrat Walter dem tonlosen Mummler, der die Zähne nicht auseinanderbringt, den Akt nicht aus der Hand nahm und selber vorlas. Die Rüge wäre wohlverdient gewesen.

An hundert kleinen Zügen erkennt man den guten Richter. Schon der Appell an die Geschworenen, der ein schönes Bekenntnis zur Größe und Unantastbarkeit des Richterberufes war, hob den Mordprozeß auf ein besonderes Niveau und zeigte, daß der Vorsitzende nicht gewillt war, den trockenen Amtston anzuschlagen. Ein andrer hätte die Aktendeckel aufgeklappt und Frage um Frage abgeschnurrt. Landgerichtsdirektor Loewenthals Fragestellung galt viel mehr dem Charakter Schröders als seiner Tat, die ja klar vor Aller Augen lag, bis auf jene, die nicht sehen wollten. Es galt hauptsächlich, zu dem enträtselten Mord den rätselhaften Menschen zu finden, zu der Tat den Täter zu zeigen. Das ist dem Vorsitzenden geglückt. Er stellte Fragen, die scheinbar von der Sache weitab führten, und auf die der Angeklagte mit höhnischem Lippenzucken erwiderte: „Das gehört doch nicht zur Sache.“ Zur Sache gehört Alles, was das Leben dieses grundverdorbenen, intellektuell begabten Menschen betraf. Man könnte fast sagen, daß dem Schröder sein scharfer Verstand, der wie mit Raubtierzähnen zugriff und sich nur im Verbrecherischen manifestierte, zum Verhängnis wurde. Sehr charakteristisch war auch, daß der Vorsitzende dem Angeklagten den fahrlässigen Muttermord, der ja, zwei Jahre zurückliegend, ebenfalls „nicht zur Sache gehört“, immer wieder vorhielt. Auch für diese entsetzliche Tat, die unerforscht im Dunkel liegt, sühnt Schröder nun mit seinem Leben. Der tief menschliche Zug der Verhandlungsleitung zeigte sich ferner in der dem Angeklagten liberal und ausgiebig gewährten Freiheit, sich direkt mit den Zeugen zu unterhalten. Und die Prozeßführung gipfelte erhaben und schon in der letzten und feierlich verkündeten Rehabilitierung der unschuldig in den Prozeß hineingezogenen und mit Hartnäckigkeit durch ihn hindurch gezerrten Personen, namentlich des Fabrikanten Haas.

Bleibt als schwarzer Punkt in diesem Prozeß: Untersuchungsrichter Kölling und der ihm mit jenem berüchtigten Brief assistierende Landgerichtsdirektor Hoffmann. Ungenannt

standen die Beiden im Hintergrund des Prozesses, vor dessen Forum sie zwar nicht gehörten, von dem sie aber dennoch, wenngleich indirekt, den Spruch empfingen: und zwar – wohlverdiente Fügung! – aus dem Munde des Verbrechers Schröder, der in seinem Schlußwort mit höhnischer Genugtuung von dem „Fiasko“ sprach, das er der „Magdeburger Justiz bereitet“, und sich auf sein unzweifelhaft gutes Recht berief, eine günstige Ausfluchtmöglichkeit, die ihm von schlechten Richtern gewiesen wurde, mit beiden Mörderhänden zu ergreifen.

Reklame als Kunst von Werner Mahrholz

Es war in Deutschland vor der und um die Jahrhundertwende ein viel beachtetes Novum, daß eine Reihe ausgezeichneter bildender Künstler sich neben ihrer rein künstlerischen Tätigkeit auch dem Reklamewesen zur Verfügung stellten. Das gesamte Werbewesen erfuhr durch dieses Eindringen bildkünstlerischer Kräfte in den Bezirk des Geschäftslebens eine Auffrischung, von der wir noch heute zehren. Das Plakatsammeln kam damals in Mode; eine vortreffliche, inzwischen leider eingegangene Zeitschrift: ‚Das Plakat‘ verfolgte die Entwicklung der Werbe-Graphik mit großer Liebe und Sachkunde; das allgemeine Niveau der Anzeigen größern Stils hob sich; noch heut zeigt eine retrospektive Schau über die Entwicklung des Plakats und der Werbe-Graphik eine Ausformung moderner Tendenzen in künstlerischer Form, die, rein als Leistung betrachtet, nicht zu dem Schlechtesten deutscher Kunst in den letzten dreißig Jahren gehört. Nachdem einmal das Vorurteil überwunden war, daß ein bildender Künstler sich nicht mit so banalen Dingen des täglichen Lebens, wie es die Propagierung eines Automobils, einer Teesorte, einer Nähmaschine, einer Conditorei oder eines politischen Programms ist, abgeben dürfe, bewiesen starke Talente, was künstlerische Gestaltungskraft aus der banalen Umwelt des Alltags an Schönheit und Farbigkeit wohltuend zaubern kann.

So energisch sich die bildende Kunst dieses wichtigen Gebiets unsres öffentlichen Daseins annahm, so zurückhaltend blieb die Literatur. Selbst auf bildmäßig gelungenen Plakaten fand man und findet man auch heute noch den banalsten Text. Von der unzureichenden stilistischen Gestaltung normaler Annoncen in Zeitungen und Zeitschriften wollen wir gar nicht reden. Die deutsche Annonce ist im Allgemeinen langweilig. Bestenfalls zählt sie sachlich und ehrlich auf, was für Eigenschaften das angepriesene Produkt hat. Oft fehlt sogar dies. Selten oder nie aber weiß sie den Leser zunächst einmal zu interessieren, an möglichst viele Seiten seines Wesens zu appellieren, ihn in grundsätzlich kaufgünstige Stimmung zu bringen.

Bei dem ungeheuern Überfluß an Druckwerk, der täglich in allen möglichen Formen über den modernen Menschen hinspült, wird dank der ungenügenden sprachlichen Formung das Allermeiste an Anzeigen überhaupt nicht gelesen. Wenn der Kaufwille für ein bestimmtes Produkt da ist, dann sucht man wohl nach Anzeigen, die auf den gewünschten Gegenstand hin-

weisen; selten genug aber regt eine Anzeige als solche den Wunsch zum Kaufen überhaupt erst an. Selbstverständlich gibt es einige wenige Ausnahmen: neue Zigarettenmarken, neue Parfums, neue Modeartikel werden durch Anzeigen-Campagnen auch in Deutschland eingeführt. Es ist charakteristisch genug, daß hierbei die Literatur eine gewisse Rolle spielt, indem sie in Novellen, in Erzählungen, in Romanen aus dem Gesellschaftsleben den gleichsam unfreiwilligen Propagandisten dieser Erzeugnisse macht und eine günstige Atmosphäre für sie schafft. In jedem bessern Gesellschaftsroman werden Zigaretten- und Zigarrensorten, Parfums, modische Artikel, Bekleidungsgegenstände, Badeorte erwähnt, weil sie zur Färbung, zur Atmosphäre, zur Schilderung des gesellschaftlichen Milieus gehören.

Abgesehen von dieser ungewollten Reklame aber wird der Text der gewollten Anzeige meistens achtlos behandelt.

Da ist nun interessant zu beobachten, mit welcher Sorgfalt die eigentlichen Fachleute der Reklame, die Amerikaner, ihr Anzeigenwesen grade in Bezug auf die Textgestaltung behandeln. Ein amüsantes Buch von Roy S. Durstine: ‚Reklame, die lohnt‘ (Verlag R. Oldenburg in München 1926) zeigt an einer Fülle von Beispielen, wie man nicht nur bildlich wirksame, sondern auch stimmungsmäßig und gedanklich einprägsame Reklame macht.

Mr. Durstine versteht sein Geschäft. Beweis dessen: Titel und Gestaltung seines Buches selbst. Knapp, klar, anschaulich, witzig, mit überlegenem Humor macht Durstine die trockene Materie dem Leser genießbar, sodaß man das Buch liest – nun, mindestens mit so viel Interesse und Spannung wie einen durchschnittlichen Roman. Da gibt es keine langen theoretischen Untersuchungen über den Sinn der Reklame oder gar über ihre weltanschaulichen Hintergründe und psychologischen Voraussetzungen, sondern mit einem schwungvollen Glauben an den gesunden Menschenverstand und mit einer angenehmen Heiterkeit werden in zwölf Kapiteln die wichtigsten Prinzipien herausgearbeitet und durch schlagende Beispiele illustriert. Drei große Hauptgedanken werden herausgeschält: Text und Bild sind eine Einheit, die gleichmäßig sorgfältig durchgearbeitet sein will und zwar sowohl nach der sachlichen wie nach der aesthetischen Seite hin. Propaganda kann nur planmäßig und folgerichtig mit langem Atem, mit Geduld und Ausdauer durch Wiederholung und immer neuen Anreiz im Einzelnen zum Erfolg führen. Und endlich das Wichtigste: gute Propaganda ist weitsichtig, schafft Atmosphäre nicht nur für einen Gegenstand, einen Artikel, sondern für ganze Komplexe von Waren, ganze Industrien, ganze Lebensgebiete.

Durstines Buch ist kein theoretisches Buch, und nichts wäre falscher, als darüber zu theoretisieren. Lieber ein paar Beispiele für das Wesen dieser Art von Reklame.

Da will Jemand Betten verkaufen, Metallbetten. Sein Plakat sieht folgendermaßen aus. Links die Zeichnung eines friedlichen Hauses mit Garteneingang und von Trianon

Rambler überhangen. Daneben Text. Als Überschrift die
Frage: „Kann Jemand zu viel Schlaf bekommen?“ Darunter dann
in drei knappen Sätzen eine Variation darüber, daß die Betten-
fabrik Schlaf verkauft. Dann ebenfalls in wenigen Sätzen eine
Analyse der Vorzüge des Simmonds-Bettes. Abschluß: „Gebaut
zum Schlafen“.

Erfolg dieser Annonce: „Schlaf verkaufen Simmonds Bet-
ten. Zum Schlaf gebaut.“ Das prägt sich ein. Unverlöschlich.

Eine Versicherungsgesellschaft wünscht, eine neue Form
der Versicherung zu lancieren. Ihr Plakat gibt unter der
Überschrift: „Der gescheite Herr B. Wie er für seine Familie
vorsorgt“ folgende Geschichte: „Herr B., 33 Jahre alt, ver-
heiratet, mit zwei Kindern, hat aus Grundstückspekulationen
in NewYork 35 000 Dollars gespart. Jetzt, wo Herr B. fest im
Leben steht, erzählt er uns, daß er sich vor Allem um seine
Familie sorgt – ‚für den Fall, daß etwas passieren sollte‘. In
dieser Geistesverfassung hat er vor kurzem eine unsrer An-
zeigen gelesen, die unsre Trust-Fonds propagiert. Sie halfen
ihm, einen bereits gefaßten Gedanken zu klären. Er besuchte
uns in dieser Sache.“ Und nun wird in der Form, daß gesagt
wird, was Herr B. unternahm, das Prinzip der neuen Ver-
sicherung erklärt.

Ein letztes Beispiel aus den beinah 40 Annoncen, die
Durstine analysiert: eine Anzeige der Pullman-Company, einer
Gesellschaft, die etwa unsrer Mitropa entspricht. Da heißt es
etwa: „Höflichkeit. In der Einleitung des Buches, das Anwei-
sungen für die Pullman-Angestellten enthält, finden sich die
Sätze: ‚Der wichtigste Faktor, der zu allen Zeiten beachtet
werden muß, ist das Zufriedenstellen der Reisenden‘... Ein
derartig persönlicher Dienst ist nicht von einem Tag zum an-
dern aufzubauen... Um daher im Pullman-Dienst erfahrene
Wagenbedienstete von hohen persönlichen Eigenschaften zu
erhalten, werden Pensionen ausgesetzt für die in den Ruhe-
stand getretenen Beamten, Einrichtungen für eine Unter-
stützung bei Krankheitsfällen getroffen und in bestimmten
Zeitabständen Gehaltserhöhungen gewährt.“ In dieser Anzeige
wirbt der Hinweis-auf das geschulte Personal für die Güte der
Ware: „Bequemlichkeit und Sicherheit beim Reisen“. Das ent-
scheidende Neue dieser Art der amerikanischen Werbung ist
die Lebendigkeit und Humanität, womit der amerikanische
Verkäufer jedem Einzelnen seine Ware anbietet. Ein Stück
amerikanischer Geschäftsethik vom „Service“ ist in die An-
nonce übergegangen.

Geformt aber ist das Alles in einem ausgezeichneten
Englisch. Anekdoten, Schlagworte, Deduktionen sind mit
bestem literarischen Handwerk geprägt. Und es gibt Reklame-
schriftsteller von Ruf in Amerika, so wie es Reklamemaler
von Rang seit langem auch in Deutschland gibt – und Short-
Story-Erzähler in England.

Literarisches Kunstgewerbe? Jawohl: literarisches Kunst-
gewerbe. Und eine Verschönerung und Veredlung unsrer täg-
lichen Umgebung durch gutes Deutsch. Kulturaufgaben des
Schriftstellers? Jawohl, Kulturaufgaben des Schriftstellers!

Pfitzners Lieder von Oscar Bie

Pfitzner ist eine ausgesprochene Liedbegabung. Es ist ein Feld, auf dem er seine Phantasie, die überreiche, schwärmende, glutvolle, charakterstarke und beziehungssatte Musik in engem Raum hochschießen läßt, mit diesem künstlerischen Blick ins Leben, den die Symphonie nicht braucht, die Oper leicht verwirrt.

In den frühern Liedern spricht schon die Persönlichkeit gegen den Typ. Die Musik ist überall durchlebt, detailliert, motivisch gesponnen, eigen aufgebaut. Eichendorffs ‚Sonst‘ wird ein reizend bukolisches Stück mit Menuett in Spieluhr, mit rezitativischen galanten Scherzen. Städtebilder in bizarrer Zeichnung, Landschaften koloristisch durchwärmt, Grotesken als musikalische Witze fallen auf. Busses ‚Stimme der Sehnsucht‘ hat den breitesten Strich in dauernd wechselnden Taktperioden. Die seelische Innigkeit wiegt vor, das Bekenntnishafte gibt den Ton. Es ist eine weit verzweigte, farbenreiche, buntgeschwungene Welt heimatlicher Musik in allen ihren Bezirken.

Sie wächst sich in den spätern Liedern grandios aus. Bekannte Texte: ‚Das verlassene Mägdlein‘, ‚Denk es, o Seele‘, ‚Der Arbeitsmann‘ und Lenaus ‚Sehnsucht nach Vergessen‘ – neue Tiefen öffnen sich von großartiger symphonischer Landschaft, freiester Stimme in alten Gegenden. Die Musik wird selbstherrlich und nimmt es mit den Meistern auf. Die einzelnen Hefte sind einzelne Dichter: Keller, Meyer, Ricarda Huch. Aber Hugo Wolfs System erscheint primitiv gegen diese großmalerischen Gebilde, die das Format des Lieds fast zu sprengen scheinen. Welche Aufgeschlossenheit in dem Emportauchen und Herabnehmen der Motive! Welche Neuheit und Kühnheit der Rhythmen in der Faktur einer Musik, die mit allen Lungen letzter Romantik atmet! Anders traben die Pferde, anders gestikulieren die Säer, die Ruderer, vergrößert sind die Geheimnisse der Triller, elementarer die Klaviergeräusche zu originellen Melodien (Röschen biß den Apfel an). Wie verändert hat sich die Geste des so vielfach vermusizierten ‚Milchjungen Knaben‘ von Keller! Wie unentdeckt ist Meyers ‚Hußtraumlandschaft‘! Selbst in den mehr melodischen, sangesfrohen, virtuosern Liebesliedern von Huch, die als Zyklus gedacht sind, lebt eine Originalität der Erfindung, die den schöpferischen Geist nicht auf Kosten der Musik verleugnet.

Pfitzners Lieder, noch lange nicht beendet, sind keine Masse, wie es diese Gattung so oft erfährt. Sie sind Stück für Stück individuelle Erzeugnisse von unweigerlicher Eigenart. Sie bleiben in uns haften. Sie sind eine Klasse der Literatur: auf der Scheide der Romantik und Moderne graphische Künste, in denen sich die Tonvorstellung, die assoziative musikalische Eingebung in der ganzen Glut ihres Übergangsfiebers noch ungehemmt auslebt. Sie deuten seine innerste verschlossene Liebe zur Erde aus der Kammermusik, aus den Opern heraus. Vielleicht sind sie seine letzte Wahrheit. Sein Palestrina würde sie im vierten Akt schreiben.

Habima von Alfred Polgar

Die hebräische Bühne Moskaus gibt in Wien Proben einer bezwingend intensiven Szenenkunst. In uralte jüdische Lebens-Form ist der neue russische Geist gefahren. Ritus und Theater finden einander in leidenschaftlicher Umarmung. Das Heimliche, das Unheimliche einer besondern Gefühls- und Gedankenwelt, Komik, Seelen-Bindendes, Bizarrerie und Pathos dieser Welt sind heraufbeschworen und in starken szenischen Zeichen festgebannt.

René Fulöp-Millers Werk: ‚Geist und Gesicht des Bolschewismus' (im Amalthea-Verlag), bringt ein Porträt des frühverstorbenen Wachtangoff, der den ‚Dybuk' der Habima geschaffen hat. Dreieinig furchen Liebe, Leiden, Ekstase das todgeweihte Antlitz.

So widerleuchtets auch aus der szenischen Arbeit. Die Passion des Schöpfers spiegelt sich in der Schöpfung.

Wachtangoffs Szene ist sehr einfach. Schiefe Bühnen-Ebene gestattet Spiel in die Höhenrichtung. Die Gegenstände stehen so im Raum, als wäre Flächen-Perspektive (mit ihren notwendigen Verkürzungen) dreidimensional nachgebaut. Ein paar hölzerne Recht- und Drei-Ecke, Nichts und Alles bedeutend, winklig aufeinandergestellt und im Schnürboden verankert, hängen wie Stücke schiffbrüchigen Raumes: da hat der Blick doch ein bißchen was Festes, an das er sich klammern kann. In der Luft schweben hebräische Lettern: das materialisierte geistige Klima der Örtlichkeit. Wachtangoff bindet das Spiel in Bilder und löst es in Musik. Die Darsteller sind ihm lebendige Teile der Bühnenarchitektur. Bewegung und Gebärdensprache, auf einander abgestimmt, inhalts- und ausdrucksvoll, könnten ohne Text bestehen. Der Dialog ist gesprochenes Duo, Trio. Gewissermaßen Trocken-Musik. In der Pantomime und im Tanz, beide von höchster Drastik, redet dieses Theater sein eigentlichstes Idiom. Da ist es frei, schöpferisch, bekennt seine wahre Natur und beste Phantasie. Auf die Wirkung schauspielerischer Persönlichkeit verzichtet die Habima. Programmgemäß. So geraten die Szenen, wo der einzelne Darsteller leuchtendes und tönendes Gefäß des dramatischen Augenblicks sein soll, schwach. Zum Beispiel: im ‚Dybuk' der Exorcismus des Dämons durch den Rabbi. In der Berliner Aufführung des Mysteriums war diese Szene der unvergeßliche Höhepunkt. Dort hat Sokoloff (ein Künstler großen Formats, von Tairoff zur deutschen Bühne abgewandert) den Rabbi gespielt. Wundervoll, in der Beschwörung, sein stummes Sammeln aller geistigen Kraft, dieses äußerste Anspannen seelischer Potenz. Dem Zuschauer blieb der Atem weg.

Das Habima-Theater gibt: großartigen Ersatz für Schauspielkunst.

Das kommt schon, symbolisch, in den Masken zum Ausdruck. Gesichter von eindeutiger physiognomischer Schärfe, entlarvende Larven des Ich, das sie decken. Herrliche Masken – aber sie erlauben, starr durch Farbe und Schminke, kein Mienenspiel.

Auf ein solches hat eben das Einzel-Antlitz in dieser bewundernswerten Truppe keinen Anspruch.

Es kommt ihm nur die Rolle eines Zuges im Kollektiv-Gesicht zu.

Sport und Spiel von E. L. Schiffer

Ein neuer Rekord im Kanalschwimmen

Herrn Quatreberle gelang es heute vormittag, seinen eignen Rekord um ein Beträchtliches zu schlagen. Er startete um 3 Uhr 55 nachmittags in Calais und erreichte bereits um 3 Uhr 50 das englische Ufer. Er hat hiermit den Kanal in minus 5 Minuten durchquert, eine Leistung, die in der Geschichte des Schwimmsports wohl als einzigartig bezeichnet werden kann. (Ein Unterschied zwischen West- und Mitteleuropäischer Zeit kommt hierbei nicht in Frage, weil in beiden Ländern die westeuropäische gilt.) Quatreberle wurde von dem verspätet, leider, aber naturgemäß verspätet eintreffenden Publikum mit ungeheuerstem Beifall begrüßt. Seine Vaterstadt Cleincauche in der Provence hat beschlossen, sich unter Wasser zu setzen, um damit ihrem großen Sohn eine dauernde, würdige Trainingstätte zu schaffen. Hingegen liegt, wie uns unser Londoner Spezial-Sportberichterstatter telegraphiert, dem Unterhaus bereits eine Bill vor, wonach das Kanalschwimmen als verkehrshindernd verboten werden soll.

Ein goldenes Tennis-Jubiläum

Bei den diesjährigen Herbstwettspielen um die Meisterschaft von Berlin W 15 trafen im Gemischten Doppelspiel zum 50. Mal in diesem Jahr Herr Froitzheim-Frau Friedleben gegen Herrn Moldenhauer-Fräulein Außem in der Schlußrunde auf einander. Zur Feier dieses lange vorausgesehenen großen Ereignisses des deutschen weißen Sports beschloß der illustre Vierer das Match ausschließlich linkshändig durchzufechten. Wir dürfen auf das Resultat gespannt sein.

Unliebsame Zwischenfälle beim Hockey

Der Zielenziger Hockey-Club (orange-lila-rosa) traf bei den diesjährigen Verbands- und Turnwettspielen der Hermannsgaue mit den Meseritzer Schnelläufern (rosa-lila-orange) zusammen. Einer der beiden Kontrahenten hatte die Fahnen verkehrt herum aufgezogen, sodaß man den seltenen Anblick eines Waldes von gleichfarbigen Fähnchen und Wimpeln hatte. Als die beiden Sportverbände auf diesen für deutsches Sportwesen hochwichtigen Umstand aufmerksam gemacht wurden, wollten sie sich nicht dem Schiedsrichterspruch der versammelten Verbände unterwerfen, sondern beschlossen, die brennende Frage von Mann zu Mann auszufechten. Dank der überlegenen Waffe wurde hierbei der Zielenziger HC 8:2 Sieger. So unliebsam an und für sich ein solcher Mißklang auf der sonst ungetrübten Hermannsgau-Tagung auch wirkte, mußte man sich doch an dem frischen Schneid unsrer Jugend ergötzen, der wir hiermit nur ein „Gut Holz“ zurufen können.

Stafettenlauf Deutschland – Schweden

Schnelläufer Ludendorff

Uns wird gedrahtet, daß Seine Exzellenz General Ludendorff auf den Rat seiner jungen Gattin, die die Ertüchtigung all seiner frühern körperlichen Fähigkeiten von Herzen wünscht, sich an dem diesjährigen Stafettenlauf Deutschland – Schweden beteiligen wird. Da, abgesehen von den vorzüglichen sportlichen Qualitäten Seiner Exzellenz, dem hohen Wettbewerber bekanntlich auch die Strecke wohlbekannt ist, so kann man seine Chancen nicht günstig genug einschätzen.

Friedensburgs Brief

Der Polizeivizepräsident von Berlin hat in einem tapfern Brief an Theodor Wolff ein verständnisvolles Wort über den Mörder der Gräfin Lambsdorff und über die Eisenbahnattentäter von Leiferde gesagt. Man darf annehmen, daß die Wutschreie der Bornierten und Unredlichen ihm zeigen werden, wie richtig er durch die kaltherzige Entrüstung der Philister hindurch das Schicksalhafte und das sozial Determinierte jener jugendlichen Irrgänger sieht.

Friedensburg hat mit den drei Halbwüchsigen gesprochen und dabei die Überzeugung bekommen, daß sie „weit entfernt von dem landläufigen Typ des ‚Verbrechers‘ sind“. Er glaubt, daß sie „in einem geregelten Leben voller Arbeit und Ordnung schwerlich zu Feinden der Gesellschaft geworden wären“. Er berichtet von dem wunden, hoffnungslosen Blick des Einen auf die Frage, ob er denn Arbeit gesucht hätte, und weist so darauf hin, „wie viel unsre Wirtschaftsordnung diesen Unglücklichen schuldig geblieben ist“. Friedensburg schließt mit der Erkenntnis, daß die Arbeitslosigkeit, die gestern zwei Millionen von Fabrik zu Fabrik und von Werkstatt zu Werkstatt umherirren sah, die heute noch anderthalb Millionen Volksgenossen zermürbt, die morgen vielleicht wieder anschwillt, nicht nur ein materielles Problem ist, vielmehr und vor Allem ein seelisches.

Der geruhsame Bürger, der die Polizei als Wächter des Eigentums schätzt, wird dergleichen Sentimentalitäten mißbilligen. Die Zipfelmütze irrt. Eine wahrhaft produktive Arbeitslosenfürsorge, die aber nicht Surrogat sein darf, die nicht den Metalldreher oder den Buchdrucker zum ertraglosen Schippen kommandiert, oder gar eine ehrliche, um den Widerstand der Großagrarier unbekümmerte, in deren Landüberfluß hineingreifende Siedlungspolitik – dergleichen würde besser als Gendarm und Staatsanwalt dem Satten ruhigen Schlaf sichern.

Indessen: Friedensburgs Brief weckt den Mut, auch noch einiges Andre zu dem Mittelalter zu sagen, das wieder einmal mitten unter uns ist. Die Zeitungen sind voll davon; sie müssen es wohl sein. „Schwer gefesselt und an einer Kette geführt“: das ist das hintertreppige Leitmotiv, das die Gerechten befriedigt. Auf den dazu veröffentlichten Bildern der Sonderphotographen sieht man schmächtige Jünglinge vom Typ der Wandervögel, tastende Jünglinge, die eben noch Knaben waren. Sie stehen zerrissen, wie in Fasern aufgebündelt, wie von einem furchtbaren Erleben umstürmt. Und so, während wir diese Armseligen in ihrer hilflosen Verwirrung und in ihrem dämmernden Erwachen anschauen, kommt uns über das breite Meer der Erinnerung wieder ins Bewußtsein: an welchen Abgründen die eigne Jugend vorübergetaumelt ist. Was Alles würde zu lesen sein, wenn sich die heute Erhabenen dazu entschlössen, die Welt wissen zu lassen, was sie halbwüchsig beinahe getan hätten, und was nicht zu tun sie nur durch glückliche Umstände und fürsorgende Hilfe bewahrt worden sind! Wenn aber nun die Umstände anders gewesen wären, und wenn der Helfer gefehlt hätte, und wenn Hunger und Arbeitslosigkeit und Wohnungsnot dazu gekommen wären: wer wagt zu sagen, wie dann sich das Schicksal bedrohter Jugend gestaltet hätte! Wohlan, Ihr Alle, die Ihr arriviert, geachtet, Vorbilder seid: schreibt die Beichte des Neunzehnjährigen! Und dann werft die Steine der sittlichen Entrüstung auf Die, denen geschah, was euch erspart blieb.

Gewiß: es liegen als Opfer der Untaten Tote, Verstümmelte und Geschändete; es klagen Witwen

und Waisen. Gewiß: das Gesetz muß Geltung behalten, und wenn die Antwort der Eisenbahnattentäter auf die suggestive Frage der strebsamen Kriminalisten bestehen bleibt, daß die beiden Schienenbrecher mit der Vernichtung von Menschenleben gerechnet haben, dann wird der Mechanismus des Rechts sie vom Leben zum Tode bringen lassen. Die Gerechtigkeit aber würde verlangen, daß die Nutznießer der Inflation, des Krieges und des Friedens, der Arbeitslosigkeit und der Teuerung den letzten Weg der Opfer dieser Wirtschaftsordnung säumten, daß sie sich tief neigten und sprächen: Verzeiht, daß wir Euch schuldig werden ließen! *Robert Breuer*

Emil Belzner

Ich möchte das Erstlingsbuch eines jungen Autors anzeigen, aus dem einfachen Grunde, weil junge Talente einer Ermutigung bedürfen. Sie bedürfen ihrer umso mehr, wenn sie Verse schreiben, was in unsrer Zeit die brotloseste aller Beschäftigungen sein mag.

Der junge Dichter heißt Emil Belzner und sein Erstlingswerk: ‚Die Hörner des Potiphar – ein groteskes Mysterium‘. Es wurde 1924 von Paul Steegemann in Hannover in 200 Exemplaren gedruckt, eine Auflagen-„Höhe“, die keine bibliographischen Zwecke verfolgt, sondern der Überlegung entsprungen sein wird, daß sich für Verse im besten Fall zweihundert Leute interessieren, der Verleger wird es ja wissen.

‚Die Hörner des Potiphar‘ ist ein hübscher Titel, und sie sind eine Lektüre für die Elite. Die erste Stanze sagt es selber:

Aus tiefer Nacht riß mich ein Geist empor,
Ein Geist, der Körper will, der sein Gebilde
In Marmor reißt und in der Worte Chor
Es stehn und fallen läßt, zur Qual der Gilde.

Die Gilde ist bis jetzt so ziemlich an diesem Epos vorübergegangen, wenigstens nehme ich es an, und doch müßte sie sich, wenn über nichts Andres, darüber wundern, daß heute, wo Epik nicht mehr ein Sang in Kapiteln, sondern ein Schleim in Fortsetzungen geworden ist, Einer wagt, in der Form Wielands und Byrons zu schreiben.

Noch immer oder schon wieder: das ist die Frage, die man sich hier vorlegen mag. Wenn ich der Meinung des Nochimmer wäre, also einen unverbesserlichen Nachzügler vor mir zu haben glaubte, wie es ja noch immer Nachzügler von etwa Geibel gibt, würde ich mich nicht bemüht haben.

Ich bin also der Meinung des Schonwieder und sehe in Belzners Wagnis etwas wie einen Vorboten, ein Symptom.

Schon sind wir wieder so weit, daß sich aus dem Wust der Inhaltlichkeit, der sozialen, politischen, erotischen Inhaltlichkeit, der Geist der reinern Form aufschwingt. Ich sage: reinere Form, um nicht das bedenkliche Wort von der reinen Form benutzen zu müssen.

Die reinere oder meinetwegen reine Form, auf epische Stoffe angewandt, besteht darin, daß Primär und Sekundär wieder der richtigen Rangordnung unterstehn. Primär ist die Lebendigkeit des Geistes, seine bis zum Tänzerischen befreite Überlegenheit, sein Hunger nach dem Stoff, mit dem er sich füllen, und mit dem er sich auf den Flügeln des Verses erheben kann. Sekundär ist die Gelegenheit, der Vorfall, der Inhalt.

Primär ist die Gestaltungslust, die eine Angriffslust ist; sekundär ist das Objekt. Aber wir wollen auch nicht leugnen, daß es sich bei dem Verhältnis von Primär und Sekundär um eine Hochzeit handelt, um eine solide Liebesverbindung, die umso aussichtsreicher ist, je bedeutsamer, Alle angehend der Stoff ist – je mehr der Stoff erlaubt, Hohn und Charme, Leid und Leidenschaft zu entfalten.

‚Die Hörner des Potiphar‘ sind die, die Joseph und die Frau je-

nem Würdenträger aufsetzen. Das ist ein etwas abgelegenes Thema aus einer alten Stadt namens Theben, und ich hoffe, daß der Dichter bei seinem zweiten Anlauf einen kräftigern, breitern Stoff finden wird, der gestattet, ihn als Gestalter eines modernen Epos zu begrüßen.

Der hohe Rang der Verse, die ausbrechende Kraft des Selbstbewußtseins und der Wortwerdung, die Ironie gegenüber bürgerlichen Idealen, die unverkennbare Weite seiner schmerzhaften Spannungen rechtfertigen diese Prognose.

Schließlich geht jede Zeit nur dadurch in die Literatur über, daß sie von der Literatur bewältigt wird. Wer im täglichen Kampf um seine Zeit steht, mag erklären, daß die Bitternisse des Lebens nicht dazu da seien, um von der Literatur überwunden zu werden. Streiten wir nicht; die Literatur ist souverän, und soweit man ihr Aufmerksamkeit schenkt, darf man auch jene Forderung an sie richten. Überwindung aber ist und bleibt Auflösung des Inhaltlichen in künstlerische Form, und ein deutscher Byron wäre keine kleine Sache. *Otto Flake*

Das europäische Gesicht

Die Art, wie bei Reuß & Pollack die Frankfurter Schwestern Heß ihre Photographien ausstellen, ist vorbildlich: ungefähr 30 Porträts in einem kleinen Zimmer erlauben rasche und doch intensive Betrachtung. Schon diese Anordnung ist durchaus typisch für Das, was hier gewollt wird: sachliche Feststellung des Individuellen. Bei der Rieß etwa wurde durch Häufung der Bilder der Eindruck zerstreut, nivelliert, geglättet, vielleicht mit Absicht. Denn dort bemühte man sich um das ganz allgemein Sichtbare, Gesellschaftliche, um einen fiktiven Generalnenner des europäischen Gesichts. Bei Heß aber findet man die repräsentativen Beispiele dafür, daß es so etwas nicht gibt. Beide retouchieren nicht, aber sie sehen verschiedene physiognomische Schichten. Hier bei den Heß ist das einsame, trotzige, skeptische Lächeln gewonnen, mit dem heute das einzig wirkliche Europäertum ironisch resigniert.

Man ist überrascht von einer Wedekind-Ähnlichkeit bei dem Experimentator Tairoff. Bemerkt, daß Pallenberg, Sokolow, die Laurencin, Franz Blei ein gemeinsames, „schräges" Lächeln haben. Wird von der leidenschaftlichen Enttäuschtheit Paul Wegeners bedrückt. Verständlich ist, daß hier Frauenbildnisse an sich blasser bleiben. Doch wunderbar gelingt wieder die maskuline Exotik einiger Grusierinnen und — vielleicht das stärkste dieser Bilder — die sanft drohende „tatarische" Sybille Binder.

Man nimmt als merkwürdigen Eindruck dieser Sammlung die Schönheit des Problematischen mit — sicherlich nicht die schlechteste Formel in unsrer fraglichen Epoche. *Axel Eggebrecht*

ER wird es nochmals können!

Hermann Bernstein, der Verfasser des amerikanischen Buches: ‚Der Weg zum Frieden', erhielt aus Doorn ein Schreiben, worin es heißt: „Der einzige Weg zum Frieden ist, Deutschland wieder als Monarchie unter seinem Kaiser aufzurichten. Der deutsche Kaiser wußte, wie er den Weltfrieden während dreißig Jahren bewahren konnte. Mit Gottes Hilfe wird er es nochmals können".

Aus hohem Herrschermunde
kommt uns aus Doorn die Kunde —
hört zu und fällt ins Knie:
Ein einz'ger Weg zum Frieden
ist dieser Welt beschieden:
die deutsche Monarchie!

Wenn wir Ihn wieder hätten,
wird Er uns sicher retten
aus aller Schlamperei:
Er führt uns neuem Segen,
herrlicher Zeit entgegen,
wie einst im Mai!

Er will das Glück uns gönnen,
er wird es nochmals können,
was Er schon einmal tat:
noch eh' die Kugeln pfeifen,
nach Holland auszukneifen,
der tapfre Potentat!

Ach, Willy, laß dir raten:
Pflanz Gurken und Tomaten,
und was dir sonst entspricht.
Bau Kraut und gelbe Rüben,
man wird dich innig lieben:
Pflanz Kohl — doch red ihn nicht! *Kisse Murre*

Otto und Theophano

Ein einfaches Abonnentenpublikum – die Masse der sporadischen Opernbesucher war durch kühle Tageskritik ferngehalten –, verstärkt durch die kleine Schar der Händel-Fanatiker, wird hingerissen, nimmt aus einem E-dur-Largo, aus Arien und einem Concerto-grosso-Satz tiefste Beglückung, findet sich in einer Welt des Wohlklanges, empfindet fern allen Sensationen die Macht des musikalisch-Geistigen, erlebt das Wunder des Sieges der Stimme über Orchester, Handlung und Theater.

Freilich: der Boden ist geebnet. Wir sehnen uns aus dem Riesenapparat moderner Orchester, aus Schrei und Gegirr und Perversion nach festem Halt, nach einfacher Erfindung, nach Form. So finden die Wiederbelebungsversuche barocker Musikwerke durch die Musikwissenschaft ein großes Forum; so konnte die „Göttinger Händel-Renaissance“ Schlagwort werden.

Daß bei Händel die Dramatik der Libretti nicht voll ausgenutzt wird; daß alles Vorwärtstreibende ins Rezitativ gelegt ist; daß musikalisch nicht Charaktere, sondern Stimmungen gezeichnet werden; daß szenische und musikalische Höhepunkte nicht zusammenfallen: das sagt der Verstand. Und trotzdem: was hat das Alles zu bedeuten, wenn wir von einer Arie wie das einfache „Wo weilst Du...“ so ergriffen werden?

Wir spüren es: hier, bei der barocken Oper liegt ein Punkt, wo wir anknüpfen müssen, wollen wir aus bombastischem wagnerischen und nachwagnerischen Musikdrama den Weg zu Klarheit und edler Größe finden.

‚Otto und Theophano‘ war eine gute Tat der Städtischen Oper. Vom Orchester unter Fritz Zweig (mit dem im Göttinger Händel-Kreis stehenden V. Ernst Wolff am Flügel) prachtvoll geführt; von den Sängern mit Selbständigkeit erlebt, gegeben und gekrönt. Mit farbig sicherm Bühnenbild. Und doch im Kostüm zu ernst genommen. Ich hätte mir Bild und Gestalten weniger historisch (Otto II. 973–83) gewünscht und mehr historisch in Händels Sinn. (Das Parodistische der barocken Caesar-Aufführung in der Volksoper befreite das Libretto von der umständlichen Schwere einer untergeschobenen Historik.)

Ein schlichtes Abonnentenpublikum war leuchtend und entrückt. Ist das nicht doch Entschädigung für ein halbleeres Haus?

Albert K. Henschel

Weisheiten

Es hat sich herausgestellt, daß Deutschlands Zukunft weder auf dem Wasser noch auf dem Lande liegt, sondern auf dem Bauch. Und zwar vor der Vergangenheit.

*

Solange die Deutschen „das Lied vom braven Mann“ in den Schullesebüchern der Jugend dulden, so lange glaube ich nicht an den gedeihlichen Einsturz der Hindenburgen und der Ludendörffer.

*

Ob wohl die Deutschen, die da meinen, sie hätten den Weltkrieg „moralisch“ gewonnen, sagen wollen, daß sie ihn unmoralisch verloren haben?

*

Aussprüche:

Der Untertan: „Gold gab ich für Eisen.“
Krupp: „Eisen gab ich für Gold.“
Der Gefallene: „Das Leben ließ ich fürs Vaterland.“
Der Kaiser: „Das Vaterland ließ ich fürs Leben.“
Der Reichspräsident: „Hier stehe ich, ich kann nichts Andres.“

*

Der Journalisten Kampf ums Dasein ist, genau betrachtet, nur Kampf ums Dabeisein.

*

„Sei nicht so eingebildet!“, sagte die Kartoffel zur Perle: „Auch ich werde vor die Säue geworfen.“

Arnold Weiß-Rüthel

Prinz Achmeds Abenteuer

Man betritt skeptisch den Zuckergußpalast am Kurfürstendamm. Schattenbilder – man denkt an schlechte Ansichtskarten, an honigsüße Buchillustrationen. Das Spiel beginnt. Man ist im Film an Silhouetten nicht gewöhnt. Also wird man anfangs ein bißchen ermüdet. Allmählich aber wird man gefesselt und immer mehr begeistert, entzückt und entrückt. Man liebt, leidet, kämpft mit den Helden; Märchen, die nur noch im Ohr gehaftet hatten, blühen wieder auf. Ja, so hat man sie als Kind im längst verlorenen Land gelesen und erlebt. Ja, so war es, so muß es gewesen sein, und wenn ich auch nie gewußt habe, wie Zauberer sich in Fledermäuse verwandeln und durch vergitterte Fenster fliehen können – jetzt weiß ich es; so und nicht anders ist diese schwierige Kindersorge zu lösen. Prinz Achmed steigt auf seinem fliegenden Pferde zum Sternenhimmel empor: endlich wird der Menschheit heiliger Wunsch von dem Schmutz der letzten Jahrzehnte befreit. Kein surrender Motor, keine Tätowierung auf dem „Decker“, kein Rekord. Pferd und Reiter fliegen rein und körperlos an Sternen und Monden vorbei zu Höhen, wo wir vor Angst und Beseligung den Atem anhalten müssen. Ikarus, Ikarus!

Ein Zaubersee, eine Königin der Zauberinsel – wie leicht ist an Zauber zu glauben, wenn ein Reh in so zauberhaften Sätzen vorbeispringt! Überhaupt die Bewegung der Schattenbilder: eine Grazie, ein Charme, eine Ausgeglichenheit, ein unendlich variierter harmonischer Rhythmus, vergleichbar nur dem unvergeßlichen Film ‚Mit den Zugvögeln nach Aegypten‘! Durch einen Kuß, durch eine Umarmung jedes dieser auf eine persönliche Note abgetönten Schatten wird der irdische Eros uns viel näher gebracht als durch menschliche, auf die Leinwand projizierte Körper. Was noch? Unheil, Kampf, böse und gute Geister, Aladins Lampe – die uns in der Zeit der elektrischen Laufschrift wieder einmal ahnen läßt, was Licht bedeuten kann –, ein grotesker Chinesenhof, ein wunderbar heranschwebender Palast.

Der Traum geht zu Ende: ein Kalifpapa streicht sich den Bart, gibt seinen väterlichen Segen, und der Vorhang fällt. Wir erwachen aus dem Rausch und stehen heimatlos in dem Zuckergußpalast und auf dem pompösen Kurfürstendamm. Aber wir tragen ein heißes Dankgefühl für den Schöpfer und Schenker dieses Werks: Lotte Reiniger mit nach Hause. *L. Steffens*

Vom Kapp-Putsch

Kapp thront in der Wilhelm-Straße und sortiert die nationalen Belange. Die garantiert herrlichen Zeiten sind wiederum greifbar nah.

Große Männer benötigen eines Pressechefs.

Kapp benötigt in acht Tagen deren vier.

Zuerst den Karl Schnitzler, der niemals keinen Rausch gehabt. Sodann den nicht ganz stubenreinen Trebitsch-Lincoln. Hinterher die gewaltige Null Traub. Einer sonniger denn der andre.

Als sie, teils dieserhalb, teils außerdem, in die Binsen gegangen waren, bezog Kapp den Vierten in direkter Linie vom Berliner Lokal-Anzeiger. Das war Johannes W. Harnisch.

Der kannte den Rummel, gab kolossal an und war seines hohen Herrn untertänigster Blitzableiter.

Jedoch blieb ihm keine Zeit zum Nachdenken. In einer Tour brachte das Telephon ihn aus dem Konzept.

Eifrige Republikaner hatten sich vorgenommen, dem Reichskanzler die Hölle heiß zu machen.

Sie fingierten folgende Telephonate:

„Hier Krankenhaus am Friedrichshain. Sorgen Sie für elektrisches Licht. Wir können keine Operation vornehmen.“

„Hier Waisenhaus Rummelsburg. Wenn die Wasserwerke
nicht sofort arbeiten, krepieren uns die Säuglinge unter den Fingern.“

„Hier Entbindungsheim Norden. Seit gestern sind wir ohne Milch.
Wollen Sie es auf sich nehmen, daß unsre Wöchnerinnen draufgehen?“

Dermaßen wurde Harnisch tagelang befunkt.

Alle Augenblicke stürzte er zum Chef, ihm die pechösen Fälle zu melden.

Kapp hielt das sieben Tage aus. Am achten verlor er den
Kopf und wandte sich stehenden Fußes gen Schweden wie sein
großer Vorgänger Ludendorff. Jedoch ohne blaue Brille.

*

Als der Entthronte in die Ferne schweifte, galt es: die Verschwörer
Ehrhardt und Löwenfeld samt ihrem Troß zum Abmarsch zu bewegen.

Wenn möglich, auf unblutige Art.

Schiffer pflanzte sich in den noch nicht ganz kühlen Kanzler-
stuhl und ließ General Seeckt aus dem Ruhestand wecken.

Der Pensionierte kam und war ganz Ohr:

„Herr General,“ sagte Schiffer, „Sie sollen Chef der Heeresleitung
werden. Wollen Sie?“

Ob er wollte!

„Dann müssen Sie aber kraft Ihres Amtes Ehrhardt und Löwenfeld mit allem Drum
und Dran zum Teufel jagen. Werden Sie das ohne Blutvergießen schaffen?“

Seeckt fuhr nach Haus, zog die Sporenstiefel über die Hosen
mit den breiten Biesen und kam als General wieder.

Ehrhardt und Löwenfeld werden ihm gereicht.

Sie reißen, beim Anblick des Vorgesetzten, die Hacken zusammen
und sehen nach nichts aus.

„Meine Herren,“ schnarrt Seeckt, „ich erteile Ihnen meine
Befehle. Sie, Herr Ehrhardt, marschieren mit Ihren Leuten
heute abend nach dem Munsterlager. Und Sie, Herr Löwenfeld,
nach Döberitz. Haben Sie verstanden?“

„Zu Befehl, Ex’llenz!“ Und ruck-zuck knallen zwei Paar Hacken.

Weg waren sie. *Bruno Manuel*

Liebe Weltbühne!

Der alte Clemenceau hat eine freundliche Bekanntschaft: das ist der Gärtner
von nebenan. Dem hat neulich, nach einer langen nachbarlichen Unterhaltung,
der Alte sein letztes Buch verehrt: ‚Demosthenes‘, mit Dedikation. Beide waren
sehr gerührt. Nach acht Tagen trifft Clemenceau den Gärtner wieder und fragt:
„Na — wie hats Ihnen gefallen?“ „Sehr schön!“, sagt der Gärtner. „Nur... ich hätte
da noch etwas zu sagen.“ „Was denn?“ fragt nun wieder Clemenceau und ist sehr
begierig, die Stimme des Volkes über sein Buch zu hören. „Es ist sehr schön,“
sagt der Gärtner, „aber noch schöner wäre, wenn der Herr nicht immer möchten Pipi
auf meine Geranien machen; sie vertragen es nicht.“

Epidemien

Daß uns nicht Grausen packt und Langeweile
und unser Dasein überflüssig deucht,
wird abschnittsweise und mit Windeseile
die schöne Welt in jedem Jahr verseucht.

Der Typhus macht nicht Halt vor feinen Cerkeln,
fragt nicht nach Rang und Stand und Nachbarschaft.
Gemeinsam werden von Bazillen und Tuberkeln
selbst soignierte Leute weggerafft.

Noch schlimmer rast die Heldenflimmergrippe.
Echt deutsche Zähren werden sacht erpreßt.
Man kurbelt jeden Stamm nebst seiner Sippe
und jede Dame, die einmal maitreßt.

Auch der Rekordwahn zählt zu diesen Seuchen.
Hier wird ein Bauch, da ein Kanal durchquert.
Die Sieger bluten, triefen, schwitzen, keuchen,
und nach Sekunden werden sie verehrt.

Mein geistig’ Auge läßt Revue grassieren.
Was da in Massen jubelt, tanzt und blinkt!
Kostüme knallen, 1000 Girls marschieren,
die Jazzband näselt, und das Textbuch stinkt.

So rast das Fieber, krümmen sich die Knochen.
Man startet, zotet, macht Honneurs und giert.
Dies ist ein Gipfel der Kulturepochen.
Und wer das Leben liebt, lebt isoliert. *Karl Schnog*

Wandervogel. Sie haben in Nummer 35 gefragt, ob der Juwelier Karl Fischer, den man in Tsingtau ermordet hat, der bekannte Urwandervogel sei. Nein: der – antwortet jetzt in der ‚Jungen Gemeinde‘ einer Ihrer Kameraden – hält sich augenblicklich hierzulande auf.

Ernst Toller. In Nummer 36 hat Herr J. F. Lehmann bestritten, was in Nummer 33 M. Smilg-Benario ihm nachgesagt hatte. Dazu schreiben Sie mir: „Daß Herr Lehmann in Abrede stellt, an der Erschießung russischer Rotgardisten beteiligt gewesen zu sein, ist sein gutes Recht. Es ist aber nicht sein gutes Recht, die Öffentlichkeit irrezuführen. Herr Lehmann behauptet, in den Taschen der russischen Soldaten hätte man Dum-Dum-Geschosse gefunden. Wer ist das: ‚man‘? Zeugen nennen, Herr Lehmann. Solange Sie diese Zeugen nicht namhaft machen, erkläre ich Ihre Behauptung für falsch. Herr Lehmann spricht von einem Todesurteil des Kriegsgerichts. Was war das für ein Kriegsgericht? Wie setzte es sich zusammen? Wurden Zeugen vernommen? Beweise erbracht? Ähnelte das Gräfelfinger Kriegsgericht etwa jenem Starnberger, das so aussah: Ein Offizier repräsentierte den Hohen Gerichtshof, der Angeschuldigte wurde vorgeführt, der Offizier fragte ihn, ob er X. X. sei, und nach diesem Geständnis fällte der Hohe Gerichtshof, ohne Zeit zu verlieren, seinen Urteilsspruch: ‚Sie haben sich gegen die rechtmäßige Regierung vergangen. Sie sind nach § y zum Tode verurteilt.‘ Wie Herr Lehmann spricht, so sprechen sie immer. Liebknecht, Luxemburg, die Mechterstädter Arbeiter waren ‚geflohen‘, Landauer hatte ‚provoziert‘. Immer dieselbe Heuchelei. Jetzt soll der feigen, ungesühnten Ermordung von 53 wehrlosen Menschen das Mäntelchen fleckenloser Rechtsprechung umgehängt werden.“ Inzwischen hat Hermann Schützinger in Nummer 38 erklärt, daß das Verfahren unter dem Rubrum ‚General Haas‘ wiederaufgenommen sei. Und nun wollen wir abwarten.

Carl Marmulla. Übertrag des ‚Notfonds Heinrich Wandt‘: 218,50 Mark. Dazu kommen von: Otto C. E. Vontin, Hamburg 5, Dr. A. Ho., Stuttgart 25, Ha. Sackmann, Stuttgart 5, Sterngo, Erfurt 2, Johs, Kiel 25, Ungenannt, Neue Ansbacher Straße 5, Berlin 10, Dr. Reinhard Strecker,Hessenwinkel 5, Jurist und Kaufmann, Ritter-Straße, Berlin 15, Kurt Rothe, Freiburg 6 – zusammen 316,50 Mark. Das Postscheckkonto Berlin 134 038 des Friedensbundes der Kriegsteilnehmer nimmt mehr Beträge entgegen.

Fritz Reck-Malleczewen. Sie haben die ‚Uniform-Studie‘ in Nummer 37 gelesen und schreiben mir. „Was sind denn das für merkwürdige Sachen über den Uniformspleen des britischen Offiziercorps? Ich habe nun monatelang im Offiziercorps eines englischen Kavallerieregiments gelebt, wo auf einen guten Abendanzug allerlei Wert gelegt wurde. Wer aber bei uns in der Messe mit einer roten Jacke erschienen wäre, hätte sie am gleichen Abend noch in den Ofen gesteckt. Woher hat denn Herr Natonek diese Tatarennachricht?“ Offenbar von der rheinischen Besatzungsarmee; und da ists vielleicht anders als bei Ihnen in Afrika. Dann aber singen Sie das Lob der Uniform und der Berufsphysiognomie und fragen: „Oder behagt euch wirklich der Zustand, daß die Kürassier-Leutnants sich für die Kurse von Ohio und Baltimore, die Bankiers sich für Vollblutzucht, die Ordensväter des heiligen Franziscus für Motorradsport interessieren, die Kellner ihre mangelhaften Servierkünste durch Theosophie ersetzen, die Huren für Frauenwahlrecht schwärmen, die bayrischen Viehmägde Jean Christophe und die Straßenräuber Die Heilige und ihren Narren lesen?“ Wofür sich die Kürassier-Leutnants interessieren, soll uns so Hose wie ihre Kasinojacke sein, der in jeder Form

der Ofen gebührt. Uns interessiert und würde behagen ein Zustand der Welt, wo es weder Kürassier- noch andre Leutnants mehr gibt, und diesen Zustand herbeiführen zu helfen, ist der Inhalt unsrer Lebensarbeit.

Sachse. ‚De säk'sche Lorelei', die dir in Nummer 38 so große Freude gemacht hat, ist eine von vielen ‚Säk'schen Balladen', die der Verlag A. Bergmann in Leipzig zu einem lustigen Bande vereinigt hat.

Israelitisches Familienblatt. Ich habe hier mitgeteilt, in den Nummern 33 und 34, daß eine antisemitische Zeitung wie der Berliner Lokal-Anzeiger hauptsächlich von Juden hergestellt wird — hab' es zu keinem andern Zweck mitgeteilt, als um zu dem kummervollen Ausruf zu gelangen: Und da soll man nicht Antisemit werden! Dir hingegen ist „nicht ersichtlich, was Herr Jacobsohn mit solchen Anzapfungen bezweckt. Will er, daß der Verlag die von ihm als ‚Scherl-Juden' unter Namensnennung denunzierten Kollegen entfernt? Es ist gewiß nicht unsres Amtes, für Herrn Alfred Holzbock eine Lanze zu brechen, so viel steht aber wohl fest, daß die denunziatorischen Methoden Jacobsohns im deutschen Pressewesen ohne Beispiel und absolut unjüdisch sind." Wenn die Dämlichkeit, die du dir da leistest, absolut jüdisch ist, dann will ich passionierter Jude doch lieber absolut unjüdisch wirken. Eine Denunziation wäre, dem Chef Hugenberg, der einzig „entfernen" kann, Leute als Juden zu entlarven, die er für Christen gemietet hat. Meinst nun du trauriges Papier, das zwar in der Hamburger ABC-Straße, aber von Analphabeten verfertigt wird, wahr und wahrhaftig, daß Herr Hugenberg seine Behrens, Schönfeld, Holzbock, Rosenthal, Proskauer, Tannenbaum, Herzog, Breslauer, Goldschmied, Schweriner, Caro, Pollaczek, Wilde, und wie meine Glaubensgenossen sonst noch heißen und ehrlich sich nennen, bis zu meiner „Denunziation" als seine Stammesbrüder empfunden hat? Nicht trotzdem, sondern weil sie Juden sind, hält er sie sich. Nie zu erschwingende Millionen würde eine Zeitung verschlingen, die der Goi Hugenberg auf Gojim zu stützen etwa selbstmörderisch genug wäre. Was den Berliner Lokal-Anzeiger vorm Defizit schützt, ist allein die jüdische Mache, die mit untrüglicher Schläue zu berechnen versteht, worauf die Idioten der Reichshauptstadt anbeißen. Freilich ist jede Verallgemeinerung vorn Übel. Daß es sowas wie eine spezifisch jüdische Mache nicht gibt, beweisest ja eben du. Sobald Herr Hugenberg heute Lust hat, zu seinem Hauptberuf zurückzukehren, aber die Zeitungsbude nicht offiziell morgen schon schließen möchte, braucht er nur unauffällig seinen jüdischen Redaktionsstab mit deinem zu vertauschen: und in vier Wochen weiß er nicht mehr, daß er je einen Abonnenten besessen hat.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Von Germersheim bis Münsingen von Carl v. Ossietzky

Ein französisch uniformierter Amokläufer hat ein paar Germersheimer Bürger niedergeschossen, weil er sich provoziert fühlte. Der Zwischenfall ist traurig, aber politisch nicht wellenbewegend. Die Schuldfrage – das heißt: wer zur Auseinandersetzung Anlaß gegeben hat – dürfte wahrscheinlich wegen Verschiedenheit der Zeugenaussagen nie geklärt werden. Daß aber jede minderwertige Rempelei mit der Waffe gesühnt werden muß, ist nicht auf einen von der französischen Uniform besonders kräftig genährten Blutdurst zurückzuführen, sondern gehört zum eisernen Bestand des militärischen Ehrbegriffs überhaupt. Zu Hause hätte der Unterleutnant Rouzier vielleicht ein paar streikende Arbeiter niedergeschossen, die seinem militärischen Rang die Reverenz versagten.

Dennoch sieht es grade in der Pfalz besonders schlimm aus. Die lange Herrschaft eines ungezähmten Etappen-Paschas wie des Generals de Metz hat Haß hinterlassen; unvergessen ist noch die kurze Separatistenherrschaft und ihr schrecklicher Sturz. Überhaupt steht hier den fremden Truppen ein zu unbeherrschten Entladungen neigendes Volkstemperament gegenüber, sehr ähnlich dem südfranzösischen. Verschärfend kommt hinzu, daß die Pfalz als bayrisches Territorium ihre Direktiven aus München bezieht. Die Germersheimer Grabreden und ein etwas seltsamer Appell an das europäische Gewissen zeigen allzu deutlich, daß Münchner Einfluß gewaltet, und daß Bayern seinen Beitritt zum Völkerbund noch nicht vollzogen hat.

Aus den französischen Maßnahmen geht hervor, daß man drüben zu unparteiischer Untersuchung gewillt ist. Sehr vernünftig war die sofortige Ablösung der bisherigen Garnison. Da aber Rouzier der Militärjustiz untersteht, dürfte der Ausgang kaum zweifelhaft sein. Auch das ist keine französische Eigenart. Denn auch bei uns sind in der kaiserlichen Zeit betreßte Zivilistenschlächter von den Kriegsgerichten sehr milde angefaßt worden, und seit die militärische Gerichtsbarkeit nicht mehr existiert, kümmern sich auch die Staatsanwälte nicht mehr um solche Fälle. Hat Hans Paasches Ermordung jemals zu einem Verfahren geführt? Und die Schießereien der Reichswehr während des sächsischen Einmarschs, die Dutzende von Opfern forderten, haben keine andre juristische Folge gehabt als die Bestrafung sozialistischer Redakteure, die den Mut gehabt hatten, an das heikle Thema zu rühren.

*

Nach dem Gespräch von Thoiry die Zusammenkunft Chamberlain-Mussolini. Während der englische Außenminister sich über den Zweck der Entrevue dürr und nichtssagend wie immer

äußert, ist die römische Presse gesprächiger, und ihre Darstellung, die Unterredung habe neben den Mittelmeerfragen „die Kontrolle des deutsch-französischen Akkords behandelt, zu dem England und Italien als Garanten des Locarno-Pakts berechtigt und verpflichtet seien“, dürfte wohl richtig sein. Diese Begegnung ist eine aggressive Antwort auf Thoiry, wäre es auch, wenn die beiden Herren sich drei Stunden lang schweigend gegenübergesessen hätten.

Bittre Lehre: die völlige Nutzlosigkeit des Systems der Garantieverträge ohne Abrüstung. Der Pakt von Locarno ist ratifiziert, das alte Mißtrauen geblieben. Weil am Rhein Friede werden könnte, wittert man im Foreign Office, in der Consulta neue Gefahr. (Die imperialistische Politik kennt keine Verständigung für, nur gegen.

In Paris, wo man über die englische Politik Bescheid weiß – nicht umsonst war man so lange verbündet –, ist man zwar verstimmt, aber kaum überrascht. In Berlin dagegen, wo der weißbärtige Lord jahrelang die Nationalsten der Nationalen englisch tanzen ließ, ist man jetzt sehr verblüfft, statt des verbindlichen Lächelns die kalte Schulter zu sehen. Dennoch trägt man das Mißgeschick durchweg mit Würde. Nur der ‚Vorwärts‘ bricht ungehemmt aus:

> Sind es wirklich außenpolitische Interessen Groß-Britanniens, die den Minister Seiner Britischen Majestät zu der Erniedrigung zwingen, mit Mussolini „gegenseitige persönliche Freundschaft“ zu mimen?

Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an. Dem ‚Vorwärts‘ kommt das unbestreitbare Verdienst zu, die gesellschaftlich-moralische Seite eines Problems erkundet zu haben, das wir Andern für ein rein politisches halten. Er hat ernsthafte Bedenken gegen den nichtstandesgemäßen Umgang des Außenministers Seiner Majestät und macht sie in einer Sprache geltend, wie sie etwa Bernard Shaw Caesars köstlicher Sekretär Britannus führt. Wie, der piekfeine Sir Austen in Freundschaft mit einem kleinen Emporkömmling, der in seinem Glanze nicht einmal ein wetterfester Sozialist geblieben ist wie unser Friedrich Ebert? Aber warum appliziert der ‚Vorwärts‘ nicht seine Pädagogik an dem Genossen Paul-Boncour, dem Sachwalter der finanziellen Ansprüche von Mecklenburg-Montenegro? Das liegt doch näher als ein Rüffel für den konservativen Außenminister Seiner Britischen Majestät.

Wir Kritiker der Reichswehr haben bisher immer gefühlt, daß unsrer herrlichen Wehrmacht eigentlich noch etwas fehle. Wir wußten nur nicht recht, was. Jetzt wissen wir es endlich: es ist ein preußischer Prinz. Als diese Nachricht vor ein paar Tagen herauskam, zweifelten wir keinen Augenblick an der Wahrheit, waren wir völlig überzeugt, als der Kommandeur des

in Frage kommenden Potsdamer Regiments so schnell und
forsch dementierte. Denn ein militärisches Dementi kommt
immer einer doppelten Bestätigung gleich. Als nicht locker ge-
lassen wurde, gab der Herr Kommandeur schon zu, daß der
älteste Sohn des Kronprinzen bei den letzten Manövern in
Münsingen gewesen sei, um sich die Sache mal anzusehen.
Nach der Bekundung des Berliner Tageblatts hat der Prinz
nicht nur als Zuschauer sich dort aufgehalten, sondern auch
Dienst getan, abwechselnd in Zivil und Uniform – zeitweise
sogar in der Uniform der alten Armee. Ferner hat er in Uni-
form einem Konzert beigewohnt und mit der Traditionskom-
pagnie einen Ausflug auf die Stammburg der Hohenzollern ge-
macht. Der hohe Herr wurde als „Gast des Regiments“ betrachtet

Nachdem der Sachverhalt so weit geklärt ist, bleibt nur
noch zu fragen, ob die Reichswehr schon früher solchen oder
ähnlichen Besuch gehabt hat, und ob die Spitzen der Wehr-
macht, die sich doch während des Manövers nicht ausschließ-
lich auf dem Feldherrnhügel aufgehalten haben, Kenntnis von
der Anwesenheit des Gastes hatten.

Wahrscheinlich wird jetzt weiter dementiert werden, und
wenn die Affäre endlich vor den Reichstag kommt, wird Herr
Geßler mit seifigem Lächeln erklären, daß kein Gesetz den
Hohenzollern verbiete, in die Wehrmacht zu treten. Und Herr
Stresemann wird emphatisch sekundieren: Da seht Ihr, wie
bombensicher die Republik steht – die Prinzen drängen sich
schon ordentlich in die Armee!

Aber was hier geschehen, war selbst in der schwärzesten
Zeit der französischen Republik nicht ausdenkbar. Als Prinz
Lulu Bonaparte sich Militär in der Nähe ansehen wollte, mußte
er zu einer englischen Kolonialtruppe gehen und ist in Süd-
Afrika gefallen. Es gibt überhaupt keine Republik in der Welt,
wo der Prätendent der Legitimisten bei der Armee hospitieren
könnte. Man würde die Verantwortlichen, den Kriegsminister
und den Heereschef, unverzüglich zur Rechenschaft ziehen. Es
bliebe ihnen nur die Flucht in die Demission, und sie würden
demissionieren ohne jeden Versuch, den Anklägern Rede zu stehen.

Das ist im Falle Deutschland selbstverständlich nicht zu
erwarten. Es wird sich nun zeigen, ob der Reichstag der Re-
publik wenigstens so viel Energie aufbringt wie der Reichstag
der Kaiserzeit im Zabern-Jahre. Damals durfte noch ein be-
gabter Bariton wie Konstantin Fehrenbach für zwei Stunden
sein schönes Organ protestierend rollen lassen. Wo ist heute
selbst ein Fehrenbach? Die republikanischen Fraktionen haben
sich daran gewöhnt, in Militärfragen ihren schwächsten Tenor-
buffo vorzuschicken. Der „Gast des Regiments“ hört sich ohne-
hin schon so an wie eine Operette. Es wird auch so enden.

*

Auf dem Kongreß der Deutschen Volkspartei in Köln hat der Reichswirtschaftsminister Curtius zu der deutschen Wirtschaftssituation gesprochen. Dieser Rede kommt insofern Bedeutung zu, als sie seit Monaten wieder die erste Äußerung eines Regierungmannes ohne den offiziellen Silberstreifen ist. Es war wieder eine rechte Sorgenrede ohne den frischen Optimismus Stresemanns und Reinholds. Curtius hat keine Freude an einer „nationalen Befreiungspolitik“, die einen Loskauf des Rheinlands von der Okkupation befürwortet. Er sieht darin eine finanzielle Belastung, geeignet, die wirtschaftliche Sanierung und sogar die Währung zu gefährden. Das war sehr vorsichtig ausgedrückt, aber doch verständlich. Richtet sich also gegen Stresemann, indirekt auch gegen Schacht, der erst neulich eine Befreiungsanleihe für Eupen-Malmedy aufbringen wollte, und beweist nur, wie in der Regierung selbst die Meinungen über die Verwirklichung des Programms von Thoiry geteilt sind. Und dabei ist Curtius bisher nur das Sprachrohr Stresemanns gewesen.

*

Die Oberprüfstelle hat den Potemkin-Film in seiner verstümmelten Form endlich freigegeben (mit Verbot für Jugendliche). Der letzte verzweifelte Widerstand kam von Herrn Mühleisen und den Delegierten der Bendler-Straße. Die Herren Offiziere hatten sich einen gelehrten Vortrag zurechtgemacht, um nachzuweisen, daß Eisenstein es mit der historischen Richtigkeit nicht genau genug genommen habe. Selbst wenn Eisenstein die Geschichte frisiert hätte, die Herren also recht haben sollten – wir wissen aus dem Dittmann-Ausschuß, was für gediegene historische Qualitäten Geßlers Offiziere entwickeln, wenn sie eine deutsche Marine-Revolte begutachten –, so muß doch der Versuch, eine angemaßte Zensur mit pseudowissenschaftlicher Argumentation zu stützen, rücksichtslos zurückgewiesen werden. Aber das ist noch nicht das Schlimmste. Viel ärger ist, was nach Zeitungsbericht der Herr Vertreter des Ministeriums sonst noch sagte:

> Das Reichswehr-Ministerium sehe durch die Vorführung des Films die Disziplin im Heere gefährdet, und das Heer sei doch das letzte Notmittel für die Erhaltung der Staatsautorität. Und diese verlange, daß jeder Soldat sich im Notfalle dazu bereit erkläre, auch wenn es gegen Volksgenossen gehen sollte.

So, das ist deutlich. Wir haben es immer geahnt: es dreht sich beim Zank um ‚Potemkin‘ für die Herren gar nicht um die Matrosen-Meuterei, sondern um die Szene auf der großen Treppe, um die Bürgerschlächterei durch die Kosaken. Der Reichswehr darf die Freude am Bürgerkrieg nicht verekelt werden. Und damit wären wir wieder bei Wilhelm und der harten Soldatenpflicht, auf Vater und Mutter zu schießen. Das Weitere siehe oben: Germersheim.

> Gab Langbehn (der Rembrandt-Deutsche) sich auch keinen Täuschungen darüber hin, daß ein tieferes Eingehen auf die ihm eigentümlichen Reformideen im Bismarckschen Gedankenbereich nicht zu erhoffen sei, so sandte er doch zwei Fühler nach dieser Richtung aus, leider ohne Erfolg. Nach seinem ersten Besuch schenkte er dem Fürsten eine große Braunsche Photographie des wundervollen Abrahamkopfes aus dem Rembrandtbild der Eremitage – der Fürstin aber, schön in rotes Leder gebunden, eine Taschenausgabe von Hölderlins Hyperion. Später empfand er, wie unpassend besonders das letzte Geschenk gewählt war; man konnte nicht naiver sein. „Als ich wieder ins Haus kam und unter den Damen saß, sagte mir die Fürstin über den Hyperion: ‚Wir haben so gelacht!'"
>
> *Otto Grautoff im ‚Deutschen Gedanken'*

Das ist eine jener monumentalen Anekdoten, in denen ohne weiteres Weltgeschichte sichtbar wird. Eine Geistigkeit älterer Prägung würde ihre Spitze gradeswegs gegen dieses lachende Haus Bismarck kehren. Für uns liegt der Fall etwas anders. Er liegt nicht so, daß etwa das Haus Bismarck oder gar Hölderlin durch dieses fatale Gekicher in der Kemenate des Reichsgründers widerlegt würde. Das Haus Bismarck hatte wahrscheinlich alle Tugenden, die ihm zur Lösung seiner Aufgabe nötig waren, samt dem dazu passenden literarischen Geschmack. Vermutlich hat man in diesem Hause Felix Dahn, Scheffel, Baumbach mit Beifall gelesen, und bestimmt war auch noch Besseres unter seinen Lieblingsautoren, bis hinauf zu Schiller, Goethe und Shakespeare. Die gewaltige geschichtliche Leistung, die von diesem Hause ausgegangen ist, beanspruchte und züchtete völlig andre Seelenkräfte als die, vermöge deren Einer in den Takten der gefährlichen Hölderlinischen Begeisterungen mitschwingen kann. Hölderlin kam in dieses Haus als das Andre, als das Fremde; er vertrat das Sehnende und Liebende, das Arglose und Waffenlose, das durch Demut Mächtige und Weltumspannende des deutschen Geistes; er vertrat Geist überhaupt und ein ewiges, ungeschichtliches, wenn auch keineswegs widergeschichtliches Leben. Er mußte als Fremder empfunden werden von einem Personenkreise, in dem alle Dämonie eines diesseitigen, geschichtlichen, bewaffneten, mit Gewalt und List gerüsteten Lebens sichtbar zugegen war. Wir denken heute weniger als je daran, diesem Leben seine Eigengesetzlichkeit, seine ewige Berechtigung zu bestreiten.

In jenem Gelächter des Hauses Bismarck liegt aber etwas grundsätzlich Andres als eine Betonung dieser Eigengesetzlichkeit. Die weittragende Bedeutung der Anekdote enthüllt sich erst da, wo klar wird, daß das

Haus Bismarck den Fremden Friedrich Hölderlin zum Feinde stempelt, daß es ihn verhöhnt und vor die Türe setzt; daß es seinen Gegensatz zu ihm nicht als einen komplementären, sondern als einen ausschließenden Gegensatz nimmt; daß es die große Aufforderung zur menschlichen Totalität, die der rote Lederband symbolisiert, als Angriff mißversteht und diesen siegreich zurückschlägt. Der Pyrrhussieg der Bismarckschen Reichsgründung wiederholt sich, die durchgeführt wurde ohne den Geist und gegen den Geist, mit dem Erfolg, daß das „Reich“ niemals eine echte Behausung und Verwirklichung des ganzen deutschen Wesens wurde, sondern grade die im engern Sinn geistigen Kräfte als Feinde vor die Tore verwies. Geschichtlicher und ungeschichtlicher Geist, Leib und Seele, die Kraft Bismarck und die Kraft Hölderlin sind Gegensätze; aber Gegensätze, die auf einander angewiesen sind, die gemeinsam eine höhere Harmonie, nämlich die der lebendigen Gestalt, erschaffen sollen. Sie sind nicht Feinde, sondern gegensätzliche Mitarbeiter an einer gemeinsamen Aufgabe. Das hat wohl Hölderlin gewußt, indem er in seine enthusiastische Frömmigkeit ausdrücklich den kriegerischen, verwandelnden, Geschichte machenden Geist hereinnahm. Das Haus Bismarck aber hatte es vergessen. Es lacht den Hyperion aus. Es lacht das arglos Liebende, das Weite und Strahlende des deutschen Wesens aus. Es lacht das deutsche Herz, die deutsche Seele, den deutschen Geist aus, die doch nur zu ihm kommen als Ergänzung seiner auf das Irdische gerichteten Kraft, als Helfer zu einer echten, vollständigen Lebendigkeit. „Wenn sie nur nicht lästerten, was sie nicht sind, und möchten sie doch lästern, wenn sie nur das Göttliche nicht höhnten!“ Das steht in eben dem Buche, von dem die Fürstin Bismarck sagte: „Wir haben so gelacht!“

An diesem Gelächter ist Bismarcks herkulische Leistung zerbrochen.

Nicht als ob das Haus Bismarck die deutsche Feindschaft zwischen Geist und Stoff erst gestiftet hätte. Es erfüllt mit jenem Gelächter ein Schicksal von weit her. Es bestätigt damit einen alten, durch Preußens neuere Entwicklung erst überschärften Bruch im deutschen Leben; einen Bruch, der nicht zum Gelächter gemacht war, sondern zur Trauer und zur Arbeit an seiner Heilung. Nicht Bismarck hat den Geist aus der deutschen politischen Wirklichkeit ausgestoßen, wohl aber vertritt er weithin sichtbar jene blinden, finstern Mächte im deutschen Leben, die Bedeutendes gewirkt, aber ihre Angewiesenheit auf den Geist seit Jahrhunderten mißkannt

und dadurch das deutsche politische Tun verhängnisvoll verfälscht haben. Das Gelächter des Hauses Bismarck hat eine weltgeschichtliche Situation nicht geschaffen, aber festgestellt und erhärtet; die Situation nämlich, daß nur durch die Überwindung der Bismarckschen Gesinnung und Leistung eine Möglichkeit eröffnet werden konnte, deutschen Geist und deutsche Seele in eine deutsche politische Wirklichkeit lebendig einzufügen.

---

§ 175 von Johannes Werthauer

Ein Schlußwort

Ich habe mit großem Interesse von Hans Hyans sehr richtigen Ausführungen in Nummer 25 der ‚Weltbühne' über den § 175 StGB und mit Befremden von den Bemerkungen des Herrn Botho Laserstein in Nummer 29 Kenntnis genommen und fühle mich mit Rücksicht auf diese Bemerkungen sowie diejenigen eines alten Arztes in Nummer 31 der ‚Weltbühne' veranlaßt, Folgendes zu sagen:

Der amtliche Entwurf eines allgemeinen Deutschen Strafgesetzbuches nebst Begründung, veröffentlicht auf Anordnung des Reichsjustizministeriums Berlin 1925, ist in Wirklichkeit anonym erschienen, wenn man auch über seine eigentlichen Verfasser nicht sehr im Unklaren ist und vielleicht nicht mit Unrecht auf ähnliche Bestrebungen bei diesen Verfassern rät, wie sie die Strafprozeßordnungsnovelle von 1924 zum Leidwesen der deutschen Rechtspflege dem deutschen Volke beschert hat.

Es läßt sich nämlich, wie ein roter Faden, durch diese Gesetzgebungswerke der Wunsch verfolgen, das Ermessen des Richters in unmöglicher Weise zu steigern, obwohl den Verfassern nicht unbekannt sein kann, daß die Vorbedingung solcher Steigerung der richterlichen Befugnisse, nämlich die bessere psychologische Ausbildung des Richtertums und seine Fernhaltung von allen politischen Erwägungen, keineswegs in Deutschland erreicht ist.

Während in den schlimmsten Schwurgerichtsfällen früher noch die Hoffnung bestand, fern von allen sogenannten juristischen Erwägungen, die unschuldig Angeklagten zu retten, ist diese Möglichkeit durch die im Jahre 1924 erfolgte Abschaffung des Schwurgerichts weggefallen. Ähnlich bringt der neue Strafgesetzbuchentwurf eine Reihe scheinbarer Verbesserungen, die sich an moderne Anforderungen anschließen, um diese jedoch gegenüber dem bisherigen Zustand schließlich als schwere Verschlechterungen zu gestalten, wenn man daran denkt, in welcher ungewöhnlichen Weise das Ermessen des Richters von allen einengenden Vorschriften befreit werden soll.

Da unter vielen Tausenden eines bestimmten Berufes sicherlich auch stets eine Reihe schlechter Personen sich befinden, gegen die, wie die Praxis seit Jahrzehnten gezeigt hat, ein wirksamer Schutz fehlt, so ist eine solche zum Teil an

Willkür streifende Macht, die die künftige Gesetzgebung dem
Richter einräumen will, unerträglich.

Was nun speziell den § 175 betrifft, so dürfte es kaum
Jemand geben, der Hans Hyans These, daß die Ausdehnung
des freien richterlichen Ermessens in Wirklichkeit eine schwere
Verschärfung der bereits vielfach als unhaltbar erkannten Zu-
stände mit sich bringt, verkennen könnte: während bisher der
gleichgeschlechtliche männliche Verkehr mit einer Strafe von
1 Tag bis 2 Jahren belegt war, ist er jetzt mit einer Strafe von
1 Tag bis 5 Jahren und in schweren Fällen mit Zuchthaus be-
droht. Richtig als beabsichtigt hervorgehoben hat Hyan auch
die Erhöhung der Mindeststrafe von 6 Monaten bis zu 5 Jahren
oder bis zu Zuchthaus in den Fällen, wo einer der Beteiligten
etwa 17 Jahre alt ist. Die gleiche Erschwerung ist vorgesehen,
wenn einer der Beteiligten gewerbsmäßig handelt. Was das
bedeuten soll, kann in der Praxis nur verstehen, wer weiß, daß
es sich um Vorgehen gegen zwei Personen handelt, von denen
gewöhnlich grade die angeblich gewerbsmäßig Handelnde be-
sonders gewerbsmäßig vor Gericht lügen wird.

Aber Hyan hat noch nicht einmal betont, wie grotesk die
Tatsache anmutet, daß ein Fabrikherr, der gegen eine von ihm
abhängige Frau eine unzüchtige Handlung begeht, nach § 262
straffrei bleibt, während er für dieselbe Handlung gegen einen
männlichen Angestellten mit so schweren Strafbestimmungen belegt wird.

Der Mann, der sich gegen eine Frau vergeht, muß, um
überhaupt mit einer Strafe von 1 Tag bis 3 Jahren belegt wer-
den zu können, direkt zum unehelichen Geschlechtsakt schrei-
ten, während er für eine ähnliche Handlung gegen einen ab-
hängigen Mann mit einer Strafe von 1 Tag bis 5 Jahren belegt wird.

Kein Wort, das Hyan in der Hervorhebung dieser ganz un-
möglichen Erschwerungen gesagt hat, reicht an den Schrei
heran, der gegen diese Gesetzgebung nach den wissenschaft-
lichen Vorgängen von Jahrzehnten berechtigt ist.

Es ist gar nicht ersichtlich, warum Herr Botho Laserstein
diesem Gesetzgeber beispringen will, da er selbst hervorhebt,
daß er für eine „vernünftige“ Regelung geschlechtlicher Be-
ziehungen eintrete. Welche Regelung ist denn noch überhaupt
vernünftig, logisch, sittlich, gerechtfertigt, die den freien homo-
sexuellen Verkehr überhaupt unter Strafe nimmt?

Niemand hat sich dagegen aufgelehnt, daß Gewalt, Ver-
führung abhängiger oder jugendlicher Personen bestraft wird.
Wer Hyans Ausführungen genau gelesen hat, kann ihnen des-
halb nur entgegentreten, wenn er zur Gruppe Derjenigen ge-
hört, die die Erfolge der Wissenschaft leugnen und Vorurteilen
anhängen. Eine Verschärfung der Strafen, wie sie der Gesetz-
entwurf theoretisch fast durchweg vornimmt, entspricht nicht
dem Fortschritt der Wissenschaft, insbesondere der Straf-
rechtswissenschaft. In der Verurteilung dieser Verschärfungen
darf sich Niemand dadurch hemmen lassen, daß scheinbar Mil-
derungen im Entwurf enthalten sind, die in der Praxis auf dem
Papier bleiben, da sie in das Ermessen gestellt sind.

Die „Wahrheit über Palästina“ von Alexander Levy

Tel-Aviv, im Herbst 1926

Professor Chaim Weizmann, Präsident der zionistischen Weltorganisation, hat in diesem Sommer seinen lieben Berlinern die „Wahrheit über Palästina“ erzählt und hinterher diese selbe Wahrheit als hochoffiziöses „Interview“ durch das amtliche zionistische Organ in London verbreiten lassen.

Weizmann sagte da:

> Natürlich ist nicht das ganze Menschenmaterial, das sich in der landwirtschaftlichen Ansiedlung versuchte, durchweg geeignet. Die Wahrheit ist schmerzlich, aber sie muß ausgesprochen werden, daß ein gewisser begrenzter Teil der Ansiedler, vor Allem aus dem sogenannten Mittelstande (und auch von den Ansiedlungen der Chassidim – trotz ihres besten Arbeitswillens und einer gleichsam heiligen Hingabe an den Gedanken der Arbeit –), genötigt sein wird, die Siedlungen wieder zu verlassen. Aber nach Beendigung einer gewissen „natürlichen Auslese“ werden auch diese Siedlungen Erfolg haben.
>
> Manche von Denen, die die Landwirtschaft verlassen, werden in die Stadt zurückkehren und dort die Zahl Derer vermehren, die keinen festen Boden unter den Füßen haben. Die Wahrheit lehrt uns, daß ein Teil des Menschenmaterials, das sich in Erez-Israel mit der „vierten Alijah“ (= Einwanderungswelle) angesammelt hat, für das Land ungeeignet ist. Ein beträchtlicher Teil wird sich in Handel und Industrie verankern. Aber wir müssen es als eine natürliche Erscheinung im Zuge einer großen Kolonisations- und Emigrationsbewegung hinnehmen, daß ein gewisser Teil von ihnen das Land überhaupt wieder wird verlassen müssen.
>
> Damit bin ich beim Thema der Immigration angelangt. Nur Demagogen können heute eine unbegrenzte Einwanderung predigen. Selbst Herzl mit dem Schwung seiner Phantasie wollte es nicht zulassen, daß wir Zehntausende von Menschen in Palästina ansammelten ohne vorherige Sorge für ihre Beschäftigung und Ernährung. Eine Einwanderung von 40 000 Menschen im Jahre ist nur möglich, wenn unsre Mittel entsprechend gesteigert werden. Es ist der Keren Hajessod, der bisher Pionierarbeit geleistet und der Alijah den Weg geebnet hat. Hätten wir in den letzten fünf Jahren größere Summen erhalten, so würde eine Einwanderung von 40 000 Menschen die Grenzen unsres kolonisatorischen Könnens nicht übersteigen.

Wer unbeteiligt ist und außen steht, für Den hört sich das Alles recht akademisch, ziemlich harmlos, uninteressant und auf jeden Fall völlig unblutig an. Dieses journalistische Wortgeklingel verdeckt aber in Wirklichkeit eine der umfangreichsten und unseligsten Missetaten, die an einer Menschengruppe jemals – in gutem Glauben! – begangen worden sind.

Ich kann, mangels jedes andern Vergleichsmaterials, für den deutschen Leser leider nur den bekannten Fall oder Unfall des Hauptmanns Schmude heranziehen. Freilich: das einzige Tertium comparationis, das Stich halten wird, ist die bona fides des preußischen und des zionistischen Häuptlings. Im übrigen: Schmude hatte eine Vergangenheit als Kolonisator zu der Zeit, da er den unglückseligen Zug nach Persien unternahm, hatte sich mit höchster Aufopferung an allen Unan-

nehmlichkeiten, Gefahren und Entbehrungen des Kolonisten-
lebens beteiligt. Bei Weizmann trifft das nicht zu: nie ist er,
seit er der große jüdische Volksführer geworden ist, aus Frack
und Lack und – Claque herausgekommen. Schmude hat den
persischen Expeditionszug persönlich geleitet – Weizmann
saß hinter seinem Londoner Kamin, als hier in Palästina Men-
schenopfer unerhört fielen. Und in erster Linie: Schmude hat
die Tragödie einer Handvoll Menschen, junger, zu jedem Aben-
teuer bereiter Leute, fünfzig oder siebzig an der Zahl, auf dem
Gewissen – Weizmann das furchtbare Geschick vieler tausen-
der besonnener, ruhiger, Abenteuern jeder Art gänzlich ab-
geneigter, vielfach außerordentlich wohlhabender bürgerlicher
Familienväter mit allen ihren Angehörigen. Unendlich viele
Hoffnungen sind enttäuscht, nicht nur bedeutende materielle,
auch unermeßliche ideelle Investitionen vernichtet worden. Der
zusammengebrochene Hauptmann Schmude trägt, individuell
und real, die übeln Folgen seiner tragischen kleinen Schuld.
Der aufrechte Herr Professor aber eilt weiter in Frack und
Lack und Claque und Salonwagen von Genf nach London, von
Berlin nach Jerusalem, von Capetown nach Uppertentown,
immer noch vom Hurra der allzeit Hurralüsternen umbraust,
und setzt „Wahrheiten über Palästina“ in die Welt wie diese.

*

Es ist furchtbar bequem und ebenso spießerisch, nun gegen
das zionistische Hurra das Gegen-Hurra zu setzen und selbst-
gefällig zu erklären: „Na, das haben wir ja doch immer gewußt,
daß an dem ganzen zionistischen Schwindel nicht viel dran
ist!“ Niemand kann aus der Ferne jemals sachlich beurteilt
haben, was hier vorgeht. Es gibt keinen „zionistischen Schwin-
del“ und auf der andern Seite keine „einzig mögliche Lösung
der Weltjudenfrage“, und es gelten keine Sympathien und
Antipathien und Voreingenommenheiten. Es gibt nichts als
eine menschliche Tragödie von der Art und dem Umfange etwa
des japanischen Erdbebens. Nur ist hier eben nicht eine Na-
turgewalt, sondern menschliche, allzumenschliche Fehlbarkeit
die Ursache des großen Unglücks. Deshalb ist der Fall, anders
als ein Erdbeben, erstens unsrer gemeinsamen Kritik zugäng-
lich; und deshalb, weil sichs nicht um eine akute und voll-
endete, sondern um eine chronische und in der Entwicklung
begriffene Katastrophe handelt, ist zweitens noch tätige An-
teilnahme und menschliche Hilfe für die bisher nicht völlig zu-
grunde gegangenen Opfer möglich.

Mit brutalen Worten: Alles, was der schuldige Weizmann
seinem „Interviewer“ da erzählt, und was er nachher in der
Berliner Philharmonie wiederholt hat, ist das krasse, unerträg-
liche Gegenteil der Wahrheit. Wahr ist allein: daß eine „ge-
wisse Auslese“ zur Zeit hier stattfindet (wenn es auch keines-
wegs eine „natürliche“ ist); daß viele Einwanderer „das Land
überhaupt wieder werden verlassen müssen“; und daß die An-
siedlung der eingewanderten Zehntausende die Grenzen des
kolonisatorischen Könnens der Zionisten überstiegen hat.

Aber eine schlimme Entstellung der Wahrheit, zumindest,
ist es, wenn in dem Interview versucht wird, den Anschein zu

erwecken, als obs hier um ein paar ungeeignete Familien aus dem Mittelstand ginge, ferner um ein paar orthodoxe „Chassidim“, die den Pflug gerne führen wollten und nur nicht so recht konnten. Unwahr ist, so zu tun, als ob diese guten Leute und schlechten Musikanten jetzt nur einfach wieder nach Polen und sonstwohin zurückzukehren und da ihre Sache weiterzumachen brauchten, nachdem sie sich halt einen kleinen Abstecher nach Palästina geleistet haben. Unwahr und sehr, sehr häßlich dazu ist schließlich, so zu tun, als ob „diese Leute“ eigentlich den Hauptteil der Schuld an dem Mißerfolg dieses ihres Abstechers in sich selbst trügen: „...waren eben untauglich, hätten lieber wegbleiben sollen...“ – so im schnarrenden Generalston nach verlorener Schlacht. Die Herren Muschkoten haben wieder mal nichts getaugt. Der deutschvölkischen entspricht die hebräisch-völkische „Dolchstoßlegende“, die das ganze Unglück auf das Hinterland schiebt: in diesem Fall auf die reichen, angeblich zu nie abreißender Spendentätigkeit für Palästina verpflichteten amerikanischen Juden. Hier sagen Sie, Herr Zionistengeneral Weizmann, in genau demselben Sinne die „Wahrheit“ wie der Herr Putschistengeneral Ludendorff. Keiner weiß ja doch besser als Sie, daß niemals irgendwer Verpflichtungen zur dauernden Finanzierung Ihrer kühnen Feldzugspläne in Palästina auf sich genommen hat. Daß das eine Konstruktion ist, die Sie sich mit dem „Schwunge“ Ihrer „Phantasie“ zurechtgezimmert haben, ohne je die Fundierung und die Verbindungsstücke Ihres politischen Fachwerk-Machwerks ernstlich zu kontrollieren. Und daß Sie für nötig halten, Ihrem großen „Amtsvorgänger“ Theodor Herzl mit einem wohlgezielten Eselsfußtritt die Grabesruhe zu stören, das ist überaus unfair. Ihnen fehlt Gefühl und Respekt für menschliche Größe, wenn Sie geringschätzig zur Seite flüstern: „Selbst Herzl mit dem Schwung seiner Phantasie...!“ Was sind das für klägliche Selbstschutzkunstgriffe! Ja, dieser Herzl war ein Kerl von Phantasie. Er starb 1904 daran, daß nach siebenjähriger „Zusammenarbeit“ mit so vernünftigen Leuten, wie Sie und Ihresgleichen es sind, sein Herz entzwei war. Sie und Ihre Partei der „praktischen Zionisten“ waren es, die schon damals nicht abließen, den höchst phantasievollen, aber verantwortungsbewußten und gänzlich unphantastischen Herzl unablässig zu voreiligen und unverantwortlichen Kolonisationsversuchen ohne Sicherung zu drängen. Und diese Leute kommen nun heute daher und geloben ihren andächtigen Zuhörern, nicht zuzulassen, daß sich Zehntausende in Palästina ansammeln ohne vorherige Sorge für ihre Beschäftigung und Ernährung – jetzt, wo das Unglück geschehen, nein, nicht geschehen, sondern blind und leichtfertig und erfolglüstern von Ihnen herbeigeführt worden ist. Wie? Einem, der seit fünfundzwanzig, seit dreißig Jahren auf „praktische Erfolge“ unablässig gedrängt, der nach 1918/19 jährliche Einwanderungsziffern von 60- bis 100 000 angegeben hat, dem sollen wir heute glauben, daß er im Gegensatz zu dem „phantasievollen“ Herzl ein nüchterner, überlegener Realpolitiker sei? Das ist ein bißchen viel verlangt. Wir kennen die Herren

Generale, die nach verlorenen Kriegen plötzlich alle Pazifisten
in den Schatten zu stellen suchen. Und ist Chaim Weizmann
wirklich der „Realpolitiker“, für den er sich doch offenbar zu
halten scheint, so trifft ihn umso schwerer der Vorwurf, eine
unerhört schlechte und gefährliche Politik getrieben zu haben
– die nämlich: wenn man nur erst einmal genügende Massen
„Menschenmaterial“ (wie der schöne Ausdruck auch bei Herrn
Weizmann lautet) an die palästinensische Front geworfen habe,
dann würden die damned american jews nachher schon für sie
sorgen müssen, und dann ist ja Alles in bester Ordnung und
Herr Weizmann der große Retter und Führer des Volkes
Israel und Freund Balfours und MacDonalds.

Aber die „verdammten Amerikaner“ haben elend „ver-
sagt“. Haben den wackern Weizmann einfach im Stich ge-
lassen und ihre letzten fünf Millionen den Ansiedlungsver-
suchen in Sowjet-Rußland zugewandt. Ich nehme an, daß sie
ihre guten Gründe dazu hatten. Als Hauptgrund wird bezeich-
net: das Mißtrauen der wirklich „realpolitischen“ Amerikaner
gegen Weizmanns Persönlichkeit und seine kühnen Kolonisationsmethoden

*

Wir werden sehen, ob der verunglückte „Vater des Volkes“,
der uns so herrlichen Zeiten entgegenführen wollte, jetzt wenig-
stens noch halbwegs zu rechter Zeit sein Doorn finden wird.
Es ist nicht ausgeschlossen, daß in diesem, aber auch nur in
diesem Falle die amerikanische Judenheit sich zu einer durch-
greifenden Unterstützungsaktion für Palästina bereit finden
lassen wird. Materiell ist sie dazu durchaus imstande, trotz der
erheblichen Opfer für philanthropische und konstruktive Hilfe,
die sie den verschiedensten notleidenden jüdischen Volksteilen
in den letzten Jahren bereits gebracht hat. Außerdem besteht
Grund zu der Annahme, daß das Land Palästina an sich als
Exploitationsobjekt für großkapitalistische Anlagen auf rein
geschäftlicher Grundlage nicht ganz aussichtslos ist. Das Inter-
esse nichtjüdischer englischer, französischer, italienischer Ka-
pitalgruppen an Palästina und seinen durchaus noch nicht ab-
getanen, allerdings auch nicht wissenschaftlich festgestellten
Exploitationsmöglichkeiten wächst merkbar. Nobel frères
haben unlängst eine Spezialgründung für Naphta-Unterneh-
mungen in Palästina und seinen Nachbarländern mit 13 Millio-
nen Schweizer Franken finanziert. Eine riesige Naphta-Pipeline
Mossul – Haifa steht auf der Tagesordnung. Man spricht von
geplanten Großplantagenbetrieben nördlich von Jaffa für Oran-
genbau, der bereits jetzt, im Kleinbetrieb, die Haupteinnahme-
quelle des Ländchens ist. Und im Toten Meer sollen 6 Milliar-
den Tonnen abbauwürdiger Kalisalze lagern, an denen sowohl
England wie Amerika Interesse haben dürften. Erhebliche
Kraftquellen im Norden – Jordan und Litani-Fluß, wegen
dessen Einbeziehung seit der Drusengeschichte offenbar Ver-
handlungen zwischen Lord Plumer und de Jouvenel schweben
– und im Süden – Gefälle-Unterschied zwischen Mittelmeer
und Totem Meer von 400 Metern – sind außerdem vorhanden.
Aber der große Führer Weizmann ist nicht imstande, den 40-

oder 50 000 Leuten, die er in den letzten zwei Jahren mit allen Mitteln der gutbezahlten Agitation und Propaganda hierhergeschleppt hat, auch nur für einen Piaster Arbeit, auch nur einen Bissen trocknes Brot zu verschaffen.

Weizmann versucht in seinem Rückzugs-Interview mit der stolzen Ruhe, die große, wenn auch geschlagene Heerführer auszuzeichnen pflegt, sich auf die von der zionistischen Organisation in den letzten Jahren begründeten „blühenden Kolonien“, besonders um Haifa, zu stützen. Leider verhält sich die Sache so, daß 98 Prozent der immerhin nicht unbeträchtlichen Gelder – 40- bis 50 000 Pfund monatlich; in den letzten Monaten, wo das amerikanische Geschäft schon erheblich nachgelassen hat, noch immer 25- bis 30 000 Pfund monatlich –, die die Gesamtjudenheit seit Jahren in die Palästina-Sache hineinsteckt, auf diese „blühenden Kolonien“ verwendet werden, ohne daß bisher von einer Ertragsfähigkeit oder Möglichkeit zur Selbsterhaltung auch nur einer einzigen von allen Siedlungen die Rede sein kann. Läßt Amerika noch weiter nach, so stehen auch diese 3- bis 4000 Kolonisten vor dem Nichts! Man baut aus irgendeinem wildromantischen Grunde Getreide, das zum halben Gestehungspreis aus Australien in Massen importiert wird (ebenso Büchsenmilch und Honig und hunderterlei andre Konserven). Man will „den jüdischen Bauer mit dem Pflug in der Hand“ künstlich züchten, um irgendwelche idiotischen Vorurteile der Antisemiten in Miesbach oder sonstwo zu zerstören, und verplempert auf diese Weise Alles, was noch da ist. Aus denselben wildromantischen, tolstojanisch und völkisch zugleich bestimmten Gründen läßt man die ganze neue Einwanderung aus Polen, die sich, der Tradition ihres Herkunftslandes – Lodzer Textil-Industrie – folgend, hauptsächlich um Schaffung einer Mittel-Industrie bemüht hat, achselzuckend krepieren. Es paßt ihnen nicht. (Diese sogenannte „vierte Alijah“ hat in zwei Jahren etwa 6 Millionen Pfund Eigenkapital ins Land gebracht, die bis auf geringe Reste verloren sind, weil jede Unterstützung dieser Bewegung durch Herrn Weizmann und seine Freunde nicht nur unterblieb, sondern weil man den Leuten noch tausend Schwierigkeiten machte. Dazu war der völlige Mangel an jedem städtischen und industriefreundlichen Kolonisationssystem für die junge, selbstverständlich trotz der Investierung von ziemlich erheblichen Eigenkapitalien kreditbedürftige Industrie – auch Intensiv-Landwirtschaft wurde versucht, und das Baugewerbe bekam sehr bedeutende Impulse – von vernichtender Wirkung. Alle diese Familien sind ruiniert, und nur die wenigsten von ihnen haben überhaupt noch die Mittel zur Rückwanderung. Was sie aber im wirtschaftlich zerrütteten Osteuropa ohne jede Kapitalbasis beginnen sollen, das mag Herr Weizmann uns und ihnen sagen. Und ebenso, was die einigen zehntausend zu Grunde gerichteten Menschen, denen für die Rückkehr schon das Reisegeld fehlt, nun im heiligen Zion nach Herrn Weizmanns Meinung anstellen sollen, wäre nicht uninteressant gelegentlich zu erfahren.

Nur eine schnelle Liquidierung der gesamten zionistischen Desorganisation von heute oder die Fortsetzung der begonnenen Arbeit durch die Gruppe der amerikanischen Zionisten, die unter Führung von Justice Brandeis seit Jahren Gewehr bei Fuß Weizmanns Rücktritt abwartet – nur das kann allenfalls noch Rettung bringen.

Die Polizei-Ausstellung von Conrad Schulter

Jagow verfügte – und kümmerte sich einen Dreck um die Popularität der Polizei. Friedensburg wirbt mit Ermahnungen, Erlassen und jetzt mit einer Riesenausstellung um Beliebtheit derselben Institution.

Der Erfolg ist dieser Ausstellung sicher. Es ist nichtsdestoweniger der Erfolg eines großen Bluffs. In Wahrheit kann selbstverständlich die Polizei sich nicht ausstellen: das wäre eine contradictio in verbo. Wenn sie ihre wirklichen Methoden, ihre Bedeutung als entscheidender politisch-sozialer Machtfaktor, ihre traurige Psychologie mit derselben Unbefangenheit enthüllte wie in den historischen Teilen dieser Schau Räder und Daumschrauben vergangener Jahrhunderte, so wäre sie eben – gewesen. Aber sie lebt und wirkt kräftig unter uns. Und sie weiß sehr genau, wie weit die Aufrichtigkeit gehen darf. Das Ganze ähnelt verzweifelt jener Entkleidungsszene im Varieté, wo die Trapezkünstlerin unter schelmischem Lächeln ihr Gewand fallen läßt und im Wolltrikot dasteht.

Immerhin: hier ist es ziemlich durchsichtig. Und läßt den aufmerksamen Betrachter die traurigen und verblühten Formen peinlich genug erkennen, aller Nachhelfekunst zum Trotz.

Von den in wilhelminischen Massen zusammengeschleppten Gegenständen, die alle drei Riesenhallen am Kaiserdamm füllen, hat der geringste Teil überhaupt mit der Polizei zu tun, und von diesem Rest wieder sind neun Zehntel törichte oder harmlose Spielereien. Ein riesiger Messebetrieb von allen möglichen Firmen soll helfen, dem Staat einen Teil der ungeheuern Kosten hereinzubringen. Von den Sparten -der Polizei selbst überwiegt entschieden die Verkehrspolizei, die ja auch ruhig Alles zeigen kann. Im übrigen wird fleißig Mimikry getrieben. Die bayrische Polizei schildert ausführlich – ja, was meint Ihr wohl? Ihren – Zigeuner-Überwachungsdienst. Das Glanzstück der Schupo ist ein riesiges Modell des Leunawerks, bestimmt, den vergeßlichen Beschauer durch ein eindrucksvolles Zinnsoldaten-Kriegsspiel an die Schrecken des Bürgerkriegs zu erinnern.

Die paar Attraktionen, auf die das Publikum scharf ist, läßt sich die Polizei selbstverständlich von ihren Gegnern liefern: Angersteins Anzug, Bilder von Attentats-Orten, ein paar Femeplakate – aber es werden wohl alle sein! –, Mordwaffen, Einbruchswerkzeuge. Das Material über Pornographie, Kommunismus, Prostitution und Falschmünzerei ist in geziemender Eintracht als geschlossene Abteilung dem großen Publikum nicht zugänglich. Damit das sich nicht geneppt fühlt, hat man den Mord im weitesten Umfange freigegeben.

Hier ist der Punkt, wo eigentlich auch der polizeifrömmste Staatsbürger stutzig werden könnte. Die brave Polizei zeigt nämlich auf ihrer Ausstellung selbst in aller Gemütsruhe, was zu zeigen sonst Beschlagnahme und Bestrafung „unnachsichtig nach sich zieht“. Vergeblich sucht man in der geschlossenen pornographischen Abteilung nach derart viehischen Bildern, wie sie etwa die polnische Kriminalpolizei von Lustmorden, Kindervergewaltigungen und ähnlichen Sachen ganz harmlos zeigt. Vielleicht hat die Nägel für diese Bildchen derselbe Beamte eingeschlagen, der vor wenigen Monaten beschlagnahmte Zeichnungen, von Grosz oder Zille abschleppte. Jeder Film, worin noch so vorsichtig ein Verbrechen vorgeführt wird, verfällt der Zensurschere und sehr leicht dem Verbot: hier aber kann man den Mord in allen seinen Einzelheiten buchstäblich studieren, kann lernen, wie Spuren verwischt werden, wie ein falsches Alibi zustandekommt. Ad maiorem gloriam der Polizei wird die ganze Romantik des Verbrechertums verherrlicht, ja: plastisch in Naturgröße aufgebaut. Die geschäftstüchtige Polizei wird sich nicht wundern dürfen, wenn Räuber und Lustmörder sich in den nächsten Jahren auf diese Ausstellung berufen werden, wenn die sich als eine Propaganda des Verbrechens auswirkt.

Freilich vollzieht sich die Heuchelei dieses ganzen zweifelhaften Unternehmens in den besten gesellschaftlichen Formen. Höfliche, elegante Polizeioffiziere wimmeln umher und geraten in Gefahr, mit den blanken Attrappen verwechselt zu werden, die überall umherstehen. Am Eingang der Ausstellung liegt der große Ehrenhof, wo alle die schönen Reden gehalten werden. Dort hat jeder deutsche Bundesstaat einen eignen kleinen Repräsentationsraum, ein luxuriöses Zimmerchen, das, zum Beispiel, bei den Hamburgern mit Lederklubsesseln, bei den Bayern in Mahagoni-Empire möbliert ist: also offenbar Musterbeispiele aus den Zuchthäusern dieser Gegenden.

An keiner Stelle Berlins kann sich ein geistiger und freier Mensch heute bedrückter fühlen als in der verlogenen und gefährlichen Atmosphäre dieses Polizeitrubels. Der schwindelhafte Betrieb, die furchtbare innere Leere dieser Schaustellung, der Zynismus, womit man Alles zugleich zeigt und verhüllt – es ist Symbol dieses Staates, dieser Zeit, worin zu leben wir verurteilt sind.

Eine Prophezeiung von Victor Hugo

Eine Stunde wird schlagen, da Frankreich das Elsaß wieder ergreift... Und man wird hören, wie Frankreich sagt: „Nun bin ich an der Reihe! Deutschland, hier bin ich! Bin ich dein Feind? Nein, ich bin deine Schwester! Ich habe Alles genommen, und ich bin bereit, Alles zurückzugeben. Unter einer Bedingung: Wir wollen ein Volk, eine Familie, eine Republik sein! Keine Grenzen mehr! Der Rhein für Alle! Seien wir die Vereinigten Staaten von Europa... seien wir die europäische Freiheit, der Weltfriede! Du, Deutschland, hast uns unsern Kaiser genommen... wir werden den deinigen nehmen.

Am 1. März 1871 in der französischen Nationalversammlung

Die Internationale der Industrie von Morus

Rußland und die deutsche Industrie

Leute mit besserm Gedächtnis werden sich noch an die Greuelplakate erinnern, mit denen, auf Kosten der deutschen Industrie, der Bolschewismus endgültig vertrieben werden sollte. Inzwischen haben auch die kriegerischsten Industriekapitäne erkannt, daß Moskau von Europa noch immer so weit entfernt liegt wie zu den Zeiten Napoleons, und da Geschäft nun einmal Geschäft bleibt, fahren die Syndici gen Osten und kommen als Märchenerzähler zurück. Einer von den Prominentesten, der erste Syndicus der Industrie- und Handelskammer Essen, hat gleich nach seiner Rückkehr durch WTB ein Loblied auf die russische Schwerindustrie im Don-Becken singen lassen, dieselbe Industrie, deren Rückständigkeit und Unrentabilität den großen Dsershinski noch kurz vor seinem Tode, im Frühsommer dieses Jahres, veranlaßt hat, die Ingenieure und Geschäftsführer gleich dutzendweise herauszuschmeißen. So etwas bemerkt man freilich nicht, wenn man grade dabei ist, die Einrichtungen stillgelegter Ruhrzechen nach Rußland zu verkaufen.

Da in Deutschland die Propaganda, je nach der Mode, maschinell betrieben wird, nimmt die Geschäftstüchtigkeit sofort groteske Formen an. Die ‚Berliner Politischen Nachrichten', die vom Reichsverband der Deutschen Industrie und namentlich von den schwerindustriellen Gruppen gespeist werden, veröffentlichen jetzt über die Rußlandreise des Essener Syndicus folgenden Hymnus:

> Der Bauernstand bringt dem sozialistischen Staat und der Regierung Vertrauen entgegen. Dem System der Sowjetregierung ist die Anerkennung zu zollen, daß es in geschickter Form nach genau festgestellten Richtlinien jahraus jahrein den Aufbau vorwärtstreibt.

Wir möchten der Arbeiterschaft dieses Lob des Sowjetsystems – nicht etwa nur der Sowjetregierung – aus schwerindustriellem Munde nicht vorenthalten. Aber grade weil das Rußland-Geschäft jetzt die neue Walze der Industriephonographen zu sein scheint, wird es notwendig, einmal die Voraussetzungen dieses Geschäfts zu untersuchen.

Rußland ist kein bequemer Kunde. Die russischen Außenhandelsvertretungen und selbst die Moskauer Zentralstellen sind ausgezeichnet über die Marktlage in den kapitalistischen Ländern orientiert und lassen sich so leicht nichts vormachen. Die russische Regierung ist aber auch ein guter Zahler. Es gehört zur Berufskonversation aller wirtschaftlichen Sowjetfunktionäre, daß sie einem innerhalb der ersten fünf Minuten versichern: jeder Wechsel, den die Russen geben, sei prima prima, denn hinter jedem stehe die Sowjetregierung mit ihrem ganzen Renommee. Und das stimmt auch. Russen-Geschäfte sind heute, was vielleicht ein relatives Lob ist, mindestens ebenso sicher wie deutsche Geschäfte.

Die deutschen Lieferanten haben in Rußland vor der westlichen Konkurrenz die geringern Transportkosten voraus, und

politisch sind sie lieber gesehen als Engländer und Amerikaner. Wenn trotzdem Deutschland, das vor dem Kriege 50 Prozent der russischen Gesamteinfuhr und etwa 80 Prozent des Fertigwarenimports stellte, heute als Einfuhrland in der russischen Statistik erst hinter Amerika und England rangiert, so liegt das nicht nur an der geringern Kapital- und Kreditkraft, sondern auch an den üblen Kalkulationsmethoden und dem, was an den deutschen Rußland-Geschäften so drum und dran hängt. Als vor einigen Monaten die neuen Provisionsschwindeleien Iwan Kutiskers bekannt wurden, erfuhr man ja, mit was für Extraspesen der Export nach Rußland manchmal belastet ist. Die Berliner Handelsvertretung der Sowjetregierung hat sich damals um die Aufdeckung dieser Schwindeleien ein Verdienst erworben, aber sie hat es dabei bewenden lassen, ein paar Journalisten und die zuständigen Industriellenverbände von den Vorgängen in Kenntnis zu setzen. Inzwischen ist zwar die größte unter den deutschen Firmen, die an Iwan Kutisker, während er schon auf der Anklagebank saß, ihre Stempel und Geschäftspapiere ausgeliefert hatten, in die Brüche gegangen. Doch sonst ist Alles wieder in Vergessenheit geraten. Die russische Handelsvertretung, die es damals merkwürdigerweise nicht für notwendig hielt, sofort ihre Geschäftsverbindung mit allen Compagnons Kutiskers und allen mit Schmiergeldern arbeitenden Firmen zu lösen, hält an dem Brauch fest, in delikatern Angelegenheiten weder zivilrechtlich noch strafrechtlich vorzugehen. Allein mit Rundschreiben und ähnlichen platonischen Äußerungen wird sie die Sünder nicht auf den Weg der Tugend zurückführen.

Aber auch der Reichsverband der Deutschen Industrie würde wirksamer das Rußland-Geschäft fördern, wenn er nicht nur die Reklametrommel rührte, sondern auch darauf hielte, daß die deutschen Lieferanten Rußland nicht als Wild-Ost ansehen. Die Zuspitzung des Konflikts über den deutschen Dreihundertmillionenkredit und die Drohung Rykows im vergangenen Sommer, auf das deutsche Geschäft zu verzichten, beruhte, wie mir in Moskau gesagt wurde, vor Allem darauf, daß dort das Zirkular eines großen deutschen Industrieverbandes bekanntgeworden war, worin es ungefähr hieß: Nun, wo das Reich die Kreditgarantie für die Russen-Geschäfte übernommen hat, könnt Ihr fordern, was Ihr wollt. Es ist auch eine irrige Auffassung, wenn die deutschen Lieferanten glauben: was kommt es denn in Rußland schon auf ein paar Prozente mehr oder weniger beim Preis an, wenn die Russen selbst auf ihre Einfuhrwaren beim Weiterverkauf Zuschläge von 300 und 500 Prozent erheben? Die Russen selbst stehen, wie andre Völker, auf dem Standpunkt, daß ihre eignen Fehler die Leute draußen gar nichts angehen, und die deutschen Industriellen sollten schließlich auch in diesem Punkt einmal zu der Erkenntnis kommen, daß man die Sowjetrussen nehmen muß, wie sie sind.

Das Rohstahlkartell

Der Abschluß des europäischen Rohstoffkartells ist in Deutschland, mit wenigen Ausnahmen, hell bejubelt worden. Die

Zeit hatte zugunsten der Schwerindustrie besser gearbeitet, als die Regie: die scharfen Polemiken, die es im ersten Stadium der Verhandlungen gab, als die deutschen Stahlindustriellen in Paris sich nicht im geringsten um die Deutsche Botschaft oder auch nur um die Handelsvertragsdelegation kümmerten, waren längst verstummt. Die Rechte sagte keinen Muck, denn die fleißigen Unterhändler in Paris, Brüssel und Luxemburg waren ja ihre Leute, und auf der Linken ist jedes Unternehmen, das zwischen einem Deutschen und einem Franzmann ausgeheckt wird und daher den Namen international trägt, mittlerweile sakrosankt geworden. Aus Gründen friedlicher Verständigung versteht sich. Auf diese Weise ist es schon so weit gekommen, daß selbst die Rüstungsfabrikanten als Pioniere des Friedens verherrlicht werden, wenn sie untereinander zur Erhöhung der Preise einen internationalen Pakt ausknobeln.

Dabei hat sich doch bereits vor dem Kriege gezeigt, wie belanglos für die Erhaltung des Friedens solche internationalen Bindungen sind. Von den hundert zwischenstaatlichen Kartellen und tausend internationalen Konventionen war die Eisenindustrie damals schon mit Abmachungen über Schienen, Röhren, Trägern, Halbzeug, Draht und etlichen andern Erzeugnissen beteiligt. Und sogar die Panzerplatten- und Kanonenkönige, die Pulverfabrikanten und die Gewehrfabriken hatten ihre internationalen Schutz- und Trutzbündnisse. So hatten, beispielsweise, die deutschen Waffen- und Munitionsfabriken in Berlin und Karlsruhe, die Waffenfabrik Mauser in Oberndorf, die Oesterreichische Waffenfabriks-Gesellschaft und die belgische Fabrique Internationale d’Armes de Guerre für ihre Gewehr- und Karabinerlieferungen nach Rußland, Japan, China und Abessinien vereinbart, daß sie einander „jede mögliche Unterstützung gewähren, damit jede Fabrik aufs Rascheste und Billigste zu fabrizieren vermöge“. Man setzte gemeinsam die Preise fest, unterhielt eine Kartellkasse und tauschte sogar die Modelle und Zeichnungen aus. Das Alles und noch mehr gab es, und trotzdem brach ein ganz stattlicher Krieg aus, ohne daß die Kartellkollegen von der Rüstungsindustrie dagegen Einspruch erhoben. Und genau so wird es auch künftig sein. Das Eisen zieht den Mann an, heißt es bei Homer. Aber das Eisen zieht auch den Krieg an, und beim schlechtesten Krieg verdient die Stahlindustrie immer noch mehr als beim besten Friedenskartell. Deshalb soll man sich nur nicht der Illusion hingeben, das deutsch-französisch-belgisch-luxemburgische Stahlkartell trage an sich schon zur Erhaltung des Friedens bei. Gewiß finden bisweilen auch eiserne Friedenspalmen zur Dekoration Verwendung, Waffen aus Eisen sind und bleiben aber das einträglichste Geschäft der Schwerindustrie.

Es liegt also gar kein Grund vor, aus pazifistischen Rücksichten die wirtschaftlichen Schattenseiten des neuen Stahlkartells in Kauf zu nehmen. Die aber sind offenbar. Das Kartell verfolgt vorläufig, wie seine Begründer selbst zugeben, als Hauptzweck eine allgemeine Preissteigerung. Die rückständigen Auslandspreise sollen auf den Stand der höchsten Inlandspreise gebracht werden. Schon jetzt ist gelungen, durch internatio-

nale Vereinbarungen die Preise so in die Höhe zu schrauben, daß für den deutschen Eisenexport allein 40 Millionen im Jahr mehr abfallen. Und ähnlich profitieren die ausländischen Schwerindustrien dabei. Das Einheitsziel ist nicht: gleichmäßig niedrige, sondern gleichmäßig hohe Preise zu halten.

Das ist das Endergebnis einer Aktion, die unter dem Vorwand begann, man beabsichtige einen Austausch zwischen deutscher Kohle und französischen Erzen, um die künstlich auseinandergerissenen Wirtschaftsgebiete wieder aneinanderzubinden. Herausgekommen ist nichts Andres als ein monopolartiges Preis- und Produktionskartell mit schwersten Belastungen für den Konsum. In Deutschland ist den nächstliegenden Konsumenten, der rohstahlverarbeitenden Industrie anscheinend der Mund gestopft. In Frankreich ist das nicht ganz so gut gelungen, und Loucheur, der als Führer der nordfranzösischen eisenverarbeitenden Industrie seit langem einen erbitterten Kampf gegen die Schwerindustrie führt, rumort bereits ein bißchen. Aber man darf darauf nicht allzu große Hoffnungen setzen. Wenn solch ein Gebilde einmal da ist, dann ist unendlich schwer, es zu beseitigen oder auch nur unter eine wirksame öffentliche Kontrolle zu stellen. Wie wenig die bedeutet, wissen wir ja in Deutschland, dem Lande des Reichskohlen- und Reichskalirats zur Genüge. Wir wollen durchaus nicht bestreiten, daß ein internationales Stahlkartell von solchen gigantischen Ausmaßen, auch ohne Staatsaufsicht und ohne die Unternehmergewinne zu beeinträchtigen, in der Lage wäre, produktionstechnisch fortschrittlich zu wirken. Aber was bisher an Plänen und Tendenzen sichtbar ist, macht den Brüsseler Stahlpakt zur unerfreulichsten aller internationalen Verständigungen.

Der leuchtende Schatten von Oskar Loerke

Mir starb mein zweiter, mein leuchtender Schatten,
Den ich geflügelt bei mir sah.
Hier zwischen Menschen ihn bestatten,
Ich darf es nicht: ich lebe ja.

Hebe der Sturm ihn empor mit großem Schwunge!

In des Abends purpurne Gnade
Reckt sich eines Wolkenlandes Zunge,
Mit Traum-Erzadern, entblößt.
Verwandelt rennt an ihr Gestade,
Was der Weltenseegang zu ihr flößt.

Dort ist nicht not: zu bedenken
Ein Geviert in Gras und Moose,
Am gestrafften Hanf als Lot
Den Stein zu senken,
Mit dem Spaten zu schneiden
Durch der Muschel weiße Rose –
Es ist nicht not.

Schwingen dort Flügel?
Schon sind sie verwischt.
Falten sich müde?
Schon sind sie erfrischt.
Sie mögen nicht kommen, nicht scheiden.

Theater und dergleichen in Berlin von Alfred Polgar

In Berlin wird sehr gut Theater gespielt. Und sehr viel. Manches ist sehenswert, aber wer es gesehen hat, ist um eine so verschwindend kleine Nuance erlebnisreicher als Der, der es nicht gesehen hat, daß der Posten für seine Glücksbilanz kaum in Frage kommt. Wenig neue, junge Erscheinungen zeigen sich auf den Bühnen Berlins, vom Fanatismus für den Beruf ist kaum was zu spüren, es weht ein kühler Wind, und vor den Ehrgeiz haben die Götter die Brotfrage gesetzt. Die ganze Institution: Theater scheint brüchig und locker, wie angefressen von den Säuren der Zeit.

Zweimal Oliver

Das ist ein neues Stück von Georg Kaiser. Handlungsgerüst? Ein armer Verwandlungskünstler vom Varieté ähnelt in einer seiner Masken dem verschollenen Freund der Olivia so sehr, daß sie ihn dingt, ihr täglich eine Stunde die Illusion zu schaffen, jener Andre säße bei ihr. Der arme Mann lebt sich in die Rolle hinein. Da er aus ihr wieder hinaus soll – der Verschollene kam wieder –, vermag er das nicht mehr. Der, der er ist, und Der, den er spielte, verschmelzen in seinem Ich-Gefühl, und im treuherzigen Glauben, Selbstmord zu begehen, erschießt er den Andern. So endet Oliver, in einem sehr schönen, gestreiften, schlicht-schicken Spitals-Pyjama – Moissi trägt es mit der Sanftmut und Würde eines gekränkten, großäugigen Heiligen – im Narrenhaus. Also eigentlich eine Pirandello-Sache. Georg Kaiser füllt sie mit Theater-Ekrasit. Figuren von einer bis zum Gespenstischen krassen Lebendigkeit mischen sich ins Spiel, den Klang ihrer Seelen deckt das scharfe Geklapper ihrer Kinnladen. Wunderlich, wie solch geistig intensiviertes Theater sich doch wieder dem Kasperltheater nähert (um ein paar Schraubenwindungen höher)!

Die Räuber

im Staatstheater, inszeniert von Erwin Piscator, nach Wertung von Vielen der eigenartigste und zeitgerechteste unter den jungen Regisseuren Deutschlands. Er inszenierte die ‚Räuber' aus seinem sozialen Bekenntnis heraus, das ein paar Meter links von links ist. So wurde Karl Moors Bande ein Haufe von Communards, über denen rot und hoch der Stern der Revolution leuchtet. Spiegelberg, ich kenne Dir nicht! Er ist, bei Piscator, Kopf und Herz des Unternehmens, der Theoretiker der Revolution, gekocht in ihren stärksten unverfälschten Säften. Den Karl Moor, dessen Empörer-Pathos auf dem Schlemmgrund privaten Erlebens gebaut ist, und der die Revolution zu sentimentalisieren droht, haßt er, der „edle Räuber" ist ihm zum Kotzen; da Spiegelberg, von Schweizers plumpem Dolch getroffen, stirbt, erklingen ihm „die Glocken der Freiheit", und Moor hält einen Nachruf, an dessen Stelle ganz gut die Rede treten könnte, die bei Schiller erst später, an der Donau, bei Piscator gar nicht kommt: So stirbt ein Held! Der Text ist vielfach reduziert und geändert, das menschlich-

Gemeine des Spiegelberg völlig weggetan. So sagt er, zum Beispiel: „Sein Register hat ein Loch“ (wobei er sich beziehungsvoll an die Stirn tippt) und schenkt sich den meuchlerischen Nachsatz. Sein Register hat ein Loch, Piscator hat das Gift weggelassen. Der vortreffliche Schauspieler Paul Bildt macht, in Trotzkis Maske, eine sehr präsente Figur aus dem so geretteten Moriz, kühl und doch fanatisch, scharf ohne den gewissen theaterteuflischen Schliff. Er geht, gleich seinen Kameraden, in einer zeitlosen, halb heutigen Lumpendreß, doch wirken die Gewänder keineswegs (wie bei dem närrischen Frack-Hamlet) als absichtsvolle Bizarrerie, ebensowenig wie dann das Saxophon, das der Räubermusik voranquäkt.
Beides, Trachten und Saxophon, sind hier: Sache der Gesinnung. Sie geben gewissermaßen die Kontinuität des wellenförmig durch die Jahrhunderte schwingenden Aufruhrs der Erniedrigten, drücken aus: die Trachten ändern sich, nicht der Takt, den unter ihnen das rebellische Herz schlägt, die Instrumente wechseln, nicht der Atem der Empörung, der sie klingen macht. Sehr schön, bei Piscator, Bewegung und Steigerung der ersten, der sozusagen konstituierenden Versammlung der Libertiner, auch die Räuberszenen im Walde, der furchtbare Haufe, in den der Geist des Kollektivismus gefahren ist. Den geistlichen Herrn mit seiner komischen Suada, den Bevollmächtigten der Ordnung, ersetzt eine ernste, ernst genommene Gerichtsperson. Seltsamerweise wird grade hier dem Text Treue gewahrt. Das „und läßt es, höre, und läßt es beim Rade bewenden“, das mit den Ehrenämtern, die den Räubern, liefern sie ihren Hauptmann aus, zugesichert werden, ist ganz und gar pfäffisch gedacht und gesprochen; und Schiller hat schon gewußt, warum ers einen Kuttenträger sein ließ. Im Mund der Rechtsperson, die bei Piscator unter die Bande tritt, wirkt die grotesk-jesuitische Salbaderei leer und farblos. Eine Stunde lang faszinieren diese neuesten ‚Räuber‘ durch ihre Härte, ihr Tempo, ihre unklassische graue Lebensfarbe (auch im Bühnenbild). Dann flaut die Wirkung ab, obgleich in Originalität durchgehalten wird. Sie erreicht ihren Gipfel dort, wo Karl, Franz und Amalie auf dreigeteilter Bühne simultane, satzweis wie Zahnräder ineinandergreifende Monologe sprechen, wobei naturgemäß immer der eine Schauspieler, hat der andre das Wort, in seinem Käfig ohne vierte Wand ziemlich verlegen-verloren herumsteht, und des Zuhörers Spannung vor Allem die Spannung ist, ob sie, die Schauspieler, ihren Einsatz treffen oder verpassen werden. Brand und Erstürmung von Moors Schloß, das von farbigem Rauch koloriert erscheint, ist eine lebendige Zirkusnummer. Auch hier greift modernste Bühne mit kompliziertem Übergriff auf primitives Theater zurück. Das Ewig-Kindliche zieht uns hinan.

Cromwell

ein Schauspiel von Klabund, phantasiert frei über den historischen Vorwurf. Der dichterische Ertrag ist gering; auch das Theater hungert da an vielen bunten Schüsseln. Klabunds

Stück ist von der Berliner Presse so zugedeckt worden, daß ich ihm nicht gern auch noch eine Scholle Kritik nachwerfen möchte. Klöpfer ist Cromwell. Seine hämmernde Beredsamkeit schlägt heraus, was an Funken in der Rolle steckt. Etlinger, trotz so langem Berlin noch immer bezwingend wienerisch, macht als Zwerg-Harlekin das pfiffigste Mienen- und andre Spiel. Ein himmlischer Wurstel mit etwas höllischem Salz.

Kukuli

ein Schwank fast aus dem Deutschen. Höchst sehenswert durch Carola Neher. Eine bezaubernde Frau und Schauspielerin, mehr als hübsch, mit der Grazie und Flinkheit eines kleinen Raubtiers, temperamentvoll bis in die Haarspitzen, blitzend von Klugheit und Humor. Wie wird es diesem lieblich-wilden Naturwesen im Klima des Burgtheaters ergehen, wohin sie zum Frühjahr verschickt werden soll?

Revuen

Die netteste, lustigste heißt: ‚Die fleißige Leserin' und ist von Marcellus Schiffer. Ein paar junge Leute, mit einem Minimal-Aufwand an Dekoration und Kostüm, meist im Straßenkleid vor etwas farbigem Pappendeckel, verulken da, ganz leicht aus dem Handgelenk, Zeit und Ort (ohne beiden weh zu tun). Ein Chanson: „Man ist nicht gekränkt, man ist nicht verletzt, man ist nur ein wenig erstaunt“ verdient den Nobelpreis für Couplets.

Bei Nelson macht der Komiker Schaeffers den Abend angenehm. Er hat so was Gelassenes, Beiläufiges, Halblautes in seinem Humor, einen ironisch-resignierten Unterton im Sprechen, mit dem er immer ein Stückchen abrückt vom zweifelhaften Witz seiner Rolle. Da kneift er dann auch die Augen bis auf einen ganz dünnen Spalt zu, als wollte er den Unsinn gar nicht sehen, den er treiben muß.

In der andern Nelson-Revue, im Theater am Kurfürstendamm, gibt es zwei wunderbare russische Tänzer: Parts-Oginsky. Sie tanzen „Kolben und Zahnrad“, im eisengrauen Kleid, ohne Musik, nur zu etwas metallischem Geräusch hinter der Szene. Herrlich der Rhythmus, die Exaktheit, das Ineinandergreifen der Bewegung in diesem Trocken-Tanz. Die einzige Nummer sämtlicher Revuen Berlins, bei der sich zum Wort „Stil der Zeit“ auch etwas wie ein Begriff einstellt.

In der gleichen Revue ist Harald Paulsen zu sehen, der bildhübsche, brillante, immer von einer Art Radikalismus geheizte Tänzer, Sänger, Lächler, an jeden Schritt und jede Silbe zumindest hundertundein Prozent seiner gesamten Spiel-Energien wendend; und Max Adalbert, die liebenswürdige Inkarnation berlinischen Witzes, das Trockenste an Komik, frech ohne Giftigkeit, mühelos, von mehr Einfällen bedrängt, als das Mundwerk, so rapid es ist, verarbeiten kann. Eine Oase im märkischen Sande.

Das Cabaret der Komiker hat in der originellen Ilse Bois seinen Star. Hell von vielen Talent-Lichtern und -Lichterchen,

voll von Anmut im Übermut, parodiert sie „die Revue“, trifft
die typische Revue-Tanzerei und -Singerei ins Herz ihrer
Lächerlichkeit. Wie scharf beobachtet Alles und wie sicher,
mit ein paar Linien, hingezeichnet! Das besonders Feine aber
ist, daß Ilse Bois, was sie karikiert, auch unkarikiert vollendet
gut kann: sie gibt die tadellose Leistung plus einem Zusatz von
gifthaltiger, die Leistung vernichtender Clownerie.

Reso

aber heißt die Pointe dieses herbstlichen Tingltangl-Berlin.
Ein Clown mit Fischmund und erstaunt-verlegenen Glotz-
augen zwischen Lachen und Weinen, der nichts auf der Bühne
tut als gehen und laufen. Er hat keine Knochen, schiebt sich
in- und auseinander wie ein Fernrohr. Seine Füße sind aus
Teig, und wenn er sie auf den Boden setzt, schlabbern sie
weich davon. Er rinnt an sich herunter, wie eine unendliche
Schraube, manchmal hüpft ein Stück Bauch oder sonstwas mit
erschütternd komischer Plötzlichkeit vor, und zwischendurch
geht er senkrecht ein bißchen die Wand hinauf. Er ist im-
stande, sich mit einem Fuß auf denselben zu treten. Er läuft
furchtbar eilig, ohne auch nur um einen Millimeter vorwärts
zu kommen, er läuft rasch und rascher, keuchend, atemlos,
tief verängstigt rückblickend nach den Verfolgern (die nicht
da sind), als ob sie ihn schon haben. Er ist der unheimlich-
spaßigste Kerl, den ich je gesehen habe, und gegen seine Be-
weglichkeit ist Grock ein steifer Grock.

Aus meinem Kalikobuch von Kurt Hiller

Philister — das ist Der, der sich durch nichts erschüttern läßt. Vor
dem entsetzlichsten Anblick schließt er sein inneres Auge;
Gründe sind ihm nur Begriffsgeklapper und Spitzfindigkeiten, er hört
nicht auf sie; wer mit Engelszungen zu ihm spricht, erzeugt allen-
falls eine süße Musik in ihm, einen Ohrenschmaus.

*

Die übliche Verbindung: Konservativität und Kälte. Seltnere
Fälle: Konservativität und Wärme — oder Kälte und Revolutionarität.
Revolutionarität und Wärme, das kommt fast nie vor. Dabei sind
Naturen, in denen beide Eigenschaften verbunden wirken, die eigent-
lich verwirklichenden. Nur ragt hinter jedem Menschen dieser Artung
ein riesiger Schatten auf: das Kreuz.

*

„Preußisch“ ist ein zu zerlegendes Amalgam aus „schroff“ und
„exakt“; während „oesterreichisch“ ein zu zerlegendes Amalgam
aus „liebenswürdig“ und „schlampig“ ist. Ich bin borussophil nicht
um der Schroffheit und austrophob nicht um der Liebenswürdigkeit
willen. Das Heil, wie immer, liegt in der Synthese; hier in der
austro-borussischen: aus Liebenswürdigkeit und Exaktheit.

*

Neulich bemerkte mein Barbier, am Schlusse längerer, vortreff-
licher Darlegungen über das Vermieterschutzgesetz, die Zölle und
die Arbeitslosigkeit: „Ich sehe der Zukunft schwarz entgegen!“ „Ich
sehe ihr rot entgegen!“, erwiderte ich. Da lachte der einfache, doch
kluge Mann übers ganze Gesicht und sagte: „Wir meinen vielleicht
beide das Selbe, Herr Doktor!“

Film im September von Axel Eggebrecht

Die deutsche Produktion

hat das unmöglich scheinende Kunststück fertiggebracht, ihr Niveau noch immer weiter zu senken. Da in diesem wirtschaftlich schwersten Winter das Kontingentverhältnis 50 zu 50 gegenüber der Einfuhr vielleicht zum ersten Mal zahlenmäßig wirklich durchgeführt werden soll, ist ein großer Teil der angekündigten Filme nichts als ein Alibi, das sich die amerikanischen Importeure und ihre deutschen Beauftragten möglichst billig beschaffen müssen. Die Masse soll es bringen. An die 250 deutsche Filme sind schon angekündigt. Die Überschwemmung der 3000 deutschen Theater mit mindestens 500 Filmen wird also auch in diesem Jahr weitergehen, während die 18 000 amerikanischen Kinos nur eine um ein Drittel größere Anzahl zur Vorführung bringen. Im Mißverhältnis dieser Zahlen, die hier nicht ohne Absicht wiederholt werden, liegt einer der Hauptgründe für den schmählichen Zustand der deutschen Produktion.

Es handelt sich da meist um Machwerke, die die berühmte Kostengrenze von 100 000 Mark nicht einmal erreichen werden. Schon ganz äußerlich macht sich neuerdings das Auftauchen billiger Wackeldekorationen bemerkbar, die an die Urzeiten des Films erinnern. Die Stars dritter bis sechster Güte dürfen sich in die Hauptrollen spielen, weil sie billiger sind. Auch die Frage des Nachwuchses bekommt unter diesen Umständen einen sehr kommerziellen Sinn. Plötzlich entdeckt man den überall. Vor einem Jahr gab es die Sorge: Woher Nachwuchs? Heute ist die einzige Frage berechtigt: Wozu wird er noch gebraucht?

Zunächst einmal geraten in der allgemeinen Direktionslosigkeit und Billigkeitspsychose die paar Begabungen in Gefahr, die überhaupt vorhanden sind. Da ist die Damita mit ihrer seltenen natürlichen Anlage für bildhaften Ausdruck. Man hat sich auf ihre Schönheit verlassen, sie nicht weiter schauspielerisch entwickelt, sondern auf eine kapriziöse Art von leeren Posen festgelegt, die der kleine Moritz für typisch pariserisch halten mag. So erscheint sie schon in dem dritten Film ihres Lebens: ‚Der goldene Schmetterling‘, als nichtige, eitle kleine Diva, mit den albernen Allüren einer Murray oder Negri, ohne deren schauspielerischen Fonds. Hoffentlich kommt sie jetzt in den Händen ihres neuen Regisseurs Pabst noch zur Umkehr.

Dieser typische Fall rechtfertigte ein paar ausführlichere Worte. Für die übrigen gezeigten deutschen Filme ist im Einzelnen jedes Wort der Besprechung eine Verschwendung. Eine besondere Enttäuschung ist das deutsche Lichtspielsyndikat, jene Produktionsgemeinschaft der Theaterbesitzer, deren Spitze gegen die Diktatur der großen Verleiher gerichtet ist. Wie sich nun nach dem zweiten Film der Gruppe herausstellt, bedeutet diese wirtschaftlich verständliche Demonstration eine üble Anpassung an die niedrigsten Tagesinstinkte des Publikums. Der Kinobesitzer als Produzent möchte die Militärfilm-

seuche endemisch machen! Dieser ‚Veilchenfresser‘ ist die läppischste aller Lappalien geworden, die wir im letzten Jahr über uns ergehen lassen mußten: ein trauriger Rekord, für dessen leider auch technische Unzulänglichkeit der große Könner Zelnik verantwortlich zeichnet. Man hat beinah den Eindruck, als hätte mancher Produzent eigentlich selbst die Nase voll von dem, was er dann doch immer noch einmal und noch einmal dreht...

Die Ufa

hat als einzigen von ihr selbst hergestellten Film den ‚Mann im Feuer‘ gezeigt. Es war eine Parodie auf die eigne Vergangenheit und eine Persiflage des gegenwärtigen Programms, das Pflege des Kulturspielfilms versprach. Hier wurden durch eine hilflose und verlogene Spielhandlung die herrlich photographierten, exakten, nach straffer Bildgestaltung verlangenden Leistungen der Berufsfeuerwehr gradezu beleidigt. Aber die Zukunft des eben noch mächtigsten Gebildes der deutschen Filmindustrie kann man wohl überhaupt nicht mehr pessimistisch genug beurteilen. Am Tage dieser peinlichen Premiere wurde offiziell zugegeben, daß die Ufa ihr Zentralgebäude Potsdamer Platz an Kempinski abgibt. Nachdem der Verleih schon vorher ins Haus und in die Hände der amerikanisierten Parufamet übergegangen ist, zieht sich die Rumpf-Ufa aufs Altenteil ihrer Theaterverwaltung zurück. Aus dieser rasch fortschreitenden Zersetzung steigt der Verwesungsgeruch eines großen Presseskandals gegen den ‚Filmkurier‘, eine vorläufig noch ganz ungeklärte Affäre. Selbst wenn sich die Richtigkeit der Beschuldigungen herausstellen sollte – der Verleger des ‚Filmkurier‘ soll unter Androhung einer publizistischen Fehde Aufträge gefordert haben –, so steht fest, daß bis jetzt der ‚Filmkurier‘ mit die sachlichste, kenntnisreichste und unabhängigste Filmkritik von Berlin geschrieben hat. Aber die

Kritik an den deutschen Filmzuständen

wird selbstverständlich überhaupt desto unbeliebter, je trüber diese Verhältnisse werden. Erfreulicherweise ist die Erkenntnis von der großen Aufgabe, die jetzt in entscheidendem Maße der öffentlichen Kritik zufällt, an vielen Stellen im Wachsen begriffen. Unter den wertvollsten, den kritischen Schichten des Publikums – intellektuellen und proletarischen – macht sich schon eine gewisse Bewegung gegen den Film überhaupt bemerkbar, und es fehlt nicht an Prophezeiungen seines baldigen Untergangs. Wer also noch an ihn glaubt, darf nicht zögern, dem derzeitigen deutschen Kintopp Kampf bis aufs Messer anzusagen. Mit der Anprangerung jedes Militärschmarrens, jeder schmierigen Wienerei ist es nicht mehr getan: der ganze mittelmäßige, trübe, dumpfe Geist dieser Konjunktursaison muß attackiert werden. Jede Halbheit ist ein Verbrechen an der Zukunft des Films.

Überall regt sich die Opposition. Mitte September hat das Berliner Tageblatt den erfreulichen Mut gehabt, eine ganze Sonntagsbeilage dem Kampf gegen den nationalistischen

Stumpfsinn zu widmen. Jetzt endlich will auch der Volksfilm-
ausschuß der Volksbühnen aktiv werden. Das äußert sich zu-
nächst in der Bildung von neuen Ausschüssen und Kommissio-
nen, doch mit dem erfreulichen Ziel, eine Volksfilmgemeinde
mit fester Besuchsverpflichtung zu schaffen. Damit ließe sich
schon ein Druck ausüben. Von andrer Seite wird vorgeschla-
gen, die Arbeiterbank solle ein Großkino erwerben oder bauen.
Endlich entfaltet die Deutsche Filmgewerkschaft der Kino-
arbeiter und Angestellten neuerdings rege Propaganda zur Bil-
dung einer Arbeitsgemeinschaft linksgerichteter Interessenten-
kreise und zur Vorbereitung einer dementsprechenden Produk-
tion. Das ist in der Tat das Entscheidende. Vielleicht ist die
Lage jetzt reif für derartige Versuche, die seinerzeit – beim
Mißerfolg der Filme ‚Schmiede‘ und ‚Freies Volk‘ – viel Geld
gekostet und enttäuscht haben.

Die Ankündigungen kommender Filme

sind wenigstens teilweise die einzigen Lichtblicke in der all-
gemeinen Finsternis. Für die ‚Prometheus‘, die Firma des Po-
temkin-Films, hat der Moskauer Regisseur Rasumnij einen
Film mit großenteils deutschen Schauspielern beendet, ein
interessanter Versuch. Czinner macht für die ‚Phoebus‘ einen
neuen Film mit der Bergner. Im Rahmen der deutschen Fox-
Produktion aber werden gleich zwei ganz wesentliche Experi-
mente gemacht: Ruttmann, der Mann der abstrakten Filme,
dreht: ‚Berlin, die Symphonie einer Großstadt‘, einen Quer-
schnitt durch die Wirklichkeit, ohne die Retusche von Regie,
Handlung und Spiel; und der Operateur Karl Freund
wird mit Leonhard Frank zusammen ‚Die Räuberbande‘ ohne
Regisseur drehen, ein Versuch neuer Intensivierung der Film-
arbeit vom Manuskript bis zur Bildwerdung im Objektiv.

Die Amerikaner

haben bis jetzt weniger vollkommene Filme als einzelne ganz
hervorragende Schauspielerleistungen gezeigt. Adolphe Men-
jou parodiert entzückend die europäische Durchlaucht, die mit
Anleiheabsichten nach Amerika kommt, der Alles dort vom
selbstbewußten Newyorker Lausejungen bis zum Schlapphut
des Businesman ungeheuer imponiert, während die Dollar-
töchter vor ihr auf dem Bauch liegen. Die Swanson beweist
als Küchenmädchen mit dem „Theaterfimmel“, wie eine geniale,
urwüchsige, von Eitelkeit freie Schauspielerin sich schließlich
noch gegen ein schwaches Manuskript und eine konventionelle
Regie durchsetzen kann. Aber hoffentlich bekommen wir sie
endlich einmal in einer freien, abgerundeten Leistung zu sehen:
es gibt nicht ihresgleichen. In der Langatmigkeit von ‚Ben Hur‘
– der zwei oder gar drei Jahre Arbeit gekostet hat, und dem
man das doch verzweifelt anmerkt – gehen die zwei tollsten
Sensationen beinahe verloren, die je filmisch zerhackt, zu
neuer Bildlichkeit zusammengewürfelt und dem (buchstäblich!)
atemlosen Zuschauer ins Gesicht geworfen wurden: eine See-
schlacht und ein Wagenrennen. Mit Recht wurde eine hane-
büchene Klitterung über die russische Revolution: ‚Die Wolga-

schiffer‘ rundweg abgelehnt – übrigens auch fast von der gesamten Kritik. Das reinste Stück amerikanischer Filmkultur war ‚Robin Hood‘, ein Fairbanks-Film, worin durch den höchst einfachen Realismus beefsteakessender Könige und geschundener Turnierhelden das ritterliche Backfischideal des Mittelalters ironisch erledigt wird. Das ist der Walter-Scott-Roman unsrer Tage, die Romantik ist zum Teufel, man steht über der Situation, das Tempo von Douglas Fairbanks hat dennoch die edle Haltung jener alten Douglas aufs wunderbarste erneuert; blasse Burgherrinnen, Turniere und Kreuzzüge sind nichts weiter als Elemente eines souveränen Spiels mit dem bewegten Leben, ganz wie die Großstadt Berlin es für Ruttmann ist. Nach einem solchen Film weiß man wieder, daß die ganze Nichtswürdigkeit unsrer Produktionen noch lange keine letale Agonie ist. Sondern eine Pubertätserscheinung. Oder vielleicht auch erst Kindbettfieber.

Berliner Verkehr von Theobald Tiger

Bezüglich dem Berliner Verkehr steht an jeder Ecke ein Mann,
der müllert
und hält alle Autos und Kinderwägen und Invaliden auf
Rollen an.

Weiße Handschuhe heben sich, Lampen blinken, Signale blitzen,
während gelangweilte Fahrgäste in den Wagen sitzen,
auch haben wir leuchtende Schildkröten, bitte sehr –
und das Einzige, das uns noch fehlt, ist der Verkehr.

Aber wo nichts ist, haben nur S. M. der Kaiser das Recht verloren,
nicht aber wir deutschen Organisatoren –
denn ist auch unser Wagenpark noch so klein:
organisiert muß sein.

Es läßt uns nicht ruhen.
Und genau so, wie wir dies tun,
wie wir den nicht vorhandenen Verkehr in Klein-Rülpsig
    und Groß-Berlin befestigen und organisieren,
regieren
wir im ganzen Lande umher.
Das deutsche Leben gehört dem Aktenverkehr.

Wir organisieren Kleinkinder-Gärten und das
                     Groß-Hamburger Hafenlogis,
den Radiumverbrauch auf dem Lande, den Weinbau
                       in Ostpreußen sowie
Aufzucht von Ammen und Seidenraupen im Spreewald,
                       auch desgleichen
den Wohnungsbau und die Reform der Aktenzeichen.

Sinn hat unser Tun keinen, in allen Fällen.
Wir sind so, wie wir uns die Amerikaner vorstellen.
Wir sind nicht mehr Posen, noch nicht Amerika,
sondern stehen inmitten
beider in emsiger Leere da,
halten den Verkehr auf und uns für sehr fortgeschritten.

Im Verlag Williams & Co. (Charlottenburg, Königsweg 33) erscheint dieser Tage: ‚Doktor Dolittles schwimmende Insel‘. Doktor Dolittle, Freund aller Tiere und Kenner ihrer Sprache, will mit seinem kleinen Freunde Tom Stubbins und seinen Lieblingstieren die schwimmende Insel aufsuchen. Zur Vervollständigung seiner Schiffsbemannung wünscht er sich noch Lukas den Einsiedler. Der ist nun in seiner einsamen Hütte auf der Marsch nicht zu finden, und Jip der Hund erzählt, Lukas sei soeben verhaftet worden: er soll in den Goldminen Mexikos einen Mann erschlagen haben – aber seine Bulldogge Bob, die bei dem Morde dabeigewesen, habe ihm, Jip, geschworen, daß Lukas gänzlich unschuldig sei. Doktor Dolittle erklärt daraufhin: wenn das Gericht Bob als Zeugen und ihn als Dolmetscher zulasse, so werde ihm unbedingt gelingen, Lukas freizubekommen. Erzähler der Geschichte ist Tom Stubbins, dem Doktor Dolittle auch die Tiersprache beigebracht hat.

– – – – – – – – – – – –

Im Gerichtssaal war Alles sehr feierlich und wunderbar. Es war ein hoher großer Raum. An der einen Wand befand sich der erhöhte Platz des Richters, und dort saß auch schon der Richter, ein alter hübscher Mann, mit einer herrlichen grauen Perücke und schwarzem Gewand.

„Dort ist Lukas selbst und dort die Zeugenbank, und dort sitzen die Anwälte in weißen Perücken, und dort die zwölf Leute sind die Geschworenen“, sagte Doktor Dolittle. „Ich gehe jetzt hinunter, um mit einem von den Männern in den weißen Perücken, Herrn Jenkyns, dem Rechtsanwalt von Lukas, zu sprechen – bleibe du, bitte, hier und halte zwei Sitze für uns frei. Bob bleibt bei dir, laß ihn nicht aus den Augen – es ist besser, daß du ihn am Halsband festhältst. Es wird nicht länger als eine Minute dauern.“ Mit diesen Worten verschwand er in der Menge.

Bald kehrte der Doktor mit einem außerordentlich jung aussehenden Manne zurück, der ein weiches rundes Gesicht wie ein Junge hatte.

„Stubbins,“ sagte der Doktor zu mir, „das hier ist Percy Jenkyns, der Rechtsanwalt von Lukas. Er will versuchen, Lukas freizubekommen.“

Herr Jenkyns schüttelte mir die Hand, drehte sich um und fuhr fort, mit dem Doktor zu sprechen.

„Oh, das ist eine herrliche Idee. Natürlich muß der Hund als Zeuge zugelassen werden – er ist der Einzige, der mitangesehen hat, wie die Sache vor sich gegangen ist. Ich bin schrecklich froh, daß Sie gekommen sind. Ich hätte das nicht um die Welt versäumen mögen. Donner und Doria! Darüber wird sich aber mal der alte Gerichtshof aufregen! Diese Schwurgerichtssitzungen sind immer schrecklich langweilig – das wird sie einmal aufrütteln: eine Bulldogge als Entlastungszeuge! Ich hoffe, daß eine Menge Berichterstatter da sind. Einer zeichnet schon den Angeklagten. Ich werde dadurch

sehr bekannt werden. Conckey wird das aber Spaß machen! Donner und Doria!“

Er legte die Hand über den -Mund, um sein Lachen zu unterdrücken, und seine Augen funkelten vor Schadenfreude.

„Wer ist Conckey?“

„Pst, der Richter, der ehrenwerte Eustace Beauchamp Conckey.“

„Nun“, sagte Herr Jenkyns und holte sein Notizbuch her-vor, „müssen Sie mir aber auch etwas von sich selbst er-zählen... Ihr Doktorexamen haben Sie also in Durham ge-macht, und wie hieß doch Ihr letztes Buch?“

Sie flüsterten jetzt, und ich konnte nichts mehr verstehen und begann, mich wieder umzusehen. Die ganze Zeit konnte ich kaum meine Augen von dem armen Lukas abwenden, der zwischen zwei Polizisten saß und auf den Fußboden starrte, als ob das Ganze ihn nichts anginge. Nur ein einziges Mal, als man einen kleinen dunklen Mann mit bösem Blick und kleinen wässrigen Augen aufrief, wurde er aufmerksam. Wie dieser Mann in den Gerichtssaal getreten war, hatte ich Bob unter meinem Stuhl knurren hören, und die Augen seines Herrn hatten vor Zorn und Verachtung geblitzt. Dieser Mann sagte, er heiße Mendoza, und er sei Derjenige, der die mexi-kanische Polizei zu der Mine geführt habe, nachdem Blaubart-Bill getötet worden war, und bei jedem Wort, das er sagte, konnte ich Bob zwischen seinen Zähnen hervorknurren hören: „Es ist eine Lüge! Er lügt! Er lügt! Ich werde ihm das Gesicht zerreißen! Er lügt!“ Und sowohl der Doktor wie ich hatten tüchtig zu tun, den Hund unter dem Sitz festzuhalten.

Dann bemerkte ich, daß auch Jenkyns von des Doktors Seite verschwunden war, aber plötzlich sah ich ihn an dem langen Tisch stehen und mit den Richtern sprechen.

„Euer Ehrwürden,“ sagte er, „ich will hiermit einen neuen Entlastungszeugen vorführen: Herrn Dr. Johann Dolittle, Na-turforscher. Bitte setzen Sie sich auf die Zeugenbank, Herr Doktor.“ Ein Murmeln des Erstaunens ging durch den über-füllten Raum, als der Doktor sich seinen Weg durch die Menge bahnte, und ich bemerkte, wie der gräßliche Staatsanwalt mit der langen spitzen Nase sich herunterbeugte und einem Freund etwas zuflüsterte und dabei so häßlich grinste, daß ich Lust bekam, ihn dafür ordentlich zu kneifen. Dann stellte Herr Jenkyns dem Doktor eine Menge Fragen über ihn selbst und ließ ihn mit lauter Stimme antworten, damit ihn der ganze Gerichtshof hören könnte. Zum Schluß sagte er:

„Sind Sie, Herr Doktor Dolittle, zu beschwören bereit, daß Sie die Sprache der Hunde verstehen und sich ihnen auch verständlich machen können? Ist das die reine Wahrheit?“
„Ja,“ sagte der Doktor, „das ist die reine Wahrheit.“
„Und was, wenn ich fragen darf,“ unterbrach ihn der Rich-ter mit leiser würdiger Stimme, „was hat das Alles mit der Ermordung dieses – wie heißt er doch? Blaubart-Bill zu tun?“

„Euer Ehrwürden,“ sagte Herr Jenkyns und sprach so großartig, als ob er auf der Bühne eines Theaters stünde, „in

diesem Gerichtssaal befindet sich augenblicklich eine Bull-
dogge, der einzige lebende Zeuge, der den Mord mitangesehen
hat. Ich schlage vor, daß mit Erlaubnis des hohen Gerichts-
hofs der Hund auf die Zeugenbank gesetzt und durch den
ausgezeichneten Wissenschaftler Herrn Doktor Johann Do-
little befragt wird.“

Zuerst herrschte tödliches Schweigen im Saal. Dann be-
gannen Alle zugleich zu flüstern oder zu kichern, bis es im
ganzen Raum wie in einem großen Bienenstock summte. Viele
Leute schienen darüber entsetzt, die meisten belustigt und ein
paar sogar wütend zu sein. Sofort sprang wieder der gräßliche
Staatsanwalt mit der langen Nase auf.

„Ich protestiere, Euer Ehrwürden“, schrie er und fuchtelte
wild mit seinen Armen vor dem Richter herum. „Ich erhebe
Einspruch! Die Würde des Gerichtshofs ist bedroht! Ich pro-
testiere!“

„Ich bin Derjenige, der die Würde des Gerichtshofs zu
wahren hat“, entgegnete der Richter.

Dann erhob sich wieder Herr Jenkyns. (Wäre es nicht so
eine ernste Angelegenheit gewesen, dann hätte das Ganze wie
ein Kasperle-Theater ausgesehen: Einer sprang immer auf, und
ein Andrer setzte sich immer hin).

„Wenn man unsre Fähigkeit bezweifelt, Das auch zu tun,
was wir zugesagt haben, so wird Euer Ehrwürden wohl nichts
dagegen haben, wenn der Doktor dem Gerichtshof seine Gabe,
die Sprache der Tiere tatsächlich zu verstehen, vorführt.“

Ich glaubte ein belustigtes Augenzwinkern in den Augen
des alten Richters zu sehen, als er einen Augenblick nach-
dachte, bevor er antwortete.

„Nein,“ sagte er schließlich, „ich glaube nicht, daß ich
etwas, dagegen habe.“

Dann wandte er sich zu dem Doktor.

„Sind Sie auch davon überzeugt, daß Sie die Probe be-
stehen werden?“ fragte er.

„Ja, Euer Ehrwürden,“ sagte der Doktor, „ganz fest“.

„Nun gut,“ sagte der Richter, „wenn Sie uns wirklich zei-
gen, daß Sie imstande sind, das Zeugnis eines Hundes zu ver-
stehen, so soll der Hund als Zeuge zugelassen werden. Ich sehe
keinen Grund, warum ich es ablehnen sollte, ihn zu hören –
aber ich warne Sie schon jetzt: es wird Ihnen schlimm er-
gehen, wenn Sie versuchen sollten, diesen Gerichtshof dem all-
gemeinen Gelächter preiszugeben.“

„Ich protestiere, ich protestiere!“, kreischte der langnasige
Staatsanwalt. „Es ist ein Skandal, eine Beschimpfung des Ge-
richtshofes!“

„Setzen Sie sich!“, rief darauf der Richter in strengem Ton.

„Mit welchem Tier, Euer Ehrwürden, soll ich zuerst
sprechen?“, fragte der Doktor.

„Mit meinem eignen Hund – er ist draußen in der Kleider-
ablage.“

Dann ging Jemand hinaus und holte des Richters Hund,
einen herrlichen, großen, russischen Wolfshund mit schlanken
Beinen und flockigem Fell. Es war ein stolzes und schönes Tier.

„Haben Sie den Hund schon früher einmal gesehen, Doktor?“, fragte der Richter. „Bedenken Sie, daß Sie den Zeugeneid geschworen haben.“

„Nein, Euer Ehrwürden, ich habe ihn noch nie gesehen.“

„Nun gut, dann fragen Sie ihn bitte, was ich gestern Abend zum Abendbrot gegessen habe. Er hat mir während des Essens zugesehen.“

Dann sprachen der Hund und der Doktor eine ganze Weile lang in Zeichen und Lauten mit einander, und der Doktor begann zu kichern und sich so dafür zu interessieren, daß er darüber den Gerichtssaal und den Richter und alles Andre zu vergessen schien.

„Wie lange er dazu braucht!“, hörte ich eine dicke Frau hinter mir tuscheln. „Er tut nur so! Natürlich kann er ihn nicht verstehen. Hat man denn je gehört, daß man mit Hunden sprechen kann? Er hält uns wohl für Kinder!“

„Sind Sie noch nicht fertig?“, fragte der Richter den Doktor. „Zu fragen, was ich zum Abendbrot gegessen habe, kann doch nicht so lange dauern.“

„O nein, Euer Ehrwürden,“ antwortete der Doktor, „der Hund hat es mir schon lange gesagt. Aber dann hat er mir noch erzählt, was Sie nach dem Abendessen getan haben.“

„Das braucht Sie nicht zu kümmern! Sagen Sie mir nur, was er auf meine Fragen geantwortet hat.“

„Er sagt, Sie hätten eine Hammelkotelette, zwei gebackene Kartoffeln und eine eingemachte Walnuß gegessen und dazu ein Glas helles Bier getrunken.“

Der ehrenwerte Eustace Beauchamp Conckey erblaßte bis in die Lippen. „Dies hört sich ja wie Hexerei an,“ murmelte er – „ich hätte nie geträumt...“

„Und nach dem Abendbrot,“ fuhr der Doktor fort, „sagt er, seien Sie zu einem Preisfechten gegangen und hätten dann bis Mitternacht Karten gespielt. Und dann sind Sie nach Hause gegangen und haben dabei gesungen: ‚Wir gehen nicht nach Hause, bevor der Hahn nicht kräht...‘“

„Das genügt!“, unterbrach ihn der Richter. „Sie haben die Probe bestanden. Der Hund des Gefangenen wird als Zeuge zugelassen.“

„Ich protestiere, ich erhebe Einspruch“, kreischte der Staatsanwalt. „Euer Ehrwürden, dies ist...“

„Setzen!“, brüllte der Richter, „ich habe gesagt, daß der Hund gehört wird. Damit ist die Angelegenheit erledigt. Führt den Zeugen auf die Bank.“

Zum ersten Mal in der ehrwürdigen Geschichte Englands wurde bei einer königlichen Schwurgerichtsverhandlung ein Hund auf die Zeugenbank gesetzt, und ich, Tom Stubbins, war es, der, auf einen Wink des Doktors, Bob stolz durch die erstaunte Menge an dem stirnrunzelnden, plappernden, langnasigen Staatsanwalt vorbei die Halle hinaufführte und es ihm auf der Zeugenbank bequem machte. Von da aus sah die alte Bulldogge zähnefletschend auf den erstaunten und verwunderten Gerichtshof hinab.

– – – – – – – – – – – –

Ostasienflug

Es gibt Leute in Deutschland, denen sich unser Wiederaufstieg anscheinend zu schnell vollzieht. Die daher Alles tun, um nach Wilhelminischem Muster die Welt vor den Kopf zu stoßen.

Kündigt da vor ungefähr einem Jahr das Reichsverkehrsministerium und die deutsche Lufthansa bei der Ehrung der japanischen Flieger in Berlin mit großem Tamtam an, daß im nächsten, also in diesem Jahr deutsche Flieger den Japanern einen Gegenbesuch abstatten würden. „Es wird ihnen ein herzlicher Empfang bereitet werden“, erwiderte der japanische Botschafter, und der Präsident der japanischen Zeitung ‚Asahi‘ erklärte, „daß ganz Japan Genugtuung darüber empfinden würde, die deutschen Lehrmeister im Flugwesen persönlich begrüßen zu können“.

Das japanische Volk, zum mindesten ein sehr erheblicher Teil davon, ist uns immer schon sehr zugetan gewesen. Die sich im Kriege von uns abgewandt hatten, wurden durch die ruhig aufbauende Tätigkeit des Dr. Solf zurückgewonnen, der neben Maltzan der einzige Diplomat in der ganzen Wilhelm-Straße ist. Ein deutscher Fliegerbesuch in Japan, an sich ein selbstverständlicher Höflichkeitsakt, hätte also zuallererst in Deutschlands Interesse gelegen.

Was tut aber die schwarz-weiß-rote Lufthansa? Sie läßt eines Nachts heimlich, still und leise zwei Großflugzeuge starten für einen Versuchsflug nach Peking, der einer spätern regulären Linie als Basis dienen soll. Weder der deutschen noch der ausländischen Presse noch der japanischen Botschaft wird Mitteilung gemacht. Das sonst so auskunftsfreudige Verkehrsministerium schweigt sich aus. Die Lufthansa? Der Ostasienflug? Nun, das sei doch ein Privatunternehmen.

Konnte das Verkehrsministerium wirklich keine geistvollere Ausrede finden? Denn jedes Kind weiß, daß die Lufthansa keine Privatfirma, sondern eine vom Reich, also vom Gelde der deutschen Steuerzahler subventionierte Gesellschaft, und daß auch der Flug keine private, sondern eine nationale Angelegenheit ist, die das ganze Volk angeht, und die vorher mit den zuständigen politischen Stellen hätte geregelt werden müssen.

In Japan herrscht große Nervosität. Kommen die deutschen Flieger oder nicht? Alle Vorbereitungen zum Empfang sind getroffen. Die deutsche Botschaft, der neue japanische Botschafter für Berlin werden mit Anfragen überschüttet. Niemand weiß etwas. Da erklärt plötzlich die Lufthansa mit der Landung der Flugzeuge in Peking den Flug für beendet. Also kein Weiterflug nach Japan. Darob große Aufregung in Japan. Man spricht von einer schweren Verletzung internationaler Höflichkeit. Ein japanischer Diplomat, den ich um eine Äußerung bitte, lehnt lächelnd ab mit der Begründung, „es sei doch nicht seine Sache, andern Leuten Höflichkeit beizubringen“. Die Lufthansa zuckt die Achseln und sagt: von einem Besuch in Japan sei doch nie die Rede gewesen! Vielleicht sei auch aus meteorologischen Gründen der Weiterflug unterblieben. Sagt dies, nachdem alle ausländischen Flieger, Franzosen, Engländer, Italiener, Spanier, Dänen, nach Tokio weitergeflogen sind.

Über 70 000 Mark hat der Flug gekostet. Dank den chaotischen Zuständen in China ist, wie Jeder, der Bescheid wußte, voraussehen konnte, an die Errichtung der regulären Luftlinie nach Peking überhaupt nicht zu denken. Die Japaner sind vor den Kopf gestoßen, und was in jahrelanger mühevoller Arbeit langsam wieder aufgebaut war, scheint zertrümmert. Weil die Herren Direktoren der Lufthansa das so wollten.

Wann endlich übt der Herr Reichsverkehrsminister das ihm zustehende Recht der Kontrolle über seine Schöpfung wie über seine Untergebenen aus? *A. F. Schultes*

Typographisches

Zur Zeitungslektüre gehört viel Phantasie. Die hat vor Allem der Leser nötig, um sich vorzustellen, wie die Nachricht, der Artikel, die Notiz, die er da liest, in Schreibmaschinenschrift auf einem Bogen Papier aussieht. Man muß sich stets die Aufmachung wegdenken.

Der Metteur in Deutschland, der Redaktionssekretär in Frankreich — sie klassifizieren die Ereignisse, und wir haben Fett- und Mager-, Groß- und Kleingedrucktes zu lernen. So gruppiert sich leicht die Welt. Und weil seit dem Kriege der alberne Unfug der Schlagzeile besonders da aufquillt, wo es gar nichts zu schlagen gibt, so muß man sich den Tratsch, der drunter steht, immer mager und grau ausmalen, um seine Unerheblichkeit zu empfinden.

Wie weißer Raum um einen Titel die Bedeutung von Autor und Arbeit hebt! Wie Perlschriften ganze Welten aus der Welt drängen! Wie Großgedrucktes sich einhämmert und dritte Beilagen Bedeutung absprechen!

Dagegen hilft nur Eins: vielerlei Zeitungen lesen. Da wird die mühevolle Arbeit der Arrangeure recht deutlich: wie das gleiche Material, vom gleichen Nachrichtenkaufladen geliefert, in verschiedenen Blättern verschieden aufgemacht ist; wie hier auf der ersten Seite brüllt, was dort auf der vierten flüstert; wie sich hier versteckt, was sich dort spreizt; und wie da gar nicht vorhanden ist, was hier den Verkaufswert als Schlagzeile erhöht.

An der Tomatensauce ist ihre rote Farbe nicht unwichtig: farblos schmeckte sie wahrscheinlich halb so schön.

Wenn aber Alle wie die Wilden schreien, hört man zum Glück gar nichts mehr, das Ohr wird heiser, und von der lächerlichen Wichtigmacherei der Inseratenkaufleute bleibt ein verworrenes Geräusch.

Zum Schluß fängts die Geschichtschreibung auf, und so kommen wir ins Lachkabinett der Nachwelt. *Ignaz Wrobel*

Antwort an Hiller

Sehr verehrter Herr Kurt Hiller!
Sie weisen in Nummer 36 der ‚Weltbühne' auf einen Artikel hin, in dem ich gesagt habe, Demokratie sei gleichbedeutend mit Emanzipation des Individuums, und fragen mich, wie es sich mit diesem Grundsatz vereinigen lasse, daß die Demokratie und ich die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht verlangen. Wenn man das Individuum befreien wolle, so dürfe man es doch vor Allem nicht zwingen, „sich abschlachten zu lassen für Interessen, die nicht die seinen sind". Ich nehme an, daß Sie beim Niederschreiben dieser Frage mit arger List gelächelt haben, ungefähr wie ein Professor, der bei der Prüfung einen unbeliebten Schüler in der Schlinge zu halten meint. Aber es ist mir ein Vergnügen, vor dem Katheder eines so geistreichen Examinators zu stehen, und ich antworte Ihnen gern, soweit meine übrige, ziemlich umfangreiche Beschäftigung es mir erlaubt. Über die allgemeine Wehrpflicht, oder Ähnliches, habe ich mich nur einmal geäußert, nämlich in einem Artikel: ‚Die Reichswehr', der am 20. Juli im Berliner Tageblatt erschien. Ich habe dort gesagt, ein Söldnerheer werde immer ein fremder Körper im republikanischen Staat sein, und wir brauchten eine Miliz, wie die Schweiz sie besitzt. „In einer Miliz", schrieb ich, „gibt es kein Versteckspiel, keine Geheimnisse, und Alles vollzieht sich in einer Vereinigung verschiedenartiger Volksgenossen, kontrolliert und im klaren Sonnenlicht. Eine Miliz kann nie-

mals der ruhigen Entwicklung des Staates gefährlich werden, niemals Verwirrung stiften, und ein staatsfeindliches Offiziercorps würde nicht imstande sein, entscheidenden Einfluß zu gewinnen.“ Ich höre Ihren Einwand: Die Angehörigen der Miliz können gezwungen sein, zu töten oder sich töten zu lassen, und da ist noch ein Heer vorzuziehen, in dem jeder Soldat freiwillig sich seinem Berufe gewidmet hat. Sehr schön – aber ich für mein Teil lege einigen Wert auf die Erhaltung der Republik, so mangelhaft und verbesserungsbedürftig sie auch sein mag, und darum ziehe ich ein System vor, das den Feinden dieses republikanischen Staates nicht nützlich werden kann.

Ihnen, sehr verehrter Herr Kurt Hiller, ist vielleicht erinnerlich, daß ich den Krieg auch dann nicht liebte, als er da war und ganz Troja in Begeisterung schwamm. Ich habe an meiner Meinung unter Schwierigkeiten festgehalten, von denen mancher radikale Pazifist nichts ahnt. Ganz einverstanden bin ich mit Ihrer Bemerkung, daß man Niemand zwingen dürfe, „sich für Interessen abschlachten zu lassen, die nicht die seinen sind“. Jeder Ruf zu den Waffen, der nicht vom Volke selber ausgeht und nicht aus innerster Not heraus erhoben wird, gilt mir, ganz wie Ihnen, als verbrecherisch. Aber Sie sind zu scharfsinnig, um zu verkennen, daß es im Getriebe dieser Welt alle Möglichkeiten, auch die abscheulichsten, gibt. Wenn man es ablehnt, sich im Innern und draußen jemals zur Wehr zu setzen, dann kann es in der Tat geschehen, daß man für fremde Interessen abgeschlachtet wird.

Die notwendigste Aufgabe dürfte wohl sein, dahin zu wirken, daß kein Krieg aus der Leichtfertigkeit und Unfähigkeit sogenannter Staatsmänner, aus dem Prestigebedürfnis einer Kaste oder aus der Besitzgier eines Klüngels hervorgehen kann. Gewiß, die festesten Garantien sind zerbrechlich – aber ist denn der Verzicht auf die allgemeine Wehrpflicht eine Garantie? Das sind Illusionen, die, wie alle andern, unter dem Druck der Ereignisse verwehen. Auch ohne Wehrpflicht kann, man hat es ja in England und in Amerika gesehen, ein Volk an den Kriegswagen angebunden werden, und dann ist plötzlich, nur etwas später als anderswo, die Wehrpflicht da. Mir scheint, die beste Bürgschaft gegen frivoles und tölpelhaftes Hineingleiten in den Blutschmutz liegt doch – trotz alledem – noch in den Einrichtungen und den Kontrollmöglichkeiten der Republik und der Demokratie. Sie zweifeln an dem Willen oder der Fähigkeit der Demokratie und teilen, auf Grund Ihrer Kenntnis, wie Sie sagen, meine Ansicht nicht. So hoch ich Ihre Kenntnisse schätze, so wenig vermag ich, unter den bisher bekannt gewordenen Staatsformen rechts und links, eine zu entdecken, die imstande wäre, das Individuum besser gegen kriegerische Überraschungen zu schützen, ihm mehr Sicherheit gegen geheime, im Dunkeln reifende Entscheidungen zu verleihen. Unsre Meinungsverschiedenheit kann man wohl so formulieren: Sie betonen das Prinzip, daß man Niemand ohne seine Zustimmung abschlachten dürfe, und mir erscheint es als die Hauptsache, daß alles Abschlachten unterbleibt.

Mit den besten Grüßen

Theodor Wolff

Petrus und das Herbstmanöver

Gegen 12 Uhr setzt leider ein starker Regenguß ein, der in ein Gewitter ausklingt – etwa eine Stunde anhält –. Auch Petrus will ein Wörtchen mitreden und sich mit einigen kräftigen Donnerschlägen betätigen und damit gleichsam die durch das Versailler Diktat leider uns abgezwungene schwere Artillerie markieren.

Kreuz-Zeitung

Seeckt beim Kapp-Putsch

Lieber Bruno Manuel!

Gegen die zweite der beiden netten Anekdoten, die Sie uns in Nummer 39 erzählt haben, müssen aus Gründen der historischen Wahrheit ein paar Einwände erhoben werden, auf daß sich nicht eine neue Legende bilde.

Der General v. Seeckt, den Sie als „pensioniert“ bezeichnen, war das keineswegs. Er hat in seiner Eigenschaft als Chef des Truppenamts am 12. III. 20 dem Wehrminister Noske den Gehorsam verweigert, als der auf die anrückenden Rebellen schießen lassen wollte. Der General v. Seeckt hat dann der vollzogenen Revolution Kapps und Lüttwitzens gegenüber sein Amt ruhig weitergeführt, und er wäre, wenn das Regime Kapp sich behauptet hätte, heute ein ebenso treuer Würdenträger dieses Regimes, wie er es am 20. III. 20 für das wiederhergestellte Regime Ebert-Bauer geworden ist.

Als Schiffer und Andre den General v. Seeckt schließlich mit dem Köder des obersten Generalats zum Abfall von seinem Waffengefährten Lüttwitz bestimmt hatten, da hat der General die beiden Chefs der Marinebrigaden zwar aus Berlin zu entlernen vermocht, aber nur so, daß dem Korvettenkapitän Ehrhardt die Nichtdurchführung eines gegen ihn erlassenen Haftbefehls zugesichert wurde, solange er dem Kommando Seeckts eben unterstünde – und das war eine recht lange Zeit. Löwenfeld hingegen, der andre Brigant, wurde nicht in Döberitz einlogiert, sondern seine Mannen wurden schnellstens ins Ruhrrevier gefahren, auf daß sie dort mit dem Blut der Arbeiter, die sich eben der Räuberbanden Lichtschlags und Schulzens tapfer erwehrt hatten, den häßlichen Fleck des Eidbruchs von ihrem Schilde wüschen.

So wars. Also liegt gar kein Grund vor, den Mann zu beweihräuchern. *Berthold Jacob*

Der Stahlhelm-Dichter

Im September 1922, als sich der Führer der Organisation Consul in Westdeutschland: Friedrich Wilhelm Heinz mit wenigen seiner Getreuen aus Frankfurt am Main auf einer Tour im Spessart befand und man so ganz unter sich war, platzte seine dichterische Ader und entließ das folgende Gedicht, das doch wohl nicht länger ungedruckt bleiben darf:

> Abteilung Knack hält Jahresschau,
> und schmunzelnd zählt man die Genossen
> von Liebknecht bis zu Rathenau,
> die man gekillt und abgeschossen.
> Der Knack-Chef schmunzelt und spricht heiter:
> „Schießt und meuchelmordet ruhig weiter!“
> Die Kugel saust, die Kugel schwirrt:
> zusammenklappt der Kanzler Wirth.
> Und weiter kreisen Dolch und Schling:
> im Winde baumelt Severing.
> Zur Grenze schleicht Herr Scheidemann, oh weh:
> ein Schuß – ade! O Wilhelmshöh’!
> Dem Parvus schießt man. Pflicht gebeuts,
> wohl in den Bauch ein Hakenkreuz.
> O. C. stellt fest: Noch lebt der Cohn!
> Ein Telegramm: Man hat ihm schon.
> Es lebt der Wels in Fischgestalt:
> wird Mensch er, wird er abgeknallt.
> Streicht man vom Ebert nur das t hinweg:
> der Rest gibt Schweinefleisch und Schinkenspeck.
> Wenn du in Jahr’n nach Fechenbach verlangst:
> der starb an seiner eignen Angst.
> Der Knack-Chef sieht lächelnd diesem Treiben zu.
> Nur weiter, Knackisten! Der Rest kommt in den Zoo!

Und der Dichter hoffentlich ins Prytaneion.

O, du mein Deutschland!

Schönstes Geschenk für praktische Hausfrauen!
Fensterputzer ‚Diamant‘
Putzt und poliert Spiegel und Fenster im Nu blitzblank!
Fensterputzer kauften von mir persönlich:

Am 6. Febr. 1903: Kaiser Wilhelm II, Kaiserin Viktoria Auguste Kronprinz, Prinz Heinrich.
Am 20. März 1904: Prinzessin Friedr. Carl v. Hessen, Prinz Carl v. Hess.
Am 13. Mai 1906: Prinz Leopold von Bayern. Prinz Alfons von Bayern.
Am 25. Sept 1906: Prinz Alfons von Bayern.
Am 20. April 1907: Kronprinzessin Cäcilie. Prinzessin Eitel Friedrich.
Am 1. Juni 1910: Erzherzog Franz Ferdinand, Herzogin v. Hohenberg u.v.a.

Fräulein Pogundke

Ich habe das Fräulein Pogundke, die dem Oberleutnant Schulz im Büro des Landarbeiterverbandes zur Flucht verholfen haben soll, niemals gesehen – aber ich sehe sie vor mir. Denn der Name, Fräulein Pogundke, den ein Georg Hermann hätte erfunden haben können, ist Programm. Zwischen 30 und 40, mittelgroß, unscheinbar blond und sicherlich einen Kneifer tragend, ist sie nun einmal nichts als „Fräulein Pogundke". Man hört ihre etwas scharfe Stimme, mit der sie die jüngern Stenotypistinnen tyrannisiert, wenn sie, was oft vorkommt, schlechter Laune ist. Die warten dann nur auf die Gelegenheit, ihr eins auszuwischen. Aber auch ihr Chef hat zuweilen nichts zu lachen. Fräulein Pogundke – ihr Beruf ist „Privatsekretärin" – nimmt keinem Menschen gegenüber ein Blatt vor den Mund. Wenn sie ihren Willen nicht durchsetzt, schlägt sie wütend Türen und setzt sich breit und verbissen an ihren Schreibtisch. Dort blicken aus einem mit schwarz-weiß-roten Schleifen und grünem Papier-Eichenlaub geschmückten Doppelrahmen die Bilder des Reichspräsidenten und Wilhelms II. sie fest und vertrauensvoll an. Dies Vertrauen ist gerechtfertigt: Fräulein Pogundke tritt freudig und pflichtbewußt für die nationale Sache ein. Da sie weder Mann noch Sohn hat – und auch nicht haben wird –, liebt sie das Kriegshandwerk, Offiziere und Soldaten: das waren Kollektiverscheinungen, zu denen Jeder in einer als Patriotismus verkleideten erotischen Stellung stehen durfte. Niemand hat das Ende des Krieges, das sie jenes Alles ersetzenden Kollektivgeliebten beraubte, mehr verflucht. Wie gut, daß eine Reichswehr blieb – und dann gar noch eine schwarze dazukam! Ich weiß nicht, ob Fräulein Pogundke dem Oberleutnant Schulz wirklich zur Flucht verholfen hat – aber was wäre natürlicher? Wie Christiane mit jener komischen Robustheit Goethen rettet, so Fräulein Pogundke den Oberleutnant Schulz. Noch dazu durch einen Kleiderschrank mit verborgener Geheimtür – welche Casanova-Romantik! Aber als er gerettet ist, da muß Fräulein Pogundke das auch einmal erzählen; denn heimliche Liebe ist nur halbe Liebe. Und die vertraulichen Erlebnisse sind so dünn gesät in Fräulein Pogundkes Leben.

Die nationale Sache und die allgemeine Wehrpflicht, die Feme und der nächste Krieg brauchen um Anhänger nicht verlegen zu sein, solange es noch Fräulein Pogundkes gibt. Es muß wieder „brave Feldgraue" geben, die Fräulein Pogundke Ersatz für ein Leben ohne Liebe bieten müssen. Arme Feldgraue – armes Fräulein Pogundke! *Max Peters*

Die große Parade

In Amerika läuft seit längerer Zeit ein Kriegsfilm: ‚The big parade', der dort ein ungeheurer Erfolg ist. Weil man bei Kriegsfilmen nie wissen kann, und weil selbst der Export des zurechtgestutzten Films nicht ohne Risiko ist, haben die Amerikaner das Ding anonym in Berlin laufen lassen: ohne Ankündigung, ohne geladenes Publikum, in einem kleinen Vorort-Kino.

Der Film beginnt mit Bonbonabziehbildern und hört auch so auf; diskutierbar ist nur die Mitte, die Kriegsaufnahmen zeigt. Vieles darin wirkt kaschiert, gestellt, atelierhaft – ein paar Szenen im Granattrichter sind gut, weil sie nicht nur tragisch, sondern auch mit Humor gesehen sind, und niemals hätte der Regisseur deutscher Militärfilme (Pleonasmus) so anständige Einzelzüge aufgebracht: das dumpfe Zögern, bevor ein unbequemer Dienstbefehl befolgt wird, die Quälerei mit Schmutz und stumpfen Messern, die Harmlosigkeit im Zusammensein von Männern und alles das. Schade, daß die weibliche Rührrolle nichts ist als

eben dieses. Wäre sie mehr, so müßte die Abschiedsszene der Liebenden nicht nur auf amerikanisches Publikum erschütternd wirken: wie sie ihn im dahinziehenden Wirbel der Truppen vergeblich sucht; wie er sie vergeblich sucht; wie sie sich schließlich finden und in einander versinken, während hinter ihnen helle Schatten aufblinken und verschwinden. Das ist das Heer, das vorbeizieht und höchstens ein freches Witzwort für die Beiden übrig hat. Amerika ist in Tränen zerflossen, als sie ihn am Bein festhalt; dieses Bein hängt von einem Lastwagen herunter, der das Schlachtvieh zur Abdeckerei führt, und sie umklammert das Bein. In Steglitz haben sie gelacht. Aber Niemand hat gelacht, als er ihr vom Wagen die letzten Grüße zuwinkte und – was herunterwarf? Blumen? Narzissen?

Einen Schnürstiefel.

Den preßt sie an ihre Brust und weint.

Die fast unlösbare Aufgabe, für diesen Film deutsche Texte zu schreiben, wurde kläglich verfehlt, und im großen Ganzen war es nicht viel. Aber es ist denkbar, daß dieser Film ‚Die große Parade‘ ein kleines pazifistisches Gegengift gegen die militärischen Filme und die Korruption der deutschen Filmindustrie sein wird. Das hinge von ein paar gesinnungstüchtigen Filmfachleuten ab. Also wird er es nicht sein.

Peter Panter

Liebe Weltbühne!

In der Provinz starb eines Tages ein Richter, dessen Opfer heute noch im Zuchthaus über die deutsche Justiz nachdenken dürfen. Das republikanische Kreisblatt teilte mit: „Landgerichtsdirektor X. ist nun, nach Vollbringung seiner irdischen Arbeit, in den Himmel eingegangen...“

Am nächsten Tage lag auf dem Tisch des Redakteurs ein Telegramm: „landgerichtsdirektor hier nicht eingetroffen – bin sehr besorgt lieber gott“.

Dumme gesucht!

Der zweite Weltkrieg 1927-1933

Der große Tag des Weltgerichts naht in aller Kürze. Aufsehenerregend, offenbarend schildert ein Buchheft die ungeheuren Verwüstungen, die im April 1927 über Europa hereinbrechen werden, die weitaus viel schrecklicher, gewaltiger und verheerender sein werden als die von 1914–1918.

Zu beziehen gegen Voreinsendung von Mark 1.– von Emil Gräb, Tringenstein (Dillkreis) Postscheck-Konto: Frankfurt a. M. 4219

Technik Voran Mitteilungen des Reichsbundes Deutscher Technik E. V.

Geßlers Dementi

Werte Redaktion, ich muß sehr bitten:
Der Artikel, den Sie heut gebracht,
widerspricht durchaus den guten Sitten.
Ich verbitte mir doch den Verdacht.
Meine Truppe – was ich auf mich nehme –
hat kein böses Element an Bord.
In der Reichswehr kennt man keine Feme.
(Überall passiert doch mal ein Mord.)

Schwarze Reichswehr? Hat Ihr Blatt erfunden.
Meine Leute sind durchaus legal.
Ich verlange: In den nächsten Stunden
ändern Sie die Meldung radikal.
Meine Forderung ist recht und billig.
Wir vermeiden hier sogar den Schein,
und ich dulde nur, was „zeitfreiwillig“.
(Warum soll man nicht gefällig sein?)

In der Reichswehr sei ein Kaiserenkel.
und der übe still und ungestört
bei Manöverspiel und Kriegsgeplänkel ?
Die Verleumdung hat mich sehr empört.
Bitte Lügen von der Wahrheit trennen!
Darum spinnen Sie kein Lügennetz.
(Soll ich schließlich jeden Prinzen kennen?)
Also bitte sehr: Laut Preßgesetz!

Karl Schnog

Ernst Oestreicher. Sie wünschen, von Schule und ‚Schlosser' gleichermaßen belogen, hier über Friedrich Wilhelm II. unterrichtet zu werden, und schreiben mir: „Wäre es Ihnen nicht möglich, Herrn Emil Ludwig, den ich für einen begnadeten Geschichtslehrer halte, und dessen Werke mir viele Stunden ungetrübten Genusses bereitet haben, für einen solchen Artikel zu gewinnen?" Sonderbarer Schwärmer! Aber ich habe auf alle Fälle Emil Ludwig, über den ich Ihrer Meinung bin, den Brief geschickt und folgende Antwort empfangen: „Dieser König interessiert mich so wenig wie andre Preußen. Er hat ein Denkmal im Scheitniger Park bei Breslau, weshalb ihn mein Vater den Alten Scheitnig nannte, was damals in Breslau geflügeltes Wort wurde. Als im Humboldt-Verein an einem lehrhaften Nachmittag ein Bürger im Briefkasten angefragt hatte, welche Verdienste Friedrich Wilhelm II. sich denn erworben, da er ein solches Denkmal hätte — unerkennbar, gottlob, da auf einer Säule (seine einzige Ähnlichkeit mit Trajan) —, erwiderte der vorsitzende Oberlehrer in seiner Verlegenheit: genau wüßte er es nicht, aber Verdienste müßte er wohl haben, sonst stünde ja nicht seine Säule in Scheitnig." Falls Sie etwa gelüsten sollte, sich noch nach andern Hohenzollern zu erkundigen: das gilt für die meisten, das gilt für fast alle.

Frau Renate Lentz in Königsberg, Hufen-Allee 45. Sie wünschen, daß die Weltbühnen-Leser Ihrer Stadt, die Sie vereinigen wollen, Ihnen ihre Adresse mitteilen.

Kurt Hiller. In Nummer 38 spricht Alfons Steiniger von einer Speise, „die aus einer zu dünnen, verbrannten Unterschicht katholischen Mürbeteigs besteht, mit dem klebrigen Himbeer süßester SPD-Sauce übergossen und mit der goldgelben Butter jüdischer Beredsamkeit hergerichtet ist". Über diesen Satz haben Sie sich geärgert und schreiben dem Autor: „Jüdische Beredsamkeit ist ein Vorzug. Ihn zum Fehler stempeln, ist Sache offener und versteckter Hakenkreuzler und Schollen-Spitznasen mit Rachehaß gegen Prophetenglut. Ihre Ohrfeige trifft die Backen der Patriarchen, des Moses, des Jesaja, des Jehoschua, der Apostel, des Hillel und der andern großen Talmud-Rabbunim, ferner der Moses Mendelssohn, Heine, Börne, Marx, Lassalle, Disraëli, Landauer, Eisner, Radek, Tucholsky, Werfel, Trotzki, Kraus... und ich weiß nicht, wo ich aufhören soll. Auch Ihre eigne Backe trifft sie. Dies Schauspiel ist nicht schön." Dies Schauspiel wäre nicht schön, wenn Alfons Steiniger die Sorte Juden gemeint hätte, deren Repräsentanten Sie aufzählen. Aber es gibt ja doch wohl noch andre Juden, die nicht mit Stummheit geschlagen sind. Und sobald Sie sich einmal gegönnt haben werden, vor Gericht Advokaten wie Max Naumann oder Paul Levi ihre Reize entfalten zu sehen, wird Ihnen unzweifelhaft sein, daß jüdische Beredsamkeit unter Umständen auch als Fehler empfunden werden kann.

Carl Marmulla. Übertrag des Notfonds Heinrich Wandt: 316,50 Mark. Dazu kommen von: Dr. C. De, Breslau 3, Erich Landauer, Daisendorf 10, Schlawjinski, Berlin 3, Dr. Max M. Klar, München 20 — zusammen 352,50 Mark. Das Postscheckkonto Berlin 134 038 des Friedensbundes der Kriegsteilnehmer nimmt mehr Beträge entgegen.

M. M. Gehrke. Sie haben am 10. September im Unterhaltungsblatt der Vossischen Zeitung beklagt, daß so viele Menschen lieber ein Dutzend Artikel „über", beispielsweise: über Romain Rolland als ein einziges seiner Bücher lesen. Das ist zweifellos richtig. Aber unverständlich Ihre Frage: „Wer weiß einen Ausweg?" Es existieren ja ebenso viele Menschen, die nur die Bücher selber und grundsätzlich keine Zeile darüber lesen (was vielleicht wieder zu wenig ist). Beide

Sorten Leser fröhnen damit einer Neigung, die nicht minder angeboren ist als andre Neigungen auf jedem Gebiet, und nicht minder schwer und von außen her wahrscheinlich gar nicht zu bekämpfen sein dürfte. Wenn aber Einer zu der Einsicht kommt, daß seine Neigung bekämpfenswert ist — ja, an welchen Ausweg denken Sie da, liebe Mitarbeiterin? Es kann doch nur den einen geben, daß man aus der neugewonnenen Einsicht die Konsequenzen zieht. Wer und was soll Ihnen, die Sie offenbar jetzt zu der Einsicht gekommen sind, daß Sie bisher eine Unsumme von Zeit an die Lektüre von Kommentaren verschwendet haben, zu einer vernünftigern Lebens- und Leseweise verhelfen als Ihr fester Wille? Nikotinvergiftete Raucher werden nicht dadurch geheilt, daß der Arzt ihnen den Tabak verbietet, sondern dadurch, daß sie dem Verbot folgen. Auf keinen Fall aber scheint mir eine „Instanz des Vertrauens“, die von Zeit zu Zeit eine Liste drucken läßt: Das müßt Ihr lesen! ein „Ausweg“ zu sein. Dazu sind die Geschmäcker der Publikümer zu verschieden. Was einem 20jährigen evangelischen Gutsbesitzerssohn in Oldenburg sin Uhl, das wird einer 45jährigen katholischen Volksschullehrerin in Oberschlesien ihre Nachtigall sein. Es müßten Instanzen für die verschiedenen Altersstufen, Landschaften, Berufe und Konfessionen gebildet werden, und über die Art der Zusammensetzung dieser Instanzen würde eine Einigung ebenso wenig zu erzielen sein wie über die Autoritäten, denen man die Zusammensetzung überlassen könnte. So wird wohl Alles bleiben, wie es ist. Und das ist gut. Es wird ringsum genug organisiert. Traurig, wie die Freiheit der Künstler eingeengt ist und weiter eingeengt zu werden droht. Da soll man die Freiheit der Kunstgenießer nicht antasten wollen.

Pazifist. Sie schreiben mir: „Auf der Tagung des Internationalen Polizeikongresses brachte Hofrat Dr. Ramsauer aus Wien, einer von den offiziellen Vertretern Oesterreichs, nach einer zweistündigen entsprechenden Rede eine Resolution ein, worin er für Verschärfung der Filmzensur, Wiedereinführung der Todesstrafe, Abbau der vielen Begnadigungen, durch die nur das Ansehen der Polizei geschädigt wird, Abbau der Schwurgerichte, direkte Aburteilung durch die Polizei eintrat. Die Resolution wurde ohne Widerspruch mit kleinen Abänderungen einstimmig angenommen.“ Recht so, daß Sie sich jeden Kommentar ersparen. Ich tue desgleichen.

Max W. Sie beschweren sich, im Inseratenteil der ‚Weltbühne‘ ein Buch angezeigt gefunden zu haben, bei dessen Lektüre Sie — grade als eifriger und anhänglicher Leser der ‚Weltbühne‘ — sich heftig gewundert hätten, und erwarten, daß... Aber es gibt für ein anständiges Blatt nur zwei Möglichkeiten. Entweder: gar keine Inserate zu bringen. Diesen Luxus leistet sich, beispielsweise, die ‚Sonntags-Zeitung‘, und die hat, glaube ich, vor kurzem in aller Öffentlichkeit gestöhnt, wie sehr sie zu kämpfen habe. Oder: keinerlei Zusammenhang zwischen Text- und Inseratenteil zu dulden, das heißt: nichts zu loben, weil es inseriert wird, und nichts zu tadeln oder totzuschweigen, weil es nicht inseriert wird. Mit diesem Grad von Anständigkeit bin ich zweiundzwanzig Jahre lang ausgekommen und gedenke, weiterhin damit auszukommen, ohne mich vor der tapfern ‚Sonntags-Zeitung‘ verstecken zu müssen. Mein System schützt den Abonnenten vor Appellen an seine Mildtätigkeit und wird niemals der Sache schaden, die ich mit meinen Mitarbeitern vertrete. Der Sache schaden würde, umgekehrt, eine Erfüllung Ihres Wunsches. Denn woher, Mann Gottes, sollte ich die Zeit und die Kraft nehmen, Woche um Woche den Text der ‚Weltbühne‘ auf der Höhe zu halten, wenn ich jedes Buch lesen wollte, bevor ich dem Verlag erlaubte, es in den Inseratenteil einzulassen!

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112,
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Ein Dickens von heute!

Der große Romanerfolg in England

Margaret Kennedy

Die treue Nymphe

Deutsch von E. L. Schiffer / Ganzleinenband RM. 8.—

England ist das Land, das ab und zu, meteorgleich, ein Genie der Literatur gebiert. Schier unglaubhaft aber dünkt es, daß im letzten Sommer ein einziger englischer Roman, und noch dazu von einem weiblichen Verfasser, die Rekordziffer von

200000 Exemplaren

erreichen konnte. Margaret Kennedy ist die glückhafte Verfasserin, und ihr mittlerweile von E. L. Schiffer auch in ein ausgezeichnetes Deutsch übertragenes Werk nennt sich „Die treue Nymphe". Den Stoff dieses sensationell erfolgreichen Werkes bildet der in Zeit und Ewigkeit fortwirkende Gegensatz zwischen der Hypokrisie der sogenannten englischen „Gesellschaft" und der gottgewollten Natürlichkeit einer in Freiheit, ohne jegliche Hemmungen, allerdings auch ohne die primitivsten pädagogischen Triebkräfte aufgewachsenen Menschenschar. All das schildert Margaret Kennedy in einem behaglichen Tempo, mit unnachahmlichem Humor, der sie in die **unmittelbare Nachbarschaft eines Charles Dickens rückt, nur daß Gedanken, Gefühle und Sprache nichts Anachronistisches haben, sondern springlebend unserem eigenen Sein entquellen.** Selbst das tragische Ende der Tessa ist von jenem köstlichen Humor überglänzt, der ein „heiteres und ein nasses Auge" im Wappen führt und der den sensationellen Erfolg dieser belletristischen Schöpfung diesseits wie jenseits des Kanals begreiflich macht. Es ist selten, daß englische Bücher gut sind. Wenn aber, dann sind sie schlechthin ausgezeichnet, und in diesem speziellen Falle darf man ruhig sagen, daß es sich um

ein belletristisches Meisterwerk erster Ordnung

handelt. **Doris Wittner im „Neuen Wiener Journal"**

KURT WOLFF VERLAG MÜNCHEN

Seeckt und Severing von Carl v. Ossietzky

Ein junger Zivilist hat als Leutnant verkleidet bei den Soldaten hospitiert – ein Fall, der seit dem Hauptmann von Köpenick nicht dagewesen. Die republikanische Presse fordert Bestrafung des verantwortlichen Truppenführers und eröffnet einstweilen ein Verfahren gegen Unbekannt. Endlich meldet der Schuldige sich. Ungeheure Verblüffung. Es ist nicht ein monarchistischer Potsdamer Offizier, sondern der Generaloberst selbst, der Allmächtige der Reichswehr noch immer, trotzdem er seit Sommer 1925 nach Ententegebot nicht mehr Chef der Heeresverwaltung ist, sondern nominell nur militärischer Berater seines Ministers. Der Reichspräsident zögert, das Entlassungsgesuch anzunehmen. Der Wehrminister fordert den Rücktritt, das Kabinett erklärt sich mit ihm solidarisch. Komödienhafter Rollentausch: Hindenburg, der Seeckt seit 1915, sagen wir, kühl gegenübersteht, tritt schützend vor den General, dessen Absägung Geßler fordern muß. Welch seltsame Lösung! Ein paar Kaninchenjäger haben blind ins Dickicht geschossen und einen Löwen getroffen. Jetzt ist ihnen bei dem Triumph nicht recht wohl. Hätten sie den gleichen Jagdeifer entfaltet, wenn sie gewußt hätten, gegen Wen es ging? In den demokratischen Leitartikeln rinnen dicke Zähren. Das hat Niemand gewollt. Deshalb wird auch Seeckts Fall an der herrschenden Stellung der Wehrmacht im Staat nichts ändern. Ein Mann geht, der Zustand bleibt. Auch Herr Geßler bleibt. Bis auf weiteres wenigstens.

*

Fama hat aus Herrn v. Seeckt den neuen Scharnhorst gemacht, den heimlichen Organisator gewaltiger Heerespläne. Doch weder Huldigung noch Angriff haben ihn je aus der Reserve gelockt. Für die Öffentlichkeit ist er immer nur der General mit den kalten, illusionslosen Augen gewesen, die in die letzte Herzfalte der Menschennatur geblickt zu haben scheinen.

Die Sphinx? Wir sind an geschwätzige Generale gewöhnt. Schon der alte Blücher trug sein Herz auf der weinschweren Zunge. Dieser hier findet nach kurzer Unsicherheit schnell eine aparte Geste, die ihn in rankünevollen Jahren von dem Trubel rundum sondert und ihm eine unerhörte Machtstellung sichert. Er ist mit Keinem versippt; Alle fürchten ihn mit einem Bodensatz Hoffnung. Alle hoffen auf ihn mit einem Bodensatz Furcht. Er denkt nicht daran, für Herrn Claß oder Graefes grüne Jungen den Narren zu machen. Er denkt aber auch nicht daran, die Republikaner zu ermutigen. Gute Demokraten suchen werbend seine Seele. Statt dessen blitzt sie sein Einglas an.

Er mochte nie gern Farbe bekennen. Als die Döberitzer im Anmarsch waren und Noske verzweifelt Verteidiger suchte, zuckte er höflich die Achseln. Als Chef der Heeresleitung manifestiert er zunächst sehr schneidige Gesinnung; ein paar Revanchereden erregen Ärgernis. Dann kommt der entscheidende Umschwung. Er wird schweigsam. Er hat seine Rolle begriffen. Nimmt von nun an seine Aufgabe politisch, nicht militärisch. Je schärfer die Auseinandersetzung zwischen Monarchisten und Republikanern, desto stiller wird der General, desto unentzifferbarer sein Gesicht. Der Konflikt mit Bayern wird akut; Lossow affrontiert. Zum ersten Mal drohen Seeckts Nerven zu reißen: er will in Bayern einmarschieren und die Donaulinie besetzen. Ebert und Stresemann ringen die Hände. Der General droht mit Demission. Aber die Wallung ist schnell vorüber: er geht nicht und fordert auch nicht hart Subordination. Er sammelt bei den Gruppenkommandeuren Vertrauensvoten. Ganz wie ein Parteichef, dessen Führung von einer starken Opposition angezweifelt wird.

So setzt er sich durch. Als Diplomat. Und so gelingt sein Meisterstück: die Schaffung einer Armee, die ganz exklusiv, ganz neben dem Staat lebt, getrennt von ihm durch eine neutrale Zone. Durch die ist noch Keiner gekommen. Was im Reichswehrministerium geschieht, vollzieht sich abgeschlossen wie ein Mysterienkult. So kann die Schwarze Reichswehr kommen und, vielleicht, gehen, ohne daß die höchste Verantwortlichkeit, nicht die der Buchrucker, festgestellt wird.

Und plötzlich ist die Katastrophe da. Die Hohenzollern nahen mit einer kleinen Bitte. Zum ersten Mal seit sechs Jahren weicht die Maskenstarre von des Generals Antlitz, und er blinzelt. Und dieses Blinzeln hat ganz Deutschland gesehen.

*

Paris glaubt nicht, daß Seeckt in der Tat über die Prinzenaffäre gestolpert ist. Man munkelt, er sei geopfert worden. Entweder für Hindenburg, den er in Mannentreue deckte, oder für Stresemann, dessen Politik er stets bekämpft habe. Solche Mutmaßungen liegen, namentlich für das Ausland, nahe, treffen jedoch nicht zu. Fiele auf Hindenburg die Verantwortung für das Manöver-Gastspiel des Herrn Wilhelm Prinzen von Preußen, so wäre, wir halten jede Wette, der Skandal in Ruhe beigelegt worden. Auch Opposition gegen Stresemann hätte nicht zur Abschiebung des Generals zu führen brauchen. Überhaupt: wäre er entschlossen gewesen, zu bleiben – wer hätte ihn eigentlich stürzen können? Geßler, der Partner seiner Sünden? Hindenburg, von einer Offiziers-Kamarilla beeinflußt, war zunächst bereit, ihn zu halten. Was genügt hätte. Denn nichts fürchten die Mittelparteien mehr als eine Präsidentenkrise. Und ist etwa Höpker-Aschoffs neuer Hohenzollern-Vertrag, vom gesamten preußischen Ministerium

gebilligt, weniger schlimm als das Plazet zur Köpenickiade von Münsingen? Nein, Seeckt ist gegangen, weil einige Voraussetzungen seiner übermächtigen Position im Schwinden begriffen waren. Seine Sonderstellung war nur ermöglicht worden durch die anti-französische Orientierung aller frühern Reichskabinette. Als Politiker war er zu besonnen für die Plumpheit alldeutscher Vereinsmeier, als General aber pflegte er mit „Eventualitäten“ zu rechnen, und namentlich im Osten erwartete er eine neue Gestaltung der Grenzen durch das Schwert. Er frühstückt mit Tschitscherin, während Stresemann Anschluß an die Westmächte sucht. Genf und Thoiry machen, einstweilen wenigstens, durch diese Ostpläne einen Strich. Seeckt wäre der Mann einer Außenpolitik gewesen, die ohne Bindung an den Völkerbund ausschließlich durch Paktverträge sich neue Großmachtstellung sichert. Es ist kein Zufall, daß sein Rücktritt kalendermäßig fast zusammenfällt mit dem Abschied des Viscount d’Abernon, des Protektors seiner Ideen. Die Hoffnung auf England hat seine Politik bestimmt. Von dem englisch-französischen Gegensatz erhoffte er freie Hand an der Weichsel. Darin unterschied er sich in keiner Weise von den Deutschnationalen. In dem Stresemann in direkte Verhandlungen mit Frankreich trat, zerstörte er dem Rivalen den „Feind“. Eine erledigte Feindschaft bedeutet immer das Ende einer politischen Generalskarriere. Für einen Mann wie Seeckt ist die Aussicht auf eine Aufgabe als oberster Administrator über Hunderttausend wenig reizvoll. Deshalb warf er hin.

Weil seine Stellung einzigartig war und selbstgeschaffen, wird er auch keinen wirklichen Nachfolger finden. General Heye, der neue Mann, wird wirklich nur Berater des Reichswehrministers sein und die Macht in Zukunft bei den Gruppenkommandeuren liegen. Was die innere militärpolitische Situation kaum bessert, aber vielleicht einige neue außenpolitische Beklemmungen verhindert. Ein Sieg der Demokratie wäre der Wechsel dann, wenn die republikanischen Parteien endlich einen Gesetzentwurf einbrächten, durch den Mitgliedern früherer Fürstenhäuser der Heeresdienst verschlossen bleibt. Stattdessen bietet der preußische Staat dem Ex-Kaiser Schloß Homburg an. So ist bisher noch jede Gelegenheit versäumt worden.

*

Severing war, im Gegensatz zu Seeckt, stets ein aufgeschlagenes Buch. Einer, der fest zupacken konnte, aber auch oft die Zügel locker ließ und Worte für Taten gab. Er ist sicher der Beste von Allen gewesen, die 1918 nach oben kamen; aber mehr, als sozialdemokratische Tradition und Erziehung zuließ, konnte auch er nicht geben. Dabei steht er noch turmhoch über dem Genossen Otto Braun, der jetzt mit dem wahr-

haft phantastischen Gedanken gespielt hat, Gustav Noske zurückzuholen.

Karl Severing hat oft ein gutes republikanisches Temperament verkörpert. Über seine republikanische Energie sind wir andrer Meinung als die guten Menschen, die heute schon schwarz-rot-goldene Heilige kreieren. Am schwächsten war seine Personalpolitik. In seiner nächsten Umgebung selbst wimmelte es von reaktionären Beamten. Als vor einiger Zeit durch einen Erlaß verfügt wurde, daß zu Personalreferenten nur erprobte und überzeugte Republikaner bestellt werden sollten, meinte ein scherzhafter Kopf: „Gut, jetzt werden eben alle Personalreferenten zu erprobten und überzeugten Republikanern ernannt."

Die Rechtspresse glaubt nicht, daß Severing wirklich aus Gesundheitsrücksichten zurückgetreten sei, und orakelt ziemlich viel und wirr über seine Absichten. Zunächst: Severing ist, wenn auch noch kein kranker, so doch schon lange kein gesunder Mann mehr; seine Nerven sind erschüttert, und er ist zu gewissenhaft, um mit halber Kraft im Amt zu bleiben.

Es wäre irrig, anzunehmen, Severing wiche vor der Großen Koalition – aber sein Scheiden wird sie beschleunigen. Er war doch der Stein des Anstoßes für die Deutsche Volkspartei. Sein Nachfolger wird es leichter haben: er braucht nur eine Tradition fortzusetzen; die heute schon einen über die Mittelparteien hinaus gehenden Kurswert hat, andrerseits fehlt aber der Anlaß zu den Schärfen, die seinem Vorgänger die Feindschaften eingetragen haben. Nichts steht der Großen Koalition mehr im Wege, nichts als der Wille der Massen...

Karl Severing hat sich gelegentlich bitter über jene Republikaner beschwert, die sein Werk zu bekritteln wagten, Er wird in der nächsten Zeit Gelegenheit haben, es von außen zu sehen.

*

Seeckt und Severing sind im März 1920 gekommen, nach der Liquidation des Kapp-Abenteuers. Wenn zwei Männer, die zugleich erschienen sind, auch zugleich abtreten, so bedeutet das, jenseits der Zufälligkeiten, das Ende einer geschichtlichen Epoche. Beide sind verknüpft mit der innern Konsolidierung, nicht wegzudenken aus den Vorgängen dieser sechs Jahre. Und so gewiß sie auf verschiedenen Wegen karrten, verschiedene Ziele im Auge: schließlich sind sie Beide auf der breiten Straße der Bürgerlichkeit gelandet. Der Sozialist und der konservative Militarist, sie haben Beide nur beigetragen, ein trübes Juste milieu zu schaffen. Sie haben als Realpolitiker viele Pflöcke zurückgesteckt, sind nie von der berühmten Politik des Möglichen abgewichen. Das Resultat ist: – eine unmögliche Republik.

Donner und Blitz von einem alten Soldaten

Am 12. Januar stand hier: „Wann immer: der Chef der Heeresleitung wird nicht still und zurückgezogen in Pension gehen. Die .Aera Geßler-Seeckt kann nur unter Donner und Blitz ihr Ende finden.“

Das Abschiedsgesuch des Generals war das erste Wetterleuchten. Taghell wurde die nächtliche Landschaft beleuchtet. Das Lügensystem im Reichswehrministerium funktioniert zum ersten Male, aller Öffentlichkeit erkennbar, nicht mehr.

Geßler entledigt sich seines treuen Mitarbeiters kühn und treulos, um wenigstens die eigne Stellung zu retten. Der Oberbefehlshaber des Reichsheers empfängt zweimal den General, der gehen will, sucht ihn zu halten und gibt dem Gesuch erst statt, als er durch Zögern die eigne Stellung bedroht glaubt.

Eh’ dann der Nachfolger benannt wird, versucht die Ludendorff-Clique, ihrem Mann in den leeren Sattel zu helfen. General Wetzell wird gemanaged. Der Adjutant des Oberbefehlshabers spielt den Chef des Geheimen Militärkabinetts beim Obersten Kriegsherrn. Aber noch sind andre Einflüsse mächtiger. Der Minister, ganz im Bann des Obersten Schleicher, präsentiert aus der vom Personalchef Reinicke vorgelegten Liste der Papabili nur zwei Namen. Der Oberbefehlshaber wählt Heye, weil er den Andern nicht genauer kennt, und nun ist mit dem Königsberger Wehrkreiskommandeur nicht der fähigste, wohl aber der abenteuerlichste Soldat der Reichswehr auf Seeckts Posten gelangt. Ein Mann, der sicherlich schmiegsamer dem Minister sich anpassen wird als der ewig unbequeme Seeckt, aber übrigens doch genügend Gewähr bietet, in des großen Meisters Spuren zu wandeln.

Heye wurde schon einmal genannt, als im Lauf der ersten russisch-litauischen Anknüpfungsversuche von russischer Seite angeregte Besprechungen im Osten stattfanden. Damals beriefen sich gewisse deutsche Verhändler auf das vorher eingeholte Einverständnis des ostpreußischen Militärgouverneurs, der wie ein Satrap in Königsberg residierte. Von Heye ist zweifellos keine andre Militärpolitik zu erwarten als von Seeckt. Und Seeckts Militärpolitik zielte auf den polnischen Krieg.

Dieser Tage erst hat im Ost-Ausschuß des preußischen Landtags der Ministerialrat Rathenau Mitteilungen über eine Gabe des Reichs gemacht, die 32 Millionen schwer, für irgendwelche dunkeln „Ostzwecke“ Verwendung finden sollte. Deutschlands Danaer wissen immer sehr genau, wozu sie schenken. Für vertriebene Optanten sind Summen von solcher Höhe niemals ausgeworfen worden. Da genügen 100 000 Mark aus irgendeinem disponiblen Fonds des Innenministers.

General Heye wird über die beabsichtigte Verwendung wohl mehr sagen können. Es ist beileibe keine republikanische Acquisition.

Auch der Kurs der Reichswehr bleibt der alte. Aber verschiedene atmosphärische Veränderungen deuten auf das nahe Donnerwetter hin.

Geßlers Züge zeigen deutlich die hippokratischen Spuren.

Die Spanische Krise von Hanns-Erich Kaminski

So spärlich die Nachrichten aus Spanien sind – sie genügen nunmehr, um die Elemente der Krise zu kennzeichnen oder richtiger: zu bestätigen. Denn die spanische Krise ist nicht neu, sie ist so alt wie die Diktatur Primo de Riveras, und neu sind auch nicht die Gegensätze, die ihr das Gesicht geben. Man muß sich dabei stets vor Augen halten, daß diese Gegensätze andrer Natur sind als in den weiter fortgeschrittenen Industrieländern. Der große Klassenkampf zwischen Kapital und Arbeit ist in Spanien so gut wie ganz auf ein paar Hafenstädte beschränkt. Die Bevölkerung steht noch fast völlig im Bann einer bigotten Tradition, und das Interesse an öffentlichen Angelegenheiten ist überaus gering. Die Politiker sind daher nur eine Kaste: sie unterscheiden sich von einander zwar durch individuelle Überzeugungen, aber ihr Anhang ist selten mehr als persönliche Klientel, und von wirklich umfangreichen Bewegungen kann keine Rede sein. Anders liegen die Dinge freilich in Katalonien. Obgleich die katalonische Politik alle Merkmale des modernen Klassenkampfes hat, ist sie doch so durchsetzt mit separatistischen Forderungen, daß sie eher als Kampf einer unterdrückten Nation denn als Kampf von Parteien erscheint.

Die Neutralität im Weltkrieg hat Spanien die Möglichkeit zu einem gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung gegeben. Aber das Proletariat ist noch zu unentwickelt, um ernsthaft in das Schicksal des Landes eingreifen zu können. Und die Bourgeoisie ist durch die rapide Industrialisierung und ihre unvermeidlichen Rückschläge zu sehr in Anspruch genommen, um sich sonderlich lebhaft für Forderungen zu interessieren, die über die Gewährleistung ihrer wirtschaftlichen Freiheit hinausgehen. Die materiellen Errungenschaften des Liberalismus, die Spanien seit Jahrzehnten besitzt, hat aber auch die Diktatur nicht angetastet: sie macht im Gegenteil die Wirtschaftspolitik, die die Bourgeoisie wünscht. Die Bourgeoisie hat also mit Parlamentarismus, Preß- und Vereinsfreiheit keine materiellen Güter verloren – die Arbeiter werden sogar noch besser niedergehalten als früher. Als Klasse hat die Bourgeoisie darum kaum Forderungen zu stellen. Sie ist nicht revolutionär. Allenfalls Einzelne sind unzufrieden. Aber der Sinn für staatsbürgerliche Freiheit ist zu wenig verbreitet, als daß die Diktatur dadurch gefährdet werden könnte. (Wobei Katalonien immer eine Ausnahme bildet.)

Die Situation ist unter ärmern Verhältnissen ähnlich wie im kaiserlichen Deutschland. Die Bourgeoisie gehört zur herrschenden Klasse, aber sie regiert nicht, sie legt nicht einmal besondern Wert darauf. Der Kampf um die Staatsmacht geht ausschließlich zwischen den verschiedenen Mächten der Feudalität: dem Hof samt der Aristokratie, dem hohen Klerus, dem Offiziercorps.

Das Offiziercorps, das naturgemäß am straffsten organisiert ist und seit altersher politisiert, ist als Ganzes selbstverständlich am stärksten. Aber es ist nicht einheitlich. Sein größerer,

besitzloser Teil, im Wesentlichen das Offiziercorps der Infanterie und der Genietruppen, führt eine Art Klassenkampf des Offizierproletariats. Seit 1917 hat es immer mehr in die aktive Politik eingegriffen, wobei es hinter den Forderungen eines kriegerischen Nationalismus seine materiellen Ansprüche kaum zu verbergen trachtete. Die graue Eminenz des Landes: General Nouvilas, der Schöpfer der Offiziersowjets, der sogenannten Juntas, mag noch andre Ziele haben, manche Leute halten ihn sogar für einen Republikaner, aber er erscheint nie in der Öffentlichkeit, selbst seinen Namen wird man vergeblich in den Zeitungen suchen, und was er eigentlich will, weiß kein Mensch. Bezeichnend ist jedenfalls, daß es ein konservativer Ministerpräsident war, der im Jahre 1920 vom König die Auflösung der Juntas und die Entlassung sämtlicher Infanterie-Offiziere forderte. Wie es ja auch ein konservativer Ministerpräsident war, der durch das Pronunziamento Primo de Riveras gestürzt wurde.

Der kleinere Teil des Offiziercorps, nämlich die meist vermögenden Offiziere der Kavallerie und Artillerie sind dagegen unbedingt konservativ und königstreu. Diese sogenannten Lealisten gehören also zu der vom Hof und von der Aristokratie gebildeten Gruppe.

Der hohe Klerus endlich, der an der Erhaltung alles Bestehenden, des Analphabetismus ebenso wie seines riesigen Latifundienbesitzes, interessiert ist, steht den Lealisten wohl näher als den Infanterie-Juntas. Aber solange sie seine Position nicht bedrohen, hütet er sich, seine Neutralität zwischen den beiden Gruppen anfzugeben und einen Kampf heraufzubeschwören, dessen Folgen das ganze System gefährden könnten. Denn in dem Wunsch, die Herrschaft der Feudalität zu erhalten, sind sich alle drei Gruppen einig, obgleich die Lealisten neuerdings sich der politisierenden Bourgeoisie zu bedienen versuchen.

Der spanische Parlamentarismus, in dem zwei Dutzend Koterien teils konservativer teils liberaler Phraseologie einander abzulösen pflegten, lebte davon, daß sich Lealisten und Infanterie-Juntas ungefähr die Wage hielten. Der Parlamentarismus fand sein Ende, als sich die beiden Gruppen gegen ihn verbündeten: in einem Augenblick, wo das Parlament die Liquidation des Marokko-Abenteuers unternahm, an dem die Offiziere finanziell ebenso interessiert waren wie der König.

Primo de Riveras Initiative ist dabei nicht so groß, wie man anzunehmen geneigt sein mag. Er wurde Diktator, weil er ungefähr zwischen den beiden Gruppen stand, und weil er als fröhlicher Trinker, Spieler und Damenfreund in den maßgebenden Kreisen beliebt war. Die nicht übermäßig kultivierte Bonhomie seines Wesens wird freilich durch einen dummdreisten Zynismus vervollständigt, den mindestens die Lealisten verkannten oder zu gering einschätzten. Einmal an der Macht, geriet er jedenfalls völlig unter den Einfluß der Infanterie-Juntas und drängte den König immer weiter zurück. Die Lealisten sind darum seit Jahr und Tag an der Arbeit, nicht etwa die Diktatur der Feudalität, wohl aber die Diktatur der

Infanterie-Offiziere zu stürzen. Das ist der eigentliche Kern der spanischen Krise. Der Aufstand der Artillerie-Offiziere bildet nur eine Episode.

In letzter Zeit haben die Lealisten noch einen neuen Grund erhalten, weshalb sie eine „Normalisierung" des öffentlichen Lebens wünschen: nämlich die Frage der Thronfolge. Der Kronprinz ist unheilbar krank, der zweite Sohn, der taubstumm ist, kommt für die Nachfolge nicht in Betracht, und da weiter kein erwachsener Sohn da ist, denkt man beizeiten an eine Regentschaft. Nun wäre eine Regentschaft in der spanischen Geschichte nichts Neues; aber verständlich ist, daß man sie wenigstens durch den Schein einer Konstitutionalität sichern möchte. Freilich ist die ganze Frage noch nicht sehr drängend, da ja sowohl König wie Kronprinz noch am Leben sind; aber die Lealisten spielen jedenfalls dieses neue Argument gegen Primo de Rivera aus, und kurz vor der Rebellion der Artillerie-Offiziere ging sogar das Gerücht um, daß der König die Parlamente zur Regelung der Thronfolge einzuberufen beabsichtige.

Der Zeitpunkt der Rebellion war also kein Zufall. Offenbar hielten ihre Führer den Augenblick, wo die Thronfolgefrage aufgeworfen war und Primo de Rivera durch die Mißerfolge seiner Außenpolitik einen schweren Prestigeverlust erlitten hatte, für besonders günstig. Sie handelten zudem ohne großes Risiko, denn sie wußten, daß der König sie im äußersten Falle schützen würde. Die Konspirationen der Lealisten haben bisher nämlich eine so wie die andre geendet: die Schuldigen werden verabschiedet, ein bißchen bestraft... und begnadigt. So erging es dem General Cavalcanti, der für kurze Zeit aus der Armee entfernt wurde, um dann Generalkapitän der Balearen zu werden. So erging es dem General Bérenguer, der sogar zu Festung verurteilt wurde und heute schon wieder Chef des königlichen Militärkabinetts ist. Den General Weyler, der so alt geworden ist, daß seine blutige Vergangenheit beinah vergessen ist, wagte man nicht einmal festzunehmen. Und so ist es auch den Artillerie-Offizieren ergangen.

Primo de Rivera oder vielmehr die Infanterie-Offiziere haben sich abermals als die Stärkeren gezeigt. Aber sie sind nicht stark genug, um ihre Gegner zu vernichten. Der König wiederum kann nicht wagen, sich öffentlich mit seiner allergetreuesten Opposition zu solidarisieren. Aber er ist stark genug, um sie zu schützen. Als er sah, daß der Aufstand auf die Artillerie-Offiziere beschränkt blieb, veranlaßte er sie, die Waffen niederzulegen. Man kennt nicht die Zugeständnisse, die ihm Primo de Rivera dafür gemacht hat. In dem Manifest des Diktators, das die Beendigung der Rebellion verkündigte, heißt es, daß bei der Bestrafung der Schuldigen die Verdienste der Artillerie berücksichtigt und jede Demütigung vermieden werden solle. In der Tat ist der größte Teil der Aufständischen bereits begnadigt, einem kleinern Teil sind die Strafen gemildert, und es wird nicht lange dauern, bis auch diese Offiziere gänzlich begnadigt und in ihre alten Rechte wiedereingesetzt sein werden.

Die Grundlinien der Situation sind nicht verändert, die Krise dauert fort, und die letzte Auseinandersetzung hat nur gezeigt, daß auch das Kräfteverhältnis ungefähr das gleiche bleibt. Die beiden Gegner suchen darum nach neuen Stützpunkten. Die Lealisten nähern sich zu diesem Zweck den sogenannten alten Politikern, die sie mit der Wiederherstellung der Verfassung ködern. Don Alfonso selbst hat ehemalige konservative und sogar liberale Minister empfangen, Leute also, von denen er nach der Ausrufung der Diktatur in öffentlicher Rede sagte, sie seien fast alle Diebe und ausnahmslos Dummköpfe. Es ist trotzdem nicht daran zu zweifeln, daß er unter ihnen Verbündete finden wird. Aber ganz davon abgesehen, daß diese Männer vielleicht Routine und Talente, jedoch nicht die Spur von Macht besitzen, denkt der König, der ein Intrigant von Beruf ist, gewiß nicht im Entferntesten daran, auch nur den alten Zustand wiederherzustellen. Beweis dafür ist, daß die Lealisten als künftigen Ministerpräsidenten den Admiral de Magaz kandidieren, der Mitglied des Direktoriums war und zur Zeit Botschafter in Paris ist. Denn Magaz ist zwar liebenswürdig wie Primo de Rivera, er ist sogar aufrichtig wohlwollend, aber seine naive Kenntnislosigkeit und seine harmlose Dummheit würden ihn sofort noch mehr unter fremde Einflüsse bringen als den Diktator von heute, der sich gleichfalls bemüht, seine Position zu befestigen.

Als Mittel dazu sollen ihm die von seiner Union patriotica, übrigens einer Partei ohne Leben, veranstaltete Volksabstimmung und die Einberufung einer aus ernannten Mitgliedern bestehenden Ständeversammlung dienen. Man braucht diese Aktionen nicht erst zu kritisieren. Sie zeigen die zynische Skurrilität mancher Bilder von Velasquez und Goya, vor deren höhnischer Grausamkeit man nicht zu lachen wagt. Bemerkenswert ist indessen, daß auch Primo de Rivera dem Zivil „Zugeständnisse“ macht, also der Armee nicht mehr traut. Verwunderlich wäre es nicht, wenn auch die Infanterie-Offiziere ihres Diktators müde zu werden begännen. Die Erfolge seiner Politik sind, von jedem Standpunkt aus gesehen, gleich Null, und die zum Teil ausgezeichneten Pläne einiger seiner Fachminister nimmt wohl alle Welt so ernst, wie man, durch lange Erfahrung belehrt, in Spanien Pläne eben nimmt. Sollte ihn ein erheblicher Teil der Infanterie-Juntas wirklich im Stich lassen, so wäre das Schicksal seiner Diktatur fraglos besiegelt.

Das Werben dieser beiden feudalen Gegner um die Unterstützung durch andre Klassen wird dagegen die Entscheidung kaum beeinflussen. Beide sind sich einig, darin nicht zu weit zu gehen, und vorläufig ist die Bourgeoisie ebenso wie das Proletariat weder willens noch imstande, die Diktatur der Feudalität zu bedrohen. Die nächste Entscheidung liegt bei der Armee. Das schließt selbstverständlich nicht aus, daß die Auseinandersetzung der beiden Gruppen eines Tages auf die andern Klassen übergreift, und daß es zu einem großen Zusammenstoß kommt, in dessen Verlauf alle Überraschungen möglich wären. Wer den spanischen Charakter kennt, kann für diesen Fall nur ein furchtbares „Vae victis!“ prophezeien.

Der Wehr-Wolff von Kurt Hiller

Sehr verehrter Herr Theodor Wolff!
Leider gehört es nicht zu den Gepflogenheiten deutscher demokratischer Politiker, auf einen ernsthaften sachlichen Angriff ernsthaft und sachlich zu antworten. Das Übliche ist: sachfernes Schmähzetern, sachfernes Witzeln (von der Estrade einer geheuchelten Überlegenheit aus) oder – das Häufigste – vornehmes Schweigen. Als ich Sie, wegen Ihres Bestrebens, den staatlichen Zwang, zu töten und sich töten zu lassen, den wir seit acht Jahren los sind, hierzulande wiedereinzuführen, in Nummer 36 der ‚Weltbühne' angriff, mit der Achtung freilich, die ich dem Charakter Wolff und dem Künstler Wolff darzubringen Ursache habe, vermutete ich, daß Sie, ja auch sonst gottseidank ein recht untypischer Demokrat, jenen demokratischen Ritus durchbrechen, und daß Sie antworten würden; sachlich – etwas Andres kam nicht in Betracht. Mit Genugtuung durfte ich dann bald feststellen, daß meine Vermutung gestimmt hat: ich war kein Narr. Ihre Erwiderung in Nummer 40 beweist, daß Sie einer Diskussion über wesentliche Fragen auszuweichen für ungeistig und unjung, für feige, für unter Ihrer Würde, für unterkittig halten. Diese Gesinnung ist in Deutschland, und übrigens nicht unter Demokraten nur, äußerst selten; und obwohl ich sie bei Ihnen voraussetzte, muß vor Eintritt in die Erörterung mit Dank vermerkt werden, daß Sie sie bewiesen haben.

Was Sie dagegen ganz und gar nicht bewiesen haben, ist: die Vereinbarkeit des Wehrzwangs mit den allgemeinen Idealen, die Sie aufstellen – Emanzipation des Individuums, Wahrung der Menschenrechte. Ein menschliches Individuum, das im Stacheldraht langsam verrecken muß oder auch nur ein Auge, einen Arm, ein Bein, einen Hoden sich wegschießen lassen muß für ein fremdes Interesse, für eine ihm gleichgültige, womöglich von ihm gemißbilligte Idee, ist kein befreites, sondern ein in viehischste Sklaverei geducktes Individuum. Millionen, die leben wollen, denen das Auskosten dieses bitter-süßen Wundertranks Leben wichtiger scheint als die Zuordnung eines Bergwerks, einer Eisenbahnlinie, einer Stadt, einer Provinz zu dem einen oder dem andern Verwaltungsbezirk... diese Millionen durch Granaten in Fetzen reißen, durch Giftgas umlegen lassen –: wo ist da eigentlich ein „Menschenrecht" „gewahrt"? Schön, predigen Sie die Wiedereinführung des obligatorischen Massenselbstmords; aber erzählen Sie uns dann, bitte, nicht, daß Sie die Rechte des Menschen wahren, daß Sie das Individuum emanzipieren wollen! Eines geht hier oder das Andre. Die Synthese nicht; sie wäre Selbsttäuschung.

Aber Sie glauben, durch die Wehrpflicht die Republik zu retten. Ich glaube, im Gegenteil, daß die Geburtsstunde der Wehrpflicht die Todesstunde einer Republik sein würde, die diesen Namen noch irgend verdiente. Eine Miliz, weil sie alle Schichten des Volks gleichmäßig umfaßt, wäre schwarzrotgold, meinen Sie. Umfaßte Wilhelms Heer nicht alle Schichten?
Die Armee eines Staats trägt die politische Farbe seiner

```
Machthaber. Hätten wir Republikaner die Macht in diesem
Staate, dann, Theodor Wolff, brauchten wir das Söldnerheer
nicht wie eine Prätorianergarde zu fürchten; es wäre das
Werkzeug unsres Willens. Auch die Miliz, die Sie fordern,
würde das Werkzeug des republikanischen Willens nur dann
sein, wenn die Republikaner die Macht hätten, sie dazu zu
machen. Wilhelmsch und stahlhelmsch gesinnte Offiziere, die
der republikanische Staat zu muskelschwach ist von den leiten-
den und den vielen andern Stellen seiner Armee zu entfernen,
würden aus der Miliz der Hunderttausende ein noch erheb-
lich stärkeres und gefährlicheres Instrument der Reaktion
machen, als es die Reichswehr der Hunderttausend bereits ist.
Glauben Sie im Ernst, die Disziplin würde zulassen, daß demo-
kratische Soldaten einmal aufmucken, daß sozialistische ein-
mal bocken? Kontrolle? Durch das Heer selbst? Zweifeln
Sie auch nur den Bruchteil eines Augenblicks, daß das Offizier-
corps dieser Miliz sich, unter dem Vorwand der politischen
Neutralität, durchaus einseitig-nationalistisch ergänzen würde?
Ja, man wird mit Freuden auch Republikaner aufnehmen –
gesetzt, daß sie Freunde der Revanche sind. Man will im
Grunde ja gar nicht die Monarchie, man will den Krieg...
und die Monarchie höchstens insoweit, als man ihrer zum
Kriegführen nicht glaubt entraten zu können. Gegen einen
kriegerischen Republikanismus hat man nichts. Die klügsten
und gefährlichsten Nationalisten – etwa die Leute von der
‚Standarte‘, die man für Alles, nur nicht für Spießer halten
soll – sind weit entfernt, nach Art der deutschnationalen
Rummeltanten Royalisten zu sein. Es sind feinkultivierte „Na-
tionalrevolutionäre“, Bellizisten aus Leidenschaft. Diesen
Leuten arbeitet ein so ehrlicher und erprobter Kriegsgegner
wie Sie, Theodor Wolff, wider Willen in die Hände, wenn er
eine Miliz empfiehlt – eine Miliz mit allgemeiner Wehrpflicht,
das heißt: die Zwangsmilitarisierung der Gesamtnation! Nicht,
daß Wilhelms des Lügners Thron neu errichtet wird, ist die
Gefahr, sondern, daß ein vom antihumanen Geiste der Wil-
helms-Aera erfüllter Rechtsrepublikanismus sich befestigt. In
der Justiz herrscht er längst. Die Miliz wäre sein Triumph.
Und der Krieg – gegen Polen oder sonstwen; mit Rußland
oder sonstwem – wäre der nächste Akt.

„Aber die Schweiz!“ hör’ ich Sie rufen. Die Schweizer
Miliz, gewiß, hat nichts Aggressives. Nur liegt das keineswegs
an der Miliz-Form. Besäße die Eidgenossenschaft ein stehen-
des Heer, wäre seine Aggressivität nicht größer. Das Verdienst
am Defensivcharakter des Schweizer Heeres hat ausschließlich
die Tatsache, daß die Schweiz keine Nation, sondern ein
Zweckverband dreier Nationalitäten ist, welcher sofort aus-
einanderplatzen würde, wenn die Bundesregierung eine impe-
rialistisch-offensive Politik – antideutsch, antifranzösisch oder
antiitalienisch – wagen wollte. Die Schweiz ist durch ihre
nationale Struktur, nicht durch ihre Miliz zur Neutralität ge-
zwungen und zu echter Defensivpolitik.

In Deutschland liegen die Dinge umgekehrt. In Deutsch-
land wäre die Einrichtung einer Miliz – die Frankreich darum
```

nie erlauben wird – der erste Schritt zum „nationalen Befreiungskrieg“.

Es ist unter Demokraten Sitte und Gemeinplatz, die mechanische Übertragung russischer Organisationsformen auf Deutschland zu verwerfen. Auch die mechanische Übertragung schweizerischer Organisationsformen auf deutsche Verhältnisse würde verfehlt sein! (Von der Klage aller freiheitlichen Schweizer über den unerträglichen Militarismus ihres Landes ganz zu schweigen.)

Nein, Theodor Wolff, wenn Sie sagen, die Miliz würde, im Gegensatz zum Berufssoldatenheer, „ein System“ sein, das „den Feinden dieses republikanischen Staates nicht nützlich werden kann“, so ist das Illusion und Chimäre; es sei denn, daß Sie einen republikanischen Militär- und Kriegsstaat meinen, den Sie, Ihrer Vergangenheit nach, unmöglich meinen können.

Dabei bestreite ich wahrhaftig nicht, daß bereits die Reichswehr gefährlich genug ist. Ich empfehle mit meinen Freunden als Mittel gegen diese Gefahr: das Institut abzubauen. Es nicht abbauen, es vielmehr zur Miliz mit allgemeiner Wehrpflicht ausbauen wollen – das kommt mir vor, als wünschte sich ein mit einem Furunkel Behafteter statt des Furunkels eine Krebsgeschwulst.

Verzeihen Sie die Unappetitlichkeit dieses Vergleichs; aber der Krieg ist noch unappetitlicher. Sie wünschen ihn nicht? Als er tobte, waren Sie unter den wenigen Beherzten, die Alles taten, ihm ein rasches Ende zu bereiten. Sie waren nicht nur kein Brandstifter: Sie waren ein Feuerwehrmann! Ich vergesse Ihnen das nie. Ja, wenn Sie den nächsten Krieg gleichfalls nicht wünschen, wozu wünschen Sie sich denn ein Heer? Ich weiß, daß eine nur dekorative Politik Ihnen ganz fernliegt, ja ein Greuel ist. Also heraus mit der Sprache! Wozu ein Heer, Wehr-Wolff? Ich sei „zu scharfsinnig“, sagen Sie höflich, „um zu verkennen, daß es im Getriebe dieser Welt alle Möglichkeiten, auch die abscheulichsten, gibt“. Nein, verehrter Humanist, so weit geht mein Scharfsinn nicht. Er reicht nur aus, zu begreifen, daß jene „abscheulichsten Möglichkeiten“ nicht mehr existieren, wenn Heere nicht mehr existieren. Es „kann geschehen“, daß man „für fremde Interessen abgeschlachtet wird“, „wenn man es ablehnt“, „sich jemals zur Wehr zu setzen“? „Im Innern“ – zugegeben; ich habe nichts gegen eine starke republikanische Schutztruppe von Freiwilligen. Aber „draußen“? Welch eine verjährte, welch eine verkehrte Romantik, zu glauben, es gebe in Europa Völker, die da kommen könnten, ein andres Volk abzuschlachten! Das trifft ja kaum auf die Stämme Zentral-Australiens mehr zu! Deshalb Genf und Locarno? Man könnte uns Friedliche überfallen? Aber einzig wer zum Krieg rüstet, um gegen den Überfall des bösen Feindes gewappnet zu sein, beschwört ihn herauf, den Überfall! Haben wir denn das nicht gesehen? Jeder Staat, vor 1914, wollte den abscheulichsten Möglichkeiten, von denen Sie sprechen, vorbeugen: und auf ein Mal waren sie Wirklichkeiten. Sie wärens niemals geworden ohne die Vorbeugungsmittel! „Si vis pacem, para bellum“ ist das widerlegsteste Wort

der Welt. Widerlegt nicht durch Argumente, widerlegt durch Ereignisse.

Nun fragen Sie, Theodor Wolff, ob „denn der Verzicht auf die allgemeine Wehrpflicht eine Garantie“ sei für den Frieden. Niemand hat das behauptet! Indes, Sie können doch im Ernst nicht die bedauerliche Tatsache, daß England und Amerika die Wehrpflicht mitten im Kriege einführten, der Wehrpflichtlosigkeit, deren diese Länder sich vordem erfreuten, zum Vorwurf machen! Wehrpflichtlosigkeit führt unter Umständen zu Fürchterlichem, sogar zur Wehrpflicht – also seien wir für die Wehrpflicht: diese Logik dürfte ein Scherz sein, nicht wahr? Aber zwischen Leben und Tod ist schlecht scherzen.

Die allgemeine Abschaffung der Wehrpflicht, eine staatsrechtlich-völkerrechtliche Aktion, die kürzlich viele hervorragende Europäer, sogar deutsche Demokraten darunter (Schoenaich, Keßler – nicht Geßler!), in einem Ihnen bekannten Manifeste gefordert haben, wäre ganz bestimmt keine Garantie des dauernden Völkerfriedens, aber sie wäre ein erster Schritt zu ihm hin. Und ein gewaltiger Schritt! Die Völker würden sich gegenseitig damit geloben, das Recht jedes Menschen auf Leben bedingungslos zu respektieren. Was will der Pazifismus im Grunde mehr? Auch Sie sagen, der „Ruf zu den Waffen“ müsse „vom Volke selber“ ausgehen. Aber was heißt „das Volk“? Eine Parlamentsmehrheit! Kann die nicht belogen, kann sie nicht vom Rausch umnebelt sein? Der Mehrheit, der Lüge, dem Taumel, der Psychose, dem Zufall sollen wir das Individuum opfern? Wir müssen es vor diesen Mehrheiten schützen wie vor der Willkür der Monarchen. Die Anerkennung des Rechts Aller auf Leben –: ist dieses Ziel einmal erreicht, dann ist Ungeheures erreicht. Man vergißt gern, auch Pazifisten von Fach vergessens gern, daß die Friedensbewegung diesen Sinn hat, daß sie jedenfalls etwas Leeres und Nichtiges und völlig Gleichgültiges wäre, wenn sie von der Eroberung des Rechtes auf Leben absähe. Kriege zwischen Freiwilligen, das ist wahr, drohen immer, in Kriege zwischen Gezwungenen auszuarten; deshalb müssen auch Freiwilligen-Kriege in der Theorie verworfen und in der Praxis verhindert werden; aber zuallererst müssen die Staaten einander und sich selbst die Kriegführung durch Gezwungene verbieten. Alle „Menschenrechte“, die heute „gewahrt“ werden, sind für die Katze und ihre Lobredner Lügner, solange nicht das Elementar- und Fundamentalrecht: das Recht des Menschen auf Leben feststeht und unter Schutz steht. Daß die Welt noch nicht so weit ist, kann nur ein Grund sein, sie dahin zu treiben, aber keiner, den paar Völkern, denen die Geschichte dieses Joch abnahm, es wieder aufzuerlegen. Die Imparität der Rüstungen bleibt infam; jene sich fälschlich deutsche „Pazifisten“ nennenden Pervertierten des Chauvinismus, die das nicht sehen wollen, verhindert durch ihre blauweißrot bemalten Scheuklappen, sind mir um keinen Grad angenehmer als Ihnen; und wenn ich auch bedaure, daß Die mit den schwarzweißrot gestrichenen Jene für Landesverräter halten, obwohl es doch nur harmlose

sozialpädagogisch psalmodierende Querköpfe sind, so verstehe ichs immerhin. Also verwechseln Sie bitte, was mein Freundeskreis denkt und lehrt, nicht mit einem „Radikalismus“, den wir nur in Gänsefüßchen gelten lassen. Nein, wir sind nicht deutschfeindliche, sondern international gesinnte Deutsche und urteilen deshalb über die Ungleichheit der Rüstungen genau wie Sie. Nur ziehen wir eine andre Folgerung. Die Abrüstung der Welt muß jetzt von Deutschland ihren Ausgang nehmen, sagen wir, nicht aber Deutschland um der Parität willen wiederaufrüsten! Sonst begönne das blutige Spiel von neuem.

Abschaffung der Wehrpflicht ist der erste Schritt zur Abrüstung; Deutschland hat ihn, gezwungen, getan; und Sie wollen ihn wieder rückgängig machen? Die Deutsche Tageszeitung will das auch.

Das Postulat „Miliz“ für Deutschland ist mithin, unter dem Gesichtswinkel sukzessiver Weltbefriedung, tief reaktionär. Daß eine demokratische Partei diese Forderung erhebt, beweist allein genug gegen den Demokratismus. Wir können uns, sehr verehrter Herr Theodor Wolff, nicht auch noch über das demokratische Prinzip heute unterhalten. Daß die Demokratie mit ihren „Kontrollmöglichkeiten“ „die beste Bürgschaft gegen frivoles oder tölpelhaftes Hineingleiten in den Blutschmutz“ sei, wird am schlagendsten widerlegt durch Ihre eignen so bedeutsamen geschichtlichen Forschungen über den Anteil Frankreichs an der Schuld von 1914. Frankreich war doch wohl damals schon eine demokratische Republik? Doch Poincaré, nicht wahr, hetzte in Petersburg zwar klüger, aber kaum weniger hitzig als Wilhelm in Wien. Sie selber tatens dar, in vorzüglichen Abhandlungen... und machten sich bei den deutschen Deutschenfeinden und Psychopathen der Schuldfrage redlich verhaßt dadurch. Herr Victor Basch in Paris hat Sie sogar einen Frankophoben gescholten, Sie, den französischsten Kopf unsrer Presse, und die Berliner Baschisten krächzten es nach. Ich habe Sie gegen diese Käuze – deren Aversion gegen das Licht grade unter den vorzüglichsten Pazifisten Frankreichs Abscheu erregt – mit Lust verteidigt und gedenke das auch in Zukunft zu tun. Die Demokratie mit ihrer „Kontrolle“ war 1914 um keinen Grad friedensfreundlicher, um keinen Grad weniger blutlüstern als das unkontrollierte Kaisertum. Auch glaube ich mich zu entsinnen, daß zahllose Republiken Amerikas in den Krieg eingetreten sind, während die Königreiche Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland und Spanien den Frieden gewahrt haben. Wo’s um Leben und Tod ging, waren Verfassungsschemata bislang nicht das Entscheidende. Man überschätze sie daher nicht!

Übrigens vermag ich so wenig wie Sie unter den empirischen Staatsformen unsres Zeitalters „eine zu entdecken, die imstande wäre, das Individuum besser gegen kriegerische Überraschungen zu schützen“ als die Demokratie. Diese Formen sind, tatsächlich, alle annähernd gleich schlecht! Grund genug für Menschen guten Willens, über neue, bessere nachzudenken. Das ist, verzeihen Sie, mein Metier. Daß ausschließlich die einmal gegebenen Formen zur Wahl stünden, halte

ich im Verfassungsrecht für kein geringeres Vorurteil als in der Kunst, Verfassungen sind so wenig ewig wie Stile. Ich erblicke im Demokratismus – gewiß war Demokratie einst ein revolutionäres Prinzip – einen drolligen Klassizismus. Als seien die Lyriker für alle Zeiten an die horazischen Versmaße gebunden oder Renée Sintenis an den Apoll von Belvedere.

Die Demokraten sind die Konservativen von heute. Es tut mir seit acht Jahren in der Seele weh, daß ich Sie, Theodor Wolff, unter den Konservativen seh'. Zugegeben: unter einer gepflegten, urbanen, lebendigen Art von Konservativen, nicht unter Hinterwäldler-, nicht unter Muckerkonservativen: aber: unter Konservativen.

Doch um zum Ausgangspunkt unsres Streits zurück- und dann ins Leben heimzukehren: Es ist nicht ganz so, wie Sie am Schlusse formulieren: daß ich für mein Teil das Prinzip, man dürfe Niemand „ohne seine Zustimmung abschlachten“, betone, während Ihnen, dem Weitergehenden, als die Hauptsache erscheine, „daß alles Abschlachten unterbleibt“. Nein, auch mir erscheint das als Hauptsache und Endziel. Nur kann ich mich schwer entschließen, zu glauben, man führe das Ende alles Schlachtens dadurch herbei, daß man zunächst einmal Die zwingt, sich schlachten zu lassen, die es nicht im geringsten danach gelüstet.

Reichsgericht und Frauenehre von Siegfried Weinberg

Wie die Tatsache, daß das Proletariat vom Berufsrichtertum ausgeschlossen ist, die Gefahr einer Klassenjustiz zur Folge hat, genau so der Umstand, daß der weibliche Teil der Bevölkerung, also mehr als die Hälfte der Volksgenossen – entgegen den klaren Verheißungen der Verfassung – vom Berufsrichtertum ferngehalten wird, in allen Fragen, welche die Beziehungen zwischen den Geschlechtern berühren, eine Rechtspraxis, die man nur als männliche Geschlechtsjustiz bezeichnen kann. Ein Urteil, das der höchste deutsche Gerichtshof, das Reichsgericht, vor kurzem gefällt hat, und das im Organ des Deutschen Anwaltvereins, der ‚Juristischen Wochenschrift‘, Jahrgang 1926, Seite 1989, veröffentlicht wird, ist geeignet, diese Gefahr schlaglichtartig aufzuzeigen und jeden Freund der Gerichtigkeit auf das tiefste zu erschüttern. Würde doch die allgemeine Anerkennung der vom Reichsgericht aufgestellten Rechtsgrundsätze jede Frau gradezu zum Freiwild jedes Lüstlings machen. Bei der Autorität, die das Reichsgericht noch immer in den Kreisen unsrer zünftigen Juristen genießt, besteht aber tatsächlich die Gefahr, daß die vom höchsten deutschen Gerichtshof aufgestellten Grundsätze beherrschenden Einfluß auf die Praxis gewinnen, wenn nicht der Protest der Öffentlichkeit diese Gefahr rechtzeitig bannt.

Der Tatbestand, der dem Urteil zugrundeliegt, wird vom Reichsgericht wörtlich wie folgt zusammengefaßt:

> Der Angeklagte saß neben der 25jährigen Zeugin J. im Waldgebüsch auf dem Erdboden. Plötzlich legte er die Zeugin zu Boden, faßte ihr unter die Röcke, wobei ihr das Beinkleid

> zerrissen wurde, und griff ihr an den Geschlechtsteil. Die Zeugin wehrte sich, und es gelang ihr, aufzuspringen, worauf der Angeklagte, der sein Glied entblößt hatte, von der Zeugin abließ und diese sich entfernte. Bei seinem Vorgehen hatte der Angeklagte die Absicht, mit der Zeugin den Beischlaf zu vollziehen.

Das Urteil stellt dann fest, daß dem Angeklagten die „Frauensperson“ völlig unbekannt war. Jeder Laie wird ohne weiteres annehmen, daß hier nicht nur die Voraussetzungen einer schweren tätlichen Beleidigung vorliegen, sondern auch die der versuchten Notzucht oder wenigstens der gewaltsamen Vornahme unzüchtiger Handlungen. Die Strafkammer war so milde, dies zu verneinen, weil die Handlungen des Angeklagten von der Vorstellung begleitet gewesen seien, sein Opfer werde seinem Vorhaben keinen ernstlichen Widerstand entgegensetzen. Was den Angeklagten zu dieser Hoffnung berechtigte, ist im Urteil nicht einmal angedeutet. Es steht vielmehr fest, daß die Dame nicht die geringsten Avancen gemacht hat. Immerhin konnte die Strafkammer nicht umhin, den Angeklagten wenigstens wegen tätlicher Beleidigung zu verurteilen. Der Angeklagte hatte die Stirn, gegen dieses unverständlich milde Urteil noch Revision beim Reichsgericht einzulegen – und dort geschah, was jedem unbefangenen Leser unmöglich erscheinen wird. Das oberste Organ der deutschen Rechtspflege hob das Urteil der Strafkammer auf – aber nicht etwa wegen der erfolgten Freisprechung vom größten Teil der Anklage, sondern weil überhaupt eine Verurteilung des Angeklagten ausgesprochen und nicht auf völlige Freisprechung erkannt ist! Und die Begründung? Sehr einfach:

> Die festgestellte Sachlage ließ die Möglichkeit zu, daß es an dem innern Tatbestand fehle, insofern dem Angeklagten die Rechtswidrigkeit seines Tuns nicht anzurechnen war, weil er glaubte, daß die Zeugin J. sich seinem Tun nicht ernstlich widersetzen werde.

Und die Rechtfertigung für diesen Optimismus des Angeklagten:

> Die Zeugin J., eine Person im Alter von 25 Jahren, konnte wirksam über ihre Geschlechtsehre verfügen, und der Angeklagte war möglicherweise des Glaubens, ein ablehnendes Verhalten der Zeugin werde nicht ernstlich gemeint sein.

Dabei hat, wie das landgerichtliche Urteil ausdrücklich feststellt, der Angeklagte keinerlei nähern Anhalt dafür gehabt, daß die Zeugin geneigt sein werde, sich ihm hinzugeben. Diese Feststellung genügt aber dem wohlweisen Reichsgericht nicht, um die Ausreden des Angeklagten als rechtlich darzutun,

> denn das Fehlen des sichern Anhalts weist nur nach, daß eine etwaige Annahme des Angeklagten in der erwähnten Richtung sich auf unsicherer Grundlage aufbaute, nicht aber, daß sie nicht vorhanden war.

Jedes Wort der Kritik würde den niederschmetternden Eindruck dieses unfaßbaren Urteils beeinträchtigen. Man erinnere sich zum Vergleich nur, welchen umfassenden Ge-

brauch das Reichsgericht sonst – namentlich in politischen Strafsachen, soweit die sich gegen links richten – von dem Begriff des dolus eventualis macht. Wenn das Urteil des Reichsgerichts Nachfolge findet, so werden wir bald die drastischsten Idyllen im Grunewald erleben können. Wenn unsre „Frauenspersonen“ sich ernstlich hiergegen schützen wollen, so sei ihnen empfohlen, stets ein Plakat mit sich herumzutragen: „Vergewaltigungen ernstlich verbeten!“, wobei immerhin noch die Frage bleibt, ob das Reichsgericht nicht für Jeden, der sich hierdurch nicht abschrecken läßt, die Ausrede gelten lassen wird, daß er auch das Plakat nicht als ernstlich gemeint angesehen habe.

Und schließlich: Haben die Richter des Reichsgerichts nicht bedacht, daß auch ihren Frauen und Töchtern sowas begegnen kann? Würden sie auch in diesem Fall mit der gleichen verstehenden Milde urteilen?

Der senkrechte Sarg von Manfred Georg

Als ich die dreißig Seiten lange Broschüre von Vasile Spiru: ‚Aus den Totenhäusern Groß-Rumäniens‘ zu Ende gelesen hatte, glaubte ich zuerst geträumt zu haben. Aber das Buch blieb Buch, die Bilder blieben Bilder, und zur Besiegelung der Wahrheit des Inhalts stand vorn der Name Henri Barbusse, dem gelungen war, unter falschem Namen die Gefängnisse dieses in Europa liegenden, dem Völkerbunde angehörigen Landes zu besuchen.

Diese Broschüre ist eine der furchtbarsten Anklageschriften, die jemals gegen eine Regierung und gegen eine Verwaltung gerichtet worden sind. Das Viehischste, was sich ein entartetes Gehirn ausdenken kann, ist hier geschehen und Menschen zugefügt worden. Der Strafvollzug an den politischen Gefangenen ist, wie der Herausgeber mit Recht betont, eine verhüllte Todesstrafe, ja, er ist schlimmer. Barbusse erklärt ausdrücklich, daß alle Tatsachen der Broschüre authentisch sind und der Wirklichkeit entsprechen. Wem wird Europa mehr glauben: dem Ministerpräsidenten Averescu, dem verschlagenen Diplomaten, oder einem Manne von der ethischen und moralischen Geltung dieses großen Franzosen?

Barbusse bestätigt nun die Existenz eines organisierten Sadismus, dessen mildeste Mittel Ketten, der Karzer und die sogenannte Gherla sind. Man denkt bei Karzer an einen harmlosen Gefängnisraum. Dieser Karzer hier aber ist ein auf nassem, dauernd unter Wasser gehaltenem Grund errichteter, standuhrförmiger Sargkasten, worin der Gefangene gewöhnlich 6 – 10 Tage zubringen muß. Der Kasten ist so eng, daß der Gefangene militärische Haltung annehmen muß, das heißt: er kann weder die Lage der Hände noch der Füße im kleinsten Maße verändern. Nach drei Tagen schwellen die Beine bis in die Kniekehlen und weiter hinauf an, was noch fürchterlichere Qualen verursacht, wenn sie in Ketten stecken. Das anschwellende Fleisch platzt rings oberhalb der Ketten, und es entstehen blutende und später eiternde Wunden. Als Essen

erhält der Sträfling nur ein Viertel Maisbrot und als Trunk kaltes Wasser. Im Winter frieren die Fußsohlen am Boden an. Ist da verwunderlich, daß viele Gefangene den „senkrechten Sarg“ als Wahnsinnige verlassen?

Ein andres Disziplinar-Spezialmittel der rumänischen Zellengefängnisse ist die Gherla, auch der Zementsack genannt. Die Gherla ist ein niedriges, nasses, dumpfes, kaltes Loch, worin der Gefangene, mit den Händen an die Wand gefesselt und mit den Füßen in ein Eisen geschlossen, zusammengekauert am Boden hocken muß. Diese Strafe währt 3 – 12 Monate. Dabei erhalten diese Unglücklichen nur dreimal in der Woche die Gefängniskost, von deren Qualität man sich ohne Mühe eine Vorstellung machen kann. Diese Strafe für politische Gefangene ist durch den Generaldirektor der rumänischen Gefängnisse, Major Konstantin Zernat, der kürzlich wegen Unterschlagungen und Betrügereien verhaftet wurde, eingeführt worden. Was an privaten Folterungen hinzukommt, entzieht sich der Beschreibung.

Im März dieses Jahres schrieb die Zeitung ‚Adeverul‘ über das Gefängnis von Galata, als dort Bauchtyphus ausbrach:

> Galata ist kein Gefängnis, sondern eine Kammer der Folter und des langsamen Dahinsiechens. Wer diese Hölle besucht, wird begreifen, daß die verfassungsmäßig abgeschaffte Todesstrafe weiter besteht. Man muß nicht zum Tode verurteilt werden, es genügen einige Wochen Untersuchungshaft, die das Blut des Gefangenen durch Läuse und Hunger mit tödlichem Gift erfüllen.
>
> Die einzige Maßnahme, die der Major Zernat, als er von dem Bauchtyphus in diesem Gefängnis erfuhr, anordnete, war ein Telegramm, daß man ihm bis auf Weiteres keine Galata-Häftlinge zum Bearbeiten seiner Felder schicken sollte.

Was sich sonst noch die Organe der rumänischen Kriminalpolizei geleistet haben, lese man selbst nach. Etwa wie der Rechtsanwalt Bujor in sechs Jahren Dunkelhaft verrückt wurde, oder wie man als Sonderstrafe gepeitschte Gefangene in den senkrechten Sarg zu Zweien hineinpreßte, oder wie dem Ingenieur Gurow beim Verhör Hände und Füße zehnfach gebrochen wurden. Dann aber stößt man neben dem Bild von der Leiche eines buchstäblich geschundenen bessarabischen Bauern auf ein herrliches Bild, das durch alle illustrierten Zeitungen von Europa gegangen ist: die feierliche Messe des rumänischen Nationalfestes. König, Königin und Prinzessinnen in Uniform, Minister und Militärs von Orden **übersät, hübsche, saubere Menschen in Nationaltracht, ein pittoreskes, anmutiges Bild, und Jeder, der es sieht, sagt sich: Wie schön müßte es einmal sein, nach Rumänien zu fahren und sich solche fröhlichen, von Zivilisationspomade duftenden Feste mitanzusehen!**

Wann wird endlich einmal auch der Völkerbund auf solchen Reisegedanken kommen und sich durch eine Kommission vertreten lassen? Vielleicht steht Frithjof Nansen, der immer für alle Leidenden in der Welt Herz und Stimme gehabt hat, dann einmal auf und erstattet Europa Bericht von Dingen, die kein offizielles Dementi wird leugnen können.

Hohenzollern-Beute von Morus

Leise, leise, stiller Weise soll jetzt die Hohenzollern-Abfindung durchgeschmuggelt werden. Severings und Seeckts Abgang begünstigen das Verfahren: daß man dem Volke vortäuschen kann, es handle sich um beinah fast gar nichts. Augen zu, Portemonnaie auf, es tut ja nicht weh: so sieht der neue Vergleich mit den Hohenzollern aus, wenn man ihn nach dem beurteilt, was in den deutschen Gazetten steht. Am kläglichsten drückt sich der ‚Vorwärts', der an den verstecktesten Ecken des Blattes, halb aus Sympathie und halb aus Parteidisziplin, auseinanderzusetzen sucht, warum die Sozialdemokratie „grundsätzlich nicht den ehemaligen Fürsten einen Betrag von hundert Millionen in den Rachen zu werfen gewillt ist", und weshalb sie es ohne Grundsätze doch tut.

Das Täuschungsmanöver wird durchaus systematisch betrieben. Es beginnt damit, daß der vom preußischen Finanzminister abgeschlossene und von der preußischen Regierung genehmigte Vertrag mit den Hohenzollern nicht ein klares, leichtverständliches Bild davon gibt, was die Hohenzollern bekommen, und was dem Staat bleiben soll. Man hat vielmehr den neuen Vertrag nur als Abänderungsvertrag zu dem vorjährigen, nicht perfekt gewordenen Vertragsentwurf formuliert, so daß die einzelnen Bestimmungen etwa so aussehen:

> 7. In § 2 III des Vertrages werden hinter den Worten „Camenz, Seitenberg, Schnallenstein und Schönau" folgende Worte eingefügt: „– letztere, soweit sie nicht gemäß § 1 VIII dieses Vertrages (Anlage D zu B) dem Staate verbleiben."

Der Zweck dieser Übung ist offenbar: man spekuliert darauf, daß die Abgeordneten und die andern Menschen, die den Vertragstext in die Hand bekommen, sich nicht die Mühe machen werden, diese Hieroglyphensprache in ihr geliebtes Deutsch zu übertragen und sich aus den verschiedenen Vergleichsentwürfen den wirklichen Sinn zusammenzureimen. Nach derselben irrführenden Methode ist die „Begründung" zu dem jetzt dem Landtag vorliegenden Gesetzentwurf gefertigt. In einem unlesbaren Schwall von Daten, Paragraphen und Gerichtsentscheidungen wird noch einmal die ganze Geschichte der Hohenzollern-Abfindung erzählt, von 1918 bis – zu dem Vertragsentwurf vom 12. Oktober 1925. Daß eben dieser Vertragsentwurf in Preußen und in ganz Deutschland mit Empörung abgelehnt worden ist und den Anlaß zu der Volksbewegung gegeben hat, die sich schließlich zu dem großen Volksbegehren auswuchs; daß sich inzwischen trotz halböffentlicher Abstimmung die Hälfte aller Reichstagswähler für die vollständige Enteignung sämtlicher deutscher Fürsten entschieden haben; daß unter dem Druck dieser Tatsachen die Mehrheit der bürger-

lichen Abgeordneten im Reichstag bereit war, eine Regelung zu treffen, die zugunsten des Staates erheblich über den vorjährigen Vergleichsentwurf mit den Hohenzollern hinausging: das Alles verschweigt das preußische Finanzministerium in seiner Gesetzesbegründung.

Da der neue Vertrag vollständig auf der Grundlage des vorjährigen Vertragsentwurfs aufgebaut ist, so finden sich darin alle jene lieblichen Einzelheiten, die im vorigen Jahr bei der begreiflichen Erregung über den gesamten Inhalt des geplanten Hohenzollern-Pakts unbeachtet geblieben sind. Es soll also Gesetz werden, daß der Freistaat Preußen dem „vormaligen Kronprinzen und seiner Gemahlin sowie ihren Kindern und Enkelkindern auf Lebenszeit den im Neuen Garten bei Potsdam gelegenen Cäcilienhof als Wohnsitz mit dem Rechte der ausschließlichen Benutzung zur Verfügung“ stellt, weil die hohen Herrschaften mit Oels und dem Dutzend Schlösser, das ihnen sonst noch verbleibt, wohl nicht auskommen können. Dieser garantiert republikanische Freistaat tritt auch gleich als Quartiermacher für seinen geliebten König auf. „Der Staat“, heißt es in § 7 des alten wie des neuen Vertrages, „stellt dem vormals regierenden König, Wilhelm II., auf etwaigen Wunsch Schloß und Park zu Homburg vor der Höhe als Wohnsitz für ihn und seine Gemahlin auf Lebenszeit beider zur Verfügung“. Freundlicher kann man doch Wilm nicht zur Heimkehr auffordern. Im Vergleich dazu ist es gewiß nur ein ganz, ganz kleiner Schönheitsfehler, wenn nach dem Vertrag das Hohenzollern-Haus, zur Reinhaltung seiner Geschichte, für das königliche Hausarchiv in Charlottenburg einen eignen Hofarchivar ernennen, und wenn auch bei der Oberaufsicht noch der Generalbevollmächtigte Seiner Majestät mitreden darf.

Dem Publikum werden solche und ähnliche Bestimmungen von den amtlichen Propagandastellen jetzt selbstverständlich verschwiegen. Die preußische Regierung hat sogar Angst davor, den Steuerzahlern und den Arbeitslosen auch nur in ganz groben Umrissen mitzuteilen, was die Hohenzollern tatsächlich herausbekommen sollen. Sie beschränkt sich darauf, dem dankbaren Volke kundzutun, was die deutschnationalen Geheimräte im preußischen Finanzministerium, gegenüber dem vorjährigen Vertragsentwurf den Hohenzollern abgehandelt haben: die Schlösser Bellevue, Babelsberg und Königswusterhausen, ein paar Nutzgrundstücke, 90 000 Morgen Land, wovon weit mehr als die Hälfte Forste sind, und schließlich noch die Hälfte von der Barabfindung, 15 Millionen Mark. Diese Errungenschaften fiskalischer Verhandlungskunst bleiben noch um 50 000 Morgen und 8 Millionen Mark in bar hinter der reichsgesetzlichen Regelung zurück, mit der sich selbst ein Teil der Deutschnationalen im Reichstag einverstanden erklären wollte. Auch wenn die preußische Regierung es nicht wahrhaben will:

Die Hohenzollern erhalten nach dem jetzigen Vergleich:

> 250 000 Morgen Land,
> rund ein Dutzend Schlösser, darunter das Palais des alten Kaisers und das Niederländische Palais Unter den Linden,
> zwei Dutzend Villen und großer Nutzgebäude,
> Möbelwagen voll andrer Kostbarkeiten,
> drei Viertel des Hausfideikomiß-Kapitalienfonds,
> die Hälfte des Kronfideikomiß-Kapitalienfonds,
> das gesamte Schatullvermögen und obendrein noch
> 15 Millionen Mark in bar aus Steuergeldern des anleihebedürftigen, über ein Defizit klagenden preußischen Staates.
>
> Alles in Allem: eine Liebesgabe, die, nach der Selbsteinschätzung der Hohenzollern vor dem Kriege, einen Wert von mindestens 125 Millionen Goldmark repräsentiert.

Man kann demnach verstehen, daß der preußische Finanzminister und seine sozialdemokratischen Kollegen im Kabinett nicht darauf erpicht sind, daß der wahre Sachverhalt publik wird. Es gibt aber einen Punkt, wo der propagandistische Vertuschungsversuch in einen regelrechten Schwindel umschlägt. Neben den Sammelverzeichnissen von Schloß- und Speicher-Inventaren, die den Hohenzollern zufallen sollen, wurde schon in dem Vertrag vom vorigen Herbst eine besondere Liste von Kunstwerken aufgestellt, die ebenfalls den Hohenzollern übereignet werden: Gegenstände, die bereits in Berliner Museen oder in Schlössern untergebracht sind, die zweifellos Staatseigentum bleiben. Es befinden sich darunter die köstlichsten Watteaus und Paters, Werke von Menzel und Schadow und wertvollste Altertumsfunde. Schon in dem vorjährigen Vertragsentwurf hatte sich der Staat an diesen Kunstwerken ein Vorkaufsrecht einräumen lassen. In den Erläuterungen zu dem jetzigen Abänderungsvertrag findet sich darüber noch ein Passus. Ein scheinbar harmloses, kleines Sätzchen, so recht dazu geschaffen, daß man es übersieht. Es lautet:

> Durch den Abänderungsvertrag ist das Vorkaufsrecht in eine Erwerbsberechtigung umgewandelt worden, von der der Staat jederzeit Gebrauch machen kann.

Warum, wieso, weshalb? fragt man sich. In § 2 IV ist ja bereits ausdrücklich festgelegt, daß das Hohenzollern-Haus die Kunstwerke „an den Orten belassen wird, an denen sie sich zur Zeit befinden“. Weshalb also begnügt sich der Staat nicht mit dem platonischen Vorkaufsrecht, warum erzwingt er von den doch schon genug notleidenden Hohenzollern auch noch die Berechtigung zu jederzeitigem Erwerb? Nun, die Erklärung ist sehr einfach, wenn wohl auch ein wenig überraschend. Da die Hohenzollern sich nicht mit einer Barabfindung von 15 Millio-

nen Mark meinten zufriedengeben zu können, wurde ihnen von den Vertretern des preußischen Staates zugesagt, daß diese Kunstwerke, die seit Jahren bereits in Schlössern und Museen dem Publikum zugänglich sind und vertraglich dort ohnehin bleiben müßten, den Hohenzollern demnächst für 5 Millionen Mark „abgekauft“ werden. Auf diesem krummen Wege sollen also den Hohenzollern, zu Allem, was sie sonst schon erhalten, noch 5 Millionen zugeschanzt werden, unter Ausschluß der Öffentlichkeit, unter Täuschung des Parlaments.

Will der preußische Landtag sich solche Täuschungen gefallen lassen? Will er trotzdem den Abfindungsvertrag mit Haut und Haaren schlucken? Wir wissen, daß die Linke in Deutschland, wie alle niedern Lebewesen, ausgezeichnete Verdauungsorgane hat und herunterwürgt, was auch immer die Rechte ihr vorsetzt. Aber der Hohenzollern-Vergleich könnte ihr doch übel bekommen. 15 Millionen Deutsche haben erst vor vier Monaten sich gegen jede Fürstenabfindung erklärt, und würde man den Wählern den wahren Inhalt des Abfindungsvertrages bekanntgeben und sie dann fragen, ob sie dem zustimmen wollen, so würden höchstwahrscheinlich noch weit mehr als 15 Millionen mit einem entschiedenen Nein antworten. Die Abgeordneten der Linken, die jetzt aus sogenannten taktischen Erwägungen trotzdem dem Vertrage zustimmen wollen, handeln gegen den ausgesprochenen Willen ihrer Wählerschaft.

Und im Übrigen: was zwingt sie dazu, gegen ihre bessere Überzeugung und gegen den Mehrheitswillen der Bevölkerung Hals über Kopf dieses famose Geschäft abzuschließen? Können sie, nachdem sie selbst die preußische Abfindungsfrage acht Jahre verschleppt haben, sich nicht noch ein paar Monate gedulden? Die Zeit arbeitet nicht für die Hohenzollern, sondern gegen sie. Und so einen vorzüglichen Vertrag, wie ihn jetzt das preußische Finanzministerium unterzeichnet hat, würde der Reichstag schließlich durch eine gesetzliche Regelung, die dann gleich mit für Thüringen Geltung hätte, auch noch zustandebringen. Oder glaubt man, mit der Hohenzollern-Abfindung ein großes politisches Tauschgeschäft machen zu können? Hoffen die Sozialdemokraten, damit das Herz des Herrn Scholz zu erweichen und sich den Eingang in das Himmelreich der Reichsregierung zu erschließen? Oder sind sie bescheidener und wollen sie diesen Beweis ihrer Gutbürgerlichkeit der Deutschen Volkspartei beim Eintritt in die preußische Regierung als Morgengabe darbringen? Aus welchem Grund wollen sie, wenn auch nicht grundsätzlich, den Hohenzollern „die hundert Millionen in den Rachen werfen“?

Man darf gewiß einer so betagten Partei wie der Sozialdemokratie nicht zumuten, noch nach Grundsätzen zu handeln. Aber auch aus rein taktischen Erwägungen kann man zu der

Einsicht gelangen, daß zu einer Bestätigung dieses Vertrages gar kein Anlaß vorliegt. Denn selbst wenn man den ungünstigsten Fall in Betracht zieht: daß weder durch Reichsgesetz noch im Wege des Ausgleichs später etwas Besseres zu erzielen ist, als der jetzige Vertrag bietet, selbst wenn man es dazu kommen läßt, daß sich die Hohenzollern wieder, wie in den vergangenen Jahren, ein Stück nach dem andern im Prozeßwege holen: die Mehrkosten, die dadurch dem Staat entstünden, würden der Republik reichen Zins tragen.

Die Reichsbahn von Alexander Schönberg

In Nummer 38 der ‚Weltbühne' untersucht Arthur Seehof die Ursache der Unglücksfälle auf den Strecken der Reichsbahn und kommt zu dem Schluß, daß an den Unfällen in erster Linie die Überlastung des Personals schuld ist. Kein Zweifel. Trotzdem darf man nicht daran vorbeigehen, daß für die Unfallhäufung eine Fülle andrer Dinge im Reichsbahnbetriebe die Verantwortung mitträgt. Die Reichsbahnverwaltung weist fortgesetzt darauf hin, wie außerordentlich hoch infolge des Dawes-Abkommens ihre finanzielle Belastung ist, und behauptet, aus diesem Grunde nicht Alles leisten zu können, was sie ohne diese Belastung zum Nutzen des reisenden Publikums unzweifelhaft leisten würde. Diese Behauptung der Reichsbahn ist falsch.

Sie verschleudert Millionen und aber Millionen für Gratifikationen und Bewertungszulagen an obere Beamte. (Daß dabei auch einzelne Pfennigbeträge an andre Beamte abfallen, sei gern zugegeben.) Sie hat den gesamten Schlaf- und Speisewagenpark für ein Spottgeld an die Mitropa übereignet. Das wird erst dann interessant, wenn man erfährt, daß in den leitenden Stellen der Mitropa solche ehemalige Beamte der Reichsbahn untergebracht sind, die an dem Abschluß der Verträge wesentlichen Anteil gehabt haben. Die Reichsbahn baut im ganzen Reichsgebiet den obern Beamten die solidesten Antennenanlagen, liefert dazu die teuern mehrröhrigen Empfangsapparate kostenlos und bezahlt die postalischen Gebühren. Ihre Erklärung, daß diese Anlagen zur Nachrichtenübermittlung gebraucht werden, ist unwahr, da von den Wohnungen dieser Beamten irgendwelche Nachrichten nicht gegeben werden. Im ganzen Gebiet der Reichsbahn werden auf ihre Kosten hunderte von Sportklubs, die Radfahr- und Turnvereine, Gesang- und Schwimmklubs, Kanu- und Segeljagdvereinigungen, Fechtklubs für leichte und schwere Säbel unterhalten. Technische Nothilfe und sogenannte Personalbetriebsstellen, die sehr beträchtliche Mittel erfordern, sind zu dem Zweck eingerichtet worden, um jede selbständige Regung des Personals niederknüppeln zu können. Gegen den Willen aller Gewerkschaftsrichtungen ohne jede Ausnahme hat die Reichsbahnverwaltung den sogenannten Bahnschutz aufgebaut. Diese Organisation verfügt über ganze Panzerzüge, die im Reichsgebiet verstreut sind und bestimmungsgemäß im Fall innerer Unruhen einge-

setzt werden sollen, sobald das Gebiet der Reichsbahn davon berührt wird. Vergegenwärtigt man sich, daß diese Organisation über eine Unmenge von Maschinengewehren und andern Handwaffen sowie über Minenwerfer und Geschütze aller Art verfügt, so erkennt man, daß eine solche Einrichtung in der Hand der rechtsradikal gesinnten Verwaltungsbürokratie eine schwere Gefahr für den republikanischen Staat in dem Augenblick wäre, wo ein neuer Rechtsputsch versucht würde. Der Staatskommissar für die öffentliche Ordnung, den man auf diese Dinge hingewiesen hat, scheint allerdings etwas schwerfällig zu sein, da er hiergegen nichts unternimmt. Teile des Personals machen diesen Unfug mit, weil den Angehörigen des Bahnschutzes gewisse Vorteile im Dienst, wie Nichtheranziehung zum Abbau, offiziell zugesichert worden sind.

Wie wenig Sparsamkeitsrücksichten von der Verwaltung angeführt werden können, geht, unter anderm, daraus hervor, daß die Zahl der Dezernate auf den Direktionen gegenüber dem Stande von 1913 beinah verdoppelt worden ist. Die altpreußische Sparsamkeit, auf die sich unsre höhere Beamtenschaft immer viel zugute getan hatte, war in dem Augenblick vergessen, wo man selbständig wirtschaften konnte. Sofort wurden für die leitenden Beamten Villen gekauft und gradezu fürstlich eingerichtet sowie Zimmerfluchten von zehn und mehr Zimmern möbliert und zur Verfügung gestellt. Die altpreußische Sparsamkeit war in diesem Augenblick nur noch für das Personal vorhanden, das den richtigen Eisenbahndienst verrichtet und den leitenden Beamten ihre ungeheuer hohen Bezüge mitverdient. Die Hauptverwaltung möge einmal das Einkommen ihrer leitenden Beamten nebst allen Zulagen der Öffentlichkeit unterbreiten: dann würde man erfahren, wo die in der letzten Bilanz ausgewiesenen 283 Millionen Goldmark „für persönliche Zwecke“, die in keiner Weise belegt sind, hinfließen.

Ersparnisse macht man, zum Beispiel, bei den elektrischen Lokomotiven, die man unglaublicherweise nur mit einer Person besetzt laufen läßt. Lange Güterzüge von 120 und mehr Achsen haben nur auf der Schlußbremse einen Begleiter, der selbstverständlich die Verlagerung von Ladungen nicht eher bemerken kann, als bis sie von dem fahrenden Zug auf die Strecke fallen und dadurch andre Züge schwer gefährden. Wie die Nachtkontrolle auf offener Strecke aussieht, hat der Leiferdener Unfall zur Genüge bewiesen. Wenn Herr Dorpmüller erklärt, daß die nächtliche Streckenkontrolle deshalb wirkungslos sein müßte, weil die Streckenläufer nicht zwischen den Schienen, sondern auf dem Fußwege neben den Schienen gingen, so hat er vergessen, daß bestimmungsgemäß diese nächtlichen Kontrollgänge nicht der Befestigung von Schrauben und Bolzen, sondern grade der Verhütung von Unfällen und Verbrechen dienen sollen. Herr Dorpmüller hat also die Beamten beschuldigt, etwas unterlassen zu haben, was zu unterlassen die eigne Verwaltung angeordnet hat.

Sparsamkeit der Reichsbahn? Vorsitzender des Verwaltungsrats ist Herr v. Siemens. Er vergibt alle großen Lieferungen. Seine Gesellschaft ist mit einer Unmenge von Firmen

auf elektrotechnischem Gebiet liiert. Seine Firma liefert die gesamten elektrischen Sicherungsanlagen für die Reichsbahn. Er liefert Fahrkartendruck- und Gebrauchsmaschinen aller nur möglichen Art. Sein Konzern ist finanziell außerordentlich stark bei der kommenden Elektrifizierung der Eisenbahnen beteiligt. Da seine Apparate fast immer dem Patentschutz unterliegen, hat er keine Konkurrenz zu scheuen, und so muß die Reichsbahn die Preise zahlen, die er diktiert. Nach parlamentarischem Brauch hat, zum Beispiel, jeder Minister seine Aufsichtsratsposten während seiner Amtszeit zur Verfügung zu stellen: Herr v. Siemens dagegen hält es mit seiner Stellung als Vorsitzender des Verwaltungsrats der Reichsbahn für vereinbar, mit sich selbst als Chef des Konzerns Geschäfte zu machen. Sollte ihm unbekannt sein, daß kürzlich eine Verfügung der Hauptverwaltung herausgegangen ist, wonach seine Werke in einem Sonderfall mit Aufträgen besonders zu berücksichtigen sind? Welches Geschrei über Korruption würde in der Öffentlichkeit erhoben werden, wenn ein solcher Betrieb linksgerichtete Persönlichkeiten an seiner Spitze hätte!

Die brutale Entblößung des Reichsbahnbetriebs von dem notwendigen Personal, die fortgesetzte Drangsalierung und Rechtlosmachung der Beamten und Arbeiter schafft die Atmosphäre, aus welcher die Unfälle zum Teil erklärlich werden. Hinzu kommt die gänzlich falsche Wirtschaftspolitik der Verwaltung. Was man oft als kaufmännische Betriebsführung bezeichnet, ist nichts weiter als die jeder Hemmung bare Diktaturmethode von Erzbürokraten.

Hausensteins Rembrandt von Oscar Bie

Es mehren sich die kunstgeschichtlichen Bücher, die nicht aus dem System der gegliederten Wissenschaft heraus, sondern aus dem Impuls einzelner künstlerischer Schriftsteller geschaffen sind. Ihre Vertreter hatten früher leicht eine Porträtähnlichkeit mit den französischen Meistern dieser Gattung — von Muther durfte man es ohne weiteres sagen, von Meier-Graefe es zu behaupten, wäre auch nicht schief. Das deutsche, mehr grüblerische, tief sensitive und ausladend barocke Wesen der jetzigen Generation spiegelt sich in dem besten Kunstschriftsteller dieses Typs aus unsern Tagen: Wilhelm Hausenstein. Er tänzelt nicht über ein literarisch gebohnertes Parkett, sprüht nicht Feuer aus optischen Erlebnissen: er bildet selbst Kunst, indem er Kunst beschreibt, er dichtet Kulturen, formt Sachlichkeiten, ordnet sich selbst in der Geschichte — er hat die synthetische Phantasie. Alle diese Schriftsteller sind weniger an der Tatsächlichkeit zu prüfen als an der Stärke ihrer Gestaltungskraft. Sie haben eine schwere Stellung in der Wissenschaft wie in der Kunst, grade weil sie in beiden Bezirken heimatsberechtigt sind. Zwischengattungen gelten nur bei Denen, die sie selbst in sich fühlen. Die Andern kreiden auf der Beckmessertafel die Fehler an. Aber ich bin ein Schüler von Hans Sachs, ich liebe diese hold gewachsenen Schnäbel, erst recht bei ältern Semestern.

Nun hat Hausenstein einen schönen, starken Band über
das Thema aller Themen herausgegeben: ‚Rembrandt' (Deutsche
Verlagsanstalt). Es ist wahrhaftig kein Nachschlagewerk. Die
Wissenschaft wird es subjektiv nennen, der Feuilletonist wird
sagen: Erlebnis. Ich bin kaum imstande, darüber zu schreiben,
indem ich diese beiden Schlagworte vermeide. So reich ist das
Buch. Ich habe es noch nicht einmal zu Ende gelesen, es sind an
550 große Seiten. Man muß jahrelang daran lesen, das ist das
Richtige. Es ist für eine sogenannte Kritik absolut ungeeignet.

Saskia und Hendrickje werden als Frauentypen gefaßt und
verstanden, jene nervöser, diese substantieller. Die Techniken,
die Vortragsarten, die Rembrandt für sie wählt, werden aus
seinem verschiedenen Verhältnis zu ihnen, aus ihrem verschie-
denen Eindruck geistreich erklärt. Man untersucht auch Ein-
flüsse des Saskia-Typs in andern Frauenporträts. Alles wird
vom Leben aus gefühlt. Nicht etwa überspitzt intellektuell,
sondern in einer ruhigen, scheinbar sachlichen Bewertung von
Material und Forschung. Ausgezeichnete Bemerkungen über
die Art, wie der Verliebte malt. Das Ineinander der Dinge,
Kollektivität, einer der wesentlichen Rembrandt-Begriffe
Hausensteins. Das Eintreten Rembrandts in die bessere Ge-
sellschaft, seine Hoffnungen, seine Illusionen um die weiße
Saskia – man liest einen Roman, der aus den optischen Überliefe-
rungen schon ins Akustische sich übersetzt, sodaß man das
Stimmengewirr von 1633 zu hören meint. Das Auseinander-
leben mit Saskia wie das Miteinanderleben mit Hendrickje
wird auf eine tiefe Lebensbasis hinunterphantasiert, wird pro-
jiziert in die Werke der Zeit. Die tragischen Schicksale seiner
Kinder vergleichen sich mit seinem tragischen Schöpfertum in
der Kunst. Schöne Worte über die Notwendigkeit seiner so-
zusagen destruktiven Malerei gegen die feste Form der Welt.
Höchste Philosophie seiner Kunst aus dem Leben heraus und
in das Leben hinein. Hausenstein kennt keine Radierung, die
ihm nicht Aufschlüsse über Rembrandts Seele gibt, und kein
Ereignis seines Lebens, das sich nicht in der Kunst spiegelt,
und keine Beziehung dieser Schöpfung zu Kunst und Leben
überhaupt, die nicht kosmisches Symbol wäre. Ich kenne kein
Buch in solchem Gewebe von Beziehungen, außer der Dich-
tung selbst, die das in sich verschweigt, was hier aus sich her-
aus sprechen muß. Es ist der Zündungspunkt der Phantasie an
der Gegebenheit – offen liegt ein wichtiger Prozeß mensch-
lichen Geistes.

Spricht Hausenstein von Wirklichkeiten, wie Vermögen,
Hausstand, Aufträge, so dämpft er geheimnisvoll die Stimme.
Er versenkt Tatsächlichkeiten in ein stilles Nebenfach der
Seele, beinahe froh, die selbstgewählte Qual der ewigen Be-
ziehungen für einen Augenblick anständig los zu sein.

Ich schreibe über Hausenstein wie er über Rembrandt. Ich
denke ihn mir so. Ich mache seine Psychologien aus einem
Verwandtschaftsgefühl mit. Niemand wird aus dem Buch etwas
Andres lernen als dies.

Hausensteins Metaphysik kommt vielleicht am bezau-
berndsten bei der Betrachtung der Nachtwache heraus. Wie

die chemische Geschichte des Bildes die metaphysische Voraussetzung des mystischen Lichts nur bestätigt. Wie er mit diesem prometheïschen Licht aus einem Verein eine Menschheit machte. Wie die friesische Undine Saskia durch das Bild phosphoresziert, nur aus einem malerischen Erleben erklärlich. Und wie dennoch der große Bruch in diesem Bilde geschieht, der nordische Bruch des Mißverhältnisses von Form und Inhalt, die tragische Verwirrung, verglichen mit der „blendend tangentialen Virtuosität“ des Hals, der Lebensschrei des Unglücks, wenn der Dämon in die bürgerliche Welt tritt. Was erlebte Hausenstein Andres als Rembrandt? Er muß hingerissen gewesen sein von der malerischen Überweltlichkeit der Nachtwache. Er las Fromentins dialektisch scharfe Kritik der zerstörten Form. Es kam der Bruch in ihm selbst, der nichts Besseres wußte, als sich nordisch zu vertiefen. Dies Unglück lebe!

Ich knüpfte an ein paar Beispiele an. Es läuft alles das in meiner eignen Phantasie unermüdlich weiter. In Rembrandts Werk liebt Hausenstein nicht das Vollkommene, das Hundertguldenblatt, nur das Tiefe, Saul und David. Und so muß man sich zu seinem Buch stellen.

Siderische Nächte von Oskar Loerke

1

Kerzen zur Hand,
Menschen zur Scham,
Schwebt manch Meister und seine Scholaren
Im Raum ohne Wand.
Ein Letzter kam
Im gelben Mondboot gefahren.

Es raunt im Ohr,
Es hat keinen Sinn,
Wie Schilflied mailichen Teiches.
Da taucht empor,
Ein Finger weist hin,
Im Blut ein Himmelgleiches.

2

Ein Raunen im Ohr,
Es hat keinen Sinn,
Ballt an der Wimper ein Weiches.
Da taucht empor,
Ein Finger weist hin,
Im Herzen ein Himmelgleiches:

Treibender Fluch,
Gestrüpp ohne Zucht,
Von keinem Pfade beschrieben.
Ein gleißender Huf
Von rasender Flucht
ist irrlicht steckengeblieben.

```
Das klingt nach Welt- und Menschheitskomödie. Es ist keine, da
man Vor- und Nachrede gar nicht und vom Zwischenspiel nur ein
paar Fetzen bühnengerecht formen kann. Wer diese drei Teile vor
der Aufführung liest, der wird aus der Aufführung selbst kaum er-
fahren, wodurch sie mit ihr in Zusammenhang stehen sollten. In der
Vorrede und im Zwischenspiel wird, mit einer Überfülle von Worten
und Witzen, Paradoxen und Gleichnissen, ein Einfall begründet und
abgewandelt, den Shaw eine Philosophie nennt. Für die Behauptung,
daß im Kampf ums Dasein zwischen Mann und Weib keineswegs das
Weib, sondern der Mann der verfolgte Teil, die ausersehene Beute,
das zur Strecke gebrachte Wild ist, das die Frau braucht, um das
Menschengeschlecht fortzupflanzen – für diese Behauptung wird
nicht Jeder ein so großes Wort wie Philosophie haben. Aber Viele
werden sich freuen an dem beispiellos geschmeidigen, graziösen, un-
ablässig phosphoreszierenden Geist, womit die These von der Un-
entrinnbarkeit des gotteingesetzten, völkergebärenden Weibes so
lange gedreht und gewendet, gewalzt und ausgestanzt wird, bis sie
wirklich wie neu erscheint. Was in der Bibel Eva, im Faust das
Ewig-Weibliche hieß, das wird auf den Namen „Lebenskraft“ getauft,
und eine „Philosophie“ ist fertig und kann endlos beredet werden.
Schopenhauer hat es sich schwerer gemacht, als er in zwei Sätze zu
fassen trachtete, wozu Shaw sich zweihundert Seiten gönnt. Das
ist ihm noch nicht genug. Seine Gründlichkeit und Gewissenhaftig-
keit kennt kein Maß. Bei ihm soll Niemand die geistige Bedeutung
einer dichterischen Gestalt auf Treu und Glauben hinnehmen müssen.
Darum hängt er der Komödie die ‚Aphorismen eines Umstürzlers‘ an,
als das Werk des „Helden“ John Tanner, das diesen als revoltieren-
des Hirn beglaubigen mag. Hätte der Shaw von 1903 den Tasso ge-
schrieben, so wäre die Buchausgabe nicht ohne das ‚Befreite
Jerusalem‘ erschienen.

Bei dem Shaw von 1903 wäre das auch nötig gewesen. Denn
sonst hätten wir seinem Tasso genau so wenig den großen Dichter
angemerkt, wie wir seinem Tanner im Drama den tiefen Denker an-
merken. Im Drama ist Tanner ein Schwätzer, mehr nicht. Wenn
aber Shaws Einfall aus dem Feuilleton oder, meinetwegen, aus der
Philosophie in eine Komödie gebracht werden sollte, so hatte diese
Komödie vor allen andern Aufgaben doch die eine: zu gestalten, was
dort geredet wurde. „Gestalten“ ist dabei gar nicht im herkömm-
lichen Sinne, sondern ausschließlich im Sinne Shaws selber gemeint.
Man sucht bei ihm ja doch gar keine dichterische Substanz, gar keine
leibhaften, unzweideutigen Menschen, die stehen und wandeln und
ein eignes Dasein führen könnten. Ein Drama ist bei ihm eine
Mannigfaltigkeit vieldeutiger Gefühlsvorgänge, deren Geblitze Cha-
rakteristik und Handlung zugleich ist. Seine Wesen leben vom Licht,
von dem strömenden, fließenden, zitternden Licht, das von einem
skeptischen, ironischen, unberuhigten Geist auf sie fällt. Das ist ihr
```

schillernder Reiz, der mit den massivern Reizen andersgearteter
Dramatiker in Wettbewerb treten mag. Dieser Reiz fehlt ‚Mensch
und Übermensch‘ nahezu vollständig, ohne daß es nun etwa als Er-
satz eine überzeugende Körperlichkeit gäbe. Der berufsmäßig un-
gläubige Shaw glaubt, und das ist schon schlimm, eine These. Er be-
weist die These in einem langen Schriftsatz und wiederholt den Beweis,
den keine Seele mehr anzweifelt, in einer Komödie. Der Lebens-
zweck der Frau ist die Erbeutung des Mannes: das ist der Wortlaut
der These. Die erfolgreiche Jagd einer bestimmten Frau nach einem
bestimmten Mann: das ist der Inhalt der Komödie. Muß diese
Komödie, von Shaw verfaßt, nicht starr und leer sein? Eindeutige
Menschen, die auf gradem Wege ein festes Ziel zu erreichen suchen
– was soll er damit? Es ist kein beglückendes Bild. Einer, der
brachgelegt ist, ein Fisch am Lande, der sich abzappelt. Ein Shaw,
der mit den Mitteln des internationalen Benedix arbeitet, ohne die
Naivität für diese Mittel zu haben. Das bißchen Satire macht es
nicht. Gewiß ists ein ergötzlicher Anblick, wenn John Tanner mit
Feuereifer eine unverheiratete Mutter vor allen sittlich entrüsteten
Sippen und Magen in Schutz nimmt; wenn diese Mutter auftritt, be-
kennt, daß sie heimlich verheiratet ist, und den Verteidiger be-
schimpft, weil er was Andres überhaupt für möglich gehalten hat;
wenn der Verteidiger Verzeihung erfleht um seines Mündels willen,
das sich gleichfalls für die Geschmähte eingesetzt habe; und wenn
sich schließlich herausstellt, daß dieses Mündel Alles gewußt und nur
darum den Mut seiner Meinung gehabt hat. Das ist die lebendigste,
amüsanteste und schlagendste Szene der Komödie. Aber es ist eine
Szene in vier ziemlich langen Akten. Und sie steht im ersten Akt.

*

Das Lessing-Theater ist auf den Saltenburg gekommen. Um das
nicht zu deutlich werden zu lassen, hat sich der Kaufmann einen
Künstler gemietet: Karlheinz Martin, der von seinem eignen Geist
zeigen muß, aber nicht zuviel zeigen darf. Ergebnis: daß ‚Mensch und
Übermensch‘ wirkt, als ob man Blumenthal-Kadelburgs ‚Orientreise‘
von vor dreißig Jahren auf halbexpressionistisch spielte. Ganz ulkig.
Besonders im Räuberakt habe ich meine helle Freude an einem
Zwerge gehabt, der unter den Statisten alle an Komik überragte. Von
den Solisten beunruhigt Frau Carola Neher, weil man beim ersten
Mal nicht herauskriegt, ob sie der Bergner so wesensähnlich ist oder
sie so geschickt kopiert; belustigt Karl Etlinger, der beweist, daß er
nicht nur, wie bisher meist, lyrisch weichen, sondern auch messer-
scharfen Humors sein kann; alarmiert Eugen Kloepfer, als Saft- und Kraft-
kerl der würdige Nachfolger jenes ersten Tanner: Paul Wegeners. Von
dem gehen die Gedanken ununterbrochen zu seinem Regisseur von
vor zwanzig Jahren: Max Reinhardt. Und ihm wünscht man voll
tiefer Dankbarkeit für das erste Vierteljahrhundert, an dessen Be-
ginn man selbst als Kritiker angefangen hat, und in dessen Verlauf
man sich grau gemüht hat, auch fürs zweite Gesundheit, Frische,
Wagemut und, wie wir Theaterleute in unsrer Gaunersprache sagen,
Hals- und Beinbruch.

Don Juan von Alfred Polgar

‚Orchester von oben' heißt eine neue Sammlung von Herrlichkeiten, die dieser Tage bei Ernst Rowohlt erscheint und sich am besten selbst durch die folgende Probe charakterisieren wird.

Zu schön, diese ‚DonJuan'-Aufführung in der Wiener Oper, als daß, wer sie gesehen hat, ihrer jemals vergessen könnte.

Wenn es nach mir ginge, müßte ‚Don Juan' mit Petroleum beleuchtet werden. An der Rampe eine Reihe von gelben Dochtlichtern in Glaszylindern, durch ein blechernes Schirmchen abgeblendet. Die Dekoration wie aus dem Modellierbogen geschnitten, giftgrüne Bäume, Brunnen mit heraussprudelndem gemalten Blau-Wasser, Alles duftend nach Kleister, von dem phantastischen Reiz umwittert, wie er nur elendem Pappendeckel erblüht. Die Kostüme knatternd in Buntheit, die kein Maler abgestimmt hat, aus der Maskenleihanstalt oder aus der Werkstatt eines Puppenschneiders, der Tabak schnupft. Die Donna Anna müßte natürlich pechschwarz gehen und vom Hute Don Juans eine ganz große Feder wimpeln. Jedenfalls eine Ausstattung, der keine Künstlerhand sich in die Nähe getraut, und an der kein Stilwille sich patzig gemacht hat.

Nun, von einem Theater europäischer Geltung kann man so was nicht verlangen. Auch nicht, daß es sich zu einer Naivität bekenne, die, weil seiner Zeit und seinen Mitteln ungemäß, als absichtsvoll verstimmen müßte. Deshalb gab es in der Oper keine Petroleumlampen und keinen Kleisterduft. Aber es war immerhin so, daß nicht Abbruch geschah dieser wundervollsten Spiel-Sache Don Juan, ihrer himmlisch-naiven Theater-Magie, ihrer Fülle und Freude und Gruseligkeit und Lieblichkeit, die allesamt so ganz und gar aus dem Urbegriff „Theater“ geboren scheinen, als wären sie dem Holz der Szene nicht eingepflanzt worden, sondern gradeswegs aus ihm hervorgeblüht, nun hingebreitet wie Sommerwiese, mit der Papillons und Sonne und Gewitter ihr Spiel und ihren Ernst treiben.

Also gleich die Szene, wie Don Juan den Gouverneur ersticht, im Halbdunkel, war bezaubernd. Und das große Händeringen und stumme Klagen der Dienerschaft rührte Alles zu Tränen.

Elvira, die wunderlichste traurige junge komische Alte der Weltliteratur, ließ, auf einer Gartenbank sitzend, den Kopf hängen und die Register-Arie über sich ergehen. Sie war zu hin und zerbrochen, um abzuwehren. Es ist in Ordnung, daß Elvira sitzt, so entschieden sitzt, daß sie gar nicht mehr aufstehen zu können scheint. Erstens, weil anders die Sängerin müde würde, zweitens, weil es unverständlich wäre, daß die Donna, hätte sie nicht Kummers Blei in den Beinen, nicht einfach dem Humor des dickhäutigen Leporello aus dem Schuß ginge.

Niemals vergesse ich die drei Masken vor dem großen Tor des Palastes, aus dem schon Töne des Menuetts klingen und sich wie versprühte Springbrunntropfen dem Abendwind an

die Schwingen hängen. Das Tor, im Rückenmark spürt mans, ist: Schicksals Pforte. Und erst der Saal im Schloß. Oh, welches Lustgetümmel und es lebe das Leben! Vorne, im Zierschritt, tänzelten die Vornehmen, hinten, in der kleinen Bauernstube, stampften die Landbewohner, und durch das Fenster sah man den Regen regnen und die Blitze zucken. Wann denn soll Gewitter sein, wenn nicht zu solcher Stunde?

Aber noch lenkt das Fatum den Blitz von Don Juans Haupt. Das Fatum? Nein. Der Wille dieses Prachtmenschen tut es, dieses höchst tadelnswerten Ritters ohne Furcht. Den Degen in der Faust schlägt er sich durch das haßerfüllte Gedränge. Fort ist er, und die Feinde haben das Nachsingen.

Ich kann nicht alle Einzelheiten dieser unvergeßlichen ‚Don Juan'-Aufführung rühmen. Gott segne den Beleuchter, der um die Friedhofsszene so furchtbares Nachtschwarz ballte und dann einen Mondstrahl, der wie Stich durchs Herz fuhr, auf den steinernen Gouverneur hinzittern ließ. Das Schönste vom Schönen jedoch brachte der Schluß. Ein Dämchen rechts, ein Dämchen links, so verzehrte Don Juan das unheiligste Abendmahl. Wie denn anders? Soll in seines Sünderlebens letzter Stunde das Weib fehlen? In flagranti erwischt ihn der unheimliche Gast. Er greift ihn mit der Steinhand, die ärger brennt als aller Feuer Feuer. Dreimal ruft der Trotzige sein „Nein!“, dann muß er mit, hinab in die Versenkung. Der Teufel hat Don Juan geholt und fährt mit ihm zur Hölle. Herrlich!

Es ist noch anzumerken, daß diese Herrlichkeit vor etwa zwanzig Jahren in der Oper zu erleben war.

Der jetzige ‚Don Juan' sieht ganz anders aus. Stilisiert, viereckig, modern, dekorativ edel vereinfacht. Das Theater ist weg, der Zauber ist weg, die Süßigkeit ist weg, der Spuk ist weg. Eine Künstlerhand hat gewaltet, Akademiker haben geschneidert, Denker haben inszeniert. Es ist zum Weinen.

Elvira steht. Es ist nichts da, worauf sie sich setzen könnte. Die Pforte (eingelassen in eine nüchterne Kastenwand), durch die die drei Masken eintreten sollen, ist keine Pforte, nicht einmal ein Pförtchen, sondern ein Türl. Sie werden herumkomplimentieren müssen, wer dem Andern den Vortritt läßt. Im Ballsaal ist Konkurrenzblasen dreier Tanzmusiken. Don Juan denkt nicht daran, sich durchzuschlagen. Er sinkt hin, die Andern singen her, dann singen sie mit einander, und dann bleiben Alle stehen und warten, bis der Vorhang fällt. Auf dem Friedhof kannst du die Heiratsannoncen im Tageblatt lesen, so hell und gemütlich ist es. In der letzten Szene sitzt Don Juan allein und läßt sichs schmecken; man könnte meinen, sein eigentliches Laster sei die Gefräßigkeit. Nach der Unterredung mit dem steinernen Gast, indes Dampf aus einer offenbar schadhaften Zentralleitung ins Zimmer kommt, legt sich Don Juan im weißen Seidentrikot flach auf die Erde und stirbt an Gasvergiftung.

Ein Glück, daß all die Stilisierung, Versteifung, Veredlung machtlos gegen Mozart ist. Mag der Sänger auf der Bühne liegenbleiben: Don Juan wird doch zur Hölle geschleift, hinauf und hinab die unsterbliche Tonleiter D-Moll, die gefeit ist gegen jede Neuinszenierung.

Pariser Chansonniers von Peter Panter

Der Senior ist etwa siebenundsechzig Jahre alt und heißt Hyspa – ein sauberer, weißbärtiger Herr in schwarzem Röckchen, der mit einer historisch knarrenden Stimme leise Lieder von großen Papierbogen absingt. Ab und zu glückt ihm ein Schlager allererster Güte, wie der vom „Sans rien dire – sans rien dire –“, ohne Worte, ohne Worte. Da hat er ein altes Kitschlied neu bedichtet, es geht auf den Präsidenten der Republik, der immer lächelt. „Avec son plus beau sourire“ tut er Alles: er trinkt sauern Ehrenwein, sans rien dire, sans rien dire; er hält lange Reden, sans rien dire, sans rien dire; er schießt Herriot auf einer Jagd bei Rambouillet in den Popo, avec son plus beau sourire. Wenn Hyspa das singt, funkeln seine kleinen schwarzen Äuglein wie lackierte Knöpfe.

Bastia ist dick und sieht aus wie der Sohn eines Raubvogels und eines jüdischen Kammerdieners. Er kommt heraus und muschelt erst einen langen Salm, durch die Nase sagt er das auf, es ist eine Art Einführung, die er gleichgültig zu Boden fallen läßt. Da liegt sie. Über sie hinweg singt der Kammervogel.

Seine Texte gehören zum Allerbesten, was die politische Liedsatire von Paris zur Zeit herzugeben hat. Da ist ein Chanson: ‚Les prisons de France‘, eine monotone Beklagung des hin- und hergeworfenen Caillaux, gradezu ein Musterbeispiel von witziger Frechheit. Bastia erklärt, was die Inschrift: R. F. bedeutet – alles Andre, nur nicht: République Française, er begleitet die auto-cars der Fremden auf ihrer Tour durch Paris, er hat gar keine Stimme, aber so viel Witz! Von ihm stammt jene unverschämte Verquickung von Psalm und Politik: zu fingierten Harmoniumklängen des Klaviers spricht die modulierende, verquetschte Stimme einen biblischen Text. „Und Herriot ging aus, an den Golf von Lyon, und er verteilte hunderte Painlevés unter das hungernde Volk – und er redete so lange, bis Alle gesättigt waren...“ Bastias Technik, die Pointen fallen zu lassen, erinnert sehr an Berlin.

Dann dürfte Dorin gradezu an der Panke geboren sein, was das betrifft. Wenn er an der Spitze des Witzes angelangt ist, zieht er ganze Sätze zu einer Silbe zusammen, das Refrainwort „Pourquoi pas?“, das er allen Ereignissen anhängt, besteht überhaupt nur noch aus einem Schnaufer – und auch ihm verdankt man eine Kunstperle bester Güte: das Gedicht von der Ehe. Zwei sitzen zusammen, seit fünfundzwanzig Jahren, rein zum Ekel wird man sich, wie es bei Wilhelm Schäfer einmal heißt – und auch Geschichten erzählen hat wenig Wert. Jeder weiß ja Alles vom Andern – und der Andre weiß das... „Car je sais que tu sais – et je sais que tu sais que je sais – et je sens que tu sens – et je vois que tu vois que je vois que tu vois.“ Heiliger Strindberg, ist das eine Geschichte! Und das Alles in einer Silbe, und das Publikum bekommt Erstickungsanfälle und erholt sich erst, wenn der von der Bühne abgetobt ist.

*

Jetzt aber wollen wir einen gebührenden Zwischenraum frei lassen, denn es naht Martini. Auguste Martini. Der ist allerdings das Ende von weg.

A. Martini, ein runder Mann mit Flatterschlips, mit freundlich runder Brille und ebensolchem Sitzgestell – ein ganz böses Luder. Er schreibt nicht nur hervorragend gehässige Antirepublikanismen im ‚Charivari', er sagt sie auch auf, und wenn er seine dicksten Unverschämtheiten losläßt, die durchweg reaktionär sind, dann zeigt er die Zähne und lächelt wie seine eigne Tante und überhaupt wie eine Tante – und manchmal legt er auch ein kleines Tänzchen ein und gaukelt mit den dicken Händen, und Alles erklärt er mit dem dicken Zeigefinger so wie ein kleiner Junge, der eine Geschichte erzählt... Und so sind diese Geschichten auch. Man muß hören, wie er die Hochzeitsnacht der nicht mehr jungen Schauspielerin Cécile Sorel, einer berühmten tête de Turque, beschreibt: „Notre chère Sénile Sorel" – wie er treuherzig berichtet, jene habe zur Feier ihrer Vermählung 43.50 Francs für die Armen gestiftet. „On ne peut pas tout perdre à la fois..." Dann zeigt er die Zähne.

Und dazwischen erzählt er alte Witze und hervorragend gute neue, und dann sammelt er für den armen Loucheur, der so arm ist, daß er seit Jahren denselben Hut trägt: im ersten Jahr hat er das Hutleder erneuern lassen, im zweiten das Hutfutter, im dritten das Band – und im vierten hat er ihn im Café vertauscht... Und Alles erklärt der kleine, dicke, kindliche Zeigefinger.

Martini, du Aas. Sei froh, daß du nicht in Deutschland lebst. Da nehmen sie Alles ernst: den eignen Beruf, sich selbst und nun gar die Revuen und das Cabaret! Du wärst soziologisch-kapitalistisch-biochemisch eingestellt, rechts orientiert und überhaupt ein Problem. Sing weiter, Dicker. Gibs der Republik ordentlich. Und wenn du König geworden bist, dann will ich dir huldigen, denn ein Martin I. ist immer noch besser als ein Wilhelm II. oder ein Friedrich imaginärer Größe.

Sport und Spiel von E. L. Schiffer

Sainte Suzanne

Wie unser Schm.O.N.Z.S. Berichterstatter aus Rom meldet, hat sich die göttliche Suzanne vom Lido aus direkt in die ewige Stadt begeben, um dort Vorbereitungen für ihre Heiligsprechung zu treffen. Der dazu notwendige kleine Konfessionswechsel von jüdisch-katholisch zu römisch-katholisch ist bereits in aller Stille und Diskretion vollzogen worden. Zudem hat sich Seine Heiligkeit der Papst bei dem letzten Besuch der Göttlichen sehr lobend über ihren topspin drive ausgesprochen. Das Gerücht, daß die Heilige in spe jetzt schon dem Verein der Darstellerinnen von Shaws St. Joan beigetreten sei, bewahrheitet sich leider nicht. Zwar ist eine Beitrittsaufforderung an Suzanne ergangen, aber sie will ihr begreiflicherweise erst nach ihrer Heiligsprechung Folge leisten, um dann sogleich das Präsidium der Gesellschaft übernehmen zu können, das sicherm Vernehmen nach mit einem Gehalt von 100 000 Dollars dotiert ist. Übrigens soll eine Verschmelzung der Heiligen-Johanna-Corporation mit dem Schillerschen Jungfrauen-Verein E. V. nahe bevorstehen.

Rassenphysiologische Studie zum Boxkampf Tunney– Dempsey

Die von uns stets verfochtene Ansicht, daß auf sämtlichen körperlichen und geistigen Sportgebieten der arische Gedanke zuguterletzt einfach siegen muß, hat in diesem größten Boxkampf der Weltgeschichte wiederum seine feierliche Bestätigung gefunden. Tunney, der blonde Held, schlägt in wenigen Runden den schwarzen, krummen und plattnasigen Mischling, in dessen Adern bekanntlich jüdisches und indianisches Blut sickert. Kein Zauber, keine Beschwörungen konnten dem krausgelockten Feind zum Siege verhelfen. Daß seine Mutter einen Tag vor dem Kampfe ihm die Mokassins wie an seinem dreizehnten Geburtstag um die Handgelenke band, hat ihm ebenso wenig genützt wie die heißen Wünsche seines Kebsweibes, einer bekannten, aber dennoch verworfenen Filmschauspielerin.

Herbstwoche in Baden-Baden

Wie unser Teut-Mitarbeiter z. B. V. meldet, soll die diesjährige Sportsaison in Baden-Baden einen besonders feierlichen Abschluß erhalten. Wie wir aus bester Quelle schon heut zu veröffentlichen in der Lage sind, gedenkt nämlich Seine Exzellenz der Generalfeldmarschall v. Beneckendorf und Hindenburg, Präsident des alldeutschen Reiches, höchstselbst an dem Glanzpunkt der Sportwoche: der Gymkhana-Fahrt deutscher Automobilisten teilzunehmen. Das Programm dafür ist entsprechend den großen Fähigkeiten des hohen Herrn im Lenken und Steuern diesmal ein besonders schweres und gefahrvolles. Sämtliche Wagen sind mit Rechtssteuerung ausgestattet – aber um die Schwierigkeit zu erhöhen, sitzt, dem Publikum deutlich erkennbar, der Fahrer die ganze Fahrt hindurch links. Daß rechts gefahren wird, ist selbstverständlich, da dies bekanntermaßen seit altersher der Verkehrtordnung in Deutschland entspricht. Sämtliche Fahrer haben mit 100 Kilometern Geschwindigkeit auf eine Schlucht zuzusteuern. Warnungssignale der Polizei dürfen zwar zur Kenntnis genommen, aber nicht beachtet werden. Kurz vor dem Abgrund springt der Mitfahrer A aus dem Wagen und erklettert schnellstens einen Baum. Sofort nachdem A den Wagen verlassen hat, springt der bereits mit dem Zylinderhut in der Hand wartende Mitfahrer B auf das Trittbrett des Wagens, bleibt dort stehen und zeigt dem Fahrer durch dauernde Verbeugungen und Hutschwenken einen sicher an der Schlucht vorbeiführenden Weg. Nachdem die Gefahr im letzten Augenblick überwunden ist, verläßt Mitfahrer B möglichst auf dem Bauche rutschend den Wagen. Mitfahrer A ist inzwischen vom Baum heruntergeklettert, hat auf einem krummen Holzpfad den Wagen wieder erreicht, zieht vom sichern Sitz im Innern des Wagens aus die Fahne der Herbstsportwoche auf: weiß-rot, der zu Ehren der Anwesenheit des Fascistenführers Cnorcino Sforza die schwarze Fascistenfahne vorangesetzt werden darf, und fährt bis zum Ziel mit. Um den Posten des Mitfahrers B sind aus den Koalitionsverbänden deutscher Automobilisten bereits so viele Bewerbungen eingetroffen, daß Seine Exzellenz zwar den Koalitionsautlern seine Zusage gegeben, aber noch keine engere Wahl getroffen hat. Zum Mitfahrer A hat der Herr Generalfeldmarschall sich Herrn Geheimrat Hugenberg erwählt, der – was hier als besondere Einzelheit gemeldet sei – eine der fruchtbarsten Baumarten Mitteldeutschlands, nämlich eine Scherle hinaufklettern wird.

Altbewährte Esel

Es gibt überhaupt nur noch „altbewährte Fachleute“. Wir haben alte bewährte Segelflieger (3 Jahre Praxis), bewährte alte Radiofachleute (2 Jahre) – wenn sie alle zusammen über Berufliches reden, so quatscht das, daß ihnen die Schnauze schäumt, und wenn sie gar noch so sprechen können, wie es im amtlichen Bericht steht: so unpersönlich, so darüber stehend, so vornehm abgeklärt, dann strahlen sie über das ganze Antlitz. Etwa so:

„Gestern abend wurde in der Wohnung des Berufszwerges Jakob Nietzke von dem diensthabenden Sohn Nietzkes, dem acht Jahre alten Fridolin, das dortige Wasserleitungsrohr als verstopft gemeldet. Die Meldung lief bei Frau Nietzke abends 9.10 Uhr ein.

Frau Nietzke gab die Meldung sofort ihrer Hausangestellten Fräulein Anna Koschmann weiter, die allerdings, da sie keinen Dienst mehr hatte, Weiteres zunächst nicht veranlassen konnte. Der gegen halb zwölf Uhr von ernster Berufspflicht aus der ‚Scala‘ heimgekehrte Ehemann Nietzke wurde gleich nach seiner Rückkehr verständigt. Die Operationen wurden auf seine Anordnung hin bis zum nächsten Tag verschoben.

Am nächsten Tage – also heute morgen – begab sich zunächst eine Kommission, bestehend aus dem Berufszwerg Nietzke, dessen Ehefrau als Beraterin sowie dem elfjährigen Sohn Hadubrand, zu dem fraglichen Rohr; geleitet wurde die Kommission von Herrn Zwerg Nietzke. Zwerg Nietzke erkannte sofort, daß das Wasserleitungsrohr nicht funktionierte, weil es verstopft sei, und begab sich daraufhin persönlich zu dem Hauswart Schippanofsky, obgleich derselbe seinen Dienst noch nicht angetreten hatte. Schippanofsky forderte dement sprechend Nietzke auf, welcher Aufforderung dieser aber nicht nachkam. Die Privatbeleidigungsklage ist eingereicht.

Gegen Nachmittag erschien dann, auf erneute Vorstellung, Frau Schippanofsky; die Wasserrohrbereinigungskolonne war folgendermaßen zusammengesetzt: Technische Leitung: Frau Hauswart Schippanofsky, Personalaufsicht: Frau Zwerg Nietzke, Leitung der Hilfsmannschaft, bestehend aus dem Sohn Hadubrand Nietzke: Hadubrand Nietzke, Oberleitung: Herr Nietzke.

Umgeben von seinem Stabe, machte sich Direktor Nietzke persönlich an die fachtechnische Arbeit.

Die Beratung ergab Folgendes: Vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus wäre die Anlegung eines neuen Wasserrohrs anstelle des alten allerdings empfehlenswert, doch bestanden aus allgemeinen wirtschaftlichen Erwägungen sowie auch wasserbautechnisch einige Bedenken. Während aesthetisch gegen die Einführung eines sogenannten Schrubbers in das Wasserrohr Einwendungen nicht bestanden, konnte doch dieselbe zunächst nicht vorgenommen werden, da vonseiten der Personalaufsicht hauswirtschaftlich eingewendet wurde, daß ein solcher Schrubber nicht vorhanden sei. Die Technische Leitung erklärte, daß sie ihrerseits zur Materialbeschaffung nicht beitragen könne, was die Personalaufsicht sowie die Leitung der Hilfsmannschaft heftig bestritten. Die Oberleitung entschied schließlich, daß aus hygienischen sowie aus ernährungswissenschaftlichen Gründen die sofortige Beschaffung des Wasserrohrreinigungsbehelfsmittels in augenblickliche Erwägung zu ziehen sei, da die Leitung der Oberleitung als langbewährter Fachmann darüber fachmännischen Rat zu erteilen sehr wohl in der Lage sei. Die Benennung ‚Alter Kuhkopp‘ von-

seiten der Technischen Leitung lehnte der Leiter der Oberleitung, als lange im Berufsleben stehend, ab."

Ja, da lachste!

Aber wenn drei Beamte einen Nagel einschlagen sollen und
deshalb einen solchen Betrieb veranstalten, der weiter keinen
Sinn hat, als Bedeutung, Notwendigkeit und Wichtigkeit
der beamtlichen Existenz möglichst aufzublasen – da lacht Keiner.
Denn Deutschland ist ein gründliches Land; kein Kind ohne Nachttopf,
kein Erwachsener ohne fachliche Hochschulbildung,
Titel und einen ganzen Kopf voller Einbildung. *Ignaz Wrobel*

Die Welle der Versöhnung

Nun schöpft der Unterdrückte Mut,
denn alle sind versöhnungswütig.
Das Volk ist seiner Schupo gut,
die Schupo zeigt dem Volk sich gütig.

Der Kuli liebt das Kapital,
das Kapital den Arbeitnehmer.
(Denn erstens paßt es wieder mal,
und dann verhandelt sichs bequemer.)

Gustav ist Achtundvierzig hold
und sagt: Der Märzsturm war gedeihlich.
(Er hofft im Stillen, Schwarzrotgold
empfinde dafür volksparteilich.)

Der Stahlhelm sieht in jedem Cohn
nicht mehr durchaus den linken Schächer.
(Denn erstens hat man Religion,
und zweitens sind die Kassen schwächer.)

Entfalte deine Zeitung, lies
und iß getrost dein Butterbemmchen.
Es ist fast wie im Paradies:
Der Löwe lagert bei den Lämmchen.

Doch Auslandsstimmen klingen schrill
und geben mancherlei zu denken.
In England liegen Gruben still,
Angora hört nicht auf, zu henken.

Paris, zwar mit Madrid intim,
hegt dennoch leisen Groll im Busen.
Wenn auch gefangen Abd el Krim:
noch revoltiert der Stamm der Drusen.

Sind Hankaus Generale für,
sind Tsientsiens Generale gegen.
Und Polen steht vor Rußlands Tür.
Der Säbel klirrt auf allen Wegen.

Kommandoton die Luft durchgellt,
apokalyptisch Rosse traben.
Der Friede für die ganze Welt
scheint sich nicht durchgesetzt zu haben.

Der Freundschaftsbunde Todeskeim
verrät das Telegramm, das knappe.
(Da muß man fragen, ob daheim
nicht schließlich Alles auch – Attrappe.)

Max Schill

Jus und Sexus

Wenn uns Roten geglückt sein wird, was am Neunten November leider den Rosaroten geglückt ist: wenn wir die Macht erkämpft haben werden, dann werden wir sie zur Beseitigung auch des sexualpolitischen Elends gebrauchen. Aber mit der bis zur Macht-Erkämpfung zu warten – das wäre bequem und erbärmlich (und sähe den „Marxisten" ähnlich, die Marxens Wort unnützlich im Munde führen, wenn sie als seine Lehre den Stuß verbreiten, nach der Zersprengung der kapitalistischen Ketten zersprängen alle andern, auch die eines rückständig-rohen Sexualstrafrechts, „von selber", folglich „könne" man vor der Zersprengung der Kapitalsketten an den Strafrechtsketten nicht rütteln). Schon heute, unter dem Damoklesschwert des kapitalistischen Bürger- und Muckertums, müssen wir das Sexualstrafrecht – das gegenwärtige und erst recht das drohende künftige, das strafwürdiger ist als fast Alles, was es mit Strafe bedenkt – radikal zu reformieren versuchen, auf die Gefahr, daß „historisch geschulte" Juristen, moralinvolle Pfaffen und unheilbar reaktionäre Medizinmännchen, Kaliber Moll-Placzek, der Schlag rührt. Radikale Strafrechtsreform gelingt aber nur, wenn ihre Dringlichkeit den Massen der Verbildeten, der Halb- und Ungebildeten mit feurig-kluger Dialektik eingehämmert wird, und wenn die Einhämmerer Fachleute – nicht Fachkaffern – sind: Mediziner, Rechtspraktiker, Rechtswissenschaftler und Rechtsphilosophen. (Rechtsphilosophie, als Versuch der Bewertung gegebenen Rechts, steht über der Rechtswissenschaft; zählt man sie zu dieser, dann verwechselt man sie mit dem Versuch der Deutung des Rechts überhaupt, mit „allgemeiner Rechtslehre".)

Bei Ernst Bircher in Bern und Leipzig ist nun, als vierter Band der Monographiensammlung ‚Sexus', ein Werk ‚Zur Reform

des Sexualstrafrechts‘ erschienen, eine Kollektivschöpfung wirklicher Koryphäen der Medizin, der Rechtspraxis, der Rechtswissenschaft und der Rechtsphilosophie: Aufsätze von Alsberg, Dührssen, Hiller, Hirschfeld, Juliusburger, Kronfeld, Mittermaier, v. Tresckow, Werthauer. Mit einem Scharfsinn, der, zumal bei Lektüre der Beiträge Alsbergs und Hillers, die Gehirne selbst bockender Leser zur Raison bringen dürfte, wird da bewiesen, daß Inzest unter Anwendung begattungverhütender Mittel, Homosexualität — Beides ohne Verführung Minderjähriger und ohne Vergewaltigung Widerstrebender —, gewohnheitsmäßige Zimmerabgabe an Paare, gewohnheitsmäßige Schutzleistung für Prostituierte — Beides ohne Schädigungstendenzen —, Abtreibung einer Frucht durch eine Schwangere oder auf ihren Wunsch... daß solche „Delikte“ in Wahrheit keine sind, und daß mithin das deutsche Strafrecht, welches sie de lege „ferenda“, nämlich nach dem neuen amtlichen Entwurf eines Strafgesetzbuchs, teilweise noch schwerer bestrafen will, als sie de lege lata, nach dem hinreichend drakonischen StGB, bestraft werden... daß solch Strafrecht Erkenntnisse der modernsten Medizin, Jurisprudenz, Psychologie und Philosophie in den Dreck tritt.

Schon sind reaktionäre Herrschaften dabei, diese Erkenntnisse, die ihnen in ihren „kulturpolitischen“ Kram selbstverständlich nicht passen, talmi-gelehrt „ad absurdum“ zu führen. Ausgerechnet solche Rückwärtser wie der Geheime Sanitätsrat Moll und der Doktor Placzek und ausgerechnet so ein Kultur-Unikum wie der Geheime Konsistorialrat Seeberg, der Erfinder und Mit-Ergründer der Inschrift: „Invictis victi victuri“, müssen vom 10. bis zum 15. Oktober in Berlin einen Ersten Internationalen Kongreß für Sexualforschung verüben — und ein Schulbeispiel für unlautern Wettbewerb liefern, da ja der erste Kongreß dieser Art schon im September 1921 stattfand: unter Mitwirkung all der bedeutenden Fachorganisationen, die auf die Macher des bevorstehenden Kongresses mit größerm Recht pfeifen als die auf manche von ihnen. Die Seeberge kreißen, und geboren wird eine Affenkomödie.

Daß der eine Tragödie folgt, kann der Reichstag verhindern: in dem er den übeln Strafrechts-Entwurf, der doch wohl auf den neuen Spielplan des Parlament-Theaters kommt, auspfeift. Bejubelt er ihn, dann ists Zeit, über dem Reichstagsportal als Ersatz für die Scherz-Inschrift: „Dem deutschen Volke“ eine ‚Inschrift‘ des Karl Kraus anzubringen:

> „Wie ich das Aussehn unsrer Themis finde?
> Mir scheint, als ob sie sich verändert hätt’:
> Sie hat vor den Augen keine Binde,
> doch vor der Stirn ein Brett.“

Franz Leschnitzer

Besetzt!

Am 29. September 1926 machte sich eine Rotte braver Schweizer Bürger auf, um die Isola Bella zu besuchen. Man hatte kalkuliert, gerechnet und gezählt, und es langte grade. So traten sie erwartungsvoll die Wallfahrt an.

Aufgeregt Dütsch gurgelnd und vor Begeisterung schwitzend fuhren sie über den Lago Maggiore, der Isola entgegen. Doch mußten sie heimkehren, ohne die Insel betreten zu haben. Gott hatte es nicht gewollt.

Denn Jener von Gottes Gnaden weilte auf ihr: Unser Kronprinz.

Und mit Recht verwehrte man an diesem Tage gewöhnlichen Sterblichen, den Fuß ans Gestade zu setzen. Die Dampfer durften nicht landen. Sie mußten das Eiland respektvoll umschiffen.

Es war Alles wie einst, als man noch wußte, was sich gehört.
Denn die Isola Bella liegt in Italien.

Und da herrscht Ordnung.

Grete Wels

Feme-Ausschüsse

Als ich an dieser Stelle die Fememorde der Schwarzen Reichswehr aufdeckte, da glaubte ich, daß man sich mit Ekel und Abscheu von einer Clique wenden würde, die nichts als Blut und Krieg will. Es war eine riesengroße Enttäuschung.

Als die ersten Prozesse unter Ausschluß der Öffentlichkeit abgefeiert wurden, da glaubte ich, daß die deutsche Presse sich das nicht gefallen lassen würde. Es war eine riesengroße Enttäuschung.

Als sich die parlamentarischen Untersuchungsausschüsse bildeten, da glaubte ich, daß sie die Geheimnisse um die Vorgänge des Jahres 1923 endlich aufklären würden. Es war eine riesengroße Enttäuschung.

Als die ersten Fememörder freigesprochen wurden, da glaubte ich, daß ein Sturm der Entrüstung losbrechen würde. Es war eine riesengroße Enttäuschung.

Als die Jahnke-Verhandlungen stattfanden, da glaubte ich, daß der düstere Hintergrund für die Verbrechen endlich würde belichtet werden. Es war eine riesengroße Enttäuschung.

Als Oberleutnant Schulz zum ersten Mal verhört wurde, da glaubte ich, daß er die Verantwortung für seine Befehle übernehmen würde. Es war eine riesengroße Enttäuschung.

Als einige Hinterbliebene der Ermordeten untertänigst Schadenersatz beantragten, da glaubte ich, daß man im Reichswehrministerium greuliche Verschuldung gutmachen würde. Es war eine riesengroße Enttäuschung.

Als man Leichen fand, da glaubte ich, daß man ein Verfahren einleiten würde. Es war eine riesengroße Enttäuschung.

Als der von der Reichswehrfeme halbtot geschlagene „Kronzeuge“ gegen die Verbrecher auszusagen den Mut fand, da glaubte ich, daß man ihm glauben würde. Es war eine riesengroße Enttäuschung.

Als der Zeuge Schmidt aufstand, da glaubte ich, daß das schwache Lügengebäude der Beschuldigten endlich in sich zerfallen würde. Es war eine riesengroße Enttäuschung.

*

Enttäuschungen machen gewitzt.

Jetzt glaube ich an die Beständigkeit Geßlers und die Unmöglichkeit einer Sühne, Jetzt glaube ich an die glorreiche Zukunft der Angeklagten und die Vertagung der Untersuchungsausschüsse. Jetzt glaube ich an die Langmut des deutschen Volkes und die Einfalt der republikanischen Presse. Jetzt glaube ich an das gut gebaute Fundament der deutschen Rüsterei und die sanfte deutsche Justiz.

Und diesmal glaube ich, daß ich nicht die kleinste Enttäuschung erleben werde. *Carl Mertens*

Deutsches Theater in Paris

Der deutsche Schauspieler Sch. befand sich im Juni dieses Jahres mit einer kleinen Gesellschaft von Künstlern in Paris.
Am ersten Abend saß man in einem der hübschen Cafés, hell begeistert von dem Leben auf den Boulevards. Für den nächsten Tag schlug Herr Sch. eine Rundfahrt durch die Stadt vor, damit man zunächst einen Überblick gewinne. Er winkte dem Kellner und, gewappnet mit dem Französisch seiner Kriegsjahre, begann er, unter dem bewundernden Schweigen seiner Freunde, nach den Rundfahrtmöglichkeiten zu forschen, mit einer Suada, als handle sichs um die Inquisition der Heiligen Johanna. Der Kellner hörte sich Alles an, ging dann zum Buffet, verhandelte dort lange mit der rundlichen Dame, kam zurück und sagte mit bedauerndem Lächeln: „Non m’sieur, nous n’avons pas de glace au chocolat.“ Es blieb der stärkste Erfolg des Künstlers in Paris. *Fritz Meickel*

Das Ende des Heiligen Franziskus

Die italienischen Blätter berichten:

Die Franziskus-Feierlichkeiten haben bei der 700. Wiederkehr des Todestages, am 3. Oktober, ihren Höhepunkt erreicht. Als Sonderdelegierten hatte der Papst den Kardinal Mery de Val nach Assisi entsandt. Hier wurde der päpstliche Delegat mit großem Pomp empfangen. Nach seinem Eintreffen in Assisi wurden 17 Kanonenschüsse abgefeuert, während die Musikkapelle einen Marsch anstimmte. Auf dem Bahnhof wurde Kardinal Mery de Val von den Vertretern der Behörden und der fascistischen Verbände empfangen. Es bildete sich ein Zug von 100 Automobilen, die den Kardinal zum Franziskus-Dom begleiteten. Am Grabe des Heiligen Franziskus fand eine Feierlichkeit statt. Kardinal Mery de Val spendete im Namen des Papstes den Versammelten den Segen. Nach einer Zeremonie in der Kirche zur Mutter Gottes nahmen die Feierlichkeiten ein Ende.

Uff! Um den Vertreter der Armut mit Pomp, den Vertreter der allumfassenden Liebe und Barmherzigkeit mit 17 Kanonenschüssen und den flotten Marschrhythmen einer fascistischen Militärkapelle zu feiern, wohl zum Beweis, daß sein evangelisches Leben innerhalb der Kirche und außerhalb ihrer auf fruchtbaren Boden gefallen ist: dazu mußten wirklich sieben Jahrhunderte verfließen. Die Aussöhnung der Kirche mit dem blutbefleckten Fascismus grade am Grabe des Heiligen Franziskus: es ist wohl das tollste Satyrspiel, das je die Tragödie eines großen Lebens beschlossen hat. *D. Reiner*

Willys Heimkehr

Grüner Taunusgral,
siehst noch friedlich aus.
Bald umfängt dein Tal
stolz ein Kaiserhaus.

Nie mehr lacht dein Lenz
Dem, der schwach und krank.
Bist dann Residenz
voller Autostank.

Höchstens, das vom Quell
mal ein Prinzlein schluckt.
Sprudle doppelt hell,
wenn man fürstlich spuckt.

Für die Ahnen kühn,
weiß wie frischer Schnee,
wächst aus deinem Grün
dann des Siegs Allee.

Wenn das Glück mich flöh',
wollt ich zu dir ziehn:
Homburg vor der Höh!
Künftiges Berlin!! *Ernst Huth*

Amerika, du hast es besser...

Als ein Gegenstück zu der Inschrift am Berliner Studenten-Denkmal kann die Inschrift am Denkmal der Universität von Athens in Georgia dienen:
„In dankbarer Liebe errichten wir dieses Haus als ein Erinnerungsmal an die Friedensfreunde, die die Waffen ergriffen, Heimat und Freunde verlassen und ihr Leben hingegeben haben, auf daß alle Menschen frei werden."

Liebe Weltbühne!

Als eine Großbank in einem Leipziger Hause, das dem sächsischen Staat gehört, eine Niederlassung eröffnete, äußerte der Geenij den Wunsch, Lokal und Betrieb zu besichtigen. Nach dem Rundgang durch alle Abteilungen, wobei die Geldzählmaschinen den Haupteindruck machen, hält der Geenij Cercle. Er wendet sich zunächst an den Direktor der Bank, Herrn v. K. (oesterreichischer Adel) mit den dröhnenden Worten: „Nicht wahr, Herr v. K., Sie sind doch noch Jude?" Verdutzt bestätigt dieser die Vermutung. Er muß wohl recht betreten ausgesehen haben, denn Friedrich August legt ihm die Hand auf die Schulter und spricht, wiederum dröhnend und Allen vernehmlich: „Es sollde nischt Beeses sein".

Max Reinhardt

Das war nun ein Vierteljahrhundert.
Die herrlichen Früchte sind reif.
Dein Werk wird begeistert bewundert:
Mysterienspiel und High life.

So hat sich dein Weltbild gerundet.
Du schenktest uns festlichen Glanz.
Jedem, was Jeglichem mundet:
Vom Rabbi bis zur Monstranz.

Ging auch Europa in Fetzen:
Du wahrtest Geschmack und Niveau.
Du setzt auf das ärgste Entsetzen
noch ein gekonntes Bonmot.

Wir sehen die Schläfe, die bleiche,
und sagen dankbar: Gott helf!
Bleibe nur immer der Gleiche
wie Neunzehnhundertundelf. *Karl Schnog*

Hans Natonek. Sie haben meiner Nummer 37 eine ‚Uniformstudie‘ geliefert, die Fritz Reck-Malleczewen veranlaßt hat, Sie in Nummer39 der Erfindung eines Abendanzugs für englische Offiziere zu zeihen. Darauf erwidern Sie: „Ich verweigere grundsätzlich die Annahme von Tatarennachrichten. Meine guten Augen haben es unzweifelhaft gesehen, daß die Offiziere der englischen Besatzungsarmee, deren Hauptquartier sich in Wiesbaden befindet, am Abend in jenen von mir geschilderten roten Affenjäckchen in den Gesellschaftsräumen des Kurhauses auftraten, um ja nicht mit einem Zivilisten verwechselt zu werden“. Die Aufklärung? Sie haben die Engländer in Wiesbaden, Reck-Malleczewen hat sie in Afrika gesehen. In diesem Klima kleiden sie sich anders als in jenem. Auch ein Zivilist läuft ja doch in Sils nicht so herum wie auf Sylt; und die Entfernung ist geringer.

Zeitungsleser. Das Hugenberg-Papier hat eine Regung von Herzensgüte gehabt, die der Aufmerksamkeit der Mitwelt und dem Gedächtnis der Nachwelt nicht entzogen werden darf. Der Berliner Lokal-Anzeiger schreibt: „Jetzt, wo Severing der politischen Macht entsagt, soll ihm wahrheitsgemäß bescheinigt werden, daß er mit reinen Händen den Staatsdienst wieder verläßt, zu dem er sich nicht gedrängt hat.“ Solange er an der politischen Macht war, wurde er morgens und abends beschimpft und verleumdet. Nun ist das Ziel erreicht, und vor Freude darüber stürzt man sich sogar in die Unkosten einer wahrheitsgemäßen Bescheinigung, die zwischen nichts als Lügen so wirkt wie etwa der Schriftsteller Marco Brociner zwischen Leuten von Intelligenz, Geschmack und Talent.

Defraudant. Die 53 000 Mark, die neulich ein paar Unterbeamte des Auswärtigen Amts in einem Auto vergessen haben, die sind ja nun wieder da. Die Herren Verlierer freuen sich sicherlich, von einem Verdacht gereinigt zu sein, der schon hier und da laut geworden ist. Aber der Vorwurf der Lotterwirtschaft bleibt. Die Vorschrift lautet — und sonst hängt doch die Bürokratie an jedem Buchstaben jeder Vorschrift —: Bei Transporten von größern Beträgen hat ein höherer Beamter mitzuwirken, der die Verantwortung gegenüber der vorgesetzten Behörde trägt. Auch besitzt das Auswärtige Amt eine Anzahl Dienstautos, die für solche Zwecke zur Verfügung stehen, und braucht nicht Taxameter benutzen zu lassen. Denn etwa noch mehr zu verlangen, einem Staatsbetrieb anzusinnen, daß er sich, wie heute jeder Privatbetrieb, des bargeldlosen Verkehrs bediene: das hieße — also das wäre die Revolution, die 1918 nicht gemacht worden ist. Von da bis zur allgemeinen Einführung der Schreibmaschine wäre nur ein Schritt — und die ist ein Instrument des Teufels, mit dem unsre frommen Ämter so wenig wie möglich zu tun haben wollen.

Jude. Kein Thema der ‚Weltbühne‘ trägt ihr annähernd so viele Zuschriften ein wie der Zionismus. Über Nummer 40 hat sie alle Töne zu hören bekommen: von der Erklärung eines der geachtetsten deutschen Schriftsteller, dessen Literatur über Palästina geistig und menschlich gleich hoch steht, daß jedes Wort wahr, aber kaum eins scharf genug sei, bis zu den wüstesten Beschimpfungen des Autors und des Herausgebers. Diesem wirft die zionistische ‚Jüdische Rundschau‘ vor, daß er den Beitrag überhaupt aufgenommen habe. Aber im selben Atem verrät sie, daß auch sie „vor mehreren Wochen“ eine Einsendung Alexander Levys gedruckt habe. „Es war eine vielleicht zu weit getriebene Objektivität.“ Also werde ich als Nichtzionist die Objektivität wohl mindestens ebenso weit treiben dürfen. Und sie dadurch erhärten, daß ich das nächste Mal eine von den Entgegnungen bringe.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die Mittelmänner von Carl v. Ossietzky

In den Münchner Verhandlungen des Feme-Ausschusses hat ein Abgeordneter der Deutschen Volkspartei namens Mittelmann den General Epp, der mit den Händen in den Hosentaschen vor den Zeugentisch trat, einen Flegel geheißen. Doch als am nächsten Tag der Herr General erklärte, er habe mit seiner lockern Attitüde nicht Alle treffen wollen und wisse überhaupt seine Leute wohl zu unterscheiden, da schwoll der wilde Mittelmann wieder ab und war zufrieden. Dieser Mittelmann ist Symbol für den ganzen Feme-Ausschuß, der mit Liktorenmiene gen München zog und mit einer Entschuldigung, die bayrischen Justizherren unbegründet verdächtigt zu haben, wieder abwanderte. Dieser Mittelmann ist das Symbol für unsern ganzen Parlamentarismus mit seinen kurzen Aufschwüngen und dem langen Versacken. Mittelmann, was für ein coulanter, Gegensätze streichelnd ausgleichender Name! Dieser eine Mittelmann sitzt bei den Nationalliberalen. Die andern Mittelmänner sitzen überall.

*

Unbegreiflich wie die Hohenzollern-Vorlage selbst ist die Art ihrer Durchpeitschung im Landtag gewesen. Das größte Rätsel geben die Sozialdemokraten auf. Warum, so fragt man, mußte die Fraktion, nachdem sie den Entschluß gefaßt hatte, sich durch Stimmenthaltung aus der Feuerlinie zu drücken, sich dann doch noch so weit exponieren, daß sie fast ganz allein die moralischen und materiellen Unkosten der Prügelei mit den Kommunisten trug? Daß die Sozialisten für die Hohenzollern gern zahlen, wissen wir seit Südekum — aber müssen sie auch noch für die Hohenzollern dreschen? Das wäre doch Sache der Demokraten gewesen, die durch ihren Höpker-Aschoff der Vorlage am nächsten verwandt sind, und von diesen haben sogar zwei, die Herren Greßler und Hermann, dagegen gestimmt. Was die Obstruktion der Kommunisten angeht, so war sie tausendmal berechtigt, nur schrecklich talentlos gemacht. Das hätte doch ein Volksfest sein müssen, mit klirrenden Schellen und sausenden Pritschen! Statt dessen ist den Kommunisten gelungen, daß man überall von den Unanständigkeiten der Opposition spricht und darüber ganz die Schamlosigkeit der kompakten Mehrheit vergißt. Das ist ein trauriger Erfolg bei so viel in die Ellenbogen gefahrener Gesinnung. Trotzdem können die Kommunisten zufrieden sein: sie sind gerächt, und zwar von einer Seite, von der sie es nicht erwarten konnten. Nämlich während die republikanischen Parteien grade für die Hohenzollern angetreten waren, gab die Fraktion der Deutschen Volkspartei ein Bulletin her-

aus, daß sie die Verhandlungen über die Erweiterung der Regierung „nach dem bisherigen Verhalten der Regierung und der Regierungsparteien“ als abgebrochen ansehen müsse. Das ist des Teufels Dank! Da war tagelang der redliche Heilmann am Werk gewesen, die letzten Hemmungen zu beseitigen. Grzesinski wurde von Otto Braun zunächst nicht recht goutiert. Der Ministerpräsident war, wie die Mehrheit der Fraktion, für Leinert. Erst als Heilmann, auf sein Gewissen, sozusagen, versicherte, daß auch Grzesinskis Ernennung zum Innenminister die Große Koalition nicht mehr gefährden könne, sagte Braun sauer Ja. Die sozialdemokratische Führerschaft hatte einen sehr weitgehenden Plan. Um die Große Koalition für die Massen der Partei schmackhafter zu machen, wollte man Geßler über die Klinge springen lassen und durch Severing ersetzen, was kein schlechter Tausch wäre, vielleicht... Aber die stupenden Taktiker unterschätzen doch die Stresemann-Partei. Die unfreundliche Absage im Augenblick der höchsten Dienstfertigkeit, das ist ein netter Vorgeschmack. Eines sollte die Sozialdemokratie endlich gelernt haben: Die von der andern Seite verkaufen sich nicht so billig. Für einen Severing im Reich wird die Deutsche Volkspartei schon ein ansehnliches Stück Preußen verlangen.

*

Eine lange Regierungskrise in der Tschechoslowakei hat jetzt die Lösung gefunden, die lange in der Luft lag: das neue Kabinett Svehla stützt sich auf eine deutsch-tschechische Koalition. Damit ist die Streitaxt selbstverständlich nicht begraben, denn von den beiden kämpfenden Nationalitäten haben sich vorerst nur die Agrarier gefunden. Dennoch ist das Beispiel klärend, deshalb nützlich, weil es unzweideutig beweist, wie wenig tief die Wurzel solcher in den äußern Formen so rigoros geführten nationalen Zwistigkeiten sitzt. Grade in Masaryks Reich zeichnete sich die tschechische Mehrheit durch einen besonders schneidenden Ton aus, während der rechte Flügel der deutschen Opposition, der jetzt den Weg in die Burg gefunden hat, unentwegt an seiner schon im alten Oesterreich oft erprobten Bornierheit festhielt. Wahrscheinlich werden die im Stich gelassenen Linksgruppen beider Lager jetzt furchtbar über die Charakterlosigkeit der neuen Alliierten zetern. Besser wäre, sie lernten daraus und machten es ebenso. Stärker als der Kampf der Rassen in einem Staat ist der Zwang der Interessen. Bei den tschechischen Regierungsdeutschen hat der bürgerliche Glaube den nationalen überwunden.

*

Episode aus dem Prozeß gegen den Deutschen Volksbund in Kattowitz: es wird ein Brief des ‚Bayrischen Landesschützen-Verbandes‘ an den deutschen Sejm-Abgeordneten Ulitz verlesen, worin der Vorschlag gemacht wird, doch mit

bayrischer Hilfe einen kleinen Bandenkrieg in Polnisch-Oberschlesien zu organisieren. Der Abgeordnete Ulitz war klug genug, das schroff zurückzuweisen, die polnische Anklagebehörde anständig genug, den Punkt fallen zu lassen. Wir brauchen kein Wort zu verlieren über die Münchner Dorfpolitiker, deren verbrecherische Dummheit namenloses Elend über polnische Staatsbürger deutscher Zunge hätte bringen können. Wir fragen aber, ob sich das Auswärtige Amt nicht ein wenig mit jenen Verbänden beschäftigen möchte, deren Zweck ist, irredentische Bewegungen zu schüren, und wie dieser Tatendrang am besten gezügelt werden könnte. Gewiß darf man die Münchner Mützenjäger nicht allzu ernst nehmen; aber daß es sich hier um Narren handelt, braucht man außerhalb der deutschen Grenzen nicht zu wissen. Und wenn wirklich einmal irgendwo ein Gewehr losgehen sollte, dann ist die Wilhelm-Straße an der Reihe, den Schaden gutzumachen, die Entschuldigungszettel zu schreiben und die Weisung an die Presse zu geben: Um Gottes willen, kein Wort davon sagen!

*

Der Parteikongreß der französischen Radikalen hat nicht den erwarteten Krach gebracht, sondern mit einem Kompromiß geendet: heftige Deklamationen gegen den bloc national, aber Fortsetzung des Zusammenregierens mit ihm unter Poincarés Zepter. Herriot, der Führer, wird durch den Senator Maurice Sarraut ersetzt werden. Einziges Plus: der Austritt Franklin Bouillons, eines kleinen Ehrgeizlings, der eine scharfe anti-sozialistische Politik forderte und gründlich abfiel. Im übrigen wurde laut und oft gesagt, daß die Zukunft dem Linkskartell trotz alledem gehöre. Mag sein. Die Gegenwart gehört ihm jedenfalls nicht, denn grade in diesen Tagen ist der lebhafteste Befürworter der Kartell-Erneuerung unter den Sozialisten, Jean Renaudel, aus dem ‚Quotidien‘, dem Sammelorgan der Linken, geschieden. Tatsächlich bedeutet der Rücktritt Herriots von seinem Amt als Parteichef den sichtbaren Abschluß des Blocks der Mai-Sieger. Törichterweise bemühen sich die Sozialisten, Herriot auch in Lyon wegzutrommeln. Das ist nicht nur unpolitisch, sondern auch ungerecht, denn der Maire Herriot war immer größer als der Parteiführer und Minister. Hier in Lyon war er ein Stadtvater im freundlichsten Sinne des Wortes, ein moderner Kommunalpolitiker, ein Mann der sozialen Gerechtigkeit, wie wir in Deutschland keinen haben. Wären die französischen Sozialisten von heute nicht kleine Mandateheimser und rot überklebte Pharisäer: sie würden den Bürger Herriot an Lyon zu binden trachten, anstatt ihn dort stürzen zu wollen, wo er sich am schönsten bewährt hat.

*

Der alte Asquith ist von seinem Amt als liberaler Partei-
führer zurückgetreten, und die persönlichen Huldigungen für
diesen verdienten Veteran bringen mit sich, daß dabei auch
von seiner Partei gesprochen wird, um die es sonst so fried-
hofstill geworden ist. Die große Karriere des jetzigen Lord
Oxford begann Ende der achtziger Jahre, als er nach einem
gewaltigen Dockarbeiterstreik den damaligen Arbeiterführer
John Burns verteidigte und in seinem Plaidoyer mit mutigem
Hohn englische Bürgerangst vor rebellierendem Proletariat glos-
sierte. Seine letzte Leistung dagegen war ein peinlich
philiströser Bannfluch wider die streikenden Bergarbeiter.
Zwei Stationen, nicht aus dem persönlichen Schicksal des Füh-
rers, sondern aus dem der Partei. Aus dem einstigen durch
beißenden Sarkasmus berühmten Abgeordneten und An-
walt Asquith ist immer mehr ein entzückend ironischer alter
Herr geworden, von hohem persönlichen Zauber auf Freunde
und Gegner – von dem allerdings die Bergarbeiter nichts er-
fahren haben –, während die Partei leider ohne allen Charme
vergreist ist und von ihren ratlosen Ärzten sorgfältig vor aller
Zugluft politischer Probleme bewahrt wird. Lloyd George, der
unbequeme Außenseiter, dem man die Nachfolge wehren will,
ist ein Mensch ganz ohne freundliche Abgeklärtheit, sogar
ohne Manieren, aber er hat Spürnase und Fäuste und immer
noch Ideen. Der könnte vielleicht wagen, die morsche Partei
nochmals aus dem Spital zu holen und mit dem Geist der Zeit
zu konfrontieren. Aber vielleicht stirbt sie schon beim bloßen
Anblick, und dann hätte der gute alte Asquith doch recht gehabt.

*

Aus Moskau wird die Verständigung zwischen Stalin und
den Häuptern der Opposition gemeldet. Es muß ein maßlos
erbitterter Kampf gewesen sein, wobei die Opposition gegen
Sonne und Wind stand. Die Macht war bei dem regierenden
Direktorium; die Opposition durfte nicht einmal für ihre Ideen
werben, und da, wo sie es dennoch wagte, machten sich wie-
der die Zuhörer strafbar, und so kam es, daß gefeierte und be-
rühmte Führer wie Trotzki und Sinowjew auch in den klein-
sten Meetings ohne Mehrheit blieben. So scharf die Gegen-
sätze waren: die Anwendung illegaler Mittel wagten auch die
Opponenten nicht, und so blieb ihnen nichts als Kapitulation,
die von beiden Seiten wahrscheinlich nur als Waffenstillstand
betrachtet wird. Es war nicht ohne Pikanterie, daß Sinowjew,
der unerbittlichste Verfolger demokratischer Regungen im So-
zialismus, sich in diesen letzten Monaten einer Argumentation
bediente, die wie aus der demokratischen Kinderfibel geholt
schien. Wie das Ringen auch ausgehen mag: dieses Rußland
in Größe und Niedrigkeit, in Logik und Absurdität, ist heute
das einzige europäische Land ohne Mittelmänner.

Hohenzollern im Staatsrat von Alfred Apfel

Ähnlich wie der Reichsrat gegenüber dem Reichstag den Einfluß der Länder sicherstellen soll, sieht die Verfassung des Freistaates Preußen einen „Staatsrat“ vor, dem die Vertretung der Provinzen bei der Gesetzgebung und Verwaltung des Staates obliegt. Dieses Parlament, das aus 77 Provinzial-Vertretern besteht, wird im Allgemeinen als eine überflüssige Institution betrachtet.

Ich beschloß, mir einen persönlichen Eindruck von der Tätigkeit dieses Staatsrats zu verschaffen, und glaubte, das nicht besser und objektiver erreichen zu können als durch einen Besuch der 23. Sitzung – Freitag, am 8. Oktober 1926, nachmittags 4 Uhr –, da als erster Punkt der Tagesordnung der bedeutsame „Entwurf eines Gesetzes über die Vermögensauseinandersetzung zwischen dem Preußischen Staat und den Mitgliedern des vormals regierenden preußischen Königshauses – Drucksache Nummer 310“ behandelt werden sollte.

Ein linksgerichtetes Abendblatt hatte zu regem Besuch der Tribünen aufgefordert. Mit Erfolg: außer mir erschienen im Lauf der Verhandlungen noch zwei Frauen und drei oder vier Männer. Ich hatte den Saal des ehemaligen Preußischen Herrenhauses nicht mehr betreten seit der letzten Sitzung der ehemaligen Herrenkammer im Jahre 1918 und war gespannt, die neuen preußischen Granden zu sehen. Schläfrige Ruhe herrschte im ganzen Hause. Die Abgeordneten hielten noch ihre Fraktionssitzungen ab. Einsam tronte aber bereits auf dem Präsidentenstuhl Konrad Adenauer, der Beinahe-Reichskanzler. Er drückt auf den Knopf; das Licht flammt auf; die sogenannten Sirenen wimmern durch das verlassene Gebäude. In langsam abgemessenem Schritt kommen nach und nach etwa 60 Herren herein, zumeist Typen, wie man sie in Stadtverordneten- oder Magistrats-Kollegien mittlerer Städte sieht. Herr Adenauer – dessen „Köllsch“ entschieden eleganter geworden ist, seit er mich vor etwa einem Vierteljahrhundert am Kölner Landgericht in die Mysterien des Strafrechts einzuweihen hatte – eröffnet die Sitzung und erteilt das Wort dem Berichterstatter, Herrn Dr. Rumpf.

Ich war neugierig – gings doch um eine Frage erster Ordnung: ob nämlich der Staatsrat dem Vergleich der Preußischen Regierung mit den Hohenzollern zustimmen wolle oder nicht. Aber es ward nur ein Rumpf-Bericht. Nachdem Herr Rumpf etwa eine Viertelstunde gemütlich erzählt hatte, daß man sich bisher mit den Hohenzollern nicht habe einigen können, verwandte er einige Minuten auf einen Bericht über die Ausschuß-Sitzung. Er erzählte in drei Sätzen, daß man im Ausschuß geprüft habe, wie hoch die Belastung des Staates durch die Versorgung der Hofkammer-Beamten sei (hierüber habe die Regierung Auskunft gegeben). Ferner erzählte er, daß man im Ausschuß die Regierung gefragt habe, ob in dem Vergleich Bindungen über die Verwendung des Vermögens vorgesehen seien, und ob die Hohenzollern ihre Steuerschulden bezahlt hätten. Kein Wort, aber auch kein einziges über den

Inhalt des Vergleichs, sondern zum Schluß nur die Mitteilung, der Ausschuß habe sich in seiner Mehrheit davon überzeugt, daß dieser Vergleich für den Preußischen Staat nicht nur nicht unvorteilhaft sei, sondern daß er als eine Notwendigkeit aus materiellen und politischen Gründen bezeichnet werden müsse.

Das war, Herr Rumpf möge mir verzeihen, die Farce eines Berichts. Um der Form zu genügen. Man war ja unter sich. Kaum Jemand hörte übrigens zu, obschon die Mehrheit der Anwesenden bei den Ausschuß-Beratungen nicht zugegen gewesen war. Auch hatte man sich nicht etwa durch einen schriftlich vorliegenden Bericht informieren können.

Nunmehr erhebt sich als Vertreter der Sozialdemokratischen Fraktion Herr Dr. Meerfeldt – wenn ich nicht irre, Leiter der ‚Rheinischen Zeitung‘ – und erklärt, gleichfalls in herrlichem „Köllsch“, daß eine sorgfältige Prüfung der Regierungsvorlage nicht möglich gewesen sei, da man sie erst kurz vor der gestrigen Ausschußsitzung dem Staatsrat übersandt habe. Dennoch wolle seine Fraktion keine Schwierigkeiten geschäftsordnungsmäßiger Art machen. Kein Wort über den Inhalt der Vorlage. Etwas Gezeter über das Verhalten der Hohenzollern. Seine Fraktion lehnt aber wenigstens die Vorlage ab, um die Mitverantwortung nicht zu tragen.

Jetzt spricht der kommunistische Staatsrat Dr. Meyer. Er stellt, ohne daß irgendein Widerspruch erfolgt, die Behauptung auf, daß diese Art der parlamentarischen Behandlung einer überaus wichtigen Vorlage ohne jedes Beispiel sei. Selbst bei der Beratung des Republikschutzgesetzes habe man eine solche Art der Durchpeitschung nicht gewagt. Am Tage zuvor, um 3 Uhr nachmittags, sei der zur Prüfung bestimmten Kommission des Staatsrats die 50 Spalten umfassende Gesetzesvorlage zugestellt worden, um 4 Uhr (am gleichen Tage) hätten die Ausschuß-Beratungen begonnen – und nach 1½ Stunden habe man diese Beratungen beendet, ohne daß einer der Beteiligten in der Lage gewesen sei, die Vorlage durchzustudieren! Der Redner gab sich offensichtlich Mühe, seine parlamentarischen Pflichten ernstzunehmen, denn er bewies eine gute Kenntnis der Materie und brachte treffende Stichproben aus dem Inhalt des Vergleichs. Das ganze Haus hörte in fast lautloser Stille zu. Man hatte den Eindruck, als ob ein großer Teil der Anwesenden erst durch Meyers Rede von Einzelheiten des Gesetzes erfuhr. Selbst bei Kraftstellen des Redners blieb man ganz auffallend ruhig. Es schien aber so, als ob diese Ruhe weniger aus Gleichgültigkeit gegen einen kommunistischen Redner als aus der Tatsache stammte, daß viele der Anwesenden doch wohl so etwas wie ein schlechtes Gewissen verspürten, wie ihnen der Redner schonungslos enthüllte, zu welcher Form von Gesetzeserledigung sich der Staatsrat mißbrauchen lasse.

Als Meyer geendet hatte, verkündete der Vizepräsident: „Das Wort hat der Abgeordnete Freiherr v. Gayl.“ Dieser vielgenannte, in Preußen sehr einflußreiche Mann ist der Führer der größten Fraktion, der sogenannten Arbeitsgemeinschaft, die die Deutschnationalen und Volksparteiler in sich

vereinigt. Frisch, fromm, fröhlich, frei spricht er den einen einzigen Satz aus: daß seine politischen Freunde dem Beschluß des Ausschusses zustimmten. Und ri, ra, rutsch! wird in einfacher Abstimmung mit etwa 40 gegen 20 Stimmen die Hohenzollern-Vorlage angenommen.

Ich kann nicht umhin, es als einen parlamentarischen Skandal allerschlimmster Sorte zu bezeichnen, wenn ein Gesetzesfaktor in derart unerhört nachlässiger, salopper Art seiner Prüfungspflicht nachkommt und damit seine Verantwortung gegenüber dem Volk außer Acht läßt.

Auf der Tagesordnung dieser Sitzung standen noch fünf Punkte. Der zweite Punkt betraf eine Kommunal-Frage. Da hob der Berichterstatter (Herr Häring) selbstzufrieden hervor, daß man die Vorlage sehr eingehend in der Kommission geprüft habe und zwar, wie er wörtlich und voll Stolz sagte, nicht nur die Abschnitte im Ganzen, sondern auch die einzelnen Bestimmungen des Gesetzes, und daß man das private und öffentliche Interesse gegen einander abgewogen habe.

Die Mitglieder dieses Staatsrats erhalten Reisekosten und Aufwands-Entschädigung. Sicherlich würde die Mehrzahl der Mitglieder für diese beiden Tage auf Diäten gern verzichtet haben, da sie doch kaum das Gefühl haben konnten, ihrer Pflicht zu genügen. Leider aber waren die Herren gezwungen, die Diäten anzunehmen, da nach Artikel 41 der Preußischen Verfassung ein Verzicht hierauf unstatthaft ist.

---

15 000 000 = 0? von Arthur Seehof

> Die kleinen Diebe hängt man – die Regierung erhält ein Vertrauensvotum.
>
> *Wiener Arbeiter-Zeitung*

Wenn die Zulukaffern ihren Häuptling verjagen, oder wenn dieser Häuptling nach einem verlorenen Beutezug aus Angst vor seinen „lieben“ Kriegern und Stammesgenossen Reißaus nimmt: dann werden ihm seine Kaffern bestimmt auch nicht einen Strohhalm nachsenden. Aber die lieben Deutschen, dieses Kulturvolk, das seine besten gesunden Kräfte auf dem Feld wilhelminischer Ehre in Blut und Kot verloren hat; diese braven Untertanen, die ganz still gehalten haben, als ihnen eine hohe Obrigkeit und Industrie den letzten Heller aus der Tasche nahm; dieses Volk der „Dichter und Denker“, das Millionen hungern und verhungern läßt – und mit was für einer Geduld hungern diese Millionen! Wird ihnen der Geduldsfaden niemals reißen? –; dieses Volk, das zu keiner Zeit eine Bastille erstürmt hat, das von 1914 bis Noske und von Noske bis heute wie Schlachtvieh behandelt worden ist, und das sich jetzt, da es schon wieder zahlen soll, von einem sozialdemokratischen Gesinnungsgesindel als Idiotenpack bezeichnen lassen muß: dieses Volk trottet weiter zur Tretmühle und Stempelstelle, während hohe Räte und Minister – Demokraten und Sozialdemokraten – dem entlaufenen Häuptling Millionen über Millionen, die die Schaffenden erarbeitet haben und weiter erarbeiten müssen,

in den Gierschlund werfen. Und das heißt dann demokratische Republik und „nun einmal bestehende juristische Lage“.

Wozu haben eigentlich 15 Millionen erklärt, daß die Hohenzollern keinen Pfennig mehr haben sollen, wenn die größte Partei, die für die entschädigungslose Enteignung der ehemaligen Fürstenhäuser miteingetreten ist, in dem Augenblick, wo ihr Parteimitglied, Herr Otto Braun, Schlösser, Gelder und Gastfreundschaft verschenkt, sich einfach aus der Politik wegstreicht und vorgibt, weder Ja noch Nein blöken zu können? Und so was will angeblich die Interessen der Schaffenden, der Arbeiter vertreten!

Nein! Wenn sich die Republik selbst verhöhnt, wenn sich die Sozialdemokratie und das offizielle Bürgertum ihren Wilhelm mit Anhang, dem sie viele Jahre treu diente, jetzt nach Bad Homburg wiederholt und dem ehemals kaiserlichen Verbrecher und Ignoranten gibt, was dem Volke gehört, dann ist das vielleicht eine staatsmännische Aktion, aber für keinen rechtlich Denkenden bindend, denn es ist, selbst vom bürgerlich-republikanischen Standpunkte aus, Landesverrat. Warum sollen die juristischen Begriffe nicht auch einmal gegen ihre Urheber gelten? Wenn wir schon gar nicht damit rechnen, daß sie gegen sie von der Republik angewandt werden.

Wilhelm von Hohenzollern hat ganz offen erklärt, daß er seine Bemühungen und Hoffnungen auf Wiedererlangung der deutschen Kaiserwürde noch nicht aufgegeben hat. Gewiß: dieser Wilhelm ist kein Napoleon, sondern ein Harlekin – aber die Erfahrung hat gelehrt, daß hierzulande auch Harlekine Politiker sein können und sogar ernst genommen werden. Eine Republik, die wirklich eine wäre, hätte diesen Hohenzollern also als gemeingefährlichen Gegner zu betrachten. Sie hätte... Und wer einem prominenten Feinde der Republik – der Staatsform, auf die alle Beamte von Hindenburg bis zum letzten Reichswehrsoldaten vereidigt sind – Mittel und Möglichkeiten gibt, sich noch weiter und intensiver zu betätigen, den würde, zum Beispiel, das bürgerliche Tribunal der französischen Revolution wegen konterrevolutionärer Umtriebe, wegen Hochverrats glattweg zum Tode verurteilt haben.

Aber hier? Was soll hier und jetzt geschehen? Nichts? Besteht wirklich nicht die Möglichkeit, die Linksparteien zusammenzubringen, um auf gesetzlichem Wege die Minister und Parlamente zum Teufel zu jagen, die der Republik dienen, wie einst Wilhelm von Hohenzollern „seinem“ Volke gedient hat –? Ist das Demokratie, daß 15 Millionen überhaupt nichts und ein paar Minister und Parlamentarier Alles zu sagen haben? Nun, dann gute Nacht, Ihr Demokraten, und wenn euch eines Tages das republikanische Dächelchen über dem Kopf zusammenzustürzen droht, dann verlangt nicht, daß die Arbeitermassen, die Majorität der 15 Millionen, es erneut stützen.

Jeder Staat hat die Regierer, die er verdient – aber kein Regierer kann gleichzeitig auf zwei Stühlen sitzen. Und während er unter schwarz-weiß-roten Fahnen – unter denen die Deutsche Volkspartei in Köln tagte – die außenpolitischen Lorbeeren verdaut, haben die tatsächlichen Träger des

Staates, die Arbeitermassen, die 15 Millionen, zusammenzutreten und Reveille zu schlagen, damit nicht nur den Hohenzollern das Geschäft verdorben, sondern eine Republik auf die Beine gestellt wird, von der man sagen kann, daß sie eine Republik ist. Ein Staat, in dem eine Verfassung eine Verfassung, eine Fahne eine Fahne ist und ein Monarchist den kaiserlichen Mund zu halten oder im Zuchthaus zu verschwinden hat.

Was wird sein, wenn die Massen zu einem neuen Volksentscheid gegen das preußische Hohenzollerngeschäft aufgerufen werden und erneut gegen das ehemalige Herrscherhaus antreten? Werden sie sich dann wieder mit einer neuen juristischen Ausrede bei Seite schieben lassen? Oder endlich, um ihrem Entscheid zu gesetzlicher Wirkung zu verhelfen, Das tun, was sie mit Erfolg getan haben, als Kapp sich in der Wilhelm-Straße einzurichten versuchte? Gegenüber dem Terrorismus von Reaktion und Regierung ist ein Generalstreik das sicherste, das einzige Mittel.

Kuczynski-Ausschuß, Kommunisten, Republikaner vor die Front! Die sozialdemokratischen Arbeiter werden folgen.

Wenn Jener wiederkäme… von Theobald Tiger

In Holland ruht des Holzhauers Hacke.
Da ist eitel Freude und Koffergepacke –
au backe!
Da legen Lakaien in die ganz enormen
Kisten die feldgrauen Uniformen...
„Er kehrt uns zurück“, sagt der Zeitungsbericht.
Warum eigentlich nicht – ?

Warum eigentlich nicht – ?
Im Fall eines Falles
fände er ja doch schließlich Alles
unverändert...
Seine Richter. Sein Militär.
Seine Untertanen. Und noch viel mehr:
Seinen Feldmarschall. Seinen Schulunterricht.
Also warum eigentlich nicht – ?

Er fände auch seinen Reichstag wieder.
Hörte die alten, lieben Lieder
der Sozialdemokraten...
Da sitzen noch dieselben Leute,
die mit ihm gebrüllt – damals wie heute.
Die seine Kriegsverbrechen gebilligt.
Keine Sorgen – Alles bewilligt!
Und was auch die Republik verspricht:
Warum eigentlich nicht – ?

Dem Reisenden ist Ruhe zu gönnen.
Die Flucht hätte er sich sparen können.
Sie sind ja so artig...
Denn eine deutsche Revolution, die eint,
ist niemals nicht persönlich gemeint.
Fahr nicht nach Homburg. Komm nach Berlin!
Kehr zurück! Hier wird dich Alles verziehn.

Ein Diktator und sein Publikum von Ignaz Wrobel

Das Noske-Stück hat in Deutschland Keiner geschrieben: das Drama vom Sozialisten, der auf den Rücken seiner Klassengenossen hochgewirbelt wird, oben sein bißchen Kopf und Charakter verliert und nun auf die alten Freunde schießen läßt... In Frankreich hat dieses Stück jetzt seine Premiere gehabt: ‚Le Dictateur' von Jules Romains.

Die vier Akte zeigen den Aufstieg zweier Sozialisten aus den kleinen Bierkneipen in die hohe Politik – der eine, Herr Denis, wird von einem imaginären König in die Regierung berufen, nimmt an, übt Verrat an seinem alten Sozialistenfreund, den er verhaften läßt, weil es dem mit der Revolution ernst ist... Wie kommt uns das bekannt vor –! Und auch die Franzosen dürften sich, wenn im Stück von einem niedergeknüppelten Eisenbahnerstreik die Rede ist, an einen Minister erinnert haben, der mit dem Anfangsbuchstaben Briand beginnt... Aber lassen wir das Persönliche beiseite.

Man kanns nur nicht beiseite lassen.

Mit den Stücken, die eminent politisch sind und in einem erfundenen Lande spielen, mit einem erfundenen angenehm zivilen König, der sicherlich Porzellan sammelt, mit einer erfundenen hocheleganten Königin, mit einem erfundenen Kabinettschef – mit diesen Stücken ist das so eine Sache. Sie lassen, soweit die Politik in Frage kommt, leicht kalt. Denn die Entschuldigung, die es für die Politik gibt, ist die, daß sie real ist – politische Märchen sind fast immer nur Märchen. Fingierte politische Ereignisse wirken nie sehr stark.

Und es gibt keinen Zuschauer, der nicht Parallelen zieht, und es gibt keinen Dichter solcher Stücke, der nicht seinerseits Partei nimmt. Romains hat Partei genommen, und der Regisseur, der ausgezeichnete Schauspieler, Jouvet, desgleichen.

Der ehemals sozialistische Parteiführer, der sich, oben angekommen, diktatorische Macht vom König geben läßt, vom König, der, wenn der Boden seines Reichs erzittert, vornehm wie ein Flammri mitzittert – der Diktator ist mit einem sympathischen Komödianten besetzt, also richtig. Der mahnende Freund, das dumme Aas von Revolutionär, aber hat ein schiefes Karpfenmaul und wird vom Publikum leicht ausgelacht.

Und dieses Publikum war so:

Gut Abendbrot gegessen habend, saßen da weichmündige Herren und brave Damen und paßten hier und da auf, wenn sie nicht mit Recht schliefen, und klatschten. Wann –?

Immer dann, wenn ihr Konto, wenn ihr Automobil, wenn ihre Hausordnung verteidigt wurde; wenn gesagt wurde, daß Alles so weiterlaufen müsse wie bisher. Und sie waren gar nicht zufrieden, wenn die Königin, in höchster Angst vor der Straße, zum sozialistischen Ministerpräsidenten gelaufen kam und zu miauen anfing wie ein Kätzchen, das den Durchfall hat. Was? Eine feige Königin? Das gibts gar nicht! Protest! Um mich herum zischelte es: „Idiotisch! Das ist eine Köchin!" Und es war doch eine Königin, und das soll ein ganz gewaltiger Unterschied sein, höre ich.

Da machte der König schon andre Figur. Voll Freude stellte das gutgekleidete Publikum fest, daß dieser Herrscher auch in Zivil vornehme Umgangsformen und majestätisch gestärkte Manschetten zur Schau trug, ein sauber gebadeter Familienvater und Klubmann mit weltmännisch leichtem Vollbart – enfin, ein König. Der Sozialist knickte vor ihm langsam, aber sicher zusammen – es war also Alles in Ordnung. Als der neue Mann im Amt war, und der König ihn mit den Worten: „Mein lieber Präsident!“ begrüßte, empfand ich das tiefste Mitleid mit dem ehemaligen Sozialisten: da hatten sie ihn. Da stand er, war der liebe Präsident und hatte verraten und war verkauft und war überhaupt ein armes Luder. Vergessen die feurigen Stunden in den möblierten Zimmern, die hitzigen Diskussionen mit den Freunden, die Treue, die Klarheit, der Funke – er verbeugte sich leise, mit etwas Männerstolz vor Königsthronen, wie das in Schöneberg so üblich ist, und er sagte einen Satz, mit dem der Übersetzer seine liebe Mühe haben wird. „Je m’excuse d’être si gauche.“ Was heißt hier: gauche? Links oder linkisch? Wahrscheinlich beides.

Aber wenn er sich entschuldigte, links zu sein – er war es nicht mehr. Die Wände des Ministeriums hatten schon angefangen zusammenzurücken, sie engten ihn ein, strahlten jene geheimnisvolle Luft aus, die die Besten verdirbt – und als der Freund aus bessern, schlechtern Tagen kommt, ihn zu warnen, er solle nicht auf die meuternden Arbeiter schießen lassen: da bricht er aus.

„Hier stehe ich – ich kann auch anders! Mein Lieber, an diesem Platz, in diesem Zimmer fühlt man erst die ganze Verantwortlichkeit, die auf einem lastet! Der Staat! Der Staat muß erhalten bleiben! Hier dieses Kursbuch! Wie sieht es mich plötzlich an, wie schwer drückt es – Politik hin, Politik her:

> Il faut que les trains partent –! Die Züge müssen laufen!“
> Il faut que les trains partent –?
> Nein!

Die Züge sollen auf offener Strecke verrosten und verkommen – il faut que les trains partent? Es ist gänzlich gleichgültig, ob der Betrieb stockt oder nicht. Das Standesamt muß funktionieren? Die Gerichtsbarkeit darf nicht angetastet werden? Handel und Wandel dürfen nicht gestört werden?

Daran erkenn ich meine Pappenheimer. Stationsvorsteher, Weichensteller, Bureaubeamte, armselige Hampelmänner eingebildeter Pflicht. Il faut que les trains partent –? Aber das setzt vor aus, daß der Unterbau, auf dem die Züge dahinrollten, gut war; daß Alles aufs beste bestellt war, daß es der großen Masse des Volkes so gut ging, wie es Menschen gehen kann; daß sie Gerechtigkeit hatten, Licht, Luft, Selbstbestimmungsrecht...

Nichts von alledem hatten sie. Eingepfercht in schmutzigen kleinen Stuben, deren Zinsnutznießer mit feinem Schmatzen Utrillos sammelten, dumm gemacht von dem tobenden Schwachsinn ihrer Straßenpresse, geduckt von Polizisten, verfolgt und gequält von ihren infamen Richtern, betrogen von den eignen Parteiführern – so lebten sie dahin. Man hatte sie gelehrt,

daß das „Ordnung“ sei – und wer wollte es wagen, die Ordnung zu stören! Il faut que les trains partent! Hochaufgerichtet stand das Diktatorchen da, hinter ihm der König: der Chef und sein Prokurist – der Herr und der Hund.

Und an dieser Stelle brauste der Beifall des gesättigten Publikums auf: der Beifall gegen die Kerls, der Beifall gegen Alles, was den lichten Wohnraum, die Geltung, die Polizeiverbrechen stören könnte – der Beifall der wahrhaft echten Internationale: der des Besitzes.

Als der Diktator seine Gewissensskrupeln heiß kochte, als er schmerzlich die Augen mit den Händen bedeckte: wie schwer hat mans mitunter, die besten Freunde muß man verhaften lassen, wenns die Pflicht gebeut, ach ja, auch wir harten Diktatoren haben ein reich ausgestattetes Innenleben, man merkts nur nicht immer... da nuckelten die Leute gleichgültig mit dem Kopf. Das mochte er mit sich abmachen. Wenn er nur funktionierte. Einer im Parkett rief: „Huhu! Nieder mit der Diktatur!“, und da wachten sie auf, und ein vornehmer Mann mit Monokel sprach verächtlich: „Allez! Pauvre ridicule!“

Oben stand der Diktator und blickte visionär in den Ersten Rang. Der Freund in den Händen der Gendarmen, draußen die brüllende Straße, die er nun zusammenschießen lassen wird. „Du beginnst immer mit Lyrik und endest dann mit einem Ultimatum“, hatte der Freund gesagt. Das schwarze Jakett straffte sich, und eine harte Hand faßte den Telephongriff... Jeder Zoll ein Hofhund.

Junge Huren – alte Betschwestern. Junge Sozialisten – alte Ministerpräsidenten. Die Einen kuschen, demokratisch, wie man sie hat, vor den fremden Diktatoren und machen die Fremden im Lande rechtlos, aus Angst, aus Angst – die Andern geben Position auf Position auf, bekommen den Hintern ausgehauen, werden heimlich und offen verlacht; aber sie sind Minister. Realpolitische Minister, Realpolitiker, getreue Diener ihrer alten Herren; aus Untiefen bricht, schäumt das Untertanenblut auf, und Selbsthaß und enttäuschte Liebe verwandelt sich in Roheit und Schuftigkeit.

Man sollte das Stück von Romains in Deutschland aufführen. Zum Schluß steht da der Diktator, preßt die Lippen auf einander – und wenn er nicht gestorben ist, regiert er heute noch als Untergebener einer Reichswehr oder als Minister des Innern.

Fürsten von Friedrich dem Großen

Ihr könnt es mit Eurer Akademie machen, wie Ihr wollt, mein lieber Maupertuis. Aber das weiß ich, wenn ich eine Akademie hätte, sollte mir kein Fürst hineinkommen. Wir Fürsten sind in der Regel nur oberflächliche Geschöpfe, die den Vereinen, in die wir eintreten, nur die lange Litanei unsrer Titel bringen und sonst nichts. Aber der polnische Fürst, der sich Euch präsentiert, überragt unsre **Gattung noch durch ein Stück Narrheit, die ihm eigentümlich ist. Damit ist nicht gesagt, daß ich mich und meine Mitbrüder ausnehme, aber seine Narrheit überragt doch die unsre.**

Wahrheit über Palästina? von Karl Glaser

Die jüdische Bourgeoisie in Deutschland ist leidlich beruhigt. Die latente Pogromgefahr der letzten Jahre scheint beseitigt zu sein, und mit der Verschlechterung der jüdischen Situation hat man sich abgefunden. Man will business as usual, keine seelischen, geistigen oder politischen Emotionen. Der Zionismus wird unter diesen Umständen als störendes Element empfunden. Man versucht also, endlich damit aufzuräumen. Als gutes Mittel dafür betrachtet man die Verbreitung von Alarmnachrichten aus Palästina.

Deshalb muß dem Artikel von Alexander Levy (in Nummer 40 der ‚Weltbühne‘) entgegengetreten werden, der das traurige Schicksal Einzelner in die Wagschale gegen ein großes Werk wirft.

Wie haben sich denn die Dinge in Palästina entwickelt? Als im Jahre 1919 der Leiter der zionistischen Kolonisationsarbeit, Dr. Ruppin, einen Kolonisationsplan für Palästina aufstellte, wollte er in 10 Jahren 100 000 Menschen ins Land kommen lassen. Auf dem XII. Zionisten-Kongreß 1921 erklärte der Präsident der Zionistischen Weltorganisation, Chaim Weizmann, daß man versuchen werde, in absehbarer Zeit auf geschlossenem Siedlungsgebiet – „die Sanguiniker sagen 300 000, die weniger Optimistischen sagen 100 000 Juden“ anzusiedeln.

Das war Weizmanns Siedlungspolitik, und sie hielt sich, weiß Gott, fern von der unsachlichen Illusionspropaganda, die man ihr jetzt vorwirft! Ihretwegen wurde Weizmann von Alexander Levy und seinesgleichen aufs schärfste angegriffen. Alexander Levy war, wie seine Gesinnungsgenossen, eine Art „messer millione“;' für sie gab es keine volkswirtschaftlichen Gesetze; im angeblichen Vertrauen auf die „psychische Eigenart des jüdischen Volkes“ nannte man phantastische Zahlen für die jährliche Einwanderung; Siedlungsprojekte von unerhörter Billigkeit tauchten auf; ein „maximalistisches“ Programm wurde der „Volksfremdheit“ der Zionistischen Exekutive entgegengestellt. Weizmann und die Mehrheit der Zionisten blieben freilich dem Hurra-Gebrüll dieser damals „allzeit Hurra-Lüsternen“ gegenüber kühl. Weizmann wußte und sprach aus, daß die zionistische Kolonisation nur auf der Basis der Landwirtschaft gedeihen werde, und daß ihn eine Masseneinwanderung vornehmlich städtischer Elemente mit Besorgnis erfülle. Als Ende 1924 diese Einwanderung, die sogenannte Vierte Alijah, einsetzte, forderte Weizmann in einer großen Rede in Jerusalem das Verständnis dieser Einwanderer, „daß wir unsre Heimstätte nicht nach dem Ebenbilde von Dzika und Nalewki (bekannte Judengassen in Warschau) erbauen wollen. Das Leben dieses Einwanderungsstroms trägt an sich den Stempel eines vorübergehenden Ereignisses. Was wir mit unsern besten Kräften im Lande schaffen, ist für die Ewigkeit.“

Weizmann und der Zionismus sollen die Vierte Alijah nach Palästina gelockt haben? Der Zionismus kann sich auf jene Idealisten berufen, die von seinem Geist erfüllt nach Palästina gekommen sind und unter schweren Bedingungen schweigend

ihre Pflicht tun, für die es keine „japanische Erdbebenkatastrophe“ gibt, und die andre Krisen überstanden haben als die jetzige, unter der seelisch schwache Elemente zusammenbrechen. Große Teile der Vierten Alijah trieben keine zionistischen Beweggründe nach Palästina. Sie kamen, weil man in Polen antijüdische Steuergesetze machte – nicht ohne Grund sprach man in Warschau von „Grabsky-Zionismus“: der polnische Finanzminister Grabsky und nicht der Zionismus war der Initiator dieser Wanderung. Hätten damals andre Länder als Palästina den Massen die Tore geöffnet, so wären große Teile von ihnen dorthin abgeflossen. Wir wissen ja, und haben es hier in Westeuropa miterlebt, wie viele dieser Flüchtlinge mit der unsachlichen Beweglichkeit jüdischen Luftmenschentums jeder Scheinkonjunktur folgen. Zugegeben sei, daß bei so manchen ererbte Zionsliebe mitwirkte, die freilich von keiner politischen oder wirtschaftlichen Überlegung gelenkt wurde und von Zionismus tief unterschieden ist. Immerhin besaß 1925 Palästina eine gewisse Aufnahmefähigkeit für eine städtische Einwanderung. Aber es kamen über 40 000 Menschen; die Gesamtbevölkerung wuchs um über 5 %, die jüdische Einwohnerschaft um 40 %!

Tatsächlich haben die Eingewanderten zunächst viel Geld verdient. Die Einwanderung mußte die Einwanderung ernähren, Boden- und Mietspreise wuchsen in Tel-Aviv zu unwahrscheinlicher Höhe. Es gab einen Run auf Baustellen. In schlecht gebauten Häusern träumten die eben Eingewanderten von Hausse und von mühelosem Gewinn. Ihrer kleinbürgerlichen Wirtschaftsauffassung entsprach ein sehrankenloses wirtschaftliches Sichausleben, ein Verzicht auf jede wirtschaftliche und politische Disziplin.

Gescheiterte Spekulanten haben sich nicht zu beklagen, wenn ihre Spekulationen mißlingen, am wenigsten über Diejenigen, die ihrer wilden Wirtschaft gegenüber täglich betont haben, daß die palästinensische Kolonisation in ihren Anfängen nur künstlich, nur durch organisierte Arbeit aufgebaut werden könne. Aber leider sind nicht allein Spekulanten, sondern auch Viele, die kleine Unternehmungen ernsthafter Art zu gründen versuchten, erfolglos geblieben. Vielleicht hat sich die Zionistische Exekutive dieser Leute nicht genügend angenommen. Nun, Franz Oppenheimer hat dieser Tage in einem Vortrag über Palästina erklärt: „Wir in Deutschland sind hochzufrieden, wenn sich 10 bis 20 % Erfolg einstellen. Im Allgemeinen gilt der Satz, daß von 100 neugegründeten Unternehmungen 3 gedeihen, 17 sich halten können und der Rest zugrundegeht. Ist es gerecht, von Palästina mehr zu verlangen?“

Man sollte über der Tatsache, daß eine bestimmte Einwanderung nicht reüssiert hat, doch nicht die wirklichen Ergebnisse des Siedlungswerkes vergessen. In Palästina leben heute 155 000 Juden, nicht 55 000, wie im Jahre 1918. Ihre Zahl wächst trotz der selbstverständlichen Rückwanderung. Es ist nicht wahr, daß sie zugrundegehen! Es verhungern, auch prozentual, mehr Menschen in Rußland, in Polen und vielleicht sogar in Deutschland als in Palästina. Die Vierte Alijah hat

eine bittere Lehrzeit durchmachen müssen; wahrscheinlich nicht ohne Nutzen. Deutlich ist heute schon eine Abkehr von spekulativen Berufen, ein Drang von der Stadt aufs Land, von unproduktiver zu produktiver Arbeit. Über 100 jüdische Kolonien gibt es in Palästina gegenüber etwa 40 kurz nach dem Kriege. Sie befinden sich in verschiedenen Stadien wirtschaftlicher Entwicklung. Ein Teil der alten Siedlungen hat grade in letzter Zeit begonnen, mit hochprozentiger Rentabilität zu arbeiten. Der jüdische Bodenbesitz ist von etwa 40 000 Hektar vor dem Kriege auf mehr als 100 000 gestiegen, die Jahresausfuhr Palästinas von 1,2 Millionen Pfund auf 2 Millionen. Ein größerer Teil der industriellen Unternehmungen des Vorjahrs besteht weiter. Grade jetzt haben einige nach kurzer Betriebseinstellung die Arbeit wieder aufgenommen. Das Ruthenberg-Elektrizitäts-Unternehmen hat soeben sein volles Kapital von einer Million Pfund aufgebracht und wird demnächst in vollem Umfang zu arbeiten beginnen.

Alexander Levy hat in seinem Artikel versucht, die Person Chaim Weizmanns in der allgemeinen Achtung herabzusetzen. Er hat einen politischen Hazardeur geschildert, der in Frack und Claque beifallstrunken durch die Lande zieht, und den die Not der von ihm ins Unglück Gestürzten nicht kümmert. Du lieber Himmel! In Palästina erwächst – ein Vorgang ohnegleichen! – eine Kolonie ohne Mutterland. Staatliche Zwangsgewalt, staatliche Finanzierungsmittel fehlen der Zionistischen Organisation. Die ideologische und die finanzielle, die politische Front, die sie halten muß, umfaßt die Welt. Hier liegt das Arbeitsgebiet Weizmanns, und es ist in Wahrheit gigantisch! In wenigen Jahren hat der Keren Hajessod 2½ Millionen Pfund aufgebracht und sich so – freilich unzulängliche – Mittel geschaffen, um Das zu ermöglichen, was wir den „künstlichen Aufbau“ der Kolonisation genannt haben. Wir wagen kaum zu berechnen, welcher Bruchteil der Summe ohne Weizmann aufgebracht worden wäre.

Und es ist neben Andern wieder Weizmann, der vornehmlich daran ein Verdienst hat, daß es gelingt, in Palästina und der Diaspora denjenigen zionistischen Geist zu wecken und – was schwerer ist – aufrechtzuerhalten, ohne den ein Palästina-Aufbau im Sinne der zionistischen Bewegung und nicht im Sinne Alexander Levys undenkbar ist. Anatole France stellt in seinem Roman: ‚Les dieux ont soif‘ in Gestalt des Kommissars Trubert den spekulativen Nutznießern der französischen Revolution den guten Genius des revolutionären französischen Volkes gegenüber. Krank und selbst fast am Rande des Grabes empfindet Trubert, unerschüttert von den Schicksalsschlägen, die über die große Sache seines Lebens hereinbrechen, ein höchstes Glück in dem Bewußtsein, seine Pflicht zu tun, und in dem Glauben, daß seine Ideale stärker sein werden nicht nur als äußere Widerstände, sondern sogar als Diejenigen, die unter ihrem Deckmantel nur ihren Profit suchen. Die zionistische Bewegung hat solche Truberts hervorgebracht. Wir nennen sie Chaluzim, Pioniere. Auf ihren Schultern ruht das neue jüdische Palästina.

Ferien in Frankreich von Alfred Döblin

Am 22. Oktober feiert der Verlag S. Fischer sein vierzig-
jähriges Jubiläum. Wenn man den Almanach liest, der zu dem
Festtag erscheinen wird, aus dem hier ein Beitrag folgt, und der
einen umfassenden Überblick über die Leistung des Unter-
nehmens gibt, so kann man dem Mann, der seine Kulturarbeit
als Dreiundzwanzigjähriger begonnen und mit solcher Energie,
solchem Instinkt, solcher Klugheit, solchem Geschmack und
solcher Unbeirrbarkeit zu dieser Höhe geführt hat, voll tiefer
Bewunderung nicht besser danken als mit dem inständigen
Wunsch, daß er sein goldenes, sein eisernes und sein
diamantenes Jubiläum in unverminderter Frische erleben möge.

Ich hatte keinen Grund, nach Frankreich zu fahren, erstens
und zweitens, weil mich das Land nichts angeht, und drit-
tens: es ist mir unsympathisch. Es fahren da dauernd Leute
hin; kommen sie zurück, so machen sie Berlin schlecht. Eine
öde Sache, denn die Herren haben keine Ahnung von Berlin.
Was soll in Frankreich los sein. Mir ist nichts aufgefallen, was
von da kam. Einige deutsche Literaturhistoriker schreiben
krampfhaft über französische Bücher – muß jeder sein
Steckenpferd haben, sieht auch nach Völkerverbrüderung, Kos-
mopolitismus aus. Die Herren sollten sich lieber um uns küm-
mern – nein, lieber doch nicht.

Eine Bemerkung über das Wandern. Das ist nur des Mül-
lers Lust. Ich bin weder in Paris noch in Rom noch in London
gewesen. Die Ansichten und Lebensformen andrer Leute will
ich nicht so genau kennenlernen. Ich bin froh, mich meiner
eignen zu versichern. Man sollte einmal ein Lexikon dummer
Behauptungen zusammenstellen, „goldner Worte“ Lebens-
regeln. Den Wust sollte man mit Kommentar festnageln. Da-
zu gehört: Reisen erweitert den Horizont. Da, wo kein Hori-
zont vorhanden ist, erweitert Reisen das Mundwerk; und wo
er vorhanden ist, der Horizont –. Ich habe auf meiner Polen-
reise bei den sogenannten Juden, womit man den Rest des
Judenvolkes bezeichnet, Männer gesehen und gesprochen, die
zu den feinsten, schärfsten und tiefsten gehören, die mir be-
gegnet sind: sie waren noch nicht so weit gereist wie von
Berlin nach Magdeburg. Was tun unsre Kunstkreise selbst? Sie
entdecken Südsee, Mexiko, afrikanische Küste. Die alte Magie
wird ausgegraben: wer hat aber das Original produziert? Cooks
Reisebureau? Autofahrer, Flugzeugler? Sieht nicht so aus.

Mir leuchtet im Ganzen nicht ein, was es einem helfen soll,
neue Städte, Länder, Bauten, Naturen zu sehen. Meine nächste
Nachbarschaft beschäftigt mich andauernd intensiv. Ich kenne
hundert Leute, die sind in der halben Welt gewesen und haben
nie mit einem Vergrößerungsglas eine Blume, einen Stein an-
gesehen. Das würde sie mehr als eine Reise verblüffen und
entzücken. Sie laufen wild in Italien und Aethiopien herum,
gucken sich Alles an, immer durch ein Gitter, und was tun sie
für sich, um sich, zu Haus? Pflegen sich nicht, ehren sich nicht,
lieben sich nicht. Das zu tun wäre köstlicher und gesünder.
Sie würden langsamer werden. Und schwerfälliger. Sie haben
auch dicht bei sich nicht die allernächste Kleinwelt gesehen.

Sie haben niemals, um etwas zu nennen, einen Kristall in die Hand genommen. Sie bewundern einen Orkan im Atlantischen Ozean oder schildern eine Vulkan-Eruption, aber sie haben niemals morgens beim Waschen aufmerksam das fließende, flüssige, herrliche Wasser über sich laufen lassen, das auf Röhren in ihr Zimmer gesprudelt kommt, das reiche, geduldige und stolze Element. Und sie lassen zehn Minuten darauf ein Stück Zucker in den Kaffee fallen – und nicht haben sie das Großartige gesehen, daß der Zucker, eine ganze Insel im Meer, sich auflöst, verschwindet, verschlungen worden ist; wie wunderbar, zum Staunen rätselhaft diese Katastrophe, diese „Lösung“, die noch dazu dampft, „Wärme“ in sich trägt. Ich habe eine alte Skepsis gegen das Reisen, wie es Einer haben wird, der leidenschaftlich gern über einen Strohhalm stolpert, statt über ihn wegzuhüpfen. Um einfach zu formulieren: mögen Die reisen, die dumm genug dazu sind.

* * *

So saß ich in diesem Jahr, die Ferien kamen näher und näher. Ich redete mir vorschriftsmäßig ein, ich sei erholungsbedürftig, abgearbeitet, obwohl mir vorkam, ich hätte die Hälfte meiner Zeit mit Nichtstun verbracht, und das Gespenst der Eisenbahn begann mich zu beschäftigen. Es tauchten besänftigende Erwägungen in mir auf, als das Gespenst nicht weichen wollte, etwa: man muß Experimente mit sich machen, auch die Dummheit kann reizvoll sein, die Dummheit ist die uneheliche Mutter der Klugheit, frisch gewagt, hat Gold im Munde. Als das Gespenst mit dem Kalender gegen mich vorschritt, sagte ich: „Ein Mensch, der dauernd um den Alexanderplatz herumgeht, ist wie ein Tier, das auf seinem Kot verkommt.“ Als der Kalender mir an der Kehle saß, war alle Weisheit dahin. Ich brüllte verzweifelt: „Hinaus in die Ferne!“ Die Träne quoll, die Eisenbahn hatte mich wieder.

* * *

Von allen Eisenbahnen, so flink und so schlank, gefällt mir am besten die nach – Frankreich. Wir kleinen Leute haben dies Jahr keine Wahl: wir gehen nach Frankreich. Wie ein Wasser in das Tal stürzen wir nach Frankreich, wie eine Heuschreckenplage stürzen wir über Frankreich.

Ich muß noch einmal mit Frankreich zanken, obwohl ich eine Heuschrecke sein werde. Es handelt sich um Anatole France und Proust. Die will ich nicht schlucken. Es wird, bei uns, ein ungeheurer Unfug mit Frankreich getrieben, mit der französischen Kunst, französischen Literatur, französischen Geistigkeit. Was berichten unsre Zeitungen von französischen Werken, wieviel, wie unbändig wird übersetzt. Sie predigen uns den und den Autor, diese Herren Übersetzer und die Agitatoren, und greift man dann zu einem Buch, du lieber Gott! Romain Rolland, welches Hallo haben sie mit ihm gemacht. Es grenzt an Rabindranath Tagore. Sie sind Beide dritten, vierten Ranges. Wir haben ein halbes Dutzend davon selbstgebacken zu Haus. Barbusse: er hat mich ungemein gelang-

weilt. Neuerdings geht der Proust um. Die Posaunen blasen,
und wer ist es? Ein feiner Pointillist, er hat keine Ahnung
vom Roman, nicht vom vergangenen, nicht vom gegenwärtigen,
nicht vom zukünftigen. Offenbar ein origineller, ja besonderer
Stilist im Französischen, aber zerflatternd, haltungslos, ein
Sack, der sich aus hundert Löchern verspritzt. Er kann mit
all seinen Feinheiten nichts anfangen. So viel konnte ich aus
seinem übersetzten hochgepriesenen zweibändigen Un-roman sehen.

Alle Anregungen kamen uns aus Norden und Osten, man
kann sagen, was man will. Der Westen sträubt sich, von uns
etwas anzunehmen – aber wird es, kommt mir vage vor, eines
Tages tun. Wenn ich an Tolstoi und Dostojewski denke, geht
mir noch heute das Herz auf. Es bleibt stumm bei Flaubert,
Zola. Ich lasse den Kopf sinken bei Verlaine, Baudelaire; sie
haben keine Kraft über mich. Es ist ein hochkultiviertes Volk
da drüben; sie sind im Ganzen wahrscheinlich höher kultiviert
als die Deutschen. Sie haben eine große und mehrere kleine
Revolutionen machen können. Ihr Freiheitssinn ist sicherlich
höher entwickelt und lebendiger als der deutsche. Aber ich
empfinde die intensive Fremdheit. Es muß die Latinität des
Volkstums sein, die daran schuld ist. Sie empfinden Deutsches
als trop lourd; das Französische kommt mir wiederum zu dünn vor.

* * *

Wie ist mir doch, wo ich das hinschreibe. Ich bin seit ein,
zwei Jahren merkwürdig innerlich in Fluß. Ich bin dabei, eine
neue Stellung zum – Geistigen einzunehmen. Und Einiges im
Französischen, ich weiß nicht was, spricht mich, flüstert mich
an. Der Mensch als Ich, als Seelenwesen, als Geistiges, geht
mir ganz, ganz langsam auf – der Wollende, der Geistige im
Naturplan. Ich kann das gar nicht beschleunigen, muß das
ruhig kommen lassen. Es sind ja auch keine Gedanken, die so
kommen, sondern innere Umformungen. Da tut mir Manches,
Manches in der Latinität wohl, im Französischen. Übrigens
auch im Hellenischen, das mir bis heute noch ganz ver-
schlossen ist.

Mir tut das Gefühl wohl, das im Französischen die Dich-
tung viel stärker erfüllt als in Deutschland. Es ist schon lange
vor Hebbel Manches faul in Deutschland. Ein dumpfes Hin
und Her, ein Brüten gibt sich für Gefühl aus. Schrecklich viel
wird gedacht – was man so denken nennt. Hitzigkeit und
Sexualität ist da; Alles steht fünf Minuten vor dem Mord.
Unter dem Zeichen einer schauerlichen – und unechten –
Blutbrünstigkeit stehen moderne Literaturwerke in Deutsch-
land. Das ist oft nichts weiter als ein Merkmal des Dilettan-
tismus; es ist leichter, Kulissen zu „bemalen“, als ein Bild zu
malen. Aber zugleich ist es ein Merkmal, Symptom einer
traurigen Gefühlsarmut. Wir müssen uns Alle beschuldigen,
zu nahe am Tod und am Schrecklichen gedichtet zu haben und
dadurch den Geschmack – und mehr als den Geschmack – in
Deutschland verwildert zu haben. Groß ist der grausige, grau-

same Dostojewski, aber das Leben und die Menschenseele ist wohl noch größer. Es ist etwas von Monomanie und Askese, Wirklichkeitsflucht in unsrer Dichtung. Die Menschen sind Warmblütler; in unsrer Dichtung merkt man so wenig davon. Und wenn man nicht grausig ist, ist man gelehrt. Man doziert, will bilden. Dabei sind Viele im Leben gar nicht so schlimm. Sie wissen sich nur in der Dichtung zu benehmen, sie machen die Laster und Fehler der Andern mit. Wundert man sich dann, wenn die sogenannten Kitschautoren, die Courths-Mahler und so, reüssieren, weil die Menge besser weiß als die Autoren, daß auch die einfachen natürlichen Gefühle noch immer da sind, und besser sie im Kitsch finden, als gar nicht.

* * *

Ich kam in Straßburg an. Dutzend Male war ich im Krieg und vor dem Kriege dagewesen. Vom Krieg ist meine letzte Erinnerung an Straßburg, wie ich einmal in Uniform hinfuhr, hinbefohlen vor ein Kriegsgericht, als Sachverständiger, um über einen Mann auszusagen, der auf meiner Station zur Beobachtung lag. Da saßen oben allerhand höhere Soldaten an einem Tisch; der an der Ecke war nur ein Scheinsoldat wie ich: er war ein Jurist und jetzt Kriegsgerichtsrat und spielte den Staatsanwalt. Mein Mann saß still zwischen zwei wirklichen Soldaten unten. Aber Gott weiß, ob das auch wirkliche Soldaten waren. Er war mit seiner Kompagnie nachts zu einem neuen Angriff in eine neue Stellung vorgerückt, aber als man in der neuen Stellung war, stellte man fest, daß er nicht da war. Er hatte sich seitlich in die Büsche geschlagen. Man faßte ihn erst viel später zu Hause. Die Herren oben, Soldaten und Jurist, machten ein regelrechtes Gericht; der Angeklagte wie ich und die Begleitsoldaten hörten und sahen verdutzt zu. Es war eine ganz unverständliche Prozedur mit Worterteilen, Vorlesen von Bestimmungen, automatisch trocknes Zitieren von Zeugenaussagen, die einen ganz weltfremden Stil hatten. Ich weiß nicht mehr, was draus wurde; gleich nach meiner Aussage entließ mich das Gericht.

Es fällt mir dabei ein – das gehört nicht hierher, ist aber ehern in mein Herz geschrieben –, wie ich selbst einmal in Saarbrücken klagend vor meinem höchsten Chef, einem Generalarzt, erschien. Meine Patienten hatten über Hunger geklagt. Ich hatte ihre Gewichte und die Speisen lange sorgfältig nachkontrolliert, der Nährwert der Speisen war mir ungenügend erschienen. In der Küche schienen mir sonderbare Dinge vorzugehen, mein unmittelbarer Chef hatte die Sache auf die leichte Achsel genommen. Jetzt stand ich vor dem Allerhöchsten vom Generalkommando in Saarbrücken. Er fuhr mich grausig an. Ich wollte vom Hunger meiner Patienten reden; er pfiff schneidig, ob ich genau wüßte, was ich täte; was das wäre, was ich wollte. „Haben Sie die Bestimmungen über das Beschwerdeverfahren im Kopf?“ Ich gestand, keine Ahnung davon zu haben. Er wollte wissen, ob das eine Beschwerde über meinen Chefarzt wäre oder nicht. Gedrängt erklärte ich, ich wollte ihm vom Hunger meiner Patienten, von

unsrer Küche erzählen. Das hätte ich meinem Chefarzt vorzu-
tragen. Das habe ich bereits getan; es ändert nichts. Dann ist
das eine Beschwerde, und ich habe das Beschwerdeverfahren
innezuhalten. Alles in einem schrecklich scharfen Ton, dem
des belästigten Militärs gegen den Zivilisten. Ich stand spon-
tan auf, wiederholte: ich hätte geglaubt, ihm von den Klagen
meiner Patienten berichten zu müssen, zum mindesten zu
dürfen; ich war erregt; der Mann machte trotz seiner Schnei-
digkeit einen scheußlichen Eindruck auf mich. Selbst wenn
Alles falsch war von dem, was ich vortrug, mußte er, der Arzt,
den Fehler in den Formalien übersehen und der Sache nach-
gehen; ich war ordinierender Arzt. Wie ich aufstand und den
Ton wechselte, machte er eine Handbewegung, ich sollte mich
wieder setzen. In unfreundlicher, aber zahmerer Weise for-
derte er mich auf, meinen Spruch herzubeten. Er entließ mich
dann kalt, ohne aufzustehen, ohne die Hand zu geben, ohne zu
nicken, mit einem unnahbaren „Danke“. Ein paar Tage darauf
kam ich um Urlaub ein. Die Erregung über die Sache, die Un-
fähigkeit, durchzudringen, machte mich krank. Als ich nach
drei Wochen wiederkam, war doch Einiges geschehen. Der
Allerhöchste war eigens aus Saarbrücken hergekommen, hatte
alle Räume durchwandert, war in der Küche gewesen; das Essen
besserte sich, wenigstens vorübergehend. Ich – meine Tage
aber waren hier gezählt, das wußte ich. Ich fiel ein bißchen
die Treppe hinauf. Man schickte mich in die Nähe dieses
Straßburg, wo ich auch unter den alten aktiven Herren strenge,
aber menschenfreundliche Leute traf. Ein kleiner grüner
Fluß zieht durch die Stadt. Man geht am Ufer entlang, am
„Quai“, die guten Wäscherinnen arbeiten unten an den Ruinen;
hat Alles den lebenssanften Ton von früher. Langsam führt das
Wasser an das moderne offizielle Viertel. Dieses Viertel –
der alte Kaiserpalast, Universität, Hauptpost und ihre Straßen-
züge – ist der guten alten Stadt Straßburg aufgepfropft. Das
haben Fremde gebaut. Kein Mensch, der Dütsch spricht, baut
solche schnurgraden breiten Straßen. Und die Franzosen, sehe
ich sogleich, haben die Stadt auch nicht erobert. Ich meine
nicht, daß sie dies ganze notwendige und grausig langweilige
Viertel hätten abbrennen müssen; sie sprechen ja selbst kein
Dütsch. Aber sie hätten die beiden Landsknechte oben vom
Kaiserschloß herunterholen können. Diese beiden maskierten
Kerle dort oben: im Frieden, im Krieg, und jetzt sind sie
schauerlich. Das ist verlogenes Mittelalter, Sang an Aegir,
dilettantisch und so geschmacklos. Man baut hochmoderne,
industrielle Straßen und setzt zwei Landsknechte mit Pluder-
hosen und Bratenspieß auf das Hauptgebäude, zwei Kerle wie
Kinoportiers!

Ein paar Schritt weiter haben die neuen Herren ein-
gegriffen. Ich wandere auf die Universität zu, durch diese
hochoffizielle Straße, lasse die Bibliothek links liegen, die mich
während des Krieges bei meinem ‚Wallenstein‘ trefflich unter-
stützt hat. (Dieses Buch hat zwei Bände; es hätte auch vier
haben können, oder vierzehn; es wäre dann vielleicht durch
die Länge aufgefallen. Es geht Keinen was an; ich hätte es

ebensogut nicht schreiben können. Dabei hat das Ding Kraft; kein Einziger in Deutschland macht es mir nach; hätte es ein Franzose geschrieben, würden die deutschen Französlinge und Anglomanen die Tinte und Bewunderung nur so daran verspritzen. Aber jammere nicht, Liebling; es steht dir nicht.) Da hinten nun, am Abschluß der Straße, wo die Universität steht, fällt mir etwas Gelbliches auf. Vor der Universität war nie etwas Gelbes. Das Gelb paßt auch nicht in das Bild zu dem Grün der Bäume, dem Häusergrau. Was haben sie da angerichtet. Es wird ein Brunnen sein.

Und wie ich näher komme, steht links, wie immer, der junge Goethe, und in der Mitte, der Universität grade vor die Nase gesetzt, steht dieser lange gelbliche Farbenfleck, ein Obelisk aus gelblich-rötlichem Sandstein. Es ist ein Denkstein für Pasteur. Ja, das ist so der Ausgleich. Stellst du deinen Goethe hin, stelle ich meinen Pasteur hin. Er ist nicht so einfach schön geraten wie der Goethe: sind ein paar fürchterliche allegorische Figuren um den Obelisken arrangiert. Es ist aber gut und stolz, den Pasteur hinzusetzen, sehr modern und von heut, ihn und keine Rückständigkeit von verehrungswürdigem Dichter. Weiß Gott, sie haben trotz des üblen Anblicks mit dem Pasteur auch auf diesem Platz gesiegt. Die Gegenwart, die Gegenwart und die Zukunft – und nicht die Vergangenheit, trotz der Jugend Goethes. Drin in der Universität wird freilich Alles beglichen werden. Dieses fabrikmäßige Schwatzen und Lehren in den Geisteskasernen.

Pasteur: das ist das richtige Zeichen. Sonderanstalten, Fachschulen für dies und das. Politisch hetzen und verwirren kann man auch anderswo. Die Zeit für irgendwie allgemeine „Bildung“ und fix und fertige Universitäten ist unbedingt vorbei. Ein Atavismus, diese Universitäten. Die Leute, die drin „lehren“, zufällige Gelehrte, private Herren, den Behörden bequem, sind teils ahnungslos, teils arrogant. Jetzt ist Kampf da, Streit, Widereinander.

Die Bestimmung von Jakob Haringer

**Wieder ein Vorbei, das lächelnd blutet,
Wieder eine Nacht, die ewig schreit,
Du kleines Schiff, das durch die Nebel tutet,
Was trägst du diese bittre Ewigkeit.
O so allein die Sterbestund’ verprassen,
Vertröst mich keines Heil’gen arger Tod,
Kein Morgenstern grünt an die Menschengassen,
Und keine Wirtin bringt mir weißes Brot.
Kein goldnes Einmaleins sprießt silbrig Dolden,
An keiner Brücke harrt ein junges Weib,
Die letzten Stern’ im Menschensand verrollten,
Und war so schön dein blonder Frühlingsleib.
Vorbei ihr Verse, die verliebt gewunken,
Zerfetzt ihr Fahnen, die so pfingstlich tau’n.
Vielleicht find’ wieder ich zu mir Verklung’nem,
Und morgen werd’ ich keinen Himmel schau’n.**

```
Für die feurigste Epoche der deutschen Literatur scheint die Natur
aus breiter Brust einen einzigen, mächtigen Gluthauch ausgeatmet
zu haben. Von den Stürmern und Drängern sind Klinger, Leisewitz
und Lenz fast zu gleicher Zeit geboren, Goethe nicht viel früher.
‚Sturm und Drang‘ und die ‚Zwillinge‘, die ‚Kindermörderin‘, ein
kleiner Faust des Malers Müller und die ‚Soldaten‘ sind Früchte des-
selben Jahres, das auch die ‚Stella‘ hervorbringt. Auf ein Preisaus-
schreiben des großen Theaterdirektors Schröder laufen ganze drei
Dramen ein – als zweites: die ‚Zwillinge‘, als drittes: ‚Julius von
Tarent‘! Die Künste sprießen, es ist eine Lust zu leben. Die den
Vorläufern bald vergeht. Sie haben kaum die ersten Schritte, ein
paar weit ausgreifende Sprünge in trächtiges Neuland getan: da sind
sie eingeholt und überholt. Was sie erstreben, ist plötzlich erreicht;
was sie wollen, gekonnt; was sie säen, geerntet. Neben Goethe und
Schiller werden sie vielleicht nicht, aber sie fühlen sich überflüssig.
Es bleibt bei Einser-Erfolgen. Diese Jünglinge sämtlich entsagen,
verstummen, quälen sich tot oder werden verrückt. Lenz wird ver-
rückt, das halbe Modell zum Tasso: zerbrochen ist das Steuer, und
es kracht das Schiff an allen Seiten. Indessen klammert sich die
andre Hälfte, Wolfgang Goethe, am Felsen fest, an dem der Dichter
scheitern sollte, wird langsam zur Hälfte Antonio und spricht Jahr-
zehnte nach der Katastrophe in männlicher Ruhe und Wärme über
den Gefährten die Wahrheit, die hinterher der Typ des Literar-
historikers so philiströs durchspeichelt hat, daß heut noch manche
feinere Zunge einen säuerlichen Beigeschmack nicht los wird. Dabei
braucht man nur lesen, ‚Dichtung und Wahrheit‘ richtig lesen zu
können. Oder ist wirklich gehässig, von Lenz zu sagen, daß ihm aus-
unerschöpflicher Produktivität ein Talent hervorging, in welchem
Zartheit, Beweglichkeit und Spitzfindigkeit mit einander wetteiferten,
das aber, bei aller Schönheit, durchaus kränkelte? Ist wirklich er-
barmungslos, von Einem zu erklären, daß er in das Gemeinste Poesie
zu legen weiß, und daß eine liebliche Zartheit sich zwischen den
albernsten und barocksten Fratzen durchschleicht? Der böse Goethe
gesteht, er habe immer darauf gedrungen, daß Lenz aus dem form-
losen Schweifen sich zusammenziehen und die Bildungsgabe, die ihm
angeboren war, mit kunstgemäßer Fassung benutzen sollte. Für die
Nachwelt heißt das, daß der Staatsminister mit einigen Hammer-
schlägen die Bretter über den Jugendfreund fest zugenagelt hat. Inwie-
fern denn? Weil er Lenzens Halbnarrheit feststellt, einen gewissen,
von Jedermann anerkannten, bedauerten, ja geliebten Wahnsinn?
Schließlich zeugt Lenzens Unglück und Ende für Goethe. Aber die
Literaturgeschichte verbeiße sich ein schäbiges Mitleid mit Lenzens
„stillem Irrsinn, der in fixen Ideen vom Beruf zur Weltbeglückung
aufging“. Wems zu wenig ist, die Welt zu malen – wer sie bessern
will: der ist gestraft genug und braucht, du lieber Himmel, für den
Spott nicht zu sorgen.
```

Lenz will malen und bessern. Er nimmt sich einmal das verlogene gesellschaftliche Leben vor, dem er die Harmonie der Natur entgegensetzt. Das zweite Mal untersucht er die Nachteile der Privaterziehung. Das dritte Mal ruft er mit erhobenem Zeigefinger: „Das sind die Folgen des ehelosen Standes der Herren Soldaten. Ich sehe die Soldaten an wie das Ungeheuer, dem schon von Zeit zu Zeit ein unglückliches Frauenzimmer freiwillig aufgeopfert werden muß, damit die übrigen Gattinnen und Töchter verschont bleiben.“ So empfiehlt er dem König, „eine Pflanzschule von Soldatenweibern“ anzulegen – nachdem er am einzelnen Fall einer verwüsteten und verheerten Bürgerfamilie gezeigt hat, wessen ohne solche „Amazonen“ die Soldaten fähig sind. Das Moralische versteht sich von selbst und ist auf eine einzige Szene beschränkt, die der Schilderung der entfesselten Soldateska und ihres Opfers angeheftet ist. Ein passender Untertitel wäre: Von Stufe zu Stufe. Die Tuchhändlersbraut Marie Wesener gerät an einen Offizier, wird von ihm verlassen, wandert aus eines Kameraden Hand in die andre, findet zu dem Tuchhändler nicht zurück, weil der mittlerweile den Verführer und sich vergiftet hat, und würde auf der Landstraße enden, wenn nicht ihr Vater, dessen Adelsgelüste ihr Malheur verschuldet haben, sie aufspürte und heimschleppte. Ha, welcher Bürgerschreck, Soldat zu sein? Doch wohl nicht. Im ‚Hofmeister‘ ist es ja umgekehrt: da kriegt die Majorstochter von der Titelrolle ein Kind. Lenz wird also inne, daß es keinen Sinn hat, die ungesetzliche Liebe dem Wehrstand in die Uniform zu schieben, da die Uniform auch die Beute dieser ungesetzlichen Liebe wird. Es kommt der Augenblick, wo er sich sagt oder dunkel empfindet: Tendenz hin, Moral her – ich bin zuerst und vor Allem Dichter. Er hat recht. Wer jetzt die ‚Soldaten‘ kennen gelernt hat, der lese den ‚Hofmeister‘, der nie dargestellt werden wird: er kastriert sich, und es wäre zwecklos, der Komödie die Kastration zu kastrieren, das heißt: einen Kapaun vorzuführen, wenn man grade dartun will, daß es ein Vogel von seltener Wildheit ist. Aber man lese bis zu der Stelle im vierten Akt, wo der Major weint: „Ein ganzes Jahr – Bruder, Geheimer Rat – Ein ganzes Jahr – und Niemand weiß, wohin sie gestoben oder geflogen ist? O wenn ich sie auffände – Wenn ich nur hoffen könnte, sie noch einmal wiederzusehen – Hol’ mich der Kuckuck, so alt wie ich bin und abgegrämt und wahnwitzig; ja hol’ mich der Teufel, dann wollt’ ich doch noch in meinem Leben wieder einmal lachen und meinen Kopf in ihren entehrten Schoß legen und dann wieder einmal heulen und denn – Adieu, Berg! Das wäre mir gestorben, daß hieße mir sanft und selig im Herrn entschlafen.“ Und dann findet der Mann seine Tochter, und sie springt in den Teich, und er holt sie heraus, und –: „Da, Mädchen – Ich sollte wohl wieder nach dem Teich mit dir – (schwenkt sie gegen den Teich zu) aber wir wollen nicht eher schwimmen, als bis wirs Schwimmen gelernt haben, mein ich. (Drückt sie an sein Herz.) O du mein einzig teurester Schatz! Daß ich dich wieder in Armen tragen kann, gottlose Kanaille! (Trägt sie fort.)“

Das ist der ganze Lenz. Er ehrt seinen Namen. Man begreift, daß es jede junge, unreife, gärende Generation zu ihm reißt. Frühlings Erwachen. Die Erde bricht auf. Die Figuren sind zum Teil aus englischen Sittenromanen. Die Vorgänge auch. Das wird nicht verhehlt. In den ‚Soldaten' spricht die Gräfin zur Tuchhändlersbraut: „Ihr einziger Fehler war, daß Sie die Pamela gelesen haben, das gefährlichste Buch, das eine Person aus Ihrem Stande lesen kann." Gut: danach handelt das dumme Ding; und die edelmütige Gräfin, die das wehr- und wahllose Dirnchen in ihr Haus zieht, handelt nach einem andern Buch. Kein Zweifel: Umrisse und Begebenheit sind aus der zweiten Hand der Literatur. Aber: Gefühle und Worte sind aus der ersten Hand der Natur. Die Empfindsamkeit ist bezwingend echt und verträgt sogar die Belastungsprobe einer witzigen Deftigkeit. Lenz sieht Seelen, wie sie ihre bezeichnenden Gesten machen. Die fängt er auf. Mit Blitzlicht. In zwei, drei Sätzen. Was soll ihm bei dieser Gabe die atempressende Form der herkömmlich aufgesteiften Akte! Er tobt wider „die so erschröckliche, jämmerlich berühmte Bulle von den drei Einheiten". Froh einer Freiheit, die er vom halbverstandenen Shakespeare nimmt, aast er in den verfügbaren Dimensionen. Nicht mutwillig. Welcher wahre Dichter, so fragt er rhetorisch, wird seinen Schauspielern und Zuschauern mit der Veränderung der Szenen beschwerlich fallen, da die Einheit der Szene ihm so offenbare Vorteile zur Täuschung an die Hand bietet! Wo er diese Vorteile preisgibt, da heischt die Beglaubigung des einen oder andern Charakters unausbleiblich und unumgänglich Veränderung der Zeit und des Ortes. Und sicher ist, daß das Stück statt in fünfunddreißig in fünfundfünfzig und noch mehr Bilder zerfallen dürfte, ohne uns zu ermüden, wenn nicht – ja, mathematisch ist kaum zu beweisen, daß unser Anteil sich abschwächt, weil das Soldatenliebchen ein allzu minderwertiges Ding ist. Ihr geschieht ihr Recht. Hemmungslos rutscht sie. Man sieht keinen Kampf, nicht den allergeringsten Versuch zum Widerstand. Sie ist amoralisch und für das Mittelpunktwesen, das mit ihr getrieben wird, von zu episodischem Kaliber. Betthase, dessen Anlagen ein närrischer Vater in bester Absicht begünstigt. Daß es Beiden am Ende schlecht geht, ist ihr Pech oder ihre Talentlosigkeit, aber uns kein Anlaß zu Schmerz.

Bei diesem Mangel an spezifischem Gewicht werden die ‚Soldaten' niemals ein Besitz der deutschen Bühne werden. Mit ihren tausend Reizen: der Stimmung, der zeitverhafteten Sprache, der hingewühlten Einfälle, der drängenden Chaotik, der psychologischen Wahrheitsliebe sind sie wie geschaffen für den literarhistorischen Anschauungsunterricht; Thema des Kollegs: von Goethes bis Wedekinds Anfängen. Jürgen Fehling muß freilich andrer Meinung gewesen sein, muß eine Dauerwirkung auf das breite Publikum des Schiller-Theaters, der Charlottenburger Filiale des Staatstheaters, erwartet und dieses Publikum durch das angehängte Moralplakat im Ton jener Tage zu ernüchtern gefürchtet haben, weil er sonst nicht die letzte Szene gestrichen hätte. Eine andre hat er schlimm vergröbert. Am Schluß

des zweiten Aktes tollt Marie mit ihrem Galan zwischen einem Zimmer und einer Kammer hin und her. Lenz schreibt vor: „Das Geschrei und Gejauchz in der Kammer währt fort. Die Großmutter kriecht durch die Stube, setzt sich in eine Ecke und strickt und singt. Indessen dauert das Geschäker in der Kammer fort. Die alte Frau, geht hinein, sie zu berufen. Der Vorhang fällt.“ Bei Fehling fällt das Mädchen. Tatsächlich wird die Kammer zugeschlossen. Die alte Frau steht ahndevoll davor. Man weiß Bescheid. Nur Fehling weiß nicht, wie das Niveau der Familie Wesener, an der wir ohnehin bei Lenz nicht sonderlich teilnehmen können, noch dadurch heruntergedrückt wird, daß das am hellichten Tage im Hause der Eltern geschieht. Diese geschmackswidrige Umdichtung ist zu streichen. Dann aber sei Fehling Dank für seine Arbeit an dreiunddreißig Bildern, die auch ohne Drehbühne einander schnell folgen. Verbunden durch Militärmusik, Soldatenmusik: Reveillen, Trommelwirbel, Märsche, Lagerträumereien – all das und mehr mit einem befeuernden und einem leicht wehmütigen Leitmotiv. Diese Begleitung und Untermalung schweigt erst, wenn das Unheil in Zug geraten ist, läßt dadurch eine Leere, beginnt dann aber, sie wieder zu füllen. Fehling ist Künstler des Ohrs. Ein Kitzelduett, der Gesang der Offiziere in ihrem Kasino und im Caféhaus, das Quartett bei einer gefälligen Dame: ein Virtuosenstück nach dem andern und dabei keines als Virtuosenstück ein- oder gar aufgesetzt, sondern jedes organisch aus dem Zusammenhang erwachsend, Kolorit schaffend, die dramatisch schwachen Momente verstärkend und Drastik nie scheuend, auf daß Lenz nicht vergebens ausgerufen habe: „O Soldatenstand, welche Karikaturen machst du aus den Menschen!“ Fehling ist aber auch Künstler des Auges. Wie Patrys genießerisches Aristokratengesicht aus der roten Uniform, Kraußnecks gemeißeltes Profil aus dem schwarzen Priestergewand heraussticht und das Hürchen Marie die Farben trägt, die es kleiden und verführerisch machen! Und so wenig wie die akustischen werden diese optischen Wirkungen Selbstzweck. Sämtlich sind sie dem Zweck untergeordnet, rein und treu dem Dichter zu dienen, der eben durch das Milieu einer Garnison das Schicksal ihrer Zivilisten erklären will. Was typisch sein soll, darf nicht allzu individuell werden. Aber um im Theater zu interessieren, muß es genügend individuell sein. Die Mitte zwischen diesen Extremen trifft Fehling bewundernswert: durch die Auswahl der Schauspieler, die ihm zu einem Ensemble taugen, und durch ihre Behandlung. Tiedtke gleicht einem Pfannkuchen, in dem statt Pflaumenmus ein absonderlich spintisierendes deutsches Gehirn steckt. So viele Namen, so viele Gesichter. So viele Gesichter, so viele Eigenschaften. Floraths kleinbürgerlich-eitle Vaterliebe, Fabers lautlos schwelende Eifersucht, Werners lärmende Pandurenhaftigkeit, die hoheitsvolle Güte der Lossen gruppieren sich um die dümmlich-naive Begehrlichkeit Lucie Mannheims, die Süßigkeit in Person, die nichts dafür kann, daß ihr Schmerz am Schluß uns nicht schmerzt. Denn das tut er ja, leider, auch bei Lenz nicht.

Der Rauschkrug von Oskar Loerke

Auch mir war ein Rauschkrug hingestellt
Aber da Mühe mich abseits hielt,
Hab ich nicht getrunken.

Endlich bin ich wiedergekehrt.
Der wehende Staub dieser Welt
War in das Glas gesunken.

Rein untergetaucht, kommt wieder ein besudelter Bissen,
Ein Floß – wohin? – für kleine geflügelte Tote,
Mücken, die nicht mehr von Traurigkeit wissen.

Das Angesicht der Erde wird bald abendfahl.
Bälder ist ein Angesicht voll Blässe
Zum Spiegel dieses Glases gekommen.

Blitzleuchtend ergießt sich der Erde Abendmahl.
Aber meine Flut hat abgenommen,
Bodensatz sank durch getrübte Nässe.

Regen von Alfred Polgar

Regen ist eine Naturerscheinung, die, jenachdem, Behagen oder Mißmut erzeugt, diesen bis zu Selbstmordgedanken, jenes sogar bis zur Freude am Vorhandensein des Nebenmenschen steigern kann. Das hängt ganz vom Regen ab.

Es gibt nämlich unendlich vielerlei Regen. Guten, freundlichen Regen, der die Luft melodisch belebt wie Insektensummen; schüchternen Regen, tonlos wie Bettlerlitanei, den man nicht beachten muß, wenn man nicht will; ordinären, groben Regen, der die Ohren mit Klatsch füllt von der Gemeinheit der Welt; grünen Regen, der gut riecht und das Herz befruchtet, grauen, der es mit melancholischem Flor zudeckt, ganz farblosen, lang und fad und wässerig wie ein kritisches Feuilleton, „Laß fahren alle Hoffnung“-Regen, „Schlaf Kindchen schlaf“-Regen, ganz zu schweigen von dem Regen, der jeglichen Tag regnet. Es gibt unglaublich viele Arten von Regen; kein Mensch lernt sie aus.

Dann ist auch ein großer Unterschied zwischen dem Regen, der so herunterfällt, daß man deutlich fühlt: hier wird ein bestimmtes Quantum Naß ausgeleert, und jenem, der was Grenzenloses hat (was Grenzenloses im Charakter), der herabströmt, als käme er aus einem Loch in der Ewigkeit. Besonders dieser Regen wirkt gesellschaftbildend, fördert Schadenfreude, Menschenhaß und Sinnlichkeit. Er verwandelt das Haus, das dir Obdach gibt, zum Schiff, umrauscht von einem unendlichen vertikalen Meer.

Ferner ist ‚Regen‘ ein Theaterstück aus dem Amerikanischen. John Colton und Clemence Randolph heißen die Dichter, und Rudolf Kommer hat es in sein geliebtes Deutsch übertragen, das herb und trotzig ist wie seine Weltanschauung. Das Stück wird derzeit vom Wiener Josefstädter Theater gespielt, in einer so gedrungenen wie gedrängten, zeitraffenden Inszenierung, die Herr Iwan Schmidt besorgt hat. Es ist sehens-

würdig schon um Friedrich Kayßlers willen, des letzten reinen Idealisten im deutschen Mimengewerbe, des liebenswürdigen Mannes, der seine Kunst so versteht und übt, daß er den Schein, als welcher das Wesen des Theaters, fast zum Heiligenschein nobilitiert.

Regen ist in diesem Stück, außer dem, was er symbolisch ist, eine obstinate Wettertatsache. Seine feuchten Schleier machen die Abgeschlossenheit des Flecks Erde, auf dem das Schauspiel sich ereignet, noch dichter, als sie durch geographische Fügung ohnehin schon ist, und die materielle Unentrinnbarkeit, die er setzt, erscheint (durch Kurzschluß im: Zuhörer) als schicksalhafte Unentrinnbarkeit des Geschehens. Das Spiel wickelt sich auf einer Südsee-Insel ab, wo es, nicht nur was das Wetter anlangt, schwül und elementar zugeht. Friedell sitzt dort als Chef der Gemischtwarenhandlung mit Hotelbetrieb, dick und weise, procul negotiis in diesen. Eine verläßliche Welle von Phlegma trägt ihn wie die Woge den Heiligen. Seine Schauspielerei ist absichtslos, das macht sie so schmackhaft, und ganz locker, das macht sie so ergötzlich. Man hat den Eindruck, er improvisiere seinen Text, den er ja gewiß mit vieler ehrgeiziger Mühe in sich fixiert hat. Geist ist doch eine höhere Kategorie als Talent!

In jenem Hotel also versammelt Zufall Passagiere eines Schiffes, das nicht weiterkann. Unter ihnen eine leichte Person und einen glaubensschweren Missionar. Der Europäer kennt den Typus nur vom Hörensagen, muß also glauben, daß er so ist, wie ihn das Spiel zeigt, besessen von seinem Amt, halb Edel-Priester, halb Inquisitor, mild und grausam, erleuchtet und finster. Das besondere Exemplar, das vorgeführt wird, verrät sich bald als psychopathischer Fall, als Mann Gottes, der in Bekehrungseifer, im Hantieren mit Sühne und Buße, in der lustvollen Vorstellung irdischer und höllischer Strafen seine verdrängten Sexualwünsche entweichen läßt. Der Besitz einer sauren Gattin, mit Reformkleid und Zwicker, sichert dem Eiferer unser erhöhtes Verständnis seiner Nöte. Da ihm endlich gelungen ist, die leichte Person, nachdem sie sich lange und heftig gekrümmt hat (das macht den Mittelteil des Stückes aus), in Zerknirschung und Bußfertigkeit hineinzuläutern, überfällt ihn selbst jähe Trübung. Der beleidigte Eros rächt sich, stürzt den Himmelsmann in die feurigen Arme der Bajadere. Wenn der vierte Akt strahlend aufgeht – es hat sich ausgeregnet –, liegt der Missionar mit selbstdurchschnittener Kehle vor Friedells Hütte, den auch dieses nicht aus seiner Ruhe bringt. Sadie, das tief degoutierte verlorene Kind, spricht ein herbes Schlußwort: „Alle Männer“, sagt sie, „sind gleich: Tiere.“ Milder und ebenso richtig könnte sie sagen: „Alle Männer sind gleich: Männer.“

Das Stück ist keine Dichtung, aber es hat kräftigen Theateratem. Es entrückt zwar nicht ins Hohe, aber immerhin ins Ferne, es schenkt dem Geist des Zuschauers, wenn auch nicht Labsal oder neue Erkenntnis, so doch eine Ahnung, daß nicht nur zwischen Erde und Himmel, sondern auch schon zwischen Erde und Erde Dinge, Gestalten, Lehensläufe sind,

von denen unsre Schuldummheit sich nichts träumen läßt. Und das ist für einen Theaterabend schon etwas.

Lili Darvas spielt das fragwürdige Mädchen. Sie gibt ihm alle Leichtigkeit, die der leichten Person, und alle Schwere, die der gequälten Kreatur zukommt. Ordinäres, das sie nicht hat, ersetzt Frau Darvas durch ein feines Parfüm der Ordinär-heit. Bezaubernd die naturhafte Anmut der Vergnügten und schauspielerisch ausgezeichnet dann später das Scheue, Ge-stockte, die seelische Atemnot, der ganze Symptome-Komplex einer Vergiftung durch Moral. Die Darvas ist eine sehr rare Erscheinung auf deutschen Bühnen: eine richtige jugendliche dramatische Heldin. Im Feuer fühlt sie sich salamandrisch wohl, und es ist immer ein schöner, sieghafter Augenblick, wenn ihr Temperament, losblitzend, das Gewimmel der Nuancen und Feinheiten schweigen und verschwinden macht.

Spekulationen von Morus

Deutsch-englisches Weekend

Als bekannt wurde, ein paar deutsche Großindustrielle seien offiziell nach England eingeladen, um auf dem Landgut des Verkehrsministers Ashley mit englischen Industriellen ins Ge-spräch zu kommen, da überlief ein ehrfürchtiger Schauder das gutsituierte deutsche Publikum. So ist es nun einmal: wenn der Deutsche nach Paris fährt, bringt er einen Musterkoffer voll Überlegenheitsgefühl und Dünkel mit, der äußerlich nur da-durch ein wenig gedämpft wird, daß man einstweilen noch Un-annehmlichkeiten mit uniformierten Franzosen fürchtet. Geht der Deutsche aber nach London, so wird er klein und häßlich und knickt zusammen, wie wenn ein Subalternbeamter zum Chef ge-rufen wird. Denn die Engländer sind bekanntlich ekelhaft, aber fabelhaft. Sie sind das, was der Deutsche gern sein möchte, doch infolge seines goldenen deutschen Gemütes nicht sein kann: schuftig und vornehm zugleich. Man hat bei uns die durchaus begründete Vorstellung, daß die Engländer besser ge-waschen sind als wir, daß der moralische Seifenschaum bei ihnen tiefer eingedrungen ist, daß sie die kleinen Gaunereien verachten und bei den großen die Würde des kapitalistischen Menschengeschlechts zu wahren wissen. Solchen Gentlemen gegenüber bemüht sich der Deutsche korrekt zu sein bis zum Stehkragen. Das gelingt nicht immer, aber er macht doch den löblichen Versuch. In Paris heißt es bei Tag und Nacht – mit Ausnahme des Mongmarter, vasteht sich – zu zeigen, wer man ist, und sich von diesen Leuten nichts bieten zu lassen. In London ist Akklimatisierung selbstverständlich.

So verlief auch das Weekend zu Romsey ohne merkbare Störungen. Die deutschen Gäste aller Konfessionen gingen brav mit den englischen Gastgebern zur Sonntagsandacht, be-vor sie sich an den grünen Tisch setzten. Und nicht einmal die völkische Presse nahm Herrn Duisberg übel, daß er als galanter Sechziger Mistreß Ashley, einer Dame verdächtig jüdischen Blutes, zum Dank für die Gastfreundschaft einen großen roten Rosenstrauß überreichte.

Was am grünen Tisch vor sich ging, scheint zwar auch von auskömmlicher Konzilianz, aber von noch größerer Belanglosigkeit gewesen zu sein. Es war diesmal keine Redensart, wenn man nur von einer ersten Fühlungnahme sprach; weder der deutschen noch der englischen Industrie ist im Augenblick sehr viel daran gelegen, daß aus diesem harmlosen Besuch ein konkretes Bündnis wird. Aber man kann ja nicht wissen. Locarno begann mit einem deutschen Vorschlag, auf dessen Verwirklichung Herr Luther anfangs durchaus nicht rechnete. So seltsam sind nämlich die Wege der Geschichte; man kann nicht nur in den Krieg, sondern auch in den Frieden hineinschlittern.

Börsenhausse

Die Freude war groß. So viel hatte man schon lange nicht in der Burg-Straße verdient. Man kaufte nicht etwa riskante Spekulationsobjekte, sondern gute Dauerwaren der Börse, Farben und Schwerindustrie und was sonst zum Stolz der deutschen Nation gehört, und hatte in vierzehn Tagen sein Anlagekapital um zwanzig Prozent vermehrt.

Warum grade jetzt die Hausse kam? Nie sollst du mich befragen. Auslandskäufe, sagt man, Auslandsanleihen, die, wie man weiß, nur zu garantiert produktiven Zwecken nach Deutschland hereingenommen werden, sich nun, hundert und zweihundert Millionen Mark, als Börsenspielgeld absetzen und erst einmal am grünen Strand der Spree rotieren, bevor sie in andre Kanäle abfließen. Die Vermittler und Sachwalter der ausländischen Gelder kaufen selbstverständlich erst einmal mit, wenn sie sehen, daß es aufwärts geht. Die binnländische Spekulation kommt nach, und wo Alles liebt, kann auch das Publikum nicht hassen. Die Beträge, die man heute benötigt, um auf dem Umweg über irgendeine Depositenkasse „an die Börse zu gehen“, sind zwar zu hoch, als daß die Amateurspekulanten der Inflationszeit, das Tippfräulein und der Friseurgehilfe, sich daran beteiligen können – aber der neurenovierte Mittelstand, der sich bei den Kursrückschlägen im vorigen Jahr gehörig die Finger verbrannt hat, der Anwalt, der Arzt, der kleine Kaufmann, der Bierwirt, hier und da auch der Beamte, die sind schon wieder dabei, und wenns allein nicht zu einer „I.-G. Farben“ reicht, legt die Verwandtschaft zusammen, um an dem Rennen teilzunehmen. So kamen in den letzten Tagen, wie die Makler erzählen, die größten Umsätze zustande, die seit dem Börsenfieber der Inflationszeit in der Burg-Straße erreicht wurden. In Favoritpapieren wurden täglich Millionenbeträge umgesetzt, und selbst am Kassamarkt gingen bis zu hundert und zweihundert Mark aus einer Hand in die andre.

Aber schon taucht die bedrohliche Frage auf: Wie lange noch? Wie weit kann die Kurssteigerung gehen? Gewiß hat die schwere Baisse von 1925, die der ersten Aufwärtsbewegung der Effekten nach der Stabilisierung folgte, Kurse bewirkt, die offenbar eine Unterbewertung der deutschen Industrie-Aktien bedeuteten und nur aus dem Mangel an flüssigem Geld zu erklären waren. Die Aufwärtsbewegung dieses Jahres hat, obwohl ein großer Teil der Kurse sich seit

Januar verdoppelt und mehr als verdoppelt hat, den Aktienindex erst wenig über den Stand vom Januar 1925 hinausgebracht. Aber bei aller Zuversicht zu der künftigen Entwicklung der deutschen Wirtschaft und bei aller Berücksichtigung des innern Werts eines Unternehmens wird der Feld-, Wald- und Wiesen-Aktionär, der keine Majorisierungsabsichten hegt, sich schließlich doch nach der ausgewiesenen Rentabilität der Unternehmung richten müssen. Die Dividende ist auf die Dauer der entkleidende Wertmaßstab.

Darin aber ist es ein Widersinn, wenn Kapitalisten ihr Geld auf lange Sicht in Effekten zu den heutigen Kursen anlegen. Unter Zugrundelegung der letzten Dividende rentiert I.-G.-Farben-Industrie bei einem Kursstand von 325 mit 3 Prozent, Klöckner bei 140 mit etwas über 3 Prozent, Darmstädter und Nationalbank bei 238 mit wenig mehr als 4 Prozent. Und auch die Vereinigten Stahlwerke dürften trotz aller Segnungen des Internationalen Rohstahlkartells in absehbarer Zeit keine Dividende ausschütten, die den jetzigen Kurs von 150 rentenmäßig rechtfertigt. Gewiß werden durch die sinkenden Zinssätze auf andern Kreditmärkten die Dividenden sich allmählich dem allgemeinen Zinsniveau nähern: vorläufig ist die Dividende der meisten Aktien noch immer so abnorm niedrig, daß der Anreiz zum Effektenkauf nur in der Hoffnung auf günstigern Verkauf besteht. Wenn aber das Gros der Käufer gleich mit der Absicht einsteigt, bei der nächstbesten Gelegenheit seinen Gewinn zu realisieren und sich aus dem Staube zu machen, so ist die Gefahr scharfer Rückschläge außerordentlich groß.

Einstweilen halten zwar die Großbanken ihre schützende Hand über die Börse, indem sie einen beträchtlichen Teil ihrer liquiden Mittel direkt oder indirekt zu Spekulationskrediten hergeben. Aber auch darauf sollte man keine Häuser bauen. Wenn auf irgendeinen Anstoß, etwa durch größere Verkäufe der Ausländer, der Wind sich einmal wenden sollte und die Banken ihre eignen Engagements rechtzeitig gelöst haben, werden sie unsentimental genug sein, die Kurse fallen zu lassen und zu niedrigen Preisen allenfalls selbst aufnehmen, was das flüchtende Publikum im Stich läßt; denn so ist es stets gewesen, und so wird es auch künftig bleiben. An der Börse selbst entsteht kein neues Kapital. Wenn trotzdem immer wieder neue Generationen von Berufsspekulanten an der Börse sich Geld machen, so beruht das eben nur darauf, daß die Amateurspekulation ebenso oft an der Börse verliert.

Domus Major

Die Inflation ist noch lange nicht aus. Sie grassiert immer noch in den Kauf- und Verkaufsitten, in den Geschäftsbüchern und Handelsregistern und nimmt von dort aus ihren Weg in die Wirtschaftsstatistik, der es in Deutschland von Tag zu Tag in jeder Beziehung besser geht. Aber nicht immer tritt sie so kompakt auf wie in vier Anzeigen, die dieser Tage der ‚Reichsanzeiger‘ enthielt. Hintereinander legt da die Domus Major Grundstücks-A.-G., Berlin, ihre Bilanzen über die letzten zwei Jahre vor. In der ersten Bilanz, vom 31. Dezember 1923, be-

steht das Aktienkapital noch aus 500 000 Papiermark, am Tag darauf, in der Eröffnungsbilanz, vom 1. Januar 1924, ist es auf das vorschriftgemäße Mindestmaß von 5000 Reichsmark zusammengelegt, aber sonst hat sich an dem Status bis auf den heutigen Tag nichts geändert, und in jeder Bilanz findet sich derselbe Satz: „Die Gesellschaft hat seit ihrer Gründung Geschäfte nicht getätigt.“

Weit aktiver hat, wovon man sich im Handbuch der deutschen Aktiengesellschaften überzeugen kann, die „Domus Parva“, die „Domus Minor“, die „Domus Minima“, die „Domus Bona“, die „Domus Melior“ und die „Domus Optima“ Grundstücks-A.-G. zu Berlin gearbeitet, von der Elisabeth-Straße 15 A.-G. und der Elisabeth-Straße 20 A.-G., der Gerhart-Straße 11 A.-G. und etlichen andern ganz zu schweigen. Jede von diesen Gesellschaften nennt nämlich ein Haus ihr Eigen. Nur für die „Domus Major“ hats anscheinend nicht mehr gereicht. Als Direktor aller dieser imposanten Aktiengesellschaften fungiert ein Herr H. Chaimowicz aus Wien, und der Aufsichtsrat besteht aus zwei Architekten und einem Privatbeamten. Da die Gesellschaften samt und sonders im Winter 1922/23 gegründet wurden, so darf man wohl leise die Vermutung hegen, daß es sich dabei um Häuserkäufe eines Ausländers handelte, die damals von der städtischen Aufsichtsbehörde nicht mehr genehmigt wurden, und für die man dann eben eine Aktiengesellschaft arrangierte. Ob Herr Chaimowicz der Käufer oder ob er nur der Major Domus war, wissen wir nicht. Es ist auch gleichgültig. Manchmal hieß solch ein Käufer eben Treppengeländer und stammte aus Tarnopol, manchmal hieß er Kallipolos und war aus Athen, und manchmal hieß er auch nur Müller und war von der tschechoslowakischen Grenze.

Jetzt sind sie alle, die Treppengeländer, die Kallipolos und die Müllers, ohne Unterschied der Nation und des Glaubens, dabei, ihre Häuser in Deutschland abzustoßen und mit fünfzig- oder auch hunderttausend Mark Gewinn in der Tasche von dannen zu ziehen. Den neuen Käufern und den Mietern bleibt gewöhnlich eine Ruine und die Erinnerung an eine große Zeit.

Der deutsche Schlendrian von Jakob Grimm

Wir Deutschen, das wird ums Niemand bestreiten, sind ein geschäftiges und ordentliches Volk... Allein jene löblichen Eigenschaften schlagen auch bei uns oft in Fehler um. Wir haben, ich muß es sagen, eine große entschiedene Anlage zum Pedantischen;... wenn das Pedantische in der Welt unerfunden geblieben wäre, der Deutsche würde es erfunden haben. Der Fehler besteht darin, daß wir allzu sehr geneigt sind, an dem Geringfügigen und Kleinen zu hängen und das Große darüber entschlüpfen zu lassen. Der bekannte Satz: „Vorgetan und nachbedacht hat Manchen in großes Leid gebracht“, dieser Satz kann auf uns Deutsche in politischen Dingen sehr selten angewendet werden, vielmehr könnte man einen andern auf uns anwenden: Lang bedacht und schlecht getan, ist der deutsche Schlendrian.

Paneuropäischer Kongreß

Der Kongreß wäre erfolgreicher gewesen, wenn die paneuropäische Bewegung, die zu ihm führte, vorher weniger Erfolg gehabt hätte. Zu viele Türen offizieller Persönlichkeiten haben sich bereitwillig dem jungen Grafen Coudenhove geöffnet, allzu viele Minister a. D., abgewirtschaftete Politiker und abgetakelte Exzellenzen haben sich der modischen Bewegung bemächtigt, um sich noch ein Mal „irgendwie“ zu betätigen. Sogar das gelbe, verknitterte Gesicht Kerenskis gespensterte unheimlich, wie eine Totenmaske, auf dem Podium, das von ehrwürdigen Greisen, Professoren und Geheimräten bevölkert war.

Aber zum Glück hat Coudenhove, selbst jung und voll verhaltener, hinter einem liebenswürdigen Lächeln verborgener Glut, den richtigen Instinkt gehabt, dazwischen junge oder jung gebliebene Temperamente zu Wort kommen zu lassen. So schön und eindrucksvoll die Reden Paul Löbes und Josef Wirths waren: daß neben ihnen Emil Ludwig, Kurt Hiller und Gustav Wyneken als Vertreter Deutschlands sprechen durften, hat diesen Kongreß erst von der stickigen Luft befreit, die von den vielen alten Exzellenzen lähmend ausströmte. Hillers Rede — die übrigens von keiner einzi,gen deutschen Zeitung, soviel mir bekannt ist, auch nur auszugsweise wiedergegeben worden ist! — platzte wie eine Bombe in die andächtige Versammlung. Aus „taktischen“ Gründen mögen Hillers Worte an diesem Ort und zu dieser Stunde vielleicht nicht ganz am Platz gewesen sein — das kann ich nicht beurteilen, da ich nicht Politiker bin. Aber wessen Kopf nicht völlig von Partei-Interessen umnebelt ist, der mußte aus Hillers Rede heraushören, daß hier Jemand den Mut hatte, höchst unpopuläre Dinge zu sagen, statt billige Lorbeeren zu ernten, daß hier Einer dem Problem der heutigen Demokratie auf den Leib rückte, nicht mit dem verrosteten Rüstzeug der Reaktion, sondern mit der blitzenden Waffe einer neuen Logokratie.

Sollen nun alle diese Köpfe sich von der paneuropäischen Bewegung fern halten, weil — wie W. Ackermann in Nummer 39 der ‚Weltbühne‘ dargelegt hat — auch der Kapitalismus jetzt plötzlich sich Paneuropas zu bemächtigen sucht? Sollen wir das kaum eroberte Feld nun den Männern von gestern, den abgetakelten Exzellenzen, den Routiniers, den Interessenten der Wirtschaft zur Ausbeute überlassen und uns selbst schamhaft in das luftleere Reich der Idee zurückziehen?

Das wäre Verrat an unserm eignen Werk, Verrat an uns selbst, Verrat am kommenden Europa. Und Verrat an einem Mann, der jetzt, da das offizielle und offiziöse Europa sich ihm an die Rockschöße hängt, dringender denn je der Mitarbeit und Gefolgschaft aller jugendlichen, idealistischen Köpfe, aller begeisterungsfähigen, glaubensstarken Herzen bedarf, um sein Werk zu vollenden und vor jedem Mißbrauch zu bewahren.

Denn dieser blutjunge, fast knabenhafte Graf mit dem faszinierenden Lächeln ist keiner von Denen, die sich robust, mit lautem Pathos und unerschütterlichem Selbstvertrauen den Weg bahnen. Er ist sensibel, zart und zerbrechlich und gehört zu Jenen, die um ihrer Idee willen ringen und leiden müssen, und die trotz aller äußern Erfolge im tiefsten Innern stets enttäuscht sind, weil ihr Geist der Wirklichkeit weit voraneilt.

Diesen Mann, von dem ein geheimnisvoller Zauber ausgeht, und sein Werk, das er in drei Jahren aus dem Nichts gestampft hat, dürfen wir, darf die revolutionäre, ideal gesinnte Jugend

Deutschlands nicht im Stich lassen. Nicht Paneuropa ist „eine Gefahr“ sondern: Paneuropa ist in Gefahr. Und von dieser Gefahr, von feindlichen Mächten mißbraucht zu werden, können wir die junge europäische Bewegung nur dadurch bewahren, daß wir nicht nörgelnd und skeptisch bei Seite stehen, sondern unsre ganze Kraft mit voller Hingabe für Paneuropa einsetzen.

Siegfried v. Vegesack

Die Segnungen des Fascismus

„Die Zahl der über 100 Jahre alten Personen im Königreich Italien hat sich im letzten Lustrum beträchtlich vermehrt. Während es im Jahre 1921 nur 115 waren, leben im Jahre 1926 deren 145, davon 8 allein in Rom.“

So zu lesen in allen italienischen Blättern. Da haben wirs also schwarz auf weiß und statistisch bewiesen: Der Fascismus verlängert das Leben! Was schadet es da, wenn in dem gleichen Lustrum die Fascisten tausende junger Menschenleben niedergeknüppelt, totgeschossen, abgestochen haben, wenn Matteotti und Amendola und so mancher andre weniger berühmt gewordene Politiker und Gewerkschaftsführer in der Blüte der Jahre nach Mussolinis Ratschluß in ein besseres Jenseits haben wandern müssen!

Dafür wächst die Spitze der Alterspyramide, dafür werden die alten Leute noch älter, die Greise noch greisiger – sie sterben nicht mehr. Und Nunne hat es schon immer gesagt: Auf junge Leben kommt es nicht an! Die darf man niedermetzeln, weil immer wieder neue geboren werden. Aber die 100jährigen zu päppeln, auf daß sie 150 und 200 Jahre alt werden – möglichst unter Mussolinis Herrschaft –: das ist die wahre, die fascistische Menschlichkeit. Und wie Ihr seht, hat mans darin in Italien schon weit gebracht – auf dem Papier wenigstens.

Heinz Issart

Hungerstreiks

Die Richter haben sich zur Republik bekannt. Leider ist diese Republik so zweideutig geworden, daß das Bekenntnis, wohl verstanden, nicht allzu viel bedeutet. Immerhin ist es eine Geste, nach der man die Tat verlangen darf: das Bekenntnis zum Recht.

Wie wärs, wenn man sich einmal die Gründe der Hungerstreiks, die augenblicklich in den deutschen Gefängnissen grassieren, ansähe. Eine kleine Auswahl:

Da ist Max Hölz. Ich spreche weder von dem Politiker noch von dem Menschen, sondern nur von dem Gefangenen Hölz. Er leidet an Rheumatismus und Haarwurzelerkrankung. In Breslau bekam er einen Schwitzkasten, jetzt enthält man ihm diesen vor. Und warum darf er die Bücher eines Arthur Holitscher nicht lesen? Das ist nicht Strafvollzug, sondern Schikane.

Prüft nach!

Im Hungerstreik aus Protest gegen die Verurteilung befindet sich der Angeklagte Adam, dessen Verteidiger Obuch das Reichsgericht ohne gesetzliche Handhabe einfach aus der Verteidigung ausgeschlossen hat. Prüft nach!

In Kottbus hungern 27 politische Gefangene, zu denen man keine Besucher vorließ, und denen man eine pazifistische Zeitschrift wie ‚Das andre Deutschland‘ nicht auslieferte. Im Urteil war den Gefangenen die politische Überzeugungstäterschaft ausdrücklich bestätigt. Ferner befinden sich unter ihnen die Verurteilten aus der Sache Bulian und Genossen, die eigentlich unter die Reichsamnestie gefallen waren, und denen man im Justizministerium Marx die Begnadigung zugesichert hatte. Prüft nach!

Weiter hungert in Kottbus der Buchhalter Hermann Makower, der verurteilt wurde, weil man ihn verurteilen wollte und ihm Vorbereitung zum Hochverrat vorwarf, da „ein Kommunist kein Mieterobmann sein darf“. Makower war

es vierzehn Tage. Das Urteil sagt darüber: „Anders ist auch die Tätigkeit des Angeklagten als Mieterobmann im Jahre 1925/26 nicht zu bewerten. Die KPD verfolgt auch mit dem Eingreifen in die Mieterbewegung und mit ihrer Organisation letzten Endes ihre hochverräterischen Pläne, indem sie dadurch die Mieter zu sich herüberzuziehen und ihren Bestrebungen gefügig zu machen sucht." Das Urteil lautet auf drei Jahre Gefängnis und 300 Mark Geldstrafe. Man möchte wissen, was bei einer derartigen Definition nicht Hochverrat ist, sobald man nur einer Idee hörig ist. Zum Beispiel jede Befriedigung eines Bedürfnisses, das zur Lebenserhaltung dient. Prüft nach!

Wer aber hat das Urteil gedreht? Der Reichsgerichtsrat Lorentz, derselbe, der schon fertig bekommen hat, den Redakteur Fritz Rau wegen einer Filmkritik zu neun Monaten Gefängnis zu verknacken.

Dies ist nur eine kleine Blütenlese, beim Griff ins volle Justizleben gepackt. Bekenntnis zur Republik? Bekenntnis zum Recht!

Manfred Georg

Mein Sachsen lob Ich mir...


Stadttheater Zwickau.
Donnerstag, den 30. Sept., 8 Uhr
Ende gegen 11 Uhr
3. öffentl. Donnerstag-A.
Juarez und Maximilian.
Dramatische Historie in 11 Bildern
von Werfel.
Im 9. Bild:
Modenschau
der Firma Friedrich Meyer,
Wilhelmstr., von eigens dafür verpflichteten Mannequins vorgeführt.

Der Fall Hagemeister

In Nummer 30 der ‚Weltbühne' durfte ich schreiben: „So werden kranke Revolutionäre in bayrischen Kerkern gemordet", ohne von der bayrischen Justiz angeklagt zu werden. Wegen eines Artikels im Mitteilungsblatt der Münchner Roten Hilfe, worin es hieß: „Wir wissen ja, wie eine bestimmte Art von Strafvollzug im Fall Hagemeister zur langsamen Ermordung geführt hat", wurde ich angeklagt und erhielt 2 Monate Gefängnis.

Wenn man nicht wieder eine neue „Hetze" gegen die bayrische Justiz gefürchtet hätte, hätte man mich wegen verleumderischer Beleidigung zu 6 Monaten verurteilt.

Alles ist relativ. Am allermeisten die geschichtliche Wahrheit, die von Machtinteressen bestimmt wird.

Unter den heutigen Machtverhältnissen ist es ganz in der Ordnung, daß der Abgeordnete Hagemeister als herzkranker Mann mit einer doppelseitigen Rippenfellentzündung statt in die vorgeschriebene Krankenabteilung in eine Einzelzelle kommt, die sonst zur Verbüßung von Disziplinarstrafen dient. Es ist ganz in der Ordnung, daß er dort von seinen Freunden getrennt und statt von ordentlichen Krankenpflegern von Aufsehern „bedient" wird, die nicht einmal merken, daß er mit dem Tode kämpft. Es ist auch kein Widerspruch, wenn ein Arzt auf Grund des Sektionsbefundes erklärt, Hagemeister sei so schwer krank gewesen, daß er, der Arzt, eine Überführung nicht mehr riskiert hätte, und sein Kollege erklärt, man habe eben nur eine leichte Erkrankung erkennen können.

Vom Standpunkt der herrschenden Macht haben die Festungsgefangenen von Niederschönenfeld im Schlaraffenland gelebt, und sind die Ärzte und die für den Strafvollzug verantwortlichen Beamten Märtyrer gewesen. So hat der Kronzeuge des Staatsanwalts, der Regierungsrat Engert, gegen den wegen schikanösen Verhal-

tens auch wieder Anklagen erhoben werden, wirklich ausgesagt.

Was ist also Wahrheit? Was wir vom Standptmkt unsrer politischen Überzeugung für wahr halten.

Gelingt uns nicht, für unsre Wahrheit Massenkräfte zu mobilisieren, dann sind wir eben politische Verleumder, die verurteilt werden.

Nach den Fällen Höfle, Zwengauer, Gürtner-Kraus, Kölling, Jürgens und so vielen andern haben breite Schichten des deutschen Volkes aufgehört, an die Justiz und ihre ärztlichen Werkzeuge zu glauben.

Der Fall Hagemeister hat die Justiz und ihre Ärzte noch mehr als Werkzeuge der herrschenden reaktionären Mächte enthüllt.

Das ist für uns wieder ein Antrieb, die Macht zu gewinnen, die unsre Wahrheit zum Siege führt – jene Wahrheit nämlich, die auch davon überzeugt ist, daß der Abgeordnete Hagemeister im Kerker ge-storben wurde. Heute muß man für diese Wahrheit noch 2 Monate sitzen. Und das ist sogar billig. *Albert Winter*

Unsre Justiz

In einer kleinen Seitenstraße, der Prediger-Straße, hat es ein Buchhändler gewagt: Drei Exemplare von Bruno Vogels ‚Krieg dem Kriege‘ liegen hier aus – jedes an einer andern Stelle aufgeschlagen.

Wiederum hat der Himmel die deutsche Justiz mit einem reizenden Einfall lächelnd gesegnet: sie ließ alle unzüchtigen Worte, die das rauhe Kriegerleben so mit sich brachte, zensieren, das heißt: schön fett überdrucken.

Ein ungeheurer Andrang vor dem Schaufenster. Der Deutsche schwärmt nun einmal für Rätsel aller Art, für Silben- und für Kreuzworträtsel, und hier kann er jetzt stundenlang raten, was für herrliche Unanständigkeiten unter den schwarzen Mäntelchen verborgen sind. Immer kräftigere Variationen ertönen. Die wilde Phantasie der Jugendlichen überschwillt alle Ufer. Die Szene wird zum Rummelplatz. Jetzt kommt Einer mit leuchtender Sekundaner mütze. Er drängelt sich mit vornehmer Gelassenheit zwischen das niedere Volk, kneift das linke Auge ein und zieht die Mundwinkel runter. Dufte Marke vom durchgezogenen Scheitel bis zur Shimmyschuhsohle. Und der weiß es noch besser. Gönnerhaft belehrt er die übrige Jeunesse darüber, wie selten sie das Richtige getroffen hat. Und dann kommt ein solcher Hagel von charmanten Substantiven und Adjektiven aus dem Munde des hoffnungsvollen Pennälers – für jedes schwarzverkleisterte Rätsel gleich mehrere Deutungen –, daß Jeder noch Manches lernen kann.

Dann ist Feierabend, und vom nachbarlichen Neubau kommen die Maurer zum Schaufenster, biedere Leute, die alle Vogels „Milljöh“ gründlich kennen. Und während die Jugend ein brünstiges Rätselraten betreibt, schwelgen die Alten inbrünstig in Kriegserinnerungen. Lange herumzuraten brauchen sie nicht an den schwarzen Mäntelchen. Alle schmunzeln, wie untadelig ihr Gedächtnisapparat funktioniert. Das feldgraue Deutsch des Frontkriegers verfügte zwar über einen reichhaltigen Wortschatz, aber diese Kern- und Kraftsprüche waren in eherne, sich immer wiederholende Formen gegossen, sodaß die Biedermänner einfach so „vom Blatt lesen“ können. Sie sind die schwere, feldgraue Kost gewöhnt, und da ich das Original des Werkes kenne, kann ich mit Befriedigung konstatieren, daß sie jedesmal den richtigen terminus technicus treffen.

Wer will bestreiten, daß hier ein deutsches Gericht in seiner Allweisheit und Güte eine mustergültige Bearbeitung geschaffen hat – in usum delphini? Jetzt weiß ich nur noch nicht, wessen Sittlichkeit höher gehoben ist: die der Jugendlichen oder die der Alten. *Käthe Vordtriede*

Arbeitsgericht und Frauenehre

In Nummer 41 der ‚Weltbühne‘ ist von Reichsgericht und Frauenehre die Rede gewesen. Aber das Arbeitsgericht in Deutschland, das Kaufmanns- und Gewerbegericht, ist auch nicht von Pappe. Sein Richterkollegium setzt sich aus einem Berufsrichter und je zwei Arbeitnehmern und Arbeitgebern zusammen. Bei der Fällung des Urteils ist aber fast immer allein die Ansicht des Berufsrichters maßgebend, da ja die Urteile durch Mehrheitsbeschluß entstehen. Was dabei herauskommt?

Eine junge Verkäuferin hatte ihre Stelle fristlos aufgegeben, verlangte aber die Weiterzahlung des – übrigens sehr niedrigen – Gehalts. Nach ihrer Ansicht hatte sie einen triftigen Grund zur fristlosen Kündigung der Stelle gehabt. Der Herr Chef hatte seiner Angestellten wiederholt ziemlich eindeutige Anträge gemacht. Die Verkäuferin hatte diese Anträge zunächst nur abgewiesen, hatte aber nicht gleich den Mut gehabt, ihre Stelle aufs Ungewisse aufzugeben. Offenbar kannte sie den schönen Satz, den man zweckmäßiger Weise über deutsche Gerichte schreiben sollte: „Gerechtigkeit ist ein schön Ding, aber es gibt auch Justiz.“

Die Folge ihrer Haltung war, daß sie bei jeder Gelegenheit beschimpft wurde. Als sie eines Tages „Frauenzimmer“ und „Weibsbild“ hieß, hatte sie genug.

Die Folge war eine Klage vor dem Kaufmannsgericht. Das Urteil lautete auf Abweisung der Klage. In der Urteilsbegründung wurde ausgeführt, daß es wohl „nicht korrekt“ von dem Beklagten gewesen sei, seine Angestellte so zu beschimpfen, daß aber „eine erhebliche Ehrverletzung“ nicht vorliege, besonders da man noch berücksichtigen müsse, daß der Beklagte zu dem Zeitpunkt, wie die Klägerin selbst angab, „etwas angetrunken war“.

Also Trunkenheit des Chefs ist künftig ein Milderungsgrund. Es wäre einmal interessant zu hören, wie sich das hohe Gericht dazu stellen würde, wenn ein Angestellter angetrunken ins Geschäft käme und infolge dieses Zustands den Chef beschimpfte.

Erich Roseck

Ein gesunder Professor

Der Professor Stier von der Berliner Universität hielt einen Vortrag über Unfall-Neurose, in den die Mitglieder und Beisitzer des Reichsversicherungsamts und des Reichsversorgungsgerichts auf Kosten des Reichs geschickt wurden, weil sie, die höchsten Spruchinstanzen, sich die Fortschritte der modernen medizinischen Wissenschaft zu eigen machen müßten.

Und also sprach der Stier: „Es gibt keine Unfall-Neurose!“ Das zu beweisen sei nicht leicht, aber er hätte längst bemerkt, daß die Neurose nur dann möglich wäre, wenn eine bestimmte Willensrichtung vorhanden sei – für krank gehalten zu werden, nicht arbeiten zu brauchen, versorgt zu sein, Rücksicht von Andern zu erfahren. Den Neurotikern werde am besten dadurch gedient, daß ihnen die Rente entzogen würde. Er könne das praktisch beweisen. Er selbst hätte 50 Telephonistinnen, die durch elektrischen Strom beschädigt worden seien, für gesund erklärt. Nur ein geringer Kreis von Gutachtern allerdings sei in der Lage, so gute und doch richtige Gutachten abzugeben. Das sei sehr schwer, und es sei notwendig, daß die Gutachter endlich höher bezahlt würden.

Also sprach der Stier.

Im Jahre 1923 war die Reichsregierung konjunkturtüchtig genug, alle zwanzigprozentig Beschädigten in wertloser Papiermark abzufinden. Im Jahre 1926 scheint sie Krankheiten wegreden zu lassen, damit sich der Dank des Vaterlandes an den Kriegsbeschädigten erfülle.

Eine herrliche Wirtschaft: fein bezahlte Gutachter und keine Unfall-Neurotiker mehr!

Muß der Stier gesund sein!

Carl Mertens

Deutsche Literaturgeschichte

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung zu Berlin gibt, 1926, Dr. phil. Hermann Ammon eine ‚Deutsche Literaturgeschichte in Frage und Antwort von Luther bis zur Gegenwart' heraus.
Ein paar Proben:

In welcher Schrift verunglimpft Heine, der seit 1831 in Paris lebte und eine französische Staatspension aus dem Geheimfonds erhielt, sein Vaterland ?

In seiner Satire: Deutschland, ein Wintermärchen (1844), 27 kurze Gesänge in Knittelversen.

Wodurch ist der beispiellose Erfolg von Gerhart Hauptmann soziologisch mitbedingt?

Hauptmann begab sich schon in seinen Anfängen in die Abhängigkeit der jüdischen Kritik und Presse, die ihn für ihre republikanischen Ideen ausschlachteten. Die Juden Maximilian Harden und Th. Wolff bewirkten seine Schilderhebung in einer Sondervorstellung der Freien Bühne, Berlin.

Charakterisieren Sie die die Dramatiker des Symbolismus!

Arthur Schnitzler (1862) macht die symbolistische Mode mit in seinem ‚Schleier der Beatrice'. Sonst ist der Wiener Jude der Dichter erotischer Frivolitäten. Sein ‚Anatol' (1893), ‚Liebelei' (1895) und ‚Reigen' (1897) können das traurige Verdienst für sich in Anspruch nehmen, das deutsche sittliche Empfinden zersetzt zu haben.

In dem Waschzettel des Verlages heißt es:

Pädagogisch führt diese Methode zur leichten Einprägung des Wesentlichen. Klarheit der Darstellung und vollständige geistige Durchdringung des Stoffes... zeichnen auch dieses Werk in hervorragendem Maße aus. Nicht nur der höhere Schüler und der germanistische Student, die das Werk mit Spannung für ihre Examensvorbereitung erwarten, sondern auch der Lehrer, ja jeder Gebildete, der in der Deutschkunde die Grundlage einer gesunden nationalen Kultur erblickt, findet hier...

Wie die drei Beispiele schlagend beweisen. *Hans Gathmann*

Liebe Weltbühne!

Ich verlange in Essen das ‚Stachelschwein'. „Hamm wer nich mehr," erklärt der Verkäufer, „is eingegangen. Aber nehm Se 'n ‚Uhu' – der is ooch so doll."

Die Kunst des Vergleichs

Waren Sie schon einmal in Kairo? Wenn nicht, so müssen Sie wissen, daß die Fellachenjungen, die dem Fremden zum Ritt nach den Pyramiden ihre Esel anbieten, gewöhnt sind, diese Tiere jeweils nach der Nationalität des Fremden zu benennen. Eins, das einen Italiener trägt, heißt Mussolini. Und so weiter.

Das ist die Voraussetzung für folgende wahre Geschichte aus den Genfer Völkerbundstagen. Man besah in der deutschen Delegation Photographien aus Zeitungen und fand eine darunter, auf der aus Versehen unter Stresemanns Kopf der Name Schubert, unter Schuberts Kopf der Name Stresemann geraten war. Als die großen Herren sich darüber harmlos amüsierten, glaubte der Attaché F., der zur persönlichen Dienstleistung bei Stresemann kommandiert war, auch sein Teil zur Unterhaltung beitragen zu müssen, und sprach die folgendermaßen geflügelten Worte:

„Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf: Das erinnert mich an Kairo. Da heißen auch zwei Esel heute Bismarck und Napoleon und morgen umgekehrt!"

Die Popularität des Attachés F. kennt seit diesem Ausspruch keine Grenzen mehr. *Martin Bern*

Bürgerlicher Sexual-Kongreß

Es riecht nach Praxis, Pult und Professur.
Man sucht im Sexus auch das Ideale.
Normalempfinder üben Korrektur,
erheben Weib und Akt ins Pastorale.

Ein Theologe spricht von Spiel und Drang,
die Oberschwester kündet Liebesziele,
Geheimrat Groll beleuchtet stundenlang
den Lustgefühl-Komplex der Kinderspiele.

Man spricht von fremder Sinnen-Lust und -Qual
mit leichter Milde und Erkenntniskühle.
Der Atem Gottes weht durch das Lokal.
Wie dünner Weihrauch schwebt es um die Stühle. *Karl Schnog*

Menschenfreunde. Von Jakob Haringer sind erschienen: ‚Dichtungen‘ (im Verlag Gustav Kiepenheuer); ‚Kind im grauen Haar‘ und ‚Das Räubermärchen‘ (im Frankfurter Iris-Verlag); ‚Das Marienbuch‘ (im Amsterdamer Verlag Christof Brundel); und ein paar Privatdrucke. Wie Jakob Haringer dichtet? Das sagen die Verse in dieser Nummer. Wie Jakob Haringer lebt? Das sagt der folgende Brief von Alfred Pabst: „Haringer ‚wohnt‘ in einem Keller, der feucht ist, sodaß Bücher und Bilder schimmeln, und der nur notdürftig durch eine Gasflamme erhellt werden kann. Sein Bett ist eine Matratze am Fußboden. Da er bisher für seine ‚Dichtungen‘, die ihn berühmt gemacht haben, zwar den Gerhart-Hauptmann-Preis, aber noch keinen Pfennig Honorar erhalten hat, so hungert er. Selbstverständlich haben Keller und Gas (das auch am Tage brennen muß) seine Gesundheit zerrüttet. Und ebenso selbstverständlich ist ihm in diesem feuchten Loch, bei dieser Beleuchtung und dank diesem Mangel an Nahrung unmöglich, geistig und künstlerisch zu arbeiten. Hier vollzieht sich in aller Stille das bekannte deutsche Dichterschicksal. Wenn Haringer verreckt sein wird, werden wir uns vor scheinheiligen Nekrologen nicht retten können.“ Da wollen wir doch lieber ihn retten. Jakob Haringer besitzt von vieren seiner Werke 25 – 100 Stück. Sie kosten je 2, 3, 4 und 6 Mark. Außerdem besitzt er von dem Privatdruck ‚Die Einsiedelei‘ 40 Exemplare zum Preise von je 20 Mark. Laßt euch davon kommen, was Ihr bezahlen könnt. Die Adresse des Dichters ist: Bad Reichenhall.

E. H. Nicht Sie allein: viele Leser haben sich nach dem Autor der ‚Marneschlacht‘ erkundigt, die in Nummer 36 erschienen ist, nach Joseph Delteil Poèmes des Titels: ‚Le coeur grec‘ haben einen Preis der Académie française, eine ‚Jeanne d’Arc‘ hat den Prix Femina 1926 erhalten – ein Roman, den die deutschen Verleger ablehnen, weil France und Shaw das Thema besser behandelt hätten. Außerdem gibts Romane wie: Cholera, Sur le fleuve d’amour, Les cinq sens und eben jenes Kriegsbuch ‚Les Poilus‘, woraus ich die Probe gebracht habe. Wenn man von dieser auf die ganze Produktion schließen dürfte, dann wäre dem Mann der Erfolg auch in Deutschland sicher.

Beckmesser. Die Beherrschung des Kleinen Einmaleins müßte Ihnen ermöglichen, sich auszurechnen, daß Artikel einer Wochenschrift über eine Krise wie die spanische an dem Tage, wo sie erscheinen, immer von den Ereignissen überholt sein müssen. In Nummer 41 hat Hanns-Erich Kaminski geschrieben, daß Primo de Rivera sich bemühe, seine Position zu befestigen. Grade als das Heft aus der Maschine kam, also zu spät traf der folgende Zusatz ein: „Zunächst ist die echt bourbonische Intrige Alfonsos, die Politiker durch Augenzwinkern an die Dynastie zu ketten und sich für seinen Verfassungsbruch mit seiner Ohnmacht zu entschuldigen, denn auch gescheitert. Die Unterredung, die er mit dem Führer der Konservativ-Liberalen, Sanchez Guerra, gehabt hat, soll sogar einen recht dramatischen Verlauf genommen haben. Auch der Führer der Liberalen, Graf Romanones, hat ihn darauf hingewiesen, daß seine Zustimmung zur Einberufung eines machtlosen Notabelnparlaments alle Quellen des Verfassungslebens verschütten würde. Die politischen Parteien beabsichtigen, gegen die damit auch formal vollzogene Aufhebung der Konstitution – bisher galt sie nur als suspendiert – feierlich Einspruch zu erheben. Sie werden dadurch unvermeidlich in einen ausgesprochenen Gegensatz zum König geraten. Aber daß sie es damit nicht allzu ernst meinen, ergibt sich aus der Äußerung von Romanones, er sei nach wie vor der gute Freund des Königs. Sie meinen es nicht allzu ernst damit, in einen ausgesprochenen

Gegensatz zum König zu geraten — ist da wirklich von spanischen Notabeln die Rede? Ich dachte: von deutschen Sozialdemokraten, die für ihren Oberschieber von König gelernt haben, ihm ein Millionenvermögen auf Kosten des Volkes zuzuschieben, und dieses Volk zur Genüge kannten, als sie ihm zutrauten, daß es sich durch die Verlängerung der Polizeistunde willig entschädigen lassen werde. Halts Maul, sauf eins und sing die Wacht am Rhein: das ist die Parole für die Partei der Engels, Marx, Lassalle und Bebel geworden.

Edgar Linick in Heidelberg. Untere Neckar-Straße 34. Sie wünschen, daß die Weltbühnen-Leser Ihrer Stadt, die Sie vereinigen wollen, Ihnen ihre Adresse mitteilen.

Jüngling. Du fragst verwundert, wer der Schriftsteller Marco Brociner sei, dessen Namen du vor Nummer 41 niemals vernommen hättest, und ein Wiener fragt, was dieser Tapergreis mir denn zugefügt habe, um mich zu einer so unsanften Behandlung zu veranlassen. Mir? Ich für mich neige in geringem Maße zur Rachsucht. Ich habe dem Mann schon lange verziehen, daß er mir vor annähernd tausend Jahren die ‚Hochzeit von Valeni' zugefügt hat, einen Schmarren, von dem ich der Jugend von heute keinen Begriff geben kann, teils weil sie mir doch nicht glauben würde, teils weil ich das Zeugs glücklicherweise vergessen habe. Aber diesen Begriff hat vor annähernd tausend Jahren mein Polgar der Jugend von damals gegeben. Der rumänische Hintertreppenschmierfink nun, dem menschlicher Anstand und aesthetisches Urteil ermöglichen, seinen „Kollegen" Frank Wedekind als „grinsenden Faun und dilettantischen Phraseur" zu bezeichnen, der hat sich die wahrheitsliebende Kritik annähernd ein Jahrtausend lang zäh gemerkt, und als drei Bände, drei einzigartig dichte Bände solcher Kritiken gesammelt vorlagen, da ging er hin und verfaßte sechs Spalten gegen das Lebenswerk eines — jetzt haltet euch fest: „eines Eifersüchtigen über den glücklichen Rivalen: den Dichter, den Könner, den Gestalter". Der Dichter, der Könner ist der Gestalter von Stücken, die man nur etwa neben die Stücke von Hans Müller zu halten braucht, um diesen als Kreuzungsprodukt von Shakespeare und Goethe zu empfinden. Der Rivale hingegen... Wollt Ihr, die Ihr hier beinah jede Woche in Polgar schwelgt, genau erfahren, was Ihr seit beinah zwanzig Jahren ganz ahnungslos bewundert habt und bewundert? Prätentiöse Ohnmacht, die sich als strotzende Kraft aufplustert; grobmechanische Komik, die ein feineres Gefühl beleidigt; Geschmack und Gewissen eines Wikingers; Spiegelfechterei; die brennende Gier, aufzufallen, zu prunken, zu übertrumpfen und... Genug; und schon viel zu viel. Ich hätte diesen lächerlichen Fall ja wohl auch schwerlich vermerkt, wenn er nicht schließlich doch eine ernste Seite hätte. Es ist ebenso alt wie selbstverständlich, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt. Bei uns singen alle Zeitungen und Zeitschriften Hymnen auf diesen Polgar, die selbst in der höchsten Tonlage seiner Meisterschaft immer noch nicht gerecht werden. Daß bei unsern Bundesbrüdern, wo sich niemals ein Kritiker ihm hat vergleichen können, keiner von ihm Notiz nimmt und jeder sein Blatt hindert, es zu tun — gut, so will es die Ordnung, so will es das Recht; und das wäre bei uns vielleicht gar nicht anders. Daß aber die einzige Zeitung, die von der Regel abweicht, einem vorsintflutlichen Tantiemenjäger beispiellos niedrigen Grades erlaubt, seine verstockte Rankünе an einem Stolz deutscher Literatur, an der Verkörperung menschlicher Noblesse, an diesem Nervensystem von letzter Verfeinerung geifernd und übelriechend auszulassen: das ist eine Handlungsweise, die der Berliner Presse einfach nicht zuzutrauen wäre. In Ferdinand Kürnbergers Stadt ist die Scham zu den Hunden entflohen. Und da ist sie freilich besser aufgehoben als beim Neuen Wiener Tagblatt.

Proletarische Bücherleser. Die Vereinigten Arbeiter-Buchhandlungen Berlins veranstalten im Gewerkschaftshaus am Engel-Ufer 24 eine Groschenmesse. Sie bietet gute Literatur aller linksgerichteten Verleger zu den Preisen feil, die Ihr erschwingen könnt: für 10 Pfennige bis zu 2 Mark. Der Erfolg dieser Groschenmesse ist so groß, daß sie bis zum 31. Oktober täglich von 10 bis 7 Uhr geöffnet bleibt. Nachlieferungen bringen jeden Tag neue Bücher. Versäumt nicht die Gelegenheit, euch für den langen, harten Winter einzudecken.

Max Schüler in Berlin-Reinickendorf-Ost, Flotten-Straße 48. An Sie soll sich wenden, wer der ‚Freien Sozialistischen Jugend' beitreten will. Das ist eine Gemeinschaft, die junge Menschen zu neuen Menschen erziehen zu können hofft. Voraussetzung dazu ist: keinerlei Beschränkung durch Parteipolitik, die in Deutschland rechts und links gleich sicher zur Verkleisterung des Gehirns und zur Entmannung des Charakters führt. Das Ziel ist: Verwirklichung des Sozialismus. Ein Mittel ist: die Zeitschrift des Bundes, der die Mitarbeit jedes Mitglieds lieb wäre. Und der erste Gegenstand, der eures Kampffurors würdig wäre? Ein Reichsgesetz zur Unschädlichmachung des Hohenzollern-Vergleichs.

Politischer Gefangener. Sie hoffen, die Behandlung, die Sie in einer deutschen Strafanstalt erfahren, ein bißchen leichter zu ertragen, wenn Sie die Broschüre lesen, die Manfred Georg hier voriges Mal angezeigt hat, vermissen aber die Nennung des Verlags. Die Broschüre heißt: ‚In den Totenhäusern Groß-Rumäniens' und ist vom Exekutivkomitee der Internationalen Roten Hilfe (Berlin, Schadow-Straße 1 b) herausgegeben worden.

Luftreiniger. Am 25. Oktober beginnen in Landsberg an der Warthe die ersten Prozesse gegen Oberleutnant Schulz, Leutnant Hayn und Feldwebel Klapproth, denen mehrere Morde und Mordversuche an Mitgliedern der Schwarzen Reichswehr zur Last gelegt sind. Schulz und Klapproth, die Häuptlinge aller Fememörder, werden, unter anderm, beschuldigt, den Feldwebel Gädicke in einen Hinterhalt gelockt, brutal zu Boden geschlagen und schwer verletzt zu haben. Trotzdem ist er am Leben geblieben, kann also, im Gegensatz zu den gründlicher erledigten Opfern dieser Bestien, als Zeuge und Nebenkläger wider sie auftreten. Leider enträt er der nötigen Mittel, um seine Sache erfolgreich zu führen, nämlich sich einen Anwalt zu leisten. Wer helfen will, ihm das zu ermöglichen und dadurch die Hintergründe dieser ganzen Serie scheußlichster Verbrechen zu erhellen, der überweise unter der Bezeichnung „Gaedicke" einen Betrag auf das Postscheckkonto des Verlags der Weltbühne Berlin 11 958.

Zeitungsleser. Eine Korrespondenz hatte behauptet, daß der Reichspräsident um die Tätigkeit des Kronprinzensohns in der Reichswehr gewußt habe. Darauf war aus dem Büro des Reichspräsidenten ein Dementi erfolgt. Jetzt lese ich in einer Anzahl von Provinzblättern unter der Chiffre jener Korrespondenz: „Wir halten unsre Meldung im vollen Wortlaut und im vollen Sinn aufrecht und werden sie gegenüber etwa weiter versuchten Ableugnungsmanövern bis zur Darstellung der Wahrheit mit allen dann notwendig werdenden Sach- und Personenangaben belegen. Die Erklärung des Büros des Reichspräsidenten aber können wir nur als eine grobe Irreführung der Öffentlichkeit bezeichnen." Hoffentlich läßt das Büro des Reichspräsidenten diese Beschuldigung nicht auf sich sitzen. Es hat ein moralisches Prestige zu verlieren, über dessen Wert und Wichtigkeit es sich ja wohl klar ist, und mit dem es deshalb kaum leichtsinnig wird umgehen wollen.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Sachsen, Preußen, Reich und Kaiser von Carl v. Ossietzky

Ein Communiqué der Botschafter-Konferenz kündigt Wiederaufnahme der Militärkontrolle an. Beträchtliches Aufsehen. Die Wilhelm-Straße repliziert erregt: Thoiry gefährdet! Nachher stellt sich Alles als ein „Mißverständnis“ heraus. Das erste, das alarmierende Communiqué stammte von Havas, das andre, das beschwichtigende von Reuter. Der Sinn der Übung dürfte wohl sein, daß die Botschafter-Konferenz von der Entwicklung der militärischen Angelegenheiten in Deutschland nicht grade entzückt ist, aber aus einer Mahnung keinen Konfliktstoff machen möchte. So kam das Spiel zustande, das wir, ach, so gut, kennen: der böse französische Havas runzelte die Stirn und pfiff ein paar Unfreundlichkeiten durch die Nase, und dann kam der herzige Onkel Reuter und lächelte Alles wieder glatt. Wann werden die Franzosen endlich so gescheit werden, auf Rollenwechsel zu dringen? Warum kann nicht einmal der begabte Havas den père noble, der mimisch so wandlungsfähige Reuter den Intriganten spielen?

*

Der Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik hat Wiking und Olympia auf Herz und Nieren geprüft, nichts Verdächtiges gefunden und daraufhin das Verbot des Preußischen Innenministeriums vom 12. Mai aufgehoben. Vorbereitungen zum Rechtsputsch sind in Deutschland nicht strafbar. Findet sich schon eine Regierung, die einschreitet, so ist auch gleich ein Gericht da, das die Brüder wieder laufen läßt. Die ganze Claß-Verschwörung wird nur einem Einzigen fatal werden: nämlich jenem Doktor Dietz, der das Komplott an das Preußische Innenministerium denunziert hat, und den der neue Herr Oberreichsanwalt, der Vertraute des Reichsbanner-Heiligen Marx, schon heute fest am Kragen hält, nicht weil er Herrn Claß verpetzt, sondern weil er angeblich militärische Geheimnisse verraten hat. Das heißt: man hat so lange bei ihm gehaussucht, bis man ein Schreiben fand, aus dem sich ergab, daß er irgendeine Erfindung militärischen Genres, vom Reichswehr-Ministerium außerdem abgelehnt, ans Ausland hätte verkaufen wollen. Die neue Leistung des Staatsgerichtshofs zum Schutze der Republik trägt die Unterschrift des Herrn Niedner, der als Richter ja längst einen Ruf genießt, aber von der demokratisch-republikanischen Presse nicht viel behelligt wurde, weil er klugerweise die Kommunisten als Jagdobjekt bevorzugte. Nach diesen kleinen Vorpostengefechten wagt sich Herr Niedner nun an höheres Wild, und sein Debut ist in der Tat ein Treffer mitten ins Schwarz-Rot-Goldne. Vielleicht werden die demokratischen

Blätter sich jetzt endlich mit diesem Richter kritisch befassen, der zudem ihre höchsteigne Entdeckung ist, und den sie vor ein paar Jahren noch als „bon juge“ gefeiert haben.

*

Das Reichsministerium des Innern beschäftigt sich seit geraumer Zeit mit der Anfertigung von Ausführungsbestimmungen zum Artikel 48 der Reichsverfassung. Wie man sich das im Kanton Külz denkt, bewies ein Entwurf, der einen offensichtlichen Rückschritt selbst gegenüber dem gegenwärtigen Zustand bedeutet, da er, was bisher Willkür war, zum System macht. Herr Külz dementierte sofort sehr scharf, und die Gereiztheit seiner Sprache ließ erkennen, wie wert ihm das Ding war, das vor der Öffentlichkeit notgedrungen als Privatleistung eines x-beliebigen Referenten qualifiziert werden mußte. Der Artikel 48! Die Geschichte seiner Anwendung ist die Geschichte der Republik, und deren traurigster Erinnerungstag bezeichnet die Hochkonjunktur des Bajonett-Paragraphen. Grade jetzt vor drei Jahren, am 23. Oktober 1923, begannen die Feindseligkeiten der Truppen des Generals Müller gegen das sozialistische Kabinett Zeigner in Dresden. Kein Artikel in den patentierten Organen der Republik-Rettung, kein Reichsbanner mit Fackeln und Fahnen wird daran erinnern. Begreifliches Schweigen. Denn hier waren die Schwarz-Rot-Goldenen nicht wie sonst die Geprellten oder Schwachen: hier hatten sie die Initiative, und das Plazet sozialdemokratischer Stresemann-Minister, der Segen der Oberpriester in der Linden-Straße begleitete die grünen und schwarzen Krieger des Generals Müller auf ihrem Siegeszug gegen die republikanische Konstitution und gegen eine Regierung, die nicht um ein Jota vom Gesetz abgewichen war. Ein Politiker, schwach an Erfahrung und Menschenkenntnis, doch an Instinkt und lauterm Willen den Routiniers überlegen, der sympathischste Sozialistenkopf seit Kurt Eisner, hatte gewagt, wider das Monopol der Welse zu meutern, und dafür traf ihn des Reiches Acht und Aberacht. Wie dieser Einmarsch sich vollzogen, wie viele Blutopfer er in den armseligen Proletariernestern dieses ausgehungerten Industrielands gekostet hat, ist niemals bekannt geworden. Durch den Ausnahmezustand war damals den wenigen, wahrheitgewillten Blättern die Sprache genommen, und ein infam verlogener Strafprozeß gegen Erich Zeigner rückte Alles aufs Niveau der Spießer-Sensation und verdunkelte den politischen Tatbestand. Aber mochte man die Tragödie Sachsens selbst unterschlagen: die Folgen können nicht verschleiert werden. Ludwig Hatvanys Wort über Horthys Ungarn hat auch für Sachsen Geltung: Das verwundete Land! Seit 1923 ist Sachsen ein krankes Land: eine schlecht gepflegte Wunde, von Pfuscherfingern mit der Salbe Große Koalition bestrichen und für kuriert erklärt, ist ver-

eitert. Rhein und Ruhr sind lange befriedet, doch Sachsen trägt noch immer jene Züge seelischer Zerknitterung, so charakteristisch für okkupiertes Gebiet. Im bürgerlichen Lager herrscht – mindestens seit der Abtretung Reinholds an die Reichsregierung – nur noch die eine durch Parteifahnen selbst für Kenneraugen schwach nüancierte Reaktion, während die Sozialdemokratie ihre Schwäche von 1923 durch ein spätes Schisma büßen muß. Die Linke ist Opposition und hat gegen Alle zu kämpfen, die Rechte, die sich nicht ohne Grund „Alte Partei“ getauft hat, kämpft für die Fortführung der Allianz mit den Bürgerlichen und leistet sich, obgleich fast ganz ohne organisatorische Unterlage dennoch eine Wahlcampagne, die auf einige Meilen gegen den Wind nach Industriegeldern riecht. Eine gespaltene Sozialdemokratie: das ist der Effekt der Großen Koalition in Sachsen. Lockt das zur Nachahmung? Deshalb wird der 31. Oktober, der sächsische Wahltag, die Probe aufs Exempel auch fürs Reich sein. Siegen die Koalitionsfreunde der Alten Partei, dann wird es für die Berliner Bonzokratie keine Hemmung mehr geben. Unsre Sympathien sind bei den Linken, nicht nur, weil sie einer gefährlichen Entwicklung eben noch Einhalt gebieten können, sondern weil diese Wahl überhaupt eine Appellationsinstanz für sie bedeutet, eine Berufung gegen das Unrecht von 1923.

*

Vergebens fragt man, warum die sozialdemokratischen Führer so lüstern sein mögen, sich nochmals mit einer Stresemann-Koalition zu kompromittieren. Haben die Herren Obergenossen denn noch nicht von dem ersten Versuch genug? Und das persönliche Vergnügen des Herrn Hilferding, sein Sitzfleisch wieder einmal für ein paar Wochen im Ministersessel zu dehnen, kann doch für eine so große Partei kein Motiv sein. Dabei ist der Sozialdemokratie auch in diesem Jahr ihr sprichwörtliches Schweineglück treu geblieben. Mochten ihre eignen Leistungen auch oft genug minimal sein: immer haben die Gegner für Zulauf gesorgt. Der letzte große Glücksfall der Partei ist die Abfindungsfrage gewesen. Als sie sich für den Volksentscheid erklärte, war sie plötzlich wieder Mittelpunkt. Niemals kommt die innere Substanzlosigkeit der Kommunisten deutlicher zur Erscheinung, als wenn die große Nachbarin entschlossene oppositionelle Politik macht: man sieht dann, daß die Kommunistenpartei eigentlich gar kein Eigenleben führt, sondern nur von der Unzufriedenheit der Massen mit den Sozialistenführern zehrt. Wir vertreten hier nicht die intransigante Auffassung, daß für eine Arbeiterpartei überhaupt nur die Alleinregierung in Frage komme: wohl aber hat eine Arbeiterpartei einen größern Prinzipienfonds zu riskieren und muß deshalb, tritt sie in eine Koalition, sich darüber klar sein, ob sie

innerlich nicht Schaden nimmt, und ob die von den Partnern
gebotenen Garantien genügen. Daran hat es bisher gehapert.
Immer sind die sozialistischen Minister lädiert zurückgekom-
men, und von den Garantien wollen wir lieber gar nicht
sprechen. Wenn jetzt gesagt wird, die Große Koalition binde
die Deutsche Volkspartei an die Republik, so pfeifen wir auf
diese Bindung, wenn die Arbeiter den Glaubenswechsel
der Stresemänner mit sozialpolitischem Rückschritt hono-
rieren müssen. Warum macht nicht endlich die Sozial-
demokratie ihren Preistarif für Allianzen, so wie es
die Andern auch tun, warum muß es immer die Millionen-
partei sein, die nachher blamiert und lackiert davonschleicht?
Wenn die Deutsche Volkspartei sich zur Zeit so spröde zeigt,
daß nicht einmal das Hohenzollern-Geschenk des Genossen
Otto Braun ihre Neigung auch nur zu Vorverhandlungen för-
dern kann, so sollte sich auch die sozialdemokratische Führer-
schaft endlich fragen, was diese geschäftstüchtige Partei erst
verlangen wird, wenn die Verhandlungen ernsthaft eröffnet
sein werden. Wissen die Führer, was im Lande vorgeht? Die
Empörung gegen die Bewilliger ist allgemein. Als der Kuczynski-
Ausschuß im vorigen Dezember zu arbeiten begann, war er ein
isoliertes Gremium von Eingängern; als seine Parolen unter die
Leute kamen, traten fünfzehn Millionen hinter ihn. Die ehren-
werte Bonzokratie möge sich nicht täuschen: es lebt eine Er-
regung im Volk, die dazu führen kann, daß nicht allzu viele
Raten nach Holland abgeführt werden, und es wäre schlimm,
wenn nicht die Mittel gefunden würden, auch das abge-
schlossene Geschäft noch zu versalzen. Daß diesmal kein Gras
über die Affäre wächst, dafür sorgt schon der reich beschenkte
Wilhelm selbst. Hat nicht Höpker-Aschoff mit der Miene des
Eingeweihten immer wieder beteuert, Gewißheit zu haben, daß
der Exkaiser gar nicht daran denke, von dem ihm zugesproche-
nen Wohnrecht in Schloß Homburg Gebrauch zu machen?
Doch kaum da ihm das Wort entfahren und die Vorlage unter
Dach, erhöhte Tätigkeit in Doorn: Palaver mit dem hollän-
dischen Innenminister; unerwartete Ankunft Frau Herminens
aus Deutschland; Telegramm an den Berliner Hearst-Korre-
spondenten, daß Wilhelm seine Rückkehr durchaus der Vor-
sehung anheimstelle. Das heißt, aus dessen Ausdrucksweise
in unser geliebtes Deutsch übertragen: daß in Doorn schon die
Koffer gepackt werden. Und wenn die Sozialdemokraten jetzt
eilig ein Sondergesetz durchdrücken wollen und die Reichs-
regierung versichert, sie halte die Einreise für unerwünscht,
so darf nicht unerwähnt bleiben, daß in dieser Regierung Herr
Stresemann sitzt, der schon den Filius durchgeschmuggelt hat,
und daß die Vorsehung, der Wilhelm mit der ganzen Glaubens-
stärke der gewesenen summus episcopus vertraut, das gefällige
Antlitz des Genossen Braun trägt.

Die adlige Rebellin von Hellmut v. Gerlach

Als junger Referendar in Berlin verkehrte ich viel mit einigen ältern Herren der Deutschen Adelsgenossenschaft. Öfters, wenn wir im Café saßen, gesellte sich ein alter, überaus vornehm aussehender, gescheiter und liebenswürdiger Herr zu uns. Jedesmal erzählte er von dem Besuch an irgendeinem Hofe, bei dem Großherzog von Baden, dem Herzog von Anhalt oder sonstwo. Strahlend berichtete er von den großen Summen, die ihm zugesagt seien, damit er seinen Plan ausführe, gegen die „liberalen“ Konversationslexika von Meyer und Brockhaus ein konservatives zu schaffen. Zugesagt – aber offenbar nicht gegeben. Denn die Zusammenkunft endete regelmäßig damit, daß er Einen von uns anzupumpen versuchte, wobei er selbst mich armen Kerl nicht verschonte, sodaß ich später zu flüchten pflegte, sobald die Silhouette seines Vollbarts in der Ferne auftauchte.

Das war der Vater der Annemarie v. Nathusius, die am 17. Oktober, kaum 52 Jahre alt, plötzlich gestorben ist.

Man kann sie weder als Schriftstellerin noch als Mensch ganz verstehen, wenn man nicht das Milieu kennt, in dem sie aufgewachsen ist. Ihr Vater, Philipp v. Nathusius, Besitzer der großen Herrschaft Ludom im Posenschen, Chefredakteur der Kreuz-Zeitung, verkörperte das Feinste und Geistigste, was es im alten preußischen Junkertum gab. Und war doch zugleich von einem Adelshochmut, der an Borniertheit grenzte. Er war im Grunde ein durchaus anständiger Kerl – und machte sich doch gar kein Gewissen daraus, Geld zu borgen, wo ers nur kriegen konnte, und dabei Versprechungen zu machen, wie sie ein einfach bürgerlich empfindendes Gemüt nicht über die Lippen gebracht hätte. Die Grenze des Hochstaplertums wurde hart gestreift, ohne daß er offenbar irgendeinen dolus hatte. Denn ihm schien es einfach Pflicht der Gesellschaft, einem Manne wie ihm ein standesgemäßes Leben zu sichern.

Durch die Seele seiner Tochter Annemarie ging fast vom ersten Tage an, wo sie selber urteilen konnte, ein Riß. Sie war so unsagbar stolz – und mußte täglich die Demütigungen mitansehen, die die finanzielle Misere der Familie auferlegte. Sie verehrte ihren klugen, feinsinnigen Vater – und konnte ihm doch ihre Achtung nicht bewahren. Sie fühlte sich ganz zur Kaste des Adels gehörig – und lernte doch von Jahr zu Jahr diese Kaste wegen ihrer Hohlheit und Heuchelei mehr verachten. Sie lechzte nach Schönheit und Luxus – und sah sich erdrückt von den grauen Sorgen eines Alltags, der schließlich fast nur noch von den Besuchen des Gerichtsvollziehers oder der Furcht vor ihnen Anregung erhielt.

In jungen Jahren, gänzlich unaufgeklärt – was in den Häusern des orthodoxen Adels eine Selbstverständlichkeit war – wurde sie an einen reichen Vetter verheiratet, der ihr durch seine stattliche Gestalt und seine Rittmeisteruniform imponierte. Er war ein Wüstling, Trinker, Spieler, Frauenjäger, dabei kulturell ein Banause. Vielleicht nicht schlimmer als Tausende seiner Standesgenossen, mit denen sich ihre Frauen

abzufinden wissen. Aber eine Annemarie v. Nathusius konnte sich nicht bescheiden. Sie lehnte sich auf. Sie wurde die Rebellin, als die sie in den Augen aller Derer fortleben wird, die sie gekannt haben. Rebellin gegen die gesellschaftlichen Vorrechte der Adelskaste, Rebellin gegen den Militarismus, Rebellin gegen den Kirchenglauben, Rebellin gegen die sexuelle Hörigkeit der Frau, gegen alle Vorurteile, die ihr irgendwo in der Gesellschaft zu bestehen schienen.

Sie tobte ihr Rebellentum in ihren Büchern aus. Im ‚Stolzen Lumpenkram' warf sie dem Junkertum den Fehdehandschuh hin. Persönliches, Allzupersönliches dominierte. Aber der heiße Atem des Selbsterlebten gab ihm einen Wert, der weit über den rein literarischen Wert hinausgeht. Abgeklärter faßte sie ihre Eheerlebnisse noch einmal zusammen in dem Roman ‚Ich bin das Schwert', der von so gewaltiger Schwungkraft ist, daß mein alter Freund Hans Leuß ihm einen Leitartikel in der ‚Welt am Montag' widmete und seine Sprache mit der der Propheten des Alten Bundes verglich.

Auch mich hat das Buch gepackt, erschüttert. Gepackt durch die unerhört lebensvolle Schilderung – ich will nicht sagen: des Junkermilieus, aber des Milieus eines Teils dieses Junkertums, wie ich es selbst kennen gelernt habe. Erschüttert durch die Tragik des Schicksals dieser Frau, die erst durch eine Hölle hindurchgehen mußte, um ein Mensch zu werden, der der Menschheit etwas zu geben hatte.

Sie hatte ihrer Kaste den Krieg erklärt. Und diese Kaste tat sie in den großen Bann. Aber als sie schon am Rande des Abgrunds stand, da fand sie, was es grade in Deutschland so selten gibt: einen Maecen, der ihr ermöglichte, ihr großes Talent als Schriftstellerin auszubilden und der Welt außer ihren Haß- und Rachgesängen auch noch Werke erlesenster Zartheit zu schenken – nichts Unsterbliches, aber wundervoll Schönes wie ‚Rheinsberg' und ‚Julie von Voß'. Fürst Christian Krafft zu Hohenlohe-Oehringen, Herzog von Ujest, war es, der als schon alter Mann von seinem unendlichen Überfluß ihr zur Verfügung stellte, was sie brauchte, um ihren Bedürfnissen entsprechend schaffen zu können.

Wenn ich die Beiden in Annemariens schönheitsgesättigten Räumen plaudern sah, mußte ich mich immer fragen: Was fesselt diesen erzkonservativen Magnaten an diese Rebellin, die doch eigentlich in jedem, aber auch in jedem Punkt seine heiligsten Gefühle verletzen muß? Vielleicht hatte der alte Junggeselle, dessen ganzes Dasein sonst nur von Jagd erfüllt war, das Gefühl, seinem Leben nun doch einen gewissen Inhalt dadurch gegeben zu haben, daß er einem großen Talent die Entfaltung ermöglichte. Er gab von dem, was nicht weniger wurde, und sie gab ihm dafür das Bewußtsein, doch für etwas da zu sein.

Dabei machte sie ihm nicht etwa Konzessionen, obwohl sie eine tiefe Verehrung für ihn hatte. Vielleicht beruhten ihre gegenseitigen Beziehungen, die fast nie getrübt wurden, auf einem gegenseitigen Irrtum: Jeder sah in dem Andern mehr, als er war.

Sie machte ihm keine Konzessionen. Niemand machte sie Konzessionen. Sie war ein kompromißloser Mensch. Ein ganzer Mensch. Und das war das Herrliche an ihr, auch wenn man sich noch so oft über sie ärgern mußte.

Temperament, nichts als Temperament, wirkte sie wie ein Vulkan, den man ja auch nicht für seine Ausbrüche verantwortlich machen kann.

Als der Krieg kam, wurde sie ganz von der Kriegspsychose gepackt. Sie schrieb mir am 2. August 1914:

> Was bedeutet jetzt noch Demokratie und so weiter? Heute Abend essen meine drei Brüder bei mir, zwei gehen morgen früh an die russische Grenze, der dritte, dessen 19jähriger Sohn auch mitgeht, weiß noch nicht wohin. Donnerstag stellt sich mein lieber guter Georg mit unserm geliebten Wagen – ich selbst gehe zum Roten Kreuz. Der Fürst kommt heute Abend, um uns Alle zu sehen – er hat mich seinem Freunde Solms empfohlen, der Führer des Roten Kreuzes ist. Jagow hat sich echt kameradschaftlich benommen, fast freundschaftlich, und so stehe ich wieder in Reih und Glied mit Denen, die heute ihre Haut zu Markte tragen! Hoffentlich tun die reichen Juden den zehnten Teil dessen, was unsre Leute jetzt tun. Alles Andre sei unserm Mut und unsrer Opferfreudigkeit empfohlen.

Aber die Psychose dauerte nur wenige Monate. Mit derselben Leidenschaft, mit der sie sich im ersten Augenblick ohne jedes Nachdenken der Kriegsbegeisterung in die Arme geworfen hatte, wurde sie dann Antimilitaristin. Schon Anfang 1915 widmete sie mir als ihrem „Kampfgenossen“ die Verse:

> Meinen Feinden!
> Ich habe die Leibe zum Teufel gesandt,
> Der Haß ist weit bessere Flamme!
> Und heute sind die Armen im Land
> Von meinem Blut und Stamme!
> Ich will ihr guter Ritter sein,
> Ich werde sie Wege weisen,
> Und ist Eure Rüstung von Stahl so fein,
> Die meine – ist schwarzes Eisen!

So stark wurde ihr Antimilitarismus, daß sie im Januar 1918 zu einem ganz ungeheuerlichen Schritt entschlossen war. Durch ihre ausgezeichneten Beziehungen zu hohen Militärs war sie genau in die Pläne der letzten großen Offensive eingeweiht. Im höchsten Grade aufgeregt kam sie zu mir: „Das zwecklose Morden muß verhütet werden. Ich lasse das Ausland die Pläne wissen. Dann ist die Offensive unmöglich. Millionen von Menschen werden gerettet.“ Ich hatte die größte Mühe, sie von ihren Gedanken abzubringen, die mir unverantwortlich schienen, obwohl ihre Motive die edelsten waren.

Die Revolution trieb sie ganz nach links. Als der Leichenzug Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs die Straßen Berlins durchzog, saß sie mit Hans Paasche im ersten Wagen hinter den Särgen, einen blutroten Kranz vor sich.

Dann kamen Zeiten, wo sie wieder ganz nach Rechts umschlug, sich für Schlageter begeisterte und den Geist von Potsdam pries.

Immer kämpfte sie. Aber die Fronten wechselten. Oft unbegreiflich jäh. Sie hatte ja keine Grundsätze. Sie hatte nur Impulse. Und keine Hemmungen.

Aber diese Kämpferin war auch eine Arbeiterin. Nie war sie so empört über mich als an dem Tage, wo ich ihr einmal scherzend sagte: „Sie sind ein Luxusgeschöpf.“ Jahrelang konnte sie mir dieses Wort nicht vergessen, obwohl ich damit nur gemeint und ihr sofort erklärt hatte, daß sie Luxus zum Leben brauche.

Jawohl, den brauchte sie. Es hat Zeiten gegeben, wo sie hungern mußte. Aber schaffen konnte sie nur in reizvoller Umgebung.

Sie hatte einen grenzenlosen Schaffensdrang. Mit fast bürokratischer Peinlichkeit hielt sie jeden Tag ihr gerüttelt Maß von Arbeitsstunden inne. Sie konnte den adligen Drohnen, die sie zur Genüge kennen gelernt hatte, grade deshalb mit so herausfordernder Mißachtung entgegentreten, weil sie selbst eine Arbeitsbiene war.

Eine problematische Natur. Eine zerrissene Seele. Und dabei doch ein Vollmensch.

Ob von ihren Werken sie etwas lange überleben wird, weiß ich nicht, obwohl manches ihrer Bücher es verdiente. Aber das weiß ich, daß diese trotzige Schönheitssucherin von Keinem vergessen werden wird, der ihr, in Liebe oder Haß, je nahe gekommen ist.

Verfassungsschwindel von Ignaz Wrobel

> „Und wenn das hundertmal in der Reichsverfassung steht – hier in der Anstalt bin ich die Verfassung!“

Auf meinen Angriff gegen die neurepublikanische Verlogenheit hat mir – neben vielen Andern – ein Reichsbannerführer einen vornehmen und sachlichen Entgegnungsbrief geschrieben, worin er mir erklärt, warum das Reichsbanner zur deutschen Verfassung steht. Der Verfassungstag liege zwar in den Schulferien, verhindere also so die wichtigste Propaganda: nämlich die republikanische Beeinflussung von Kindern – aber das mache nichts. „Wir stehen und fallen mit dieser Verfassung.“ Na, da fallt man.

*

Eine Verfassung ist, so sie diesen Namen überhaupt verdient, der Extrakt aller Grundgesetze, staatlicher Einrichtungen, wichtigster Praxis des Landes. Diese da ist ein Hütchen, das sich ein gänzlich ungewandelter Koloß spaßeshalber aufs linke Ohr setzt – eine Papiertüte zum politischen Bockbierfest und für höhere Feiertage. Bei der Arbeit nimmt man sie ab.

Denn nicht eher ist an eine ehrliche Wandlung Deutschlands zu glauben, als bis diese Wandlung sich da zeigt, wo sie am allerschwersten durchzusetzen ist: in den kleinen Zellen der Gemeinschaft, im Dorf, im Schulzenamt, in der Reichswehrkompagnie, im Konferenzzimmer der Schule, im

Direktorialzimmer der Fürsorgeanstalt – da, nicht in der Verfassung. Da, nicht im Oberbau des Reichs, pulst das Leben, schlägt der Takt des Daseins, da leben und leiden Menschen – nur da. Und wie sieht es da aus – ?

Ungewandelt.

Für den Häftling ist sein Gefangenenwärter und der Direktor die Reichsverfassung; für den Fürsorgezögling: der Leiter der Anstalt; für den Referendar: der Amtsrichter der ersten Station und später irgendein Landgerichtspräsident – höher hinauf reicht ihrer Aller Erleben nicht, und ein sogenannter republikanischer Minister in Berlin kann Die in Gumbinnen nicht trösten. Tatsächlich ist die Autorität der sabotierenden, autokratischen, wilhelminischen, größenwahnsinnigen Beamten und Vorgesetzten aller Art nicht gebrochen, sondern gestärkt.

Hier zeigt sich die ganze Machtlosigkeit der gutwilligen und die ganze Macht der böswilligen Republikaner. Staatsformen sind viel eher diskutierbar als die wirkliche Reform auf einem Gutshof, und eher kann man den berüchtigten Ebert-Artikel 48 der Reichsverfassung ändern als die Machtvollkommenheit eines Gutsinspektors oder eines Anstaltsarztes. Wer das am wenigsten von Allen einsieht, ist diese Volksvertretung, die so ganz in ihren lächerlichen Geschäftchen aufgeht.

Man frage einmal einen ausgekochten Parlamentarier, was er denn so im Laufe seiner Amtszeit zur Verbesserung des bejammernswerten Loses Derer getan habe, die das Unglück hatten, der deutschen Justiz in die Hände zu fallen. Wenn wirklich einmal, wie in diesem Jahr, von Parlamentariern eine Besichtigungsreise durch die Gefängnisse unternommen wurde, so war die halbe Wirkung selbstverständlich von vornherein sabotiert: die Reise war angekündigt. Kein Volksvertreter hat das Recht, unangemeldet ein Gefängnis zu inspizieren. Also hat er praktisch nur die halbe Möglichkeit, Mißstände aufzudecken. Diese Reise, zum Beispiel, ergab die widerlichsten, die schlimmsten und abscheulichsten Mißstände, anerkannt von Demokraten, ja, selbst von Sozialdemokraten: unmögliche hygienische Zustände; Schikanen höherer Beamter, die nicht dulden, daß Leute aus überfüllten, stinkenden, alten Gefängnissen in modernere Häuser, die halb leer stehen, überführt werden; völlige Straflosigkeit solchen Tuns; unnütze und sinnlose Quälereien der Sträflinge... Was wird nun geändert? Die Volksvertreter treten in Erwägungen ein, und die Eingesperrten abends wiederum in die nach Fäkalien duftende Zelle. Schade, daß man sie nicht austauschen kann.

Im kleinen Kreis Revolutionen durchzuführen: erst das wäre wirklich eine Umwälzung. Die kleine Gruppe ist viel starrer organisiert; ihre Machtverhaltndsse sind einfacher aufgebaut, drücken sich täglich und stündlich bei allen Handreichungen aus und werden ängstlich innegehalten. Der Justizminister kann bei einer Kompetenzstreitigkeit schon einmal nachgeben; der Kompagniefeldwebel unter gar keinen Umständen.

Und er gibt auch nicht nach.

Zwei Stunden vor den Toren Berlins treten die Gutsarbeiter morgens zum „Appell“ an; drei Stunden von der Wilhelm-Straße entfernt pfeift Alles auf wahre Demokratie. Und manchmal braucht man gar nicht einmal so weit zu gehen. Der kleine Machthaber, unerbittlich, ungewandelt, viel gefährlicher noch als der große, vereint in sich alle schlechten Eigenschaften dieses Landes: Herzlosigkeit, Brutalität, wo sie nichts kostet, sechserhaftes Nerotum... sie sind Alle noch da.

Und werden es bleiben, bis aus unsern „Realpolitikern“ Politiker der Realität geworden sind: Männer, die einsehen gelernt haben, daß man das Dorf reorganisieren muß, wenn man ein Land umwälzen will – daß Wandlung nicht oben, sondern unten, nicht außen, sondern innen zu beginnen hat. Erst dann werden wir anstelle dieser lächerlichen Fassadenrepublik eine echte haben können: über Akademieklüngel, Examenskommissionen, Personalreferenten, Baupolizeistellen, Konzessionserteiler, Ämterverleiher siege der republikanische Gedanke.

Wenn er einer ist.

Journalisten von Erich Weinert

Herr Kauz, obwohl aus dem Zeitungsgewerbe,
Ein Mann, mit dem ich mich gut verstand
(Wir hauten dieselbe geistige Kerbe),
Geriet eines Tags außer Rand und Band.
Und das kam so:
Ich sagte, so einen guten Stilisten wie Dr. Müller
(Auch aus der Branche der Zeitungsfüller)
Fände man wirklich sehr selten wo.
Hier wurde Herr Kauz auf ein Mal verrückt,
Als hätte man ihm mit dem Füll ins Gehirn gepickt:
„Der Müller? Und ein guter Stilist?
Mist, sage ich Ihnen, vollendeter Mist!
Außerdem ist ja der Kerl korrupt.
Der hat sich mal ganz übel entpuppt!“
Darauf hörte ich noch eine Viertelstunde:
„Übler Kunde! Ganz übler Kunde!“

Dann hab ich auch den Dr. Müller kennen gelernt
Und zu meinem größten Erstaunen gefunden:
Höchstanständiger Mensch, und weit entfernt
Von dem bewußten übeln Kunden!
Ich fragte Herrn Müller: Sind Sie nicht mal
Mit einem Herrn Kauz zusammen gewesen?
„Nein,“ sagte er, „in irgendeinem Winkeljournal
hab’ ich mal diesen Namen gelesen.“
Ich sagte: Ein glänzender Stilist!
Da wurde Herr Müller auf ein Mal verrückt,
Als hätte man ihm mit dem Füll ins Gehirn gepickt:
„Kauz? Mist, sage ich Ihnen, vollendeter Mist!
Außerdem ist der Kerl korrupt!
Der hat sich mal von einer ganz übeln Seite entpuppt!
Natürlich kenn’ ich den Kauz! Im Grunde
Ein übler Kunde! Ein ganz übler Kunde!“

Man sieht: Sogar bei geistigen Leuten
Gibts schauerliche Berufskrankheiten.

Fascisten-Wirtschaft von Franz Duncker

Rom, im Oktober 1926

Der Graf Volpi, italienischer Finanzminister, reicht von Zeit zu Zeit seine Demission ein. Aber Mussolini zwingt ihn immer wieder, seinen Posten nicht zu verlassen. Dieser Graf muß demnach ein Mann sein, der dem Fascismus unersetzliche Dienste leistet. Volpi, der seine Hand in einer erklecklichen Anzahl großer industrieller Unternehmungen hat, zumal in der augenblicklich schwer bedrohten Elektrizitäts-Industrie, beschäftigt sich außerdem damit, die öffentliche Meinung des Auslands für den Fascismus zu bearbeiten. Er ist nämlich fast Alleinbesitzer der amtlichen Nachrichtenagentur Stefani, die schöne Worte und erfreuliche Neuigkeiten durch sämtliche Drähte und Kabel ins Ausland versendet. Er ist es, der Mussolinis „Gedanken“ in der Welt und der ausländischen Presse verbreitet, für welchen Zweck er monatlich die Kleinigkeit von 10 bis 12 Millionen Lire auszugeben pflegt; mit Erfolg, denn diese Presse druckt gemeinhin ohne jeden Kommentar die Auslassungen dieses italienischen Schatzmeisters. Die Ausgabe von 10 bis 12 Millionen Lire monatlich hat sich also für den Grafen Volpi immerhin bezahlt gemacht; denn heute verbreiten seine Journalisten über den ganzen Erdkreis die Versicherung, daß Italien seit der Thronbesteigung Mussolinis, namentlich aber seit dem Amtsantritt eben dieses Volpi einen herrlichen finanziellen und wirtschaftlichen Wohlstand genießt.

Bekanntlich hat Mussolini mit der ihm eignen Geste angekündigt, 1926 werde für Italien das Jahr der Macht, das „napoleonische Jahr“ sein. Aber die bittere Wirklichkeit ist, daß der Duce das italienische Volk in diesem „napoleonischen Jahr“ gezwungen hat, als einziges Volk der Erde wieder zu der bekömmlichen Nahrung des Kriegsbrots zurückzukehren. Um künstlich die Auslandszahlungen einzuschränken, verbietet die Regierung den Italienern das Reisen und hindert die Industrie an notwendigen Ankäufen, sogar an den unerläßlichsten: von Brotgetreide. In den Lagern ist so gut wie kein Korn mehr vorhanden. Die Ernte ist erbärmlich gewesen, und nach der amtlichen Statistik enthielten Ende August das Lager von Genua nur 19,237, Neapel 81, Venedig 10,994, Bari 611 und Catania 100 Tonnen Brotgetreide. Italien muß mindestens 250 000 Tonnen einführen, sonst naht eine Katastrophe für die Volksernährung. Trotz allen Bemühungen der Regierung um die Einschränkung der Einfuhr verschlechtert sich der Stand der Handelsbilanz zusehends. Es ist dabei so weit gekommen, daß im August die Ausfuhr einen Stand von 1 688 000 Lire erreichte, die Einfuhr aber diesen Stand mit 2 092 000 Lire bei weitem überstieg. Am Ende des Jahres wird das Gesamt-

defizit der Handelsbilanz mindestens 10 Milliarden Lire betragen.

Als der Fascismus im Oktober 1922 an die Macht kam, versprach er zwei mit einander unvereinbare Dinge: die imperialistische Politik und den wirtschaftlichen Wiederaufbau, eine Lira von 50 Goldcentesimi Wert und die wirtschaftliche Expansion. Die gewaltige industrielle Entwicklung des Landes, die er verhieß, ist aber eine Scheinblüte geworden, denn man hat, um wirtschaftlichen Wohlstand vorzutäuschen, die industriellen Unternehmungen gezwungen, sich unsinnig zu vergrößern und ins Ausland zu gehen, hat außerdem auch noch umfangreiche öffentliche Arbeiten ausgeschrieben. Die Regierung hat die Banken vorwärtsgetrieben, und diese sind dem Beispiel der Industrie gefolgt. Das Ergebnis? Die Zahl der Geschäftszusammenbrüche in Italien hat besorgniserregenden Umfang angenommen. Italien ist heute dasjenige Land Europas, das im Verhältnis zur Zahl seiner industriellen Unternehmen die meisten Bankerotte erlebt. Trotz einer für Unternehmertum und Handel so günstigen Politik kann der Fascismus dies fatale Crescendo nicht aufhalten. Vor Beginn des fascistischen Regimes betrug der Monatsdurchschnitt der Geschäftszusammenbrüche 297, nach vier Jahren, im Juli 1926, bereits 715. Es gibt noch ein Kriterium für die Entwicklung: von 176 Millionen Lire, die die Armut vor der fascistischen Segenszeit in den Leihhäusern untergebracht hatte, hat der Fascismus sie bis auf 311 Millionen hinaufgetrieben.

Die Lage an der italienischen Börse läßt schwarz in die nächste Zukunft sehen. Italien verfügt nur über 38 Milliarden Lire Aktienkapital, und die Notierungen an der Börse sind nicht allzu erheblich. Während des Monats September ist ein gewaltiger Sturz aller Aktien eingetreten, wie man ihn früher niemals erlebt hat. Nicht nur die Staatspapiere sind über Nacht gefallen, auch die besten Industriewerte haben eine Senkung von 20, 30 bis 50 Prozent erlitten. Die Entwertung des Aktienbestandes im September beträgt mindestens 10 Milliarden Lire. Die drei bedeutendsten Börsen, die von Mailand, Genua und Turin, befinden sich in völligem Wirrwarr. Eine große Anzahl Wechselagenten haben ihre Tätigkeit einstellen müssen. Wie nun aber wird sich bei dieser heikeln Lage an der Börse die Kurve der Konkurse weiter entwickeln? An den Börsen von Turin und Genua hatte der Aktiensturz Ende September ein derartiges Tempo angenommen, daß die Wechselagenten zwei Tage lang jedes Geschäft ablehnen zu müssen glaubten, um Katastrophen zu vermeiden.

Um dem fascistischen Expansionsbestreben nachzugeben, habens die Banken mit Emissionen versucht, die das Publikum nicht aufgenommen hat. Man hat berechnet, daß heute in den Banken für mindestens 9 bis 10 Milliarden Lire Aktien liegen,

die nicht untergebracht sind. Mussolini hat sich am 19. August in einer seiner dramatischen Reden zu den Worten aufgeschwungen: „Ich werde die Lira bis zu meinem letzten Atemzuge, bis zu meinem letzten Blutstropfen verteidigen!“ – wozu er noch allerhand Drohungen fügte. Das Blatt der amerikanischen Bankiers: ‚WallStreet News‘ hat als Erwiderung darauf die Bemerkung nicht unterdrücken können, es sei leichter, Heftigkeiten gegen das Volk zu begehen als gegen die Bankiers. Nunmehr hat in Italien ein wilder Kampf auch gegen die Bankiers begonnen. Die fascistische Presse greift hauptsächlich Herrn Toeplitz, Verwaltungsrat der Banca Commerciale Italiana, an, den man tagtäglich beleidigt und bedroht. Dann kam die Reihe an die Börsenspekulanten. Der öffentliche Sicherheitsdienst soll sie verfolgen. Aber man kann doch nicht hinter aller Welt her sein. Mangel an Geld und Mangel an Vertrauen regieren die Stunde. Man neigt dazu, Alles zu verkaufen, aber nichts einzukaufen.

Im Ausland staunt man heute über den Kurs der Lira, und das mit Recht, denn der Kurs der Lira wird künstlich „gemacht“. Die fascistische Finanzwirtschaft, die man in gewissen Kreisen durchaus ernst nimmt, ist nichts als eine ununterbrochene Kette von Griffen in fremde Taschen und von Abenteuern. Der Lira-Kurs wird weiter rollen bis zu seinem logischen Ende – denn wie wird dieser Kurs künstlich aufrechterhalten? Die italienische Regierung hat in Amerika Anleihen aufnehmen lassen und die Industriellen gezwungen, diese Anleihen mit ihren Einrichtungen zu garantieren. Amerika hat man vorgemacht, diese Anleihen seien für industrielle Zwecke und vornehmlich zum Ankauf von Rohstoffen bestimmt. Durch eine lange unbekannt gebliebene Verordnung vom 10. Februar 1926 wurde festgesetzt, daß die Industriellen die aus diesen Anleihen gewonnenen Dollars und auswärtigen Währungen der Regierung abtreten müssen. Auf die Art und Weise haben die italienischen Industrieunternehmen statt der geliehenen Dollars und Edelvaluten wieder Lire erhalten, und an dem Tage, wo Auslandskäufe und damit gutes Geld für sie notwendig sein werden, steht der Wiederbeginn der bedenklichsten Schwierigkeiten bevor. Graf Volpi betreibt großzügige Operationen mit der Lira, die er ankauft und wieder verkauft. Das italienische Finanzjahr läuft vom 1. Juli bis zum 30. Juni. Aus dem Staatsschatz-Ausweis vom 30. Juli geht hervor, daß der „contabile del porta foglio“, das heißt: ein Staatsbeamter, der dem Auslande die von den verschiedenen Ministerien geschuldeten Summen auszahlt, über 33,751 Millionen Lire Kredit verfügt und Schuldner für 30,665 Millionen ist. Diese Ziffern stellen nichts als die für die Lire-An- und Verkäufe dar, wobei sich eine beträchtliche Differenz über die Ankäufe ergibt. Der Propagandadienst des Grafen Volpi will glauben machen,

der Notenumlauf sei zurückgegangen. Es ist jedoch nicht an dem, denn es handelt sich nur um Scheinmaßnahmen. Unter anderm hat man angekündigt, man werde jedes Jahr den Notenumlauf um 500 Millionen Lire vermindern, und das fünf Etatsjahre lang. Aber leider heißt das nur: versprechen, was man nie ausführen wird.

Jedenfalls sind heute die Aussichten der Lira nicht grade rosig, denn der angebliche Budgetüberschuß besteht nicht in Wirklichkeit, und Alles trägt dazu bei, uns an eine Steigerung des Defizits glauben zu machen. Die in Amerika aufgenommenen Anleihen verpflichten zu einer Zinszahlung von mindestens 20 Millionen Dollars, und überdies müssen ja doch unter diesen Umständen 200 000 Tonnen Brotgetreide gekauft werden. Man kann demnach ziemlich leicht voraussehen, daß der Fascismus, nachdem er dies Börsen-Désastre und diese mißliche Lage der Produktion heraufbeschworen hat, äußerst bedenklichen Umwälzungen entgegentreibt.

Das Losungswort dieser Tage ist: Sauve, qui peut! Die Großbanken haben sich Hals über Kopf mit Valuten eingedeckt und hermetisch gegen jedes Kreditbegehren abgeschlossen. In diesem Zustand der Gemüter nimmt die Übellaunigkeit, die Mißstimmung und die heimliche Gegnerschaft gegen die Regierung und ihren Chef Mussolini unter den Industriellen täglich zu. Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Staat mit den verfügbaren Mitteln einen künstlichen Druck auf die Währung ausüben und den Eindruck einer stabilen Aufwertung erzielen konnte, wohlverstanden bis zu dem Augenblick, wo die internationale Spekulation sich ihrer bemächtigt. Es ist klar, daß der Graf Volpi aus der Abgelenktheit der Großfinanz, die sich zur Zeit mit weit umfassendern und größern Plänen beschäftigt, im Moment Nutzen ziehen kann. Die außerordentlich schwierige Lage Italiens ist in unterrichteten Kreisen längst bekannt. Graf Volpi hat nur noch eine kurze Gnadenfrist, seine schönen Nachrichten zu verbreiten und die öffentliche Meinung in trügerische Sicherheit zu wiegen. Der große Zusammensturz der fascistischen Finanzen wird dadurch für eine Spanne Zeit hingehalten. Dann aber wird das Erwachen schrecklich sein.

Heimfahrt von Harry Kahn

Für G. M.

Leben ist Reise zu Dir...
Was da kreiset im Raum:
Sterne, Menschen, Getier,
Welle, Blume und Baum
stehn wie Stationen am Saum.
Du bist das Ziel. Nur in Dir
mündet Wille und Traum.

Kriegsgegner Radbruch von Kurt Hiller

Ich möchte einmal kein böses Wort sagen, sondern asketisch mich auf Feststellung beschränken. Auch auf diese verzichten, hieße allerdings: die Askese ins Unmoralische überspitzen.

Auf der Mannheimer Hauptversammlung der Deutschen Friedensgesellschaft steht, nach Erstattung des Referats über ‚Landesverrat‘ durch den Professor Kantorowicz-Freiburg, ein Antrag zur Debatte, auf dessen Text sich der Referent mit seinem theoretischen Antipoden geeinigt hat. Darin wird die Erwartung ausgesprochen, „daß in dem vorliegenden Amtlichen Entwurf eines Allgemeinen Deutschen Strafgesetzbuchs diejenigen Bestimmungen beseitigt werden, welche die während eines Krieges auf Völkerverständigung abzielenden oder gar die vor einem drohenden Krieg auf dieses Ziel oder auf die tatkräftige Verhinderung des Krieges gerichteten Bestrebungen als landesverräterische Handlungen erscheinen lassen könnten“. Das könnten sie in der Tat – nach diesem Entwurf. Im Punkte ‚Landesverrat‘ wie in so vielen andern Punkten noch rückständiger als das geltende Strafrecht von 1870, setzt der Entwurf Zuchthaus nicht unter fünf Jahren, „in besonders schweren Fällen“ lebenslanges Zuchthaus für Den an, der „in Beziehung auf einen drohenden Krieg der feindlichen Macht Vorschub leistet oder der Kriegsmacht des Reiches oder seiner Bundesgenossen einen Nachteil zufügt“. Das ist § 94, Ziffer 3. Das geltende Gesetzbuch bestraft, in § 89, solche Handlungen nur dann, wenn sie „während eines gegen das Deutsche Reich ausgebrochenen Krieges“, nicht auch, wenn sie „in Beziehung auf einen drohenden Krieg“ geschehen. Wir wissen aus dem Prozeß Karl Liebknecht (1916), daß Handlungen während des Krieges, deren Ziel die Beendigung des Krieges ist, von den Gerichten als Taten gedeutet werden, die „der feindlichen Macht Vorschub leisten“ oder „der Kriegsmacht des Reichs einen Nachteil zufügen“. Diese Bluthund-Rechtsprechung ist von deutschen Richtern für die Zukunft selbstverständlich gleichfalls zu erwarten. Sollte der Entwurf Gesetz werden, dann würden so ziemlich alle vor einem drohenden Kriege auf Verhinderung des Krieges abzielenden Aktionen der Pazifisten als Landesverrat gedeutet und die Agitatoren, unter Umständen lebenslänglich, ins Zuchthaus befördert werden. Das heißt: grade in dem Augenblick, wo die Verantwortung des Pazifismus ins Gigantische wächst und die Träger der Bewegung sich bewähren sollen, packt sie die Tatze dieses bestialischen Strafrechts. Man muß wirklich kein Revolutionär sein, um hier Protest einzulegen. Professor Kantorowicz, Relativist und nicht Revolutionär, protestiert. Denn er ist Kriegsgegner. Und ein Kriegsgegner ohrfeigte sich selbst, der Dies zuließe.

Da geschieht nun, was ich, asketisch, feststellen will. Reichsminister a. D. Professor Doktor Radbruch erhebt sich und fordert eine „Präzisierung“ des Antrags, ein Amendement. (Es wurde abgelehnt.) Handlungen jener Art vor einem drohenden Kriege, die seinen Ausbruch verhindern wollen, dürfen – fordert er – nur dann straffrei sein, wenn der Krieg

nicht ausbricht; bricht er aus, sei der Staat genötigt, sie hinterher als Landesverrat zu bestrafen. Die Bestimmung des Entwurfs sei demnach nicht zu beseitigen, sondern zu ändern.

Die Zähne zusammengebissen! Kein kritisches Wort entfließe der Feder! Nur festgestellt, festgestellt sei!

Ich stelle zunächst fest, daß Professor Radbruch Mitglied der Friedensgesellschaft, also Kriegsgegner ist. Kriegsgegner Radbruch will, stelle ich sodann fest, in seiner Eigenschaft als Strafrechtsreformer, nicht den Gesinnungsinhalt kriegshindernd handelnder Menschen den Ausschlag darüber geben lassen, ob sie frei sein oder ins Zuchthaus gesperrt werden sollen, sondern die jenseits ihrer Willensmacht liegende Tatsache des Ausbruchs oder Nichtausbruchs der Katastrophe, deren Verhinderung sie anstrebten. Ich stelle ferner fest, daß Radbruchs großer Lehrer Franz von Liszt vor einem Menschenalter die Überreste der mittelalterlichen „Erfolghaftung“ in unserm Strafrecht als „weder dem heutigen Rechtsbewußtsein noch den Grundsätzen einer vernünftigen Kriminalpolitik entsprechend“ stigmatisiert hat. Ich stelle weiter fest, daß Radbruchs Vorschlag nicht einmal Erfolghaftung, sondern, genau besehen, platterdings Mißerfolghaftung bedeutet. Ich stelle ferner fest, daß der Gelehrte den Unterschied zwischen „Erfolg eines volksfeindlichen“ und „Mißerfolg eines volksfreundlichen Schrittes“ – daß er diesen ziemlich einschneidenden Unterschied verkannt hat. Ich stelle fest, daß er sich, als er seinen Vorschlag begründete, auf § 87 StGB als Analogon berief. Dieser Paragraph des geltenden Rechts bedroht mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren einen Deutschen, der „sich mit einer ausländischen Regierung einläßt, um dieselbe zu einem Kriege gegen das Deutsche Reich zu veranlassen“, und bestimmt statt der zeitigen Zuchthausstrafe lebenslängliches Zuchthaus, „wenn der Krieg ausgebrochen ist“. Da haben wir Erfolghaftung. Die Kanaille, die einen Krieg gegen ihr Land herbeiführen will, wird erheblich schwerer bestraft, wenn der gewollte Erfolg eintritt, als wenn er ausbleibt. (Sie wird leider gar nicht bestraft, wenn sie... einen Krieg ihres Landes herbeiführen will.) Dagegen soll nach dem Vorschlage Radbruchs der tatkräftig handelnde Humanitär, der einen drohenden Krieg verhindern will, grade dann ins Zuchthaus fliegen, wenn der gewollte Erfolg ausbleibt; grade dann, wenn der tragische Mißerfolg seiner sittlichen Sendung sich herausstellt.

Der aktive Pazifist, durch das Scheitern seiner Bemühungen schon bestraft genug – für den edelsten aller Vorsätze –, soll für das Scheitern auch noch durch Zuchthaus bestraft werden, am Ende durch lebenslanges. Ist ihm Erfolg beschieden, soll er frei sein.

Ich stelle mithin fest: Der Pazifist, dem die Verhinderung eines drohenden Krieges gelingt, etwa durch Propaganda und Organisation der Dienstverweigerung, ist nach Radbruch kein Landesverräter; der Pazifist, dem sie mißlingt, ist einer.

Ich stelle fest, daß Professor Radbruch nach wie vor das strafrechtswissenschaftliche Paradepferd der stärksten republikanischen Partei Deutschlands ist.

Noch einige Wahrheiten über Palästina von Arthur Holitscher

In Nummer 40 der ‚Weltbühne‘ hat Alexander Levy, in Nummer 41 Karl Glaser die „Wahrheit“ über Palästina gesagt. Juden sind aufgeregte Leute. Karl Glaser ist im Golus aufgeregt, Alexander Levy im Urväterland selbstverständlich um einige Grade aufgeregter. Das liegt in der Natur der Rasse wie der Umstände. Ich selber war letztes Jahr in Palästina aufgeregter, als ich es in Berlin bin, wo mir der Zionismus und die Dinge Palästinas nicht so nah ans Herz greifen. Ich konstruierte dort einen Gegensatz: Chaluz, das heißt: junger Arbeiter Palästinas — und polnischer „Luftmensch“, der unerwünschte parasitäre Neuankömmling in Tel-Aviv. Als ich aber über dieses schmerzhafte Gebild mit meinen Freunden, eben jenen Chaluzim, sprach, bekundeten sie eine gerechtere Auffassung. Einer sagte mir: „Palästina ist Angelegenheit des gesamten Judentums!“ Dies ist zu bedenken. Solch ein Wort bewahrt man auf, an innerster Stelle.

Man darf also nicht sagen: erst der Chaluz und dann lange nichts und dann erst der Luftmensch. Das darf man nicht. Was folgt aber daraus? Daß die Herren der Exekutive die Verantwortung für Alle tragen!

Alexander Levy ist sicherlich einer der interessantesten Menschen, die mir in Palästina begegnet sind. Aber ein durchaus problematischer Charakter. Als ich ihn 1922 in Tel-Aviv aufsuchte, hatte er wenig zu tun, entwarf Arbeiterhäuser, schien Alles vom Chaluz, wenig oder nichts von der Stadt zu erwarten. 1925 begegneten wir, Toller und ich, Levy bei der Eröffnung der Universität in Jerusalem. Da war seine Meinung: der Emek, das heißt: die Kolonisation, das heißt: die Chaluzim in der Ebene Jesreel seien Bluff — Tel-Aviv aber (wo er inzwischen einige der abscheulichsten Häuser für irgendwelche Spekulanten gebaut hatte) sei das einzig Reelle in Palästina, sozusagen Amerika! Weder Toller noch ich folgten seiner Einladung. Als wir kurz und in atemloser Hast den Alb Tel-Aviv erledigten, kehrten wir bei Alexander Levy nicht ein.

In Jerusalem nahm ich an einer Sitzung der großen Arbeiter-Organisation Histadruth Hapoalim teil — auch Jim Brown, Generalsekretär der Amsterdamer Gewerkschafts-Internationale war zugegen —, wo mit großem Ernst beraten wurde, auf welche Weise dem palästinensischen Land- und Stadtarbeiter zu helfen wäre: eben jenem romantischen Chaluz, Herrn Glasers „Trubert“, der mangels zureichender Zuwendung seitens der zionistischen „Regierung“ auf der Ebene bittere Not litt, in den Städten hungerte, wenn nicht arbeitslos herumlungerte und ein Lumpenproletariat zu bilden im Begriffe stand. Wir erwogen, ob es nicht ratsam wäre, das Schicksal des Chaluz überhaupt aus den Händen der Exekutive zu befreien und den Händen der organisierten jüdischen Weltarbeiterschaft zu überantworten. (Wobei ich meiner Skepsis allerdings nicht Herr zu werden vermochte.) Immerhin wurde diese Frage mit äußerstem Ernst erwogen, die Führer der palästinen-

sischen Arbeiterschaft, ausgezeichnete Männer, um die jede Arbeiterorganisation der Welt die palästinensische jüdische Arbeiterschaft beneiden darf, saßen um den Tisch. Was will das besagen? Daß Glaser wie Levy recht und unrecht haben. Es geht dem Luftmenschen schlecht, und es geht dem Chaluz schlecht.

Tatsache ist, daß der amerikanische Geldgeber sich energisch dagegen wehrt, sein Geld auf „bolschewistische Experimente von Nichtkoscher-Essern“ verwendet zu sehen. Daß darum einerseits der Chaluz hungern muß und andrerseits der aus Polen oder sonstwoher mit kleinem Kapital zuwandernde Luftmensch in dem Glauben erhalten wird, daß er aus seinen geringen Moneten im Urväterland reichliche Zinsen herausschlagen kann. Irgendwoher muß doch das Geld ins Land kommen – kommts nicht dorther, kommts von der andern Seite!

Kein Wunder, wenn einem da, wie mir im April dieses Jahres bei meiner Rückreise aus dem fernen Osten in Moskau, junge prächtige Chaluzim, das heißt: Ex-Chaluzim begegnen, die sich glücklich preisen, in Südrußland in den alt-neuen Kolonien Arbeit, Leben und Freiheit finden zu können!

Eine Isolierschicht trennt die bürgerlichen Herren der zionistischen Exekutive vom wirklichen „Volk“ der Ebene und der Arbeiterstätten Urväterlandes. Levy spricht von Weizmanns Frack. Leider sitzt Weizmann der Frack bereits sozusagen unter der Epidermis. Echte Parvenü-Manieren haben sich bei diesen Herren entwickelt. Man ist ja eben Vertreter und verantwortlicher Leiter einer Weltmacht geworden und luncht in dieser Eigenschaft mit Lords, englischen Generälen und politischen Machthabern – warte nur, balde haben sich die „big five“ um einen vermehrt! –, man diniert mit den Bäuchen und Imperatorenkinnen des amerikanischen Hochkapitals und blickt, wenn der Chaluz auf der Bildfläche erscheint, verärgert und betreten nach der andern Seite. Man kompromittiert sich auch ungern mit den armen Verwandten von der Literatur, besonders der sozialistischen. Einen Ehrenjuden sucht sich diese illustre Gesellschaft noch aus, nach bekannten Mustern, etwa Bialik, dessen Verse gut, dessen Gesinnung aber rückständig ist bis in die Knochen! Bei den Universitätsfeierlichkeiten – zu denen man mich doch eingeladen hatte! – waren Toller und ich so gut wie boykottiert, keinem der hochmögenden Herren fiel ein, uns zumindest so zu behandeln wie etwa Herrn Strumpfwirker X. aus Kansas City; Niemand lud uns zu den offiziellen Veranstaltungen, aber vor Herrn Strumpfwirker X. erging sich die Exekutive in verführerischen Salometänzen mit den sieben Schleiern, die die Tatsachen hinter dem Bankettsaal zu verschleiern berufen waren. Als gar Toller im Zwischendeck desselben Schiffes, auf dem sich Weizmann nach Europa zurückbegab, nach Marseille fuhr, wurde er keines Grußes Unter den Linden gewürdigt. Das sind nur ein paar kleine unwichtige Züge zum Verständnis der Gesinnung, auch des Verhältnisses der Volks- und Gesellschaftsschichten in dem Lande, das sich vom Golus, von dem Land des bittern Exils so wesentlich unterscheiden soll.

Krisen sind keine Erdbeben, darin hat Glaser recht. Aber – Krisen sind von Menschen, besser gesagt: durch elementare Eigenschaften von lebenden Menschen gemacht. Und der Seismograph versteht, ihren Entstehungsherd zu lokalisieren. Mit den Muschkoten hinwieder hat Levy sicherlich eine pittoreske Wahrheit ausgesprochen. Man will „oben“ die Schuld, die man auf sich geladen hat, am liebsten dem „Unteren“ in die Schuhe schieben, in die armseligen löcherigen Schuhe des Jahrtausende lang der Heimat zu und zu wandernden, elend enttäuschten und getäuschten Wüstenwanderers, dem die Zehen vom langen vergeblichen Weg brennen – und der wandern, weiter wandern, wandern wird bis ans Ende.

Antisemitismus von Friedrich Nietzsche

Die Juden sind im unsichern Europa vielleicht die stärkste Rasse; sie sind dem ganzen Westen Europas überlegen durch die Länge ihrer Entwicklung. Ihre Organisation setzt ein reicheres Werden, eine größere Zahl von Stufen voraus, als unsre übrigen Völker aufweisen. Aber das ist beinahe eine Formel für Vollkommenheit...

Eine Rasse, wie irgendein organisches Gebilde, kann nur wachsen oder zu Grunde gehen: es gibt keinen Stillstand. Eine Rasse, die nicht zu Grunde gegangen, ist eine Rasse, die immerfort gewachsen ist. Vielleicht gilt auch hier, daß Wachsen so viel wie Vollkommner-werden heißt. Die Dauer ihres Daseins entschiede dann über die Höhe ihrer Entwicklung: die älteste müßte die höchste sein.

Die Juden aber haben im modernen Europa an die supremste Form der Geistigkeit gestreift: diese ist die geniale Buffonerie. Mit Offenbach, mit Heinrich Heine ist die Potenz der europäischen Kultur wirklich überboten: in dieser Weise steht es den andern Rassen noch nicht frei, Geist zu haben... Die älteste und späteste Kultur Europas hat Paris: aber die verwöhntesten Pariser, solche wie die frères de Goncourt, haben Heinrich Heine die Ehre gegeben, zusammen mit dem Abbé Galiani und dem Fürsten von Ligne die sublimste Form des esprit Parisien darzustellen!

*

Wo ist heute der Tiefstand der europäischen Kultur, ihr Sumpf? Bei den Antisemiten; bei der Heilsarmee (den Salutisten); bei den Engländern – das heißt: bei den drei Spezialitäten des cant. Sie nämlich geben vor, sie alle seien die höhern Menschen...

*

Wert des Antisemitismus: die Juden zu treiben, sich höhere Ziele zu stecken und ein Aufgehen in nationale Staaten zu niedrig zu finden.

*

Maxime: Mit keinem Menschen umgehen, der an dem verlogenen Rassen-Schwindel Anteil hat.

*

Aus der kleinen jüdischen Gemeinde kommt das Prinzip der Liebe her: es ist eine leidenschaftlichere Seele, die hier unter der Asche von Demut und Armseligkeit glüht: so war es weder griechisch noch indisch noch gar germanisch. Das Lied der Liebe, welches Paulus gedichtet hat, ist nichts Christliches, sondern ein jüdisches Auflodern der ewigen Flamme, die semitisch ist. Wenn das Christentum etwas Wesentliches in psychologischer Hinsicht getan hat, so ist es eine Erhöhung der Temperatur der Seele bei jenen kältern und vornehmern Rassen, die damals obenauf waren; es war die Entdeckung, daß das elendeste Leben reich und unschätzbar werden kann durch eine Temperatur-Erhöhung...

Essays von Wolfgang Schumann

Der Essay wird stets zwischen zwei Urteilen hängen bleiben, von denen das eine ihm wegen seiner apodiktischen Kürze und unbewiesenen Subjektivität das Daseinsrecht abspricht, während das andre ihn rechtfertigt als erwünschten und sogar kunstförmigen Ersatz für das längst in Mißkredit geratene wissenschaftliche Buch von mehr oder minder echtem Gehalt und Gewicht.

In Wahrheit ist er ein unvermeidlicher Ausdruck unsrer geistigen Lage. Unleugbar ging die Entwicklung der Wissenschaft in den letzten Jahren dahin, nur das fundamental Gesicherte gelten zu lassen, auf literarischem Gebiet etwa: das philologisch durchgearbeitete, mit allen Fußnoten der Gelehrsamkeit versehene, im engern Sinn historische Werk. Wer seine Berufenheit nicht durch den Nachweis gepflogener Lektüre sämtlicher fachgenössischer Bücher und wohlerworbener Methodik dartut, gilt vor dem Forum der Wissenschaft nichts. Was zu Goethes Zeiten noch getrost der – damals im Frühstadium der ersten Feststellungen lebenden – Wissenschaft zugerechnet wurde, würde heute als anmaßlicher Dilettantismus abgekanzelt werden. Hinwiederum läßt sich nun einmal viel mehr betrachten, überdenken, zum Problem stellen, fruchtbar behandeln, als die Wissenschaft in ihrem Bezirk gelten läßt. Es kann nicht erwartet und verlangt werden, daß Jemand sich das Denken und Schaffen verbiete, weil er die Formalien und die Problemgebiet-Einschränkung der Wissenschaft nicht beachtet. Die Menschheit will nicht nur „gesicherte Ergebnisse“ – zumal die meist in Wahrheit unsicher genug sind! –: sie will auch die Früchte freier Geistesbewegung, die so oft reizvoller und tiefer sind als die der Gelehrsamkeit. Damit nun wird der Essay zum Prüfstein für den Charakter seines Verfassers. Dank der Tatsache, daß man ungestraft schreiben kann, was man will, und damit Erfolg hat, wenn man nur blendend und gewinnend schreibt, fällt der Essay vor Allem unter die Kernfrage: ist er notgeboren, ein innerlich unvermeidliches „Werk“ und damit gerechtfertigt, oder ist er unterhaltende Federübung und damit Leserbetrug, insofern er ernsten Problemen gilt.

Ich würde den Essays der beiden Zweig – Stefan Zweig: ‚Der Kampf mit dem Dämon‘ (Insel-Verlag); Arnold Zweig: ‚Lessing, Kleist, Büchner‘ (I. M. Spaeth Verlag) – kein Wort widmen, wenn ich sie nicht in die erste Kategorie weisen müßte. Stefan Zweig ist ersichtlich der geborene, überzeugte Essayist. In dem dritten seiner Essays spricht er von Nietzsche, der bekanntlich als Altphilologe begann und erst zuletzt in den freiern Bezirk des Liebhaber-Philosophen übersiedelte. Zweig nun erklärt Alles, was Nietzsche vor der Ablösung von Beruf und Herkunft geschrieben hat, als „für den wesentlichen, den welthistorischen Nietzsche nicht sonderlich belangvoll“, nur „Vorbereitungen zu sich selbst“, er sei ein „Gebundener“ gewesen, eine „professorale, fachmännische Natur, ein Erwin Rohde, ein Dilthey“, ein Mann im „philologischen Puppen-

stand“. Das ist eine Ablehnung der „Wissenschaft“, ein implicite abgelegtes Bekenntnis zur Aphoristik, zur Freiheit auch des Essayisten, eine mittelbare Selbstrechtfertigung. (Ich für mein Teil übrigens halte diese Auffassung Nietzsches für abgründig verkehrt. Nietzsche war niemals eine „fachmännische Natur“. Seine Philologica sind in ihrer Art teilweise genau so revolutionär wie seine ekstatische Prophetie, man denke nur an die ‚Vorsokratiker‘ oder die Reden über Bildung, über Homer und Andres mehr. Auch bleibt Nietzsche meines Erachtens im Kern seines Wesens unverstanden, wenn man ihn von seiner mächtigsten Lebenswurzel abschneidet und nur die schon angekränkelte Spätzeit und Spätfrucht seiner Entwicklung als prophetenhaft und als „Lebenstat“ feiert. Eben so aber verfährt Zweig und verzeichnet damit den Verfasser der Philologica, der genialen Abhandlung über Historie, kurz: Friedrich Nietzsche gröblich und gründlich. Auch ändert sich daran nichts durch die Erklärung, es komme dem Essayisten auf das „Schauspiel“ eines Lebens, das allein der „Gestaltung“ gehöre, aber nicht auf dessen Geschichte an. Nietzsches Jugend ist genau so „Schauspiel“ und gehört genau so der „Gestaltung“ wie seine letzten Jahre; man muß sich allerdings viel minutiöser in jene einarbeiten, als Zweig auch nur versucht, indem er sie mit einer Handbewegung abtut. Zuletzt ist doch nicht nur das Feuerwerk eines großen Schluß-Irrsals, sondern auch das gewaltige und seltene Spiel einer grandios konsequenten, wahrhaftigen Entwicklung würdig der Nachschöpfung und Gestalterhand. In dieser Hinsicht ist Zweig auf typische Art der Gefahr des subjektiv-willkürlichen, sachlich unhaltbaren Essayismus erlegen.)

Und in der Tat: Zweig stellt sich Themen, die allein dem Essayisten gehören, die der Gelehrte selten und ungern angreift – obwohl grade der von Zweig abgetane Dilthey sich ebenfalls und mit höchstem Erfolg dessen unterwunden hat. Nämlich: psychographische Themen. Er will Lebensentwicklung, seelische Anlagen und Entfaltungen als Schauspiel sichtbar machen. Er spricht nicht vom Inhalt eines Wollens, sondern von dessen Form, nicht von Werken, sondern von Entstehungsbedingungen der Werke, nicht von Leistungen, sondern von Seinsformen: er spricht von den Menschen Hölderlin, Kleist, Nietzsche. Er betritt so das gefährlichste und zugleich faszinierendste Gebiet. Gefährlich, weil auf keinem andern, es sei denn das der reinen Metaphysik, der Auffassungswillkür so viel Spielraum offen steht – was ist schließlich über Seelenschicksale auszumachen? nichts!; faszinierend aber in unsrer Zeit zumal, da sie von einer wahrhaft kranken Gier besessen ist nach Deutung, besonders nach dramatisierend-spannender Deutung gelebten Lebens, doppelt besessen, wenn von bedeutenden Leuten gehandelt wird. Zweig nun erliegt im ‚Nietzsche‘ jener Gefahr. Dafür ist das Bildnis Kleists in seiner großen Offenherzigkeit umso besser getroffen. Diese geistvoll eindringliche Arbeit ist zugleich die kürzeste des Buches, ein sehr beachtenswertes Moment. Zur Vollendung fehlt ihr für mein Gefühl nichts als „Urteil“. Der Verfasser

wird mich als einen Pedanten verlachen; doch glaube ich nun einmal, daß stärkere und wichtigere Werke entstehen, wenn man nicht nur schildert und veranschaulicht, und geschehe es noch so verständnisvoll und wortkunstreich, sondern wenn die Persönlichkeiten des Schilderers und der Geschilderten vernehmlich aufeinanderstoßen und aus innerm Muß Wertsetzung wider Wertsetzung vorstößt. Stefan Zweig wirkt fast etwas zag; es mag an dem Fluidum eines anpasserischen, umtastenden, nur an Nebenpunkten herb anklingenden Stils liegen. Mit diesem Stil hat er übrigens doch auch Hölderlins unfaßliche Charaktermischung bis in bedeutende Tiefen erschlossen. Die visionäre Schau, darin er die Pindar-Übersetzungen des Gealterten als verspätete Findung einer verflackernden, verschwelenden Sehnsucht erkennt, gehört zu den Gipfeln des Buches. Wenn diesen etwas grundsätzlich mangelt, so ist es der jeweilige Rahmen: ich berühre den ewigen Fluch der monographischen Essays. Was begreifen wir vom Menschlichen ohne einen tiefen, langen Blick in seine Umwelt, seine Zeit, sein „Milieu“? Genau so viel, wie ein außergewöhnlicher Begreifer von Stefan Zweigs Schlage herausfindet, dem es ja nicht an Zeit-Kenntnis ganz gebricht, der sich aber auf seelendeutende Intuition und werkauswertende Finderkraft vor Allem verläßt. Darüber hinaus gelangt zuletzt doch der Historiker, wenn er sich während der Durchfahrt durch die Massen des Wissensstoffes lebendigen Sinn bewahrt hat: Dilthey über Lessing.

Lessings Bildnis eröffnet Arnold Zweigs Band: aus scharfen, klaren, tief eingegrabenen Linien geschaffen. Es folgt ein Kleist; nicht so hinreißend wie Stefans, als Essay mißglückt, mehr die ins Essayistische getriebene Inhaltsangabe eines großen Buches, das allein völlig zeigen würde, was der Verfasser will; eingepreßt eine fragmentarische Lehre vom Drama. Zudritt ein Büchner: temperamentvoll und eindringlich, den Mann und sein Werk näher bringend als irgendeine andre Büchner-Charakteristik. Arnold gegen Stefan im Ganzen: der Willensbeweger wider den bewegten Betrachter. Ein Wissender um Zeiten und Zeit wider den Liebhaber persönlicher Schicksale. Ein Sach-Problematiker wider einen Psychographen. Daher unvergleichlich gedankenreicher, aber auch unvergleichlich zerrissener; nicht nur um Gestaltung bemüht, sondern immerfort beschäftigt mit Fragen nach dem Wesen des Dramas, dieses oder jenes Werkes, der Verknüpfung von Zeit und Person, der Gegensätze von Idee und Wirklichkeit. Ungeheuer anregend, überreich an Problemstellungen, scharf in Entscheid und Behauptung. Und von dem andern Fluch des Essayisten bedroht: als Zusammendränger ganzer Kunst-, Lebens- und Weltanschauungen auf den kleinsten Raum überall in der Andeutung stecken zu bleiben, den Leser zu schrecken mit vielerlei Hinweisen, den „Schlüssel“ schuldig zu bleiben... Mehr noch als Stefans sind Arnolds Essays „Ausdruck unsrer geistigen Lage“: jener hat sich auf den einen einzigen, den aesthetischen Standpunkt gerettet und bleibt sich treu, auch wo es Jeden verlocken möchte, zu Dolch, Pistole, Rattengift

oder Posaune zu greifen. Dieser wechselt beständig vom
Seziermesser zum Mikroskop, zum Makroskop, zum System,
zum Megaphon, von der Betrachtung zur Predigt und zum Wort
des Führers und Bildners. Beide bleiben zuletzt im Rahmen
ihrer Form und dienen lebendiger Sehnsucht – Beide erfüllen
je einmal diese Form ganz und sind gerechtfertigt.

Viel Lärm um Nichts von Morus

Das Wirtschafts-Manifest

Das internationale Manifest hat den Wert einer erstklassigen Autographensammlung. Zwei Unterschriften so reicher Leute sind schon gut, drei Unterschriften sind prima prima, aber gleich hundert Unterschriften berühmter Großbankiers und Industriekonzernler, die zusammen ihre dreißig oder auch fünfzig Milliarden repräsentieren – nicht auszudenken.

Schade nur, daß der Wechsel, unter dem die Unterschriften stehen, so klein ist. Abbau der Zollschranken, der Einfuhrverbote, der Sondertarife: gewiß, sehr nett. Aber aus all den Pleonasmen, mit denen man das Schriftstück auf die übliche Länge eines „Manifests“ gebracht hat, läßt sich nicht Eine prägnante Forderung herleiten, die auf die Regierenden Eindruck machen könnte. Und wollte man das, so hätte es freilich nicht dieses Manifestes bedurft. Denn wenn auch Finanzkapital und verarbeitende Industrie unter den Manifestanten das Übergewicht haben, so sind doch diese hundert Prominenten in ihren Heimatstaaten mächtig genug, um wirtschaftlich Das durchzusetzen, was sie ernstlich wollen. Die heikelste Frage in aller Außenhandelspolitik, wer denn vorangehen und mit der Vernunft den Anfang machen soll, wird gar nicht erst berührt. Man sagt einander ein paar unverbindliche Banalitäten und denkt: Nun soll der Andre zusehen, wie er das macht.

Da in dem Manifest selbst nichts Greifbares enthalten ist, so lag es nahe, etwas dahinter zu suchen. Die Franzosen beschuldigten das englische Kapital, die Amerikaner die Europäer, daß mit der Kundgebung irgendeine politische Intrigue verbunden sei, und die Engländer, von denen, wenigstens der Form nach, das Manifest ausgegangen ist, deuten höchst unzart an, daß sie die Anregung dazu aus Deutschland, und zwar aus den Bezirken des Doktor Schacht bekommen hätten. Statt des geplanten Versöhnungsfestes gab es also erst einmal einen allgemeinen Krach, und in Deutschland tat man Alles, um, sehr unnötig, die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich zu lenken. Herr Karl Friedrich v. Siemens, einer der acht Signatar-Deutschen, hielt für angebracht, auszuplaudern, daß er das Manifest eigentlich niemals zu sehen bekommen habe, und höchstens vor sechs Monaten einmal unverbindlich gefragt worden sei, ob er etwas Ähnliches unterschreiben würde. Stresemanns ‚Tägliche Rundschau‘ – ob ers will oder nicht: für Ausland ist sies nun einmal – beeilte sich, diesen Eselstritt auf der ersten Seite ihres Blattes weiterzugeben. Aber damit noch nicht genug: um ja nicht den Glauben aufkommen zu lassen, die Deutschen hätten sich aus purer Freude an der internationalen

Freihandelsidee die Schose mitgemacht, kommentiert das WTB ebenso dunkel wie offiziös:

> Eine besondere Bedeutung erhält der Appell für Deutschland dadurch, daß von einer so großen Zahl führender Wirtschafter aus nicht weniger als sechzehn Ländern die wirtschaftlichen Fehlgriffe des Versailler Vertrages erkannt werden und ihre Beseitigung als Vorbedingung für ein Wiederaufblühen der europäischen Produktion und des europäischen Handels angesehen wird.

In dem Manifest steht davon kein Wort. Aber die schwarzweiß-rote Leierkastenwalze rief selbstverständlich in Frankreich ein ähnliches Geräusch hervor, und das ‚Echo de Paris' konnte befriedigt feststellen: das ganze Manifest sei nichts weiter als eine deutsche Mine gegen den Versailler Vertrag. Dies gerade zu einer Zeit, wo das politische Wetter in Paris sehr herbstlich anmutet und die milde Luft von Locarno und Thoiry schon merklich von Poincaréscher Kühle abgelöst wird. Auch die fascistischen Vereinsmeier, denen die Unterschriften der italienischen Großindustrie offenbar recht unangenehm waren, hatten nun eine gute Gelegenheit, das Manifest als großdeutsche Mache abzutun. Und zu allem Überfluß erklärte auch noch Coolidge – der Einzige, der die Kundgebung anscheinend ernstgenommen hat –, für Amerika käme eine Öffnung der Wirtschaftsgrenzen nicht in Frage.

Die Unterzeichner des Friedensmanifests hätten besser getan, ihre Autogramme in ein Poesie-Album einzutragen.

Das Großbanken-Kartell

Die Wirtschaftenquête hat bisher noch nichts hervorgebracht, was als Unterlage für große gesetzgeberische Reformen dienen könnte. Aber ein Verdienst kann man ihr nicht absprechen: das Frage- und Antwortspiel trägt dazu bei, Menschen und Institutionen, die sich hinter doppelt gepolsterten Direktorialtüren gern mit dem Nimbus der Allwissenheit und Allweisheit umgeben, in ihrer ganzen Kärglichkeit zu zeigen.

Wie war es bisher, wenn in der Öffentlichkeit über die Zinspolitik der Banken gesprochen wurde? Die Kritiker, hieß es jedesmal, haben keine Ahnung von den innern Notwendigkeiten des Bankbetriebs, von den ehernen wirtschaftlichen Rücksichten und von der präzisen, bis auf die zehnte Dezimalstelle genauen Kalkulation, nach der sich bei den Großbanken die Festsetzung der Zinsen und Provisionen vollzieht. Nun hat der Enquêteausschuß einmal auf den Busch geklopft. Und was kommt heraus? Der Delegierte der Großbanken, Herr Mosler von der Disconto-Gesellschaft, muß öffentlich eingestehen, daß irgendwelche festen Grundsätze für die Bemessung der Zinsen und Provisionen im Bankgewerbe nicht bestehen, und daß man sich nur recht vage „nach der jeweiligen Markt- und Wirtschaftslage" richtet. Mit andern Worten: daß man so viel nimmt, wie man kriegen kann, aber auch nicht mehr.

Das Kollegium, das nach solchen unfehlbaren Kriterien die Zinspolitik in Deutschland bestimmt, die Berliner Stempelvereinigung, übt aber tatsächlich einen Einfluß auf das Wirtschaftsleben aus, der weit über ihren äußern Geltungsbereich hinaus-

geht. Auch darüber gab die Enquête wertvollen Aufschluß. Die Berliner Stempelvereinigung gehört zu den Kartellen, die der Form nach keine sind. Sie hat kein festes Statut und kennt keine Konventionalstrafe. Ihre Beschlüsse bestehen in einem gentlemen agreement: die Großbankdirektoren und ein paar große Bankherren verabreden mit einander, welche Zins- und Provisionssätze sie ihren Kunden auferlegen und zahlen wollen, und damit basta. Die Macht der Berliner Großbanken wäre aber unvollkommen, wenn man nicht, ebenfalls ohne juristisch faßbare Form, ein System zur Beherrschung der Provinz ersonnen hätte. Im Reich bestehen etwa sechzig örtliche und regionale Bankenvereinigungen, die ganz ähnlich aussehen und arbeiten wie die Berliner Stempelvereinigung, nur mit einem Unterschied: in diesen örtlichen Bankkartellen dominieren gewöhnlich die Filialen der Berliner Großbanken. Die Debetzinsen, die Effekten- und Kreditprovisionen werden auf diese Weise, wie Herr Mosler es ausdrückte, „durch Abrede mit den örtlichen Vereinigungen“, in Wirklichkeit auf einen Wink von Berlin her einheitlich für das ganze Reich festgelegt, sodaß Unterbietungen nicht stattfinden können.

Das Verfahren erinnert etwas an die Methode der Schwerindustrie, die in den Zeiten des Vertikaltrusts durch ihre Werksfirmen in den Verbänden der verarbeitenden Industrie und des Großhandels entscheidenden Einfluß auszuüben verstand. Nur daß die Industrie wenigstens auch äußerlich sichtbar kartelliert ist, während das Großbankenkartell wahrscheinlich nicht einmal unter die Kontrolle eines Kartellamtes fallen würde, mit dem jetzt manche Wirtschaftspolitiker der Linken die Macht der Privatmonopole hoffen, brechen zu können. Vorläufig üben die Großbanken unbehelligt von jeglicher Kontrolle dieses Monopol aus und wenden es nicht nur gegenüber dem Publikum an, sondern vor Allem gegenüber der mittlern und größern Industrie, soweit es der in der Zeit der Kriegs- und Inflationsgewinne gelungen war, sich von den Banken zu emanzipieren.

Der bestätigte Dorpmüller

Seitdem der Berliner Oberbürgermeister Kirschner achtzehn Monate auf das Jawort Wilhelm des Zweiten warten mußte, hat wohl kein leitender Beamter so lange vor der Bestätigung im Fegefeuer sitzen müssen, wie der Generaldirektor der Reichsbahngesellschaft. Die Weigerung des Reichskabinetts, Herrn Dorpmüller zur Bestätigung dem Reichspräsidenten zu empfehlen, richtete sich zunächst nur gegen die Taktlosigkeit des Herrn v. Siemens, der als Vorsitzender des Verwaltungsrats am Tage nach Oesers Tode, husch husch husch, die Neuwahl vornehmen ließ, damit ja kein für ihn unbequemer Mann auf den Posten gelangen könne. Dorpmüller war damit vor der Öffentlichkeit als der fügsame Protégé des Herrn v. Siemens und der Großindustrie abgestempelt. Die Linkspresse erhob daraufhin den Kampf gegen Dorpmüller ins Prinzipielle, und da Luther grade frei war und auf den mit doppeltem Kanzlergehalt dotierten Posten des Generaldirektors zu aspirieren schien, so wurde der eben erst wegen

seiner schwarz-weiß-roten Couleur gestürzte Exkanzler von der Linken auf den Schild erhoben. Er galt nun als der Mann des Fiskus, als der stramme Oberbürgermeister, vor dem Siemens schon die nötigen Manschetten bekommen würde. Wobei man freilich Eins nicht vergessen durfte: daß Dr. Luther zwar nicht aus Subordination, aber aus Überzeugung mindestens in allen sozialpolitischen Fragen mit Siemens am selben Strange ziehen würde.

Eine Zeitlang schien das Reich, gestützt auf die öffentliche Meinung, Rückgrat zu bewahren und stellte Forderungen für eine stärkere und gesicherte Einflußnahme auf die Leitung der Reichsbahn: aber, wie in vielen andern Fällen, verschanzte sich Herr v. Siemens hinter die Fonmalbestimmungen der Dawes-Gesetze, alias hinter das „Diktat der Ausländer“, das nun einmal, nach den üblen Manipulationen der Inflationszeit, den Einfluß des Reichs möglichst auszuschalten suchte. Und Siemens drang durch. Das sogenannte „Kompromiß“, das dem Reichsverkehrsminister knapp ein Recht auf Information gegenüber der Bahnverwaltung einräumt, bedeutet die glatte Kapitulation des Reiches vor dem Verwaltungsrat. Dr. Krohne aber, der Verkehrsminister, der zuletzt allein mit seiner schwachen Kraft gegen die Siemens-Autonomie der Reichsbahn ankämpfte – wohl nicht nur im Interesse der Staatshoheit, sondern auch im Interesse seines Ressorts –, wird jetzt mit noch größerm Eifer die teuern Kanalbauten propagieren müssen, damit sein Ministerium nicht gar zu winzig wird.

Das Grab des Dichters von Otto Zoff

Dies war der Abschied von Florenz. Ich wollte noch einmal das Grab Alfieris besuchen, des größten tragischen Dichters, den Italien besessen, des großen Zeitgenossen Goethes. Und so wanderte ich nach Santa Croce, wo er feierlich ruht, in einem Marmorsarkophage, unter einem Monument von Canova, schlafend neben dem schlafenden Michelangelo und dem schlafenden Dante. Die trauernde Italia lehnt an seinem Sarge.

„Einst so glücklicher Dichter, Vittorio Alfieri! Das Glück des Lebens war um dich aufgehäuft, wie im Märchen der Schatz um den König. Du warst mächtig. Du warst reich. Den höchsten Familien des Landes entstammend, ein Aristokrat, ein Fürst, den Thronen benachbart: immer in einem purpurnen Dasein. Du hieltest dir Diener, Pferde, Paläste. Dein jährliches Einkommen betrug siebenhundert Pfund.

Und du warst geliebt! Deine einzige große Passion, sie wurde erwidert. Du entführtest die Freundin, allen Rankünen des Landes zum Trotz, selbst den Papst nicht scheuend, um mit ihr bis zum letzten Abschied zu leben – wie du selbst bekennst: ohne einen einzigen Schatten auf unendlicher Harmonie. Es war die Fürstin von Albany, eine der umworbensten Frauen ihrer Zeit: und so hochgestellt, daß sie – wenn auch mit fadenscheinigem Rechte – auf den englischen Thron Anspruch erheben konnte.

Und der Ruhm, groß wie ein Krone auf dir ruhend! Dieses Dasein, versengt von einer riesenhaften Glut, einem nie erkaltenden Fieber nach Ruhm —: trug es nicht Frucht, für die es geblüht? Neigen sich nicht die Zeitgenossen — von England bis Petersburg? Und da du stirbst, ehrt dich dein Volk: es setzt den kostbaren Leichnam in Santa Croce neben den Besten bei: Canova, auf der Höhe des Erfolges, bemüht sich, den Auftrag für das Grabdenkmal zu erhalten.“

Die Dämmerung kommt in die Kirche. Dort, in den hintersten Nischen, liegt Glanz der letzten Sonne auf Fresken, die Giotto gemalt. Ich trete wieder auf den lärmenden Platz hinaus. Ich setze mich auf die Stufen, die vom Portale abwärts führen. Tauben schwirren aus den Nischen in den Himmel. Da also sitze ich, da denke ich des Grafen Alfieri, des Glücklichsten.

Denke ich seines Reichtums? Ich muß mich des Ekels erinnern, der ihn vor den Genüssen geschüttelt, von denen keiner sich ihm versagt hat. Und damals war er kaum dreißig Jahre alt. Wie dem Leben entfliehen? Er glaubt es nicht mehr zu ertragen. Er verhandelt schon mit dem Tod, den man selbst ruft. Und er entkommt ihm, kaum um ein Haar, indem er eine andre Flucht findet: in die Arbeit. So lebt er weiter! Jahrzehnte noch, in einer phantastisch aufgezwungenen Verkümmerung: mit Haß sich selbst das Lächeln verweigernd. Es ist eine Tragikomödie. Dieser Aristokrat scheint an einer Art von Unterernährung gestorben zu sein.

Also die Liebe? Die er selbst gepriesen, als das Geschenk seines Daseins? Diese Frau, die bis zu seinem Tode an seiner Seite geblieben? Oh, wehe um das Einverständnis schöner Seelen! Welche Trübheit hinter der silbernen Maske! Da er älter wird, kränker, sonderlicher —: die Frau zieht den Maler Fabre in das Haus, damit er sie Beide porträtiere. Aber die Bilder werden vollendet, und der Maler bleibt. Er bleibt neben dem großen Alfieri, er bleibt über dessen Tod hinaus noch Jahrzehnte: der wahre und letzte Geliebte.

Und der Ruhm? „Ein Brutus von einem Voltaire!“, rief er einst aus. „Die Zeit wird es erweisen, ob solche tragische Vorwürfe sich besser für mich schicken oder für einen Franzosen, der als Plebejer geboren ist!“ Und er schleudert sich, in wütendem Furor, an den Tisch, um „seinen“ Brutus zu schreiben.

Die Zeit! Oh, die Zeit! Der Plebejer Voltaire! Wir lesen ihn: wir stehen gebeugt vor diesem Plebejer. Wir sind Andre; und Spätere, Spätere... Aber Alfieri?

Graf Vittorio Alfieri — ?

Auf den steinernen Stufen von Santa Croce saß ich, abendlichen Schimmer des Himmels über mir. Tauben schwirrten, Zeitungsjungen schrieen, über die Piazza laufend. Und dort, am Ausgang der engen Gasse, zog der Arno in toskanischer Ruhe. Hinter mir aber dämmerte das Portal, verdunkelte sich der purpurne Vorhang, hinter dem das Grab des großen Dichters liegt.

Vasantasena von Alfred Polgar

Das Burgtheater, müde der fortwährenden Sticheleien, es liege abseits vom Strom der Zeit (vernagelt mit Brettern, die nicht die Welt bedeuten), und kein Stößchen von dem, was heute Menschenherz bewegt, erschüttere es, spielt jetzt ‚Vasantasena‘, eine Bühnendichtung, auf die die alten Inder mit Recht stolz sein dürfen. Sie wurde vom König Sudraka verfaßt, der im dritten Säkulum nach Christi regierte und im schönen Alter von hundert Jahren zehn Tagen den Scheiterhaufen bestieg. Nach einer andern Version hätte er das schon in seinem neunundneunzigsten Jahre getan, offenbar aus blanker Bosheit gegen das Dezimalsystem. Es gibt Sanskritforscher, die die Theorie verfechten, ‚Vasantasena‘ wäre das Werk eines Hofpoeten Sudrakas, und der König hätte nur seine Chiffre draufgetan (eine Praxis – das Werk der Untertanen mit dem Namen des Herrschers zu verknüpfen –, die ja in Monarchien seit jeher Brauch war). Doch liegt die ganze Angelegenheit schon so weit zurück, daß die Sorge um ihre Klarstellung sich unter die andern Sorgen, die wir sonst noch haben, ziemlich weit hinten wird einreihen müssen.

‚Vasantasena‘ bringt den Triumph der wahren Liebe und den Sieg der Gerechtigkeit über die Justiz. Das Stück ist also ein Märchen. Der Kaufmann und die Bajadere, zwei edle Menschen und einander mehr als herzlich zugetan, werden ein frohes Paar, wenn auch erst am Fuß des Schafotts. Trotz den aufgespießten Schädeln, mit denen das Burgtheater die Richtstatt garniert, ist es kein ganz ernst gemeintes Schafott, das merkt man schon an den barocken Scherzreden des Henkers, der auch im bittersten Elend des Hinzurichtenden den Humor nicht verliert. Überhaupt sind alle schlimmen Situationen, in die das Stück seine Helden bringt, gespritzt mit Burleskem, das sie entgiftet. Gewissermaßen: das Wohlgefallen, in das sich Alles lösen wird, wirft sein Licht voraus. Selbst der Hauptstörenfried, der Prinz, der es auf Vasantasena abgesehen hat, sie, da sie beharrlich nicht will, tötet (zum Glück nur scheintötet) und die Mordschuld auf den guten Kaufmann wälzt, selbst dieses Bösewichtes Bosheit ist so mit Spaßigem versetzt, daß sie zerbröckelt, daher der Abscheu des Zuhörers an ihr nichts Rechtes zu beißen hat.

Im Dramatischen steckt nicht der Wert der alten Komödie. Er steckt in der Fülle und Farbigkeit gewesenen Lebens, das sie aufrollt, im Reichtum an getragener und naiver Betrachtung, in dem blumigen Rankenwerk der Rede, dem Geflecht aus hoher Spruchweisheit und volkstümlicher Drastik, in dem lyrischen Schlinggewächs, das die Geschehnisse des Spiels umkleidet.

Wanderern aus dem Abendland wird schwindlig in der feuchten Hitze dieser Diktion. Deshalb hat der Verdeutscher dem Spiel Luft gemacht, die tropische Üppigkeit zugestutzt. Jetzt sieht die königliche Dichtung aus wie ein königliches Tier, in dessen Fell die Motten gekommen sind. An einigen Stellen kleben noch dichtere Büschel, zeugend von entschwundner

Pracht, an andern schaut die nackte Haut durch und unter ihr die Rippen. Das heißt: das Primitive des Schauspiels wird offenbar, und zwischen kindlich und kindisch verwischt sich die Grenze. Am traurigsten in der Bearbeitung kommt die Lustigkeit weg. Vor der Not dieses Humors wird der Erwachsene verlegen. Niemand freut sich, Niemand lacht, ausgenommen Herr Treßler. Doch hätte wohl auch kein Andrer als Lion Feuchtwanger, der ein Literat von Wert und Rang ist, die museale Dichtung für das lebende Theater retten können. Ein solches würde freilich kaum ‚Vasantasena‘ spielen, weder mit noch ohne Elefanten.

Die Musik von Salmhofer, in zähem Festhalten an den gleichen Wendungen (zu obstinater Pauke) Asien mit der Seele suchend, klingt, soweit ich das beurteilen kann, genügend östlich und erzeugt die rechte fatalistische Stimmung. Da sie sich wie ein Fernrohr ausziehen und zusammenschieben läßt, geht es mit der Zeit, die sie, und mit der Zeit, die die Verwandlungen brauchen, immer wunderbar akkurat aus. Die Bühnenbilder von Remigius Geyling entfalten ein höchst appetitliches, wohlhabendes Indien, und Herterichs Regie treibt es angenehm laut und bunt, wie es in so fernen Breitegraden der Geographie und Literatur eben zugeht.

Von Eindrücken, durch die Darsteller vermittelt, haftet die mild-weise Rede des Herrn Straßni als Richter im Gedächtnis. Er ist wieder ein ganz greiser Greis, und wenn er so, über allen Andern, umwallt von einem weißen Vollbart und einem riesigen blauen, sternbestickten Mantel, judizierend thront, sieht er aus wie der liebe Gott. Das Postament, auf dem er sich befindet, ist sehr hoch; im Zuschauer nagt die Frage: Wer hat den alten Mann da hinaufgesetzt? Sympathie weckt der lebende Elefant. Ein schönes, rundes Tier, dessen Zugkraft die des Schauspiels weit übersteigen dürfte. Er schüttelte, in der Generalprobe, oft sein weises Haupt und hob den Rüssel mit einem Ausdruck zum Himmel, als wollte er sagen: Herr, was hast du für eine Menagerie! Herr Treßler verfuttert, sichtlich zu seinem Vergnügen, an das Scheusal von Prinzen nahrhafte Komik. Er ist mehrere Clowns in einem: the Tressler-brothers. Hingegen scheint Hilde Wagener von der Bajadere, mit Recht, gelangweilt. Ihre Vasantasena atmet gleichsam hinter einer gläsernen Wand, ist auch blaß wie Schneewittchen im Sarge. Doch liebt und verweigert sich Frau Wagener mit viel Grazie; mehr kann sie der Rolle, mehr die Rolle ihr nicht geben. Paul Hartmann ist der gute Kaufmann. In der schönen Haltung, mit dem verläßlich-edlen Tonfall, die ihm in klassischen Lebenslagen zu eigen sind, spielt er auch hier Gefühl, das er (in diesem Falle, heißt das) nicht hat, und Leidenschaft, an die er nicht glaubt.

Also, wenn Sie ein hübsches orientalisches Märchen sehen wollen, anspruchslos dumm, schauen Sie sich den ‚Dieb von Bagdad‘ an, den federnden Douglas Fairbanks, wie er meisterlich turnt, reitet, kämpft, mit Geisterhilfe sein Glück schmiedet und dem Schicksal, stellt sichs wider ihn, die schönsten Zähne zeigt.

Elisabeth Bergner von Arthur Eloesser

Das ist der Titel eines Buches, das, mit 32 Bildern, nächste Woche im Verlag Williams & Co. (Charlottenburg, Königsweg 33) erscheint. Hier folgen zwei Proben daraus.

Vier Elemente innig gesellt, bilden das Leben, bauen die Welt: Erde, Wasser, Feuer, Luft. Der Schauspieler ist der unbürgerliche, der noch nicht spezialisierte, der nicht in eine Maske gepreßte Mensch; er ist der Mensch von Anfang an, ein liebenswürdiger oder auch dämonischer Rückfall in die Vergangenheit, als noch Gott Dionysos gebot, als der Mensch im heiligen Rausch sich selbst verlierend, verwandelnd, offenbarend seine leiblichen Geschwister unter Göttern und Tieren fand. Weil er als ein jugendlicheres, wilderes, kindlicheres, meinetwegen kindischeres Geschöpf vor und außerhalb der Zivilisation steht, bekennt sich das Spiel der Elemente aus ihm deutlicher als aus den mechanisierten und etikettierten Fabrikaten der bürgerlichen Gesellschaft.

Die Erde ist nicht das wesentliche Element der Bergner, die Niemand für eine Tochter der Else Lehmann noch für eine Schwester der Lucie Höflich halten wird. Sie hat keine Rose Bernd versprochen, sie hat das Gretchen schließlich doch nicht gespielt, und sie wird klug genug sein, um ihr Hannele, das sie eben nur gespielt hat, nicht sonderlich zu schätzen. Man hat nicht viel von Erde, von Mütterlichkeit und warmer, trächtiger Ackerscholle, wenn man im Lichte des Naschmarktes und im Schatten der Leopoldstadt geboren ist, wenn alte großstädtische Kultur sich mit der Intellektualität noch viel älterer Rasse vermählt. Aber die Großstadt mit ihrer alten Kultur, mit ihrer langen menschenbildenden Geschichte wird auch wieder eine seelische Landschaft. Aus dem Pflaster ihrer modrigen Gassen, aus dem alten engen wispernden Beisammensein der Menschen, aus dem wechselnden Zauber ihrer Stunden, aus ihren sehnsüchtigen Atemzügen, durch die sie sich immer wieder an das einfachere, natürlichere Draußen heransaugt mit seinen Landstraßen, die irgendwohin führen, mit dem Flusse, der von irgendwo geplätschert kommt, mit Rebhügeln darüber und weißen Häuschen, wo Sauberkeit, Friede, Glück zu Hause sein müssen – aus all dem Besitzen und Entbehren, aus dem Genuß der Eigenart und dem wehmütig scherzenden Widerstand wird wieder eine Atmosphäre, die etwa die Genialität eines Raimund und eines Nestroy hervorbringt. Die letzten Dichter, die zugleich Stadt oder vielmehr Vorstadt und Volk waren.

Wir Menschen können glücklicherweise nur mit Hilfe von Assoziationen werten und lieben, ganz bestimmt, wenn Eros mit im Spiel ist, wenn wir eine Sympathie, eine fröhliche Nötigung zur Billigung, zur Freude irgendwie begründen wollen. Wer die Bergner zuerst beobachtete, lenkte, förderte, mußte

wohl bemerken, daß sie als Wienerin nicht nur durch und durch musikalisch, sondern daß sie selbst Musik sei, aus einem mysteriösen Legat uns hinterlassen, von Mozart her und Schubert, von Lanner und Johann Strauß und schließlich auch von den braven Leuten, die das Lied vom Fiaker gemacht haben, und von der Kaiserstadt, die es nur einmal gibt. Dazu aus der andern und noch ältern Erbschaft eine intellektuelle Energie, nicht des nackten Verstandes, sondern der genialen Einfühlung, der instinktvollen, der witternden Sicherheit, der eines kleinen Raubtieres. Eines nicht allzu kleinen. Gewiß – eine Femme-enfant in der zierlichsten Ausgabe, aber auch eine Sirene, recht vollständig ausgerüstet mit einer süßen Singstimme und mit Krallen, die ins Fleisch und an die Seele dringen. Eine französische Schauspielerin sagte zu ihrem Direktor, der nur für eine einzige Rolle jungfräuliche Reinheit, dirnenhafte Verdorbenheit, himmlische Güte und höllische Bosheit verlangte: Wenn ich das Alles machen will, müßte ich ja den Teufel im Leibe haben. Worauf der Direktor: Ja, wenn Sie nicht den Teufel im Leibe haben, mein Fräulein, können Sie nicht Theater spielen.

Womit ich auf die Bemerkung zurückkomme, daß die richtigen schauspielerischen Temperamente einen ältern oder vielmehr jüngern, einen glücklich zurückgebliebenen Fall Menschheit repräsentieren. Sie sind diejenigen, denen bloße Zweckeinstellung, bürgerliche Dienstbarkeit und Nutzbarkeit den Teufel noch nicht ausgetrieben hat. Und die sich selbst vor unsern Augen, zu unserm Erschrecken und zu unserm Entzücken alle ihre Teufel immer wieder austreiben müssen. Wofür sie überdies noch bezahlt werden. Habt Ihr die Königin Christine der Bergner gesehen? Dieses kluge, dumme, gemeine, reine, der Liebe bedürftige, der Liebe unfähige Geschöpf? Woher hat sie das Alles? A priori natürlich, um mit den Philosophen zu reden. Das heißt; vor aller Erfahrung.

Ihr erster Direktor überzeugte sich wohl bald, daß er einem Apriori gegenüberstand, einem Unteilbaren, einem Unheilbaren. Da war die Liebliche mit einer Musik der Rede, deren Satzmelodie in einem kleinen feinen Bogen immer über der gewöhnlichen Menschensprache lag, da war die Zierliche, Kindhafte, fast ins knabenhafte Entgleitende, die, schmal, gebrechlich, unendliche Zärtlichkeit erregte. Da war die Drohende, Gefährliche, Verräterische, fließend wie Wasser, leicht wie die Luft, fressend und hell wie Feuer. Aber das Alles war nicht Versachlichung oder Absonderung ihres Wesens, nicht Überbetonung, Überbelichtung eines Teiles, nicht Maske, nicht Rolle, sondern immer derselbe Dämon oder derselbe Engel vor und nach dem Fall.

Auch das Publikum ist wohl längst davon abgekommen, daß Schauspielerei Verstellungskunst sei, und daß besonders, als ob man es aufsetzen könnte, das „Mienenspiel“ bewundert werden müsse. Wir rühmen vielleicht einmal einem mittlern, tüchtigen Schauspieler nach, daß wir ihn in irgendeiner Charge nicht gleich erkannt haben. Aber wenn eine schöpferische Persönlichkeit auf die Bühne tritt, so freuen wir uns, sie schon

vor dem ersten Worte zu erkennen, und jubeln so ein bißchen
in uns: Bassermann! oder: Lucie Höflich! Wie es mit Mat-
kowsky und Kainz nicht anders war. Die Großen deckt kein
Inkognito, nicht das des Königs, nicht das des Bettlers.
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — - — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — - — — — —

Wir sind am Ende. Wir sind am Anfang einer noch kurzen
Laufbahn, die mit einem unerhörten Abschwung angefangen
hat. Aller Anfang ist schwer, sagt eins von den beliebten
Sprichwörtern, die ebenso dumm wie klug sein dürfen. Für
gewisse Naturen oder glückliche Talente läßt sich das Gegen-
teil behaupten; ihre Schwierigkeiten beginnen erst, wenn es
den errungenen Sieg zu sichern gilt. Sind es Moden, sind es
Entwicklungen, sind es innere Bedürfnisse, sind es Wünsche
und Träume, die sich die Menschen von ihren Lieblingen er-
füllen lassen? An irgend Jemand wird immer Maß genommen.
Der Held und Liebhaber des vorigen Jahrhunderts mußte sich
bis in die achtziger Jahre fragen: Bin ich ebenso schön wie
Emil Devrient? Habe ich das Auge, das imperatorisch rollt,
und die siegreichen Beine? Joseph Kainz mußte die magern
Jünglingswaden noch durch Wattons vervollständigen, um sich
die nötige Würde zu verschaffen. Nachdem sein Genie sich
gegen seine Mängel durchgesetzt hatte, mußte sich jeder seiner
Nachfolger wiederum fragen: Bin ich ebenso häßlich wie Josef
Kainz, und bin ich ebenso mager? Triumph des Leichtgewichts
in der Kunst! Was gab er uns? Einen Rhythmus, den wir
brauchten, ohne es vorher zu wissen, eine neue seelische
Fliegekunst, neues Gleichgewicht und wollüstige Empfindung
des Schwebens in der Rapidität der Bewegung.

Es gibt zwei Arten von Schauspielern, die ich nicht als
Rang bezeichnen möchte. Also sagen wir: zwei Rassen. Den
einen bestätigen wir, daß sie diese oder jene Rolle bis zur
Vollkommenheit gespielt haben, und wir wägen ihre einzelnen
Leistungen, um ihr Gesamtgewicht in der Kunst festzustellen.
Die andern möchte ich die Unteilbaren nennen, die in ihre
einzelne Leistungen kaum zerlegt werden dürfen, und die von
vorn herein als Kunstwerke der Natur, als beglückende Ein-
gebungen ihrer höchst sonntäglichen Laune geliebt werden.
Ich bin keine Puppe, ich bin eine Kunstfigur, heißt es in einem
Märchen, das die Bergner besonders liebt. Diese Kunstfiguren,
der Natur und der Kultur zugleich, wirken über die Bühne hin-
aus, strahlen beständig in unsre Vorstellungen und Wünsche
hinein, mischen sich in unser Blut, elektrisieren unsre Nerven,
beschleunigen unsern Puls, kurz: bemächtigen sich unsres
Lebensrhythmus, eine wohltätige Steigerung, die uns lockerer,
tätiger, großmütiger macht, als ob wir, selbst beschenkt, wieder
zu schenken hätten.

Ist es Gift, ist es Rausch, ist es Zauber? Oder ist Eros
dabei? Warum soll es nicht Eros sein, der in jede Art von
Kunst seinen Samen wirft, besonders der zweideutigen, ver-
dächtigen, der öffentlichsten und geheimnisvollsten, durch die
der spielende Mensch sich selbst auf Stunden zu einem Kunst-
werk macht, zu dem einzigen Kunstwerk aus Vergänglichem,

aus organischem Stoff, das wir lustvoll erlebend schließlich mitgeschaffen zu haben glauben! Als ob ein Traum, eine Wunschvorstellung von Menschenwesen sich in unsrer enthusiastischen Hingegebenheit verwirklicht hätte.

Die Bergner ist die entzückendste und vollständigste Ausgabe von Femme-enfant, die wir, wie ich hoffe, längst noch nicht zu Ende gelesen haben. Ein Kind, das jeder adoptieren will, in dem er aber auch, nicht ohne besondere Zärtlichkeit, das Weib meint. Und die Bergner ist eine Hexe, die man wie ihre Johanna vielleicht doch beizeiten verbrennen sollte; denn sie beunruhigt und beschäftigt eine ganz ernsthaft arbeitende Weltstadt, ein Spuk, ein Luftgeist, ein Puck, ein Ariel, der den Leuten und nicht nur den jungen und nicht nur den Männern die Köpfe und gar die Sinne verwirrt.

Neulich fuhr ich in eine große Handelsstadt, deren sehr ernste gesetzte Bürger in dem Rufe stehen, daß sie die schönen Künste nur als Schmuck redlich bürgerlichen Lebens, nur als anständige Zerstreuung und Entspannung nach gediegener Tätigkeit ansehen. Liebenswürdiger Zufall ließ grade ein Gastspiel der Bergner anfangen. War es Zufall? Heuchler! Ich wollte sehen, ob ihr Zauber sich auch im feuchten Klima der Waterkant mitteilt und unter kühlern Menschen, die, wie Thomas Mann ungefähr sagt, schon in Gummimänteln geboren werden.

Die einen schon Angesteckten hatten ihren Enthusiasmus fertig, umrahmten mit begeisterten Schilderungen ihr Häuschen und ihren Garten vor dem Tor, wobei immer die Schildkröte als Beweis ihrer Liebe zu den Tieren und als Triumph ihrer landwirtschaftlichen Bemühungen besonders ausgezeichnet wurde. Die Andern, wie es sich gehört, machten sich fest mit Einwänden, behaupteten zähe das feuchte, das die Erkältungen begünstigende Klima. Kommt aus Berlin? Sensation, Stimmungsmache, Reklame, wahrscheinlich Produkt einer gewissen demokratischen Presse. Spielt den Shakespeare, der über Hamburg, so heißt die Stadt, von unserm großen Friedrich Ludwig Schröder nach Deutschland importiert worden ist.

Den richtigen Shakespeare? So leicht, so drollig, so launisch, als ob er von dem ganz gewöhnlichen Heute und Hier wäre. Auffassung! Persönliche Willkürlichkeit!! Verwöhntheit!!! Immerhin, man lacht, man hat auch was Feuchtes ins Auge bekommen – nicht von unserm, wohl eher von ihrem Klima, das sie mitbringt, das glücklich, heiter, warm, sonnig, zugleich taghell und träumerisch ist, ein Märchen am hellen Mittag... immerhin: mit besagten Vorbehalten sind wir entzückt von Elisabeth Bergner. Kurz und gut: der Bergner-Taumel brach los, die Leute standen abends Spalier vorm Theater, genau so wie in Berlin, so verliebt, so geduldig, wie vor dem schönsten Rendezvous, und Hammonia hatte ein Kind mehr, hatte es mit mütterlicher Zärtlichkeit adoptiert. Es ist doch die Stadt, in der die Börse schloß, als die achtzehnjährige Charlotte Ackermann begraben wurde.

———————————————————————————

Enrichissez vous!

Zitate haben ein zähes Leben — besonders wenn sie falsch sind. Und sind sie gar als Schlagworte im politischen Kampf auszunutzen, dann sind sie nicht umzubringen.

Da ist vor allen andern eins, das mich schon lange ärgert, und das man endlich austreten sollte wie eine Wanze — eine Wanze, die schon durch fünfzigtausend Leitartikel gekrochen ist. Enrichissez vous! Mit diesem Wort, das Guizot, der ewige Minister Ludwig Philipps in die Kammer rief, bestritt die proletarische Bewegung in ihrer Kinderzeit und Jugendblüte die Hauptkosten ihrer publizistischen Entrüstung — und die Wanze kriecht noch immer durch die Zeitungsspalten. Bereichert euch! Schamloser konnte die Kapitalistenmoral, die unter dem „Bürgerkönig“ eingerissen war, sich nicht selber bloßstellen. Und besser kann man diese Moral nicht brandmarken als durch die Erinnerung an eine Parole, die den Raffern und Ausbeutern den Weg wies.

O doch, man könnte sie besser brandmarken. Zunächst dadurch, daß man nicht immer wiederholt, was Guizot nicht gesagt hat. Jetzt hab’ ich in Nummer 39 wieder von Berthold Jacob den Satz gelesen: „Die Rattenfängerpfeifen der Wirtschaft werden wieder gestimmt — Leitmotiv: Enrichissez vous!“

Das Leitmotiv ist in der Tat wunderschön — aber wenn man es spielt, sollte man nicht in der Mitte abbrechen. Guizot wollte durchaus keine wirtschaftliche Losung ausgeben, am wenigsten diese. Dieser Erzbourgeois hatte weder Blick noch Gehör für soziale Notwendigkeiten: er gewahrte nur politische Probleme. Aber den patriarchalischen Gesinnungen dieses Erzprotestanten mißfiel die Spekulationswut und das Gründungsfieber, das damals aufwucherte, selber höchlich. Und als ihm einmal der Kamm schwoll, holte er zu einer Strafpredigt aus, die in die Apostrophe ausklang: „Enrichissez-vous par le travail et l’économie!“

Die „Arbeit und Sparsamkeit“ werden uns seit achtzig Jahren beharrlich unterschlagen. Freilich, sonst wäre das Zitat nicht mehr zu brauchen. Nun, dann sollte mans lieber ganz verschlucken. Schließlich könnte einmal die Gegenpartei näher hinschauen, den Nachsatz anfügen, den Spieß umkehren und zu uns sprechen: „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen!“

Siegmund Feldmann

Bayern und Reich

Wie zum Topf der Deckel, zur Katze das Mausen und zum Ludendorff die blaue Brille — so gehört Bayern zum Reich.

Kein Bayer hat das je bestritten.

Einmal entbrannte im Landtag zu München eine überflüssige Dehatte. Es gab nur Eine Meinung und kein nennenswertes Blutvergießen: Bayern gehört zum Reich.

Weil ein Anfänger zu wissen begehrte, weshalb Bayern etwa nicht zum Reich gehöre, deswegen setzte man es ihm auseinander, in freundlicher Weise, wobei die Sitzung kaum einige Male unterbrochen und lange nicht von allen verfügbaren Sanitätern Gebrauch gemacht wurde.

Es erhoben sich sämtliche Abgeordnete von ihren Plätzen und fragten: wer wohl behauptet habe, daß Bayern nicht zum Reich gehöre! Und da es Keiner behauptet zu haben behauptete, wurde in ausführlichen Reden klargemacht, daß man kein Wort darüber zu verlieren habe: Bayern gehöre nun einmal zum Reich. Es sei historisch mit ihm verlötet. In kurzer Zeit gelang es, alle etwaigen Zweifel zu zerstreuen und die mit geringen Körperverletzungen aus der einmütigen Aussprache hervorgegangenen Abgeordneten wegzuschaffen.

*

Eines Tages nun schickte das Reichsfinanzministerium 95 nicht-bayrische Beamte nach München mit der Anweisung, ihren bayrischen Kollegen unter die Arme zu greifen und im Sinne der Reichseinheit Etliches zu erledigen.

Sie wurden übertrieben liebenswürdig aufgenommen. Finanzminister Krausneck hielt ihretwegen eine Begrüßungsansprache, die in den Ruf ausklang:

„Mit Rücksicht auf die Denkart der bayrischen Bevölkerung und weil dadurch unsre nationalen Belange empfindlich geschädigt werden, verbitten wir uns die Einmischung des Reichsfinanzministeriums auf das Allerentschiedenste."

Und bei den darauffolgenden „Hurras" wurde zum Ausdruck gebracht, daß Bayern unentwegt zum Reich, aber die Reichsfinanzbeamten nicht nach Bayern gehören.

Es war eine Kundgebung von solcher Einmütigkeit, wie man sie gewaltiger sich nicht denken kann. *Bruno Manuel*

Aufruf

Anderthalb Jahre ist es her, daß der Staatsgerichtshof zum Schutz der Republik im sogenannten Tscheka-Prozeß das ungeheuerliche Urteil fällte, das neben drei Verurteilungen zum Tode über 70 Jahre Zuchthaus für 16 Angeklagte verhängte. Wie diese Urteile zustande kamen, lese man in der lange nicht genug verbreiteten Denkschrift nach, die Rechtsanwalt Dr. Arthur Brandt unter dem Titel ‚Der Tscheka-Prozeß' im Neuen Deutschen Verlag 1925 herausgegeben hat. Die Todesurteile sind zwar nicht vollstreckt worden, aber die Zuchthausstrafen befinden sich mitten in der Vollziehung, und, nachdem die Scheinamnestie im vorigen Jahr alle Zuchthausstrafen übergangen hat, stehen die Aussichten der armen Menschen, die durch das – selbst für die Verhältnisse der deutschen Republik noch haarsträubende – Verfahren ohne Revisionsmöglichkeit eingesargt wurden, nahezu trostlos. Einer der Verurteilten, ein reifer Mann, Johannes Szon, sitzt im Zuchthaus von Rendsburg. Er soll dort nach dem Willen Niedners und seiner Komplicen 8 Jahre seines Lebens zubringen. Szon trat im Tscheka-Prozeß wenig in den Vordergrund. Da er schwerhörig ist, vermochte er dem Verlauf der Verhandlung nicht immer zu folgen. Doch wird ihm allgemein bestätigt, daß er aufrecht für seine Sache eingestanden sei. Szons Ohrenleiden hat sich natürlich im Zuchthaus verschlimmern müssen. Die Qual, nicht hören zu können, ist dort, wo sich Niemand Mühe gibt, auf die Gebrechen eines Menschen Rücksicht zu nehmen, vervielfacht. Sie kann aber durch einen Hörapparat behoben werden. Ein solcher Apparat ist zum Preise von etwa 150 Mark zu beschaffen; diese Summe steht nirgends zu Gebote: sie muß durch Sammlung eingebracht werden. Das Zentralkomitee der Roten Hilfe Deutschlands, Berlin NW 7, Dorotheenstraße 77/78, Postscheckkonto Berlin 109 676, nimmt Zahlungen entgegen und wird darüber auf Wunsch in der ‚Weltbühne' quittieren. *Erich Mühsam*

Von der Mordbahn

Alexander Schönberg (in Nummer 41) und ich (in Nummer 38) haben hier aufgezeichnet, warum die Reichsbahn nicht untadlig funktionieren kann. Inzwischen hat die Leitung der Reichsbahn verkündet, daß eine große Kontrollaktion der Streckken und des beweglichen Materials im Gange sei. Insbesondere hat man versprochen, den Zustand der Schienen und des Unterbaus zu prüfen. Und was ist geschehen? Von einer Generalrevision hat man aus „technischen" Gründen Abstand genommen. Selbstverständlich, ohne das bekannt zu geben. Nur einige Stellen hat man, ohne sich die Finger dabei schmutzig zu

machen, „überprüft“. Im übrigen ist man in einem Tempo von 50 bis 80 Kilometern Stundengeschwindigkeit in einem bequemen Salonwagen durch die Gegend kutschiert. Und diese „Kontrollaktion“ genügte der Reichsbahn-Direktion zu der Mitteilung, daß eine Gefährdung der Betriebssicherheit nirgends festgestellt worden sei...

Die Eisenbahnbetriebsräte, weit gewissenhafter als die über und über – und wofür eigentlich? – bezahlten Direktoren forderten, daß zum mindesten die Unfallstrecken und die als verdächtig bezeichneten zu Fuß begangen würden. Die „Kontrollkommission“ aber lehnte ab. Wie kann man solchen hohen Herrschaften auch zumuten, zu Fuß zu gehen! Die Begründung der Ablehnung: „Dafür haben wir keine Zeit.“ Basta. Die hohen Herren im Salonwagen haben nirgends eine Gefährdung der Betriebssicherheit festgestellt. Und schon krachen die Züge der Mordbahn wieder auf einander.

Vielleicht wird der Reichstag, der jetzt so freundlich sein wird, aus seinem Sommerschlaf zu erwachen, sich doch einmal in die Dorpmüllerei einmischen. Wir möchten das dem „hohen Hause“ sogar in seinem eignen Interesse empfehlen. Seine Mitglieder gehören doch wohl mit zu den besten Kunden dieser gemeingefährlichen Aktiengesellschaft. *Arthur Seehof*

Tirpitz

Der Admiral strich seinen Bart prophetisch
– ein Bild der Wahrheit – , schneuzte sich und sprach:
„Ob thoirytisch oder theoretisch:
ich trage Stresemann nichts Böses nach.

Und schimpfe ich mitunter rauh und ehrlich,
so ists nur Liebe, aber nie Kritik.
Der Schrei nach Macht ist eben unentbehrlich.
Besonders bei der Außenpolitik.

Der deutsche Haß hat sicher was Gesundes.
Doch ich persönlich bin nicht überspannt.
Ich bin durchaus ein Freund des Völkerbundes
und der Regierung... Wenn ein Sitz vakant.“

Ernst Huth

Beischlaf aus Patriotismus

Am Mittelteil der Donau gibts ein Monstrum, das es in Ostelbien geben könnte: eine Rotte frischer Patrioten, deren Deez zugunsten andrer Körperteile verkümmert. Die anheimelnde Bande haust in Kalocsa, ist eine Sektion der Sekte ‚Die Erwachenden Ungarn‘, will außer Mord- und Lügen- und andern Heldentaten, die jede der Sektionen vollbringt, die Verführung und Entjungferung möglichst vieler jüdischer Jungfrauen vollbringen und nennt sich „Adonis-Liga“ – was beweist, daß kräftige junge Magyaren in die griechische Mythologie weniger tief eindringen als woanders. Nämlich nur kräftige junge Männer nimmt die Adonis-Liga als Mitglieder auf –: jüdische Mädchen sind offenbar schwerer als magy-arische zu entjungfern. Und nur reinrassige Magyaren nimmt sie auf – damit ihr nicht am Ende jeder kräftige junge Jude beitritt, der sich seinen Glaubensgenossinnen mal in dem Bewußtsein nähern möchte, daß ihm eine patriotische Pflicht obliegt, wenn er oben liegt. Denn das Motiv der Adonisse ist selbstverständlich nur ein patriotisches, und zwar das der Revanche für Sünden fremdstämmiger Sünder, da ja die Juden wie an allen andern übeln Umständen auch an den andern Umständen der Magyarinnen schuld sind.

Man muß schon zugeben, daß die Adonis-Liga das Angenehme mit dem Nützlichen genial verbindet. Aber das ist nicht ihr einziger Vorzug. Ebenso vorzüglich ist ihr sexueller Geschmack, dem selbst Magyarinnen – ungefähr das Feurigste, wo man hat – nicht genügen, weils Jüdinnen gibt, die mehr können. Vorzüglich ist auch jedes Adonis heißes, in jedem Sinn heißes Bemühen, seine diversen illegitimen Kinder – die Liga blecht doch nicht immer das Geld für Präservative – so herzustellen, daß sie dereinst gescheiter sind als er selber, wozu freilich wenig gehört:

in ihren Köpfen muß ja, als Erbteil der jüdischen Mutter, viel mehr Grütze stecken als im Quadratschädel ihres Erzeugers.

Ablegen sollte die Adonis-Liga nur eins: den Namen der Sekte, deren Sektion sie ist. „Erwachende Ungarn“? Beschlafende Ungarn.

Franz Leschnitzer

Die Liebe zu den drei Orangen

Kandinskische Strahlenbündel statt einer abgegriffenen oder modern verkitschten Operndekoration. Ein köstlich persiflierendes Märchenlustspiel statt einer romantizistischen Sentimentalität. Zwei mit Musik und Rhythmus prall angefüllte Stunden statt eines endlosen Abends voll schwülstiger Phrasen.

Der Graf Gozzi hatte um 1730 in Venedig ein Stück geschrieben, um den französisch gesinnten Goldoni und den Verse leiernden Chiari kalt zu stellen. Ihm lag daran, der Commedia dell’Arte wieder zur Geltung zu verhelfen. Prokofieff gräbt heute Gozzis Märchenspiel aus, kann aber mit den tendenziösen Anspielungen nichts anfangen und sucht sich für Gozzis Satire einen zeitgemäßern Feind: die sozusagen moderne Oper. Die noch ungenutzte Satire richtet er gegen sein eignes Werk.

Im Prolog geht der (harmlose) Kampf um die neue Opernform vor sich, der in dem Moment entschieden ist, wo die Sonderlinge als Sieger über Lyrische, Tragische, Komische und Hohlköpfe die Liebe zu den drei Orangen ansagen. Ganz logisch ist Prokofieff dabei nicht; denn im Spiel haben die Komischen doch allerhand mitzureden. Das kann nicht nur an der Berliner Aufführung liegen, die allerdings ganz auf die Persiflage gestellt war. Denn wer zum Prinzessinnen bewachenden Drachen eine dicke, baßdröhnende Köchin nimmt, wer die dramatische Verwicklung mit einem blauen Emaileimer löst, der rechtfertigt eine so befreiend parodistische Aufführung wie die der Staatsoper. Prokofieff — neben Stravinsky der bedeutendste unter den modernen Russen — hält sich dem Abstrakten fern. So hört man im Orangenprinzen eine nicht kompromittierende Mischung von frischer Natürlichkeit und modernem Klangapparat.

Alles in Allem: nicht eben erschütternd, aber in der einheitlichen Geschmacksicherheit von Musik, Aufführung und Bühnenbild doch viel, viel mehr als ein gelungener Spaß.

Albert K. Henschel

Zwei Zeitungsausschnitte

Auch dieses Fest der Polizei für alle Diejenigen, die an dem Gelingen der großen Polizei-Ausstellung ihren Anteil gehabt haben, war ein großer Erfolg. Ein Quartett spielte, der eleganteste Bubikopf, die ansprechendste Langhaarfrisur und der schönste Polizeibeamte wurden prämiiert. Obgleich einwandfrei festgestellt worden war, daß der verhängnisvolle Schuß auf Fahrlässigkeit zurückzuführen sei, behandelte ihn die Apoldaer Justizbehörde wie einen Mörder. Schneider wurde gezwungen, der Sektion und Obduktion der Leiche beizuwohnen. Man sperrte ihn in eine Einzelzelle, und der Mutter wurde versagt, ihren Sohn aufzusuchen. Bei der Vernehmung drohte Schneider wiederholt infolge eines Schwächeanfalls umzusinken. Eine Sitzgelegenheit wurde ihm jedoch verwehrt, bis er schließlich bewußtlos zusammenbrach. Am Morgen nach der Vernehmung fand ein Wachtbeamter Schneider in seiner Zelle am Fenster erhängt auf. Der Wachtbeamte ließ den Lebensmüden, der, wie der ärztliche Befund später ergab, noch nicht tot war, hängen, weil er laut Anstaltsbestimmungen erst den Arzt und die vorgesetzte Behörde in Kenntnis zu setzen habe. Als dann der Befehl zum Abschneiden gegeben wurde, war Schneider längst erstickt. Die Stunden vergingen im Fluge, und man bedauerte allgemein, daß morgen nun endgültig Schluß mit der Polizei-Ausstellung sein soll.

Die Musikalischen

Ich bin unmusikalisch. Wenn ich es sage, antworten die Leute mit einem frohen Gefühl der Überlegenheit: „Aber nein – das ist ja nicht möglich! Sie verstehen gewiß sehr viel von Musik...“ und freuen sich. Es ist aber doch so. Musik läßt mich aufhorchen; wenn ich sie höre, habe ich ein Bündel blödsinniger Assoziationen – und dann verliere ich mich im Gewirr der Töne, finde mich nicht mehr heraus... Um rat- und hilflos zu sein, dazu brauche ich schließlich nicht erst in eine Oper zu gehen. Gut.

Was aber die Musikalischen sind, so ist das eine eigenartige Sache mit ihnen.

Ganz vernünftige Menschen, solche mit einer Stellung oder einem Mann oder einer oder mehreren Überzeugungen – diese also fallen plötzlich in das Musikfeld ein. Gurgelnd jagen sie durch die Notenstoppeln. Was gibts – ?

Plötzlich sind sie drin, und ich draußen. Auf ein Mal sind sie alle verwandt, und ich eine Waise. Der Name eines Dirigenten fällt: und Haß leuchtet aus ihren Augen, ihre Zähne zermalmen ein Gekeif, sie ereifern sich, Hitze bricht aus den Kühlsten – was gibts, um Gotteswillen? Sie sind eine große Familie, wenn sie über Musik sprechen, ja, sie zanken sich, wie man sich nur in Familie zankt, mit jenem kundigen Haß der Nähe, jeder Hieb sitzt, weil man weiß, wo’s weh tut, sie schnattern, wirtschaften im Irrgarten ihrer Musik – was gibts? Ich weiß es nicht.

Auch ist viel Stolz in ihnen und schöne Gesinnung, weil daß sie so musikalisch sind, was sie oft mit musisch verwechseln – besonders die Frauen hassen das Gemeine, sind unentwegt edel und schweben hörbar eine Handbreit über dem Erdboden. So: „Ich bin eine Hohepriesterin der Musik, und das will ich mir auch ausgebeten haben.“

Auch zeichnen sich Musiker durch einen fühlbaren Mangel an Humor aus – das ist grauslich. Sie verständigen sich schon von weitem durch kabbalistische Terminologie; kaum haben sie sich berochen, so bricht es aus ihnen hervor, jeder hat ein Klavier im Stall oder einen schwarzen Steinway-Rappen und erzählt von seinen Feldzügen auf diesen geschundenen Tieren... Stehn Sie einmal so kulturlos draußen herum, vor der Tür, so durchaus und durchum nicht dazu gehörig...

Horch! Wie sie murmeln! „Furtwängler habe ich doch noch gehört, wie er... Also von Mahler versteht er nichts, davon soll er die Finger lassen... Die Baßlage bei der Kulp ist in der letzten Zeit nicht so...“ Beschämt, zerknirscht, ein Trällerliedchen aus Palestrina auf den Lippen – so schleiche ich betrübt aufs Lavabo.

Kaspar Hauser

P. S. Selbstverständlich habe ich die falschen Musiker kennen gelernt, Karikaturen musikalischer Menschen – Ausnahmefälle. „Denn Sie werden doch nicht leugnen, daß die Musik...“ Gute Nacht.

Liebe Weltbühne!

Als die großdeutschen Illusionen am üppigsten blühten, wurde Carl Fürstenberg von einem Interviewer gefragt, wie er über den Anschluß denke.

Er erwiderte: „Immer davon reden – nie daran denken!“

Artikel 48

Die Republik saniert sich.
Artikel Achtundvierzig,
in neuer Form, enthüllts
Zwar sind das erst Entwürfe,
die man nicht glauben dürfe,
erklärte schnell Herr Külz.

Geheimratslungen keuchten.
Das war nur Wetterleuchten.
Doch seinen Zweck erfüllts
„Entwurf des Referenten“
heißt das beim konsequenten
derzeitigen Herrn Külz.

Ein Probestück, ein dreistes.
Die Kinder welchen Geistes?
Aus jeder Zeile brüllts.
Sowas wird nur entworfen
im Land der Ludendorffen!
Hab ich nicht recht, Herr Külz?!

Karl Schnog

Justizminister. Wissen Sie eigentlich, was in Ihrem Bezirk vor sich geht? Wenn Leute von rechts Stresemann ermorden wollen, so sind sie lächerlich und des Freispruchs würdig. Wenn Leute von links viel weniger blutrünstige Absichten hegen, so sind sie gemein-gefährlich und kriegen Zuchthaus. In Nummer 42 hat sich Manfred Georg über ‚Hungerstreiks‘ und namentlich über einen geäußert. Dazu wird mir jetzt geschrieben: „Die politischen Gefangenen des Ge-fängnisses Kottbus stehen seit Sonnabend dem 9. Oktober im Hunger-streik. Vor etwa vier Wochen ist dort ein neues Regime eingezogen. Der neue Direktor ist ein früherer Militär und verlangt von den politischen Gefangenen, daß sie vor ihm stramm stehen und im Chor rufen: ‚Guten Morgen, Herr Direktor!‘ Den lungenkranken Gefan-genen wollte er die Verlängerung der Freistunde wieder nehmen; sozialistische Literatur läßt er nicht durch; eine Nummer des ‚Andern Deutschland‘ hielt er zurück, weil ein Artikel über Hindenburg und das Gefängnisunwesen darin war. Er erklärt, er werde Alles be-schlagnahmen, dessen Tendenz ihm nicht passe. Zellenschmuck will er verbieten; und dergleichen unerträgliche Schikanen mehr. Die Gefangenen fordern: Verlängerung der Sprechzeit; Beseitigung der Aufsicht in der Sprechzeit; mehrstündigen Stadturlaub für Familien-besuch; Zulassung aller außerhalb des Gefängnisses nicht verbotenen Literatur; freien Briefverkehr (jetzt dürfen sie in vier Wochen nur ein Mal schreiben). Diese Forderungen sind abgelehnt worden.
Unter den Gefangenen ist ein Jugendlicher, 20 Jahre alt, der 2½ Jahre mit kriminellen Gefangenen zusammengelegen hat. Man be-denke: einen Jugendlichen von 17½ Jahren legt man mit Kriminellen, womöglich sogar Schwerverbrechern zusammen! Das ist die deutsche Justiz!“ Und weil sie so ist, hütet sie sich, in ihrem, in Ihrem Mini-sterium Delegationen von Frauen, die sich über die himmelschreiende Mißhandlung ihrer Männer, Söhne, Brüder beschweren wollen, über-haupt zu empfangen.

Maecene. Wer von euch zu verhindern wünscht, daß Jakob Ha-ringer die Zahl der vorzeitig hingerafften deutschen Dichter vermehre, und Scheu trägt, sich der Adresse Bad Reichenhall zu bedienen, der kann auch den Weg über den Verlag der Weltbühne und den Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam-Wildpark, Victoria-Straße 59, nehmen.

Freiburger Student. Sie schicken mir die Abschrift einer Seite aus dem Desiderienbuch Ihres akademischen Lesesaals. Dem ist po-litische Neutralität gesetzlich geboten. Die Erfüllung der Wünsche liegt in den Händen des Freiherrn v. Schwerin, der über Bürgerliches Recht liest. Am 22. Februar 1926 wird, zum ersten Mal, eines der übelsten antisemitischen Hetzblätter gewünscht. In der Rubrik da-neben steht: „Ja! v. Schwerin.“ Zwischen dem 18. April und dem 28. Juli wird 18 mal die ‚Weltbühne‘ gewünscht. Und 18 mal steht in der Rubrik daneben: „Nein! v. Schwerin.“ Beim 18. Mal lautet ein Zusatz: „Wann wird diese am meisten beantragte Zeitschrift nun end-lich aufgelegt? Der... nach 1 Antrag, die ‚Weltbühne‘ noch nicht nach 20!“ Den Freiherrn v. Schwerin also hat auch das nicht gerührt. Sie regen sich schrecklich über ihn auf und verlangen von mir dieselbe Aufregung. Leider kann ich damit nicht dienen. Die deutschen Hochschulen sind der Ausdruck Deutschlands. Auf den Hochschulen eines Landes, in dem der Hohenzollern-Vergleich möglich ist, müssen die Freiherren v. Schwerin dominieren. Wenn das zu ändern ist, wird es von den 18 Studenten geändert werden, die an jeder Uni-versität die ‚Weltbühne‘ zu lesen wünschen. Daß sie sie zu lesen wünschen, heißt, daß sie sie lesen. Und da sie sie lesen, ist mir um die Zukunft nicht bange.

Berliner. Sie gönnen Oesterreich nicht, daß ihm ein Rumäne dazu verhilft, auf irgendeinem Gebiet den Rekord zu schlagen. Sie schicken mir, um das Neue Wiener Tagblatt aus meiner Gunst zu verdrängen, einen ‚Deutschen Journalistenspiegel‘, der meinem Polgar vorgehalten wird. Dieser Polgar leistet sich, als er Kritiken, wie sie sein müssen, zu drei Bänden sammelt, zwischendurch den reizenden Scherz einer „Kritik, wie sie eigentlich sein müßte“. Aber Scherze erlaubt ein Mann des ‚Deutschen Journalistenspiegels‘ nicht. Streng erklärt er, nachdem er Polgars Scherz im Programmheft des Theaters der Königgrätzer Straße gelesen hat: „Ich habe bis jetzt geglaubt, daß eine richtige Theaterkritik sich aus einer Besprechung und Bewertung des Stücks und der Spielenden zusammensetzt.“ Und was tut der tadelnswert unpedantische Polgar? Er malt sich zum Scherz einmal aus, daß ein Kritiker zufällig weiß, was in einem Gegenstand seiner Kritik, im Schauspieler, während er spielt, als Privatperson vorgeht. Und schreibt demgemäß: „Karl Moor, schon in Kenntnis davon, daß sein Vertrag mit dem Theater nicht erneuert würde, und durch die zahlreichen fehlgeschlagenen Versuche, andres Engagement zu finden, seelisch zermürbt, entwickelte die Leidenschaft eines Murmeltieres zur Winterszeit.“ Dieser Scherz ist vor Jahren verfaßt und lehnt sich selbstverständlich an keine bestimmte Aufführung an, nennt also selbstverständlich auch keinen Schauspielernamen. Der deutsche Journalistenspiegler ist zwar ein unerbittlicher Moralist, aber das hindert ihn nicht, diesen Scherz an „die Aufführung der ‚Räuber‘ im Staatlichen Schauspielhaus anzulehnen und mit erhobenem Zeigefinger zu verfügen: „Das ist keine Kritik, das heißt nicht, die Rolle, um die allein es sich doch handelt, werten, sondern private unglückliche Verhältnisse hineinzuziehen, deren besondere Betonung dazu angetan ist, den Betreffenden noch weiter zu diskreditieren. Das ist bodenlos; das ist noch mehr.“ Polgar fährt fort: „Da dem Karl Moor unablässig der Text des beschwörenden Briefes, den er an die Theaterdirektion zu schreiben gedachte, im Kopf herumging, fiel er zu wiederholten Malen aus Schillers Text.“ Polgars Praezeptor fährt fort: „Soll das witzig sein? Ist das nicht vielmehr ein Hieb gegen den Charakter des Betreffenden, daß er zum Bitten und Betteln seine Zuflucht nimmt? Und dabei ist der Betreffende nicht ein schlechter Schauspieler, vor dem etwa die Welt gerettet werden müßte, sondern er ist jahrelang in andern Rollen ein vorzüglicher Darsteller gewesen – seinen Karl Moor kenne ich nicht, ich habe allerdings auch meine Bedenken dagegen.“ So gehts Satz um Satz weiter. Bis Polgar schließt: „Als Kosinsky bot unser jugendlicher Liebhaber, dessen Ausgleich mit seinen Gläubigern gescheitert ist, eine unausgeglichene Leistung“, ferner: „Unsre jugendliche Heroine war als Amadia so flau wie die Börse, an der ihr Vermögen zerrinnt“ – und bis er dafür den scharfen Verweis erhält: „Soll das geistreich sein? Nein, das ist kleinstädtischer boshafter Klatsch. Wenn so die Plauscherei in Wien aussieht, aus dem uns Alfred Polgar beschert ist, dann ist sie eine der übelsten. Und in ähnlichem Ton liest sich der ganze Aufsatz, soweit er verständlich ist... Wenn die drei Bände auf diesen Ton gestimmt sind, dann ist vor ihnen nur auf das eindringlichste zu warnen.“ Nicht zu warnen dagegen ist vor dem Warner. Der vielmehr ist eindringlich zu empfehlen. Dessen Mitarbeit muß das tristeste Blatt unterhaltsam machen. Er zeichnet: Prof. Dr. E. Friedrichs. Zu beklagen ist nur, daß der ‚Deutsche Journalistenspiegel‘ ein Spiegel und nicht ein Bilderbuch ist. Ich gäb was drum, zu erfahren, ob dieser sein bester Handhaber wirklich so aussieht, wie meine rege Phantasie ihn sich vorstellt.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112,
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Thoiry und Geßler von Carl v. Ossietzky

Ist die Übereinkunft von Thoiry ernsthaft gefährdet? Nicht so sehr die Quertreibereien französischer Nationalisten wie vielmehr die Schönfärbereien deutscher Demokratenblätter lassen an bitterböse Schwierigkeiten glauben. Die Kommunikation stockt, seit der Zauber der ersten Begegnung verflogen. Über die Inhaltlosigkeit der Zwiesprachen zwischen Briand und Hoesch täuschen die freundlichen Bulletins mit der Beteuerung des guten Willens auf beiden Seiten nicht hinweg. Am Frühstückstisch sah das Alles viel einfacher aus. Wohl war die Idee eines deutsch-französischen Wirtschafts-Konkordats brauchbar und sympathisch besonders für das unterm Inflations-Alb ächzende Frankreich. Aber was dann allzu früh und mit allzu voreilig einsetzender Claque an die Öffentlichkeit gelangte, das war noch im empfindlichsten Stadium der ersten Entwicklung und mußte unter kritischen Blicken erfrieren. Schon ist die angeregte Teilmobilisierung der Dawes-Obligationen am Widerspruch Amerikas gescheitert. Nichts ändert daran die treuherzige Verlautbarung der Wilhelm-Straße, man nehme es uns in Amerika nicht übel, an so etwas überhaupt gedacht zu haben. Briand und Stresemann, die so reich bepackt nach Hause gekommen schienen, stehen plötzlich vor einem Vacuum.

Auch in der deutschen Wirtschaft findet man heute den noch kurz zuvor laut bejubelten Plan, die besetzten Gebiete „loszukaufen", weniger ansprechend. Die Bankettreden sind längst verhallt; was sich zwischen Fisch und Braten unbeschwert heraussagen ließ, erscheint jetzt riskant und voll geheimer Fallen. Die Herren von Bank und Industrie sind sehr bedenklich geworden, und ihre Presse setzt hinter Stresemanns schallendes Ja mürrische Fragezeichen. Das Tempo hat nachgelassen; eine jener Pausen ist eingetreten, wo die Skepsis sich wieder Geltung verschafft. In Paris hat der Senator Henri de Jouvenel in seinen viel zitierten ‚Matin'-Artikeln das Thema noch mehr kompliziert, indem er die Frage der Unveränderlichkeit der deutschen Ostgrenzen in die Debatte warf. Es läßt sich annehmen, daß Herr de Jouvenel hier durchaus die persönliche Auffassung Poincarés wiedergibt. Und obgleich die spitze Diktion dieser Artikel grade in diesem Augenblick der Stockung doppelt erkältend wirkt, so kann nicht geleugnet werden, daß das angeschnittene Problem hier wichtiger ist als die wenig freundliche Form, und daß doch wohl notwendig ist, auch die deutsch-polnischen Beziehungen einer reinigenden Besichtigung zu unterziehen, wenn schon einmal alles Deutschland und Frankreich Trennende diskutiert werden soll. Denn der gefährlichste Zündstoff lagert im Osten, nicht mehr am Rhein. Darüber muß gesprochen werden, wenn die deutsch-französische Verständigung mehr sein soll als eine festliche Kulisse für Paradetage.

Aber dies Alles wäre nicht so schlimm, wenn nicht Briand und Stresemann die Idee von Thoiry sogleich in ein falsches Klima verpflanzt hätten. Indem sie die deutsch-französische Versöhnung zu einer rein geschäftlichen Transaktion machten, schnitten sie der Idee die Flügel ab, verzichteten sie auf den Elan der friedengewillten Volkskräfte. Die Arbeiterschaft, abseits, sieht mit Mißtrauen aus dem schönen Gerede von Locarno bis Genf einen internationalen Industrie-Akkord wachsen, sieht, hilflos wie immer in großen Entscheidungen, den proletarischen Löwengedanken des über die Grenzen fassenden Zusammenschlusses von den Kapitalisten usurpiert. Dieser kapitalistische Völkerfrühling aus dem Kalkül der Kohle- und Eisen-Kontore unterscheidet sich von dem, den wir ersehnen, vornehmlich dadurch, daß er jederzeit abgeblasen werden kann, wenn das Geschäft nicht klappt. Die Kettenhunde der Industrie-Presse, die vor ein paar Wochen noch Arien von Liebe und Treue winselten, beginnen schon wieder zu knurren. Eine kleine Verstimmung noch, und sie werden losgekoppelt. Zum Pazifismus gehört nun einmal eine Dosis Idealität und ein wenig Glaube. Ein Nationalist, der anti-nationalistische Politik machen sollte: das wäre der Sprung übern Schatten.

*

Botschaftsrat Dufour ist zum deutschen Unter-Generalsekretär in Genf gewählt worden. Man hätte sich für dieses hohe repräsentative Amt eine Persönlichkeit gewünscht, die schon zu einer Zeit für eine deutsche Völkerbund-Politik eingetreten ist, wo dergleichen auch in den Parteien der Weimarer Koalition noch sehr unpopulär war. Wir kennen indessen die Wunder unsrer neuen Personalpolitik, müssen also zufrieden sein, daß Herr Dufour sich wenigstens niemals als dezidierter Gegner des Völkerbundes bekannt hat. Auch hieße es das Auswärtige Amt verkehrt einschätzen, dort nach so großen politischen Maßstäben zu suchen. Die ehernen Gesetze der Ochsentour geben den Ausschlag.

Aber tendenzlos ist die Ernennung des Herrn Dufour keineswegs. Der war jahrelang Berater des Botschafters Sthamer in London, damit einer der Dirigenten jenes unsäglichen angeblich anglophilen Kurses, der die deutsche Außenpolitik von einer Niederlage in die andre getrieben und stets die direkte Aussprache mit Frankreich durchkreuzt hat. (Grade in diesen Tagen wissen französische Blätter wieder von einer Abfuhr Sthamers bei Chamberlain zu melden; der deutsche Botschafter soll gebeten haben, auf die Kontrollkommission mäßigend einzuwirken.) Vielleicht wird Herr Dufour in Genf seine persönliche Eignung glanzvoll erweisen; aber mindestens für Paris ist er englisch gestempelt, und grade seine Wahl muß auf die Neigung Deutschlands hindeuten, auch im Völkerbund mit England durch Dick und Dünn zu gehen.

Diesem amtlichen Anglophilentum stehen einige Francophilen von besonderer Artung gegenüber, die nur dank ihrer Einflußlosigkeit bisher noch kein Unheil anrichten konnten. Es gibt Kreise, die sich bemühen, den sehr verdienten Herrn

v. Hoesch von seinem Pariser Posten zu beißen und durch Arnold Rechberg zu ersetzen. Dessen publizistische Meriten um die Aufstöberung der diplomatischen Buffonerien des Herrn Oberst Nicolai in Moskau sollen keineswegs verkleinert werden. Aber auch Herr Rechberg träumt, wie sein Protégé Marauhn, wie der General Hoffmann Brest-Litowsker Angedenkens, von einem Kreuzzug gegen den Bolschewismus und verkörpert deshalb im Kampf gegen eine rechtsradikale Absurdität nicht die Vernunft, sondern nur die andre Absurdität.

*

Femeprozeß in Landsberg. Spaltenlange Berichte in der republikanischen Presse. In Schlagzeilen werden die Angeklagten als Bestien und Banditen qualifiziert. Wir brauchen in der ‚Weltbühne' das Prozeßthema nicht zu rekapitulieren; für die Leser unsrer meisten Linksblätter ist es allerdings neu. Es hat also doch eine Schwarze Reichswehr gegeben? Die Leute, die darüber geschrieben haben, waren also doch nicht alle Landesverräter, Lügengeister, von der Entente besoldet? Wenn die verehrten Republikaner über Gedächtnis verfügten: sie würden ihre Leibblätter jetzt mit Briefen bombardieren.

An der Verurteilung der Angeklagten ist nach dem gegenwärtigen Stand der Verhandlungen wohl kaum zu zweifeln. Zum ersten Mal sind die Burschen an ein Gericht geraten, das nicht in Heldenverehrung erstirbt, sondern Mord eben Mord nennt. Aber soll das Alles sein? Es ist in Landsberg von der Verteidigerbank gefragt worden, ob denn Herr Geßler 1922 und 1923 seine Pflicht getan oder die Landesverteidigung an den Oberleutnant Schulz verpachtet habe? Das hat der Rechtsanwalt Sack gesagt, und es ist trotzdem wahr. Darum, verehrte Demokraten, dreht es sich. Nur darum. Das ist das treffende Wort, das mußte, wie der arabische Märchenerzähler sagt, mit glühenden Nadelspitzen in die Augenwinkel gekritzelt werden. Daß das Pack aus den Küstriner Forts endlich justifiziert wird, ist notwendig. Wichtiger: die stete Betonung der politischen Verantwortlichkeiten für die Bildung dieser Mörder-Legion.

Es sind in einem gewissen kritischen Zeitpunkt geheime Kadres aufgestellt worden, „Arbeitskommandos" genannt, angeblich zum Zweck der Waffensammlung. Herr Severing, das ist nicht fortzuwaschen, hat darum gewußt, wahrscheinlich geglaubt, es handle sich um Trupps zur Abwehr polnischer Insurgenten. Die Reichsregierung glaubte im Besitz englischer Genehmigung, also gedeckt zu sein gegen etwelche französische Repressalien. Lord d'Abernon, der Schlaufuchs, hat selbstverständlich nicht die bewaffnete Auseinandersetzung mit Polen forcieren wollen, wohl aber eine zuverlässige Schutztruppe gegen den Kommunismus gewünscht. Die politische Verantwortung für die Bildung der „Arbeitskommandos" teilt sich demnach; aber daß diese schwarzen Formationen so und nicht anders ausgesehen haben, dafür sind Reichswehr-Ministerium und Heeresleitung zu gleichen Teilen zu belasten.

Niemals, außer in der trübsten Vergangenheit der Balkanstaaten, ist mit einer solchen Leichtfertigkeit rekrutiert worden.

Daß ausschließlich die republikfeindlichen Verbände die Mannschaften stellen durften, ist schlimm genug; daß auch die legale Reichswehr aus schwarz-weiß-roten Reservoiren gespeist wird. (Paul Löbe hat jetzt endlich die Anregung zur Änderung des Wehrgesetzes gegeben.) Der Pakt mit den Verbänden aber wird fast harmlos neben dem katastrophalen Versagen der Kontrolle durch Ministerium und Oberkommando.

Was wäre eigentlich geschehen, wenn etwa der Kommandant von Küstrin sich im entscheidenden Moment auf die Seite der Meuterer geschlagen hätte, oder wenn es Buchrucker oder Hertzer gelungen wäre, die Kommandantur zu besetzen? Dann wäre die schaurige Unterwelt der Kasematten plötzlich lebendig geworden und hätte sich übers Land ergossen. Und vor den Toren Berlins hätten sich Szenen abgespielt, würdig der tollsten Foltergeschichten aus dem Dreißigjährigen Kriege. Mannschaften, die den Revolver gegen Ihre Offiziere richten und sie auch ohne Revolver beherrschen, weil sie von ihren Waffenschiebungen wissen – gefriert nicht noch nachträglich Herrn Geßlers joviales Lächeln bei dem Gedanken an diese seine Elite-Truppe? Ein in letzter Stunde im ‚Berliner Tageblatt‘ von ihm unternommener Rechtfertigungsversuch zeigt seine Unbelehrbarkeit. Denn er versucht noch immer darzulegen, es habe im amtlichen Sinne niemals eine Schwarze Reichswehr gegeben. Aber daß es kein Journal mit der Aufschrift ‚Schwarze Reichswehr‘ gegeben hat, des braucht Herr Geßler nicht zu erzählen.

Wenn der Herr Minister im Reichstage über das Thema Schwarze Reichswehr befragt wurde – es ist allzu selten und allzu schüchtern geschehen –, dann ließ er alle Register seiner balkenbiegenden Rhetorik spielen. Interpellationen außerhalb des Reichstags beantwortete er dagegen kurz und knapp mit Landesverratsverfahren. Noch vor ein paar Wochen hatten Vertreter des Reichswehrministeriums die Stirn, auf der Polizei-Ausstellung das Wort „Fememorde“ zu beanstanden. Alles, was Herr Geßler früher geltend machte: die angeblichen Interessen der Landesverteidigung, die Rücksicht auf das Ausland – das Alles ist erledigt, seit das Schwurgericht von Landsberg sich für volle Öffentlichkeit entschieden und der Staatsanwalt selbst solche Argumentation als kindlich abgetan hat. Das Geheimnis von 1923 besteht nicht mehr. Der Herr Reichswehr-Minister mag sich damals eine Art von Scharnhorst-Rolle vorgegaukelt haben. Heute werden selbst seine letzten Verteidiger unter den Demokraten zugeben müssen, daß kein Vaterlandsbefreier jemals seltsamere Soldaten gefunden hat. Geßler rief, und alle Klapproths kamen.

Es wird eine kleine Geschichte kolportiert: bei der Abreise der Locarno-Delegation stand Geßler mit den Herren plaudernd auf dem Bahnsteig. Als ein Pressephotograph die Gruppe knipsen wollte, wehrte er lachend ab: „Ich gehe bei Seite – meine Gegenwart könnte kompromittieren.“ Ein harmloser Scherz, der immerhin bedeutet, daß auch Herr Geßler besserer Einsicht fähig ist. Es wird Zeit für ihn, endgültig aus dem Bilde zu treten.

Briand wird unter ganz verschiedenen Parteikonstellationen und mit ganz verschiedenen Programmen acht-, neunmal Ministerpräsident und unzählige Male Minister, ohne unter seinen Vergangenheiten im geringsten zu leiden; Caillaux steigt wie von den Toten auf und rückt sofort wieder in die erste Linie; Poincaré empfängt eine furchtbare Niederlage, scheint schwer kompromittiert aus dem öffentlichen Leben verschwinden zu müssen und bildet zwei Jahre später eines der stärksten Kabinette, die Frankreich je gehabt; Painlevé bleibt Vorkämpfer der Menschenrechte, während er als Kriegsminister die Verantwortung für den marokkanischen Krieg und selbst für die syrischen Greuel trägt: Herriot dagegen geht bei seiner ersten Schwenkung fast zugrunde, verliert den Vorsitz seiner Partei und wird, bös ramponiert, allenfalls noch in der Akademie sich mit den Palmen der Unsterblichkeit über seine irdischen Enttäuschungen trösten können. Gewiß: er ist noch nicht tot, er ist noch Minister, er wird, da auch in Frankreich die Talente nicht allzu dicht gesät sind, es noch öfters werden – aber seine große Rolle hat er ausgespielt. Clemenceau kann noch als Greis in seinem Häuschen in der Bretagne einem Besucher, der ihn fragt, was er von den gegenwärtigen Politikern halte, mit grimmigem Humor antworten: „Ich lasse sie sich verbrauchen“. Herriot ist bereits verbraucht. Er tritt nicht mit der raffinierten Bescheidenheit der Klugen „in die Reihen zurück“, um sich für günstigere Gelegenheiten aufzubewahren. Er verläßt den Vorsitz seiner Partei tatsächlich als ein gebrochener Politiker und – was für seine Laufbahn schlimmer ist – als ein gebrochener Mann.

Der Grund ist nicht, daß die Linke in Frankreich anspruchsvoller ist als die Rechte und das Zentrum. Man braucht nur auf Briand hinzuweisen, der immer mit Allen zu gehen bereit ist, sich aus jeder Situation mit einer graziösen Formel rettet, und dem Niemand seine Wandlungen sonderlich übel nimmt. Hat er nicht die Sozialisten schmählich verraten? Hat er nicht noch 1922 der Kammer des nationalen Blocks erklärt, daß Frankreich der Gendarm Europas sei und Deutschland am Kragen halte? Das Maß des Erlaubten ist offenbar eine Sache des Temperaments.

Herriot besitzt nicht die Leichtblütigkeit, die viele Leute gern den Franzosen zuschreiben, weil sie ihnen Alles andichten, was sie selbst nicht haben. Er ist ein Provinziale, ehrenhaft solid, fröhlich und mit den schönen Ideen eines großmütigen Herzens. Sein Weltbild ist im Grunde einfach. Er glaubt, daß es genügt, anständig zu sein und seine Handlungen mit dem Ruf des Gewissens zu motivieren. Vor anderthalb Jahren verglich ich ihn hier dem Sämann, als den Victor Hugo den Redner schildert. Er spricht gern und gut, und der Beifall der Versammlungen bestärkt ihn in der Auffassung, daß man überzeugen kann, und daß die Entwicklung aller Dinge nur ein Ergebnis von Überzeugungen ist. Als er aus London zurückkam und Paris ihn mit Ovationen empfing, war er blaß vor Glück. Er

war nun ganz sicher, den richtigen Weg zu gehen, und unterschätzte womöglich noch mehr als früher die Widerstände mächtiger Interessen.

Das traurige Ende seiner Regierung durfte er nicht mit Unrecht dem Verrat der eignen Freunde zuschreiben. Aber warum sie ihn verrieten, anstatt den Kampf gegen den Senat aufzunehmen und gemeinsam mit den Sozialisten die Kapitalsabgabe einzuführen: das hat er nie begriffen. Wahrscheinlich konnte er es nicht. Sein ganzes politisches Fundament wäre dadurch zertrümmert worden. Er glaubte immer noch, daß der Bruch innerhalb der Radikalen einzig eine Sache der persönlichen Überzeugungen sei, und daß das demokratisch-republikanisch-antiklerikale Programm seiner Partei den Willen des Landes spiegelte. Er glaubt es vermutlich heute noch. Er hat nicht einmal Unrecht damit.

Als Caillaux sein diktatoriales Finanzprogramm vorlegte, fühlte sich Herriot, dem eine individuelle Überzeugung die heiligsten Prinzipien zu bedrohen schien, mehr denn je in der Rolle Gambettas: er sprach wie ein Prophet. Aber dann bildete er ein Durchschnittskabinett, das am Vorabend einer Katastrophe wie Hohn wirkte und vor seiner Aufgabe obendrein selbst zurückschrak. Der Franc stürzte, ein paar Leute demonstrierten gegen ihn. Vierundzwanzig Stunden später war Herriot Minister Poincarés. Er wollte den Franc retten, er meinte die eigne Überzeugung vor der neuen Überzeugung des Volkes zurückstellen zu müssen. Auf den Gedanken, daß der Sturz der Währung das Werk seiner Gegner, daß die Überzeugung der Demonstranten bezahlt und unter keinen Umständen für ganz Frankreich beweiskräftig sein könnte, scheint er gar nicht gekommen zu sein. Am allerwenigsten kam er, trotz seines romantischen Bonapartismus, darauf, daß es Stunden gibt, wo die Zustimmung aussetzt und durch raschen Zugriff neu erworben werden muß. „Ich war ein Besiegter“, sagte er in Bordeaux.

Er glaubte sich dem allgemeinen Wohl zum Opfer zu bringen. Das Tragische nun liegt nicht nur darin, daß er seinen Zweck nicht erreicht hat. Ob das Programm Poincarés genügt, um den Franc zu sanieren, ist mehr als zweifelhaft; und die „nationale Einheit“ ist durch Herriot nicht größer geworden. Der rechte Flügel der Radikalen hätte sie auch ohne ihn mitgemacht, der linke steht abseits, obgleich er im Kabinett sitzt. Er hat das Kapital seines Ansehens nutzlos vertan. Er ist ein Opfer seines Ideals, ein Opfer seines Programms, ein Opfer seiner Partei. Denn darin liegt das Tragische, das über seinen persönlichen Fall hinausgeht: er ist gescheitert, weil er als der gute Radikale gehandelt hat, der er ist.

„Ich war, ich bin, ich bleibe Radikal-Sozialist“, erklärte er in seiner Rechtfertigungsrede auf dem Parteitag. Er ist es in der Tat wie kein Zweiter: er ist gradezu der letzte Radikale. Denn sein Unglück ist, daß die Zeit der Radikalen vorüber ist, daß sie ihre Mission erfüllt haben. Die Ideale von 1848 sind verwirklicht, seit Waldeck-Rousseau und Combes ist Frankreich republikanisch und antiklerikal, und der Krieg, der unter der Regierung eines radikalen Kabinetts ausgebrochen ist, soll

fortan durch ein System von Bündnissen und Ententen verhindert werden, das kein radikales Privileg ist und zustande kommt unter der Protektion der großen Bourgeoisie.

Herriots Verdienst wird bleiben, den Schlußstrich unter die Kriegspsychose gemacht und die Losung einer Politik des Friedens ausgegeben zu haben, die längst den Gefühlen des französischen Volkes entsprach. Er war hierin ganz und gar der Interpret seines Volkes, dessen Mehrheit eben die allgemeinen Prinzipien und Ideale der Radikalen hat. Aber so wenig Herriot verstanden hat, seine außenpolitischen Ideen zu realisieren – das hat erst Briand anzufangen vermocht, und zwar bezeichnenderweise nicht mit dem Mittelstand, sondern mit der Großindustrie –, so wenig konnte er sein innenpolitisches Programm durchführen. Denn dieses Programm ist gar kein Programm: soweit es über allgemeine Phrasen hinausgeht, besteht es nur aus Zugeständnissen nach links oder rechts. Die Wahrheit ist, daß die konservativ-demokratisch-antiklerikale Gesinnung der Bauern und kleinen Bourgeois, die die Masse der Partei bilden, vor allen praktischen Problemen versagt. Sie sind sich ihrer noch nicht einmal bewußt. Sie wünschen allein, keine Steuern zu zahlen und ihre Söhne nicht durch einen Krieg zu verlieren oder auch nur durch die Dienstzeit zu entbehren. Den sozialen und oekonomischen Problemen der Zeit stehen sie ratlos gegenüber: sie müssen darin entweder die Politik der Sozialisten oder der Rechten machen.

In der Frage der Währung ist das eklatant geworden. Noch vor einem Jahr sprach sich der radikale Parteitag in Nizza für die sozialistische Forderung der Vermögensabgabe aus. Aber die Hälfte der Partei hat – immer mit der gleichen Gesinnung wie die andre Hälfte – dieselben Interessen wie die ausgesprochene Rechte. Und nachdem Herriot mit dem Programm der Sozialisten gescheitert ist, arbeitet er jetzt selbst nach dem Programm der Rechten.

Noch immer sind Bauern und Kleinbürger die breiteste Klasse Frankreichs. Ihre wirtschaftlichen Interessen sind jedoch viel zu vielgestaltig und widerspruchsvoll, als daß das Land danach zu regieren wäre. Der Kampf des Jahrhunderts liegt auch in Frankreich längst zwischen Kapitalisten und Arbeiterklasse. Den Mittelklassen bleibt nichts übrig, als sich auf die eine oder die andre Seite zu schlagen. Die Regierung Herriot war ihr letzter Versuch einer eignen Politik. Der radikale Parteitag, auf dem er den Parteivorsitz niederlegte, bestätigt ihren geistigen Bankrott. Die Einheit der Partei ist allerdings noch einmal gerettet, aber der Preis dafür ist der Verzicht auf jedes Aktionsprogramm. Fortan sind die Radikalen eine ebenso amorphe Masse wie die Klasse, die sie vertreten.

Es ist mehr als ein Zufall, daß fast in der gleichen Stunde auch Lord Oxford and Asquith den Vorsitz seiner Partei niederlegte. Die englischen Liberalen und die französischen Radikalen erleiden das gleiche Schicksal. Sie repräsentierten, jede Partei in ihrem Lande, den Geist des neunzehnten Jahrhunderts. Ihre Zeit ist um. Aber ihr Bankrott ist höchst ehrenwert. Sie

dürfen mit dem Bewußtsein liquidieren, das den alten Mazzini tröstete: daß es nichts Schöneres gibt, als überflüssig geworden zu sein, weil die Ideen, für die man gekämpft hat, selbstverständliches Allgemeingut geworden sind. Und England wird auf lange hinaus liberal bleiben, auch ohne Liberale Partei. Frankreich wird auf lange hinaus radikal bleiben, mag die radikale Partei verschwinden oder in seniler Impotenz langsam versanden.

Küstrin 1923 von Otto Lehmann-Rußbüldt

Deutschland hat eine „lange Leitung". Das zeigt auch wieder der Landsberger Fememordprozeß. So wie jetzt, hätte man sich über diese Vorgänge vor fünf Viertel Jahren aufregen können, als Carl Mertens sie erst in der ‚Weltbühne' und dann in dem Buch: ‚Verschwörer und Fememörder' schilderte, das nahezu einstimmig totgeschwiegen wurde.

Aber auch von dem politischen Hintergrund dieser Vorgänge ist schon 1923 der Schleier weggezogen worden. Und auf diesen Hintergrund, auf die darin herumschwankenden Gestalten Cuno, Geßler, Luther, Hamm das Augenmerk wieder zu lenken, wäre viel richtiger, als sich für die Einzelheiten der Mordtaten zu interessieren. Der Oberleutnant Schulz entrüstet sich ja doch ganz mit Recht darüber, daß er jetzt Spießruten laufen muß, während seine Protektoren von damals heute auf Weltreisen schwelgen oder das Kunststück vollbringen, der Republik „ewiger Minister" zu sein.

Schon Anfang 1923 konnte man allerlei über die „Schwarze Reichswehr" hören, bis es dann unter schamloser Aussprache dieses unanständigen Wortes im März 1923 zu einem Krach im Reichstag kam. Darüber Mordandrohungen gegen Severing. Ich beschloß, mir selbst ein Bild zu machen. Anfang August sprach ich einen „Schwarzen", der das aus Unkenntnis geworden war und nach einigen Wochen wieder weglief, nachdem er als Sozialist erkannt hatte, was gespielt wurde. Seine Anzeigen waren ignoriert worden! Deshalb kam er zu mir. Ich sah mir nun die Betriebe bei Spaziergängen in Fürstenwalde, Storkow, Frankfurt an der Oder, Jüterbog an und richtete am 17. August 1923 ein Zirkularschreiben an die Vorsitzenden der Reichstags-Parteien der Sozialdemokraten, des Zentrums und der Demokraten sowie an den neugebackenen Reichskanzler Stresemann und bat ihn, im deutschen Interesse dem Spuk ein Ende zu machen. Alles blieb stumm. Am 1. September 1923 in Nummer 203 des ‚Weckruf' (der USPD), einer Tageszeitung von immerhin ein paar Tausend Auflage, schilderte ich die Vorgänge nochmals, wobei ich ausdrücklich hervorhob, daß unter Schwarzer Reichswehr nicht nur die Übungen von Kriegervereinen zu verstehen seien, sondern Formationen, die nicht erst nach Art der Schweizer Miliz innerhalb kurzer Zeit mobilisiert zu werden brauchten, sondern die vollständig auf dem Areal, mit der Uniform, den Waffen und der Verpflegung und Löhnung der Reichswehr

außeretatsmäßig geführt würden. Diesen Leitartikel sandte ich allen Ministern als geschlossenen Brief. Anfang September kam ich in einer Funktionärversammlung der Wilmersdorfer Sozialdemokratie zur Sprache darüber. Am 22. September wiederholte ich in Nummer 220 des ‚Weckruf‘ meine Frage an Regierung und Abgeordnete, wer denn das Alles bezahlte. Meine direkte Apostrophierung Otto Geßlers, daß er vor den Staatsgerichtshof gehörte, wenn er von diesen Dingen wüßte, oder in den Großvaterstuhl, wenn er nicht davon wüßte, ließ ihn anscheinend deshalb kalt, weil er wußte, daß ein Strafverfahren gegen mich wegen Bedrohung und Beleidigung der Reichswehr schwebte.

Am 25. September 1923 setzte ich meine Beobachtungen fort – in Küstrin selbst, wohin, wie nach Rom, alle Fährten wiesen. In einer Kneipe der Neustadt erzählten Pionierunteroffiziere der legalen Reichswehr offen, daß es „bald“ losginge gegen die „Altstadt“. „Die werdet Ihr doch zwingen?“ „I wo! Wir haben ja so viel Kanonen und Waffen in die Kasematten drüben schaffen müssen!“

Als Grund der Eifersucht stellte sich heraus, daß die Schwarzen, kurz „Stinnes-Soldaten“ genannt, besser verpflegt und besser „befördert“ wurden.

Zwei sozialdemokratische Funktionäre erzählten mir stundenlang von ihren seit einem Jahr abgegangenen Berichten, auch über die beiden Morde Gröschke und Brauer. Auf meine Frage, warum denn nichts davon laut geworden wäre, erfolgte Achselzucken.

Als ich nach Berlin zurückkam, war der Ausnahmezustand verhängt. Am nächsten Tage beobachtete ich auf der Zitadelle in Spandau dieselbe Aufgeregtheit. Ich unterrichtete einen republikanischen höhern Beamten darüber, der melancholisch erklärte, das wüßte man Alles – aber was sollte man tun!

Montag, am 1. Oktober 1923, überraschte Herr Geßler die Welt durch die Mitteilung, daß in Küstrin „Nationalkommunisten“ einen Aufstand gemacht, aber keinen Erfolg gehabt hätten. Man war baff und wurde es noch mehr, als eine Verordnung auf Grund des Artikels 48 verbot, darüber zu reden. Ich kehrte mich nicht daran und erzählte in der Berliner Volks-Zeitung vom 6. Oktober (Nummer 469) ausführlich, daß im Küstriner Zeughof 350 und in den Forts Gorgast und Tschernow je 100 ‚Nationalkommunisten“ gelegen hätten, die Reichswehrsoldaten so ähnelten wie ein Ei dem andern. Ich führte aus, daß nach meinem Eindruck das bis zur Liquidation des Ruhrkampfes Alles nicht illegal, sondern still-legal gewesen sei, und daß man jetzt zu kündigen begänne, was zu einer Lohnbewegung geführt hätte.

Die Berliner Volks-Zeitung wurde für eine Woche verboten, aber ich für mein Teil noch immer nicht angeklagt. Denn Herr Geßler wußte, was auch ich wußte: daß seit dem 2. Oktober die 1500 Millionen Bewohner dieses Planeten abzüglich der 65 Millionen Bewohner Deutschlands sich den Bauch hielten über die als „Nationalkommunisten“ angestriche-

nen Stahlhelmer. Englische Journalisten hatten das auf den Augenschein hin sofort in alle Welt telegraphiert – nur die militärfrommen Deutschen kauten in dem von Herrn Geßler übergeworfenen Maulkorb gläubig an den Phrasen von den bösen, entsetzlichen Kommunisten, die als Nationalkommunisten plötzlich aus dem Nichts in Küstrin aufgetaucht seien und auf dem Boden des Reichswehrfiskus die Ruhe und Ordnung in Unordnung bringen wollten.

Herr Geßler freute sich auf den Teufelsbraten, denn am 25. Oktober 1923 erklärte er als Zeuge vor Gericht, daß er einen Vergleich mit mir wegen Beleidigung der Reichswehr ablehne. Offenbar sah er mich einige Monate verschwinden. Das Landgericht verurteilte mich zu einer Geldstrafe, aber das Reichsgericht hob die Verurteilung wegen Beleidigung ganz auf, sprach mich davon frei und ließ nur eine kleine Geldstrafe wegen Bedrohung der Reichswehr bestehen. Es ist mir heute noch sehr schmeichelhaft, daß ich die Reichswehr „bedroht“ habe, aber nicht verständlich, wie ich das gegen 100 000 Mann habe tun können.

Weshalb hat damals der Reichstag nicht volle Rechenschaft wegen der Küstriner Vorgänge verlangt? Weshalb insbesondere die Sozialdemokratie nicht? Sie kann nicht mit der Ausrede kommen wie jetzt ihre Landtagspartei in der Hohenzollernfrage, daß sie den verhängnisvollen Artikel 7 mit dem Wohnrecht in Homburg nicht gekannt habe! Damals haben die Abgeordneten mehr oder weniger alle gewußt, was mit der Schwarzen Reichswehr vor sich ging. Zeigner hat vor den Berliner Funktionären und Anfang Oktober im Sächsischen Landtag Alles, aber auch Alles gesagt. Wollte man schon zugestehen, daß man glaubte, wider den schwarzen Mann, den Poincaré, schwarze Soldaten nötig zu haben, so durfte man keine Vogelstraußpolitik dagegen treiben, daß diesen Landsknechtsschwärmen in erster Linie wichtig war, die Republik Deutschland und nicht die Republik Frankreich tödlich zu treffen. Erzberger und Rathenau wurden ermordet, Scheidemann attackiert, Severing, Stresemann und selbst Seeckt ernsthaft bedroht: Entente-Staatsmänner konnten ruhig schlafen. Denn jede noch so zage „Verständigungspolitik“ bedrohte den „Laden“. Deshalb hielt auch Oberleutnant Schulz in einer an Verfolgungswahnsinn grenzenden Art auf Geheimhaltung, obgleich er als politischer deutscher Tropf sich nicht klar machte, daß die Entente nur Studentenblätter zu lesen brauchte, die bei jeder Postanstalt zu abonnieren waren. Da stand mehr drin, als selbst Herr Schulz wußte. Als der Wind bei seinen Protektoren umschlug, versäumte er den Anschluß. Ihm ist daraus kein Vorwurf zu machen, wohl aber den sogenannten Republikanern christlicher, semi- und sozialdemokratischer Färbung, die den Kopf schwer wiegten und die Hände im Schoß ruhen ließen – wo sie sich heute noch zur Selbstbefriedigung republikanischer Illusionen befinden, während die Monarchisten ihren seit Januar 1924 nominierten Kaiserthronprätendenten Wilhelm III., den schwarzen Reichswehrprinzen, für seine kommende historische Mission abrichten.

Die Geheimkonferenz des Weltfriedens von Valeriu Marcu

In den Erzählungen über Dinge auswärtiger Politik verdeckt der Schaum der Worte die Tatsachen. Der Leitartikler wünscht sich Feiertage der Ereignisse, proklamiert wöchentliche Weltwenden und Marksteine der Epoche. Indes ist die Geschichte mit ihren Marksteinen geiziger als eine Landstraße mit ihren Kilometerzeichen. So hat auch die einzige Konferenz von planetarischer Bedeutung seit 1914 anno 1922 in Washington getagt. Zehn Großmächte waren vertreten. Das offizielle Resultat? Unter den Klängen der neunten Symphonie wurden einige alte Schiffe abmontiert. Diese politischen Nachtphantasien der Genügsamen vergingen. Es blieb jedoch für das nächste Jahrzehnt eine Tatsache, die man nicht ausposaunte, nachdem man sie in stiller Laube unterschrieben hatte: der englisch-nordamerikanische Vertrag. Dieser Tage konnte man während der britischen Reichskonferenz sehen, wie der Vertrag noch funktioniert. Die Sitzungen in London sind geheim. Über Verhandlungen der Trusts, über Eisenkartell und Farbenindustrie wird nicht berichtet; der Klang klassischer Rhetorik darf durch den Lärm der Dinge, um die es sich handelt, nicht gestört werden. Nach der Lausanner Orient-Konferenz befragte ein englischer Journalist den britischen Hauptdelegierten über die vereinbarte Öl-Quote. S. M. Minister antwortete wörtlich: „Mir ist nicht bekannt, daß in Mesopotamien Petroleum existiert.“ Es schadet also nichts, daß die britische Reichskonferenz von der Unwissenheit der Einzelmenschen reflektiert wird. Die Tendenzen der Politik werden doch gesehen, denn sie bestimmen die Epoche.

Des britischen Außenministers Stärke bilden auf der Londoner Konferenz die Vereinbarungen von Washington. Erst 1922 wurde der Versailler Friede für England geschlossen. Diese pax americana aber ermöglicht, daß die von den Wellen der Ozeane getrennten Teile des Reichs, zur selbständigen Einheit geworden, doch noch ein politisches Ganzes bilden. Die Folge jedes Krieges ist nicht der Friede, sondern der nächste Krieg, auf einer breitern Basis reproduziert. Und die Folge des vorletzten Punischen Krieges, wie Scheidemanns Chef, Wilhelm II., die Auseinandersetzung von 1914 – 18, oder des letzten Krieges für das Recht, wie Briand sie nannte, wäre die Austragung des amerikanisch-englischen Konflikts gewesen. Trotzdem die physische Kraft einer erobernden Nation gleich bleiben muß der Fähigkeit, die politischen und oekonomischen Einflüsse andrer Staaten zu verhindern,

schloß England mit Amerika ein Kompromiß, teilte mit der
Union die Herrschaft im bewegten Raum globaler Unend-
lichkeit, öffnete die Dominions und Kolonien dem Kapital-
export aus NewYork. Der britische konservative Premier
wird daran erinnern können, daß der seit Napoleon über
Ludendorff bis Lenin von so vielen kontinentalen Genies
und Eseln gewollte, deshalb proklamierte Krieg zur heili-
gen Zertrümmerung Groß-Britanniens ebensowenig wie
der gewußte Zweck der Kreuzfahrer das Ziel erreicht hat.
Der Minister Seiner Majestät verliert sich nicht in staats-
rechtlichen Auseinandersetzungen, sondern kennt die Tra-
dition englischer Kolonialpolitik: ihre Sehnsucht nach po-
litisch bestimmungslosen Formen der Herrschaft, die Liebe
zur Anonymität des Verhältnisses zwischen Herr und
Knecht, die in keiner Verfassung steht. Die weltpolitische
Noblesse schadet nicht, denn trotz aller Schreie in in-
dischen, aegyptischen und mesopotamischen Nächten be-
finden sich die wichtigsten Knotenpunkte, Eisenbahnen
und Küsten in festen Händen.

Und trotzdem sind die Meere britischer Herrschaft
nicht ruhig. Die Freundschaft mit Amerika ist begrenzt
und durchschnitten von dem Waren- und Kapitalexport
der Union. Die Weltpolitik ist keine Verkehrsfrage. Die
Tendenzen kreuzen und widersprechen einander. Einem
Rückgang des englischen Exporthandels um 20 Prozent
entspricht eine Hebung des amerikanischen um 20 Pro-
zent; wenn Fertigwaren berücksichtigt werden, sogar eine
um 48 Prozent. Der kanadische und australische Vertreter
erklärte, daß sich England die Position auf ihren Märkten
so wie jeder andre Verkäufer erkämpfen müsse. Und
dann: wer ist auf der Reichskonferenz überhaupt vertre-
ten? Die Bevölkerung Groß-Britanniens beträgt 45, die
der weißen Dominions 22 von insgesamt 450 Millionen
des Reichs. Nur ein Siebentel des Imperiums ist vertre-
ten. Indien und Aegypten werden durch Beamte des Ko-
lonialamts repräsentiert. Die es in ihrer australischen,
neuseeländischen und kanadischen Heimat besser zu
Hause als auf den Straßen haben, verhandeln mit dem
Pächter menschlicher, anglikanischer Bequemlichkeit.
Wilhelm Dilthey behauptet, daß die innere Politik Funk-
tion der äußern sei. In England wird diese Theorie bestä-
tigt. Um zu exportieren, um mit Amerika zu konkurrieren,
muß die konservative Regierung durchs Gesetz, durch das
legale Spiel gewesener Freiheit einen Teil der Nation in
der Paragraphen Festung einschließen, muß sie die Kohlen-
arbeiter aushungern. Der Widerspruch zwischen der
jetzigen Lage der britischen Eigentumsverhältnisse und der
billiger liefernden amerikanischen erfordert das. Sonst

müßten die Lords die Kohlengruben nationalisieren, und zwar nicht auf das Sonntagsgebet, aber vielleicht auf die fünfte Kabine der Yacht verzichten. Und reiche Leute haben immer Grundsätze. Sie lieben das Eigentum nicht um des materiellen Werts, sondern um des platonischen Prinzips willen. Sie sagen nicht: Wir verzichten auf keine Kabine der Yacht, möge daran das Imperium zugrunde gehen – sondern sie behaupten: Verzichteten wir auf eine, so fiele die Welt und die Moral in Stücke auseinander. Die konservative Regierung glaubte, einen Teil des Problems durch die Auswanderung überflüssiger Engländer in die Kolonien lösen zu können. Aber die Auswanderung aus dem Mutterland in die Dominions wurde geringer statt anzuwachsen. Die nach London gekommenen, für irdische Begriffe glücklich zu nennenden Gäste haben ihre eignen Überflüssigen und dulden weder englische noch japanische Einwanderer, die keine Touristen, sondern nur von ihren Schatten begleitete Arbeitsverkäufer sind. Die Amerikaner sind, als Freunde und Bundesgenossen, nicht gegen Schwierigkeiten, die sie offiziell nicht verschuldet haben. Im Bunde hat Jeder seine Stärke und seine Genossen. Je mehr gute Bekannte der Partner bringt, desto mehr kann er in dem gemeinsamen Schlafwagen weltpolitischer Reisen, Ausflüge und Etappen verlangen.

Und Amerika ist dabei, sich mit Rußland weltpolitisch zu vertragen. In Washington freut man sich über die Niederlage Trotzkis beinahe so wie in der Berliner ‚Roten Fahne' über den Sieg des „Leninismus“. Stalins Erfolg ist der Triumph des Bauern und seines Privateigentums. Und hundert Millionen Menschen brauchen so viele Schuhe, Unterhosen, Eisenbahnmaterial, landwirtschaftliche Maschinen und Chemikalien, daß sie sogar in der besten amerikanischen Gesellschaft etwas gelten. Die Börsianer sind weder Anhänger der reinen noch der kritischen, sondern der praktischen Vernunft. Sie haben einen durch Gewinn und Verlust kristallisierten Instinkt. In den letzten Wochen ist auf der Newyorker Börse – wo ein Platz mehr Geld kostet, als die Honorare sämtlicher in Europa über Amerika erschienen Essays zusammen betragen – die alte russische Anleihe plötzlich gestiegen. Die zaristischen Schulden hatten ein zäheres Leben als der Zar, und die russischen Bauern werden die Schulden Romanows bezahlen. Dann wird der Weg zu Amerika offen sein, und dann erst wird das politische Ringen um Rußlands Gunst und Freundschaft beginnen. Wird Amerika der Bundesgenosse der Bauernrepublik gegen Japan werden, und wird dadurch die Freundschaft mit England überflüssig? Oder muß Groß-Britannien nur die Liebe teurer bezahlen, muß

es sich wieder Frankreich nähern, oder macht es aus Italien eine große britische Festung? Oder wird England die Kontinuität russischer Politik, die im Pakt Bonapartes mit Zar Paul I. begann, als sie auf dem Papier von Astrachan über Herat und Randakar nach Indien marschierten, so durchkreuzen können, wie es Lord Grey vor dem Kriege getan hat? Sicherlich: der englische Premier und die Vertreter der Dominions wissen es selbst noch nicht, weil nur die Tendenzen zu sehen sind, noch nicht die feste, eisengegossene Front. Jetzt bilden sich erst die Formen.

Wie wasserarme Gegenden sich in großen Reservoirs Tropfen auf Tropfen sammeln, so verbinden sich auch rund um Indien, rund um Australien, rund um Kanada, rund um den Stillen und Indischen Ozean Stoffe und Kräfte der Konflikte, die überschäumen können. Werden das die nebensächlichsten Gewächse der Erde: die Menschen dulden? Niemand weiß es. Damit sie es nicht tun, müßten sie Eines lernen: spricht ein Minister, so soll man ihm nicht glauben, und läßt er seine Worte nicht in die Öffentlichkeit gelangen, wie jetzt der britische auf der Reichskonferenz, so erwarte man das Allerschlimmste. Die Friedensparole kann nur die Jean Paul Marats sein: Mißtrauen! Mißtrauen! Mißtrauen!

Besuch bei Papanastasiu von Leo Lania

Ein schmales, scharfgeschnittenes Gesicht, zu dem die weichen, verschleierten Augen seltsam kontrastieren. Harte, energische Hände, aber sie halten einen Rosenkranz, und unablässig rollen die kleinen Bernsteinkugeln durch die Finger. Schwer, die Nationalität dieses Mannes zu bestimmen. Franzose oder Spanier? Die Hautfarbe, die Form des Schädels spricht dafür – eine müde Lässigkeit in Bewegung und Sprache dagegen. Aber den Politiker glaubt man ihm sofort, zumindest den Volkstribun, den „député“. Das ist Papanastasiu, „der Präsident“, wie ihn seine Anhänger nennen, der bedeutendste griechische Politiker und Führer der Demokratischen Union.

Es ist wenige Wochen her, daß er wieder Athener Luft atmen darf. Pangalos hatte ihn auf eine ferne Insel verbannt, und erst der Sturz des Diktators ermöglichte ihm die Rückkehr in sein Heim. Er hat keine Lust und Muße, es zu genießen. Während draußen auf dem Marsfeld Kondylis die Parade über die Athener Garnison abhält, während die Regierung ihre Manifeste entwirft und Wahlgesetze berät, hetzt Papanastasiu durchs Land. Und da er auf die Wahlcampagne und seine Partei zu sprechen kommt, ist er plötzlich wie verwandelt: durch die Maske des blasierten Weltmanns bricht sein kämpferisches Wesen durch. Kondylis? Ein mokantes Lächeln. „Er hat neulich einem Interviewer erklärt, er sei Sozialist; gewiß weiß er gar nicht, was das ist.“

Und nun höre ich wieder die bewegte Klage: dieses Land der Politikanten, wo Jeder zwei Drittel des Tages mit der Lektüre der Zeitungen und erbitterten Debatten über ihren politischen Inhalt verbringt, hat es noch zu keinem nach wirtschaftlichen Interessen und sozialen Schichten gegliederten Parteisystem gebracht. Die verschiedenen Parteien sind kaum mehr als die privaten Cliquen einzelner Führer – schwer anzugeben, worin sie sich grundsätzlich unterscheiden. Die Stellung zur Staatsform? Die beiden monarchistischen Parteien führen ihre Devise nur noch aus Tradition; in der aktuellen Politik spielt die Verfassungsfrage so gut wie keine Rolle. Draußen auf dem Lande, in weiten Kreisen des Bauerntums wird des Königs noch mit Sympathie gedacht – die Legende dichtet ihm eine besondere Friedensliebe an und stellt ihn gern als von Venizelos zum Krieg verführt dar. Aber bis zu einer Bewegung für die Wiederaufrichtung der Monarchie ists weit. Die andern Parteien, Erben des venizelistischen Nachlasses, sind in allen möglichen Farben schillernde Gebilde, deren Ziele und Programme zu erkunden ein aussichtsloses Bemühen bleibt. Hier nimmt die Demokratische Union eine Sonderstellung ein. Sie bekennt sich zum Programm eines bürgerlichen „Reform-Sozialismus“ à la Herriot und hat in den entscheidenden Phasen der griechischen Politik zumindest klaren republikanischen Kurs gehalten.

Papanastasiu möchte sich aber auch als Sozialist empfehlen und hat vor kurzem erst den Namen Demokratische Union in: Arbeiter-und Bauern-Partei umgetauft, um bei den Wahlen den Sozialisten und Kommunisten Stimmen abzujagen. Auf die Sozialisten ist er besonders schlecht zu sprechen: in allen den letzten Jahren waren sie seine Koalitionsgenossen, und nun, da er sie zur Erneuerung des Bündnisses im Wahlkampf einlädt, kündigen sie ihm die Gefolgschaft. „Eine Partei von kaum 3000 Mitgliedern, die bisher keinen einzigen Vertreter im Parlament hatte... Selbst das neue Proportionalwahlrecht verbürgt ihnen kein sicheres Mandat!“

*

Selbstverständlich stellen alle Zeitungen Athens einmütig fest, daß die kommenden Wahlen einen „Wendepunkt in der Entwicklung Griechenlands“ bedeuten werden. Wir wissen, was man von derlei markigen Feststellungen zu halten hat. Gewiß: die Monarchie ist auf den Schlachtfeldern Kleinasiens schmählich zusammengebrochen und wird so bald nicht wieder zum Leben erweckt werden, die Diktatur hat abgewirtschaftet, und der bevorstehende Prozeß gegen Pangalos wird nicht wenig dazu beitragen, alle etwa noch vorhandenen – schwachen – Sympathien für den neugriechischen Fascismus radikal abzutöten. Die Geschäfte des Exdiktators und der Rattenschwanz von Korruption, den schon die Voruntersuchung aufgerollt hat, werden vor Gericht – in dieser Beziehung darf man zur Regie balkanischer Justiz volles Vertrauen haben – in die richtige und für die breite Masse verständliche Beleuchtung gerückt werden. So bleibt nur die Republik. Aber diese Form ist inhaltlos, und es ist

völlig verfehlt, zu hoffen, daß dieser letzthin entscheidende Zustand eine Wandlung erfahren wird. Wahrscheinlich wird Kondylis gehen, Papanastasiu wird vielleicht wieder Ministerpräsident werden, die rein dekorative Stellung des Staatspräsidenten bleibt dem alten Admiral Konduriotis – dem populärsten Namen Griechenlands – vorbehalten: die Macht im Staat wird nach wie vor das Militär ausüben, irgendein General oder Oberst mit seiner „republikanischen Garde", die ja keine andre Aufgabe hat, als alle paar Monate ihre besondere Revolution zu machen, einen ihrer Offiziere zur Macht emporzutragen, um ihn ebenso prompt und energisch wenige Monate darauf in einem neuen Putsch zu stürzen.

Francqui und Cuno von Morus

Die belgische Mobilisierungsaktion

Nun sind die europäischen Währungen fast alle zur Ruhe gekommen. Auf dem Balkan flackert manchmal noch das Wechselfieber der Inflation auf, in den nähern Bezirken aber sorgen nur Mussolini und Poincaré dafür, daß die Währung sich aufwärts bewegt, um damit zu vertuschen, daß sie eine Stabilisierung noch nicht fertigbekommen haben. Ganz läßt es sich freilich nicht vertuschen, und man hat deshalb in Paris dieser Tage mit einigem Spott, aber mit viel mehr Neid nach Brüssel gesehen, wo Emile Francqui nun endlich mit der Valuta-Misere Schluß gemacht hat. Die Belgier haben in treuer Bundesbrüderschaft lange genug darauf gewartet, daß Frankreich mit der Stabilisierung vorangehe. Erst nachdem der belgische Franc im Juli dieses Jahres, zusammen mit dem französischen, auf den zehnten Teil seines Vorkriegswertes gestürzt war, ist man in Brüssel auf eigne Faust etwas energischer vorgegangen und hat sich jetzt durch die Schaffung einer eignen Währungseinheit, des Belga, endgültig vom Freunde losgelöst.

Technisch bietet die belgische Stabilisierung wenig Neues. Francqui, der selbst Mitglied der Dawes-Kommission war, hat sich ziemlich eng an die Sanierungsprinzipien des Dawes-Planes gehalten: Anziehung der Steuerschraube, Vergesellschaftung der Staatsbahn unter Einführung hoher Tarife, eine größere Auslandsanleihe, Herstellung eines altmodischen, aber wetterfesten Goldpanzers: das sind so die wesentlichsten Elemente der Sanierungsaktion. Nur mit dem Unterschied, daß die neuen Hilfsquellen nicht, wie in Deutschland, als Voraussetzung für die Abtragung der äußern, der Kriegs-Schulden dienen sollen – die schwebende Auslandsschuld Belgiens beträgt noch keine 25 Millionen Dollar, die vielfach überzeichnete Auslandsanleihe 100 Millionen Dollar –, sondern vornehmlich zur Regulierung der innern Schulden, ohne daß man vorläufig an die Aufwertungsfrage herangeht.

Ein zweiter, nicht uninteressanter Unterschied besteht darin, daß die belgische Stabilisierungsaktion von dem wirtschaftlich mächtigsten Manne Belgiens geleitet worden ist. Ein Gegenstück dazu findet sich in der europäischen Inflations-

geschichte wohl nur in Lettland, wo der große Kriegs- und Inflationsgewinnler Ringold Kalning schon verhältnismäßig früh die Währung seines Landes in Ordnung gebracht hat. Emile Francqui kann man nicht in die Klasse der typischen Inflationsgewinnler einreihen. Er hat sich seine Position in der belgischen Wirtschaft schwer erarbeitet. Ähnlich wie die größten holländischen Geldleute, hat er in den Kolonien begonnen, zehn Jahre im Kongo geschuftet, dann in China sein Glück versucht und sich während des Krieges in der Organisation der belgischen Lebensmittelversorgung betätigt. Von früher her hat er Sitz und Stimme in der Verwaltung etlicher Kolonialunternehmungen. Sein großer Einfluß aber rührt von seiner Stellung als Vizegouverneur der größten belgischen Bank her, der Société Generale de Belgique, von wo aus er Elektrizitätswerke und Eisenbahnen, Glasfabriken und Kohlenzechen, Kupferbergwerke und Petroleumfelder kontrolliert. Alle diese Dinge haben viel besser der Entwertung des Franc standgehalten, als die auf den siebenten Teil zusammengeschrumpften Gelder der belgischen Rentner.

Francqui ist, im Gegensatz zu den meisten seiner Landsleute, in den letzten zehn Jahren bestimmt nicht ärmer geworden, und wenn er auch nicht so ungeniert à la baisse spekuliert hat wie Hugo Stinnes, so gehörte er doch zu den vorsorglichen Skeptikern. Gemeinsam mit seinem Ministerkollegen Houtart von der Banque de Bruxelles hat er jahrelang die belgische Nationalbank und den aus ihr hervorgegangenen Finanzminister Janssen, der den ersten Stabilisierungsversuch machte, bekämpft. Dann erst ließ er sich, nach langem Zögern, herbei, gemeinsam mit den sanftroten Führern der zweiten Internationale, in ein Kabinett zur Stabilisierung des Franc zu gehen, und wurde so der ruhmreiche Retter seines Volkes. In Paris dagegen scheinen die Finanzgewaltigen die Inflationsgewinne einstweilen noch höher zu achten als den Retterruhm.

Jacob Goldschmidt in der Hapag

Ein Umsturz in der kapitalistischen Mächteordnung Deutschlands hat sich vollzogen: eine Berliner Großbank zieht als Sieger in die Hapag ein. Oder: das Berliner Finanzkapital dringt in den Hamburger Reeder-Clan ein. Oder (wenns die Antisemiten lieber hören): die jüdische Bankenmacht vergewaltigt die (vom Juden Ballin geschaffene) deutsche Großschiffahrt.

Das ist prinzipiell bedeutsam, über den Interessentenkreis hinaus wichtig an der Fusion der Hamburg-Amerika-Linie mit den Deutsch-Austral- und Kosmos-Linien. Daß die Hapag durch die Transaktion ihren Schiffahrtspark um 66 Prozent erweitert und den Norddeutschen Lloyd an Tonnage wieder überflügelt, daß der geschniegelte Herr Cuno, der nach seinem Abrutsch als Ruhrkanzler sich erst mühsam wieder zum Generaldirektor am Alsterbassin emporverhandelt hat, nun einen Kraftkerl wie den Generaldirektor Böger vom Austral-Kosmos vor die Nase gesetzt bekommt, ist auch nicht ganz ohne Belang, aber doch nicht wichtiger als zehn andre Machtverschiebungen, die jetzt die überstürzte Vertrustung der deutschen Großunternehmungen überall mit sich bringt. Der Einzug des

kleinen und gar nicht so repräsentabeln Jacob Goldschmidt von der Darmstädter und Nationalbank in den Aufsichtsrat der Hapag ist mehr. Er zeigt, daß die Großbanken, wenn eine geschickte Hand die Regie führt, heute schon wieder stark genug sind, um die Gestaltung der übrigen Wirtschaftsgebiete entscheidend zu beeinflussen.

Aber der Vorgang bekommt noch eine besondere Nuance dadurch, daß Herr Goldschmidt aus seiner Tätigkeit als Konkursverwalter der Stinnes-Pleite jetzt zuguterletzt noch einen Geniestreich spielt. Es war für den mit Inflationsschnelle emporgestiegenen und entsprechend ehrgeizigen Goldschmidt sicherlich eine große Befriedigung, daß er als Vorsitzender des Sanierungskonsortiums den Ausverkauf des größten deutschen Industriekonzerns leiten durfte. Er hat diese Aufgabe anfangs mit großer Rigorosität, später mit Vorsicht und sogar mit einer gewissen Rücksicht gegen die Familie Stinnes durchgeführt. Wie es schien, blieb für ihn und seine Bank dabei nicht mehr übrig als die Ehre, Nachlaßverwalter von Stinnes zu sein, und knapp die Deckung der Kredite, die die Darmstädter noch sehr spät den Söhnen des alten Hugo Stinnes gegeben hatte. Nun, wo der Stinnes-Laden leer ist, die Sachwerte in alle Winde zerstreut und die letzten Restbestände amerikanisiert sind, findet sich für den Konkursverwalter noch die Gelegenheit zu einem ganz großen Coup. Die Stinnes-Flotte, 120 000 Tonnen stark, wurde zu Anfang dieses Jahres von der Deutsch-Austral- und Kosmos-Linie für sechs Millionen Mark aufgekauft, weil die Hapag sich die Sache zu lange überlegte. Von da an hatte die Darmstädter Bank als Großaktionärin der Stinnes-Reedereien ihre Hand bei der Deutsch-Austral-Kosmos im Spiele. Da sie, zum Aufkauf der Stinnes-Dampfer, der Austral-Kosmos einen gehörigen Bankkredit gegeben hatte, und da die große holländische Hypothekenschuld, die auf der Stinnes-Flotte ruhte, die Austral-Kosmos schwer belastete, so konnte es kaum Widerspruch geben, als Jacob Goldschmidt den Majoritätsinhabern der Austral-Kosmos den Verkauf der Linien nahelegte.

Übrig blieb nur noch die Frage, wer der Käufer sein sollte. Die Hapag hat anfangs offenbar sehr wenig Lust verspürt, auf den Handel einzugehen, zumal Cuno auf die allzu große Nachbarschaft Bögers gar keinen Wert legte. Aber wenn die Hapag Nein sagte, so war sicher, daß Jacob Goldschmidt ein Häuschen weiter: zum Norddeutschen Lloyd ging, der dann, nach Einverleibung von Austral-Kosmos, fast doppelt so groß geworden wäre wie die Hapag. Und dem wollte man sich in Hamburg doch nicht aussetzen. So wurde in wenigen Tagen, auf Geheiß von Berlin, das Geschäft perfekt: die Hapag erweitert ihr Aktienkapital, um die Austral-Kosmos brüderlich in ihre Arme aufzunehmen, Herr Böger wird künftig an Cunos Seite sitzen, Herr Goldschmidt bekommt Sitz und Stimme im Aufsichtsrat, und der Verwaltung der Hamburg-Amerika-Linie bleibt nichts weiter übrig, als in einem Communiqué zu erklären, daß sie die Fusion mit der Austral-Kosmos „in freier Entschließung“ vorgenommen hat. Denn Cuno, der alte Ruhrkämpe, hälts wie auf dem Kasernenhof: Wenn muß, dann freiwillig.

Chicago des Ostens von Arthur Holitscher

‚Das unruhige Asien, Reise in Indien, China, Japan‘ heißt Arthur Holitschers Bericht über seine jüngsten exotischen Erlebnisse, der Anfang November bei S. Fischer erscheint und, wie dieses Kapitel beweist, einen Vorderplatz unter den Reisebeschreibungen der Gegenwart einnimmt.

Von den künstlichen Gebilden, die westliche, europäische und amerikanische Fata Morgana an die Küste des chinesischen Reiches hinzaubert, wird sich vermutlich Schanghai am längsten halten. Zu tief ist schon der Amerikanismus in dieses Chicago des Ostens eingedrungen. Bis auf einen kleinen zusammenschrumpfenden Stadtteil, in dessen Mitte sich unter Trümmerhaufen, Sumpfgraben, Mist und Unflat ehemals herrliche Tempel, Wallfahrtsorte verbergen, einen Stadtteil, der in der riesigen Stadt bezeichnenderweise den Namen „Chinesenstadt“ führt, ist Schanghai ein uferloses Konglomerat von englischen, französischen, pseudo-amerikanischen Straßenzügen, Plätzen, Villen, Vororten und den obligaten Slumvierteln. Nicht nur die Geschäftstätigkeit und der Trubel der Wasserfront Schanghais mit ihren Wolkenkratzern von Bank-, Verwaltungs-, Konsulats- und Schiffahrtspalästen erinnert an die offene Straße am Michigan, sondern auch die vom „Bund“ in die Stadt hineinragenden Verkehrsstraßen, die Hauptstraße Nanking-Road, Hauptarterie des Verkehrs, erinnert lebhaft an die Straßen des Loop, die sich an die Wasserfront von Chicago anschließen.

Die bunten Flaggen, Lacktafeln und über die Straße gespannten Reklamegirlanden sind hier aufdringlicher, lustiger und greller als etwa in Hongkong. Man merkt, wie Buntheit, Lärm und Geschäftstüchtigkeit des chinesischen Stadtlebens sich mit amerikanischem Geschmack, amerikanischer Brutalität, amerikanischer Routine und amerikanischem Tempo begegnen. Nanking-Road, in der Chinas Mai-Revolution begann – und zwar grade an der geräuschvollsten, verkehrsreichsten Ecke –, ist am Tage von einem kreuz und quer dahinschießenden Gewirr und Gewimmel, von ohrenzerreißendem Gequäke, Geklingel und Getrommel und von einem die Augen ausbohrenden Lichtgerinnsel, Geflimmer, Gezucke bis spät in die Nacht hinein erfüllt und erschüttert. Nicht nur, daß die Schaufenster bersten, daß die Reklametafeln, Fahnen und Girlanden den Passanten überfallen und niederknüppeln: oben in den Dachkammern, über den Läden stehen Trommler und Trompeter im offenen Fenster, tuten und dröhnen die Gasse voll mit dem Ruhm der Reklame für das unten lockende Schaufenster. Große Warenhäuser, zehn Stockwerke hoch, mit Theatern, Singspielhallen, Würfelbuden, hängenden Gärten über und unter dem Dach, sind nach Dunkelwerden mit allen Errungenschaften der neuzeitlichen Lichtreklame übersät. Chinesische Buchstaben flirren, aus zehntausend Glühlichtern gebildet, neben aufflackernden und verglimmenden englischen Worten, die verkünden, daß hier innen der Europäer wie der Chinese im friedlichen Verein sein Geld lassen kann.

Parallel mit Nanking-Road ist die Futschau-Straße, bunter noch, geräuschvoller und lustiger als die „Arterie“. Hier reiht sich Teehaus an Teehaus, große offene Hallen, in denen die niedere Prostitution der Stadt sich versammelt. Bunte, phantastische Seidenkleider der Chinesinnen! Erstaunlich bei aller Buntheit und Kostbarkeit der Zeichnung dieser farbenreichen, im Straßenbild unerhört verschwebenden Gewänder: die Einfachheit des Schnittes, der die Formen des Körpers vollständig verwischt. Die Frauen tragen das glänzende schwarze Haar schlicht gescheitelt, hinten in einen kleinen Knoten gewickelt, vorn über die Stirn eine kleine kurz geschnittene Lockenkaskade. Wenig Schmuck, fast keine Ringe, nur in den Ohren geschmacklos in Gold gefaßte Brillantgehänge.

In den großen Speisehäusern – die Cantoneser Kost und Küche spielt in China dieselbe Rolle wie bei uns etwa die Wiener – viele kleine Räume, in denen Gruppen, Gesellschaften ihre Mahlzeiten einnehmen. Es wird unglaublich viel und Unglaubliches zusammengegessen. Nach jedem Gang werden heiße feuchte Handtücher gereicht, mit denen sich der aufstoßende Fresser Hände, Kopf und Nacken wischt. Ambulante Händler, Rückenkratzer mit langen Elfenbeinkrallen gehen aus und ein. Man telephoniert in das Teehaus hinüber, und es kommt eine kleine zierliche Prostituierte mit ihrer etwas weniger hübschen Begleiterin und Herrn Tsching, dem Violinspieler. Die Drei hocken sich auf drei Stühlchen, und die kleine Sängerin, die niedlichste von den Dreien, singt mit verstellter Stimme, hohen Kopftönen einige Lieder. Jedes Lied kostet einen Dollar. Das Dirnchen ist weiß geschminkt, sie hat ein entzückend buntes Brokatkleid an, Ohrgehänge mit Diamanten wie die vornehmen und anständigen Damen unten in den guten Straßen. Sie kann nicht älter sein als zwanzig Jahre; zwischen ihren dünnen Händchen hält sie, während sie singt, eine kleine Wärmflasche. Nein, wirklich: die Stimme ist so unnatürlich hoch und gequetscht, daß man die Augen schließen muß, weil man sich die Ohren nicht zuhalten kann – man ist froh, wenn die Tortur aufgehört hat, gibt dem Kind einen Kuß, den es ernst erwidert, darauf schneuzt sie sich zart und fein in die Fingerchen, trinkt ein bißchen Tee aus einer kleinen Schale, die Begleiterin überreicht einem ein zierliches rotes Kärtchen, auf dem der Name der Sängerin, Adresse und Telephonnummer des Bordells steht, wo sie wohnt, und dann entfernt sich das Trio, um ein paar Zimmer weiter mit Gefiedel und Gesinge zu beginnen.

*

Weiter weg von den Straßen und dem Bund beginnen die breiten Avenuen des englischen Viertels. Protzig und frech eine Rennbahn mitten in den verkehrsreichsten Stadtteil hineingesetzt, als ob es wichtiger wäre, Pferde laufen als Menschen wohnen zu lassen. Endlos das Stadtviertel am Bublingwell-Road, daran anschließend der französische Stadtteil; imposante Boulevards, herrliche Gärten, hohe Gartenmauern, hinter denen tropische Bäume und die glasierten Ziegeldächer chinesischer Pavillons zu sehen sind. Solider Reichtum, europäischer, ameri-

kanischer, dehnt sich hier, spürt nichts von der Gefahr, im Riesenreiche als eine kleine winzige Enklave, ein feindlicher, scheel und immer scheeler angesehener Fremdkörper zu existieren.

Klöster in riesigen Parks zeigen an, daß die Missionarwelt mit der Hochfinanz, dem Kolonialkapital eng verwandt, untrennbar verbunden ist; in Wirklichkeit gehört das französische Areal um die Chinesenstadt bis tief hinein ins Land dem französischen Klerus.

Eine gemischte Polizei, verwegene, finstere, zu Allem fähige und entschlossene Burschen, in unauffälligen, ihre Herkunft aus Amerika, England, andern kleinern Nationen nur andeutenden, nicht verratenden Uniformen, steht mit Revolver und Knüppel auf dem Quivive. Sie weiß, daß es ums Leben geht, sobald das lauernde Drachenungetüm des Chinesenvolkes sich ringsum nur regt, und daß ein Tatzenschlag das ganze Ausländervolk zu blutigem Brei niederschlagen und vermanschen kann. Nur die Franzosen haben stammverwandte, entfernt verwandte Polizei hierher entsendet: Tonkinesen mit komischen Strohhüten und Messingknopf darauf. Sie spielen eine zweideutige Rolle in diesem Gebilde der Fremdenpolizei, unter der die ebenfalls asiatischen Söldner Englands, die großen dunkelblaubärtigen, toternsten Sikhs, der Kriegerkaste des mohammedanischen Indien entstammend, als verläßlichste Leibgarde der Europäer hierzulande gelten. Immerhin gibt es auch eine einheimische, weiße Schutztruppe: aus Kaufleuten, Sportsleuten der hier angesiedelten Fremdenkolonie, in innigem Verein mit den Offizieren der draußen vor dem „Bund“ an Bojen gebundenen englischen, amerikanischen, französischen, italienischen und japanischen Kriegsschiffe, die sämtlich ihre Kanonen auf die nunmehr beruhigte Stadt gerichtet halten – diese Stadt, die ihren Temperamentsüberschwang gegenwärtig, das heißt: bis auf weiteres nur in bunten Farben, Licht, Lärm, Reklame, allen Teufelskünsten der Konkurrenz und in dem tobenden Verkehr ihrer Hauptstraßen auslebt.

*

Für den Europäer ist die chinesische Frau nichts weniger als anziehend. Kein Gedanke an Erotik kann aufkommen bei dem Anschauen dieser passiven, gleichgültigen, wenn auch in grelle und kostbare Stoffe gekleideten, knabenhaften, flachbrüstigen Puppen. Umso lebhafter, geiler, überhitzter tobt sich die durch den Orient gesteigerte Lebensgier der Ausländerinnen in dieser von allen Lastern beider Hemisphären besessenen Stadt aus. Die chinesische Frau geht an der französischen, englischen, amerikanischen, russischen vorbei, streift sie mit einem Blick und denkt sich ihr Teil dabei; diese irrsinnig geschminkten, karminlippigen, um die Augen blau bemalten Götzenbilder trippeln, vom Pflaster hinauf bis an die Kniee nackt, über die Straßen der Hafenstadt, durch die Avenuen, in denen sie sich sicher fühlen, wie durch das Gewimmel der Eingeborenengäßchen, in denen sie die Gefahr und das Entsetzen anzieht und lockt. Zwischen beiden Welten eine unüberbrückbare Kluft, die nur bei geheimnisvollen und geheimen bestialischen Ver-

kupplungen verschwindet, in verschwiegenen Winkeln, Opium-
verließen und den bewußten Häusern, deren Adressen die euro-
päischen Männer und Frauen sowie die chinesischen Männer
von geschäftigen Zwischenträgern leicht erfahren können.

*

Im großen Ganzen betont und unterstreicht der Europäer,
besonders der Engländer, sein Fremdsein, seine Abseitigkeit
von dieser Welt, in der er lebt, um sie möglichst ausgiebig zu
benutzen, auszusaugen und auszubeuten. Wie in Indien, so hier
– Haß, Verachtung und nicht zuletzt Angst vor dem Eingebo-
renen. Man kümmert sich kaum um ihn, will auch nicht die
Wahrheit über das Volk erfahren, in dessen Mitte man lebt,
an dessen Front und Wasserfront man seine Büros und
Lagerhäuser aufgebaut hat. Im Klub und aus den Zeitungen
bezieht man fertige Meinungen. Seltsam, dieses Volk der Eng-
länder mit seinem unleugbaren Talent zu kolonisieren – es
sieht gar nicht mehr ein, daß die Zeit der bessern Waffen, mit
denen man widerspenstige Völker noch vor einem Menschen-
alter kirremachen und versklaven konnte, nicht mehr gilt. Daß
Kälte, Imponierenkönnen durch Selbstverständlichkeit der
äußern Attitüde eine Weltmacht nicht mehr aufrechtzuerhal-
ten vermögen. Erschütternd das versagende Beobachtungs-
vermögen, sobald es sich auf das wirkliche Wesen des Volkes,
unter dem man lebt, konzentriert – aber genial und über-
wältigend die Geschicklichkeit, die die Gelegenheiten, die Ge-
schäftsgelegenheiten, den wunden Punkt im Charakter des
Auszubeutenden, die Opportunität herausfindet!

Die Zeitungen versteigen sich, wenn von dem brütenden,
hier und da aus seiner Lethargie die Augen aufschlagenden
Chinakoloß die Rede ist, zu einem zittrigen Keifen: Bolsche-
wismus! Die helle Angst treibt auf jeder Spalte mindestens
dreimal ihr Wesen mit Bolschewismus, als ob das die einzige
gültige Erklärung für das Phänomen der Befreiung wäre, für
diese Welle von Freiheitswillen, die im Mai einmal über die
Ufer geschlagen hat und jeden Augenblick abermals mit Blut,
Gischt und Verderben in die Höhe zu schlagen droht.

Schwer und dumpf, wie eine verhaltene Drohung, liegen
die fremden Kriegsschiffe mit ihren auf die Stadt gerichteten
Kanonen an den Hafenbojen. Nachts schrickt Bubblingwell
und das Franzosenviertel von einer Detonation in der Straße
auf. Wars ein Schuß oder nur einer von den Crackers, mit
denen der kindliche Pöbel seiner Freude am Lärm genügt? Das
Prestige des Europäers erlischt zusehends, hier wie in andern
Städten des Orients, und wenn an Sonntagabenden die Pa-
trouillen von den draußen lagernden Kriegsschiffen ihre eignen
betrunkenen Soldaten von der Straße auflesen und mit Stöcken
den Bund entlang zu den kleinen Motorbooten prügeln, die sie
hinüber auf die Fahrzeuge und ins Kaschott befördern wer-
den, dann spuckt der chinesische Kuli zur Seite aus und findet
es gar nicht mehr nötig, seine geballte Faust im weiten Ärmel
seiner geflickten Jacke zu verstecken. Das Prestige des Euro-
päers im Orient!

*

Im Chinesenviertel, jenem elenden, engwinkligen, düstern, verfallenen Gewirr um den zerstörten Tempel, den in Morast und eingeäscherten Buden versinkenden ehemals berühmten „Weidenpavillon“, habe ich Europäer Chinesen anbetteln sehen. Sie liefen nicht neben der Chinesen-Rikscha her: „Talai! Talai!“ rufend, wie die zerlumpten chinesischen Bettler es hinter den Rikschas mit Europäern drinnen tun. Sie hielten nur ihre schmutzigen, entsetzlich abgemagerten Hände einem fetten, wohlhabenden, kalt behäbigen Chinesen vors Gesicht, der durch die alte Straße an ihnen vorüberging. Bettelnde Europäer. Es sind Russen, „weiße“ Flüchtlinge aus dem Zarenreich, dem versunkenen. Über die Mongolei, die Mandschurei, Korea oder in den Bunkern heimlich von der Amurgegend abfahrender Dampfer sind sie bis hierher gekommen und hier rapid in die tiefsten Tiefen der Demütigung und des Elends herabgesunken. In dieser Stadt, die voll ist von prosperierenden egoistischen Menschen, die hier nur leben, um sich rasch mit leichtem Gewinn vollzusaugen und dann von dannen zu ziehen, schleichen diese gewesenen Menschen, die es aufgegeben haben, wie ihresgleichen zu leben, an die Mauern gepreßt, geduckt dahin, schmutzig, verhungert, in entsetzlichem Sturz unter das Niveau des Kuli heruntergekommen.

Von drei Gespensterschiffen hörte ich, die, aus Wladiwostok abfahrend, unten im Schiffsbauch heimlich Hunderte von ehemaligen Offizieren, Funktionären des Zaren mit ihren Familien herübergebracht haben, unter unsäglichen Schwierigkeiten, dräuender Gefahr, Tag und Nacht steigender Angst der Passagiere vor dem Landen. Aber man hat ihnen das Landen nicht erlaubt! Im Schiffsbauch mußten sie weiterleben – die Nahrung ging aus – Skorbut, Irrsinn, Erblinden zog ein in den Schiffsbauch – bis die armen wahnwitzigen Flüchtlinge sich gegenseitig in dem Dunkel ihres Elends niederzuschießen begannen. Legenden gehen um von phantastischen, entsetzlichen Katastrophen unter diesen Menschen...

*

Unweit von dem elegantesten Hotel am „Bund“ haben wohlhabende Russen eine Hilfsstelle für ihre verelendeten Landsleute eingerichtet. Geh dort nicht um die Mittagszeit vorüber, du wirst irre an deinem Menschsein – und doch: Diese, die du hier leben und sich regen siehst, sind noch glücklich zu preisen, denn in den Vorstädten, um die alte kleine Russenkirche herum, liegen in Baracken menschenunähnliche Geschöpfe, schwindend herniedergestürzt aus der Gemeinschaft, die noch menschliches Antlitz trägt.

Der Kuli grinst, wenn er solch ein Exemplar von Europäertum sieht. Er grinste, als man die Deutschen bei Kriegsausbruch wie eine Herde Vieh durch die Straßen jagte. Er grinst und spuckt aus vor dem Verelendeten, wie vor der mit Seide, Pelzen aufgetakelten, allzu rotmündigen und betäubend duftenden Kanaille europäischer Herkunft, der er an der nächsten Straßenecke begegnet. Grinsend steht er am Ufer des

„Bund“ und sieht zu, wie ein Polizist mit einem hoch in der Hand geschwungenen Zehn-Dollar-Schein den armseligen europäischen Selbstmörder, der soeben ins Wasser gesprungen ist, ans Ufer und ins Leben zurücklockt. Zehn Dollar mex. – das also ist der Preis, den ein Europäerleben wert ist! Der arme Tropf, der da im Wasser strampelt, ist so von Kräften gekommen, daß ein Sikh seinen Turban vom Kopfe reißen und aus ihm ein Rettungsseil machen muß, das er dann ins Wasser wirft. Unter brüllendem Gelächter der chinesischen Umwelt krabbelt der gerettete Selbstmörder ans Ufer herauf und schnappt dem Polizisten gierig die Dollarnote aus den Fingern.

*

Dies ist Schanghai.

In diesem Gewimmel, diesem phantastischen Durcheinander von Luxus, Not, Erniedrigung und Übermut, Angst, Aufgeblasenheit, Lauern und Sichducken, das den gefährlichen und zweideutigen Zeitpunkt charakterisiert, in dem sich die Stadt und mit ihr das ganze Land befindet, gibt es Einen ruhenden Pol, gibt es Eine Menschensorte, die sich mit lockern und spielend freien Gelenken, vollendeter Sicherheit durch die Straßen bewegt, den „Bund“ entlangschlendert, in langen Automobilzügen, in langen Rikschareihen behäbig durch das Gewirr des Chinesenviertels, die breiten Avenuen der Europäervorstadt, von Hotel zu Hotel, vom Frühstück zum Lunch, vom Lunch zum Tanztee, vom Tee zum Smokingabendessen und von dort in die echten und unechten Opiumhöhlen, Spielhäuser, europäischen und asiatischen Bordelle schleppen und jagen läßt.

Große Ankündigungen an den Litfaßsäulen, den Mauern der Stadt, in den Spalten der Zeitungen verkünden Woche um Woche die Ankunft eines Riesendampfers aus Yokohama: ein neues Element im Stadtbild, eine neue Art von Mitmenschen, eine neue Art von Gesinnung bewegt sich laut, breit, macht sich geräuschvoll und präponderant Luft inmitten der Chinesen und der Nichtchinesen, der hierher Gehörenden, hier Geborenen, der hierher Verschlagenen und hier gestrandeten fremden Völkerscharen – das ist der weltreisende Amerikaner mit seinem Anhang, seiner Sippe, den Sitten seiner Nation, dem geräuschvollen tolpatschigen Selbstbewußtsein seiner von Erfolg und Geld gekrönten Weltmachtstellung.

Seht ihn, den mit tadellosen Vitaminen genährten Beherrscher der zivilisierten Welt! Keine Faser an seinem Körper, die nicht sauber gewaschen, hygienisch behandelt, zweckbewußt bedient wäre. Das Kleid ist Tweed. Das Gold, das er in den Taschen, an seinen Fingern, in seinem Gebiß trägt, ist lauteres Gold. Die Frau, die neben ihm im Auto sitzt, ist ihm rechtmäßig angetraut, seine Tochter, die ihm gegenübersitzt, im Ehebett gezeugt. Gott, der Sheriff und alle sittlichen Gesetze des moralischen Volkes der Welt haben die Familie gesegnet, und die Luxuskabine in dem Luxusschiff, das von San Franzisko um die Erde nach NewYork herumfährt, ist mit einem guten blanken Scheck bezahlt.

Was sucht dieses Volk um die Erde? Da sitzt es in Rikschas, stößt mit den Fußspitzen den Hintern des armen schwitzenden, schleppenden Kuli an: „Tidlititi!“

Jede Woche schwimmt solch ein Vergnügungsschiff, Weltreiseschiff, Amerikanerschiff von der Goldküste Amerikas nach Honolulu. Jede Woche legt solch ein zum Bersten volles Weltreiseschiff, mit amerikanischen Babbitts von Yokohama kommend, in Schanghai an. Was treibt dieses Volk, dieses prosperierende, fabelhaft gekleidete, fabelhaft genährte Volk um die Welt herum in wöchentlich erneuter Tausendschar?
Es hat sich eingebürgert, dieses Um-die-Welt-Reisen. Die Dollar-Linie – der Besitzer heißt Dollar, Robert Dollar, auf den Schornsteinen klebt ein Dollarzeichen, das zweimal vertikal durchstrichene S – Cunard, White Star, jagt jede Woche den prosperierenden, mit Gott und der Weltordnung einverstandenen amerikanischen Staatsbürger um die Erde herum. Flirt, aus siebzig Gängen bestehende Speisekarte, nachmittags Tanz und Shopping in den Hafenstädten, die man anläuft: das ist der Sinn der Weltumsegelung. Seht sie, wie sie in Nanking-Road, in den kleinen Seitengassen, von gut bestochenen Führern gelenkt, in Seidengeschäften, Bronzegeschäften, Elfenbeinläden aus- und einlaufen, mit Buddhas, geschnitzten Elefantenzähnen, flüchtig hingepinselten Kakemonos, gold- und purpurbestickten Morgengewändern, zwölffach überzahltem, unkontrollierbarem und lässig gefälschtem Krimkrams beladen wieder die Automobile, die Rikschas besteigen, mit Bergen von Schachteln auf dem Schoß, den „Bund“ entlangfahren, zum Tender, der sie weit in den Strom hinauffährt, wo ihr vierdeckiger Riesendampfer verankert liegt!

Sie sind die Herren der Welt: flirtend, tanzend, sich reichlich nähernd, gute Dollars um sich streuend, zirkeln sie rund um den Erdball. Sie sind die Sieger. Ein Land, ein Volk, ein Kontinent zuckt in Befreiungskämpfen, in Geburtswehen; Mensch mordet Menschen, tückisch und offen, in ehrlichem Kampf mit Handelsverträgen, Zollverträgen, Schutzverträgen – sie aber, die Herren der Welt, reisen und reisen, ziehen und kreisen unaufhörlich um den Erdball. Ihr Gott ist der Erfolg. Sie nennen sich das erste Volk der Welt. Ihr Kontinent wird übrigbleiben, wenn Asien, wenn Europa, wenn alle die fremden Kontinente, die in ihrem Reiseprospekt aufgezählt sind, in Feuer, Not, Blut, unter Giftschwaden erstickt und versunken sein werden.

Monarchen von Friedrich dem Großen

Mögen die Herrscher denn erfahren, daß ihre falschen Prinzipien die vergiftete Quelle des europäischen Elends sind. Sie glauben, Gott habe aus besonderer Rücksicht für sie und eigens ihrer Größe, ihrem Glück und Hochmut zuliebe das Gewimmel der Völker geschaffen, deren Wohlfahrt ihnen anvertraut ist, und ihre Untertanen seien nichts weiter als Werkzeuge und Diener ihrer zügellosen Leidenschaften.

Fort mit dem Schundgesetz! von Ignaz Wrobel

Gegen das schlechte und böswillig eingebrachte Schund- und Schmutzgesetz haben sich viele Stimmen ernsthafter und berufener Leute erhoben – es besteht also alle Aussicht, daß es im Reichstag angenommen wird. Das darf nicht sein.

Mit welchem frechen Leichtsinn hier von den sogenannten Gesetzgebern verfahren worden ist, zeigt die Tatsache, daß in der Entwurfsliste der Indexwerke Romane von Zapp, Dominik, Hackländer und Hauff enthalten waren, daß diese Romane von über dreihundert deutschen Tageszeitungen veröffentlicht worden sind, und zwar von Blättern aller Richtungen, von der ‚Germania‘ bis zur ‚Berliner Morgenpost‘. So wird hier gearbeitet.

Das Gesetz verdankt der beispiellosen Naivität des Sozialdemokraten Heinrich Schulz seinen Ursprung, obgleich der die exceptio plurium geltend machen kann. Aber soll sich durch Kautelen jemals erreichen lassen, daß dieser Fetzen von Gesetz durch eine deutsche Verwaltungsbehörde nicht mißbraucht wird? Um das zu glauben, dazu gehört schon eine jahrzehntelange Vorbildung als Parteifunktionär. Wir Andern sind nicht so pflaumenweich gläubig.

Denn schon wird der Schwerpunkt der Diskussion auf diese Kautelen gelegt – schon wird eine Reichskommission gefordert, Einstimmigkeit bei der Abstimmung und ähnliche Kindereien, die nichts helfen werden. Das ganze Gesetz hat zu fallen.

Dieser Staat ist in seiner jetzigen Form weder legitimiert noch befähigt, Kulturgesetze zu erlassen; die tiefe Spaltung, die durch die Nation geht, hat in ihm keinen Niederschlag gefunden; er tut noch immer, als habe ers mit einer einigen Nation zu tun. Das ist nicht wahr. So wenig, wie der Oberreichsanwalt, der Reichspräsident, der Reichsinnenminister die ganze Nation vertreten, so wenig täte das einer der von den Soldaten hingemordeten Revolutionäre. Hier gibt es kein Kompromiß.

Und weil dieser Zwiespalt nicht zu lösen ist, weil diese farblose und öde Gesetzesmaschine die subtile Frage: Bewahrung der Kinder vor Schund nicht sauber und gut zu lösen vermag – deshalb soll sies nicht schlecht tun und solls nicht so tun, daß dabei ein dunkler und übler Nebenzweck, nämlich eine politische Zensur mitaufgerichtet wird. Es gibt keine Schutzbestimmung gegen den Mißbrauch dieses Gesetzes – keine einzige. Die Taktiker werden, zu spät wie immer, merken, was sie angerichtet haben. Sie haben es nicht gewollt? Sie sehen nicht über die Türflügel ihrer Kommissionszimmer hinweg.

Wer von den Linksparteien sich bei diesem Gesetz nach berühmten Mustern der Stimme enthält, wer nicht dagegen stimmt, der lügt den Willen seiner Wähler um, die keine Zensur wollen. Der Schundentwurf darf in gar keiner Form Gesetz werden – denn die Bewahrung einer ausgepowerten, wirtschaftlich rechtlosen Jugend vor aesthetischem Schmutz

ist lange nicht so wichtig wie das kleine Eckchen Geistesfreiheit, das noch da ist. Laßt euch nicht einschläfern: die neunmal Weisen werden die Dummen sein. Was gebührt diesem Entwurf – ?

Ein Fußtritt.

Frieren und frieren lassen von Theobald Tiger

In England streiken die Bergarbeiter.
Na, was ist da weiter?
Da müssen die Engländer ihre Kohlen
eben bei uns bezohlen!
Das ist ein altes Gesetz in der Welt:
Deutschland dient Andern gerne. Für Geld.

Was aber jene betrifft, die Briten:
die sitzen inmitten
ihrer Zimmer an einem leeren Kamin,
lesen ein liebliches Magazin...
Nachgeben? Mit Denen da parlamentieren?
Lieber frieren.

Die Minister, aus englischem Pfeifenholz,
bleiben stolz.
Erst der Staat. Dann die Wirtschaft. Dann der Profit.
Wer streikt, ist ein Kommunistenbandit.
Auf die Bergherren drücken? Kapitulieren?
Lieber frieren.

Die Arbeiter hungern. Kinder weinen.
Mutter hat Wasser für die Kleinen.
Nagt selbst an den Nägeln. Schnupft auf. Wartet geduldig.
Monat für Monat. Bleibt Miete schuldig.
Liegt auf der Straße... Überlegt...
Da! Polizei kommt angefegt.
„Straße frei!“ Überlegung vorbei!
Nieder mit der Streikbrecherei!
Nachgeben? Zehn Stunden am Tag? Desertieren?
Lieber hungern und frieren.

So geht das seit einem halben Jahr.
Jetzt wird es kalt. Dezember, Januar...
Und wenn dabei Tausende zu Grunde gehn:.
Das ist Ordnung. Das muß bestehn.
Licht im Ofen und Licht in Kaminen
kann nur scheinen, wenn welche verdienen –
Wärme in Stube und Wärme im Saal:
nur mit Prozenten fürs Kapital!
Oben: Behaglich durchwärmte Zimmer.
Oben: Blitzender Lampenschimmer.
Toast-Röster, Heißluft-Ondulieren.
Unten:
Frieren.

Dichterfeier von Ewald Blum

Unser Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, den man einen feinsinnigen Gelehrten nennt, bewies bisher keine glückliche Hand, wenn er mit Künstlern verkehrte. Gegen Schillings würde er in der Sache, in manchen Sachen mindestens, recht behalten haben, wenn er es in der Form nicht verfehlt hätte. Seine junge Akademie der Literatur hat schon vor der Geburt einen Schein von Komik erhalten, mit dem sich solche Institute erst im höhern Alter zu schmücken pflegen. Gerhart Hauptmann ist ihm ausgesprungen, dafür ist Arno Holz eingesprungen. Und mit was für Stiefeln! Akademiker müssen wohl in Lackschuhen auftreten, die auch zu ihrem Frack gehören. Die Franzosen tragen ihn mit eingestickten Palmen. Und unsre preußischen Dichter? Beanspruchen sie, wie unsre deutschen Diplomaten, auch goldene Knöpfe, damit sie nicht mit Bedienten verwechselt werden? Von Arno Holz mußte sich jeder Kundige vorstellen, daß er sich nicht für die Akademie eignet; denn er hat vermutlich gar keinen Frack. Ludwig Fulda hat einen, dem man den besten Schneider von 1890 immer noch anmerkt, während Thomas Mann sich aus den Erträgen des Zauberbergs einen ganz neuen bewilligt hat. Der pensionierte schlesische Volksschullehrer Hermann Stehr kann den seines Nachbarn Gerhart Hauptmann tragen, der nun überfällig geworden ist. Wer wird der nächste Akademiker sein?

Zweifellos Herr Georg Engel, dessen 60. Geburtstag auf den 1. bis 29. Oktober fiel. Unser Minister, nun im Verkehr mit der Literatur diplomatischer geworden, hat zunächst durch eine Kommission feststellen lassen, daß die Garderobe dieses Dichters allen Ansprüchen einer vornehmen Körperschaft genügt. Es wurde inventarisiert: Ein Frack, auf deutsche Art geschnitten und erst ein Mal gewendet nach der Abschaffung der Monarchie.Dieses wesentlichste Kleidungsstück ist schon bei den abendlichen Ministerempfängen, an denen Herr Engel regelmäßig teilnimmt, als Zierde unsres Schrifttums befunden worden. Ferner ein Smoking, in dem Herr Engel den literarischen Abenden des Vereins der Erzähler zu präsidieren pflegt, der geborene Präsident, viel geborener als Herr Löbe, den er um Haupteslänge überragt, den er durch einen fast martialischen Schnurrbart aussticht. Vor Allem aber durch ein glückliches, durch das in Deutschland notorisch glücklichste Lächeln, wenn er ganz oben auf dem Präsidentenstuhl des Reichstags sitzt und unsern Volksvertretern vom Geiste das Wort erteilt. Gerhart Hauptmann hat es von ihm bekommen und Walter Bloem und Rudolf Herzog auch.

Mit dem Schnurrbart soll Herr Engel auch die Sympathien des in diesem Belange sehr zuständigen Herrn Reichspräsidenten erworben haben, wenn er ihm am Vormittage, vom Stab des Erzählervereins umgeben, seinen Besuch abstattet. Das geschah wiederum in einem stramm sitzenden Gehrock, während er in einem eleganten Cut die gewöhnlichen Minister der Republiken Deutschland und Preußen zu besuchen pflegt,

von denen er abends, dann wiederum im obengenannten Frack, eingeladen zu werden wünscht. Mit einem schlichten, altgedienten Jackett dagegen, mit einem weichen Kragen und Künstlerschleife bekleidet sich Herr Engel, wenn er die Berliner Redaktionen auf das Erscheinen eines seiner neuen Romane zwanglos aufmerksam zu machen pflegt. Diese legere Kleidung mit ihrem Changeant von Demokratie und Bohème versinnbildlicht die geistige Not, vielmehr die Not der geistigen Arbeiter sowohl wie die trotzige Freiheit des von Gott, vom Goethebund und vom Verein der Erzähler gewollten Dichters, der auch einen mannhaften Protest zu unterschreiben keine Scheu trägt. Von der akademischen Kommission wurde endlich sub 6 festgestellt ein Seemannsanzug aus rauhem, wetterhartem Stoff, dazu Ölanzug und hohe Wasserstiefel für die großen Sturmtage. Unser Dichter ist bekanntlich ein echter Waterkanter, in Greifswald geboren und dort in „min Moddersprak" aufgewachsen und als ein Nachfahre von alten Seebären und Seeräubern, der sich erst in spätern Jahren und mit unwiderstehlicher Energie des Hochdeutschen bemächtigte, um sich dem ganzen deutschen Volke vom Meer zum Fels zu übergeben.

Der so hervorragend Ausgestattete wird also der nächste Akademiker sein. Unser Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung hat sich für Herrn Georg Engel ohne allen Zweifel entschieden; denn sonst hätte er bei der schönen Morgenfeier, die zu Ehren des sechzigsten Geburtstages im Herrenhaus stattfand, ihm nicht mit einer Lobrede huldigen können, noch dazu zwischen zwei Oberbürgermeistern, dem von Berlin an der Spree und dem von Greifswald am Bodden. Jawohl, unser Dichter ist sechzig Jahre alt geworden, so gut wie Gerhart Hauptmann und nicht schlechter als Hermann Sudermann. Man hat für ihn die schönste Feier veranstaltet, deren je ein Dichter in Berlin gewürdigt wurde, und ich bin glücklich, dabei gewesen zu sein. Die Veranstaltung ist als ein Meisterstück der Organisation gerühmt worden, und sie war es auch. Zu ihren vorzüglichsten Neuerungen soll gehört haben, daß die Türen des Sitzungssaales geschlossen wurden, als nach den Reden der Vertreter von Staat und Stadt zwei hervorragende schauspielerische Kräfte sich der Vorlesung aus Werken des Meisters widmeten. Ich weiß nicht, ob das wahr ist; ich hörte nur in atemloser Bannung den Strom seiner Dichtung rauschen, und ich nahm mir auch als Andenken einen von den Verlagsprospekten mit, die freigebig verteilt wurden, vor Allem aber die Erinnerung an zwei gütige Dichteraugen, an das lächelnde Antlitz des von so viel Liebe überraschten Altmeisters unsrer deutschen Dichtung.

Da ich als Letzter den Sitzungssaal verließ, wurde ich noch Zeuge einer Episode, die den eilig in ihre Redaktionen zurückströmenden Berichterstattern entgehen mußte. Der Oberbürgermeister von Greifswald, wie gesagt, Georg Engels kerniger Vaterstadt, hatte mit seiner Rede eine Gedenktafel mitgebracht, die an dem Geburtshause unsres Dichters schon zu seinen Lebzeiten angebracht werden soll. Als der Saal

schon leer war, ich gestehe, daß ich mir noch ein paar von den liegengebliebenen Prospekten mitnahm, erschien sehr eilig ein kleiner bärtiger Herr im Automantel, der seine Brille mit einem roten Taschentuch abputzte und im Anblick des leeren Saales entsetzt ausrief: „Ist denn die Feier schon zu Ende?“ „Ja, und sie war wundervoll!“ „Aber ich bringe doch die Gedenktafel.“ „Die war ja schon da, die hat der Vorstand des Erzählervereins mit einem bekränzten Auto in die Wohnung des Dichters überführt; sie soll dort drei Tage ausgestellt werden.“ „Aber ich bitte Sie, mein Herr, ich bringe sie doch, ich habe mich nur verspätet, mein Flugzeug kam in einen Wirbelsturm. Ich bin der Oberbürgermeister von Breslau.“

Und er zog aus seiner Aktenmappe eine Marmortafel mit goldener Inschrift: Die Stadt Breslau ihrem großen Sohne! Sehr bestimmt bei höflichem Bedauern entgegnete ich: „Sie sind nicht im Bilde, Herr Oberbürgermeister von Breslau: Waterkant... Min Moddersprak... Ut de Swedentid... erst in reifern Jahren Hochdeutsch gelernt auf Wunsch des ganzen deutschen Volkes... „Unmöglich!“ schrie der kleine Herr, „wir können ihn nicht aufgeben, wir können ihn nicht abgeben: er ist schlä’sch – unser Geist, unsre östliche Kultur, unsre ausgezeichnete Schule, mein Herr, und schließlich auch unsre bewährte Reformgemeinde...“ Noch manches andre Unverständliche stammelnd stürmte der kleine Herr so aufgeregt davon, wie er gekommen war.

Was war das nun, wenn es kein Gespenst war? Und welche sonderbare Verwirrung hätte entstehen können ohne die Fügung des Wirbelsturms? In der Schule habe ich gelernt, daß sich sieben griechische Städte um die Ehre stritten, der Geburtsort des Dichters Homer zu sein. Aber damals gab es kein Konversationslexikon und keinen Erzählerverein und überhaupt keine Organisation. Sollten sich etwa noch mehr Städte um diesen Einzigen bewerben, mit Marmor und mit Gold? Etwa Berlin, mit dem er groß geworden ist in Meisterjahren? Oder wenigstens Schöneberg, das Lieblingsbezirksamt seines rüstigen Schaffens? Diesmal war es noch gut abgelaufen wie durch besondern Eingriff der Vorsehung. Aber wie wird das werden am siebzigsten Geburtstag des Meisters der deutschen Dichtung? Ich will nur hoffen, daß man mit der Organisation dieses Festes schon angefangen hat.

Haringer von Hermann Hesse

Da singt ein vereinsamter Dichter am Abend vor sich hin, krank und hungrig, spielt zärtlich mit den Trümmern seiner Jugend, und viele holde Bilder schimmern auf, welken schnell wieder hin. Die hurtigen Menschen nennen das „Romantik“, mit einem Ton von Mitleid und Verächtlichkeit. Einige aber fühlen, daß dies arme Sonntagskind in einer Welt ohne Sonntage ein Dichter ist.

```
‚Die Büchse der Pandora‘ ist darum so lehrreich für Wedekinds
Wesen und Weg, weil sie zwischen seiner ersten Periode, der
Künstlerschaft, und seiner dritten Periode, der Impotenz, auf eine
monumentale Art in der Mitte steht. Da gibt es noch die gelassene
Gestaltung eines Infernos, wie in ‚Frühlingserwachen‘, Wedekinds
unsterblichem Teil, und schon den verbissenen Hang zur besserungs-
süchtigen Kritik sozialer Schäden, der später aus schwarzen Pan-
dämonien lederne Proklamationen macht. Alwa Schön spricht aus,
daß ihm vor Lulu nur die Wahl bleibe, sie artistisch zu formen oder
zu lieben. Er versucht beides und muß es büßen. Wedekind ist in
einer noch verzwicktern Lage. Er blickt auf Lulu teils mit der blut-
schänderischen Zärtlichkeit des Erzeugers, teils mit dem Horror des
Bürgers, teils mit der unbeweglichen Überlegenheit des Plastikers.
Davon hat die Tragödie ihr Farbenspiel und ihre Klangfülle. Aber
wahrscheinlich hat sie davon auch ihr Manko. Ihre Vielfältigkeit,
ihr stumpfer Flackerglanz, ihre phantastische und doch abgezirkelte
Wildheit ist mit der Ganzheit der Wirkung erkauft. Es fehlt ein-
fach an Borniertheit im wörtlichen Sinne. Umso viel uninter-
essanter und primitiver der ‚Erdgeist‘, umso viel siegreicher sein Ge-
schmetter. Der „Stoff“ kommt hinzu. Die simple Tatsächlichkeit
der dramatischen Vorgänge ist eben nicht immer belanglos. Dort:
steigt Lulu pompös zur Höhe; hier sinkt sie erbärmlich hinab. Dort
leuchten Schicksalssterne hinreißend hell; hier erlöschen sie zischend
in Dunst und Dämpfen. Aber es zischt zum Glück noch; es knistert
nur selten wie Papier.

Der erste, der deutsche Akt hat die gepreßte Luft des verdun-
kelten Zimmers, in dem die Geschwitz, Alwa und Rodrigo die Ge-
fangenschaft der Mörderin Lulu entweder aus Liebe oder aus Geld-
gier betrauern. Es ist eine ergreifende Weise, wie ein Mann einer
Frau über den Mord seines Vaters, über Schande und Treulosigkeit
hinweg auf ewige Zeiten verbunden bleibt, wie dies seine Liebe
nicht mindern kann, sondern sie bis zu herzverzehrender Qual
steigert. Aus dem Austausch von Gefängniseindrücken und Schrift-
stellerbekenntnissen bricht eine Lyrik hervor, deren Besonderheit
der Zusammenklang von Alwas Seelenhaftigkeit und Lulus Seelen-
losigkeit ist. Selbst aus dem Gefängnis bestrahlt ihr verdammungs-
und anbetungswürdiger Zauber die drei Getreuen, die in ihrer Welt-
verschiedenheit gar nichts anders als an einander vorbei greifen
können. Ihre Scheindialoge bezeugen viel stechender und brennen-
der die Einsamkeit, die Ausgeliefertheit, die Armseligkeit aller
Kreatur als der Monolog, in dem die Geschwitz vor ihrem Tode
davon redet.

Im zweiten, im Pariser Akt der ‚Büchse der Pandora‘ schwelt
ein kräftiger und kräftig parfümierter Hauch von Zersetzung und
Fäulnis. Mädchenhändler und Polizeispione in Personalunion, käuf-
liche Frauen und käufliche Journalisten, Kupplerinnen und ihre
```

Kunden, Kinderliebhaber, ihre Beute, andre sexuelle Zwischenstufen und ein Bankier, der das ganze Gesindel betrügt: das wirbelt nicht wie ein Teufelsspuk, sondern schlurft so gemächlich vorbei, daß die kleinsten Abscheulichkeitsmerkmale abstoßend sichtbar werden. Vor der Gefahr, in die Plumpheit der Naturalisten zu fallen, schützt Wedekind seine Sprache. Das „sprüht“ ja doch Alles von Geist, könnte man sagen, wenn dieser Geist nicht so ätzend bitter, nicht so bösartig aggressiv wäre. Er trifft umso tiefer, als Wedekind nicht die Miene verzieht. Noch zeigt sich keine Sentimentalität; nicht einmal, wenn dieser Hexensabbat den Gipfel erreicht: wenn die Geschwitz gezwungen werden soll, zum ersten Mal einen Mann zu ertragen; wenn sie sich – Lulu, ihrem angebeteten Engel, zuliebe – zwingen läßt; wenn sie einem Märtyrer gleicht, der unter unzähligen Schmerzen, aber unsäglich beglückt, das Blut seiner Wunden an sich herunterrieseln fühlt. Und dann...

Dann folgt die letzte Station, der Absturz, die Höllenfahrt. London. Dachkammer. Abend. Schlamm und Verwesung. Schwaden von Not und Verbrechen erfüllen den finstern Raum. Aus Astarten, um die ein Duft von sinnverwirrender Schönheit war, ist eine zähneklappernde Vulgivaga geworden. Hier wagt Wedekind Alles. Er setzt auf Handgreiflichkeiten, die für sich selbst am besten sprächen, philosophische Maximen und resignierte Tröstungen. Er jagt das Gekreisch der Burleske und das Gejammer um ein verlorenes Leben hinter einander her. Er bemitleidet seine Geschöpfe und läßt sie sich selber in einem Atem bemitleiden, bespeien und verlachen. Zur ekelhaften Fratze vergrinst, peitscht der eine Urtrieb den andern auf, ihm zu dienen. Die Schleusen öffnen sich, und hervor bricht qualmend, gurgelnd, tosend und stinkend eine Flut, die verwüsten und befruchten wird. Es ist wie das jüngste Gericht: ein Sinnbild zugleich des barbarisch, aber auch idyllisch fessellosen Anfangs und der Entfesselung, aber auch der Versöhnung des letzten Endes. Lulu war Mensch, wurde durch Menschen zum Tier, wird, da sie Jack auf den ersten Blick liebt, noch einmal zum Menschen und wird von ihm wie ein Tier zerfleischt. Aber bis zur Todesstunde ist ihr die Geschwitz nah, von der sie am reinsten und am unreinsten geliebt worden ist. „Bleibe dir nah“ – das ist vor der Höllenfahrt dieser Geschwitz ihr letzter Seufzer, der auch in Goethes Faust-Himmel gesungen werden könnte. Ist Lulu gerichtet? Sie ist gerettet.

*

Wenn zu den Motiven des Künstlers Wedekind immer der Wunsch gehört hat, den Spießer zu giften: wie müssen die Geheimratsperücken aus der Aera Hülsen gewackelt haben, daß auf den soliden Brettern des Hofdichters Josef v. Lauff der Grad von jakobinischer Frechheit entfaltet werden durfte, den vier Akte ‚Erdgeist‘ und drei Akte ‚Büchse der Pandora‘ zu einer ‚Tragödie in sieben Bildern‘ namens ‚Lulu‘ verdichtet hergeben! Der Regisseur Erich Engel sorgte dafür, daß der Bourgeoisie in die fettglänzende Visage gefeixt wurde von einem Autor, der halb als Savonarola den Drang zu bessern und

zu bekehren, halb als Mephisto seine Freude dran hatte. Vier Gestalten haften. Die Geschwitz der Höflich dank einem seelischen Eigenleben, das auf die pathologischen Insignien der sexuellen Zwischenstufe verzichten kann. Kortners Doktor Schön und Jack the Ripper, ein passiver und ein aktiver Erotiker von innen heraus, also ohne Farbenauftrag einer, den Lulu zu Grunde richtet, und einer, der sie zu Grunde richtet. Sie ist das gänzlich naive, herkunftlose, charakterbare, gewissensfreie Geschöpf. Ihr Kennzeichen: die vollendete Willen- und Absichtslosigkeit. Wie soll man sie demnach spielen? Möglichst gar nicht soll man sie „spielen“. Und zu „spielen“ unterließ Gerda Müller in erfreulichem Grade.

Egmont von Alfred Polgar

Im Wiener Deutschen Volkstheater: ‚Egmont‘, neuinszeniert von Doktor Beer. Eine respektable Aufführung, in der, wie im Drama selbst, das packende Historienspiel besser wegkommt als die ihm locker verbundene Liebesgeschichte. Dramaturgisch bemerkenswert, nebst den vielen guten Strichen, daß Klärchen, Fräulein Grete Wagner, ihr Gift auf der Straße trinkt, mit diesem Trank im Leibe also noch nach Hause gehen muß. Edthofer-Brackenburg läßt sie gehen. Es ist ihm Wurscht, wie das Leben überhaupt und die Rolle im besondern. Die Straßenszenen haben natürliche Bewegung, gedämpft durch Furcht. Forest ist ein charakteristischer Vansen, die Herren Loibner, Ziegler, Krones, Ehmann ein gutes Quartett geschreckter Flüsterer. Was im neuen ‚Egmont‘ durch Textkürzung an Zeit gewonnen wird, geht leider durch Musik wieder verloren. Es ist zwar Beethovens Musik, aber ihr Fehlen würde minder schmerzen als die Wiedergabe durch ein Orchester nicht ersten Ranges. Im Mittelpunkt des wohlstudierten Abends: der Egmont Bassermanns, eine Gestalt von hohem geistigen und körperlichen Adel. Bassermanns Kunst, Rede zu disponieren, zu steigern, sie im Feuer seines Temperaments (so ihren Glanz, ihre Kraft und Anmut mehrend) zu biegen und zu schmieden, entfaltete sich wieder in voller Souveränität. An Klärchens Halse zu hängen schien ihm freilich mehr Pflicht als Vergnügen, und die Kerkerszene geriet ein wenig kühl. Das Pathetische schwang da als ein Absolutes: Verbindung mit dem Innern des Sprechers schien gelöst. Der Alba des Herrn Schmöle gab sich als bürgerlicher Finsterbold, als ein galliger Advokat, der die Niederlande pfändet. An Mederows geistig qualifiziertem Oranien hing noch was vom Modergeruch aus Faustens Studio.

Die schöne Überraschung des Abends brachte Frau Erika Wagner als Margarete von Parma. Mit dieser starken, reinen Leistung knüpfte Frau Wagner an die beste Tradition großen klassischen Theaters an. Solche Art, Hoheit zu spielen, ohne daß das unterströmende Menschliche zu kurz käme, groß zu reden, ohne, daß es auf Kosten der Natürlichkeit ginge, eine Figur zu stilisieren, ohne sie zu durchkälten, hat man in frühern Tagen, als Lemberg noch in unserm Besitz war, durch das Wort: „Burgtheater“ geehrt.

Ausgezeichnete Leute

In französischen Zeitungen wird grade erörtert, ob es nunmehr nicht an der Zeit sei, den Deutschen, die das Bändchen der Ehrenlegion besessen, das durch den Krieg davongewehte wieder zurückzugeben. Wenn ein Fremder die Ehrenlegion bekommt, denkt man: Das muß schon Jemand sein. Wir erfahren zu unsrer freudigen Überraschung, daß die Kunstschriftsteller Fulda und Lothar unter den ausgezeichneten Leuten waren. Fulda, sagt ‚Comoedia', hat zwar das Manifest der 93 unterzeichnet, aber das mache nichts; ein bißchen besoffen waren wir damals Alle. Was Lotharn anbetreffe, so habe er sich um die französische Dramatik recht verdient gemacht. Hat er.

Wem die Franzosen ihre Auszeichnungen verleihen, das ist ihre Sache. Was geschieht, wenn die beiden Künstler ihren Orden wieder zurückbekommen: wie da Eitelkeit und nationale Rücksicht auf die Kundschaft mit einander kämpfen werden, wie plötzlich die deutsche Verfassung (das gibts) auftauchen wird, die das Tragen von fremdländischen Orden bzw. Ehrenzeichen verbietet... denn wenn uns das in den Kram paßt, dann sind wir mächtig verfassungstreu. Aber da ist noch ein Andres.

Die französische Auseinandersetzung läßt wieder einmal nachdenken, wie merkwürdig das Verhältnis des modernen Nationalstaats zu geistig schaffenden Menschen ist. Das hat mit den Beiden da nichts zu tun – aber wir haben anmutige Gegenbeispiele bei uns zu Hause. Was soll man von einem Kultusminister halten, der bei Vorträgen und Kundgebungen in den feinsten Regionen von Philologie und Philosophie zu Hause ist und einem Unterhaltungsschriftsteller vierzehnten Grades ein Geburtstagslied singt, das ähnliche Manifestationen desselben Beamten völlig wertlos macht? Haben diese Leute kein Unterscheidungsvermögen? Doch – aber sie loben mit absoluter Instinktsicherheit den staatstreuen, den biedern, den anständigen, den staatserhaltenden Mann. Ein Patzer kann er sein.

Ich kann darob nicht weinen. Ich habe nur den einen Wunsch:

Der Staat, so, wie er heute ist, soll sich überhaupt nicht um uns kümmern. Er soll uns zufrieden lassen, seine Straßen beleuchten, die Gefängnisse reformieren und, wenn er ein Übriges tun will, die Aborte der Deutschen Reichsbahn in einen menschlichen Zustand versetzen. Das sind seine Kulturaufgaben. Um den Rest kümmere er sich nicht. Es geht ja doch schief. Gehemmt durch Verständnislosigkeit, Bureauangst, Kastengeist und Ressentiments greift er fast allemal daneben, und es ist grundfalsch, wenn jetzt in Deutschland von dem tapfern Arno Holz und Andern geglaubt wird, eine „Deutsche Akademie" oder sonst ein staatliches Institut könnten irgendetwas bessern. Man kann die Maden ein bißchen umlegen – es bleibt immer ein fauler Käse.

Inzwischen werden der Hofpornograph Lothar und Fulda, „der Seiltänzer auf dem Parkett", ihre Knopflöcher ausbürsten, weil man nie wissen kann. Ritter der Ehrenlegion? Sie können mit dem französischen Spießer sagen, was der zu sagen pflegt, wenn er sie bekommt: „Et vous savez – je n'ai rien fait pour cela!" Neugebackne arme Ritter.

Peter Panter

Demokratie

Lesen Sie sich mal ein Mitgliederverzeichnis des Reichstags durch oder des Landtags. Da finden Sie Namen von Persönlichkeiten; jawohl. Fünf Prozent; und fünfundneunzig Prozent: Krawutschke, Kulicke, Pachulke.

Glauben Sie nicht, daß unter den politischen Aktionen die

gegen den Krieg gerichtete eine der wichtigsten ist? Und nun sehen Sie mal zu, wer von den Führern der deutschen Friedensbewegung in einem deutschen Parlamente sitzt.

Der Pfarrer Bleier? Der General v. Deimling? Nikolaus Ehlen? Franz Carl Endres? Hugo Freund? Hellmut v. Gerlach? Gumbel? Walter Hammer? Der alte Heilberg? Vitus Heller? Lida Gustava Heymann? Kurt Hiller? Berthold Jacob? Der Professor Kantorowicz? Der Graf Keßler? Auguste Kirchhoff? Kuczynski? Herr Küster? Oberst Lange? Lehmann-Rußbüldt? Löbe? Heinrich Mann? Mendelssohn-Bartholdy? Carl Mertens? Ernst Michel? Leonard Nelson? Heinrich Nienkamp? Professor Oestreich? Kapitän Persius? Unser Quidde? Rabold? Schairer? General v. Schoenaich? Professor Schumer? Magnus Schwantje? Gerhart Seger? Anna und Hans Siemsen? Hans Simons? Helene Stöcker? Pater Stratmann? Pater Thrasolt? Toller? Unruh? Bruno Vogel? Paul Wegmann? Armin T. Wegner? Wehberg? Weinert? Ignaz Wrobel?

Von diesen fünfzig deutschen Führern und Führerinnen der Bewegung gegen den Krieg, welche in ihrer Mehrzahl noch etwas Andres sind als das, und zwar nichts sozial weniger Wertvolles, sitzt einer, Paul Löbe, im Parlament. Da hat er denn wohl recht, Demokratie als „Auslese der Besten“ zu definieren.

Kurt Hiller

Maria in Amerika.

Im stolzen Siegeszuge sondergleichen
zieht durch die Staaten die berühmte Queen.
Da müssen Stars und Schwergewichte weichen.
Wer viel gesündigt, dem wird viel verziehn.

Kaugummi-Kings und Steelwork-Reichsbarone
sehn die Rumänin gern in ihrem Kreis.
Mary zum Weekend ist bei Gott nicht ohne,
und jedes Sweetheart flüstert: „Very nice!“

So macht der Gottesgnadenrummel Schule.
Der Yankee wandelt auf der Menschheit Höh’n.
Und fern am Hudson schreibt die Interwjule:
„O Königin, das Leben ist doch schön !“

Ernst Huth

Polnischer Militarismus

Der britische Finanzsachverständige Hilton Young hat für Polens Finanzproblem die Formel geprägt: „Ohne natürliche Grenzen steht Polen vor der schwierigen Frage: entweder infolge militärischer Schwäche sich nicht gegen Deutschland und Rußland wehren zu können — oder den finanziellen Bankerott zu wählen.“ Die Entscheidung schoben die maßgebenden Staatsmänner so lange hinaus, bis die Finanzkrise immer drohender wurde.
Der Kampf zwischen Finanzminister und Kriegsminister begann übrigens schon in der Anfangsepoche des polnischen Staates, unter Pchondski. Allein unter ihm behielt das Kriegsministerium immer wieder die Oberhand. Hauptsächlich deshalb demissionierte ein polnischer Finanzminister nach dem andern. Die Militärausgaben aber fuhren fort, einen Riesenteil des Gesamtbudgets zu verschlingen.

Polens stehendes Heer beträgt 318 000 Mann und beruht auf allgemeiner Dienstpflicht und zweijähriger Dienstzeit. Die Ausgaben des Kriegsministeriums — von dem übrigens auch die kleine polnische Marine ressortiert — betrugen ursprünglich rund 700 Millionen Zloty, bildeten also über ein Drittel des Gesamtbudgets von 1,9 bis 2 Milliarden Zloty.
Die polnische Armee zählt 350 Generale, von denen aber nur 200 aktiven Dienst tun, während 150 hohe Staatspensionen beziehen. Die kleine polnische Marine — 2 Kanonenboote, 6 Torpedoboote sowie einige Spezialschiffe und Flußmonitoren — besitzt mehr Admirale als Kriegsschiffe, mehr Admirale als die riesige englische Flotte, sodaß „fast jedes Torpedoboot von einem Admiral befehligt wird und auf jede Schaluppe ein Kommandeur entfällt“. Dazu kommen 252 Offiziere, 540 Unteroffiziere, 115 Zivilbeamte, 1850 Matrosen.

Daß sowohl dieses Heer wie die Länge der Dienstzeit herabgesetzt werden muß, ist freilich nicht nur

die Ansicht der polnischen Sozialisten und Antimilitaristen. Auch General Roja, zum Beispiel, erklärt, daß eine Friedenspräsenz von 100 000 Mann zum Schutze der Landesgrenzen vollständig ausreichend sei.

Aber die Kürzung des Militärbudgets um 136,5 Millionen Zloty blieb anno 1926 der einzige Erfolg der polnischen Antimilitaristen. Und nun droht der neue Lauf der Dinge in Polen, sie sogar darum wieder zu bringen. Die neue Regierung stellt für 1927 einen Haushaltsplan von 1900 Millionen Zloty auf, wovon nicht weniger als 622 Millionen auf das Kriegsministerium entfallen, während sich das Arbeitsministerium mit 56, die Bodenreform mit 34 Millionen begnügen müssen.

Die Aera Pilsudski bedeutet also auch in dieser Beziehung einen Fortschritt nach hinten. *Elias Hurwicz*

Die Abhilfe

Hindenburg und die bayrische Kunst. Einen Tag vor seiner Abreise aus Dietramszell hat Reichspräsident v. Hindenburg den bekannten Münchner Maler Professor Walter Firle empfangen, und ihn beauftragt, ein Gemälde von Hindenburg zu malen. Damit hat der Reichspräsident die gesamte Münchner Künstlerschaft geehrt und allen Denen zu denken gegeben, die allzusehr vom Niedergang Münchens als Kunststadt reden zu müssen glauben.

München-Augsburger Abendzeitung

November

Nun spinnt der Spätherbst seine grauen Fäden,
der schmutzig-trübe Dauerregen rinnt.
Nur Totenkränze in den Blumenläden.
Das Grauen wächst Die Ballsaison beginnt.

Die Parlamente streiten und beschließen.
Ein Obdachloser krümmt sich wie ein Wurm.
Man liest von Zügen, die zusammenstießen.
An fernen Küsten tobt der Wirbelsturm.

Und doch gibts Menschen, denen Todesahnen
des Daseins Süße keine Spur vergällt.
Und doch : Empfänge, Tänze, Feste, Fahnen.
Das Unkraut wuchert, wenn das Welke fällt.

Max Schill

Gretchen und das Himmelbett oder Schmutz und Schund

Margarete hatte zwar die Augen niedergeschlagen und den andrängenden Freier kurz angebunden zurückgewiesen, auch war sie schnell davongegangen; als sie aber in ihr kleines reinliches Zimmer kam und anfing, ihre Zöpfe zu flechten und aufzubinden, stand das Erlebnis wieder lebendig vor ihr, und sie gab sich nicht ohne Lust der Erinnerung hin. Sie verschloß ihr frommes Herz nicht der Gefahr, sie öffnete es, wenn auch leise und vorsichtig, dem Abenteuer. Sie tat einen kleinen Schritt vorwärts, sie ließ sich zum mindesten dazu verleiten, neugierig zu sein:

> Ich gäb was drum, wenn ich nur wüßt'
> Wer heut der Herr gewesen ist!

Der Fall ist ganz klar. Ein junges Mädchen beginnt zu straucheln, sich zu verlieren und ein Kind zu bekommen. Später hat sie es erwürgt. Ihre kleine, zweizeilige Frage war der Anfang einer zerstörten Unschuld. Diese stille Frage nach dem romantischen Ritter enthält Alles, was folgte: Stelldichein im Nachbarsgarten, offene Tür des Jungfernzimmers, durchküßte Nacht und zerstörtes Bett.

Ein späterer Dichter hat eine verwandte Angelegenheit bei vertauschten Geschlechtern und in einem bereits vorgeschrittenen Zustand ähnlich dargestellt:

> Wenn ich nur 'ne Ahnung hätt',
> Wer die blonde Frau war,
> Die in meinem Himmelbett
> Gestern Nacht so blau war.

Die Goethe-Philologen werden ob solches Vergleiches in Ohnmacht fallen und vorher „Blasphemie!“ rufen. Aber warum eigentlich? Daß der Brünstling, der nach der verschwundenen Dame fragt, bereits etwas weiter gekommen war, will nichts bedeuten. Gretchen hat bald danach getan, was die blonde Frau tat. Und ihr Galan war gleichfalls dahin. Zwar ist nichts davon bekannt, daß Herr Dr. Hein-

rich Faust trunken gewesen sei, dafür steht aber fest, daß Gretchens Mutter drei Tropfen bekam, die ihre Natur mit gefälligem, leider nicht wieder endendem Schlaf umfingen. Was vor dem Strafgesetz Mord, zum mindesten Totschlag ist.

Im Inhalt stimmen die beiden Geschichtchen überein. Was trennt sie? Die Form, die Gesinnung, die Weltanschauung. Die eine ist Kunst, die andre ist Kitsch; die eine ist Literatur, die andre ist Gassenhauer. Wer aber unterscheidet: wer erklärt, was verdammt wird, und wer überweist an das Goldene Buch der Dichtkunst? Wer sondert Schund und Schmutz vom Erhabenen und Schönen?

Philologen und Polizisten werden aufbrausen: daß der normale Mensch solch Richteramt üben könne. So? Wie kommt es dann, daß (in ewiger Wiederkehr) die blaue Blondfrau populärer ist als das blasse Gretchen? Wie kommt es, daß in den tugendhaftesten Haushalten bronzene und marmorne Halbentkleidete herumstehen, die den Künstler ekeln? Wie kommt es, daß die Gretchennacktheit, vor der Künstler beten, verfolgt, verdammt und verbrannt wird? Wenn der Normalmensch so urteilssicher ist: wie kommt es, daß die verzuckerte Zweideutigkeit salonfähig ist, die Großheit des Nackten aber den Gesetzgeber mobilisiert?

Die blaue Blondfrau geben wir gern preis – wir fürchten nur, daß die Tugendwächter uns die tapfern Gretchen, die Nymphen Feuerbachs und die höllischen Weiber des George Grosz verbieten. Wir fürchten, daß ihnen die kompakte Gewißheit des Himmelbetts verständlicher und vertrauter ist als die erhabene Sehnsucht des armen Gretchen. Schon darum, weil das maskuline Sittengesetz zwar Herrenabende gestattet, für den Ernstfall sich aber die Jungfer reservieren möchte. *Robert Breuer*

Mannentreue

Frisch gewagt, ist halb verloren. Nach einer dicken Niederlage glänzt Hitler als imaginäre Größe vor dem Kadi.

Als er sein dünastisches Treugefühl beglückend glaubhaft klargemacht hat, marschieren die Zeugen auf.

Eine Zierde von Reichswehrsoldat kommt im Stahlhelm über den Flur gerauscht und wird von einem Gerichtsreporter befragt:

„Zu wem halts denn Ihr: zum Hitler oder zum Kahr?“

„Dös wiss’n mir selber nöt. Dis is uns ganz Wurscht. Mir tean, was uns o’gschafft werd!“

Und knattert auf die Zeugenbank. *Bruno Manuel*

Liebe Weltbühne!

Als Hindenburg eben ins Reichspräsidentenpalais eingezogen war, rückten die Reporter in Scharen an, um seine politischen, militärischen, geistigen, künstlerischen Überzeugungen zu erforschen. Zuletzt fragte einer:

„Und wie steht es mit der Wirtschaft, Exzellenz?“
Der Feldmarschall antwortete: „Die Wirtschaft? Die ist noch in Hannover.“

Herr Hellpach und die Tugendkrise

Herrn Doktor Hellpach schwoll die Gall’.
Drum hielt er einen knappen
Vortrag vom sittlichen Verfall.
Diskret. In fünf Etappen.

Er sprach vom Jungfrau’n-Ideal
und auch vom Abgewöhnen.
Erst war es mäuschenstill im Saal,
dann klang es fast wie Stöhnen.

Er sprach wie ein Kalenderspruch
so allgemeinverständlich.
Er fand sogar den Ehebruch
in Bürgerkreisen schändlich.

Dann hub er an, mit deutscher Kraft,
vom Elternglück zu sprechen
und warnte sehr, die Mutterschaft
zu früh zu unterbrechen.

Ihr Hellpachs: lasset eure Frau’n
recht tugendsam gebären
und haltet mich für einen Faun.
Nur: laßt mich frei gewähren!
Karl Schnog

Volksschullehrer. Der saure Pfarrer Traub druckt in sein Blättchen: „Duldet an keiner Schule einen Sozialisten oder Kommunisten als Lehrer!“ Das ist konsequent und richtig zu Ende gedacht. Daß etwa ein Viertel der Nation dann ohne Lehrer gleicher Gesinnung wäre, schadet nichts. Sie ist es ja auch beinahe.

Passant. Sie möchten wissen, was aus dem Rittergutsbesitzer Baron v. Engelhardt geworden ist, der vor dem Radaulokal ‚Wilhelma‘ in Berlin den Dozenten an der Jüdischen Volkshochschule, Itelsohn, einen Mann von 74 Jahren, mit einem Stock auf den Kopf geschlagen hat, was dessen Tod zur Folge hatte? Nichts. Er ist in Freiheit, genau wie der Sittlichkeitsverbrecher aus Potsdam, Graf Pahlen. Was der preußische Landtag dazu sagt? Nichts. Was die kochende Volksseele beschäftigt? Der letzte Sieg Dr. Peltzers im Fünfzehnhundertmeter-Lauf. Sie glauben nicht, wie gut das für die Ertüchtigung der deutschen Seele ist.

Provinzler. Hellmut v. Gerlachs Nachruf auf Annemarie v. Nathusius in Nr. 43 erweckt Ihnen den Wunsch, sich für die Winterabende mit den Werken der Dichterin einzudecken. Wie die heißen, und wo sie erschienen sind?' ‚Ich bin das Schwert' bei Carl Reißner (Dresden); ‚Der stolze Lumpenkram‘ bei Otto Janke (Berlin]; ‚Rheinsberg‘, ‚Das törichte Herz der Julie von Voß‘, ‚Es leuchtet meine Liebe‘ in der Deutschen Verlagsanstalt (Stuttgart).

Chemiker. Selbstverständlich gibt es einen „Verband nationalgesinnter Bleilöter“. Der für Blech ist nicht mehr von nöten.

Sächsischer Buchhändler. Gibt es eigentlich auch Republikaner unter euch? Und sind die auch im „Buchhändler-Verband für das (ehemal.) Königreich Sachsen“? Wenn ja, muß es doch recht erhebend für euch sein, wenigstens durch eene gleene Glammer eure Staatsform anerkannt zu sehen. Grüßt mir den (ehemal.) Geenj...

J. G. in Paris. Sie erhalten durch Zufall irgendein nationalistisches Winkelblättchen aus Deutschland und finden darin eine politische Phantasie, die in einem französischen Ministerium spielt. Das stellt sich der Teut so vor: „Hinter dem Schreibtisch war eine Karte Frankreichs, an der gegenüberliegenden Wand eine ebenso große Deutschland. Der Beamte machte eine breite romanische Geste. ‚Dort ist das Feld Ihrer Mission.‘ ‚Berlin?‘ ‚Immer den Feind in die Herzgrube stoßen! Das ist die beste französische Tradition, Herr Professor Hardimont.‘ ‚Herr Ministerialdirektor sprechen von einer kulturellen Mission?‘“... Und nun bemühen Sie sich, diesen Satz ins Französische, aus dem er ja angeblich hergenommen ist, zu übersetzen, und vermögen es nicht. Weil es ja den pluralis lacaïcus im Französischen nicht gibt. Herr Ministerialdirektor mögen damit nur im angestammten Heimatlande bleiben.

Redaktionsvolontär. Nur in ein nationales Blatt, selbstverständlich. Da können Sie noch was lernen. Zum Beispiel: „Um die weihevolle Stimmung, die unsre heutige, dem Volkstrauertag gewidmete Nummer beherrscht, nicht zu beeinträchtigen, haben wir von der Aufnahme der sonst üblichen Humor-Ecke abgesehen. Die Schriftleitung.“

Alter Schwede. Wie mögen Sie jetzt wohl die alte Zeichnung von Blix ansehen, die im April dieses Jahres bei euch erschienen ist? Da schreitet der Kaiser über eine Wiese, auf der sich auch sonst das Rindvieh tummelt, und die neue Auguste geht neben ihm. „Du wirst sehen,“ sagt er, „daß die Deutschen nicht mit ihrem Gelde herausrücken wollen.“ „Die Sache“, sagt sie, „ist auch nicht einfach: erst durchbrennen und dann verlangen, daß die Kasse nachgeschickt wird!“
Sie ist nachgeschickt worden. Bebeln seine haben sich der Stimme enthalten.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

XXII. Jahrgang 9. November 1926 Nummer 45

November von Carl v. Ossietzky

Ricciotti Garibaldi, Träger eines erlauchten Namens, demo-
kratischer Weltbürger und Biedermann von hochkarä-
tigem Händedruck, Anti-Fascist aus eignem Entschluß, nicht
durch Parteiband, ist in Frankreich als agent provocateur und
Dirigent von Grenzzwischenfällen entlarvt worden. Auch bei
dem katalonischen Unternehmen des Obersten Macia soll der
feine Garibaldi-Enkel die Finger im Spiel gehabt haben.

Carbonari-Romantik, wie bei Stendhal und Balzac, doch
lange verjährt und ranzig geworden. Diese italienischen und
spanischen Emigranten sind großenteils, nicht minder als
Wrangels weiße Offiziere, entwurzelt und zeitfremd. Sie
glauben noch immer, es genüge die Fahne der Empörung an
der Grenze, und Alles erhebt sich schon wider die verhaßte
Tyrannei. Von den seelischen und oekonomischen Wandlun-
gen in der verlorenen Heimat ahnen sie nichts. Zu Heimlich-
keiten gezwungen, werden sie allzu leicht Opfer von Jobbern
und Spionen, und was mit himmelstürmenden Plänen begann,
endet im Sumpf. Fanatische Kindsköpfe zappeln an den Fäden
der politischen Polizei, die nach Belieben Putsche arrangiert
und abbläst, Revolver entsichert, aus der Hand schlägt oder
losgehen läßt. Erinnerungen werden wach an Asew und die
Ochrana, an „Bonnet rouge“ und Almereyda und den jungen
Philippe Daudet.

Auch der neue Mordanschlag auf Mussolini zeigt deut-
lich den Stempel des Polizeifabrikats. (Schon das Komplott
Zaniboni-Capello wirkte unwahrscheinlich.) Der Fascismus
brauchte ein Ausnahmegesetz, um die Restchen von offener
Opposition auszutilgen und die wachsende geheime abzu-
schrecken. Mussolinis Diktatoren-Sendung, das Land aus den
Wirren der Nachkriegszeit in ruhige Entwicklung zu führen,
ist gescheitert. Sein geschulter Politikerverstand muß ihm
sagen, daß auf die Dauer unmöglich ist, dreisteste Reaktion
für soziale Revolution auszugeben. Sieht er noch einen Aus-
weg? Der Fascismus ist in sein anarchisches Stadium getreten;
das Haupt, der umjubelte Duce selbst, ist sein Gefangener ge-
worden. Der bankrotte Hasardeur flüchtet in einen roten
Nebel von Terrorismus und außenpolitischen Konflikten. Heute <

wird Frankreich in Ventimiglia gereizt, morgen kann es am
Brenner, an der Adria, sogar an der Schweizer Grenze los-
gehen oder ein neues Attentat die gewünschte Provokation
liefern. Der desperate Mussolini ist eine europäische Gefahr.

*

Wenn Geßler sich schon nicht auf seine Offiziere verlassen
kann: seine Richter lassen ihn nicht im Stich. Die in Lands-
berg haben, nach ganz anderm Auftakt, schließlich seinen
Schulz freigegeben, alles für Geßler Peinliche von der Erörte-
rung ausgeschlossen und ihm selbst die Zeugenschaft erspart.
Pardon für Geßler in Landsberg. Pardon auch im Reichstag?
Das bleibt abzuwarten.

Paul Löbe hat jetzt die Forderung erhoben, das Rekrutierungssystem der Reichswehr durch Schaffung einer Zentralstelle für Werbungen umzugestalten, was ein bedeutender Fortschritt gegenüber dem bisherigen Zustand wäre, der das Zusammenspielen von Offizieren und Wehrverbänden gradezu begünstigt und den Bestand der Republik in das diskretionäre Ermessen der Herren Kompagnieführer legt. Löbes Anregungen sind dankenswert, aber noch unzureichend. Was machen schon die paar Rekruten aus, die in Zukunft vielleicht die Gewerkschaften stellen werden, wenn sich im Offiziercorps nichts ändert, wenn das Ministerium nicht ausgefegt, wenn der Etat kritiklos wie bisher genehmigt wird! Arme Konzessions-Republikaner in dieser Reichswehr. Eine beträchtliche Zunahme der Soldaten-Selbstmorde: das wäre der einzige Effekt. Radikale Wandlung der Personalpolitik unter schärfster parlamentarischer Kontrolle tut not. Und vor Allem: es gibt kein neues System, solange Geßler bleibt.

Dennoch ist gut, daß der erste wichtige Reformversuch an der Reichswehr von Paul Löbes unkompromittierter Reputation gestützt wird. So, wie Herriot gegen den alten Kampfgenossen Caillaux aufstand, als er durch ihn die Demokratie bedroht glaubte, so müßte jetzt der sozialistische Präsident des Reichstags den Mann richten, der mit glatter Gleisnermiene das Parlament jahrelang genasgeführt hat, der ein Hemmschuh war jeder freiheitlichen Entwicklung im Innern wie jeder verständigungsbereiten Außenpolitik, und dessen Name für immer unlösbar verknüpft sein wird mit der tiefsten Erniedrigung der deutschen Republik. Mit der ganzen Autorität seines makellosen Rufes muß Löbe dafür sorgen, daß Das, was er angeregt hat, nicht wieder in jener fraktionellen Kleinherzigkeit und Rechnungsträgerei versande, die Geßler stets gerettet hat. Ihre historische Stunde, Paul Löbe, ist da!

*

Es wird schon ein gehöriger Stoß notwendig sein, um die lieben Republikaner in Bewegung zu bringen. Der ‚Vorwärts‘, zum Beispiel, bewahrt jene schöne Ruhe, die seine Partei die Hohenzollern-Mästung widerspruchslos ertragen ließ, und die Demokraten drehen sich verlegen hin und her und schimpfen auf Klapproth. Einzig Carl Misch in der ‚Vossischen Zeitung‘ tritt energisch für die Rehabilitation der „Landesverräter“, insbesondere Erich Zeigners, ein und rettet damit die Ehre der demokratischen Presse. Er betont mit wünschenswerter Schärfe, daß Sachsen die Cuno-Regierung wieder und wieder ermahnt habe, den Trennungsstrich gegenüber den rechtsradikalen Verbänden zu ziehen. Doch wenn Misch dann meint, Zeigner würde richtiger getan haben, sein Verhalten dem der preußischen Regierung anzupassen, so müssen wir aus unsrer Kenntnis der Dinge ergänzen, daß von Zeigner ein solcher Verständigungsversuch unternommen worden ist, aber keine Gegenliebe gefunden hat. Wir wissen, wie konsterniert Zeigner am Abend des Cuno-Sturzes von einer Unterredung mit Severing gekommen ist: er hatte mit reichem Material dem preußischen Innenminister seine Sorgen über die Lage mit-

geteilt und war höflich abkomplimentiert worden. Tatsache ist leider, daß Braun und Severing, teils als Exponenten der sozialdemokratischen Parteipolitik, teils als Minister der Großen Koalition, gar kein Interesse an einer Verständigung mit den sächsischen Revoluzzern hatten. Weil in der Linden-Straße auch für Sachsen die Große Koalition gewünscht wurde, begegnete Zeigners Auftreten von Anfang an dem harten Veto der Zentrale. Enttäuscht und verlassen trug er den Kampf in die Berliner Parteiorganisation und schloß endlich den verhängnisvollen Pakt mit den Kommunisten. Misch hat wohl recht, wenn er darlegt, die geschickte Taktik der preußischen Regierung habe den Rechtsputsch auf einen kleinen Platz im Osten lokalisiert und damit totgemacht; aber richtig ist auch, daß die offizielle sozialdemokratische Politik die Roten in Sachsen mindestens ebenso gehaßt hat wie die Schwarzen in Küstrin. Diese Taktik hat den Putsch zwar isoliert vertrocknen lassen, aber den sächsischen Radikalismus in gleicher Weise behandelt und ganz konsequent zum militärischen Zuge nach Dresden geführt. Stresemann konnte den Streich wagen, weil er wußte, daß die Sozialdemokratie neutral bleiben würde.

*

Arnold Rechberg hat in dem von Millerand kontrollierten ‚Avenir‘ ein deutsch-französisches Militärbündnis vorgeschlagen, und selbstverständlich sekundiert Hochmeister Marauhn in seinem Vereinsblatt. Nach Rechbergs Projekt soll ein aus deutschen und französischen Generalen zusammengesetzter Generalstab geschaffen werden, der sowohl der deutschen wie der französischen Armee übergeordnet sein soll, das Besichtigungsrecht hat über die Truppen beider Länder und die gemeinsamen Verteidigungspläne ausarbeitet. Das Stärkeverhältnis soll auf fünf zu drei festgelegt werden, wobei Frankreich der Vorrang eingeräumt wird. Herr Rechberg, bei dem Vernunft sich immer seltsam mit Wunderlichkeit mischt, mag sich einbilden, daß diese Militär-Allianz den europäischen Frieden auf Granitquadern stelle – uns scheint sie nur den Krieg mit Rußland unvermeidlich zu machen. Rechbergs Irrtum: den deutsch-französischen Ausgleich auf jene Machtpolitik zu bauen, die durch den Ausgleich grade überwunden werden soll. Das Ziel darf nicht sein: einen gemeinsamen Generalstab zu bilden, sondern: gemeinsam alle Stäbe zum Teufel zu schicken. Rechberg beklagt sich, daß Westarp diese seine Lieblingsidee einen Witz genannt habe. Nur nicht verzagen! Wenn die Westarps einmal die Regierung haben sollten, werden sie das gar nicht mehr so komisch finden.

*

Die Wahlen in Sachsen haben keine Klärung gebracht. Die Alt-Sozialisten sind, mit Recht, zerschlagen worden; die Demokraten mußten das letzte Fett lassen; die Links-Sozialisten haben sich, ohne vollen Erfolg, ehrenvoll behauptet. Sie hatten Alles gegen sich, und die Kommunisten schlachteten in skrupellosester Weise die Haltung der preußischen Genossen zur Hohenzollern-Spende gegen sie aus. Wer ein Schrumpfen der Kommunisten erwartet hatte, wurde enttäuscht. Man muß

sich überhaupt gewöhnen, den Einfluß des innern Randals der Kommunistenpartei auf ihre Wähler gering einzuschätzen: die stimmen so, weil sie mit der Sozialdemokratie unzufrieden sind, und kümmern sich gar nicht um Sinowjew oder Stalin.

Was nun? Das Bündnis zwischen Links-Sozialisten und Kommunisten scheitert an beiderseitiger Abneigung. Die Große Koalition ist für die Sozialdemokratie undenkbar und würde ihrer Haltung seit 1923 den Sinn nehmen. Der Parteivorstand drückt zwar; Pessimisten flüstern, es seien bereits Bestrebungen im Gange, die Partei abermals zu spalten und einen bestimmten Flügel zu den Alt-Sozialisten abzukommandieren, um auf diesem Wege die ersehnte Koalition zu machen. Wir vermögen daran noch nicht zu glauben, obgleich nicht unbekannt ist, daß gewisse Herren in und um die Zentrale in den Buck-Genossen noch immer „die Eigentlichen“ sehen. Die größere Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß zunächst mit dem Provisorium eines Beamtenkabinetts gerechnet werden muß. Das wäre selbstverständlich keine Lösung und könnte nicht von Dauer sein. Die sächsische Beamtenschaft ist stockreaktionär, die Demokraten nicht ausgenommen; die Wahlen aber bedeuten trotz alledem einen heftigen Ruck nach Links.

Etwas ist für diese Wahlen symptomatisch: das Emporschnellen der Wirtschaftspartei von Null auf Zehn. Diese Partei, die keine ist, jeweils improvisiert von mandatlüsternen Hausagrariern, wird -damit ein unbestreitbarer Machtfaktor. Das ist ein Debakel ohnegleichen für alle andern Parteien und wälzt die Müllabfuhr-Probleme der Bezirksämter in die Parlamente. Nicht unschuldig daran ist allerdings die Sozialdemokratie, die niemals den Ton für die Kleinsten der kleinen Bürger gefunden hat. Die gehören in Frankreich und England zum eisernen Bestand der Linken. In Deutschland haben die Sozialisten dagegen den armseligsten Flickschuster immer wie einen fluchwürdigen kapitalistischen Exploiteur behandelt, und noch heute, wo sie sich mit der Industrie lange vertragen und wieder verzankt haben und Silverbergs Silberklängen andächtig lauschen, haben sie dem Kleinbürgertum gegenüber noch nicht den hochnäsigen marxistischen Jargon verloren. So machen auch in Sachsen die guten Leute, getreu dem geistigen Vermächtnis ihres grade jetzt vor acht Jahren entwichenen Großmoguls, ihren Dreck alleene. Und es ist auch danach.

Halt, ist es wirklich erst acht Jahre her, daß aus dem Novembergrau rote Fahnentücher leuchteten? Was für Tage voll Verheißungen und Seelenaufruhr waren das! Kaiserliche Generale trugen die Farbe der Revolution, hartgesottene Industrie-Syndici fraternisierten mit Kohlenschippern, die ‚Kreuz-Zeitung‘ holte ihr Signum vom Titelkopf, die Fürsten drückten sich mit unbegründeter Hoffnungslosigkeit, und die Prinzessinnen stürmten en masse zum Scheidungsrichter, um die neue Freiheit zu eröffnen. Das ist so fern, als wäre es nie gewesen. Hoffentlich macht man nun wenigstens zum zehnten Jahrestag die große Republik-Ausstellung. Das wird ein Gedränge geben am Kaiserdamm.

Die beste Wilson-Biographie von Oscar Levy

Wenn nicht die vielen Amerikanismen dem an Englands Englisch gewöhnten Leser die Lektüre dieses Buches von William Allen White – Woodrow Wilson: A Biography (Benn; 21 Schillinge) – erschwerten, so würde er Colonel Houses Empfehlung, daß es die beste Wilson-Biographie sei, ganz bedingungslos unterschreiben können. Dem Autor mangelt es weder an psychologischem Feinsinn noch an literarischer Geschicklichkeit: und diese wird noch durch eine gute Dosis Satire verstärkt, die nach dem Kriege, und durch die Enttäuschung über den Sieg hervorgerufen, so manches Buch der angelsächsischen Literatur durchzieht. Ein Beispiel, das zugleich von der kritischen Art des Autors Kunde gibt, ist die kurze Darstellung seines ersten unangenehmen Zusammentreffens mit Wilson:

> Bei meiner ersten Begegnung gab er mir eine Hand, die wie eine Fünf-Cent-Makrele sich anfühlte – wie ein kalter, feuchter, steifer, ablehnender Fisch, den der bedienende Verkäufer unwillig über den Ladentisch schiebt, weil er von dem Kunden einen größern Kauf erwartet hatte.

Den rücksichtslosen Moral-Fanatismus – ein Fanatismus, der Wilson zum unbeliebten und unsichern Freunde machte – führt der Autor auf die schottische und calvinistische Abstammung zurück, während das väterliche, seit zweihundert Jahren irische Blut ihm eine gewisse mildernde Grazie und Leichtigkeit, auch die ganz unschottische Leichtigkeit dem weiblichen Geschlecht gegenüber, verliehen haben soll. Man sieht: der Autor hat den „Menschen mit seinem Widerspruch“ nicht ruhig hingenommen, sondern ihn unter Mikroskop und Skalpell zu bringen versucht.

Wer die Biographie weiterliest, der kommt zu dem Resultat, daß Paris Wilson den Todesstoß gegeben hat. In diese Dschungel von Intriguen, worin die europäischen Staatsmänner seit Jahrhunderten hausten und sich wohlbefanden, auf diese Länderbörse von Versailles, wo Jeder den Andern zu überschreien suchte und Jeder sein eignes Land mit der sehr plausibeln Absicht vertrat, ihm ein möglichst großes Stück vom Sieges-Pudding zu sichern: da paßte der mehr an die Öffentlichkeit und eine ganz andre Öffentlichkeit gewöhnte Amerikaner nicht hinein. Außerdem kam er mit einer Todeswunde im Rücken, als Führer einer schon geschlagenen Partei. Man hatte ihm geraten, einige jener Republikaner mitzunehmen, die soeben an der Urne gesiegt hatten: Wilson, in seiner schottischen Starrköpfigkeit – die etwas an die deutsche erinnert –, hatte abgelehnt und so seiner Friedens-Kommission jedes politische Gewicht genommen. Anstatt einflußreicher Politiker wählte der Professor seinesgleichen – Professoren, Nationaloekonomen, Geographen und andre Wissenschaftler – zu seiner Begleitung.

Das Schiff, das Wilson und seine Intellektuellen nach Europa brachte, hatte keinen kleinen Ehrgeiz: es wollte Europa das Millenium bringen. So stampfte es stolz nach Westen, und

jede dumpfe Umdrehung seiner Maschine bedeutete einen neuen Paukenschlag für die Symphonie der kommenden Friedens-Aera:

> Auf seinem Decke erging sich Professor Wilson, der fahrende Ritter eines neuen Glaubens, und hinter ihm spazierten seine hornbebrillten Sancho Pansas, die immer Bücher in der Hand hatten, ganze Konversationslexika mit sich schleppten, sich gegenseitig mit Statistiken bewarfen, beständig Landkarten studierten, in die sie kleine Nadeln mit Fähnchen steckten – und die sich schon jetzt darum stritten, wie man die Grenzsteine Europas versetzen und neusetzen sollte: im Interesse der Gerechtigkeit und in Übereinstimmung mit Wilsons vierzehn Punkten.

„Ex occidente lux“... Ein neues Ideal sollte dem alten Erdteil aus dem Konservenlande übermittelt werden: die importierten Büchsen enthielten dieses Mal die kondensierte Milch der frömmsten Denkungsart.

> Wilson hatte ein Ideal: es war das Ideal des Glaubens, des Glaubens an die Menschheit, des Glaubens an eine moralische Vorsehung für diese Menschheit. Er glaubte, daß die Vernunft, in der sich der Wille Gottes kundgab, auch in internationalen Streitigkeiten ihren Sieg davontragen würde, vorausgesetzt, daß man dieser Vernunft eine neue Gasse bahnte und ihr eine Stelle anwies, wo sie sich öffentlich und im Interesse Aller äußern könne. Darum, und nur darum, verlangte er einen Völkerbund: er verlangte ihn als eine von Gott gewollte Einrichtung.

Aber die Sieger im alten Europa wollten sich nicht zum neuen Glauben bekehren. Dieser Sieger-Konzern, „désabusé“ bis auf die Knochen, wie ein altgewordener Chefredakteur, zuckte nur die Achseln. Er zuckte die Achseln, wie vielleicht der Aufsichtsrat eines Leder-Konzerns täte, der sich am grünen Tisch versammelt hat, um ernste Geschäfte zu diskutieren, und dem statt dieser ein Filmdichter das Szenarium zu seinem neusten Kino-Drama vorträgt. „Gott“, so sagte der alte Oberzyniker Clemenceau, indem er sich mit seinen stets graubehandschuhten Fingern über den kahlen Schädel fuhr, „Gott hat uns die Zehn Gebote gegeben, und wir haben sie übertreten... Wilson gab uns seine Vierzehn Punkte: werden wir diese halten können?“ Und dabei blitzten die Augen lebhaft aus dem blassen Tatarengesicht heraus. In diesem Clemenceau nämlich hatte der neue Christus aus dem Westen seinen Pontius Pilatus gefunden. „Sie haben die Wahrheit, Herr Professor Wilson?... Aber was ist Wahrheit?“ Und dann zog er sich die grauen Glacés aus, um sich die Hände zu waschen – ob der amerikanischen Unschuld.

In der Geschichte wird Woodrow Wilson mit seinem Völkerbund stehen oder fallen. Dieser Völkerbund hat schon einige schwere Havarien erlitten – wird er eines Tages ganz scheitern? Wenn er scheitert, so scheitert mit ihm der Ruhm Wilsons, Wilsons des Gläubigen, Wilsons des Christen, Wilsons des Noblen, denn, wie es ein Dichter seiner Zunge ausgedrückt hat:

However noble your plan,
The world has made it a rule:
To succeed is to be a great man,
And to fail is to be a great fool.

Mag edel auch dein Wollen sein,
Die Welt hat nach Siegen nur Durst:
Beim Siege hörst du ihr Hurraschrein,
Unterliegst du, so hörst du: Hanswurst!

Wenn Generale entscheiden von Hellmut v. Gerlach

Auch wer nicht in blinder Heldenverehrung Bismarcks Außenpolitik Punkt um Punkt gutheißt, wird doch zugeben müssen, daß er in einem Punkt konsequent und vorbildlich war: er ließ sich nicht von den Militärs in die Politik hineinreden oder sie sich gar von ihnen vorschreiben. Als 1866 die gesamte Generalität mit Wilhelm I. an der Spitze die Annexion gewisser Teile Oesterreichs verlangte, dachte Bismarck eher an Selbstmord als an Nachgiebigkeit gegenüber dieser für Deutschland, wie er meinte, selbstmörderischen Forderung.

Nur einmal in seinem Leben ist er diesen Grundsätzen untreu geworden – zu Deutschlands schwerstem Schaden. Das war 1871. Graf Unico v. d. Gröben, früher erster deutscher Botschaftsrat in Paris, hat mir darüber Folgendes erzählt:

Bismarck wollte von Elsaß-Lothringen nur die deutsch sprechenden Teile annektieren, um sich die Möglichkeit spätern Einvernehmens mit Frankreich zu sichern. Er ließ sich deshalb von dem Grafen Henckel-Donnersmarck, dem deutschen Präfekten des Elsaß, eine Karte über die deutsche Sprachgrenze zeichnen. Diese Karte wollte er den Beratungen mit den maßgebenden deutschen Persönlichkeiten über die Grenzfestsetzung zugrunde gelegt wissen. Moltke protestierte. Er verlangte aus strategischen Gründen Metz und andre rein französische Bezirke. Der Kaiser entschied: „Ich habe 1866 Ihnen, lieber Bismarck, zugestimmt – diesmal soll Moltke zu seinem Recht kommen.“ Bismarck war sehr ärgerlich, fügte sich aber leider. Moltke nahm Henckels Karte an sich, um sie nie wieder herauszugeben, trotzdem der Verfertiger oft genug drängte. Sie soll im Großen Generalstab geblieben sein.

Jedem spätern Versuch der Militärs, auf politische Entscheidungen Einfluß zu gewinnen, hat Bismarck sich mit eiserner Energie widersetzt Am charakteristischsten sind in dieser Beziehung die Vorgänge von 1887.

Die Situation auf dem Balkan war wieder einmal aufs äußerste gespannt. Bulgarien war damals der Brennpunkt. Rußland erblickte in ihm den gottergebenen Vasallenstaat und fürchtete, durch den neuen Herrscher, Ferdinand von Coburg, seinen Einfluß einzubüßen. Es spielte mit dem Gedanken eines Einmarschs und häufte erhebliche Truppenmassen an der oesterreichischen Grenze auf. Franz Joseph, ein Friedenskaiser eigner Art, träumte von einem Kriege mit Rußland und wollte womöglich das Praevenire spielen.

Da aber stand ihm der deutsch-oesterreichische Bündnisvertrag im Wege. Der war nämlich strikt defensiv. Er sta-

tuierte für Deutschland den casus foederis nur im Fall eines unprovozierten Angriffs durch Rußland.

Dies Hindernis mußte aus dem Wege geräumt werden. Die oesterreichischen Staatsmänner traten an die deutschen heran, und oesterreichische Militärs knüpften Unterhaltungen an mit den deutschen Militärs, namentlich mit dem deutschen Militärattaché in Wien und dem Generalquartiermeister Grafen Waldersee. Bei ihnen fanden sie auch williges Gehör. Aber Bismarck winkte mit einer Entschiedenheit ab, die dem alten Franz Joseph schwer auf die Nerven fiel.

Gegenüber der oesterreichischen Anregung, daß man einem russischen Angriff zuvorkommen müsse, entwickelte er in einem Erlaß an den deutschen Botschafter in Wien, den Prinzen Reuß, am 15. Dezember 1887 Ansichten von vorbildlicher Vernunft. Er erinnerte daran, daß der deutsche Generalstab wiederholt ähnliche aggressive Vorschläge bezüglich Frankreich vertreten habe. Er werde nie, solange er Minister sei, seine Zustimmung zu einem „prophylaktischen“ Angriff auf Rußland geben. Auch rate er Oesterreich von jedem aggressiven Vorgehen gegen Rußland ab. Sollte Oesterreich trotzdem einen Angriff auf Rußland unternehmen, so werde er den casus foederis nicht als vorhanden ansehen, da er sonst der oesterreichischen Politik eine Prämie aufs Händelsuchen setzen würde.

Der deutsche Militärattaché in Wien und Graf Waldersee wurden von Bismarck sehr energisch zur Ordnung gerufen. Immer wieder betonte er in jenen kritischen Wochen, daß „wir uns die Verantwortlichkeit für Krieg und Frieden nicht von militärischen Ratgebern aus der Hand nehmen lassen dürfen“.

Am 23. Dezember 1887 trafen die Vorschläge des oesterreichischen Generalstabs in Berlin ein. Sie enthielten im Kern die Forderung, das bisherige Defensivbündnis durch eine Militärkonvention zu ergänzen und zu einem Offensivbündnis zu erweitern. Ein entscheidender Punkt lautete: „Die Kriegserklärung an Rußland würde, falls der Gegner dies nicht früher tut, von beiden Mächten am gleichen Tage zu übergeben sein.“

Dazu bemerkte Bismarck am Rande: „Unsinn; wir erklären Rußland den Krieg erst, nachdem es Oesterreich angegriffen oder ihm den Krieg erklärt haben wird. Dann ist also Oesterreich schon im Kriege.“

So scheiterte 1887 die Militärkonvention und. die Ausdehnung des Defensivbündnisses auf ein Offensivbündnis. Und der Friede blieb erhalten. Rußland dachte gar nicht an Angriff. Der von den oesterreichischen Militärs leichtfertig an die Wand gemalte und von den deutschen Militärs keineswegs grundsätzlich zurückgewiesene Präventivikrieg wäre eine sinnlose Menschenschlächterei gewesen.

Der Triumph der von Bismarck vertretenten Zivilgewalt über die Militärgewalten in Wien und Berlin hatte die Erhaltung des Friedens gesichert.

Erst 1909 lebten die Wiener Vorstöße in der Richtung: Militärkonvention und Bündniserweiterung wieder auf. Und führten zum Ziel. Denn die gefährlichen Tendenzen der Generale auf beiden Seiten waren dieselben geblieben. Es fehlte

aber auf der deutschen Seite die starke Zivilgewalt, die ihnen entgegenzutreten wagte. Wilhelm II. stand ganz im Banne des Militärs, und sein Reichskanzler war der Epigone Bülow.

Die unendlich wichtigen Vorgänge des Jahres 1909 sind dem deutschen Volke sorgsam verschwiegen worden. Es ahnte nicht, daß damals die deutschen und die oesterreichischen Militärs mit Genehmigung von Kanzler und Kaiser gefährliche Abmachungen getroffen haben. Es weiß das auch heute noch nicht. Denn all die unzähligen deutschen Publikationen zur Kriegsschuldfrage haben grade über diesen entscheidenden Punkt nicht die geringste Aufklärung gebracht.

Erst die überhaupt ungemein aufschlußreichen und trotzdem in Deutschland leider noch fast unbekanntem Erinnerungen des ersten oesterreichischen Generals unsrer Zeit, Conrads v. Hötzendorff, haben Licht auf das dunkle Jahr 1909 geworfen.

Es ist das große Verdienst des oesterreichischen Spezialisten für die Kriegsschuldfrage, Dr. Heinrich Kanner, den Kern aus Hötzendorffs bändereichen Erinnerungen herausgeschält und in einer kleinen gemeinverständlichen Schrift: ‚Der Schlüssel zur Kriegsschuldfrage‘ (erschienen in der Südbayrischen Verlagsgesellschaft zu München) dem deutschen Volke dargeboten zu haben.

Die Initiative zu den Abmachungen von 1909 ging von Conrad v. Hötzendorff aus. Aber sie fand bei dem deutschen Generalstabschef, Graf Moltke junior, willigstes Entgegenkommen. Er schrieb am 21. Januar 1909 an Hötzendorff:

„Daß der Augenblick kommen kann, wo die Langmut des Kaiserstaates den serbischen Provokationen gegenüber ein Ende haben wird, ist vorauszusehen. Dann wird der Monarchie kaum etwas andres übrig bleiben, als in Serbien einzumarschieren. Ich glaube, daß erst der Einmarsch Oesterreichs in Serbien ein eventuelles aktives Einschreiten Rußlands auslösen könnte. Mit diesem würde der casus foederis für Deutschland gegeben sein.“

Damit ist Das, was Bismarck 1887 so entschieden abgelehnt hatte, Tatsache geworden: die Erweiterung des deutsch-oesterreichischen Bündnisvertrages.

Bismarck wollte unter allen Umständen den casus foederis darauf beschränkt wissen, daß Oesterreich einem unprovozierten Angriff Rußlands ausgesetzt sei. Jedes Hinausgehen darüber hinaus lehnte er ab als „Prämie auf das Händelsuchen der oesterreichischen Politik“. Er wollte keine „Erweiterung und Verschiebung unsres Bündnisses“, wobei oesterreichische Staatsmänner und Militärs in die Lage kämen, „die deutsche Armee für spezifisch oesterreichische Zwecke einzusetzen, auch für solche, an denen Deutschland kein Interesse hat“. Er wollte nicht „die oesterreichische Kriegslust in Widerspruch mit Deutschlands Politik gefördert sehen“.

Jetzt erklärte der deutsche Generalstabschef, der casus foederis sei für Deutschland schon gegeben, wenn Oesterreich in Serbien einmarschiere und durch diese Provokation Rußlands aktives Einschreiten auslöse.

Die von Bismarck so gefürchtete Prämie auf Oesterreichs Händelsuchen war ausgesetzt! Daß sich die Dinge entwickelten wie 1914: das war nur noch eine Frage der Zeit.

Seit 1909 haben wir eine deutsch-oesterreichische Militärkonvention gehabt. Seit 1909 hat das bis dahin rein defensive Bündnis zwischen uns und Oesterreich-Ungarn eine offensive Spitze bekommen. Denn der Briefwechsel zwischen Moltke und Hötzendorff war nicht etwa nur eine Korrespondenz der beiden maßgebenden Militärs. Moltkes Brief vom 21. Januar 1909 ist, wie der Schreiber ausdrücklich vermerkt, zur Kenntnis des Kaisers und des Kanzlers gebracht worden.

Vieles, was bisher noch dunkel an den Vorgängen des Juli 1914 war, wird durch diese Enthüllungen blitzhell erleuchtet. Insbesondere die verhängnisvolle Blanko-Vollmacht, die Wilhelm II. am 5. Juli 1914 den Oesterreichern ausstellte, ist nur eine Konsequenz der Abmachungen von 1909. Deutschlands „Bündnistreue“ wurde für einen Fall verpfändet, der mit den frühern Bundespflichten, wie sie in dem von Bismarck geschlossenen und allein der Welt bekannten Bündnisvertrag enthalten waren, nicht das Geringste mehr zu tun hatte. Gestützt auf diese deutsche Rückendeckung provozierte Oesterreich durch die völlig unmotivierte Kriegserklärung an Serbien Rußland. Deutschland machte eine Sache, die nicht die seine war, zur seinen und setzte, was Bismarck besonders gefürchtet hatte, seine Armee für spezifisch oesterreichische Zwecke ein.

Unter Bismarck waren die Generale gebändigt. Er selbst war freilich Militarist und nicht etwa Pazifist. Aber er führte wenigstens die Kriege nur dann, wenn sie auch politisch gebührend vorbereitet waren. Immer dominierte unter ihm der politische Gesichtspunkt über den militärischen.

Unter Wilhelm II. hatten die Generale freie Bahn. Seine tiefe Mißachtung des Zivils – nannte er doch noch in den entscheidenden Juli-Tagen von 1914 Bethmann verächtlich den Zivilkanzler – trieb Deutschland nicht nur in den Weltkrieg hinein, sondern ließ es diesen Krieg auch unter den ungünstigsten Bedingungen führen.

Die Blanko-Vollmacht an Oesterreich; der Neutralitätsbruch gegenüber Belgien und Luxemburg; die Zurückweisung der entscheidenden Vermittlungs- und Schiedsgerichtsangebote; das brutale zwölfstündige Ultimatum an Rußland; die mit Lügen begründete Kriegserklärung an Frankreich: immer lag zugrunde die verhängnisvolle Hegemonie militärischer Momente über die politischen.

Generalen darf man keinen Vorwurf machen, wenn sie von Politik nichts verstehen und ausschließlich nach militärischen Kriterien handeln.

Schwerste, unsühnbare Schuld aber lastet auf Fürsten und Staatsmännern, die ihres Volkes Schicksal von militärischen statt von politischen Erwägungen bestimmen lassen.

Berlin ist wie eine große Kaserne, die Abscheu einflößt. Der ganze preußische Staat ist mit seinen vielen tausend Satelliten wie eine ungeheure ununterbrochene Wachstube. *Alfieri (1770)*

Fort mit Geßler! von Berthold Jacob

Das Urteil, das von den drei gelehrten Richtern unter Beihilfe der sechs Geschworenen am 3. November in Landsberg begangen wurde, ist am Namen des Volkes verkündet worden.

Richtiger wärs, man spräche offen aus, daß es im Namen Geßlers gefällt worden ist.

Vielleicht halten wir in ihm die letzte Ausstrahlung jenes zähen Willens fest, der sechs Jahre hindurch kein andres Ziel gekannt hat, als sich an der Macht zu halten.

*

Der Landgerichtsdirektor Weßling, den Voreiligkeit schon als bon juge werten zu müssen glaubte, hat der ihm auferlegten Pflicht getreulich genügt. Er hat den zentralen Prozeß der Schwarzen Reichswehr und ihrer Feme durchgeführt, ohne gar zu vielen Zungen den Schlag zu hemmen; er ist größern Skandalen peinlichst aus dem Wege gegangen und hat mit dem Ausschluß der Öffentlichkeit nur gedroht; schließlich hat er es beinah fertig gebracht, die große liberale Presse über seine prozessualen Dispositionen zu täuschen.

Einmal im Ablauf der Handlung hat das Gelingen seines Planes auf Messers Schneide gestanden. An einem Punkt war Herrn Weßlings Karriere mehr noch vielleicht bedroht als in dem Moment, da der etwas poltrige Herr Buchrucker mit zerknautschtem Stehkragen, ohne jeden Sinn für den Humor seiner Situation mit den zwei Uriasbriefen hantelte. Das war, als Herr Sack den Antrag stellte, den Amtsgerichtsrat Wild aus Krappnitz in Oberschlesien darüber zu vernehmen, daß während der Insurgentenkämpfe innerhalb des Selbstschutzes eine Feme bestanden habe, deren Urteile später mittels der Amnestie legalisiert worden seien.

Das Gericht hat den Antrag still und ohne Aufsehen beerdigt. Kranzspenden waren wohl nicht verbeten. Denn Herr Sack tut, was er kann. Aber nichts ohne Honorar. Sein Honorar – es ist nicht schwer, zu raten. Das war am Freitag der ersten Woche. Gleich danach wurde die Verhandlung abgebrochen. In dem Zuge, der Anwälte, Presse und Anwaltspresse wieder nach Berlin zurückführte, schlief Alfons Sack, das Monocle fest ins Auge gedrückt, den ruhigen Schlaf des Gerechten. Um seine Mundwinkel spielte Gewißheit von Sieg und Triumph. Niemand sonst von den Teilnehmern hatte Zeit, müde zu sein.

Als der Prozeß am Montag wieder begann, honorierte der Vorsitzende den Wechsel; Schulz wurde fortan geschont.

Ernst Feder vom Berliner Tageblatt, zugleich Jurist und Journalist, zeigt den Umschwung in der Prozeßführung:

> ...Seine (des Anklägers) Würdigung der Zeugenaussagen enthält... eine unausgesprochene, aber sehr wirksame Kritik an der Verhandlungsführung des Vorsitzenden und läßt deutlich erkennen, wie er, der Vorsitzende, sachlich unerfreulich und prozessual unzulässig, eine bestimmte Meinung durchblicken ließ und die Zeugenaussagen, wenn auch ungewollt, objektiv in die Richtung dieser Meinung zu legen suchte...

und Carl Misch sagte bereits am Vorabend des Urteils in der Vossischen Zeitung:

> Die Grenze nach oben wurde schon im zweiten der Landsberger Femeprozesse sichtbar. Im Falle Gaedicke, als die maßgebenden Männer des Reichs und Preußens, als Seeckt und Geßler vor allen geladen werden sollten, fand das Verfahren ein vorschnelles Ende.

Kann noch deutlicher gesagt werden, wie und warum es zum Freispruch des Schulz kam und kommen mußte?

*

Wir haben erlebt:

In Manfred v. Killinger hält man den Chef der Erzberger-Mörder in der Hand. Im Offenburger Gerichtsgefängnis gibt er zu Protokoll, er sei Agent der Reichsregierung, die ihm noch eben 300 000 Mark zur bestimmten Tat habe auszahlen lassen. Man läßt ihn aus Haft und Verfolgung. Nach Jahresfrist spricht das Reichsgericht frei.

Der Kapitän Ehrhardt sitzt in der Leipziger Beethoven-Straße als Häftling des Oberreichsanwalts. Er kann entfliehen.

Oberleutnant Roßbach, der militärische Führer der Deutschvölkischen Freiheitspartei hat, von Severings Sbirren gekappt, ebenda seinen Aufenthalt wählen müssen. Er erklärt, eigentlich mit der Reichsregierung im Bunde zu sein, im Auftrag der Heeresleitung seine „Turnerschaften“ formiert zu haben. Auf Anordnung des Reichsjustizministers Radbruch wird er „versehentlich“ aus der Haft entlassen.

Schulz gehört in die gleiche Reihe „nationaler“ Führer, die neben dem Armeerevolver in der Browningtasche noch eine andre Pistole führen. Nicht eigentlich eine Dienstwaffe. Das Schießzeug geht auch nie los.

Aber Sesam öffnet sich regelmäßig mit minutiöser Präzision, wenn das Ding angeschlagen wird und die Zauberformel ertönt: Hände hoch!

Carl Sonnenschein von Robert Breuer

Als Carl Sonnenschein seine akademische Lesehalle in Berlin eröffnete – diese von den begabten Architekten Mahlberg und Kosina mit intelligenter Gastlichkeit eingerichteten, Studenten, Kaufleute und Arbeiter aller Bekenntnisse und aller Parteien willkommen heißenden weltklösterlichen Bücherstuben –: da habe ich Carl Sonnenschein kennengelernt. Wir sprachen über die neue geistige Bewegung im deutschen Katholizismus, und ich fragte, wie sich dazu der schlichte Kaplan stelle. Sonnenschein gab mild, aber leicht triumphierend die Antwort: Unser eheloses Pfarrhaus verhütet, daß wir Philister werden.

An dieses kluge und stolze Wort mußte ich immer wieder denken, während ich in den drei Bändchen las, die Carl Sonnenschein unter dem Titel: ‚Notizen, Weltstadtbetrachtungen‘ im Verlag der Germania hat erscheinen lassen. Die Fülle und Heftigkeit des Erlebens, die Eindringlichkeit der Beobachtung, die hemmungslose Hingabe an die wechselnden Objekte, ganz

bei der Sache, durch nichts äußerlich abgelenkt, voll irdischer Kontemplation: das ist der seelische Zustand, aus dem heraus Sonnenschein sieht und schreibt. Ein bewundernswerter Vorgang; man möchte neidisch werden und begreift ein wenig zum mindesten von der Produktivität der Einsamkeit und der konzentrierenden Kraft des Klosterlebens. Das Stück Welt, das Carl Sonnenschein anschaut, hat sich ihm unvergänglich eingebrannt, mit allen Konturen und Silhouetten, mit den feinsten Regungen und zartesten Tönen. Eine meisterliche Fähigkeit der Darstellung, die einfühlige Nadel des Radierers, kontrolliert durch freskale Klarheit, machen Sonnenschein aus einem tief erlebenden Genießer zu einem Schriftsteller hoher Grade. Es gibt nur wenige, aus zufälligen Sonntagsbetrachtungen zusammengestellte Bücher, die man mit nicht nachlassender Spannung, immer wieder neu in ein Erlebnis, in ein Stück Welt eingefangen, bis zur letzten Seite, bis zur letzten dramatischen Auseinandersetzung zwischen einem Mikrokosmos und seinem Eroberer lesen muß. Durch die mit nervösem Hirn und musikalisch schwingender, immer empfangender und gebärender Seele hingeschriebenen Notizen Sonnenscheins kommt auch, wer Welt, Berlin, Deutschland, den Menschen zu kennen glaubt, dem Eigentlichen näher als bisher, dem Bedeutsamen im Nebensächlichen, der Tiefe in der Oberfläche.

Carl Sonnenschein ist katholischer Priester; er übt sein Amt als ein Missionar in der Diaspora. Er ist immer unterwegs; er sucht Armut und Elend. Er sagt:

> Priester wohnen mit ihrem Herzen und mit ihrer Güte und mit ihrem Glauben unter den Menschen, die im Schatten sind. Drüben, von wo alle Gesättigten fliehen, wo kein Besitzender sich ausbreitet. Wo keine hellfarbige Jugend Tennis spielt. Drüben an den Rändern, wohin nur der Steuerzettel den Weg findet, der Gerichtsvollzieher, der Schupobeamte. Im Gewirr der Quergebäude und der Laubenkolonien. Dorthin geht sein selbstverständlicher Weg. Dort stehen seine leichten Zelte.

So wandelt er unermüdlich durch die Gassen der Not, durch die Hinterhäuser, die Herbergen, die Asyle, die Anstalten für Elternlose und Gefährdete. Er reist durch Berlin und um Berlin herum. Eine Reise voll seltsamer Romantik. Es ist, als hörte man eine Geschichte aus den Tagen des ersten Christentums, wenn er berichtet, wie er nach Zäckerick kommt, um dort für einige verstreute Arbeiter Gottesdienst zu feiern, wie er sich den Altar herrichtet aus einem mitgebrachten Stein mit der Asche der Märtyrer aus den Katakomben. So wirkt er jeden Tag an einem andern Ort, und auf all diesen Gängen und Fahrten sieht er die Natur an und zeichnet sie, wie mit dem Silberstift:

> Das Boot gleitet totenstill. Kein Ruderschlag. Der Fährmann stößt nur mit der flachen Stange gegen den sandigen Boden. Blaß sind Luft und Landschaft. Eine blaue Libelle. Zart und lautlos. Eine aufgescheuchte Drossel. Am geschnittenen Rand des Kanals unbeachtet eine Wasserschnepfe. Drüben durch den Spiegel schwimmt, wie wenn sie über Land schösse, die Ringelnatter. Links über der fahlen Wiese mit breitem Schlag ein schwarzweißer Storch. Meerrettig auf den Feldern. Zwiebel. Dahinter dunkelroter, einsamer Mohn.

Auf solche Art, mit mannhafter Lyrik, nie sentimental, immer erlebend, berichtet Sonnenschein über die Landschaft und den Menschen, wie er ihnen an der Mannigfaltigkeit seines Waldläuferlebens begegnet. Von den Häusern in der Mark sagt er:

> Wir sind den gütigen Ziegelstein gewöhnt, der an Sommer-abenden so verträumt und märchenhaft Ruhe spendet.

Auf der Fahrt zu einer Beerdigung in Stahnsdorf:

> Siehst Du den Pfeil dort, wie aus der Erde geschossen, brennend rot? Auf der linken Seite der Avusstraße? Bald hat der Wagen den Pfeil erreicht! Auto-Minimaxreklame. Einen Sprung weiter Mea! Dann Ossag und Voltol. Dann große Buchstaben in die Luft gebaut, weiß gestrichen. Blendend weiß! Ein C! Ein O! Dazwischen ein paar Kiefernäste. Die sich von rechts und von links über den Zaun recken. Drüben das Wahrzeichen Berlins. Der neue Eiffelturm. Neben dem Radiopalast. Dann die Autohallen. Im neuen Stil. Ganz sachgemäß in fester Linie und geschlossener Haltung. Die neue Welt. Ihr Rhythmus. Ihr Gesicht. Ihr Auge.

Andern Tages predigt er in einem Kloster in Marienfelde; vor fünfhundert Fürsorgezöglingen. Die Schwestern im schneeweißen Gewand und die Äbtissin auf dem Thron werden ihm zu einem Bild von Velasquez. Und dann wieder, im Vorraum zu den Massengräbern von Friedrichsfelde, an den Hügeln von Liebknecht und Legien, gegenüber der schwarzen Kapelle Bleichröders, spricht er, von den Gerten des Jasmins und den weißen Beeren an der Spirea van Houth still beglückt, über das Zustandekommen von Kapital und Sozialismus.

Wohin Carl Sonnenschein die Sorge um die Seele der Verstreuten auch führen mag: überall sieht er das Sein und das Gewordene, Natur und Geschichte. Er stenographiert den Rhythmus der Städte und läßt aus ihrer Struktur das Gesetz ihres Werdens wieder erstehen. Eine außerordentliche, bollandistische Belesenheit, die eingesponnene Belesenheit des Hieronymus im Gehäus, wie ihn Dürer zeigt, bevölkert ihm die Märkte, die Rathäuser, die Kirchen mit den Geschlechtern, deren Erbschaft wir tragen. So steht er hoch oben auf der Brücke zwischen den zwei Türmen der Wittenberger Stadtkirche und sieht realistisch im Zusammenhang mit dem Gemäuer und den Pflastersteinen, sieht visionär das Werden der Reformation, das Auseinanderfallen Deutschlands: zwei Pfarrhäuser, zwei Friedhöfe, zwei Gemeinden – mußte das sein?
Er hat einen Pilgerzug nach Rom begleitet, wo er vor einunddreißig Jahren den Roten Brüdern zugehörte. Nun erlebt er den Unterschied zwischen dem nordischen Katholizismus des Kampfes und dem südlichen der Atmosphäre:

> Ist die Atmosphäre ein Wert? Der Katholizismus gehört in Italien zur Selbstverständlichkeit des Hauses. Die Frauenwelt ist gemütsmäßig mit ihm verflochten. Sein Atem formt, ihr vielfach unbewußt, die Gesundheit des Volkes. Seine Kinderfroheit. Seine Ehefestigkeit. Seine sittliche Natürlichkeit. Es ist schon ein Unterschied zwischen dem Duft der Straße in Rom und in Berlin. Rom ist gesünder. Ursprünglicher. Natürlicher. Ich sage nicht frömmer. Aber menschlichreiner. Sein Mark unversehrter als das Berlins.

Ein Römer; ein Priester; ein deutscher Mensch. Über dem Allen: ein Künstler, ein Schriftsteller, der kein unerlebtes Wort schreibt, dem nichts fremd bleibt, der frei von jedem Philisterium im Strom und Strudel des Geschehens sich als ein Eigener bewährt.

Der fesselnde Reiz seiner Schriften liegt darin, daß wir sie vor uns entstehen, aus Eindrücken und Erinnerungen sich organisieren, durch das priesterliche Gehirn filtern und sich zu sinnlich glitzernden Gefäßen religiöser Innigkeit formen sehen. Man sieht, wie Sonnenschein schreibt. Und so spricht er auch. Es ist ein großer Genuß, ihn sprechen zu hören. Da ist kein Schema, keine Deklamation; die Worte kommen aus den Dingen, Sonnenschein klopft sie hervor, greift nach ihnen und baut aus ihnen geistige Räume. Eine aktivistische Art des sich ins Hymnische weitenden Zwiegesprächs. Wohl zu verstehen, daß Sonnenschein auf die Jugend, der jede Routine des Metiers verdächtig ist, besonders einwirkt.

Schon seit Jahren ist Sonnenschein ein Freund und Führer der Jugend. Er gehört zur Avantgarde von München-Gladbach, zu den katholischen Pionieren der sozialen Erweckung. Seine vornehmste Sorge galt den Studenten. Er hat sich bemüht, sie aus den Illusionen ihrer akademischen Exklusivität zu befreien und dem wahren Leben, der profanen Arbeit des Alltags und den Arbeitern nahezubringen. Schon lange vor dem Kriege schrieb er:

> Deutschland leidet unter einem für Europa beispiellosen Mangel an wahrem, innerm, starkem, verständnisvollem Konnex zwischen den Volkskreisen oben und unten. Das kann noch einmal unser Jena werden.

Um die Kluft überbrücken zu helfen, machte er mit seinen Studenten Expeditionen in die Welt der Fabriken und Maschinen, der Lagerhäuser und der Büros. Er ging mit den Söhnen der Wohlhabenden und Gleichgültigen in die Quartiere der Armut; er zeigte den Überraschten und Erschütterten, wie geholfen werden könnte. So entstand die sozialstudentische Bewegung. Studenten fanden sich mit Arbeitern in Unterrichtskursen; Studenten dienten den Unbelesenen in den Bibliotheken, veranstalteten Ausstellungen für die Erwachten und Bühnenspiele für die Dankbaren. Sonnenschein hob die Studenten hoch hinaus über das Philisterium der zerhackten und biergetauften Backe. Er muß hierin neben Friedrich Naumann genannt werden; er war glücklicher als dieser, um so viel, wie die katholische Kirche der evangelischen an Einfühlung und Beweglichkeit überlegen ist.

Sonnenschein ist ein Mann seiner Kirche. Er weiß, daß das Macht bedeutet:

> Am Pfeiler der Kunibert-Kirche lese ich in der Morgendämmerung die Messe. Drüben liegt das Marien-Hospital der Aachener Franziskanerinnen. Die Schwester des unvergeßlichen Trimborn ist Oberin dort. Wie die Schwester von Marx Oberin der Ursulinerinnen in der Machabäer-Straße war.

Sonnenschein ist eine Säule im Neubau des katholischen Deutschland. Er ist zugleich eine Rechtfertigung solches Siegeszuges. Die evangelische Kirche hat den Sturz ihres kaiserlichen Bischofs nicht überwunden; sie liegt hilflos in den Fesseln orthodoxer Staatsfeindschaft, dem lebendigen Volk entfremdet, ein grollender Totenwächter der Monarchie. Die katholische Kirche hat ohne Zögern Anschluß an die Republik genommen. Sie ist elastisch. Sonnenschein weist immer wieder auf diesen paulinischen Vorzug hin: Den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche. Es ist der katholischen Kirche einerlei: ob Ptolemäus, ob Kopernikus.

> Sie ist elastisch, biegsam, jugendfrisch. Über alle Erwartung! Sie überdauert die Dynastien. Sie schickt ihre Nuntien an die Höfe der Kaiser und zu den Präsidenten der Republiken und überreicht auch diesen lateinische Briefe, die mit den Worten beginnen: Geliebter Sohn.

So triumphiert Sonnenschein und öffnet für einen Augenblick die Perspektive, an deren Bau er auf eine besonders liebenswürdige und feine menschliche Art mitwirkt.

Sie wollen uns wieder katholisch machen. Mag sein. Wir werden uns zu verhalten wissen. Immerhin ist besser: in Schönheit katholisch als aus engstirnigem, kaninchenglücklichem Protestantismus ein Philister.

Idyll an der Leine von Peter Panter

Ich weiß: es ist nicht recht. Der Mann ist tot, und die Frau hats so gut gemeint... Aber ich kann es mir nicht verkneifen, es zuckt in allen Lachmuskeln, und so möchte ich mir denn den Scherz erlauben, „welchem eine Stelle zu gönnen in diesem durchweg zweideutigen Leben kaum irgendein Blatt zu ernsthaft seyn kann“. Es handelt sich um die Erinnerungen an Hermann Löns.

Kein Wort über den Mann. Er hat im Krieg einen Tod gefunden, den er vielleicht gesucht hat – der Klingklang seiner Verschen tönte im Unterstand wider, und sein großer Erfolg: der „Wehrwolf“ ist genau so unangenehm wie dessen Bewunderer: Sadismus mit ethischem Gesamtziel. Gut. Aber die Erinnerungsbändchen...

Es gibt zwei. Löns hat allerhand Frauengeschichten gehabt, die uns nichts angehen – und da ist zunächst „die Swaantje“, eine Romanfigur gewordene Romanfigur, die da ihre Erinnerungen hintergelassen hat. Das ist so recht jene Mischung von Blondhaar, wehenden Zweigen, blauen Stunden, Hermanns Bett und Buchenstämmen – und von einer Seelenqual, die in alle Winde zerstiebt, wenn man einmal das Waldweben mit seinem richtigen Namen benennt. Uterus vobiscum.

Das zweite Bändchen aber stammt von der ersten Frau – ‚Meine Erinnerungen an Hermann Löns‘ von Elisabeth Löns-Erbeck (bei Gebrüder Lensing in Dortmund) –, und wenns nicht also gedruckt in der Öffentlichkeit vorläge, wagte ich niemals, auch nur daran zu rühren.

Man denke sich eine Atmosphäre von: mittlerer Provinzstadt, dem Briefkasten der ‚Berliner Morgenpost' (eine Sonntagslektüre, die Jedermann herzlich zu empfehlen ist), Muschelsalon, roten Sanftstühlen und 1893... „Die Herren radelten" und „Ich schilderte ihm begeistert ein herrliches gotisches Prunkbört mit dazugehörigem Schranke..." Löns heißt erst Löns – aber als der Segen herniedergeprasselt ist, da heißt er nur noch „meinmann-meinmann" was man immer in einem Wort schreiben sollte. (Ich höre, daß es solche Frauen geben soll, die das sagen.) Wer kann zum Beispiel dies erfinden – ? „Als wir dann in kleinem Familienkreise bei fröhlichem Mahl saßen, gab mein Mann mir einen langen Musquetairhandschuh und sagte: ‚Bei unserm ersten Begegnen verlorst du diesen Handschuh; ich kam zurück und hob ihn auf; seitdem trage ich ihn bei mir, um ihn dir an unserm Hochzeitstage zurückzugeben. Das geschieht hiermit.'" Ein Parademarsch der Liebe.

Aber nicht nur „meinmannmeinmann" spielt eine rührend-peinlich-komische Rolle in diesem absonderlichen Heft – es gibt auch andre deutsche Gestalten. Da ist etwa ein Verleger – was der einmal sagt, ist derartig echt, von einer so treffenden Lebenswahrheit... die ganze Film-, Zeitungs-, Buchbranche spricht aus ihm. Der Verleger hatte zufällig ein Gedicht Rilkes gesehen, nämlich ‚Klage':

> Alle Mädchen erwarten wen,
> wenn die Bäume in Blüte stehn;
> wir -müssen immer nähn und nähn,
> bis uns die Augen brennen.

Und mit diesem Gedicht in der schwieligen Verlegerfaust trat er vor den ahnungslosen Löns und sprach die unsterblichen Worte:

„So was müßten wir auch mal haben!"

So, genau so, sieht der Kaufmann mit dem künstlerischen flair aus.

Und wenn man sich durch das Bändchen durchgelacht hat, durch Schilderungen von Schützenfestbummeln, und Kellnerinnen, aber Alles mit sittlichem Maß und Ernst und Zielstrebigkeit... dann bleibt ein Wort haften, das man nie mehr vergißt. Es gibt Einen, der solche Sätze erfinden kann, das ist Georg Hermann, aber er möge mirs verzeihen: dieses hier ist nicht zu übertreffen. Hier ist es:

„Im ersten Jahr unsrer Ehe erkrankte ich schwer und mußte lange, bange Wochen liegen. Ich war aufgefordert, einen Vortragsabend in Pyrmont abzuhalten, und wir waren grade fertig zur Abreise, als ich zusammenbrach. Als ich das Bewußtsein verlor, hörte ich noch Hermanns Aufschrei: ‚Sie stirbt, ich laufe zum Doktor!', aber da hatte meine sonst so sanfte, stille Mutter mit festem Griff seine Hand gefaßt, ihn vor mein Lager geschoben und gesagt:

‚Wenn deine Frau stirbt, bleibst du bei ihr!'"

Das ist ein Satz fürs Leben, er hat allgemeine Gültigkeit, und so sei er auf das freundlichste dir, guter Leser, mit den besten Wünschen für die Zukunft eingeprägt.

Das Leben in einem englischen Gymnasium von Frank Harris

Oscar Wildes Biograph läßt jetzt, zweiundsiebzigjährig, seine eigne Biographie erscheinen. Die deutsche Ausgabe, die der Übersetzerin Antonina Vallentin und dem Verlag S. Fischer zu danken ist, heißt: ‚Mein Leben'. Hier folge als Probe der Anfang des zweiten Kapitels.

Wenn ich mir alle Mühe gäbe, brauchte ich ein Jahr, um das Leben in diesem englischen Gymnasium in R... zu beschreiben. In jeder irischen Schule – und hauptsächlich in der Schule von Armagh – war ich vollkommen glücklich gewesen. Ich will hier so kurz wie möglich einen Unterschied anführen: Wenn ich in einem Klassenzimmer in Irland flüsterte, runzelte der Lehrer die Stirn und schüttelte den Kopf. Zehn Minuten später sprach ich wieder, und er hob verweisend den Finger, beim dritten Mal sagte er wahrscheinlich: „Hör' auf, dich zu unterhalten, Harris, siehst du nicht, daß du deinen Nachbar störst?" Eine halbe Stunde später schrie er in Verzweiflung: „Wenn du noch weiter sprichst, werde ich dich bestrafen müssen!" Zehn Minuten später: „Du bist unverbesserlich, Harris, komm her!", und ich mußte aufstehen und den Rest des Vormittags an seinem Pult stehen, und selbst diese leichte Strafe kam nicht öfter als zweimal in der Woche vor und wurde immer seltener, als ich an die Spitze meiner Klasse gelangte.

In England war die Prozedur ganz anders.

„Der neue Junge hier spricht. Er muß dreihundert Zeilen abschreiben."

„Aber ich bitte, Herr Lehrer", wagte ich aufzupiepsen.

„Schreibe fünfhundert Zeilen ab und sei still!"

„Aber Herr Lehrer", widersprach ich.

„Schreib tausend Zeilen, und wenn du noch einmal antwortest, werde ich dich zum Doktor schicken" – was bedeutete, daß ich eine Tracht Prügel bekommen sollte und eine lange Predigt obendrein.

Die englischen Lehrer kannten nichts weiter als Strafen. Infolgedessen saß ich immer auf meinem Zimmer und schrieb endlose Zeilen ab, und jeder meiner Feiertage ging darauf, bis mein Vater sich beim Doktor beklagte, daß das Abschreiben meine Handschrift ruiniere.

Nachher wurde ich damit bestraft, daß ich soundso viele Zeilen auswendig lernen mußte. Die Zeilen wuchsen sich schnell zu Seiten aus, und vor dem Ende des ersten halben Jahres hatte ich durch diese Strafen das ganze Schulbuch der englischen Geschichte auswendig gelernt. Mein Vater verwandte sich wieder für mich, und man gab mir Vergil zu lernen. Das schien nun – Gott sei Dank! – wert, gelernt zu werden, und die Geschichte von Ulysses und Dido wurde für mich eine Reihe lebendiger Bilder, die sich, solange ich leben werde, ungetrübt in meinem Gedächtnis erhalten wird.

Diese englische Schule war für mich anderthalb Jahre lang ein brutales Gefängnis mit dummen, täglichen Strafen.

Die zwei oder drei besten Schüler in meinem Alter waren mir bei weitem in Latein überlegen und hatten sich bereits durch die Hälfte der griechischen Grammatik durchgearbeitet, die ich noch nicht angefangen hatte. Aber ich war der Beste in Mathematik bis Untertertia. Weil ich jedoch in den Sprachen nicht das englische Niveau erreichte, hielt mich der Klassenlehrer für dumm und warf mir immer meine „Dummheit“ vor mit dem Ergebnis, daß ich in den zweieinhalb Jahren auf dem Gymnasium nie eine griechische oder lateinische Lektion gelernt habe. Trotzdem – dank den Strafen, die mich zwangen, Vergil und Livius auswendig zu lernen – wurde ich auch der Beste in Latein unter meinen Altersgenossen, bevor das zweite Jahr um war.

Ich hatte ein außergewöhnliches Wortgedächtnis. Ich erinnere mich, daß der Doktor einmal einige Zeilen des ‚Verlorenen Paradieses‘ höchst affektiert rezitierte und in seiner pompösen Weise hinzufügte, Lord Macaulay hätte das ‚Verlorene Paradies‘ von Anfang bis zu Ende auswendig gekonnt. „Ist das so schwer?“ fragte ich. „Wenn du die Hälfte davon gelernt hast, wirst du verstehen, wie schwer es ist. Lord Macaulay war ein Genie“, und er strich wieder den Lord heraus.

Eine Woche später, als der Doktor wieder Literaturunterricht gab, sagte ich, als die Stunde zu Ende war: „Bitte, Herr Doktor, ich kenne das ‚Verlorene Paradies‘ auswendig.“ Er prüfte mich und sah mich dann von Kopf bis Fuß an, als ob er sich fragte, wo das ganze Wissen hingeraten sein mochte. Diese meine ‚Frechheit‘, wie die ältern Knaben es nannten, brachte mir manchen Knuff und Puff der obern Klasse ein und machte viel böses Blut. Der auffallendste Grundzug des englischen Schullebens war das Verhältnis der jüngern Knaben zu den ältern, wie es in deutschen studentischen Verbindungen zwischen Bursch und Fuchs besteht. In England wurden die Regeln mit drakonischer Strenge eingehalten. Die Namen der diensthabenden „Füchse“ wurden an ein schwarzes Brett geschrieben, und wenn man nicht auf die Minute pünktlich war und höchst servil noch obendrein, bekam man ein Dutzend Schläge auf den Hintern, und zwar nicht nachlässig und mit Unwillen gegeben, wie der Doktor es tat, sondern mit Herzenslust, sodaß man Narben bekam und tagelang sich nicht setzen konnte, ohne vor Schmerz aufzuschreien.

Die „Füchse“, die jung und schwach waren, wurden sehr oft nur aus Spaß brutalisiert. So, zum Beispiel, konnten wir am Sonntagmorgen im Sommer eine Stunde länger im Bett bleiben. Ich schlief mit fünf andern jüngern Knaben in dem großen Schlafzimmer. Zwei ältere Jungen schliefen an jedem Saalende, wahrscheinlich um Ordnung zu halten, in Wirklichkeit jedoch, um uns die wüstesten Dinge beizubringen und ihre jüngern Lieblinge zu korrumpieren. Wenn die englischen Mütter wüßten, was in den Schlafsälen dieser Internate in ganz England vorgeht, würden alle von Eton bis Harrow an einem Tage geschlossen werden. Wenn die englischen Väter klug genug wären, um zu verstehen, daß die erotischen Flammen im Kna-

benalter nicht geschürt zu werden brauchen, würden auch sie
ihre Söhne vor dem gemeinen Mißbrauch schützen.

Die Grausamkeit in jeder Form tobte sich an den
schwächern, jüngern, nervösen Knaben aus. Ich erinnere mich
an einen Sonntagmorgen, als einige der ältern Knaben ein Bett
an die Wand stellten, die sieben jüngern Buben unter das Bett
kommandierten und mit Stöcken auf jede Hand und jeden Fuß
einschlugen, der sich zeigte. Ein kleiner Bub schrie, er könne
nicht mehr atmen, worauf die Quäler alle Öffnungen zu ver-
stopfen begannen, mit der Drohung, ein „Burgverlies“ zu
machen. Wir schrien und stießen unter dem Bett, und einer
der jüngsten begann so zu kreischen, daß die Quäler das Ge-
fängnis im Stich ließen und aus Angst vor dem Lehrer weg-
rannten.

An einem feuchten Sonntagnachmittag im Winter wurde
ein kleines, nervöses Muttersöhnchen aus Westindien, das
immer fror und sich immer um das Fenster in dem großen
Schulzimmer herumdrückte, von zwei größern Jungen gepackt
und dicht an die Flammen herangehalten. Zwei andre Bestien
zogen ihm die Höschen stramm, und je mehr er schrie und
flehte, desto fester packten sie ihn und hielten ihn umso näher
an die Flammen, bis plötzlich die angebrannten Höschen aus-
einanderplatzten, der kleine Bub in die Flammen fiel, und die
Quäler merkten, daß sie zu weit gegangen waren. Der kleine
„Neger“, wie er genannt wurde, verriet nicht, wie er zu seinen
Brandwunden kam, und war glücklich über die zwei Wochen
Krankenstube.

Wir lasen von einem „Füchslein“ in Shrewsbury, das in
ein Bad mit kochendem Wasser von ältern Knaben hinein-
geworfen wurde, weil er gewöhnt war, sehr warm zu baden.
Aber das Experiment nahm ein trauriges Ende, denn der Kleine
starb daran, und die Angelegenheit konnte nicht vertuscht
werden, obwohl man sie schließlich als einen bedauerlichen
Unfall aus der Welt schaffte.

Die Engländer sind so stolz auf die Tatsache, daß sie einen
großen Teil der Schuldisziplin in die Hände der ältern Knaben
legen. Sie schreiben diese Neuerung Arnold von Rugby zu, und
es ist selbstverständlich möglich, daß sie, wenn die Oberleitung
in den Händen eines Genies liegt, gute Ergebnisse zeitigt.
Aber gewöhnlich macht sie eine Schule zu einem Zwangshaus
der Grausamkeit und Unzucht. Die ältern Knaben setzen die
Legende in die Welt, daß nur die Petzer dem Lehrer etwas ver-
raten, und lassen daher alle Zügel den gemeinsten Instinkten schießen.

Die beiden Klassenältesten in unserm Schlafsaal zu meiner
Zeit waren ein stämmiger Kerl, namens Dick F., der die Nächte
bei den kleinen Knaben im Bett verbrachte, bis sie erschöpft
waren, und Jones, ein siebzehnjähriger Junge aus Liverpool,
sehr zurückgeblieben in der Schule, aber sehr stark, der Stolz
unsres Internats bei den Kämpfen. Er verbrachte die Nächte
bei einem kleinen Buben, den er in mancher Weise be-
günstigte. Henry H. entging durch diese Freundschaft allen
Fuchs-Diensten und verriet mit keinem Worte, wozu ihn

Jones in der Nacht benutzte, bis er sich mit einem andern kleinen Buben befreundete und so die ganze Geschichte herauskam.

In meinem eignen Fall wirkten zwei Hemmungen, über die ich ausführlicher als einen Hinweis für Eltern schreiben möchte. Ich war sehr eifrig bei den Körperübungen. An Hand eines Buches mit Abbildungen über Gymnastik lernte ich Springen und Laufen. Um hoch zu springen mußte man von der Seite einen kurzen Anlauf nehmen und sich horizontal ausstrecken, um über die Reckstange zu kommen. Durch dauernde Übung konnte ich mit dreizehn Jahren unter der Reckstange stehen und sie dann im Sprung nehmen. Ich merkte jedoch, daß ich, sobald ich erregt war, nicht mehr imstande war, so gut zu springen, und infolgedessen hielt ich mich in strenger Zucht. Ich war mehr als dreizehn Jahre alt, als ein zweiter und starker hemmender Einfluß in mein Leben kam, ein Einfluß, der seltsamerweise durch mein Verlangen nach Frauen und meine erotische Neugier wuchs.

Ein Vorfall bildet eine Epoche in meinem Leben. Wir hatten Gesangstunden in der Schule, und als sich herausstellte, daß ich eine gute Altstimme und ein sehr gutes Gehör besaß, wurde ich ausgesucht, um Soli zu singen, sowohl in der Schule wie im Kirchenchor. Vor jedem Kirchenfest wurde viel mit dem Organisten geübt, und Mädchen aus benachbarten Häusern nahmen daran teil. Ein Mädchen sang ebenfalls ein Altsolo, und so wurden wir beide von den andern Knaben und Mädchen getrennt. Das Klavier stand in der Ecke des Zimmers, und wir beide saßen oder standen dahinter, beinah unsichtbar für die Andern, da auch der Organist vor dem Klavier saß. Die kleine E., die mit mir die Altstimme sang, war ungefähr in meinem eignen Alter. Sie war sehr hübsch oder schien mir so, hatte goldnes Haar und blaue Augen, und ich versuchte, auf meine ungelenke Knabenart mich an sie heranzumachen. Eines Tages, als der Organist etwas erklärte, kletterte E. auf einen Stuhl, um besser hören zu können. Ich saß in meinem Sessel hinter ihr und erblickte ihre Beine, denn ihr Röckchen wippte, als sie sich nach vorn beugte. Der Atem stockte in meiner Kehle. Sie hatte entzückende Beine und ich konnte dem Versuch nicht widerstehen, sie anzufassen. Es sah uns ja kein Mensch.

Ich sprang sofort auf und stellte mich neben den Stuhl, auf dem sie stand. Ich ließ wie zufällig meine Hand auf ihr linkes Bein fallen. Sie zog weder den Fuß zurück, noch schien sie den Druck meiner Hand zu bemerken, und so faßte ich sie kühner an. Sie rührte sich nicht, obwohl ich nun wußte, daß sie meine Hand fühlte. Ich glitt mit der Hand an ihrem Bein entlang, über das Knie hinweg, bis meine Finger das warme Fleisch berührten... Diese Empfindung war so stark, daß es mich in der Kehle zu würgen begann. Mein Herz hämmerte. Es fehlen mir Worte, um die Intensität meines Gefühls zu beschreiben.

Plötzlich nahm das Wunder ein Ende. Der verdammte Organist hatte seine Erklärung beendet, und als er die ersten

Noten auf dem Klavier anschlug, sprang E. vom Stuhl herunter. „Du, mein Lieb“, flüsterte ich, aber sie runzelte die Stirn, während ein Lächeln aus ihren Augenwinkeln zu mir hinüberschoß, um mir zu zeigen, daß sie mir nicht böse war.

Sie schien mir die Liebe und Verführung selbst, tausendmal lieblicher und anziehender als vorher. Als wir wieder aufstanden, um zu singen, flüsterte ich ihr zu: „Ich liebe dich, ich liebe dich.“ Ich kann kaum die leidenschaftliche Dankbarkeit beschreiben, die ich für sie empfand, die Dankbarkeit für ihre Güte, daß sie die Berührung meiner Hände duldete. Ich wußte nun: es gab etwas Höheres auf der Welt. Ein Kuß, eine Berührung schien mir das größte Glück. Meine Gedanken hoben sich auf ein höheres Niveau. Ich beschloß, mich für diese größern Freuden zu bewahren.

Wo bleiben deine Steuern —? von Theobald Tiger

Wenn Einer keine Arbeit hat,
     ist kein Geld da,
Wenn Einer schuftet und wird nicht satt,
     ist kein Geld da.
Aber für Reichswehroffiziere
und für andre hohe Tiere,
für Obereisenbahndirektionen
und schwarze Reichswehrformationen,
für den Heimatdienst in der Heimat Berlin
und für abgetakelte Monarchien –
     dafür ist Geld da.

Für Krankenhaus und Arbeiterquartier
     ist kein Geld da.
Für den IV. Klasse-Passagier
     ist kein Geld da.
Aber für Wilhelms seidne Hosen,
für prinzliche Zigarettendosen,
für Kleinkaliberschützenvereine,
für Moltkezimmer und Ehrenhaine,
für höhere Justizsubalterne
und noch eine, noch eine Reichswehrkaserne –
     dafür ist Geld da.

Wenn ein Kumpel Blut aus der Lunge spuckt,
     ist kein Geld da.
Wenn der Schlafbursche bei den Wirten zuguckt,
     ist kein Geld da.
Aber für Anschlußreisen nach Wien,
für die notleidenden Industrien
und für die Landwirtschaft, die hungert,
und für jeden Uniformierten, der lungert,
und für Marinekreuzer und Geistlichkeiten
und für tausend Überflüssigkeiten –
     da gibts Zaster, Pinke, Moneten, Kies.
          Von deinen Steuern.
          Dafür ist Geld da.

Berliner Verkehr von Ignaz Wrobel

Die Berliner Presse ist dabei, dem Berliner eine neue fixe Idee einzutrommeln: den Verkehr. Die Polizei unterstützt sie darin aufs trefflichste. Es ist gradezu lächerlich, was zur Zeit in dieser Stadt aufgestellt wird, um den Verkehr zu organisieren, statistisch zu erfassen, zu schildern, zu regeln, abzuleiten, zuzuleiten... Ist er denn so groß? Nein.

Kommst du nach Berlin, so fragen dich viele Leute mit fast flehendem Gesichtsausdruck: „Nicht wahr, der Berliner Verkehr ist doch kolossal?“ Nun, ich habe gefunden, daß er an seinen Brennpunkten etwa dem Verkehr einer mittlern Pariser Straße abends um 6 Uhr entspricht – und das ist ein rechtes Mittelmaß, aber nicht mehr. Und gegenüber diesem kindlichen Getobe ,muß ich sagen, daß ich eine Geisteshaltung nicht begreife, der die Quantität eines Verkehrs imponiert. An der Place d’Opéra stehen zu manchen Tagesstunden sechs Reihen Automobile nebeneinander – nun, und? Hebt das Paris? Wird Paris dadurch wertvoller? Das beweist doch nichts weiter, als daß man beim Bau der Pariser Innenstadt an einen solchen Verkehr noch nicht gedacht hat; beweist, daß die Konzentration von Bureauviertel und aufeinandergehäuften Hausbewohnern etwas Ungesundes ist, eine wahrscheinlich nie zu lösende Schwierigkeit, die wohl einmal zur Dezentralisation großer Städte führen kann – alles Mögliche beweist diese sechsfache Reihe der Automobile, nur nichts Angenehmes.
Man muß alte Pariser von den Boulevards erzählen hören: wie sie einmal, bei jedem Ausgang, schnell einen kleinen Umgang über die Boulevards gemacht haben, weil es so nett war, da spazieren zu gehen – und heute ist das eine bunte Hölle, ein wüster Spektakel, der Pariser ist froh, wenn er wieder herunter ist... Imponieren? Davon steht nichts drin.

Nun hat Berlin diesen Verkehr nicht, bildet sich aber ein, ihn zu haben, und die Polizei regelt diesen imaginären Verkehr so, wie nie ein Mensch in Paris geregelt hat noch regeln würde. Es gibt keinen verständigen Berliner Autofahrer, der mir nicht gesagt hätte, wie diese winkenden und turnenden Schutzleute nur eine Belästigung des Verkehrs darstellten, wie Alles viel besser und glatter ginge, wenn sie nicht da wären – und ich kann das nur bestätigen. Die Pausen, in denen man etwa auf dem Kurfürstendamm die „Wagenburgen“ passieren läßt, sind so lang wie an den Champs-Elysées – nur lohnt es sich da, nur ist es da nötig, solche Pausen im Verkehr eintreten zu lassen, während in Berlin die Pause erst dazu dient, eine Ansammlung hervorzurufen, die sonst nicht vorhanden wäre.

Was an diesem beängstigenden Schwachsinn von Überorganisation und Zeitungsgeheul um das pure Nichts so bezeichnend ist, das ist eben jene amtliche Gschaftlhuberei, die um ihrer selbst willen betrieben wird. Die Art, wie sich staatliche Angestellte, die für ihre selbstverständliche Tätigkeit bezahlt werden, neuerdings in der Presse mausig machen, diese primadonnenhaften Auftritte „der Spitzen der Behörden“ – man muß

das gesehen haben! –, diese lächerliche Überschätzung ganz einfacher Funktionen wirkt um so grotesker, als die Wirklichkeit diesem Brimborium überhaupt nicht entspricht. Ich habe mich oft gefragt, wo wohl Paris hingeriete, wenn es solch einen Hallo um Selbstverständlichkeiten machte – und es hätte immerhin Anlaß dazu. Aber kein Pariser kümmert sich um die so unendlich wichtige Frage, ob die Schienen der Elektrischen aus der rue Réaumur entfernt werden oder nicht... Das steht kaum in der Zeitung. Der Rest geht mehr oder weniger glatt von selbst, die Polizei macht Fehler oder trifft vernünftige Anordnungen, und im übrigen haben die Leute andre Sorgen.

Die Aufblähung der deutschen Ämter aber, mit gütiger Unterstützung der Presse, nimmt nachgerade Formen an, die zu der Überlegung veranlassen, ob diese harmlosen Ämter nicht ein bißchen das Theater zur Metternich-Zeit vertreten: Ablenkung vom Wesentlichen. Vater Staat hält dem Kind Untertan eine bunte Puppe vor, etwa einen Polizisten mit weißen Signalärmeln, damit es stille sitzt, während ihm Einer in den Taschen umherwirtschaftet...

„Die grüne Welle in der Friedrich-Straße“ – das ist eine Überschrift auf der ersten Zeitungsseite. Von der roten Welle, die sich durch die Gefängnisse ergießt; von den beispiellosen Schweinereien in ostpreußischen Gefängnissen; von der schmachvollen Behandlung, die zu Unrecht festgesetzten Kommunisten zuteil wird: davon ist weniger die Rede.

Es ist nicht nur die Überbevölkerung, der Drang, sich um Gotteswillen durch eine überflüssige Betätigung eine Existenzberechtigung zu verschaffen, die dieser völlig gleichgültigen Tätigkeit der Verkehrspolizei zu einer Inflation verhilft. Es ist so schön harmlos...

Und der Rummel kommt auch einem tiefen Drang des Neudeutschen entgegen, sich so zu fühlen, wie er sich die Amerikaner vorstellt. Er kann leicht darauf verzichten, ein Kerl zu sein – aber in einer Stadt zu wohnen, die eine „Ssitti“ hat und einen „Brodweh“, det hebt Ihnen.

Meinen Sie, unser Verkehr sei kein „Problem“? Ach, wir sind ja so problematisch! Neulich kündigte Einer einem Freunde seinen Besuch in Paris an. „Ich komme, um die romanische Lösung des Großstadtproblems zu studieren...“ Billiger tat ers nicht, und er wird sicherlich nicht einmal merken, daß es hier kein Problem und keine Lösung gibt, sondern nur: Paris.

Wichtiger als der künstlich aufgepustete Beamtenkram scheint mir eine ständige Kontrolle der Verwaltung. Es ist ja sehr hübsch, wenn der „Strafvollzugspräsident“ eine Rede bei der Einweihung der Hedwig-Wangel-Stiftung hält – wesentlicher wäre, daß sich der Mann einmal darum kümmerte, was in seinem Ressort vorgeht, und ob da nicht die einfachsten Gebote der Menschlichkeit verletzt werden.

Und wenn sich diese schmeichelnden Lokalredakteure und die Beamten und die Chronikeure von noch dreißig Amerikanerinnen bescheinigen lassen, wie großstädtisch sie sind – abgesehen von ihrer Naivität, die den Wert solcher Erklärungen

nicht kennt, ist für die Tatsache, wie wenig Großstädter sie in Wahrheit sind, das Eine charakteristisch: daß sie sich so sehr anstrengen, es zu sein. Hat man schon einmal einen Berliner davon Wesens machen sehen, daß seine Hautfarbe weiß ist? Das Selbstverständliche brüllt man nicht aus.

Die Verkehrsseuche aber greift aufs Land über, und was Berlin recht ist, ist Bückeburg billig. Kein Auto weit und breit — aber zwei Verkehrspolizisten; ein Auto am Horizont: und ein wildes Gewinke, Geblase, Gepfeife hebt an. Dabei fahren die deutschen Autochauffeure schlechter als etwa die Pariser; dabei können sich ungeschickte Fußgänger und brutale Autoführer nicht einigen; dabei klappts doch nicht.

Weil es eben nicht auf die Organisation ankommt, sondern auf ganz etwas Andres, und weil das wahre Leben da beginnt, wo der Deutsche nicht hindenkt.

Die Wildente von Alfred Polgar

Karl Forest, Regisseur des schönen Abends im Wiener Deutschen Volkstheater, zeichnete das Bild der unvergleichlichen Aufführung Otto Brahms, wie er es wohl noch lebendig im Herzen trägt, getreulich nach. Er selbst spielt den alten Edkal so, wie er ihn einst im Mai des Naturalismus gespielt hat, mit dem Kognak in der Tasche, in der Kehle und den altersschwachen Beinen (Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten), in dem mummligen Tonfall des Mummelgreises, dem man auch zum Sprechen eine Serviette umbinden müßte, damit er sich nicht mit Silben-Brei bekleckert.

Bassermanns Hjalmar ist die Meisterleistung geblieben, die sie war, in jedem kleinsten Zug unabänderlich fixiert und doch so frei, als wäre Alles Eingebung des Augenblicks. Die Figur steht bei ihm in voller Blüte ihrer Menschlichkeiten. Bezaubernd, wie Bassermann im Ton, mit dem er die leere Phrase spricht, sein Wohlgefallen an diesem Ton mitschwingen läßt, wie er die Farben der Gestalt in vielen Mischungen zum Kolorit wahrhaftigen Lebens ineinandermengt, wie er Lichterchen aufsetzt, schattiert, Miene und Gebärde, Reden und Schweigen als Spiegel innersten Wesens nützt. Er ist Herr über die schauspielerische Materie, und sie fügt sich seinem leisesten Fingerdruck.

Herr Mederow hat im Gregers eine Rolle gefunden, die seinem mehr im geistigen als im sinnlichen Bezirk heimischen Theaterspiel gut entspricht. Den stillen Fanatismus des Gregers, die Mischung aus Narr und Heiligem, half and half, die Weitsichtigkeit, die blind ist für das Nahe, macht er mit subtilen Mitteln glaubhaft.

Frau Bassermanns Gina ist ganz die tüchtige Frau, die viel zu viel mit der materiellen Wirtschaft zu tun hat, als daß sie auch noch um die moralische sich kümmern könnte. Sie hat einfach keine Zeit für dramatische Verwicklungen. Frau Bassermanns Schmerz an Hedwigs Leiche, sehr eruptiv, warf die Hörer um (und auf der Szene den Tisch samt Stühlen). Vortrefflich der Dr. Relling des Herrn Brandt, nur vielleicht

ein wenig zu weich. Man müßte doch immer spüren, wie ihn
Gregers Werles Rederei agaciert, wie es ihn beständig juckt,
den unheilvollen Kerl hinauszuwerfen.

Über Fräulein Koeppkes Hedwig weinte das Theater gute
Tränen. Sie ist auch zu rührend in ihrer kindhaften Gebrech-
lichkeit, mit dem verschreckten Blick aus ganz großen Augen,
mit der grünen, herben Unreife ihrer Bewegungen, mit dem
eiligen Lächeln, das ihr nur so wie Reflex einer Ahnung
von was Gutem übers Gesicht fliegt. Es gelingt ihr wirklich,
das Licht, das man der armen Hedwig so gerne gönnte, und
das ihr doch versagt bleibt, zum Heiligenscheinchen überm
Strubbelhaar zu sammeln.

Eine schlechte Hedwig hat es, glaube ich, noch nicht ge-
geben. Jede junge Schauspielerin, ist sie nur körperlich zart
genug, muß da halbwegs reüssieren. Und es fällt dem Zu-
schauer immer schwer, seine Rührung zwischen Figur und
Darstellerin ursächlich-richtig aufzuteilen.

*

Auch diese Dichterarbeit trägt die Patina der Vergäng-
lichkeit, auch auf ihr liegt, das ist sein gutes Recht, Staub.
Aber er hat sie nicht zerstört, sich nirgendwo tiefer ein-
gefressen. Er ruht, pulverisierte Zeit, fein und rein, umschlei-
ernd Menschenwerk. Man möchte gerührt sprechen, wie Hjal-
mar vom „Greis im Silberhaar“, vom Stück im Silbergrau.

Der Körper, den sich hier der Geist erbaut hat, ist es, der
ihm Dauer garantiert. Die wunderbare technische Feinarbeit
des Werkes – es hat die Präzisionsmechanik einer Schweizer
Uhr – sichert ihm langen Gang.

Über die Jahre seiner lebendigen dramatischen Wirkung
hinaus – die schwächte sich in dem Maße ab, in dem die
Gefühls- und Moralgeltungen, die Stoßkraft der Ideen, mit
denen das Stück operiert, sich abschwächten – leuchtet der
Ruhm der seelenanatomischen Entdeckung, die mit diesem
Werk offenbart wurde: die Entdeckung des Hjalmarismus. In
der ‚Wildente‘ wird er zum ersten Mal beschrieben, erläutert,
am klaren Beispiel demonstriert. Ein Fund, für die Geheim-
wissenschaft von der menschlichen Lüge und Schwäche nicht
weniger kostbar als für die Geheimwissenschaft von der
menschlichen Adligkeit und Selbstverleugnung die Entdeckung
des Hamsunismus durch Knut Hamsun, den großen Epiker
(der den großen Dramatiker, den Greis im struppigen Silber-
haar, nicht schmecken konnte).

Theatermachern von jetzt – ungemein stolz auf ihre Be-
gabung, neuern Datums zu sein (die einzige, die der Prüfung
standhält) – imponiert der gute Ibsen gar nicht. Er war ja
gewiß manchmal langweilig, ein Magister der Gesellschafts-
Pharmazie... aber in seinem nackten Handwerk steckt noch
mehr Geist als in ihrem Geistwerk, in seiner Ruhe noch mehr
strömende, wirkende Kraft als in ihrer „Dynamik“, und viel
mehr Welt und Problem fing sich in den Netzen des alten
Fallen- und Fragenstellers als das klägliche Bißchen, das heu-
tige Theaterdichtung von ihren kosmischen Jagdzügen heim-
bringt.

Franziska

„In ‚Franziska‘ versuchte ich, einen ganzen Komplex von Empfindungen in ein Menschenschicksal zu bannen, ohne die meiner Auffassung nach weder die antike Mythologie noch die religiöse Askese entstanden wäre, weder eine Amazone noch ein Säulenheiliger, weder Beethovens Fidelio noch Goethes Mignon.“ Dieser Satz Frank Wedekinds hat mit dem Inhalt seiner ‚Franziska‘ so viel zu tun wie mit dem Inhalt des ‚Wallenstein‘ oder wie der Kommentar zum Gesetz über die Aktiengesellschaften mit Stefan George; nur Christian Morgenstern hätte da einen Zusammenhang herstellen können. Aber auch ‚Franziska‘ selbst ist ein zusammenhangloser Unsinn. Man muß noch Chaos in sich haben, um einen tanzenden Stern gebären zu können – gewiß; aber man muß ihn auch gebären. Der Wedekind der ‚Franziska‘ lädt zu Wehen, deren Schmerzhaftigkeit uns höchstens darum nahe geht, uns zu unsachlich-persönlichem Mitleid stimmt, weil sie sich nicht lohnen, weil sich die Schwangerschaft als trügerisch erweist. Es tritt nichts zutage. ‚Franziska‘ ist eine Privatangelegenheit ihres Autors. Eine Auseinandersetzung mit dem Gott im Himmel und dem Gott in seiner Brust, die er aufreißt, damit sein Herzblut verströme, und die offen daliegt, ohne daß es strömt, und ohne daß klar wird, was den armen Mann in diesem besondern Fall zu so wilder Selbstzerfleischung getrieben hat. In diesem besondern Fall: darauf kommt es an. Eine allgemeine Verzweiflung, ein abgründiger Weltekel braucht keine andre Ursache als den Unsinn des Lebens überhaupt, die Schwärze der Menschen, die Verlogenheit der Sitten, die Hörigkeit der Kunst, den Hunger von Millionen Mägen, die seelenentzweiende Ausdrucksarmut der Sprache, die tragisch bittere Komik des unterjochenden Triebs. Daran entzünden sich Dichter zu epischen Klagegesängen von trostlos pessimistischer Klangfarbe. Aber sobald ich Dramatiker bin, sobald ich beispielmäßig vorgehe, sobald ich von der Muse verlange, daß sie mir die Frau nenne, die vielumgetriebene, die Repräsentantin sei der Nöte des Weiber- und Menschengeschlechts: da dürfte nicht wohlgetan sein, daß ich mich mit einer Person begnüge, die für nichts charakteristisch ist als für die Verworrenheit meines Hirns und die Ohnmacht meiner Hand.

Das ist Franziska. Wozu der Lärm? Alle Probleme Himmels und der Erden, alle Themen, Motive und Komplexe von Empfindungen werden zusammengeschleppt, um ein geiles Gänschen zum sogenannten „weiblichen Faust“ auszustaffieren. Man stelle sich einmal vor, daß Wedekind nicht dieses Schlagwort den kritischen Hunden als Knochen hingeworfen hätte, um sie von der Fährte abzulenken. Was sieht man dann? Die achtzehnjährige Franziska fängt mit Einem endlich richtig an, damit sie, losgebunden, frei, erfahre, was das Leben sei, Sie lernt bei dem Ersten, daß sie berechtigt ist, ganz andre Ansprüche an einen Mann zu stellen. Sie wird, mit Hilfe des Zweiten, Veits Kunz, selbst zum Manne, weil das die Genußfähigkeit erhöht

(und hier fordert Wedekind für das volle Verständnis offenbar eine praktische Vertrautheit mit Gegenden der Sexualpathologie, in die ich noch nicht geleitet worden bin). Sie wird durch den Dritten, einen herkulischen Komödianten, zum seligen Tier und zur Mutter. Sie heiratet den Vierten und will, wird, soll und möge künftig Strümpfe stopfen. Die Messalina endet als Haus-Unke, die sexuelle Zwischenstufe als gesunde Amme, die Weltumseglerin als Köchin. Das schadet nichts. Dawider dürfte man durchaus nicht einwenden, daß der Kommentator Wedekind kaum Tod und Teufel und die antike Mythologie bemühen mußte, um auf die spießbürgerlichste Weise darzutun, was die wahre Bestimmung der Frau sei. Dichter wissen selten von ihren Werken, und der redselige Wedekind wußte nie. Aber schrecklich über alle Maßen, daß eine Frau, die verführt und verführt wird, die Liebe in sämtlichen Spielarten empfängt und verteilt, die Menschen ins Jenseits und Menschen ins Diesseits befördert – daß solch ein Geschöpf aus Celluloid ist, aus gelbem, glattem, klapperndem Celluloid. Der alte Wedekind fand die rechten Worte, die rechten Handlungen, um sein Ethos durch traurige und lustige Harlekine zu verkünden und diesen Harlekinen selber noch eine rechtschaffene Puppentheaterexistenz zu bereiten. Der Wedekind der ‚Franziska‘...

Er will bekennen, was er nie bekannt, und stammelt nur wie unter einer Peitsche, was er jederzeit bekannt. Man hat den peinigenden Eindruck eines Sprechautomaten, dessen Mechanismus entzwei ist, und der ohne Punkt und Komma immer wieder, immer wieder seine Walze abschnurrt. Kunst braucht nicht verstandesmäßig deutbar zu sein. Aber sie darf auch nicht zur Travestie ihrer selbst werden und vielleicht damit ihre Zusammenhanglosigkeit entschuldigen wollen. Wenn man ein weltanklägerisches Geschluchz erhebt, so sollte der Anlaß nicht gar zu läppisch sein. Was sich hier abspielt, ist ein Stück aus dem Tollhaus, ohne die Schrecken und Gewalten des wahren Irrsinns. Alles ist halb, unecht, beängstigend. Wo dieser Feind der Gesellschaft das Publikum beschimpft, biedert er sich ihm an. Wo dieser Moralist eine Atmosphäre der Laszivität entstehen lassen will, mißlingt sie ihm so, daß er in den Verdacht gerät, selber zu zoten. Sechs ausgiebige Bilder dieses ‚modernen Mysteriums‘, drei Viertel eines normalen Theaterabends sind, gelinde gesagt, Geschwafel, barer Nonsens, die abgeschmackteste Vergeudung unsrer Zeit. Dann aber – dann atmet man, beim siebenten und achten Bilde, plötzlich auf. Vernunft im künstlerischen Sinn fängt wieder an zu sprechen: der glückliche Liebhaber Veit Kunz hat mit Franziska ein lyrisch-inniges Zwiegespräch, der unglücklich gewordene, der Franziska dem stiernackigen Kulissenreißer verfallen sieht, mit ihrem alten Jugendprotektor Hohenkemnath in Schwermut und Ekel und bitterm Gelächter ein tragiburlesk züngelndes und zündelndes Doppeleinzelgespräch zu führen, wie sie in ‚Frühlings Erwachen‘ nicht schöner, nicht genialischer vorkommen. Erst der reine Hauch einer Sternennacht, darauf der Schwefelgeruch zweier Lebensbankrotteure.

Und Wedekind hat nicht selber gemerkt, daß diese beiden Szenen von den andern durch Welten geschieden sind! Also brauchte nur die Inspiration ganz auszusetzen, und die Hunds- und Schweinsköpfe, die Rohrdommels und Schlammgrundels waren ungestört von jedem dichterischen Einfall unter sich.

Der stärkste Beweis für die Trostlosigkeit des Werks als Totalität war bei Dichters Lebzeiten, daß nicht einmal der Schauspieler Wedekind fesselte, der sonst doch immer gesiegt hatte. Was er hier sprechen mußte, war eben, bis auf jene zwei Szenen, durchweg wertlos und verstimmte in seiner Leerheit umso mehr, je heftiger sich der Stellvertreter und Doppelgänger des Autors abmühte, es für wer weiß wie kostbar auszugeben. Da fängts, im Theater am Nollendorfplatz, Karl Heinz Martin gescheiter an. Er versucht gar nicht erst, Schwächen zu verhängen, Mattheiten zu befeuern, Bleichsüchtigkeiten zu durchbluten und einen Zusammenhang zu schaffen. Umgekehrt: er betont die Zusammenhanglosigkeit. Er löst den Schmarren in Einzelnummern auf. Er macht, auf Tairoffs grauem Bettergerüst, ein buntes Cabaret aus Couplets und Tänzen, die Werner R. Heymann unter sehr viel Musik gesetzt hat. Und wenn zum Umbau Saxophone „O du mein holder Abendstern“ quäken, dann ist die Atmosphäre da, in der eine Operettenfigur wie die Franziska der Tilla Durieux blüht, gedeiht und entzückt – mit ihrem flirrenden Ton, ihrer geistigen Verwegenheit, ihrem artistischen Schneid, ihrer maskulinen Energie wie ein Wahrzeichen bester deutscher Schauspielkunst.

Republik und Kaiserhof von Morus

Reinhold reformiert

Das Reichsfinanzministerium will ein Geschäft machen. Es will für 36 Millionen Mark in Berlin Gebäude verkaufen, die jetzt dem Reich gehören, für 21 Millionen neue ankaufen und bauen und unter Aufgabe von 10 000 Quadratmetern Büroraum eine Konzentrierung der ganzen Ministerien und Spitzenverwaltungen um den Wilhelm-Platz erreichen.

Famos, nicht wahr? Wie Alles, was aus dem Ministerium des Doktor Peter Reinhold kommt. Aber wie Alles, was neuerdings vom Reichsfinanzministerium produziert wird, ist auch dieser Plan und die dazugehörige Denkschrift, die aus Anlaß des Kaiserhof-Ankaufes jetzt herausgegeben worden ist, brüchig, oberflächlich und effekthascherisch. Wie die Reichsregierung den Kaiserhof ausnutzen will; wie sie die Badezimmer, Küchenräume und Luxuskabinetts, deren teure Ausstaffierung sie selbstverständlich mitbezahlen muß, als Kanzleistuben zu verwerten gedenkt; wieviel die nötigen Umbauten kosten: darüber sagt die Denkschrift nichts. Man erfährt nur daraus, daß der Kaiserhof nicht allein, wie bisher bekanntgegeben worden, 8¼ Millionen kostet, sondern daß das Reich noch eine halbe Million zur Abfindung laufender Lieferanten- und Angestelltenverträge zugesagt hat und dazu noch die üblichen Spesen des Verkaufs von mehreren hunderttausend

Mark, die das Reich zwar von einer Tasche in die andre steckt, aber doch herausbekommen hätte, wenn die Berliner Hotelgesellschaft den Kaiserhof jemand Anderm verkauft hätte. Und verkaufen mußte sie, da das Hotel nicht mehr rentabel war. Also ging es hier, wie an zehn andern Stellen: da sich kein privater Käufer zu leidlichem Preise fand, zahlte der Fiskus einen Überpreis, um sich bei nächster Gelegenheit dafür von der Privatwirtschaft den Vorwurf machen zu lassen, daß er „kalte Sozialisierung“ betreibt.

Der Reichsfinanzminister begründet die Kauf- und Umbauaktion mit den reichen Erfahrungen, die er in rotgrauer Vorzeit bei der Leitung des revolutionären ‚Neuen-Geist-Verlags‘ gesammelt hat. „Jeder Kaufmann“, teilt er amtlich mit, „ist sich darüber im Klaren, daß es ein teures Arbeiten wäre, wollte man den Prokuristen selbst die Geschäftsbriefe schreiben lassen; es ist im kaufmännischen Leben eine Selbstverständlichkeit, daß der Prokurist seine Angaben ins Stenogramm diktiert. Für die Verwaltungsbehörden ist dies im Grundsatz zwar auch anerkannt, die Durchführung scheitert aber vielfach an Raumfragen, nämlich dann, wenn die Kanzlei so weit entfernt untergebracht ist, daß für die Referenten der Verwaltung die Möglichkeit, jederzeit ins Stenogramm zu diktieren, erheblich beeinträchtigt wird.“ Das klingt so nett und unbürokratisch wie Alles, was Reinhold redet. Aber würde der Unternehmer Reinhold in seinem Privatbetrieb sich eine Millionenlast für Büroräume aufladen, bevor er die konkrete Möglichkeit hat, andre, dadurch entbehrlich werdende Häuserkomplexe auch wirklich abzustoßen? Würde er nicht versuchen, Zug um Zug zu rangieren?

Würde der Unternehmer Reinhold sich nicht auch erst ganz genau erkundigen, was ein großer, kompakter Neubau kostet, bevor er mit Hotelkäufen und Erweiterungsbauten sein Geld verzettelt? Täte er das, dann würde er nämlich erfahren, daß man für den Bau eines privaten Bureauraums von 20 Quadratmetern heute 3000 Mark ansetzt, und selbst wenn man für Treppenhäuser und Zubehör, auf das Zimmer berechnet, nochmal 3000 Mark einsetzt, könnte man für die 21 Millionen, die Reinhold jetzt für seine Hosenbodenreform ausgeben will, 70 000 Quadratmeter reinen Nutzraum herstellen und nicht, wie es nach dem Plan des Reichsfinanzministeriums geschehen soll, 22 000 Quadratmeter, von denen noch ein erheblicher Teil praktisch unverwertbar ist. Wenn man, wie schon vor Jahren der in Bureaukratiis wohlbewanderte Exminister Koch vorgeschlagen hat, am Platz der Republik einen Achtstöcker – höher wirds wieder teurer – für 21 Millionen errichtete, dann könnte das Reich nicht nur die 32 000 Quadratmeter abgeben, die es künftig durch den Verkauf des alten Kriegsministeriums, der Kommandantur und vier andrer Bureaugebäude freikriegen will: es könnte die gesamten in Berliner Privathäusern gemieteten Räume entbehrlich machen und noch 10 000 Quadratmeter dazu. Zugleich hätte das Reich dann wirklich eine Reihe von Ämtern konzentriert, bequem und modern untergebracht, während der jetzige Reformplan

zwar die verstreuten Lämmlein etwas näher an die Wilhelm-
Straße heranführt, aber doch nur Halbheiten schafft.

Trotzdem ist nicht daran zu zweifeln, daß Peter Reinhold
noch aus dieser Schlacht siegreich hervorgehen wird. Die
Tagespresse hat zu frühzeitig ihr Pulver verschossen – die lo-
kalpatriotische Empörung über den Kaiserhof-Verkauf kann
man nicht noch einmal den Lesern zum Morgenkaffee aufwär-
men –, die anfangs revoltierenden Ministerialräte sind zufrie-
dengestellt, da das Reichsarbeitsministerium in seinem wilhel-
minischen Prachtbau, janz weit draußen, bleiben darf, Strese-
manns Corps sich erweitert, die Herren von der Reichskanzlei
einen kleinen und, wie sichs gehört, Geßlers Heerscharen
einen großen Anbau bekommen. Der Reichstag aber nimmt
an der Sache ohnehin kein Interesse, denn erstens handelt es
sich ja anscheinend nur um eine Berliner Lokalangelegenheit,
und zweitens um lumpige 21 Millionen. Und wer wird davon
viel Aufhebens machen?

Der gefährliche Achtstundentag

Wenn man ein Volk nach seinen Resolutionen beurteilen
dürfte, könnte man meinen: in Deutschland kommt etwas. Die
Arbeitnehmer fordern, geschlossen, wie ein Mann, die Wieder-
herstellung des Achtstunden-Tages, die Arbeitgeber lehnen ihn,
ebenso geschlossen und männlich, ab. Die Gewerkschaften pro-
testieren flammend, daß es nur so raucht, gegen die Ausbeu-
tung der Arbeitskraft; und nicht nur die sozialdemokratischen
freien Gewerkschaften sind dabei, sondern auch die christ-
lichen des Adam Stegerwald und die Hirsch-Duncker-Leute,
die von den dreißig demokratischen Reichstagssitzen vier be-
setzt halten – ehe der gute Erkelenz sich den Bart abnehmen
ließ, waren ihrer sogar fünfe.

Was die Gewerkschaften fordern, ist von fragwürdiger
Schläue. Sie wollen, daß die Überarbeit nur noch dann ge-
leistet werden darf, wenn der Neun- oder Zehnstunden-Tag im
Tarifvertrag verankert wird, kurzum: die Organisation soll
entscheiden. Ob man damit die schwerorganisierbaren Berufe
und die Hilfsbeschäftigten, die es am nötigsten haben und des-
halb am meisten ausgenutzt werden, besser schützen kann
als durch genaue Gesetzesvorschriften, erscheint zweifelhaft.
Den Arbeitgebern, von der Schwerindustrie bis zum Einzel-
handel, ist aber für alle Fälle auch diese Gewerkschaftsforde-
rung suspekt. Sie künden aller Welt, daß die deutsche Wirt-
schaft in Trümmer gehen müsse, wenn die Notverordnung über
die Arbeitszeit vom Dezember 1923 aufgehoben wird, die die
Arbeiter schlucken mußten, als Seeckt unter dem Belagerungs-
zustand auch offiziell Deutschland regierte, zur Quittierung des
Ruhrkampfs die Micum-Verträge erfüllt werden mußten und
die Gewerkschaftskassen durch die Inflation bis zum Zusam-
menbrechen ausgebeutelt waren.

Inzwischen sind die Gewerkschaften wieder leidlich auf
den Damm gekommen – ein Großbankdirektor will festgestellt
haben, daß bei den letzten Tarifverhandlungen sogar schon die
Bankbeamten mit der Wimper zuckten –, und wenns nach dem
Kassenbestand ginge, so könnten die deutschen Arbeiter

sicherlich einen längern Streik durchhalten als die englischen. Aber da es nicht nach dem Kassenbestand geht, sondern nach der Gemütsverfassung, sollen die Arbeitnehmer froh sein, daß die Kapitalisten von ihrer unbeschränkten Macht so bescheiden Gebrauch machen; daß sie, obwohl sie das Geld, den Staat, das Heer, die Richter, die Kirche und die Universitäten in ihrer Hand haben, nicht für hundert Mark im Monat den zwölfstündigen Arbeitstag verlangen, und daß sie sich immerhin benehmen wie aufgeklärte Despoten.

Die Ängstlichen aber mögen ruhig schlafengehen: in Deutschland kommt nichts.

Alte Bekannte von Alfred Grünwald

Sie haben es nicht, doch lassen sie es sich nicht nehmen.

*

Der Gelehrte: Er redet Fußnoten.

*

Der Seelenarzt: Er rückt der Seele zu Leibe.

*

„Sie kennen mich noch lange nicht“, versicherte mir Einer. „Sie irren“, entgegnete ich. „Seit eh und je.“

*

Wenn dir recht miserabel zu Mute ist, dann ist auch meistens der Mann mit dem chronischen Nasenbluten zur Stelle, der dir, in Anbetracht deines gesunden Riechorgans, versichert: „Sie wissen gar nicht, wie gut es Ihnen geht.“

*

Ich kenne einen charmanten Menschen, der nur eine schlimme Eigenschaft besitzt: sein gutes Gedächtnis. Wenn ich heute in seiner Gegenwart über eine Magenverstimmung klage, kommt er mir sicherlich mit dem Argument, ich hätte mich vor viereinhalb Jahren – es war ein regnerischer Mittwoch Nachmittag – wesentlich anders über gastrische Störungen geäußert.

*

INSCHRIFT

Er war ein konsequenter Mann,
der stets auf gestern sich berief,
in seiner Art auch produktiv:
Sein Hirn, es setzte Schimmel an.

*

Ich werde diesen Menschen also wiedersehen.
Ich muß gestehen, ich bin ein wenig neugierig auf mich.

*

Es ist recht lästig, wenn Leute aus deinem Vorgestern Anspruch darauf machen, in deinem Gestern zu leben.

*

Die Posaune des Gerichts ertönte. Da stiegen sie aus den morschen Särgen, und ich hörte die Stimme Freund Wichtigs, welcher da sagte: „Ich bitte ums Wort.“

*

Öde Spaßvögel pflegen mitunter, um eine Sache zu loben, sich des Ausdruckes: „Ein Gedicht!“ zu bedienen. Also etwa: „Die heutige Sauce war ein Gedicht!“ Sollte mich demnächst ein so Gesinnter bezüglich eines Verses von Goethe interpellieren, so werde ich nicht ermangeln, mich seiner Sphäre anzupassen, und werde etwa mit der Metapher: „Ein Beefsteak!“ mein Verständnis beweisen.

Deutsches Festprogramm

Der Zufall, der mich, wenn dies gedruckt erscheint, vor langer Zeit, nämlich am 11. August in den abgesperrten Reichstagsbezirk zur Verfassungsfeier der Regierung führte, machte mich mit einer der ödesten Veranstaltungen der Welt bekannt. Von den Feiern der Schupo in den Kasernen zu dem Tag da unterschied sich diese nur so, daß sie zum Teil im Freien stattfand und die Polizei nicht ganz unter sich war, sondern gleichzeitig beschäftigt wurde, im Auto herumfahrenden Offizieren „Meldungen“ zu erstatten und eine Handvoll Zivilisten teils durchzulassen, teils fernzuhalten. Der Andrang der Neugierigen war so gering, daß der Aufzug zur Wachtparade in Wilhelms Lustgarten daneben wie ein Volksfest wirkte.

Darüber kann sich allerdings nur wundern, wer das Volk für ganz dumm hält und glaubt, wenn man ihm schon keine Farben und keine Uniformen bieten kann, so gehe es auch noch ohne eine Idee, die ins Blut steigt. Nein, auf diese Weise läßt sich wahrhaftig nicht Das machen, was ein Hotelportier Unter den Linden einigen Fremden, die sich über die Absperrung wunderten, als Nationaltag erklärte. Während drinnen im Reichstag Reden von Hinz und Külz die anwesende Regierungskaste in Spannung hielten, veranstaltete die Reichswehr im Freien ein Promenadenkonzert, wie es Kudowa auch nicht schöner bietet. Das Programm wurde allen Ansprüchen gerecht. Zuerst der Hohenfriedberger (für Hindenburg). Dann der Hochzeitsmarsch aus ‚Lohengrin‘ (für Geßler, dessen Ritter nicht befragt werden wollen, wie sie zur Republik stehen). Dann der Radetzky-Marsch (für Löbe).

Mit der Republik hatte das Alles ebenso wenig zu tun wie der Verfassungstag selbst. Was das schon für eine Parteibonzenidee war, den Tag, da Ebert die Verfassung, man denke nur, unterschrieben hatte, zu einem Volksfest zu machen! Als ob das Volk nicht ganz andre Erinnerungstage der Republik hätte! Der Tag des Volkes und der Tag der Republik ist und bleibt der 9. November, auch wenn ihn seine Nutznießer noch so schamhaft zu verbergen suchen. An diesem Tag machte das Volk die Republik zu einer Tatsache, indem es sich erhob und die Affenjacke der Monarchie in die Gosse warf. Ob diese Tat dem Volk leicht fiel, weil die Generäle des Kaisers von Foch geschlagen waren und er selbst auf der Flucht, oder ob es sich die Republik blutig und bitter erstritt, ist objektiv belanglos. Den Blutzoll hat es seitdem ja doch mit Zinsen und Provisionen nachbezahlt. Aber grade weil der 9. November der Tag des Zusammenbruchs war, ist er zugleich der Volkstag der Wiedergeburt.

Sollte aber die Regierungskaste auf Verfassungsfeiern Wert legen, an denen sich das ganze Volk, besonders das republikanische, von Herzen beteiligen soll, dann schlage ich öffentliche Trauergedenktage für alle seit dem 9. November begangenen und versuchten Verfassungsbrüche vor. Das wäre einmal etwas, würdig der deutschen Denker, würdig der römischen Trauerfeste auf verlorene Schlachten. Mehr als verlorene Schlachten sind Verfassungsbrüche schwarze Stunden im Leben eines Volkes. Hier könnte die Mehrheit der Nation zeigen, was ihr die Verfassung ist, und durch die Größe ihrer Trauer künftige Attentate auf die Verfassung ins Dunkel scheuchen.

Schwierigkeiten wird nur die Wahl des Tages oder vielmehr der Tage der Regierung bereiten. Welch ein Sturm von Vorschlägen wird sich erheben, wenn der Gedanke durchgeführt werden sollte! Da wird man erst sehen, was dem Volke die Republik bedeutet. Eines muß man

aber schon heute sagen: Ohne Auswahl wird es nicht abgehn. Denn so viel Feste, wie möglich wären, können keinesfalls angesetzt werden. *Felix Stössinger*

Von der Reichsbahn

Am 2. Mai 1926 fuhr die Frau eines Arztes mit dem elektrischen Vorortzug von Frohnau nach Pankow. Nun ist ja bekannt, in welchem Zustand sich die Betriebsmittel unsrer Reichsbahn befinden. Also löste sich während der Fahrt die Lüftungsventilanlage von der Decke des Wagens. Die Dame erlitt ziemlich erhebliche Kontusionen am Kopfe; auch stellten sich schwere seelische Depressionen und Angstzustände ein. Sie begab sich in die Behandlung des Pankower Arztes Dr. Hansmann.

Da die Dame der Meinung war, daß wir uns in einem Rechtsstaat befinden, strengte sie gegen die fahrlässig handelnde Reichsbahngesellschaft einen Schadenersatzprozeß an, in dessen Verlauf sie auf Aufforderung der Reichsbahnverwaltung von deren Vertrauensarzt Professor Dr. Stier, Charlottenburg, Schlüter-Straße 52, untersucht wurde.

Vor der Untersuchung gestattete sich der Herr Professor die Frage an die Patientin: „Sind Sie etwa Jüdin?“ Als der Herr Professor sodann das Gutachten des behandelnden Arztes Dr. Hansmann gelesen hatte, meinte er in seiner treudeutschen Art: „Na, das Deutsch des Dr. Hansmann klingt doch auch sehr nach dem fernen Osten.“

Solchen Vertrauensärzten ist das Eisenbahnpersonal wehrlos überantwortet. Das ist schon schlimm genug. Aber müssen auch die Fahrgäste, die im Bereich der Eisenbahnverwaltung durch deren Schuld einen Unfall erleiden, derartige Gutachter einfach hinnehmen? Gedenkt die Eisenbahnverwaltung sie hinzunehmen, wo sie jetzt über ihr Wesen aufgeklärt ist?

Alexander Schönberg

C. P. Scott

Dieser junge Mann, seit 55 Jahren Herausgeber und Chefredakteur des ‚Manchester Guardian‘, hat soeben seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert. Und wie man ihm den gefeiert hat, das hätte er verdient, wäre er einzig im Burenkrieg gegen das offizielle England aufgestanden, um seine Stimme für die Bedrängten in den Kapländern und für deren Unabhängigkeit und Freiheit zu erheben. Er hätte es verdient, wäre er einzig im Weltkrieg für einen sofortigen Verständigungsfrieden eingetreten; oder hätte er nichts Andres getan, als Home Rule für die Iren zu verlangen; oder Gerechtigkeit für das besiegte und geschlagene deutsche Volk, deutsch-französische Verständigung oder Wahrheit und Frieden für und mit Sowjet-Rußland. Nicht nur, daß der ‚Manchester Guardian‘ eins von diesen Dingen getan und verfochten hat. Alle zusammen sind auf seinen Blättern hundertmal und tausendmal, jahraus jahrein in den Leitartikeln, in allen möglichen Notizen und in jedem Telegramm und Bericht seiner ständigen und seiner Sonderkorrespondenten gefordert worden.

Die Mehrzahl dieser Artikel hat C. P. Scott selbst geschrieben, und das in dem vornehmsten Stil und mit der schärfsten Waffe: dem Herzblut eines mit der Menschheit und um die Menschheit leidenden Kämpfers. Er ist Engländer, wie er ein Bürgerlicher war, und wie er ein Anhänger der kapitalistischen Gesellschaftsordnung bleiben wird. Das hat ihn nie gehindert, seiner eignen Regierung, seinen eignen Landsleuten und seiner eignen Klasse entgegenzutreten und Halt zuzurufen, wenn ein höheres Gebot als der Dreipfennigpatriotismus, die Renten und die Dividenden es verlangten. So hat er die Wahrheit hergestellt im nationalen und internationalen Kampf der arbeitenden Klassen gegen das kapitalistische und imperia-

listische System. So hat er Wahrheit und Gerechtigkeit der deutschen Arbeiterschaft widerfahren lassen wie den englischen Bergarbeitern, wie den Gefolterten, Geschundenen und Gemordeten in den Blutkerkern eines Mussolini, Horthy, Averescu und Zankoff. Er ist gegen den französischen Militarismus in Mainz nicht minder eingeschritten als gegen den englischen in Köln. Ein Lloyd George von 1919 wog ihm genau so viel wie ein Poincaré; ein Helfferich so viel wie ein Joynson-Hicks, ein Bottomley so viel wie ein Trebitsch-Lincoln und die wieder so wenig wie alle Holzböcke und Lohnempfänger des Herrn Hugenberg und seiner Mitverschworenen. Denen ist er Feind, und Freund den Andern, ob sie Wirth heißen oder Rathenau, Cassel, Bonn oder Keynes.

Ist es gleichgültig, wenn solches von dem geachtetsten, anerkanntesten, unbestrittensten Mann Englands geschieht in dem besten und lautersten bürgerlichen Blatt des Erdballs? Und das nicht nur heute oder gestern, sondern immer und besonders dann, wenn die Wolken am dichtesten waren und das Licht am schwächsten. Zu solchen Zeiten hat der ‚Manchester Guardian‘ seine Spalten für die Verleumdeten und Bedrückten geöffnet ebenso, wie er für die hungernden Kinder in Deutschland und in Sowjet-Rußland reichen Ertrag bringende Geldsammlungen begonnen und durchgeführt hat. Tragisch, daß die deutsch-freundliche und europäische Haltung eines ‚Manchester Guardian‘ den Helfferich, Westarp, Cuno und Stinnes und ihren jeweiligen jungen Leuten in der Wilhelm-Straße grade gut genug war, um die deutschen Nationalisten und Militaristen zu stärken und die Massen des deutschen Volkes über die offizielle Politik englischer Regierungen zu täuschen.

Hätte Sodom und Gomorrha einen Wächter gehabt wie den von Manchester: es wäre nicht untergegangen. Die kapitalistische Welt von heute besitzt ihn, und er kann sie dennoch nicht retten. Er ist leider nur ein Gradmesser, wie tief fast alle Andern unter ihm stehen, wie blind und taub sie geworden sind. Wenn nach Friedrich Schiller der Menschheit Würde in unsre Hand gegeben ist: hier hat sie Einer treu bewahrt und verwaltet. *Jakob Altmaier*

Feldherr Filmhelm

Kaisermanöver kurz nach 1900. Graf Schlieffen ist noch Chef des Generalstabs. Hoch zu Roß hält er mit seiner Begleitung auf dem Feldherrnhügel. Der Kaiser ist nicht dabei, sondern auf den Teil des Schlachtfelds geritten, wo eine Kavallerieattacke bevorsteht. Man sieht auch schon, daß die Attacke in der Ferne losgeht. Auf ein Mal das Signal: „Das Ganze halt!“ Auf dem Feldherrnhügel sieht man sich erstaunt an, denn das Signal kann außer dem Chef des Generalstabs nur der Kaiser geben, und da Schlieffen es nicht gegeben hat, muß Wilhelm II. es gegeben haben. Richtig: bald kommt ein neues Signal, und die Geschichte geht wieder weiter. Auf dem Feldherrnhügel wartet man gespannt auf die Aufklärung des Zwischenfalls – und siehe da: schon kommt aus der Ferne, hurre, hurre, hopp, hopp, hopp, ein Adjutant herangesaust, hält vor Schlieffen, macht sein Männchen und berichtet:

Der Kaiser selbst habe die Kavallerie zum Angriff geführt, sei aber von der feindlichen Kavallerie zurückgeschlagen worden. Darauf habe Wilhelm „Das Ganze halt!“ blasen lassen, habe die eine Brigade der feindlichen Division herangeholt, sie einfach die Helmüberzuge abnehmen lassen und seine eigne Division so um die Hälfte verstärkt, habe den Angriff wiederholt und habe glanzvoll gesiegt.

Mit eiserner Ruhe hörte Schlieffen den Bericht an. In seiner Umgebung wagte Niemand, sich zu rühren. Da nahm der alte

Chef des Generalstabs das Monokel, klemmte es ins Auge,
sah sich langsam im Kreise um, holte tief Atem und sagte dann,
jede Silbe zentnerschwer betonend: „O-ri-gi-nel-le Idee!“

Martin Bern

Scherz und Ernst im Zuchthausleben

„Das Lazarett des Zuchthauses Insterburg macht einen gradezu niederschmetternden Eindruck. Das Arzt- und Operationszimmer war in einem so furchtbar verdreckten und verstaubten Zimmer, daß selbst der anwesende Medizinalrat auf meine Frage zugeben mußte, daß dieses nicht in Ordnung sei. Selbst die Instrumente, Messer und Pincetten befanden sich in einem saumäßigen Zustand, sodaß durch den Gebrauch solcher Instrumente Blutvergiftungen zu befürchten sind. Im Lazarett befanden sich 16 Kranke.

Der Sozialdemokrat Gehrmann wollte sich fast totlachen, daß es auch noch solche Gefangene gäbe, die Löffel und andre Gegenstände in ihrer Verzweiflung verschlucken. Diese Roheit widerte mich dermaßen an, daß auf meine Rüge ein Regierungsvertreter erklärte: ‚Ja, das sind sogenannte herostratische Naturen, die wollen durch ihr Messer-, Löffel- und Gabelverschlucken berühmte Leute werden‘!“ *Gustav Menzel, M.d.L.*

Der prinzliche Maecen

Freicorpsleute oder Hochverräter,
Rollkommandos oder Attentäter –
ob Ihr Kleider, ob „Massary“ braucht:
schickt Kassiber durch das Hinterpförtchen,
schreibt dem Oskar ein paar nette Wörtchen –
und er schickt euch, was sich trägt und raucht.

Kriegerwitwen oder Mittelständler,
Obdachlose oder Streichholzhändler:
schreibt dem Prinzen, daß er sich erbarmt.
Und als Antwort seht ein Formulärchen,
schon darauf gedruckt das Kindermärchen,
von dem Zollernhause, das verarmt.

Streng Gerechte oder ganz Naive,
Fürstenfreunde oder Objektive:
war das wirklich eurer Güte Zweck?
Gabt Ihr Schlösser hin und Milliönchen,
daß die Fürsten und die Fürstensöhnchen
frech wie Oskar oder frech wie Dreck?!

Ernst Huth

Paul Valéry

Paul Valéry, dem die vorige Woche des geistigen Berlin gehört hat, ist in Deutschland fast unbekannt, und selbst Rilkes Übersetzung seiner ‚Charmes‘ hat diesen Gedichten zu einer Popularität nicht verhelfen können. Als Gesamtausbeute seiner Werke liegen vor einem drei schmale Bände: eben jene Gedichte; eine Essay-Sammlung unter dem Titel ‚Varieté‘, die zum großen Teil vor mehr als zwanzig Jahren entstanden ist; und als sein bedeutendstes und gewichtigstes Buch zwei Dialoge über den Tanz und die Architektur. Und dieser Mann von mehr als fünfzig Jahren, der unter den vielschreibenden Franzosen mit nur drei, nicht über die Landesgrenzen hinausgelangten Bänden vertreten ist, wurde ohne Zögern auf den akademischen Stuhl des Anatole France gesetzt, der Frankreichs nicht nur populärster, sondern wohl auch meistübersetzter Schriftsteller war. Und wenn man den Franzosen von heute fragte, ob er – trotz dem internationalen Ruhm des greisen Dichters, auf den er so stolz war – France oder Valéry als den echtesten Vertreter französischen Geistes empfinde: er würde ohne Zögern Valéry nennen.

Seltsam, daß dieser Mann, der sich so durchaus als Europäer empfindet, der die Bedeutung des europäischen Geistes als Grundlage des Zukunftsstaates predigt, eine so gebunden nationale Erscheinung ist. Es ist nicht nur schwer, Paul Valérys Schaffen in seiner allgemeingültig übernationalen Bedeutung entsprechend zu würdigen, ohne ungerecht gegen ihn zu werden, sondern auch ebehso schwer, sich seine Stellung in der französischen Literatur zu erklären.

Das Erste, worauf die Franzosen bei Paul Valéry hinweisen, ist die Vollkommenheit der Sprache. Sein Französisch ist eine schlackenlose, gefeilte, kühle und klassische Sprache,

jene Mischung aus Marmor und Wolken, wie André Germain sie so treffend genannt hat. Dem Ausländer fehlt einfach das Ohr für diese untadelige Kadenz, die eigentlich George viel näher steht als Rilke – und schließlich unübertragbar bleibt. Der Versuch, Paul Valérys berühmt gewordene Dialoge ins Deutsche zu transponieren, ist jedoch höchst aufschlußreich. Man findet, zum Beispiel, eine ungemein bestechende Wendung, kostet einen Satz von einer solchen reifen Schönheit aus, daß man die Süße langsam auf der Zunge zergehen läßt – aber man braucht ihn nur ins Deutsche zu übersetzen, um zu entdecken, wie dürftig der Kern des Gedankens in der Fülle der duftenden Frucht ist. In Deutschland ist man viel zu sehr gewöhnt, Gedankliches in die Literatur hineinzutragen. In Frankreich ist man keineswegs weniger philosophisch geschult, die große Lucidität des französischen Geistes führt oft zu einer viel schnellern Erkenntnis – aber die Grenzen zwischen abstraktem Gedanken und literarischer Darstellung sind viel schärfer gezogen. Der Typ des philosophischen Romans, wie ihn etwa der ‚Zauberberg' darstellt, ist in Frankreich meines Wissens kaum bekannt – und auch kaum möglich. Paul Valéry ist ein poète penseur, aber nicht ein grübelnder Philosoph, dessen Gedanken mühsam abgerungen, wie zerfetzt von den Lippen fallen, sondern einer jener Denker nach Platos Muster, die am Klang des Wortes, an der blühenden Wendung des Satzes den Gedanken sich emporranken lassen.

Paul Valéry ist für uns der Inbegriff dieser Welt lateinischen Geistes, die den Einbruch in die Erkenntnis nicht mit gotisch-barbarischen Methoden eines abstrakten Denkens vollzieht, sondern auf dem Umweg über eine formale Vollkommenheit, die jedoch allzu oft zum Selbstzweck wird. Für uns Nichtfranzosen ist Paul Valéry eine viel eher charakteristische als an sich bedeutungsvolle Erscheinung lateinischen Wesens. Grade unsrer Generation, die an Simmels Dialektik geschult ist, kann er als Denker nicht viel geben, und die rein formale Freude an der klassichen Vollendung läßt über die Achtung für ein glühend ernstes Wollen hinaus kein tieferes Verhältnis zu seiner Kunst aufkommen.

Antonina Vallentin

Paul ist gut

So heißt ein Buch von Hans Siemsen (das in der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart erschienen ist).

Worin beruht der große Charme dieser so leichten Tones vorgebrachten Äußerungen? Keiner fehlt die Perspektive. Bei jeder ist es, als lehne eine Türe an mit einem Lichtstreifen am Boden. Es ist ein kleines Märchenbuch für Erwachsene. Nie geht hier die Phantasie auf Kosten des Wirklichkeitssinnes. Siemsen meint wirklich Osnabrück, wenn er über Osnabrück spintisiert. Was würde er zum Mainzer Dom erst sagen! Schickt ihn nach Paris...

Der Leser achte wohl auf Siemsens Weise. Denn Paul ist nicht nur gut: er ist auch charmant. Aber es ist wahr, daß er auch gut ist. Wir hatten einmal einen Nuntius in München, dem immerzu das Wort „bon" auf der Zunge war. „Bon Madagascar" schloß er einmal eine Diskussion über diese Insel. Und nicht, daß Karthago zerstört werden müsse, sondern daß dies eine arme Menschheit ist, war sein Refrain.

So zieht auch Hans Siemsen überall einen Zipfel vom Mantel der christlichen Nächstenliebe nach. In Zwickau oder am Genfer See: immer sind bei ihm die Steigerungen des Ichgefühls Folgen seiner Sensibilität; nie zeigt er die mindeste Neigung, sich selbst zu wichtig und den Andern unwichtig zu nehmen.

Annette Kolb

Brot mit Tränen

Manchmal, wenn etwas Fürchterliches passiert ist, muß man nachher essen. Das ist eine drollige Art zu essen...

Ekel vor dem Alltag, Scham, ihm unterworfen zu sein, sind überwunden – denn erst hat der Gedanke so weh getan, nun, danach, nach solchem Geschehnis, etwas zu essen. Dann erfüllt das Gefäß des Schmerzes eine Formalität.

Es ist gar kein Essen. Ja, es wird wohl dem Körper eine Nahrungszufuhr vermittelt, das ist wahr, und es rutscht auch hinunter. Aber die Augen brennen noch verschleiert von Tränen, salzig fällt es auf die Butterbrote, vom Pathetischen zum Trivialen ist es nur eine Nasenspitze weit. Die Backen kauen, die Kehle schluckt, die Hand umklammert irgendetwas Brotiges. Aber es schmeckt nach nichts, es ist eine unnütze Geste, dieses Essen. Es widert einen an, das da.

Einmal, da starb einer Verwandten der Mann. Das war um Sieben. Als er tot war, saßen nachher Alle bei Tisch, gezwungnermaßen, wie nach einer geschlagenen Schlacht, nach einer Niederlage. Es war aus. Niemand sprach. Dann aber sprach Jemand, und ich werde nie die Stimme der Frau vergessen, die da zu ihrer Schwester sagte, schluchzte, naß stöhnte: „Wo hast du die Eier her – ?“ Und die Andre, tonlos, leergeweint, am Ende: „Von Prustermann, Sind sie nicht gut – ?“

Seht, so holt sich das Leben seine Leute wieder, die ins Land des Schmerzes auf Urlaub gehen. *Kaspar Hauser*

Ja nicht Gruppe VI!

Beamtenwitwe, Ende 40, lebenslustig, sucht Anschluß an ebensolche.
evtl. gemütliches Kaffeekränzchen (nicht unter Gruppe VII).
Gefl. Antworten erbitte unter A. 100, Verteilungsstelle Alexanderplatz 3

Die Wirtschafts-Genossenschaft

Weltgeschichte

Oberhofmarschall a.D. Freiherr Titz von Titzenhofer, eine der markantesten Persönlichkeiten aus der politischen Geschichte des Fürsten Heinrich XXII. Reuß älterer Linie, Oberhofmarschall a.D. ist in Greiz, im Alter von 81 Jahren gestorben. *Berliner Börsen-Zeitung*

Liebe Weltbühne!

Der alte Legien wurde als Sachverständiger nach Versailles geholt. Sekretärsdienste tat ihm jener Albert Baumeister, der inzwischen beim Arbeitsamt in Genf gelandet ist. Einmal geschah es, daß Baumeister sich beim Essen verspätete und erst zum zweiten Gang kam. Der Geheimrat, der neben ihm saß, wollte ihm einen guten Rat geben und sagte freundlich: „Sie können sich nachservieren lassen.“ „Danke schön, nein, nein,“ wehrte Baumeister ab, „ich bin selbst lange genug Kellner gewesen, um zu wissen, wie das den Betrieb stört.“

Parolen des Tages

Amerongen
Hoch klingt das Lied: Der Kaiser braucht Soldaten.
Frei ist der Bursch, das ist der Lauf der Welt,
Vom sichern Doorn läßt sichs gemächlich raten.
„Der Vorsehung anheimgestellt!“

Berlin
An ihren Briefen sollt Ihr sie erkennen!
Gebühr im Haus erspart den Tintenklecks.
Was Stingl einte, darf der Mensch nicht trennen!
„Frankiert mit Fridericus Rex!“

Landsberg
Der Bube liegt. Ich hatt’ ’nen Kameraden.
Komm her, mein Junge. Klatsch. Vorbei.
Der wird dem Lande nicht mehr schaden.
„Fürs Vaterland. Herr, mach uns frei!!“

Genf
Die Feinde liebt. Pardon wird nicht gegeben.
Der Friede kam, von Mund zu Mund.
Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben.
„Freies Gas dem Völkerbund!“

Rom
Der Duce lebt, zu strafen und zu rächen.
Da stellt ein Schuß zur rechten Zeit sich ein.
Genie und Wahnsinn. Krankheit und Verbrechen.
„Der König rief! Ich steh auf meinem Schein“ *Karl Schnog*

Republikaner. Was zum Neunten November zu sagen ist? Was in den ‚Hetärengesprächen' des Kleinen Theaters Marcellus Schiffer sagt und Hans Heinrich v. Twardowski nach Friedrich Hollaenders Musike singt: „Wir sind nu Republik. Ich ging zur Republik und fragt' die Republik: Sind Sie die Republik? Da sprach die Republik: Bin ich nu Republik? Kann sein — wer weiß? Wer weiß — vielleicht! Vielleicht auch nicht! Vielleicht auch doch! Doch nicht vielleicht! Vielleicht — wer weiß? Nu, was Weiß ich, warum!"

Dr. med. A. M. Vor vierzehn Tagen ist hier geschildert worden, wie es den politischen Gefangenen in Kottbus ergeht. Dabei hat auch der neue Gefängnisdirektor was abbekommen; und fühlt sich ungerechter Weise schwer getroffen. Sie sind ein langjähriger Mitarbeiter des Mannes in Spandau gewesen und schreiben mir: „Herr Direktor Meinecke hat trotz seiner militärischen Herkunft in seinem frühern Wirkungskreise kaum etwas Kasernenhofmäßiges gezeigt, er war vielmehr recht milde, nachsichtig, gerecht. Die beanstandeten strengen Verordnungen sind durch die Strafvollzugsordnung bedingt, an die der Direktor gebunden ist." Ich glaube, richtig zu verstehen. Ein Gefängnisdirektor ist zugleich Vorgesetzter und Untergebener. In Spandau war Herr Meinecke offenbar über Einbrecher und Totschläger gesetzt, die nach dem Wunsch der Justizbehörde „milde, nachsichtig, gerecht" zu behandeln sind. In Kottbus ist er über siebzehn- bis zwanzigjährige Kommunisten gesetzt, und für die, selbstverständlich, gelten „strenge Verordnungen".

Electrola. Neulich hat Battistini wieder einmal seinen „letzten" Abend gegeben. Wer dabei gewesen ist, wird keinen andern Wunsch hegen, als daß noch hundert Abende folgen mögen: denn wie man nach zwei Stunden den Eindruck hat, daß dieser Kerl, den man um Zugaben und Wiederholungen gar nicht erst zu bestürmen braucht, mühelos bis zum nächsten Morgen weitersingen könnte, weil er singt, wie wir atmen, so ist man auch überzeugt, daß eine Kunst, die der schönsten Baritonstimme ihre Jugend sieben Jahrzehnte erhalten hat, durch nichts zu hindern sein wird, sie ihr neun oder elf oder vierzehn zu erhalten. Bis zum nächsten Abschiedskonzert spiel ich mir nun immerzu deine Platten vor, eine Herrlichkeit nach der andern. Aber: selbst du, die du so viele Battistini-Nummern hast wie keine zweite Grammophon-Gesellschaft — selbst du hast nicht annähernd alle. Grade ein paar der Hauptschlager dieses Naturwunders fehlen. Sie sind offenbar überhaupt noch nicht aufgenommen. Das ist eine Unterlassungssünde, die du schnellstens gutmachen solltest. Da die Technik endlich so weit ist, daß sie solchem Organ Unsterblichkeit sichert, wärs schade um jeden Ton, der umkäme. Ich vermute, daß Battistini sich heute jeden Ton mit Gold aufwiegen läßt. Aber seine phantastischsten Forderungen werden gering sein gegen die Quote, mit der seine Nachwelt dir dein investiertes Kapital verzinsen wird.

Hans Kaempfer in Charlottenburg, Witzleben-Straße 12 a. Sie haben den Wunsch nach Gedankenaustausch mit Lesern der ‚Weltbühne' in Übersee. Da wird es Ihnen nicht fehlen.

Automobilist. Sie besichtigen die Automobil-Ausstellung. Plötzlich erscheint der Kronprinz, der ein neues Automobil braucht. Nachdem das Geschäft getätigt ist, macht das Publikum eine Gasse dem hohen Herrn, der huldvoll die devoten Grüße nach beiden Seiten erwidert. Plötzlich tönt in die tiefe Stille der markige Ausruf eines Hallenarbeiters: „Der kauft sich ein Automobil, und wir müssens bezahlen!" Müssen? Kein Mensch muß müssen — und die deutschen Arbeiter müßten? Wenn sie wollen, können sie hindern, daß die zweite und dritte Rate nach Doorn abgeführt wird, und können erreichen, daß der gesamte Grundbesitz der Fürsten enteignet wird.

Rätselrater. Im Fränkischen Kurier erblick ich die Schlagzeile: Der deutschen Jugend zum Vorbild. Was also soll sich die deutsche Jugend zum Vorbild nehmen? Du rätst es nie. Höre: „Murg, 3. Oktober. Mit dem gestrigen Tage ist der 76 Jahre alte Kriegsinvalide Karl Jehle von Murg bei der Reichswehr eingerückt. Er hat sich bei Kriegsausbruch als Freiwilliger gemeldet und blieb auch nach Kriegsende noch längere Zeit bei der Reichswehr. Da aber dem alten Soldaten später das Zivilleben nicht behagte, versuchte er bei sämtlichen Behörden, seine Wiedereinstellung bei der Reichswehr durchzusetzen, jedoch ohne Erfolg, bis ihm der Reichswehrminister und der Reichspräsident seine Bitte gewährten. Jehle ist nun zum Badischen Jägerbataillon nach Konstanz eingerückt.“ Hoffentlich hat die Reichswehr genügend große Warteräume, wo die gewünschte Jugend ihre lumpigen fünf Jahrzehnte bis an die Grenze des Heldenalters absitzen kann. Ludendorff und seine zweite Frau haben sich bereits als Empfangspersonal zur Verfügung gestellt.

Berserker. Sie schicken mir einen Zeitungsausschnitt folgenden Wortlauts: „Aus Anlaß Ihrer am heutigen Tage vollendeten 40jährigen Dienstzeit spreche ich Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche sowie meine besondere Anerkennung für die treuen Dienste aus, die Sie in ununterbrochener und hingebender Arbeit als erster Geschäftsführer bei der Annoncenexpedition Rudolf Mosse, Dresden, geleistet haben. gez. v. Hindenburg.“ Daraufhin toben Sie derartig los, daß nur meine Diskretion Sie vor den neun Monaten Gefängnis bewahrt, die neulich ein Beleidiger des Reichspräsidenten abgekriegt hat. Sie schreien, was für eine Schande das sei, daß der Filialleiter einer Annoncenexpedition und Herr Georg Engel ein Telegramm bekämen, S. Fischer und Max Reinhardt dagegen keins. Und fragen . . . Aber ich will Sie ja eben nicht ins Gefängnis bringen. Außerdem haben Sie ganz und gar unrecht. Und das zwiefach. Erstens wärs eine Schande für S. Fischer und Max Reinhardt, in einem Atem und mit demselben Superlativ der Herzlichkeit beglückwünscht zu werden wie der Inseratenfeldwebel an der Elbe, der für sein Teil sich wieder beklagen wird, daß ununterbrochene und hingebende Arbeit ihm nicht reichere Anerkennung eingetragen hat als einem Unterhaltungsschriftsteller vierzehnten Grades. Zweitens aber finde ich Hindenburgs Handlungsweise sympathisch und ehrlich. Vier Jubilare sind aufgereiht. Sie werden nun nicht alle vier schematisch abgetan, wie unzweifelhaft das Büro sie schematisch unterbreitet hat. Es tritt eine Auslese ein. Und was besagt diese Auslese? Sie besagt nicht etwa, daß Hindenburg Antisemit ist: Georg Engel ist sicherlich und Mosses Angestellter möglicherweise Jude. Sie kann nichts weiter besagen, als daß Hindenburg sich nicht vorschreiben läßt, welche Lebensleistung er zu bewundern habe. Er pfeift auf das schöpferische Kulturmittlertum eines Manns wie S. Fischer und freut sich der treuen Dienste eines Provinzprokuristen. Er empfindet die Genietat Max Reinhardts als durchaus entbehrlich und huldigt dem zweittalentlosesten unter allen Mitwissern des Geheimnisses der alten Mamsell. Wie Sie und ich nimmt er das Recht jedes Deutschen für sich in Anspruch, seine Meinung in Wort und Schrift frei zu äußern. Aber während wir, wenn wir von unserm Recht wirklich Gebrauch machten, bei Lebzeiten aus dem Zuchthaus nicht mehr herauskämen, darf er auf jedem Gebiet nach seiner Fasson selig werden. In diesem Land der Lakaien und Sklaven wenigstens Einer. Besser als Keiner. Seien wir froh.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die Arbeitslosen von Carl v. Ossietzky

Es ist schön und wirksam, in einer Zeitungsüberschrift feststellen zu dürfen, daß es in Berlin wieder dreitausend Arbeitslose weniger gibt. Und es ist noch schöner, wenn ein Herr Geheimrat dem informationsbedürftigen Journalisten sagen kann, daß es von Tag zu Tag besser geht. Denn Optimismus ist seit dem Abgang des grauen Bilanzknechts Schlieben wieder ministerielle Parole. Wie in des seligen Hermes Tagen. Aber wenn wir auch nicht mehr wie damals auf dem Vulkan tanzen, so ist doch das neue Parkett unter unsern Füßen noch zu dünn, um einen solchen Polterabend von Zukunftsseligkeit zu ertragen. Gewiß hat die Arbeitslosigkeit im letzten Semester beträchtlich abgenommen – am 15. Oktober zählte man fast 700 000 Unterstützungsempfänger weniger als am 15. Februar –: aber es sind noch immer zwischen anderthalb und zwei Millionen Menschen, die jetzt, an der Schwelle des Winters, notgedrungen feiern. Wird selbst diese graduelle Besserung anhalten? Das parlamentarische Kompromiß in der Erwerbslosenfrage, „wegen der herrschenden Krise“ die laufenden Unterstützungen bis zum 31. März zu verlängern, nannte Richard Lewinsohn in der Vossischen Zeitung kürzlich nicht ohne Ironie eine der Krise gesetzte Bewährungsfrist: „Hat sie sich bis zum 1. April nächsten Jahres nicht gebessert, wird sie zur Dauerkrise erklärt.“ Und Julius Hirsch nennt im Berliner Tageblatt die Besserung eine offensichtliche Scheinblüte; er weist auf den für die deutsche Wirtschaft zum Bombengeschäft gewordenen englischen Kohlenkampf hin und spricht in diesem Zusammenhang von einem „Transfer der Arbeitslosigkeit“ von England nach Deutschland. Geht der Kohlenkampf zu Ende, so folgert Hirsch, „dann beginnt trotz der weit überschätzten, langfristigen deutschen Lieferungsverträge fraglos der Rücktransfer der Arbeitslosigkeit. Er wird vielleicht durch Wirkungen der Jahreszeit (Landwirtschaft, Baugewerbe) noch verschärft. Mit wachsender Arbeitslosigkeit gehen wir dann durch den Winter“. Sieht man in den Amtsstuben die gleiche Gefahr wie diese nüchternen Beurteiler, und wie rüstet man sich? Was für Pläne liegen für Arbeitsbeschaffung vor? Wir von außen sehen nur amtlichen Optimismus und diesen bestätigende Zahlen, die uns Statistik präsentiert, die stets gefällige Dame. Selbstverständlich könnte der Staat, der nicht nur den Fürsten Millionen nachwirft, sondern auch in diesen Jahren hinreichend baufällig gewordene Gesellschaften von streng arischem Firmenschild mit Subventionen gefüttert hat, genügend Mittel aufbringen, um bei Kulturbauten und Siedlungsarbeiten Arbeitermassen produktiv und dem nationalen Wohlstand dienend zu beschäftigen. Und selbst wenn die Bureaukratie sich zu so weitgespannten Projekten nicht entschließen möchte: das heutige System der Arbeitslosen-Unterstützung ist derartig ungenügend, daß es den Einzelnen wohl vor dem Hungertode bewahrt, aber nur, um ihn dem viel ärgeren Hungerleben auszuliefern. Hier ist

der Punkt, wo die sogenannte Stabilisierung ihren Widersinn enthüllt. Bleiben zwei Millionen Deutsche etwa erwerbslos bei Seite, so mag das nebelhafte Abstraktum „Wirtschaft" stabilisiert sein: das deutsche Volk ist es nicht, und das böse Wort Clemenceaus von den paar Millionen Deutschen zu viel wird nicht von den Franzosen, sondern von den allmächtigen Gebietern der Konjunktur in die Tat umgesetzt. Denn Vieles läßt sich beweisen, aber nicht, daß diese Konjunktur, von Menschen geschaffen und je nach Vorteil gewandelt, wie ein unabwendbares tellurisches Ereignis getragen werden soll. Es gibt heute eine Grenze, wo die „Wirtschaft" aufhört. Es gibt eine wirtschaftslose Zone, ohne Arbeit, ohne Produktion, mit bettelhaft geringem Konsum, wo das Wollen verwest, die Kräfte faulen und giftige Dünste ausströmen, die Region der Schaffenden gefährlich umzirkend. Ahnen die Lenker des Staates, wie hier aus dumpfer Hoffnungslosigkeit ein neuer Nihilismus entstehen muß, sein Gefüge bedrohend? In den Industrie-Syndikaten weiß man diese Hölle zu schätzen: mit dem bloßen Fingerzeig darauf zwingt man ja die Arbeiter und Angestellten unter die Fuchtel des Hungerlohns. Aber der Staat, der brave Ordnungsstaat, der grade Paragraphen schustert, um uns vor Schund und Schmutz zu bewahren, sollte vor der seelischen Verwüstung zittern, die durch dauernde Arbeitslosigkeit entsteht.

*

Dennoch muß man unserm Reichstag lassen: er hat die Arbeitslosenfrage mit gehörigem Ernst behandelt. Und wenn auch für die Erwerbslosen nichts dabei herausspringt, so bekommt die Regierung Marx doch ihre Große Koalition. Das ist sicherlich sehr wunderbar; aber wer die hurtig schnuppernden Rin-Tin-Tins der Mittelparteien auf ihren halsbrecherischen Wegen zur Bergung des geliebten Kindleins verfolgt hat, der ist über dies Ergebnis kaum erstaunt. Einmal mußte es doch so kommen. Mindestens bedeutet diese Entwicklung die Entlarvung eines faulen Spiels. Die Sozialdemokratie mußte mit Rücksicht auf ihre Arbeiterwähler gegen die unzulängliche Regierungsvorlage auftreten. Zu ihrem größten Entsetzen befand sie sich plötzlich in Gesellschaft aller übrigen Oppositionsparteien von Rechts bis Links, und die Regierung saß in der Minderheit. Große Verlegenheit: Niemand hatte gedacht, das Kabinett ernsthaft zu gefährden. Die Regierung Marx lebt ja von einem stillen Kontrakt mit der Opposition, und jede Abstimmung von Belang wird zu einer Porzellantour: Achtung, nicht stürzen! Nun hatten sich durch einen unglücklichen Zufall alle Opponenten zusammengefunden, und die Fuhre lag mitten auf der Straße. Erregtes Palaver. Schließlich Erklärung der Sozialdemokraten: es war eine Schamlosigkeit von den Deutschnationalen, mit uns zu stimmen; wir verbitten uns das und werden, um so unliebsame Zwischenfälle zu vermeiden, uns in Zukunft von Fall zu Fall mit der Regierung verständigen. Das ist sehr komisch: man verständigt sich mit der Regierung, die man bekämpft, aus Angst, ihr wehzutun. Und, was noch komischer ist: auch die Deutschnationalen hätten sich ihren Coup dreimal überlegt, wenn sie dies Ende vorausgesehen

hätten. Aus der Verständigung von Fall zu Fall, das heißt: von Umfall zu Umfall, sollen nun Besprechungen zur Schaffung eines dauernden Bündnisses werden. Möglich, daß in der Sozialdemokratischen Partei noch Kräfte vorhanden sind, das zu verhindern: in der Fraktion sind die Widerspänstigen in der Minderzahl. Es ist seltsam, daß knapp vor dieser Wendung der besonnene Demokrat Erkelenz seinem Zweifel an Sinn und Nutzen der Großen Koalition beredten Ausdruck gegeben hatte. Diesen Demokraten hat man überhört, andre, die seit Jahr und Tag an die „Verantwortungsfreudigkeit" der sozialdemokratischen Führer appelliert haben, hat man leider besser verstanden. Zwar besteht die trübe Möglichkeit, daß die Sozialdemokratie sich wieder in langen, fruchtlosen Verhandlungen blamiert, daß im letzten Augenblick der rechte Flügel der Deutschen Volkspartei nicht mitmacht oder die Bayernpartei einen Korb gibt: — wer das für ausschlaggebend hält, unterschätzt die Verantwortungsfreude der sozialdemokratischen Führer. Was bedeutet schon die Billigung der Leistungen von Geßler und Külz? Neue Koalition, Eintritt in die Regierung — für die Hilferdinge ist das sohließlich auch ein Arbeitslosenproblem.

*

Bei der großen Landtags-Prügelei um den Hohenzollern-Mammon ist auch der sozialdemokratische Abgeordnete Osterroth übel mitgenommen worden. Wie erinnerlich, nahmen sich die beiden jungen Söhne Osterroths die dem Haushaltungsvorstand widerfahrene Kränkung so sehr zu Herzen, daß sie den einen Beleidiger, den Kommunisten Schultz, in der Abenddämmerung familientreu und risikolos verdroschen; eine Vendetta, die das helle Entzücken des in Ehrenfragen besonders sachkundigen ‚Berliner Lokalanzeigers' gefunden hat. Das war der manuelle Teil des Rachewerks; den andern, sozusagen geistigen, nahm Osterroth Vater selbst auf sich, indem er als sozialpolitischer Direktor der ‚Preußag' die Entlassung des zweiten Beleidigers, des Abgeordneten Abel, bewirkte, der dort als Bergmann beschäftigt war. Begründet wurde der Hinauswurf mit § 82 Ziffer 5 des Berggesetzes, dahin lautend, daß fristlose Entlassung erfolgen kann: „wenn ein tätlicher Angriff gegen den Brotherrn und seine Familie vorliegt". Nach keiner Verfassung der Welt aber darf ein Abgeordneter wegen einer im Parlament und als Parlamentarier begangenen Handlung seiner beruflichen Stellung enthoben werden. Dies Prinzip durchbrochen zu haben, ist einem sozialpolitischen Direktor und sozialdemokratischen Brotherrn vorbehalten geblieben. Wenn schon die verletzte Brotherrlichkeit des Herrn Osterroth nach dem bedauerlichen Vorfall im Landtag eine Gemeinschaft mit dem Bergmann Abel bei der ‚Preußag' nicht mehr zu ertragen vermochte, so ist doch anzunehmen, daß Herr Osterroth dem Entlassenen zu einer andern Anstellung oder — vertraute Klänge — wenigstens zu einer Abfindung verholfen hat. Wir fragen den Herrn sozialpolitischen Direktor, ob das geschehen ist, und bitten höflichst, die Antwort nicht durch seine Söhne besorgen zu lassen.

Bismarck und die Fürsten von Emil Ludwig

‚Bismarck‘ hieß, lange vor dem Kriege, Emil Ludwigs erste Monographie. Es war ein Dokument schwärmerischer Heldenverehrung. ‚Bismarck‘ heißt jetzt eine dreimal so groß angelegte historische Darstellung, deren Absicht ist, ihr Objekt mit klaren Forscheraugen zu sehen und eben dadurch den Teutschen zu entreißen. Der Verlag Ernst Rowohlt teilt mit, daß von diesem Buch die ersten zwanzigtausend Exemplare, die am achtzehnten November erscheinen, durch Vorbestellungen vergriffen sind, und daß fast zwei Wochen vergehen werden, bis er die nächsten fünfzehntausend ausliefern kann. Dieser Erfolg ist um der sachlichen Wirkung willen höchlichst zu begrüßen. Das dürfte das folgende Stück aus dem deutsch-französischen Kriege beweisen.

Nächst den Generalen sind es die deutschen Fürsten, die Bismarck im Hauptquartier zur Verzweiflung bringen. Schon acht Tage nach dem Ausbruch klagt er seiner Frau: „Es ist wahrhaftig empörend, wie die fürstlichen Zuschauer jeden Platz wegnehmen, Roon und mich nötigen, unsre Arbeitskräfte zurückzulassen, damit diese zuschauenden Königlichen Hoheiten mit ihren Dienern, Pferden und Adjutanten Platz finden.“ Auf dem Vormarsch tut er Alles, um sie zu meiden; trifft er sie aber beim König, so macht er nachher seinen Mitarbeitern das ganze Theater vor: „Es waren zuviel Fürsten da, als daß die Menschen Platz finden konnten... Ein solcher Hohlkopf mit seinen nichtssagenden Redensarten... in überspanntem Gefühl seiner Bedeutung als Fürst, wo ich doch auch Sein Bundeskanzler bin!... Das macht zum Teil die Erziehung, wenn man sie zu Phrasen abrichtet. Hier der Stuhl im Schlosse ist der Bürgermeister von X, der seine Aufwartung macht: Das freut mich sehr, Sie zu sehen, Herr Bürgermeister! Wie geht es in der guten Stadt? Sie macht Tabak und Strumpfwaren... An des Königs Tafel... setzen sie mich etwa zwischen den bayrischen Prinzen und den Großherzog von Weimar, und dann ist das Gespräch höchst ledern.“

Eine seiner Anfechtungen ist eben dieser Großherzog: „Da es jetzt zu Unterhandlungen kommt,“ sagt ihm dieser, „so hoffe ich, daß Mein Bundeskanzler mir auch die erforderliche Mitteilung machen wird, die ich eventuell nach Rußland gelangen lassen! kann.“ Das ist grade, was Bismarck vermeiden will, und er verneigt sich mit den ironischen Worten: „Ich werde nichts unterlassen, was meinem Großherzog erwünscht sein kann.“ Als dann der Großherzog zu ihm schickt, läßt er dessen Minister nur sagen, er hätte mit Verwunderung gehört, daß sein gnädiger Herr solche Ansprüche an seine Zeit und Gesundheit mache. Der Coburger schreibt ihm zwölf Seiten über deutsche Politik und erhält den Bescheid, von allen Vorschlägen wäre nur einer noch nicht in Ausführung begriffen, und dieser eine wäre nicht der Erörterung wert.

Als der Weimaraner seiner Frau im Stile König Wilhelms drahtet: „Meine Armee hat sich tapfer geschlagen“, läßt Bismarck, durch dessen Hände diese Depesche geht, seinen Sekretär spät abends rufen, nur, um sie ihm zu zeigen und diese

Lächerlichkeit weitertragen zu lassen. Als der Meininger Herzog für seine Privata den überlasteten Draht mißbraucht, läßt er ihm sagen, „daß die Benützung des Feldtelegraphen für sein Theater unstatthaft sei; er nimmt ihn fast allein in Anspruch mit Baumschulen, Choristinnen, Pferdekauf und dergleichen, und der Coburger macht es noch schlimmer“. Der Hesse aber, der im Juli sich „die Freiheit der Entschließung“ vorbehielt, auch ein deutscher Patriot, läßt im November sagen, er komme nach Versailles, wenn man ihm für den Fall eines Einzuges garantiere, daß er dann nicht zu Pferde zu steigen brauche.

Ein ander Mal trifft er sie alle beim Könige: „Die Allerhöchsten umflattern mich wie die Krähen den Uhu... und jeder war über die zwei, drei Minuten froh, die er mehr von mir hatte als der andre... Zuletzt war aber irgendwo im Nebenzimmer ein gerettetes Bein oder der Rücken von einem alten Krönungsstuhl zu sehen: da gingen alle hin, das Wunder zu betrachten, und diesen Moment nahm ich wahr, um mich zu drücken.“ Als er in seinem Hause von Tisch abgerufen wird, weil der Großherzog von Baden da sei, kommt er nach zehn Minuten wütend an die Tafel zurück: „Das ist zu arg! Nicht einmal beim Essen Ruhe! Zuletzt laufen sie mir noch ins Schlafzimmer nach! In Berlin melden sich die Leute schriftlich an, warum nicht hier!... Wer Jemand unangemeldet zu mir läßt, kommt in Arrest... Was trinkt man nur auf solchen Ärger! Ich leide an galligem Erbrechen, wenn ich mich beim Essen erzürne! Die denken, man ist nur für sie da!“

Aber nach solchen Komödien-Szenen, nach solcher Verachtung dieses „Royalisten“ gegen die Fürsten, dringt das alte Stöhnen des zum Dienst verurteilten Diktators ergreifend hervor. An einem Novemberabend, nach langen Verhandlungen mit den süddeutschen Ministern, kommt er spät in den Salon, läßt sich Bier bringen, seufzt, dann sagt er: „Ach, ich dachte eben wieder einmal, was ich schon oft gedacht habe: Wenn ich nur einmal auf fünf Minuten die Gewalt hätte, zu sagen: So wird es, und so nicht! Daß man sich nicht mit Warum und Darum abzuquälen, zu beweisen und zu betteln hätte bei den einfachsten Dingen! Das ging doch viel rascher bei Leuten wie Friedrich, die selber Militärs waren und zugleich was vom Gang der Verwaltung verstanden und ihre eignen Minister waren. Auch mit Napoleon. Aber hier, dieses ewige Reden- und Bettelnmüssen!“ Und bald darauf: „Was mir auf der Brust liegt, daß ich nicht atmen kann!... Ja, wenn man Landgraf wäre! Das Hartsein traute ich mir schon zu, aber Landgraf ist man nicht!“

Hier ist es, das Problem seiner Stellung, hier ist sie, die Tragödie des Bismarckschen Lebens, in ein paar dumpfgrollenden Worten des ermüdeten Mannes, abends beim Biere vor sich hingesprochen: zum Herrschen geboren, zum Dienen erkoren, mißfällt ihm die Welt. Zum Greifen nah die Dinge, die man machen müßte, doch wenn man sie greifen will, läßt ein Fürst von oben die gläserne Wand herunter, und der Staatsdenker ist ausgesperrt und hat draußen zu warten.

Ja, wenn man Landgraf wäre!

Mittelmeerstrategie im Völkerbund von Valeriu Marcu

In feierlichen Nächten werden die Sterne des Pariser Himmels vom elektrischen Alphabet der Citroën-Reklame verdrängt. Der Besitzer der Firma wollte auch den Arabern die Vortrefflichkeit seiner Motoren beweisen und ließ die Sahara durchqueren. Er entsandte zwei junge Forscher, Haardt und Dubreuil, die sich selbst im ewigen Sandmeer täglich rasierten, und denen die Reise gelang. Beide Touristen haben ihre Eindrücke veröffentlicht.

Die Lektüre des Buches ist spannend, weil man das Spiel der Politik im Raum, in der Landschaft sieht: der Imperialismus wirkt hier plastisch. Das Raupenauto ist die neue Maschine der Wüste: es besiegt das Land des Durstes; es ist stärker als der Samum, der sonst Menschen und Dromedare im Sande begräbt. Die Forscher erreichten Timbuktu, eine märchenhafte Stadt des Sudans, die im Staub der Geschichte ruht, wie die Schädel Verdursteter im glühenden, weichen Boden der Sahara. Das Flugzeug, die Eisenbahn werden folgen.

Der Raum des französischen Imperiums erstreckt sich von der Küste Tunesiens bis zum Golf von Guinea. In der Mitte des französisch-afrikanischen Kolonialblocks gelegen, wird die Sahara das einigende Territorium der Afrique française. Während des Weltkriegs haben die Soldaten der dritten Republik – Bataillone der Fremdenlegion – ohne Kriegsberichte, ungehindert durch englische Einmischung, die rebellierenden Araber der Sahara und die Marokkaner niedergeworfen, eine alte Herrschaft militärpolitisch neu konsolidiert.

Die Italiener aber kamen selbst da, wo die Wüste an Tripolis grenzt, zu spät. An Alpenfelsen geschmiedet, ohne koloniale Tradition, oekonomisch abhängig, konnten die Söhne Roms nicht daran denken, weit hinter der Mauer der in Europa feuernden Kanonen die afrikanischen Besitzungen besser zu fundieren, neue strategische Punkte zu besetzen. Wie das Deutschland der Epigonen Bismarcks, so konjugiert jetzt auch Italien das Verbum „erobern“ und weint Zähren bittern Leids vor jeder Landkarte, weil alle das Selbe sagen: Die Welt ist schon verteilt! Sooft eine Kugel aus dem Hintergrund der Theaterattentate, auf die sich die römische Staatspolizei offenbar abonniert hat, den fünffachen Minister nicht trifft, erinnert der Duce, daß sich seine Rasse sehr stark vermehrt. Die imperialistische Expansion ist aber keine Frage der Überbevölkerung. Italien hat noch Raum für

dreimal so viel Menschen. Calabrien, Sizilien, Apulien – Provinzen, wo die Malaria, die Rachitis und die Unterernährung souveräner noch als der Fascismus herrschen – sind Territorien möglicher großer Ansiedlung.

Die Bajonette der schwarzen Hemden, die bei jeder Parade die Sonnenstrahlen widerspiegeln; die Reden von Krieg; selbst ein fünfzehnjähriger Knabe, von zwanzig stolzen Männern erdolcht: das sind keine Faktoren auswärtiger Politik, die Möglichkeiten eines neu zu gründenden Imperiums gäben. Mussolini kann so wenig wie Gott die geographische Lage seines Landes ändern, und der italienische Imperialismus wäre ohne englische Unterstützung – solange man nach Indien über Suez fährt, und solange die Engländer nach Indien reisen – unmöglich. Selbst zu Zeiten des Dreibunds kümmerten sich die römischen Politiker mehr um die Wünsche der britischen Admiralität als um die oesterreichisch- und deutsch-kaiserlichen Minister. Italien war brav englisch auch zu der Zeit, wo London Tunis den Franzosen gab, obwohl es versprochen hatte, daraus eine römische Kolonie zu machen. Als aus genau denselben Gründen wie heute anno 1887 patriotische Vestalinnennachkommen in Tunis und Marokko französische Bürger belästigten, als ein Zollkrieg zwischen der dritten Republik und Italien entstand: da konzentrierte Frankreich seine Flotte in der Nähe Siziliens. Die Antwort kam aus London: englische Nordseeschiffe besuchten demonstrativ das Mittelmeer. Deshalb sprach auch Francesco Crispi: „England freut sich über die Entwicklung unsrer Flotte, denn es entsteht eine Seemacht, die gegen Frankreich vorgehen kann. Als Freunde Englands haben wir zu Wasser nichts zu fürchten.“ Später vermittelte Lord Grey: er überließ Frankreich endgültig Marokko und Italien Tripolis.

Heute kann man nicht so verhältnismäßig leicht wie vor dem Kriege tauschen – die Gebundenheit ist eine andre geworden. Die internationalen Gegensätze, die militärischen Positionen treffen sich in einem Genfer Zimmer. An der Pforte steht zu lesen: Es wird gebeten, sich anständig zu benehmen, sich nicht anzuspucken und überhaupt in Frieden mit einander zu leben. Auf dem grünen Tisch des Raums liegen Landkarten mit Blutspuren. Man redet über Entwaffnung, kümmert sich um Abschaffung des Mädchenhandels, vermittelt Lyrikeraustausch – und tatsächlich handelt sichs um Mandate, die man nach den Machtverhältnissen zu verteilen trachtet. Die Arbeit des Völkerbundes sollte sein, die Tendenzen und Kräfte zu fixieren. Übersehen jedoch wird dabei die nicht gleichmäßige Entwicklung des Kapitalismus. So, wie Amerika,

Deutschland und Japan vor 1914 in drei Jahrzehnten einen Prozeß der Industrialisierung durchmachten, für die England und Frankreich zweihundert Jahre brauchten, so industrialisiert sich auch Italien seit 1916 im raschesten Tempo. Seit der Lausanner Orientkonferenz versucht es nun, der Vorkriegstradition weiter zu folgen, im Schritt Englands zu operieren.

Benito Mussolini kann Erfolge dieser Politik aufweisen. Auf dem Balkan hat seine Diplomatie vor der französischen einen Vorsprung: ein Block unter Ausschluß Jugoslaviens will eben entstehen. Norditaliens Schwerindustrie bewaffnet Griechenland, Bulgarien und Rumänien. Athen und Bukarest machen riesige Waffenbestellungen, die nicht bezahlt werden, Rom gibt Anleihen, und der italienische Staat begleicht die Bestellungen. Ein geschickter rumänischer Hochstapler, der diese Konstellation erkannte, wußte davon zu profitieren. Er hat in einer italienischen Munitionsfabrik Waffen zum Preise von einigen Millionen Lire für Bukarest bestellt und die Provision gleich einkassiert. Nach einigen Wochen erst erfuhr die neugierige Welt, daß der Rumäne zwar die politische Lage richtig eingeschätzt, aber auf eigne Faust verdient, für Rechnung persönlichster Vaterlandsliebe gehandelt hatte.

Der gemeinsame Liebesweg zweier imperialistischer Staaten beginnt an einem geographischen Punkt und endet in Orten, wo diese Freundschaft auseinandergeht. Da wird nicht unter Fliederbüschen gewandert, und die Nachtigallen schweigen. Die Harmonie englisch-italienischer Liebelei wird, zum Beispiel, in Arabien gestört. Hier entsteht ein panarabischer anti-britischer Block. Italien unterstützt aber den König von Hedschas und gerät in Konflikt mit England. Die Schätze Arabiens, die Wunder aus Tausendundeiner Nacht, die mit Gold beladenen Kamele werden jedoch in Genf noch nicht so plastisch wie die zerstörten Städte Syriens gesehen. England hoffte, der Franzosen Niederlage bei Damaskus bedauern zu müssen. In Paris hat ein junger Diplomat, Albert Fabre Luce, ein Buch erscheinen lassen: ‚Die Krise der Bündnisse‘. Er klagt darüber, daß Britannien in Kleinasien Banden bewaffnet hatte. Frankreich hat sie nun besiegt, und der sozialistische Vertreter in der Genfer Kommission erklärt, daß Syrien „sich“ beruhigt habe.

Herr Paul-Boncour ist überhaupt ein großer Anhänger der Gerechtigkeit, wenn es gilt, seinem Land Kolonien zu verschaffen. Dem italienischen Delegierten wird bewiesen, daß aus diesem Gebiet Kleinasiens die Einwohner regelmäßig auswandern, und daß es deshalb nicht als Auf-

nahmegebiet des italienischen Bevölkerungsüberschusses
in Betracht käme. Weshalb bleibt dann aber Frankreich
in Syrien? Etwa weil Racine meint, daß nichts Süßeres
auf der Welt existiere als die Luft, die man grade atmet?
Die dritte Republik hält in Kleinasien an einer wichtigen
Küste vor den Dardanellen Truppen aus militärpolitischen
Motiven. In einer gewissen Etappe der Kolonialpolitik ist
das rein Militärische ausschlaggebender als das Oekono-
mische. Die strategische Lage der Kanonen wird das
Primäre. Die Tanger-Frage, zum Beispiel, hat denselben
militärischen Sinn. All diese Probleme werden im Völker-
bund unter der Parole „Abrüstung“ behandelt. Es ist der
Streit um die beste Aussicht der Kriegsschiffe und Ka-
nonenbatterien auf den azurblauen Horizont.

Und dabei fehlt in der Disharmonie – im würgenden
Rhythmus dieser Welt – ein Staat, der seit drei Jahr-
hunderten das warme Meer, wie ein Verdursteter das
Wasser, ersehnt: Rußland. Alle Moskauer Mächtigen
haben vor ihrem Tode ein Konstantinopler Testament
hinterlassen. Das gehörte zum zaristischen Todeszeremo-
niell, und es ist sicherlich Zufall im Schicksal, Gesetz-
mäßigkeit in der scheinbar sich widersprechenden Reihen-
folge historischer Begebenheiten, daß die letzten außen-
politischen Gedanken Lenins dem nahen Orient galten.
Tschitscherin schreibt: „Unter Wladimir Iljitschs lebhaf-
ter Teilnahme wurde jenes Programm erwogen und an-
genommen, das wir in Lausanne vertraten. Das war sein
letzter großer Beitrag zu unsrer internationalen Politik.
Die Erörterung der Meerengenfrage war die letzte, die
ich mit Wladimir Iljitsch hatte.“ Je eher sich die neue
Bauernrepublik konsolidieren wird, desto schneller wird
sie ihre Position an den Ufern des Meeres verlangen, das
zu Caesars Zeiten als römische See und als das Ende der
Welt zugleich galt.

Heute ist es nur noch ein Meer zweiten Ranges.
Nicht geographisch, sondern politisch gesehen, ist es ein
lässiger Bach, der sich in der afrikanischen Erde verliert,
dessen blaugrüne Ader jedoch in den Pazifischen Ozean
mündet, dort, wo im unendlichen Raum die Mächtigsten
sich vorbereiten. Um die Küsten aller Meere legen sich
Maschen auf Maschen eines unendlichen Gespinstes,
eiserne Fronten kommender Dinge. Dem Friedensengel
in Genf kann man das Lied des Aischylos am Hochzeits-
feste der Braut singen: „Bind um den Kopf das Sorgenband
Und um die Stirn den Kummerschleier, Leg auf den Schei-
tel das Trauertuch!“ Diese Tatsächlichkeiten müssen die
Leute, die den Frieden wollen, wissen. Denn eben, weil
uns der Tod umgibt, aus purstem Gegensatz verlangen wir
nach dem Leben.

Deutsche Justiz

> Jeder Richter, der den Eid auf die Verfassung
> geleistet hat, ist ein republikanischer Richter.
> *Reichsgerichtspräsident Simons*

I.

Landsberg von Berthold Jacob

Der Landgerichtsdirektor Weßling ist in diesen Tagen hart mitgenommen worden. Also fällts nicht leicht, gegen ihn zu sprechen. Man muß die mildernden Umstände für den Mann zusammentragen. Und die lassen sich nur finden, wenn man ihm attestiert, daß er zwar vielleicht den Vorsatz gehabt haben mag, die Verhandlung durch alle Klippen Loewenthalscher Neugier ins Brackwasser des Freispruchs zu steuern, daß er aber diesen Eventualvorsatz, der notwendig zur Verletzung wichtiger Rechtsgüter führen mußte, während der Verhandlung in dem Maße fallen ließ, wie seine Nervosität und Unbeherrschtheit sich Auslösung suchte, und daß er schließlich bereits vom Vorsatz zurückgetreten war, als er bei der Begründung des Urteils in krankhafter Wut jedes Maß und Ziel verlor.

Dieses Urteil, das nach der Gerechtigkeit stößt wie ein rasendgewordener Stier nach dem roten Tuch, ist sicherlich nicht aus dem Willen zur Rechtsbeugung geboren, sondern stellt sich als die bedauerliche Folge einer temporären Bewußtseinstrübung dar.

Ebenso wird die Beschimpfung des wehrlosen Opfers Gaedicke nur erklärbar durch gänzliche Anpassung an die „Mentalität“ der preußischen Offizierskaste, die sich in feigen Soldatenmißhandlungen austobte, weil das ungefährlich war. Denn die armen Teufel waren eben wehrlos, und wenn sich einer mal wehren wollte, dann flog er auf Jahre hinaus ins Zuchthaus.

Nur so, nämlich mit der Bewußtseinstrübung, sind auch die hemmungslosen Ausbrüche gegen Georg Loewenthal, den Anwalt des Nebenklägers, zu erklären. Herr Weßling droht mit Gewalt – das Gericht ist der Stärkere. Es kommt ihm gar nicht zum Bewußtsein, daß sein Auftreten die Wiedereinführung der Bracchialgewalt in die Gerichtsstube bedeutet, also einen Zustand wieder heraufbeschwört, wie er vor knapp 500 Jahren herrschte, ehe der Allgemeine Landfriede Maximilians das Faustrecht bannte.

Und wenn er den Vertreter des Justizministeriums – und mit ihm die kümmerlichen Reste der Rechtspflege in Deutschland – angreift, den Oberstaatsanwalt mit dem Namen eines jüdischen Anwalts zu beschimpfen sucht: wer soll da noch den Hüter richterlicher Gewalt achten? Einen letzten Anfall von Rechtsbewußtsein will er abtun, indem er ihn als Infektion mit jüdischem Geist bezeichnet.

Sympathisch ist ihm dagegen der Geist, den er begreift, und der aus Klapproths schwieligen Fäusten wirkte. Der ehrliche alte Soldat – ist er ihm. Ihm, dem gleichen Vorsitzenden,

der den Klapproth zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt hat und, wenn der gleiche Vorsitzende auch ein Richter geblieben wäre, auch im gleichen Prozeß verurteilt hätte.

Höchst verächtlich ist ihm der von Klapproth zum Krüppel geschlagene Gaedicke. Der blieb der Schlußsitzung fern, da er wohl die Anrufung des heiligen Geistes vorausgeahnt haben mag.

„Hat man kein Verständnis mehr für aufrechte Männer im deutschen Volke?“, fragt Herr Weßling.

Der Leutnant Dabkowski ist einer von den aufrechten Männern.

„Es war eine Freude, den Mann zu sehen“ – weshalb, mit Verlaub?

Dabkowski hatte bekundet, daß er Klapproth an der Vollendung der Tötung gehindert hätte: nur über meine Leiche...

Es gibt aber Zeugen, die das Wort anders gehört haben: „Laß das, Erich – nicht hier!“

Nicht hier – das wurde das Motiv der Verhandlung.

Der Vorsitzende selbst sagt, daß die aufrechten Männer unter dem Befehl des Oberleutnants Schulz gestanden haben, der jeden Befehl, auch über das Leben Andrer geben konnte – denn wie sonst soll jener Passus seiner Urteilsbegründung verstanden werden, der sagt:

„So würde kein Mann handeln, der von Oberleutnant Schulz den Befehl hat, einen Mann umzubringen.“

Solche Befugnis hat nur ein kommandierender Offizier vor dem Feind. Das freilich ist die Auffassung Buchruckers, Schulzens, Weßlings und Geßlers: daß die Schwarze Reichswehr vor dem Feinde gestanden habe. Das schlägt durch die Behauptung Weßlings, daß es keine Schwarze Reichswehr gegeben habe, durch. Dieser Vorsitzende ist der Suggestion des Schulz und des Geßler genau so unterlegen wie die andern aufrechten Männer, wie Herr Klapproth, von dem der Urteilstenor sagt: ...wenn Klapproth zugreift, so geschieht das nicht leise und sanft, sondern dann ist das Leben in Gefahr...

Der Vorsitzende muß einen nervösen Klaps ohnegleichen in das Beratungszimmer mitgebracht haben. Da war nichts mehr von Justiz, nichts. Hier hat der Geist des gehirnkranken Justizheiligen Brausewetter gewütet. Der Schatten des Fürsten von Magdeburg schwebte segnend um Herrn Weßling und hieß ihn Pech und Schwefel auf die Hetzpresse herabflehen.

Die Wut des Landgerichtsdirektors Weßling fand ihre Grenzen nicht mehr, als er des Sendlings aus dem Berliner Justizpalais ansichtig wurde. Ob des Nebenklägers und des Oberstaatsanwalts Appell an das hohe Reichsgericht nun Gnade findet oder nicht: das ist bei diesem Tatbestand überaus gleichgiltig. Was bestehen bleibt von diesem Urteil, wert, für kommende Geschlechter in Stein geritzt zu werden, das ist die ungeheure Selbstentblößung der Feme von Landsberg. Gewöhnen wir uns jetzt daran, das Kind beim Namen zu nennen. Entwöhnen wir uns der alten, längst abgelebten Terminologie, die die heilige Feme noch Das Landgericht oder Die Schwurkammer nennt, den Freigrafen mit dem euphemistischen Titel:

Landgerichtsdirektor auszeichnet und ihm als sein Attribut statt der Weidenwiede das schwarze, silberbebortete Barett zubilligt.

Was dieser Herr Weßling als seine höchst lächerliche, höchst private Meinung über die Geßler-Klapprothschen Systeme und Probleme der Landesverteidigung im Busen hegt, ist ganz unerheblich. Tief beschämend nur, daß er wagen darf, dergleichen als Recht im Namen des Volkes zu verkünden. Wir haben schon einmal betont, daß er uns nur berechtigt scheint, im Namen Geßlers zu urteilen.

Gerechtigkeit übt man ja längst nur noch außerhalb dieses Landes, seit unter dem schändlichen Einfluß der Geßlerei jedes Gefühl von echter Gerichtsbarkeit vor die Hunde gegangen ist, seit die unsagbar unlautere Praxis der Strafgebarung im Interesse falschverstandener Landesverteidigung jedes Rechtsempfinden in deutschen Richtern vergiftet und ertötet hat.

Was in Landsberg tagte, das war eine Kammer der altteutschen Feme, ein voll besetzter Gerichtshof, der nach Disziplinarrecht geurteilt hat über einige kleine Funktionäre, ein paar arme Schächer, Büttel der gleichen Institution, die gegen eine der wesentlichsten Vereinsbestimmungen, die Heimlichkeit der Totschlagejustiz nämlich, verstoßen hatten, und die dafür jetzt der gerechten Strafe verfallen sind.

II.

Gerechtigkeit für Max Hölz! von Albert Winter

> Ich sprach in deinem Namen auch, ich sprach für Alle, die in diesem Lande sind und leiden, wie ich dort gelitten. *Hölderlin*

Es gibt heute noch schwarz-rot-goldene Republikaner und namentlich „staatspolitisch" denkende Sozialdemokraten, die trotz aller Justizskandale in dieser nun achtjährigen deutschen Hindenburg-Republik grundsätzlich an der sogenannten Unabhängigkeit der Richter festhalten, weil sie selbst in den Ländern, wo sie ein Stück „Koalitionsmacht" in Händen haben, nicht wissen, wie sie der Republik republikanische Richter verschaffen sollen. Erst vor kurzem konnte man im bayrischen Landtag von dem Sozialdemokraten Dr. Högner ein Preislied auf die Unabhängigkeit der Richter hören, die auch einen Grenzstein der Demokratie darstellen müsse. Während der sozialdemokratische Redner, der selbst Richter ist und daher die Wahrheit kennen muß, so sprach, saß der deutschnationale Justizminister Dr. Gürtner, der ja in der Mordaffäre Hartung das wahre Wesen der richterlichen Unabhängigkeit aufgezeigt hat, mit dem Gesichtsausdruck innerster Zufriedenheit dabei. Er konnte sich die Arbeit sparen, da ein Sozialdemokrat übernommen hatte, den Schwindel der unabhängigen Gerichtsbarkeit in einer demokratischen Sauce wieder aufzuwärmen.

Volle acht Jahre lang haben die republikanischen Koalitionspolitiker nichts getan, um die Lüge der richterlichen Un-

abhängigkeit nicht nur in einem einzelnen Fall des Justizmords, sondern ganz allgemein in dem ganzen System unsrer Justiz zu zerstören. Immer wieder wandte man sich nur gegen Einzelerscheinungen, und wenn diese Einzelerscheinung in Bayern, zum Beispiel, an der Tagesordnung war, dann war eben Bayern im Reich ein Spezialfall.

Erst Zeigner begann als sächsischer Justizminister und als sächsischer Ministerpräsident, dem Fetisch der unabhängigen Justiz auf den Leib zu rücken und zu zeigen – als Jurist wußte er es ja am besten –, daß sich dahinter nur eine Camorra von juristisch handwerkernden Corpsphilistern verbirgt, die die Rechtsprechung bewußt oder unbewußt als ein Mittel betrachten, um sich und ihren Corpsbrüdern die ewige Anwartschaft auf die Staatsposten auch in der Republik zu sichern. Diese Entdeckung kostete Zeigner Amt, bürgerliche Ehre und Freiheit. Es wäre aber an der Zeit, daß sich die sozialdemokratische Linke auf dieses Opfer des lebenden Zeigner besänne und ihm ohne Spießerbedenken, die seine Todfeinde in der Partei vorbringen, die verdiente Rechtfertigung zuteil werden ließe.

Der Magdeburger Justizskandal hat endlich einem preußischen Richter Anlaß gegeben, in der sozialdemokratischen Presse zu entdecken, daß die richterliche Unabhängigkeit ein Schwindel ist, daß ein Klüngel von dienstältesten, das heißt also: reaktionären Richtern über die Geschäftsverteilung zwischen Straf- und! Zivilsachen entscheidet, und weiter, daß der von der Volksvertretung bestellte Minister auf die Justiz gar keinen Einfluß hat, sondern höchstens die Richter befördern kann, die sich vom Standpunkt der Herrscher über die Gerichte: der Corpsphilister ausgezeichnet haben. Unabhängigkeit also von der Volksvertretung und der von ihr bestellten Regierung – das ist die sogenannte richterliche Unabhängigkeit. Eine späte Erkenntnis in gewissen Kreisen der SPD.

Mit einer solchen Justiz, die uns Niemand in der Welt nachmacht, war die Republik acht Jahre lang und ist noch immer nichts als „ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinanderliegen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande zerrinnt“, wie Hölderlin in seinem berühmten Kapitel über die Deutschen von den deutschen Verhältnissen geschrieben hat, die sich seitdem kaum geändert haben.

Jawohl, acht Jahre schon verrinnt das Lebensblut der besten Deutschen im Sande dieser Republik, die von Handwerkern, aber keinen Menschen – und seien es auch teuflische – regiert wird. Zahllos sind die Opfer der deutschen Zustände, die sich seit Hunderten von Jahren nur darin geändert haben, daß sie heute in einer republikanischen Farbe: dem schwarz-rot-goldenen Banner Barbarossas schillern. Hinter diesem Banner: „Herren und Knechte. Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen. Töten können die Deutschen, aber nicht lebendig machen...“ Wie lange noch?

Es geht über die Kraft eines Einzelnen und auch Vieler, die noch ein Herz im Leibe haben, all die Unsummen von Rechtsverletzungen zu bekämpfen, die heute in Deutschland an der

Tagesordnung sind. Man muß ja gegen die Engherzigkeit und die Verhärtung der Menschlichkeit in den eignen Reihen kämpfen. In dieser Republik sind die heroischen Kinder, die allein große Dinge ins Werk setzen können, an den Fingern abzuzählen.

Einer, dessen Lebensblut jahrelang in der bayrischen Festung Niederschönenfeld tropfenweise in den Sand geronnen, und der deswegen doch nicht müde geworden ist, hat in der Nacht deutscher Wirrsale wieder einmal einen Schrei ausgestoßen: ‚Gerechtigkeit für Max Hölz!' Es ist Erich Mühsam, ein Verrückter selbstverständlich, weil man ja nach einem Wort von Kurt Eisner in Deutschland verrückt sein muß, um revolutionär zu sein, revolutionär im Sinne der Vernunft des menschlichen Herzens, das sich vor keinem bayrischen Standgericht beugt, ihm vielmehr im Angesicht des drohenden Todes neue Anklagen entgegenschleudert, wie das Mühsam nach der Niederwerfung der Räterepublik, in einer Atmosphäre der Mord- und Pogromhetze getan hat. Nein, Mühsam ist kein Mann der Parteiphilister, mögen sie sich sozialdemokratisch oder kommunistisch nennen – aber bis zum letzten Atemzug wird er verfechten, wovon die Parteiphilister keinen Hauch verspürt haben: die Vernunft des menschlichen Herzens.

Max Hölz – nach den Begriffen des deutschen Spießers, dessen Sprachorgan die Gerichte sind, ein Straßenräuber und Mordbrenner, weil er nicht vom Steine der Realpolitik essen wollte, die das deutsche Volk jahrhundertelang auf den Hund gebracht hat. In Wirklichkeit ist dieser Proletarier Max Hölz, der ernsthaft gegen die Kappisten focht und im mitteldeutschen Aufstand von 1921 die militärische Führung der provozierten Arbeiter übernahm, ein Nachfahre jener Bauernrebellen Thomas Münzers, die in derselben deutschen Gegend ihr Leben lassen mußten, wo Max Hölz die Arbeiter gegen die bereits siegreiche Reaktion führte. Es war, wie wenn er im März 1921 als Rächer aus den Gräbern der Gefallenen des Bauernkrieges von 1525 aufgestanden wäre.

Wie es ja bei so rührenden Gestalten selbstverständlich ist, wollte Max Hölz sein Ziel mit den geringsten Opfern erreichen, was sogar Pfarrer Schmidt aus Helbra und Apothekenbesitzer Bolze aus Fienstadt in seinem Prozeß ausgesagt haben. Aber Hölz hatte gewagt, an die Grundlagen der bürgerlichen Ordnung zu tasten. Darum wurde er der Tötung des Gutsbesitzers Heß für schuldig befunden, obwohl seine Nichtbeteiligung, die heute außer allem Zweifel steht, da sich der Mörder oder Totschläger endlich selbst gemeldet hat, schon damals mehr als wahrscheinlich war. Am 16. April 1921 erließ das Berliner Polizeipräsidium eine Auslobung von 50 000 Mark für Aussagen, die zur Verurteilung von Max Hölz führen würden! Und das ist noch nicht der Gipfel. Ganz unabhängig von dem Verfahren gegen Max Hölz wurde in Halle Willy Günther wegen Beihilfe zum Totschlag an Heß zu 7½ Jahren Zuchthaus verurteilt, wobei die Feststellungen des Berliner Sondergerichts im Falle Hölz einfach als wahr unterstellt und die Zeugenladung von Hölz abgelehnt wurde! Diesen unglaublichen Tatbestand er-

fuhr man erst beim Tode Willy Günthers, der im Zuchthaus vom Gerüst stürzte und zerschmettert liegen blieb.

Das Alles fällt in die Rubrik: Richterliche Unabhängigkeit.

Nach der Lektüre von Mühsams Broschüre, die im Verlag der Roten Hilfe erschienen ist, hat Ernst Heilmann, der immer gegen eine Amnestierung von Hölz aufgetreten war, den preußischen Justizminister auf sie aufmerksam gemacht und Strafverkürzung empfohlen. Besser als Heilmanns Wandlung kann den Wert von Mühsams Broschüre nichts erhärten.

Jawohl: Gerechtigkeit für Max Hölz und alle die ungezählten Opfer der deutschen Klassenjustiz! Fort endlich mit jener richterlichen Unabhängigkeit, die solche Urteile auf dem Gewissen hat!

III.

Der liebe Gott in Cassel von Ignaz Wrobel

Eines Morgens, um neun Uhr, erschien im Hause des Schriftstellers Ernst Glaeser, in Groß-Gerau bei Darmstadt, ein Stadtpolizist und begehrt mit rauher Stimme, jenen zu sprechen. Das fiel auf, der alte Herr Glaeser ist Amtsrichter in Groß-Gerau. Der Polizist führte den jungen Mann durch die Straßen ins Rathaus, wo der Delinquent verhört wurde. Er hatte Gott gelästert, das wurde zwischen den Bauern, die um Lieferung ihrer Bullen ins Rathaus gekommen waren, festgestellt. Man kann sich die Wirkung des Transports eines Amtsrichtersohns in einer kleinen Stadt vorstellen. Die Folge dieses polizeilichen Fehlgriffs war: Ausweisung des Sohnes aus dem Elternhaus, der Junge stand auf der Straße. Und da steht er heute noch und wartet auf das Hauptverfahren, das ihm die Anklage der Oberstaatsanwaltschaft in Cassel einbringen wird. Denn dies war vorangegangen:

Ernst Glaeser hat ein Stück geschrieben: ‚Seele über Bord‘ (das kürzlich in Berlin aufgeführt worden ist). In der dritten Szene dieses Stücks nähert sich in einer katholischen Kirche ein Detektiv einem Mädchen in der Verkleidung eines Priesters und will sie vergewaltigen. Er wird daran durch den Liebhaber des Mädchens gehindert – und in dieser Szene wird Christus von dem rasenden Verführer angeschrieen. Das Mädchen wendet sich an den Erlöser still um Hilfe – der Detektiv verkleinert ihr diese Aussichten... Das Drama geht nachher ganz andre religiöse Wege; an keiner Stelle ist auch nur im geringsten angedeutet, welcher Meinung denn nun der Verfasser sei. ‚Seele über Bord‘ ist im Kleinen Theater zu Cassel mit Erfolg gegeben worden. Die Presse war gut, kein Kritiker nahm Anstoß.

Erst später brachte die ‚Casseler Post‘ ein „Eingesandt“, worin sich ein Leser über das Stück beschwerte. Bei der ersten Wiederholung stürmte ein Trupp nationaler Herren unter Führung eines Rechtsanwalts Freisler das Theater, störte die Vorstellung und mißhandelte einen Zuschauer, der für den Dichter Partei nahm. Das Stück wurde polizeilich verboten; irgendein Verbändchen zur Bekämpfung von

Schmutz und Schund hatte darum gebeten. Der Unterzeichner des Antrags war ein Oberregierungsrat.

Die Anklage enthält aus dem Zusammenhang gerissene Sätze des Dramas und stellt als Gotteslästerung fest:

„Der Angeschuldigte spricht hier von dem Erlöser mit der feuchten Wimper, der Mädchen erwecke, Menschen zurückwarf ins Hinterbliebene, aber doch einen Gott braucht, um zu sterben von der Nacktheit, die sich peinigt am Holz, von dem himmlischen Bräutigam, auf Erden ein Knabe, vor Gott eine Laus...“ „Der schöne Feigling“ heißt es einmal. „Der kesse Verräter.“

„Diese Äußerungen“, setzt der Staatsanwalt hinzu, der immerhin einmal sein Assessorexamen gemacht hat, „müssen als Kundgebungen der Geringschätzung und als Frivolitäten aufgefaßt werden, die im höchsten Grade geeignet sind, das religiöse Gefühl des Menschen, einerlei welcher Konfession er angehört, zu verletzen.“ Also etwa das des Mohammedaners. Aber selbst die Angehörigen jener Korporationen, die den Rechtsschutz des kindlichen § 166 genießen, können sich ja wohl nicht alle verletzt fühlen... Wenn aber ein Jurist schreibt: „Der Angeschuldigte hat zweifellos das Bewußtsein gehabt, daß seine Darstellung und seine Ausdrücke als beschimpfend und Ärgernis erregend aufgefaßt werden könnten“ – dann ist doch zu sagen, daß dieses Assessorexamen etwas dünn ausgesehen haben muß. „Meine Herren,“ pflegte der selige Liszt in seinen Seminarübungen zu sagen, schreiben Sie nie: zweifellos. Zweifellos sagt der Jurist immer dann, wenn er nicht mehr weiter weiß.“ Dieser da hat wahrlich nicht mehr weiter gewußt. Er wird auf verständnisvolle Richter stoßen.

Die werden, was das „Ärgernis“ angeht, leichtes Spiel haben. Der laute Rechtsanwalt Freisler, eben jener Theaterkämpfer, ein Apotheker und ein Versicherungsinspektor werden ein schönes Zeugnis von ihrem Konfirmationsunterricht ablegen, und so weit wäre Alles in Ordnung.

Nicht in Ordnung ist aber, daß mit leichtsinniger und unsorgfältiger juristischer Arbeit einem Angeschuldigten ein dolus unterschoben wird, der nicht nur nicht zu beweisen, sondern dessen Annahme töricht ist. Wenn ein Anfänger durch Gotteslästerung Sensation machen will, wenn er beschimpfen will und weiß, daß diese Beschimpfungen Ärgernis geben, dann fängt er das anders an. So sieht dann ein solches Stück nicht aus. Der Staatsanwalt schützt Gott, weiß aber nicht, wo er wohnt. Ich will ihm ein bißchen helfen.

Es geht nicht an, daß eine Justiz, die den schmutzigsten Fememördern das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit abspricht, eine Justiz, die eben bei einem gräßlichen Mißhandlungsprozeß der Reichswehr entschieden hat: „Das Gericht ist der Meinung, daß die Beteiligten auf Grund erhaltener Befehle an die Ausübung einer disziplinellen Handlung hätten glauben können“, damit also zugebend, daß man in dieser Reichswehr offenbar mit Brutalitäten „erzieht“ – es geht nicht an, daß eine solche Justiz einen völkischen Stadtskandal zu einer Lästerung aufbauscht, die nicht vorhanden ist.

Haben diese Größen da Ärgernis genommen? Ein drittes Semester weiß, daß das selbstverständlich nicht genügt, sondern daß auch der objektive Tatbestand gegeben sein muß. Nur der ist hier zu prüfen. Wie wird er geprüft werden – ?

Gotteslästerungsprozesse in der deutschen Rechtsprechung haben nicht nur einen lächerlichen, sondern auch einen böse politischen Aspekt. Der Eindruck ist jedesmal derselbe: in diesen Prozessen soll der „umstürzlerische, zersetzende Geist dieser Zeit“ getroffen werden, womit, von dem Blickpunkt der Urteilenden aus, zunächst jeder Geist und dann eine politische Richtung gemeint ist, die ihrer Kaste unangenehm ist. „Wir werden denen das mal zeigen: hier in Cassel gibts das nicht!“

Es ist aber doch zu fragen:

Wie lange noch will sich die „Republikanerschaft“ dieses Landes das mitansehen? Leben wir unter der Herrschaft von religiösen Medizinmännern? Geht uns dieser lächerliche Lokalspektakel etwas an? Kann man überhaupt Gott lästern, wenn man nicht an ihn glaubt? (Nur Katholiken können eine schwarze Messe zelebrieren.) Selbst der dogmatisch Gläubige kann nur an rohen Religionsstörungen Anstoß nehmen, die – und nur darauf kommt es an – abzielen, ihn zu verletzen, ein Tun, das nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen entschuldbar wäre (etwa in der Defensive). Unter gar keinen Umständen aber hat irgendeine Religionsgemeinschaft das Recht, die Einbeziehung ihrer Einrichtungen in Dichtwerke zu verbieten – umso weniger, als sie sich selbst bei jeder Gelegenheit dem öffentlichen Leben aufdrängt.

Hier ist aber nicht einmal antikirchliche Kritik. Hier ist grelle Farbenbuntheit, ein gewisses Abenteurertum, Jugendromantik, wirres Rufen: wer sich hier verletzt fühlt, birgt nationale Hemmungen in seinem Busen, verklemmtes, nicht abreagiertes Zeug. Mit dem Strafrecht darf das nichts zu tun haben.

Es ist nicht einmal sicher, ob die Denunzianten von der Geistlichkeit vorgeschickt worden sind. Ich möchte das verneinen. Es sind immer dieselben Typen, die „Anstoß nehmen“ und die Schundgesetze vorbereiten: jene Burschen mit der stillen Wut im Leibe, mit den verkapselten Wünschen, die die Gattin nicht gewährt, mit der maßlosen Gereiztheit auf das Neue, auf die Jugend, auf frischen Wind. In Geistesäußerungen Pornographie wittern? Eine Art Selbstbefriedigung. Pornographie hassen? Man haßt nur, was man selber ist. Man haßt nur, was man liebt.

Das Schöffengericht in Cassel steht vor der Aufgabe, unbefangen zu prüfen, ob die tatsächlichen Voraussetzungen für eine strafbare Handlung gegeben waren. Dazu gehört nicht nur, daß Menschen Ärgernis genommen haben, sondern daß das Ärgernis auch gegeben worden und mit Vorsatz gegeben worden ist. Es gibt Staatsanwälte, die nichts von Juristerei verstehen – aber es gibt keinen Literaten, der in diesem Stück Ernst Glaesers etwas Andres sehen kann als den brausenden Versuch eines tastenden jungen Menschen. Das Verfahren da unten ist ein Kettenglied mehr in der geistigen Versklavung eines Landes.

IV.

Honnef von Erich Mühsam

Vor dem Reichsgericht in Leipzig stehen zur Zeit 10 Männer, beschuldigt, sich während der Separatisten-Unruhen in Honnef und Königswinter als Mitglieder und Beauftragte der Kommunistischen Partei Deutschlands des Hochverrats, des unerlaubten Waffenbesitzes, des Verbrechens gegen das Sprengstoffgesetz und all der übrigen Vergehen schuldig gemacht zu haben, die neben der Verletzung des Republik-Schutzgesetzes herangezogen zu werden pflegen, wenn revolutionäre Arbeiter zu den Schandtaten Ehrhardtscher, Hitlerscher oder Buchruckerscher Banden nicht mucksstill gesessen haben. Der Reichsanwalt bemüht sich um den Nachweis, daß diese Kommunisten, die nach fast zweijähriger Untersuchungshaft ihre Prozessierung durch einen Hungerstreik erzwingen mußten, sich an der Separatisten-Abwehr nur beteiligt hätten, um in den Besitz von Waffen zu kommen, mit denen sie nach Mitteldeutschland ziehen und dort die Räterepublik etablieren wollten. Es ist absolut grotesk, was ihnen der Reichsanwalt vorwirft, es ist Punkt um Punkt als Spitzelmache zu widerlegen. Aber selbst wenn alle Behauptungen der Anklage so wahr wären, wie sie falsch sind: dieser ganze Prozeß darf überhaupt nicht stattfinden! Er wird geführt unter offenem Bruch eines von der deutschen Reichsregierung abgeschlossenen und feierlich verbrieften internationalen Vertrages!

Die KPD hatte für ihre Anhänger im besetzten Rheingebiet die Parole ausgegeben, daß sie jedem Versuch der Separatisten, die politische Macht an sich zu bringen, um Landesteile von Deutschland loszulösen, bewaffneten Widerstand entgegensetzen sollten. Tatsächlich wurden die Separatisten aus Honnef durch das Gefecht am Aegidienberg vom 18. November 1923 vertrieben, bei dem Bauern, Kommunisten und preußische Schupo gemeinsam kämpften und siegten. Den Kommunisten machten darauf die Franzosen eine Menge Prozesse, und das Besatzungsgericht in Bonn verurteilte viele von ihnen wegen unerlaubten Waffen- und Sprengstoffbesitzes zu Gefängnis- und Geldstrafen.

Am 30. August 1924 wurde von den Vertretern der Alliierten Regierungen und Deutschlands das Londoner Abkommen unterzeichnet, dessen wirtschaftlicher Teil dadurch eine Art Weihe erhalten sollte, daß alle Streitäxte, gleichviel wer sie, gleichviel gegen wen geschwungen habe, in einer Amnestie begraben würden. Der Artikel 7 des Abkommens, der die Amnestie zur internationalen Rechtsverpflichtung zwischen den beteiligten Ländern machte, erhielt sub 1) diese Fassung:

> Niemand darf unter irgendeinem Vorwand verfolgt, beunruhigt, belästigt oder einem materiellen oder moralischen Nachteil unterworfen werden, sei es wegen einer Tat, die in der Zeit zwischen dem 11. Januar 1923 und dem Inkrafttreten des gegenwärtigen Abkommens in den besetzten Gebieten ausschließlich oder überwiegend aus politischen Gründen begangen worden ist, sei es wegen seines politischen Verhaltens in

> jenen Gebieten während der angegebenen Zeit, sei es wegen seines Gehorsams oder seines Nichtgehorsams gegenüber den Befehlen, Ordonnanzen, Verordnungen und Anordnungen; die von den Besatzungsbehörden oder den deutschen Behörden mit Beziehung auf die Ereignisse während des bezeichneten Zeitraums erlassen worden sind, sei es endlich wegen seiner Beziehungen zu jenen Behörden.

Man möchte glauben, diese Sprache sei klar genug, um „Auslegungen“ entbehrlich zu machen, zumal als einzige Ausnahme von der allgemeinen Amnestie der Punkt 3 des Artikels 7 „Verbrechen gegen das Leben“ bezeichnet, „die den Tod herbeigeführt haben“. Aber der Honnefer Fall ist nicht der erste, wo das Londoner Abkommen von der deutschen Justiz einfach ignoriert wird. Es sitzen eine ganze Anzahl kommunistischer Arbeiter wegen ihrer Tätigkeit im besetzten Gebiet vertragswidrig im Zuchthaus, zum Teil auch noch in Untersuchungshaft. Es ist nicht bekannt geworden, daß die deutschen Unterzeichner des Vertrages, der Herr Reichskanzler Dr. Marx und der Herr Reichsaußenminister Dr. Stresemann, die wir auch gegenwärtig wieder die gleichen Posten schmücken sehen, jemals gegen die Sabotage ihrer Außenpolitik durch die Reichsjustiz Einspruch erhoben hätten. Sie scheinen also den Standpunkt Niedners und der Seinen zu teilen, wonach die Kommunisten „über die Vertreibung der Separatisten hinaus gehende“ revolutionäre Ziele verfolgt hätten, wodurch die Verfolgung ihrer Straftaten zu einer rein innerdeutschen Angelegenheit werde. Die Herren Marx und Stresemann haben schon in London versucht, zwar nicht die Kommunisten, wohl aber die Separatisten trotz der Amnestie ins Zuchthaus bringen zu dürfen. Darüber hat der Reichskanzler selbst in der Denkschrift, die er dem Reichsrat über die Londoner Verhandlungen vorlegte, Folgendes berichtet (Anlage III des Schlußprotokolls):

> Hinsichtlich der... Amnestiefrage war von der Gegenseite zunächst ein Vorschlag gemacht worden, der zwar Deutschland zu einer uneingeschränkten, auch die sogenannten Separatisten umfassenden Amnestie verpflichtete, der den Alliierten dagegen nur eine unbestimmte Verpflichtung zur Amnestie auferlegte... Dieser letztere Vorbehalt wurde von der Gegenseite alsbald zurückgezogen. Von Deutschland ist gleichwohl die Ausnahme der Separatisten von der Begnadigung beantragt worden mit der Begründung, daß dies eine rein innerdeutsche Angelegenheit sei, die nicht zu dem in London erörterten Fragenkomplex gehöre. Von alliierter Seite ist demgegenüber mit Nachdruck der Standpunkt vertreten worden, daß die Vergangenheit von beiden Seiten endgültig liquidiert werden müsse. Die deutsche Delegation hat sich diesem Standpunkte schließlich angeschlossen...

Davon, daß die Kommunisten, die mit der deutschen Polizei im Bunde gegen die Separatisten gekämpft hatten, wegen der hierzu erforderlichen militärischen Organisation und Bewaffnung von der Amnestie ausgeschlossen bleiben sollten, war keine Rede. Andernfalls hätte wohl bei den Alli-

ierten die Frage nahe gelegen, wen denn eigentlich die Deutschen als Gegenleistung für die Begnadigung der völkischen Dynamitarden überhaupt amnestieren wollten! Übrigens hat Stresemanns Londoner Begleiter Dr. Gauß bestätigt, daß die „Erläuterung“ des preußischen Justizministeriums, wonach die Londoner Amnestie nur auf Straftaten anzuwenden sei, „die sich aus den besondern Verhältnissen des besetzten Gebietes ergeben haben“, ohne Gesetzeskraft sei.

Die Richter der deutschen Republik betrachten also im Gegensatz zu den vertraglichen Verpflichtungen der Reichsregierung die Vergangenheit keineswegs als „endgültig liquidiert“, und dies zum Zeichen wird der Honnefer Prozeß in Formen geführt, die selbst in Leipzig höchstens im „Tscheka-Prozeß“ ein Vorbild haben. Ein überführter Spitzel hat behauptet, der Verteidiger Dr. Obuch, der das Material seit anderthalb Jahren bearbeitet hat, habe den Angeklagten Tips zum Leugnen gegeben; der Anwalt hat das unter Ehrenwort bestritten. Das Reichsgericht glaubt dem Spitzel, nicht dem Kommunisten, entzieht Obuch das Recht, die Verteidigung zu führen und dehnt dies Verbot zugleich auf seinen Sozius Dr. Horstmann aus. Die Honnefer Arbeiter stehen ausgeliefert da. Wie sie dastehen, was mit ihnen getrieben wird, erfährt man nicht – denn die Öffentlichkeit wurde gleich zu Beginn der Verhandlung fast für ihre ganze Dauer ausgeschlossen.

Warum wohl?

Die Herren in den roten Talaren haben Gründe genug, die Welt nicht zuhören zu lassen, wie wieder einmal eine Meute von Spitzeln auf brave Kämpfer losgelassen wird. Abgesehen von der Amnestie-Verweigerung liegt noch ein andrer Rechtsbruch vor, so haarsträubend, daß er bewiesen werden muß, um geglaubt zu werden. Der Reichsanwalt Ebermayer hat den alten Rechtsgrundsatz: Ne bis in idem! für die Honnefer Angeklagten ausdrücklich als aufgehoben erklärt. Bei vielen von ihnen findet sich in der Anklageschrift der Vermerk: „Verurteilt wegen Waffen- und Sprengstoffbesitzes vom Besatzungsgericht in Bonn... Am 24. November 1924 durch Londoner Amnestie befreit“. Die Besatzungsbehörden haben also die Angeklagten schon wegen der gleichen Straftaten verurteilt, für die sie wiederum vor Gericht stehen, und haben die Amnestie in Kraft gesetzt, die Deutschland und die Alliierten gemeinsam bindet. Ebermayer aber verkündet – und sein Nachfolger Werner handelt danach: „Eine frühere Bestrafung durch die Besatzungsbehörden steht einer Verfolgung durch die deutsche Gerichtsbarkeit nicht entgegen“ (Anklageschrift).

Ja, hätte die KPD 1923 die Weisung gegeben, den Separatisten zu helfen, dann wäre es denen wahrscheinlich geglückt, das Rheinland der reizvollen Gerichtsbarkeit zu entziehen, die sich jetzt der rheinischen Genossen annimmt. Mindestens aber hätten Franzosen und Engländer, von den Belgiern zu schweigen, nicht protestlos zugesehen, daß man in Deutschland auch heute noch bei passenden Gelegenheiten internationale Verträge als Fetzen Papier einschätzt.

V.

Klassenjustiz von Arthur Seehof

Das preußische Justizministerium wird höflichst gebeten, zu dementieren. Was ? Tatsachen.

Der teutsche Mann, der das Auto zur Ermordung Walther Rathenaus nach Berlin gebracht hatte: der Oberleutnant Brand ist seinerzeit zu vier Jahren Gefängnis verurteilt worden. Ein Jahr seiner Strafe hat er in Neumünster verbüßt.

Der Direktor dieses Gefängnisses ist aber offenbar ein besonders humaner Mann und dem Oberleutnant sehr zugetan, denn Herr Brand konnte täglich in Begleitung des Gefängnisdirektors Spaziergänge außerhalb des Gefängnisses unternehmen.

Hat das, und was wir noch erfahren werden, schon einmal ein proletarischer politischer Gefangener gekonnt?

Damit dem Oberleutnant nun nicht allzuviel Bequemlichkeiten im Gefängnis fehlten, wurde das harte Anstaltslager mit dem eignen Daunenbett vertauscht. Und – es ist wirklich kein Märchen, es ist Wirklichkeit – als die Gefängnisbeamten einmal einen Ball veranstalteten, erhielt Herr Oberleutnant Brand die Erlaubnis, den Ball zu besuchen. Seine Frau konnte er nicht nur von vier zu vier Wochen, sondern so oft er wünschte sehen. Und fast täglich promenierte er mit ihr – o, du selige Gefängniszeit! – in Begleitung eines Beamten durch die Stadt Neumünster. Damit der Herr Offizier nun ja nicht sein Handwerk verlerne, gestattete ihm der sympathische Gefängnisdirektor, der von der Republik bezahlte Beamte, auch die Teilnahme an den Scharfschießübungen der Putsch- und Mordorganisationen von Neumünster. Ist von einem preußischen Beamten noch mehr zu verlangen?

Jetzt ist Herr Brand aus diesem Gefängnis abtransportiert worden. Niemand ahnt, wohin. Ein Jahr hat er in Neumünster „abgesessen“. Und schon wird berichtet, daß er entlassen, begnadigt sei... Wir möchten sehr gern wissen, wer Herrn Brand begnadigt hat, welche Amnestie ihm zuteil geworden ist. Und dann: ist der Gefängnisdirektor von Neumünster schon für den „Orden der Republik“ in Vorschlag gebracht?

VI.

Gegen die Todesstrafe von Kurt Hiller

> Die Strafen sind Todesstrafe, Freiheitsstrafen und Geldstrafen.
>
> *Amtlicher Entwurf eines Allgemeinen Deutschen Strafgesetzbuchs, veröffentlicht auf Anordnung des Reichsjustizministeriums, Berlin 1925; §29*

Erforderlich ist die Todesstrafe nur vom Standpunkt der Talion aus. „Auge um Auge, Zahn um Zahn“; Leben um Leben. Weil einer gemordet hat, muß der Staat zum Mörder an ihm werden.

Der Standpunkt der Talion ist aber längst verlassen. Nicht um mystische Vergeltung – um rationale Zwecke geht es im Strafrecht.

Als Zweckstrafe ist die Todesstrafe entbehrlich. Unschädlich macht selbst den unverbesserlichen Mörder außer der Vernichtung auch die Verwahrung; abschreckend wirkt jahrzehntelanger Kerker genug; der Strafzweck der Besserung ist durch Vernichtung ohnehin nicht erreichbar.

Dagegen bleibt die Vernichtung eines Menschenlebens irreparabel; jeder Justizirrtum kann berichtigt, der Schade jedes Fehlspruchs in der Hauptsache wiedergutgemacht werden – der Schade der Hinrichtung nicht.

Diese eine Erwägung zeigt, daß die Todesstrafe nicht nur entbehrlich, nein, daß sie für einen Menschen mit Rechtsgefühl unerträglich ist.

Und doch ist das Argument von der Irreparabilität ein unwesentliches, opportunistisches, von der Oberfläche geholtes. Es genügt, aber man bedarf seiner nicht.

Der Kerngrund gegen die Todesstrafe ist ein andrer.

Das Individuum ragt mit unzähligen Lebensfunktionen in die Gesellschaft hinein und muß sich Regulierung dieser Funktionen durch die Gesellschaft gefallen lassen; das Leben selbst, das Wunder und Geschenk seiner Tatsache, ist eine transsoziale Angelegenheit. Wie in der Iris, erkenntniskritisch betrachtet, Diesseits und Jenseits vermählt sind (Dr. S. Friedlaender: ‚Katechismus der Magie‘, Vorwort), so sind in der Lebens-Tatsache Ich und Kosmos (oder Ich und Gott, oder Ich und X) geheimnisvoll vermählt. In diese über-gesellschaftliche, in diese nicht soziologische, sondern kosmologische Beziehung darf die Gesellschaft nimmermehr eingreifen. Vor diesem Wunder endet... nicht die physische, aber die moralische Macht des Staats. Er darf den Einzelnen im Interesse der andern Einzelnen, wenn es sein muß, seiner Freiheit – er darf ihn nicht seines Lebens berauben.

Er dürfte es, wenn es eine metaphysische Schuld gäbe und der Staat der metaphysische Richter wäre. Es kann aber nur eine Zurechnung im Sozialsinn, im Rechtssinn geben, und keine metaphysische Schuld – da alles menschliche Handeln bedingt und kausal notwendig ist, da es bestimmt ist durch Ursachen jenseits der Freiheit des Handelnden. Und der Staat als Weltenrichter, als Jüngstes Gericht, als strafende Gerechtigkeit, michelangelesk von über-menschlicher Höhe aus –: es denken heißt lästern.

Man muß kein Anarchist sein, um in der Vergottung des Staates ein schmieriges Gewerbe von Interessenten zu sehen oder, günstigernfalls, einen kindlichen Irrtum von Ignoranten. Der Staat, das sind Menschen; nicht bessere als die, denen er dienen soll; oft schlechtere.

Über das Leben eines Lebenden hat ein Einziger zu verfügen: er selbst. Er darf es wegwerfen, er darf es heroisch einer Idee opfern; genommen werden darf es ihm nicht. Darum ist die Allgemeine Wehrpflicht das Staatsverbrechen par excellence; darum ist auch die Todesstrafe verwerflich. Denn selbst an Denen darf das ruchloseste aller Verbrechen nicht begangen werden, und gar vom Staat, die es selber verübt haben.

Weg mit dem Hohenzollern-Vergleich! von Emil Rabold

Obwohl sich die Wirtschaftslage ein wenig gebessert hat, sind nach einer einwandfreien Statistik der Gewerkschaften noch immer rund zwei Millionen Erwerbslose in Deutschland zu versorgen.

Das Schicksal dieser Menschen ist trostlos. Die Aussicht, wieder in den Produktionsprozeß eingereiht zu werden, besteht nach der Meinung aller Sachverständigen auf lange Zeit hinaus nur für einen Bruchteil. Auch eine durchgreifende Aufbesserung der Bezüge ist nicht zu erwarten. Es ist kein Geld in den Staatskassen, und das Loch in den Gemeindesäckeln wird erst recht immer größer. Um ein paar Millionen Mehrausgaben zankt sich die Regierung wochenlang mit den Parteien herum und würde eher demissionieren, als den berechtigten Wünschen Derer nachzugeben, die das Heer der Erwerbslosen vor Verzweiflung zu bewahren wünschen.

So bleibt den Parias der Gesellschaft, wenn sie nicht grade putschen, stehlen oder plündern wollen, für den voraussichtlich harten Winter nur ein Weg offen: der Weg auf den Friedhof.

*

Allerdings: die 22 ehemaligen Fürsten werden nicht zu Denen gehören, die den Weg auf den Friedhof antreten müssen, obwohl grade die Fürsten nicht erst seit heute oder gestern, sondern schon seit acht Jahren ohne Beschäftigung und vorher obendrein einem höchst überflüssigen Beruf nachgegangen sind, der sich nachweisbar ausschließlich zum Schaden der Gesamtheit auswirkte.

Für diese Fürsten also ist Geld da in Hülle und Fülle. Sie erhalten mehr, als zur Befriedigung selbst der verstiegensten Ansprüche nötig ist. Ihnen wird zu den Gütern, Schlössern, Palästen und Kunstschätzen noch ein hoch in die Millionen gehender Kriegsschatz ausgehändigt, den sie – wie könnte es anders sein! – prompt zur Finanzierung der monarchistischen Bewegung, zur Wiederaufrichtung ihrer Throne verwenden.

Dem Hauptzepterführer Wilhelm II. hat eine von Gott und allen Teufeln verlassene preußische Regierung sogar das vertragsmäßig festgelegte Recht eingeräumt, seinen Wohnsitz nach Deutschland zu verlegen, sobald er nur den Wunsch hat, die Ereignisse aus nächster Nähe zu beobachten und in ihren Gang gestaltend einzugreifen. Dabei spielte für die demokratische Regierung Preußens keine Rolle, daß drei Monate vorher 15 Millionen Deutsche, die Hälfte der aktiven Wählerschaft, klar und unzweideutig den Willen zum Ausdruck gebracht hatten, nicht länger aus Mitteln der Allgemeinheit gewohnheitsmäßige Nichtstuer königlich zu versorgen, sondern dieser materiell wie ideell höchst verderblichen Verschwendungssucht ein Ende zu

machen durch ein Gesetz, das die Rückführung des fürstlichen Besitzes in die Hände der Allgemeinheit vorsah, mit der Zweckbestimmung, den Besitz zu verwenden zu Gunsten Derer, die durch Krieg und Inflation ihr Letztes verloren haben. Wie Wilhelm II. auf die Friedenspläne......(siehe seine Randbemerkungen) und einem frisch-fröhlichen Weltkrieg entgegentrieb, so pfiff die preußische Regierung auf den Volkswillen und schloß mit dem Hohenzoller einen Vergleich, der in seinem Paragraph Sieben – dem Bürgerkrieg vorarbeitet. Nicht zu reden von der finanziellen Seite des Vergleichs: von den Hunderttausenden Morgen Land und Forst, die Wilhelm zum größten Grundbesitzer Europas machen; von den Prunkschlössern, die seiner Wiederkehr offen stehen; von den Kunstschätzen, die er freihändig an die meistbietenden Amerikaner versteigern kann; von den baren 15 Millionen, zahlbar in drei Raten, wovon die erste bereits zur Auszahlung gelangt ist – in demselben Augenblick, wo die Regierung des Reichs erklärte, für die darbenden Erwerbslosen keine nennenswerten Mittel verfügbar zu haben.

*

Wenn Zeigner im Herbst 1923 nicht mit den Fingern auf die Schwarze Reichswehr gezeigt, sondern wertvolle Teile des Staatsbesitzes den Erwerbslosen und den Inflationsgeschädigten zur freien Benutzung überwiesen hätte – was wäre dann wohl mit ihm geschehen? Nun, er wäre durch eine Reichsexekution ebenso schimpflich aus dem Amte gejagt worden, wie ihm geschah, weil ers mit Ebert und Geßler verdorben hatte.

Preußens Gebaren den Hohenzollern gegenüber ist böswillige Verschwendungssucht, ist gröblichste Mißachtung eines verfassungsmäßig verbrieften Volksrechts und Begünstigung eines hochverräterischen Unternehmens obendrein. Es gibt einem desertierten Kaiser die Möglichkeit, wieder ins Land zu kommen, Unfrieden zu stiften, die Bevölkerung auf einander zu hetzen und sich, das Heer benutzend und die Verfassung beseitigend, von neuem zum Herrscher eines 60-Millionen-Volkes aufzuschwingen. Da wäre, das Unheil zu verhindern, Reichsexekution geboten. Da müßte ein Parlament, das zu solchem Frevel die Hand geboten hat, mit Schimpf und Schande davongejagt werden. Aber es geht ja um das Wohlergehen der Fürsten, nicht um die Sicherung demokratischer Rechte, nicht um das Existenzminimum unverschuldet ins Elend gestoßener Plebejer. Also erfolgt statt Reichsexekution die Sanktionierung eines Zustands, der allen Grundsätzen des Rechts, der Politik und der Demokratie Hohn spricht. Gebt dem Kaiser, was des Volkes ist: das ist die Losung des Tages für diese Republik geworden!

*

Und dennoch: der ersten Rate von fünf Goldmillionen, die nach Holland abgegangen ist, darf am 1. Februar 1927 nicht

die zweite, am 1. Mai nicht die dritte folgen. Der Hohenzollern-Vergleich muß für null und nichtig erklärt werden. Das sind die 15 Millionen Wähler, die am 20. Juni gegen jede Fürstenabfindung gestimmt haben, dem Lande schuldig. Volksentscheid für Preußen! Außerkraftsetzung eines Vertrags, der die Republik schändet! Verlängerung des Sperrgesetzes! Ununterbrochener Druck auf Regierung, Reichstag und Parteien, dem im Volksentscheid zum Ausdruck gekommenen Willen der 15 Millionen gesetzgeberische Kraft zu verleihen durch einen Akt des Reichstags – und, wenn das Parlament nicht will: Auflösung, Neuwahlen!

Dieses Programm sollte so rasch wie möglich in die Massen getragen werden. Das Echo wird kommen. So sicher, wie im Herbst 1925 die Forderung nach Volksentscheid begeisterten Widerhall fand weit über die Schichten der proletarischen Linken hinaus, so sicher wird diesmal der Hohenzollern-Vergleich zerrissen werden können, wenn nur der Ruf dazu an das Volk ergeht.

Wir erheben diesen Ruf. Stimmt Alle ein!

*

Die ‚Weltbühne‘ hat die Absicht, so viele Stimmen zu sammeln, wie für ein preußisches Volksbegehren nötig sind – und das ist der zwanzigste Teil der wahlberechtigten Preußen. Der Volksentscheid, der die Folge dieses Volksbegehrens sein würde, hätte zunächst auf die Zerreißung des Hohenzollernvergleichs zu gehen. Um festzustellen, ob eine solche Aktion aussichtsreich, und wie sie am besten weiterzutreiben wäre, bitten wir Einzelleser, Organisationen und Redaktionen um Meinungsäußerungen. Allerdings: hier kann nur Eile retten!

Bußlied von Dina Cardot

Hör, o Mensch, und laß dir warnend sagen:
Für den Schnitter warst du längst gereift,
Deiner blinden Hoffart wilde Klagen
Mach verstummen, eh’ dich Schlimm’res streift.
Eitler Tand verweht,
Reu kommt oft zu spät:
Buße ist die Barke, die nicht untergeht!

Herrschsucht ließ von Blendwerk sich betrügen,
Mächtig war des bösen Willens Kraft;
Bist nicht stark genug, sie zu besiegen,
Droht Vernichtung deiner Leidenschaft.
Eh der Tag vergeht,
Sprich ein Bußgebet:
Buße ist die Barke, die nicht untergeht!

Hat auch unversehens schwer getroffen
Dich der Blitzstrahl der Gerechtigkeit,
Blüht dir doch ein tröstlich schimmernd Hoffen
Aus dem Lichtmeer der Barmherzigkeit.
Wenn der Ruf ergeht,
Frist dir noch besteht:
Buße ist die Barke, die nicht untergeht!

Läut’rung heißt der Menschheit Ziel auf Erden,
Sei zur Umkehr sühnend nun bereit!
Alles Leben muß geheiligt werden
Durch des Cherubs Schwert im Flammenstreit!
Nur wer Freuden sät
Das Gericht besteht:
Buße ist Barke, die nicht untergeht!

Gneisenau

Dieses Schauspiel ist erstens ein Shawspiel. Das irische Original zeigt,
weshalb der Schlachtenlenker in Wahrheit siegt; der deutsche
Kopist, weshalb und von wem er, entgegen der Legende, besiegt wird.
Was sind Höfe? Wo von die Höflinge ihren Namen haben. Was sind
Große Hauptquartiere? Orte, wo es von Mumien, Füchsen, Zivilisten,
Trotteln und verbündeten Fürsten wie aus dem Wachsfigurenkabinett
wimmelt. Was sind Oberste Heeresleitungen? Vereinigungen mehr
oder minder, aber meist mehr unfähiger Männer zu dem Zweck, Ge-
fechtspläne mühevoll zu ersinnen und pedantisch auszuarbeiten, die
nur deshalb Erfolg haben, weil ein fähiger, also zurückgesetzter, zeit-
lebens schmählich gehinderter Mann im entscheidenden Augenblick
mit Gefahr seines Kopfes das Gegenteil tut. All dergleichen wird
ganz hübsch respektlos ausgemalt: ohne Shaws Witz – etwa wie
wenn der Bahr der ‚Josefine‘ sich in einen Preußenfreund mit
weichem sächsischen Herzen verwandelt hätte. Die Weichheit geht
so weit, daß eine Marketenderin es mit tiefunglücklicher Liebe zum
Titelhelden bekommt, seine Beine umklammert und ihn ansingt. Aber
das stammt ohne Umweg über irgendwelche Literatur, seis von Shaw,
seis von Bahr, seis von Wildenbruch oder Lauff, doch wohl aus den
weiland Vaterländischen Schlachtengemälden des Zirkus Busch.

‚Neidhardt von Gneisenau‘ ist zweitens ein Schlüsselstück. Luden-
dorff erzählt in seinen Erinnerungen, daß Alles er und Hindenburg
nichts gemacht habe. Das nach einem verlorenen Kriege zu äußern,
mag ehrlich sein, ist aber ein bißchen unvorsichtig, weils einen leicht
auf den Gedanken bringt, daß Hindenburg ohne Ludendorff möglicher-
weise gesiegt hätte. Wolfgang Goetz verlegt das Verhältnis um ein
Jahrhundert zurück, wo es für ein deutsches Drama insofern taug-
licher wird, als 1815 ja schließlich zu keinem Schmachfrieden geführt
hat. „Blücher raucht Pfeife, spricht schlechtes Deutsch und hat ’nen
Schnurrbart“: damit ist seine Bedeutung erschöpft. Hingegen
Gneisenau kann sich leisten, den König so zu behandeln, daß der, wie
sein Nachfahre Wilhelm II. vor Ludendorff, seufzend, wenn auch in
manierlichern Infinitiven, gefragt haben wird, weshalb man ihm „denn
diese widerliche Feldwebelfresse zu jedem Frühstück servieren“
müsse. Nur daß Gneisenau durch den Sieg legitimiert wird, sich vor
einem törichten Monarchen manchmal so zu benehmen. Und jetzt
kommts darauf an, ob der Autor imstande ist, seinen Abgott durch
mehr als die immerhin brutale Tatsache dieses Sieges zu legitimieren.

Für mich leider nicht. Wolfgang Goetz rühmt sich, den Schlüssel
gefunden zu haben „zu dieser schweigsamen, deutschen Seele eines
Überwinders und Dulders“. Ach, bevor er ihn ins Schloß steckte, hat
er ihn wieder verloren. Daß Gneisenau selbst sich nachsagt, er rede
„verflucht sentimentale Tönchen“, macht diese weder erträglicher
noch glaubwürdiger. In einem unrealistischen, einem sprachlich
durchstilisierten Drama wird eine allgemeine Gehobenheit walten.
Aber hier sprechen die Personen entweder so, wie historisch fest-

gestellt ist, daß sie gesprochen haben, oder so, wie sie ihrer Anlage nach wohl sprechen werden – und nur Gneisenau spricht so, wie er niemals gesprochen haben kann, und wie er schwerlich sprechen könnte, wenn nicht der gefühlvolle Dichtersmann seine Jugendliebe zu dieser Figur endlich einmal hätte ausströmen lassen wollen. Und da er nun darf, kennt er keine Hemmung. Dabei verwechselt er durchweg Soldatenehrgeiz mit Schauspielereitelkeit. Preuße sein heißt: seine Pflicht tun und ’s Maul halten. Unser Inbegriff von Preußentum behauptet, daß ihm nichts über das Vaterland und dessen Befreiung gehe. Dann müßte genügen, daß er der Kopf, die Feuerseele, das Mannesherz ist, dem das Vaterland seine Befreiung verdankt. Darüber müßte er, unter allen Umständen, jauchzen vor innerer Befriedigung. Stattdessen jault, maunzt und ächzt er, da er sieht, daß die Andern die Orden kriegen, die ihm gebühren. Shaw hätte diesen Zug benutzt, um auch den höchststehenden Geist als menschlichen Schwächen unterworfen zu zeigen. Aber bei Goetz ist dieser Zug nicht ironisch, nicht entlarvend gemeint. Sein Gneisenau ist aus solchen Zügen pathetisch zusammengesetzt. Sein Gneisenau ist zerfressen vom Schwamm der Romanphrase, die der unwillkürlich verräterische Ausdruck mangelnden künstlerischen Charakters ist.

Werner Krauß, im abwechslungsreichen Ensemble des Deutschen Theaters, gibt am fünfzehnten Abend, vielleicht verführt durch den turbulenten Erfolg, den Gneisenau, den der Autor gekonnt hat. Statt zu erstarren, wankt, taumelt und stürzt er. Statt zu verstummen, schreit er, als ob er am Spieße stäke. Statt die Plattheiten schamhaft zu vertuschen, plakatiert er sie andachtsvoll. Und hätte doch wahrhaftig das Zeug für den Gneisenau, den der Autor gewollt hat: er hätte, der wunderbare Schauspieler, das Auge, die Stimme, die Deutschheit für den „schweigsamen Überwinder und Dulder“.

Bürger Schippel von Alfred Polgar

Eine der gemütvollsten Sternheimschen Gickser-Etüden auf des Bürgers Wunderhorn, in Wien von Franz Theodor Csokor scharf dirigiert, mit verschiedener Betonung der revolutionären Note. Die Bosheit der Komödie hat an Schlagkraft wenig verloren, wohl aber das Objekt, das geschlagen wird, viel an Härte. So gibt es kaum noch rechte Funken. An die Sprache (geredeter Kubismus, nur Kanten und Ecken) hat man sich mit der Zeit gewöhnt. Neben Normal-Deutsch wirkt sie heute altmodisch.

Edthofers Schippel, von Atmosphäre der gefährlichern Welt, in der er zu Hause, umwittert, ist ein graziöser, von kleinem Haß und Hohn geschüttelter Prolet, zuweilen nur ein wenig krampfhaft, am Schluß leider der Clownerie verfallen. Bürger im guten satirischen Bilderbogenstil besonders Ehmann, dessen sicher gestaltende und erfinderische Komik im deutschen Volkstheater nicht recht genutzt wird. Fräulein Lvovskys Thekla ist halb von Sternheim, halb von Schiller. Eine bei deutschen Jungfrauen noch immer beliebte Mischung.

Bosel und Lloyd von Morus

Der Krach der Postsparkassa

Nun hat auch Oesterreich seinen Fall Barmat. Er heißt: „Bosel – Postsparkassa“ und wird der Wiener Republik wohl noch um Einiges teurer kommen als die Seehandlungskredite den preußischen Steuerzahlern. Bis jetzt verzeichnet die offizielle Verlustliste 110 Millionen Schilling; das sind 65 Millionen Mark oder, wie die Statistiker rechnen: 20 Schillinge auf jeden Kopf des armen oesterreichischen Volkes.

Man war der Hoffnung gewesen, daß dieses Land, dem der Prälat Seipel, ein Jahr vor Schacht, mit klerikaler Klugheit die stabile Währung gebracht hatte, finanziell endlich einmal zur Ruhe kommen würde. Aber es will und will nicht. Die Krachs der ersten Stabilisierungskrise, die Schwindeleien der Brüder Bronner, die verfehlte Franc-Spekulation, der Zusammenbruch Castiglionis, die Pleite Cypruts, der Augiasstall der Christlichsozialen, der Centralbank, der Steirerbank und der Niederoesterreichischen Bauernbank – es ist noch immer nicht Schluß. Wenn auch in Oesterreich Jeder meint, dem Andern bis aufs nackte Fell zu kennen: es gibt noch genug traurige Geheimnisse, und werden sie aufgedeckt, dann öffnet sich gleich eine Pandorabüchse, und Millionenschäden werden sichtbar, wie sie bei den größten Skandalaffären der größten Staaten noch nicht entstehen.

Diesmal ist es die k. u. k. Postsparkassa. Man kennt nun schon den Tenor, den die reingefallenen Staatsfunktionäre und die hohen Kontrollbeamten anstimmen, wenn der Krach sich nicht mehr vermeiden läßt: das altehrwürdige schwarzgelbe Institut war selbstverständlich, genau wie die königlich preußische Seehandlung, zur Zeit der seligen Habsburger korrekt, bieder und vorsichtig, legte sein Geld nur in festverzinslichen Staatspapieren, in prima Wechseln und täglichen Geldern bei soliden alten Banken an und war eine Zierde der Doppelmonarchie. Bis die Inflation kam und die braven Männer von der Postsparkassa auf die schiefe Bahn brachte. Der Bosel, wissens, der hat damals dös vüle Geld verdient, da ham mr uns gedacht, wern mr mit ihm halt a G’schäft machen, da wern mr auch was verdienen. Und dann hat die Postsparkassa dem Siegmund (Bosel ihre verfügbaren Gelder ausgeliehen, erst kurzfristig, dann prolongiert, da Bosel das Kapital in Sachwerten, in den Veitschen Magnesitwerken und in Laura-Hütte festlegte oder zu Machtkämpfen um die Unionbank verbrauchte. Schließlich mußte sie als Deckung seine Effekten hereinnehmen, verlor aber daran bei der großen Baisse 1923 und 1924 43 Millionen Schilling und mußte noch Bosel, um ihn von noch mehr Effektenabgaben abzuhalten, einen Kredit von 5 Millionen Dollar auf fünf Jahre einräumen.

Um diese Verluste auszugleichen, ließen sich nun die wackern Postsparkassenräte gemeinsam mit Bosel auf Devisenspekulation ein, gerieten jedoch durch Poincarés erste Stützungsaktion im Frühjahr 1924 abermals in die Klemme und verloren

abermals 31 Millionen Schilling. Nun wußten sie sich keinen Rat mehr, vertrauten sich dem christlichsozialen Finanzminister Aehrer an, der zwar dicht hielt, aber auch kein andres Rezept wußte, als weiter mit Bosel im Bunde zu bleiben und zur Deckung neue Effektenpakete hereinzunehmen. Man verschleierte die Bilanzen, lavierte und prolongierte, bis jetzt im Zusammenhang mit dem Krach bei der Centralbank und infolge eines Personalwechsels auch die Verluste der Postsparkassa sich nicht länger kaschieren ließen. Dr. Reisch, der Präsident der Oesterreichischen Nationalbank, der, was nicht zu seinem Ruhme spricht, angeblich von allen diesen Dingen nichts gewußt hat, macht Inventur und erhebt öffentliche Anklage: außer mit Bosel hat sich die Postsparkassa auch mit der Verkehrskreditbank und der Treuga-Bank in kostspielige Geschäfte eingelassen. Summa summarum: von 387 Millionen sind 110 Millionen verloren, für die der Staat den Einlegern aufkommen muß.

Siegmund Bosels Renommee, das bisher alle Baisse-Perioden überdauert hatte, ist unter der Last dieser Anklage zusammengebrochen. Mit seinen 33 Jahren, in denen er es vom kleinen Commis bis zum reichsten Manne Oesterreichs gebracht hat, muß er fürs erste eine glanzvolle Laufbahn quittieren und das äußere Zeichen seiner Geldmacht: das Präsidium bei der Union-Bank niederlegen, das er, auf Kosten der Postsparkassa, vor vier Jahren in siegreichem Kampf gegen Castiglioni errungen hat. Ob das sein Ende bedeutet? Wer will da prophezeien? Vor zwei Jahren erst brach Bosels großer Antipode: Camillo Castiglioni mit Roß und Reisigen zusammen, behielt von seinen 200 Millionen gewiß noch nicht den zehnten Teil übrig und entging mit Müh und Not dem Gefängnis. Und heute taucht derselbe Herr schon wieder, gewappnet und gespornt, als Sinnbild des unbesiegbaren Kapitalismus, zwischen Hauptleuten der Dichtkunst und der Bankwelt am Berliner Sternenhimmel auf, und mancher Hahn kräht nach ihm. Da sollte auch Bosel nicht den Mut verlieren. Die Welt dreht sich und will betrogen werden.

Bremer Stadtmusikanten

Dem Norddeutschen Lloyd hat die Hamburger Schifffahrtsfusion keine Ruhe gelassen, und um die Ehre Bremens zu wahren, soll das Kapital um 50 Millionen Mark erhöht werden. Die Herren vom Lloyd wollen nicht, wie es den Hapag-Leuten und Jakob Goldschmidt aufgezwungen worden ist, ihr Geschäft vereinfachen, indem sie sich mit der Konkurrenz zusammenschließen: sie sind produktiv, sie wollen bauen. Kleine Dampfer, große Dampfer, es kommt gar nicht darauf an. Um die Kritiker von der Nützlichkeit dieses Unternehmens zu überzeugen, hat Herr Geheimrat Stimming, der Generaldirektor des Lloyd, nicht nur die Bremer, sondern – höchst ungewöhnlich – auch die Berliner Presse zu einer Rechtfertigungskonferenz eingeladen. Die Beweise, die er für die Vermehrung der Tonnage vorbringt, sind zwar nicht sehr schlüssig, aber man kann bei solchen Gelegenheiten auch nicht Alles sagen. Sicherlich wer-

den sich die Amerikaner auch auf dem neuen 35 000-Tonnen-Dampfer wohlfühlen, gleichviel ob er über den Ozean fährt oder, wie sein Schwesterschiff ‚Columbus‘, zwischen NewYork und Havana trinkfeste amerikanische Millionäre spazierenfährt. Solange die Prohibitivgesetzgebung in den Vereinigten Staaten nicht aufgehoben ist, werden die Dampferfahrten im allgemeinen und die Fahrten auf deutschen Dampfern im besondern ihren Reiz auf die Herrschaften der Fünften Avenue nicht verfehlen.

In jedem Falle wollen wir es als großen Fortschritt buchen, daß nun auch schon die Bremer Hanseaten sich bewogen fühlen, dem niedern Volke, und dazu noch außerhalb ihrer Stadt, Rede und Antwort zu stehen. Der bekannte frische Wind ist schon da, er kann nur noch nicht so, wie er möchte, denn der Kampf zwischen dem alten Patriziat und dem weniger reservierten Neukapitalismus ist noch nicht ganz ausgefochten. Noch hält es der Lloyd für notwendig, seine Büros mit altem Feudaladel und hohenzollernschen Leibadjutanten zu bevölkern, forsche deutschnationale Politik zu treiben und sich durch den nötigen Schuß Antisemitismus von der verjudeten Hapag, die öffentlich „zu Peßach Sonderfahrten nach Palästina“ ankündigt, vorteilhaft zu unterscheiden.

Aber wir sind bekanntlich alle fortschrittliche Männer, und Geschäft ist Geschäft. Wer das in Bremen von der ältern Generation noch nicht eingesehen hat, dem ist es in den letzten Jahren von einigen Herren jungen und jüngsten Reichtums beigebracht worden. Da sitzt der Bankier I. F. Schroeder, der heute wohl das größte gebundene Aktienpaket vom Lloyd hat, ein Mann, dessen Vater auf der Armenleutseite Bremens Flickschuster war, der sich vom kleinen Bankbeamten zum Teilhaber an dem Bankhaus Heye & Wayhausen temporgearbeitet, daraus dann ein eignes Bankhaus gemacht hat, größte Verdienste an Geschäften mit Werftaktien der Weser A.-G. einheimsen konnte und sich mit seinen Inflationsgewinnen fast umsonst einen Prunkbau gegenüber vom Bremer Rathaus erbaut hat, daß die angestammten Patrizier vor Neid platzten. Während die alten Bremer Bankleute sich 1918 ängstlich hinter ihre Geldschrankpanzer zurückzogen, riskierte Schroeder, mit der revolutionären Regierung Geschäfte zu machen. Es war nicht nur Konjunkturpolitik, daß er sich sogar mit dem Unabhängigen Henke einließ; aus Trotz gegen die Kaste des alten Handelpatriziats, in dem er doch nicht für voll angesehen wird, erinnert er sich auch öffentlich seiner proletarischen Herkunft und, soweit er für Politik und öffentliche Zwecke Geld hergibt, fließt es auch ziemlich weit nach links.

Auf niederm Niveau stehen die, infolgedessen noch unbequemern, Herren des größten Bremer Industrieunternehmens: der Weser-Werft. Der frühere Mehrheitsaktionär, der besonders smarte Rechtsanwalt Sprenger, der in den letzten Jahren mit einem großen Entschädigungsprozeß dem Norddeutschen Lloyd auf die Bude rückte, hat inzwischen sein Aktienpaket für 3½ Millionen Mark an Schroeder abgegeben und Bremen den Rücken gekehrt. Aber auch sein Nachfolger, Franz Stapel-

feldt, paßt den alten Bremern gar nicht in den Kram. Daß er als einfacher Budiker angefangen hat und dabei noch verkracht ist, wäre lange nicht so schimpflich wie die Tatsache, daß er immer noch mit Arbeitern auf dem Duzfuß steht und sogar Kommunisten für Menschen hält. Kein Wunder, daß der Lloyd, trotz formellen Friedensschlusses mit der Weser A.-G., immer noch lieber mit der Hamburger deutschvölkischen Werft Blohm & Voß verkehrt als mit solchen Parvenus.

Schließlich darf man, wenn man einmal bei Bremen ist, auch den Kaffee-Hag-König, Roselius, nicht vergessen, der, bei weitem nicht so koffeïnfrei ist wie sein Erzeugnis. Der nimmt zwar einen Kronprinzensohn als Stift in sein Geschäft, verkehrt aber mit den rötesten Malern von Worpswede und unterstützt so viel gute moderne Kunst, daß man ihm sogar seine Liebe zu Fritz Ebert und die Subventionierung eines zweibändigen Ebert-Romans in seinem eignen Verlage verzeihen kann. Auch Roselius kann mehr als Kaffeemachen: schon jetzt hat er in einer für eine Million mit seiner Hilfe gebauten Kunstgewerblerstraße eine Bank eingerichtet, die nach der Rückgabe des deutschen Vorkriegs-Eigentums in Amerika für dieses besondere Geschäft in Funktion treten soll.

Ja, es ist auch in diesem konservativsten Winkel Deutschlands nicht mehr ganz geheuer, und dem alten Patriziat bleibt der einzige Trost, daß es anderswo noch schlimmer zugeht, und daß sie als freie republikanische Bürger nicht blutenden Herzens mitansehen zu brauchen, wie bei den Nachbarn in Oldenburg der frühere Herzog als Direktor der Wurstfabrik Böls sich sein kärgliches Brot verdienen muß.

If... von Peter Panter

Es gibt ein englisches Theaterstück, darin wird gezeigt, wie ein junger Mensch einen Untergrundbahnzug erreichen will, er kommt zu spät, und an der Sperre lassen sie ihn nicht durch... der Zug fährt ihm grade vor der Nase weg. Zweite Szene: das noch einmal – aber nun stößt er den Mann an der Sperre beiseite, fliegt vor, taumelt noch grade in den abfahrenden Zug. Und darin sitzt ein Mädchen, mit dem er ins Gespräch kommt – in dem Zug sitzt ein Schicksal: sein Schicksal, das er erlebt hätte, wenn er damals den Zug erreicht hätte...

In Paris habe ich neulich eine Wohnung gesehen – das war meine Wohnung. (Du sperrst nicht, S. J.? Sperr: „meine“ – es war meine, meine, meine Wohnung.) Einen Nachmittag lang habe ich geglaubt, ich könnte sie vielleicht haben.

Sie lag im fünften Stock, oder war es der sechste? Jedenfalls schob sich der Fahrstuhl nicht weiter hinauf, die Treppen hörten scheinbar auf – und dann kam eine kleine Privattreppe, und da hinauf gings. Oben war eine Tür, ein Korridorchen... Und dann das Arbeitszimmer aller Arbeitszimmer: ein riesiges, hohes Atelier, an der Breitwand führte noch eine kleine gewundene Treppe hinauf, da standen die

Borte einer Bibliothek... Und von da in den Nebenraum,
man sah durch die breiten Glasfenster über die vielen Giebel
und die grauen Häuser. Totenstill. Und von da in ein Zimmer-
chen und noch eins und noch eins... Das dritte war mit einer
Doppeltür versehen, die war mit hellblauem verschossenen
Tuch gepolstert, „und die Schreie der Lust erstickten in dem
Schlafgemach des teuflischen Verführers“. Alles in der Miete
mitinbegriffen. Und ein Badezimmer war da – nie hätte man
unter zwei Stunden darin verbracht; man hätte gradezu
Gäste da einladen müssen. Davor lag eine Sonnenterrasse.
So eine Wohnung war das.

Wenn Paris zu laut, zu bunt, zu lustig ist, dann fahre ich
da hinauf – und es hat mich verschluckt. Ich gehe langsam
die kleinen Stufen der Privattreppe nach oben; während der
Fahrstuhl erdwärts surrt, schließe ich vorschmeckend die Tür.
Da wird der Hut hingehängt, da der Mantel, die Tür schnappt
zu – wie der Griff vertraut in den Fingern liegt! da ist das
Atelier. Da die Post, oben brennt matt eine Lampe – nur
der Tisch in warmer Helle. Sie liegt auf dem kleinen Diwan
und liest furchtbar eifrig. „Was liest du da?“, sage ich. „Paul
Valéry,“ sagt sie, „sag mal: was will der Mann eigentlich?“
Ich lehne indiskrete Fragen ab – ich bin ein einfacher Ar-
beiter im Weinberg des Herrn, und das ist feinste Literatur,
viel zu teuer für mich. Sie steht auf und verjagt die graue
Seidenkatze, die buckelt. „Ich für mein Teil“, sagt sie, „gehe
ins Bett, Elli ist schon da.“ Elli heißt gar nicht Elli. Übrigens
sind wir drei. Ich lasse das Duo schlummern und krame ein
bißchen am Tisch.

Vormittags ist es manchmal ganz hellgrau, dieses lichte
Grau der Pariser Vormittage. Es ist so still, daß man die Ka-
narienvögel singen hört. Meiner singt nicht, die faule, gelbe
Kugel. Er sitzt da und blinzelt heimtückisch. Es ist so still...
Auf dem Tisch liegen die Notizen von gestern abend – man
muß seine Gefühle aufbewahren können – los gehts. Es hat
mich, der Kopf läuft langsam violett an, die Schreibmaschine
klappert und klingelt lieblich.

Nun lebe ich schon seit Jahren in dieser Wohnung – ich
kann gar nicht denken, daß ich jemals anderswo gelebt hätte
– hier ist Heimat. Elli ist längst nicht mehr da, aber sie hat
einen Spiegel dagelassen – der grüßt immer zurück, man muß
aber zuerst grüßen. Manchmal kommen Leute aus Berlin; die
sagen: „Sie haben aber hier... Donnerwetter noch mal – ich
suche nämlich auch eine Wohnung in Paris – wissen Sie
nicht?“ Nein, ich weiß nicht.

Manchmal wache ich an späten Nachmittagen auf; da
liegen schon oben an der Decke schräg die Lichtstreifen –
so lange habe ich geschlafen. Heute abend ist das hinter der
Ecole Militaire – es kann sehr heiter werden, wenn die braune
Kommerzienrätin da ist. Pfeifend schlurre ich ins Badezimmer
– unterwegs werde ich durch widrige Winde in die Küche
getrieben, wo noch etwas Büchsenananas steht. Hat die Wirt-
schafterin sie aufgefressen? Büchsenfrüchte sind manchmal
giftig. Gott segne sie alle Beide.

Jetzt ist es schon so lange her. „Wann bin ich eigentlich hier eingezogen...?“, rechne ich einmal. Vier, fünf, warten Sie mal: sechseinhalb Jahre! Was ist hier alles entstanden? Bücher – zwei dicke Bücher – und sonst noch allerhand; liebevoll streicheln die Augen alles Erreichbare und alle Wände. Wenn ich verreist bin, sage ich manchmal, so ganz nebenbei: „Meine Pariser Wohnung – in meiner Pariser Wohnung...“

If... Einen Nachmittag lang. Der Vertreter des Architekten, der die Wohnung für den gérant anstelle des Hausbesitzers verhökerte, besaß einen copain, der war prix de Rome und hatte eine Submission der Stadt Nantes zu vergeben. Unter diesen Umständen ist leicht zu begreifen, daß mir die Tochter der concierge, als ich auf Zehenspitzen das Haus anschlich, freundlich, aber ernst sagte: „Monsieur – il vient d'être loué.“

Drei, rue de la Terrasse, falls Sie die Adresse wissen wollen.

Vor acht Jahren von Theobald Tiger

Ja, damals – !
Da hat zum ersten Mal
in Preußen die Erde gezittert.
Da fühlte der letzte Korporal:
Dicke Luft! es gewittert!
Sie rissen den Kesseln die Feuer heraus.
Gewehre herunter! Und Alle nach Haus.

Ja, damals...
Wo waren sie damals doch:
die Kaisers mit Ordensketten?
Sie saßen zitternd im Mauseloch,
auf Autos und Damentoiletten.
Kronprinz, Offiziere – mucksmäuschenstumm,
Keiner stand grade. Alle fielen um.

Ja, damals...
Heut ist das so lange her...!
Sie sind Alle wieder oben.
Justizverbrecher. Schimmernde Wehr.
Alles wieder erschoben.
Halts Maul, Deutscher! Verdien! Verdien
das Fressen für zwanzig Monarchien.

Ja, damals – !
Wie haben sie das getauft?
Revolution? Das war keine.
Sie haben dich verraten und verkauft.
Du denk immer das Eine:
1918? Gesegnete Zahl.
Nächstes Mal besser.
Nochmal. Nochmal.

Unser Külz

Wohl kein Minister dieser Läufte hat sich selbst beim Amtsantritt einen solchen Blumenstrauß von Versprechungen beschert wie Herr Külz. Da wimmelte es nur so von „Zukunftsgestaltung“, „Staatsbewußtsein“ und andern hoffnungsvollen Vokabeln. Und es ist nicht bei der Rederei geblieben – es sind auch Taten gefolgt. Kein Monat vergeht, ohne daß es im Schoße des Ministeriums kreißt und ein Gesetzentwurf das Licht der Welt erblickt. Aber welch Unglück: nicht einer ist rechtschaffen lebensfähig! Der eine wird dank dem Eingriff der bösen linken Presse als Frühgeburt ans Licht gezerrt und muß gleich in den Brutofen; beim zweiten hat sich der Vater an etwas Deutschnationalem versehen; der dritte gar kommt als Bankert heraus, dessen Zeugung Niemand verantworten will – und wird endlich einer fertig, so ist er eine kümmerliche Zangengeburt, die mühselig zurechtgeflickt werden muß.

Da ist der Entwurf zum Reichsgesetz gegen Schund und Schmutz, gegen den eine Front von seltener Einmütigkeit mobilisiert ist – wird er Gesetz, dann nur durch Die, die das politische Glaubensbekenntnis des Herrn Külz verachten. Da ist der Entwurf zum Reichsschulgesetz – erst wenig weiß man von ihm, aber dies Wenige hat genügt, um Alle auf die Beine zu bringen, die schon den frühern Entwurf bekämpft haben; also Alle, denen es um „Zukunftsgestaltung“ und „Staatsbewußtsein“ zu tun ist. Da ist der Entwurf zu § 48 – er mußte schnell wieder versenkt werden, sonst wäre seine illegitime Herkunft gar zu offenkundig geworden. Da ist endlich der Entwurf zur Heraufsetzung des Wahlalters – schon spukte es lange von ihm; er ging als roter Faden durch alle Pressenotizen, die vom Leben im Reichsinnenministerium Kunde geben sollten; auch er ist vor dem drohenden Widerspruch aller Zukunftsgestalter zusammengeschrumpft und verbirgt sich bescheiden als Anhängsel hinter einem großen Bruder: dem Gesetz zur Entdemokratisierung des Wahlrechts, dessen Gestalt aber auch nicht auf lange Lebensdauer schließen läßt.

Nach so viel Leid ist uns eine frohe Genugtuung, Herrn Külz auch einmal zu einem wahrhaft freudigen Ereignis beglückwünschen zu können. Eine seiner Ideen hat Gestalt gewonnen. „Einer Anregung des Herrn Ministers entspringend“ ist ein Raum im Ministerium als Moltke-Zimmer eingerichtet worden. Dieses Kind ist wirklich geboren worden, und der Herr Reichspräsident hat Pate gestanden (der Kaiser pflegte es erst beim siebenten zu tun). Stolz wird es in den illustrierten Blättern herumgezeigt – das Arbeitszimmer mit der Totenmaske, die so sinnig von Lorbeer umrahmt auf dem Schreibtisch liegt. Die Quittungen der Liquidationen, die der Alte zu Bismarcks Empörung für jede Reise trotz seines Freifahrscheins als Reichstagsabgeordneter eingereicht hatte, waren wohl nicht mehr aufzutreiben, sonst hätten sie das Inventar anheimelnd vervollkommnet. Und eine Taufrede hat der Papa Külz gehalten – an dem profunden Literaturkenner, der sich jeder Einmischung in die geistige Freiheit entrüstet entgegengestemmt hätte, mit Takt vorübergehend (der Kontrast der beiden Marschälle wäre zu eklatant geworden!) und dafür den eisengepanzerten Feldherrn lobpreisend. Ob sich Moltke durch diesen Spuk in seiner ‚Zuversicht auf das ewige Leben‘ – so der Titel der philosophischen Gedanken seiner letzten Monate – bestätigt fühlen sollte, hat Külz unerörtert gelassen. Einerlei, der Anschluß ist gewonnen, das erste Kind lebt und

schon ist ein neues in statu nascendi: der Entwurf für ein Gesetz zur Wiedereinführung von Titeln und Orden. Es ist zwar erst im dritten Monat – aber diesmal hat es ja die allerhöchste Protektion. *Ernst Lewalter*

Ein „richtiger" Christ

Aus dem sonst anständigen Verlag von Quelle & Meyer ist ein Buch des Marburger Professors Theodor Birt über ‚Alexander den Großen und das Weltgriechentum bis zum Erscheinen Jesu' herausgekommen, da muß man reingetreten sein. Hat man die Widmung genossen:

> „Seiner Exzellenz Herrn Generalleutnant A. Beß in Marburg, dem Patrioten und erfahrenen Kenner des Kriegswesens und der Kriegsgeschichte, in Freundschaft und Verehrung dargebracht"

und ist man bis zur Seite 417 vorgedrungen – eine Strapaze, der selbst Alexander erlegen wäre –: da bleibt einem plötzlich der Verstand fast so stehen, wie er dem Birt stehen geblieben sein muß, als der die Sätze schrieb, die eben bewirken, daß einem plötzlich der Verstand stehen bleibt. Nämlich diese Sätze über Christus und Christentum:

„Träte heute aus des Himmels Wolken des Menschen Sohn in unsre waffenklirrende Gegenwart und in die Niederungen dieses durch Nationalfeindschaft zerrissenen Völkerlebens, des können wir gewiß sein: er würde segnend über jede Nation die Hände heben, die da Mann an Mann geschlossen und mit Hingabe ihrer letzten Kraft für Haus und Herd und für ihre Ehre kämpft... Wer Pazifist ist, ist Epikuräer, eine gute Schule für den Kämpfer dagegen ein richtig verstandenes Christentum."

Vorher:

„Es ist nichts Weichliches in dieser hoffnungsfrohen Lichtreligion."

Die umso hoffnungsfroher und lichtvoller wird, je mehr ihrer Anhänger einander das Lebenslicht ausblasen. Herr Birt freilich darf dank intaktem Lebenslicht hoffnungsfroh sein: er war, als er sein Machwerk machte, ein 72 Jahre alter Hochschulpauker, ergo aus zwei Gründen – weil er ein „unabkömmlicher" Beamter ist, und weil er ein Greis ist – nicht schützengrabenreif, ergo berechtigt, uns fünfzig Jahre Jüngern und nicht Beamteten, mithin nicht „Unabkömmlichen" den Schützengraben als Kirche, das Trommelfeuer als Orgelmusik, Feuersbrunst als Ewige Lampe und Leichengestank als Weihrauch zu wünschen: lauter Attribute jener Nationalfeindschaft, die er nur bejammert, um gleich darauf für ihre Erhaltung zu sorgen. Gestützt auf die kreuzalberne Antithesis „Epikuräer – Christ", führt er Christi Wort nur im Munde, um es den wahren Christen aller Konfessionen im Munde umzudrehen... zur Freude patridiotischer Generalleutnants.

Schade, daß ich Jude christlicher bin als Christ Birt. Wär' ich als Praktiker so christlich, wie er ist, und einzig als Theoretiker so christlich, wie ich bin – ich pilgerte gen Marburg, beträte die heilige Stätte, wo er vielleicht grade das Evangelium des heiligen Kriegs verkündet, und riefe, die Hosianna-Rufe seiner Jünger laut übertönend: Kreuziget ihn!... Aber – wie sagte hier neulich S. J.? „Wir Juden sind nun einmal bessre Menschen." Und „richtigere" Christen. *Franz Leschnitzer*

Reinhold

Er hat sowas Jungnickelhaft-Aphoristisches;
er hat so was Ahnungslos-Optimistisches;
er hat sowas Glück-im-Fluge-Erhaschendes;
er hat sowas Fixes und leicht Überraschendes;
er hat sowas Widerspruch väterlich Beugendes;
er hat sowas fast mit Gewalt Überzeugendes;
er hat sowas sieghaft und sichtbar Gelingendes;
er hat sowas sanft durch Rhetorik Bezwingendes;
er hat keine Feinde und kennt keine Müh.
Doch: Sehr kluge Kinder, die sterben zu früh.
Ernst Huth

Der Volksverband der Bücherfreunde läßt in ziemlich großer „Aufmachung“ einen Gedichtband erscheinen, den sein Herausgeber ‚Antlitz der Zeit‘ nennt. Antlitz? Diese Zeit hat kein Antlitz; sie hat ein Gesicht, ein ausgehungertes, zweifelndes und gequältes Gesicht. Aber hat überhaupt eine Sammlung Lebensrecht, die „Nichts sein will als Spiegelbild des zwanzigsten Jahrhunderts“? Die Zeitlupe brauchen wir und nicht den Zeitspiegel. Wir wissen längst, wie dieses Gesicht aussieht – wir wollen es nicht weiter schildern, sondern endlich ändern.

Tatsächlich ist nun aber, was sich als Spiegel des Jahrhunderts gibt, nur eine Auslese der deutschen Industrie-Dichtung seit etwa 1910 bis heute. Die Frage ist ja ganz interessant: haben vielleicht die Dichter den Stoff bezwungen, mit dem die Politiker nicht fertig wurden? Aber das Ergebnis ist dort wie hier: auf einen Gewinn zwölf Nieten. Da stehen Werkchen der berühmten „Arbeiterdichter“ Barthel und Bröger – ich finde sie ebenso wenig mitreißend und seherisch wie die Beiträge Unbekannter: eines Paul Klose, Christoph Wieprecht, Otto Wohlgemuth, wie die melodischen Banalitäten des Herausgebers Wilhelm Haas und die eitlen Gebärden des am Rhein berühmten Josef Winckler. Das Buch wäre unzweifelhaft mißglückt, stünden nicht vier wunderschöne Gedichte bisher Namenloser darin, wäre nicht zwischen den Text ein halbes Dutzend ergreifender Bilder gestreut von Käthe Kollwitz, Hans Baluschek, Hermann Peters und Otto Wohlgemuth, und hätten vor allen nicht zwei wirkliche Dichter zu ihm beigetragen: Heinrich Lersch und Paul Zech.

Die drei Unbekannten, zunächst, heißen Richard Kraushaar, Karl Vaupel und Josef Voß. Nur ein paar ihrer Sachen taugen etwas, aber die sind denn auch wirklich ergreifend. Von Kraushaar meine ich ein Gedicht: ‚Der Kanal‘, dessen harter Takt das Herz, das ihn hörte, nicht wieder verläßt; von Vaupel eine Vision: ‚Bäume der Landstraße‘, ein stilles erschütterndes Bild; von Voß den ‚Gang zur Arbeit‘ und einen ‚Demonstrationszug bei Nacht‘. Man spürt bei diesen Dreien: sie sind leidende Menschen, denen gegeben war, zu sagen, was sie leiden. Und das ist ja schon viel. Aber man spürt nicht: Dieser hier ist unwiderruflich ein Künstler, gleichviel ob Priester oder Prophet! Man spürt es bei Lersch und hundertfach stärker noch bei Zech.

Lersch, Sänger mehr als Künder, Schilderer mehr als Seher, hat das wilde stürmende Blut eines Besessenen, ist ein leidenschaftlicher Priester der Arbeit:

> O Mensch, wo bist du? Wie ein Käfertier
> Im Bernstein eingeschlossen, hockst du rings im Eisen,
> Eisen umpanzert dich in schließendem Gewirr!
> Im Auge rast die Seele, arm und irr,
> Heimweh heult wahnsinnswild, Heimweh weint süße Weisen
> Nach Erde, Mensch und Licht!
> Schrei lauter, Mensch im Eisen!

Plötzlich aber versinkt dieser Ekstatiker in eine müde Religiosität, die man ihm nicht glauben möchte.

Paul Zech ist der Größere: ein Dichter nicht nur des Blutes, auch des Gewissens, ja auch des Geistes – ein wirklich Großer! Jedes seiner vierzehn Gedichte wiegt mir den ganzen Band auf. Man kann seine Verbundenheit mit den Armeleuten der Heimat und des schwarzen Reviers, der Erde und aller Reviere nicht schlichter und ergreifender bekennen als Zech. Erst spricht er von seiner Jugend. „Und heute – ja, da bin ich nicht weniger gern mitten unter euch. Und fühle euer Blut durch mein Leben gehn. Und behorche eure Seufzer. Und messe das Fieber eures ewigen Hungers nach Freiheit, Brot und Brüderlichkeit. Und lebe wie Ihr bei einem Ende und vor einem Anfang.“

Alfons Steiniger

Jazz

Daß Jazz der Rhythmus unsrer Zeit ist, hat sich glücklich bis zum Portier des kleinen Moritz herumgesprochen.

Nun ja, wenn das, worin wir leben, auch schon eine Zeit bleibt – nicht erst das Embryo einer neuen Zeit, oder richtiger: der Krampf ihrer Geburtswehen –, dann mag es denn auch seinen eignen Rhythmus haben, eine Zeit kann das verlangen. Ihren Rhythmus hat noch jede gehabt; aber man wußte kaum davon, machte sich nicht wichtig damit. Was ist das für eine Zeit, die sich fortwährend attestiert, daß sie eine ist, was für eine Zeit und was für ein Rhythmus, werden spätere Zeiten sich fragen, kann das schon gewesen sein, deren Geheimnis auf der Straße lag wie die Lösung eines Kreuzworträtsels aus der Illustrierten?

Vielleicht ist Jazz uns wirklich geworden, was daraus gemacht wird? Aber diese Zeit, ob existierend oder nicht, denkt ja nicht daran, so was zu ihrem Rhythmus zu haben. Erstens, soweit ein Rhythmus, ist Jazz der Rhythmus afrikanischer Negertänze; wann, wieso, wodurch genötigt sind wir ein einzig Volk von Negern geworden? Zweitens ist Jazz nur noch in zweiter Linie Negerrhythmus, in erster Linie überhaupt nicht Rhythmus, sondern Klang: ein Klang, in dessen Mischung Saxophon, Trompeten- und Posaunendämpfer, Schlagzeug eine leicht zu erlernende Rolle spielen. (Als Orchestrations-Novum eine Niete. Das Meiste davon, soweit für uns brauchbar, haben wir längst. Die von Herrn Adolphe Sax erfundenen, nach ihm benannten Blasinstrumente hat einst Berlioz propagiert, bei uns Richard Strauß versuchsweise aufgenommen, später verworfen; auch Meyerbeer und Massenet vermochten nicht, sie in der Pariser Oper durchzusetzen; dauernd gehalten haben sie sich nur in der französischen und belgischen Militärmusik.) Und drittens ist Jazz eine Manier, Musik zu machen (nämlich; kaputt zu machen), eine Manier, die freilich vorgibt, oder der eingeredet wird, sie sei ein neues Symbol. Und viertens und fünftens heute in Wahrheit schon die Routine einer Manier und nur noch der Abklatsch eines Klangs.

Alles geschieht, uns die Lust an einem exotischen Reizmittel, für das wir dankbar waren, gründlich auszutreiben. In längstens zwei Jahren wird die Zeit sich nach einem neuen Rhythmus umsehen müssen. Dann werden unsre linksradikalen Jazz-Apostel pünktlich entdecken – in Moskau ist man sich seit Anfang an darüber klar –, daß das Alles nur Amüsiertaumel der entarteten Bourgeoisie, eine, pfui Teufel, kapitalistische Fäulnisblüte gewesen ist, und die „Generation von 1928“ wird ungläubig lächeln, wenn man ihr von einem Regisseur erzählt, der 1926 – in den ‚Räubern‘, wie er sie auffaßt – als Wahrzeichen der kommunistischen Revolution jazzende Saxophone über die Bühne jagt.

Klaus Pringsheim

Feme-Jargon

Der dritte Angeschuldigte, der Feuerwerker Balke, war weniger verdächtig. Er galt als ein sehr anständiger Mensch und wurde deshalb nicht festgenommen. Er hat auch bewiesen, daß dieses Urteil richtig war, denn er hat dann Selbstmord verübt.

*

Rechtsanwalt Falkenfeld: Herr Oberst, Sie haben gesagt, daß die Mannschaft der Arbeitskommandos ihr Einverständnis gegeben hatte, daß sie sich Disziplinarstrafen unterzöge.

Zeuge Oberst Gudovius: Jawohl, die Mannschaft war damit einverstanden.

Rechtsanwalt Falkenfeld: Wie wurde denn das Einverständnis der Mannschaft festgestellt?

Zeuge Oberst Gudovius: Die Leute haben eben die Strafen angetreten und damit ihr Einverständnis erklärt.

Landsberger Prozeßbericht

Haßgesang und Auslieferungsliste

Arthur Zickler, der im Ruhrkampf den Kopf verlor und jetzt glücklich bei Scherl sitzt, war während der Friedensverhandlungen eine Art Telephonredakteur der Korrespondenz Dammert. In den Tagen, da die ersten Nachrichten über die Friedensbedingungen durchsickerten, läutete andauernd – wer an? Ernst Lissauer, der Meister des Haßgesanges. Beim vierten oder fünften Mal wurde das Zicklern zu dumm, und er fragte erstaunt am Telephon:

„Ja, Herr Dr. Lissauer, sind Sie denn noch immer in Berlin?"

„Wieso soll ich denn nicht in Berlin sein?"

„Na, Sie und der Graf Reventlow stehen doch auf der Auslieferungsliste!"

„Wie? Was? Um Gotteswillen, ist das wahr?"

„Aber selbstverständlich! Vor einer Viertelstunde haben wir es aus Versailles bekommen."

Worauf Lissauer schleunigst anhängte und Zickler seine Ruhe hatte.

Nach einer halben Stunde klingelt die Presseabteilung der Reichsregierung, am Apparat Robert Breuer, an:

„Sagen Sie mal, haben Sie Lissauern gesagt, daß er auf der Auslieferungsliste steht?"

„Jawoll!"

„Ist denn das wahr?"

„Ich glaube nicht."

„Na, weshalb haben Sie es ihm denn gesagt?"

„Weil er mir lästig wurde. Und was haben Sie ihm gesagt?"

„Gott, ich habe gesagt, ich wüßte von nichts, aber es wäre immerhin möglich, und er möchte sich an Herrn So und So wenden."

„Na also."

So wie Breuer machte der Andre es auch und der Nächste desgleichen, und der arme Lissauer stand viele Stunden der Angst aus, bis er endlich an Einen gelangte, der ihm mitleidig anvertraute, daß er gewaltig verulkt worden sei. Dann aber ging das Telephon bei Dammert wieder:

„Hier Lissauer, ist dort Herr Zickler?"

„Ja, hier Zickler."

„Dann kann ich Ihnen nur Ein Wort sagen: Pfui!"

Martin Bern

Liebe Weltbühne!

Jemand bei Schwannecke macht Paul Morgan darauf aufmerksam, daß Bert Brecht mit Frau da sei.

„Mit Frau?", fragt Morgan, „Der hat 'ne Frau?" „Der hat sogar 'n Kind."

„Sogar 'n Kind? Ich dachte, die trommeln in der Nacht."

Übertragung aus dem Reichstag

Dem Ältestenrat des Reichstags liegt zurzeit ein Gesuch der Berliner Funkstunde vor, die die Erlaubnis beantragt, in dem Plenarsitzungssaal des Reichstags mehrere Mikrophone einbauen zu dürfen, um den Rundfunkhörern regelmäßig Gelegenheit zu geben, den ganzen Verlauf der Sitzungen zu verfolgen.

„...kommen wir zur Arbeitslosen-Unterstützungsfrage. Meine Partei ist leider nicht in der Lage... für alle erwerbslosen Volksgenossen... ...ausgeschlossen!"

„... berechtigten Forderung, durchaus keine Bitten. Haben die Herren schon mal Hunger gelitten? ...den Finger an der brennenden Wunde. ...in zwölfter Stunde!"

„... Vorredner höflichst darauf aufmerksam machen, werfen den Leuten genug in den Rachen. ... Not unsres Volkes. Dawes-Konsequenzen. ... Wohltun hat Grenzen."

„... doch den bestehenden Umständen anzupassen. ... sich nicht 30 hemmungslos gehen zu lassen. ... Was wir damit für Zustände schüfen ! ... erneut zu prüfen."

„Dies war das Ende der heutigen Funk-Übertragung. Laut Mehrheitsbeschluß soll die folgende Tagung um vierzehn Tage verschoben werden. Vergessen Sie nicht, Ihre Gesinnung zu erden!"

Karl Schnog

Jude. Das ‚Israelitische Familienblatt', dieses traurige Papier, bemerkt in aller Entschiedenheit: „Daß die ‚Weltbühne' den Reichswehrminister ständig angreift, ist mit deren radikalpazifistischer Tendenz zu erklären. Siegfried Jacobsohn ist ein unabhängiger Publizist, für dessen Tätigkeit das deutsche Judentum nicht einzustehen hat.“ Das walte Jehovah! Es hat offenbar nur für seine abhängigen einzustehen. Nichts kläglicher als diese braven Knaben, die ewig dafür um Entschuldigung bitten, daß sie geboren und beschnitten geboren sind.

Karl Scheffler. Station Schmargendorf. Mir fällt ein, daß ich mir längst vorgenommen habe, Sie einmal nachbarlich zu besuchen, um Ihrer Sitten Freundlichkeit zu erfahren und Ihres Geistes einen Hauch zu verspüren, wie vor fünfundzwanzig Jahren, da... Und während mir jene Zeit ganz lebendig wird, wo hier auch Max Martersteig wohnte, blättere ich in der Abendzeitung und lese, daß er gestorben ist. Es war 1901. Ich hatte ihn bei Louisen Dumont kennen gelernt und schnell Gegenliebe gefunden. Als ich das erste Mal bei ihm saß, gesellten Sie sich hinzu. Ich war zwanzig, Sie waren dreißig, und er war fünfzig. Ich war Theaterkritiker der ‚Welt am Montag'. Sie wechselten grade von der Praxis des Kunstgewerbes zur Theorie der Kunst hinüber, und er arbeitete an seiner Theatergeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Es gab ein unvergeßlich gutes, vielfarbiges, fruchtbares Gespräch. Dieser hochgewachsene Mann war nicht umsonst in Weimar geboren und hatte nicht umsonst von einem Devrient die sogenannten Helden spielen gelernt. Für die Bühne hatte es nicht gereicht; aber in den Alltag trug es Schönheit, Adel, Beschwingtheit, ohne jemals Pose zu werden. Davor bewahrte den Biographen Pius Alexander Wolffs sein Geschmack, seine Bildung, seine menschliche Echtheit. Dieser Gelehrte war in jeder Beziehung, äußerlich und innerlich, wie eine Verkörperung des edeln Maßes. Es ging bei ihm niemals und nirgends zu weit. Aber freilich ging es in mancher Beziehung nicht weit genug. Er empfand, wie er mir einmal schrieb, als „ein Schicksal, so an sein Ins-Ganze-Sehen gebunden zu sein“, und das hieß, daß er alle Seiten einer Sache zu genau betrachtete, daß er hamletisch zauderte, daß er zuviel Gewissen hatte, um ein Täter, zuviel Kultur, um eine Natur zu sein. So gemischt und früh abgeklärt, war Max Martersteig eigentlich ein Mann der siebziger Jahre, der begreiflicherweise, trotz aller Aufgeschlossenheit, um 1900 und in den folgenden Jahrzehnten erst recht nicht auf einen grünen Zweig kommen konnte. Auf einen grünen Zweig im ursprünglichen Sinne. Um ihn im übertragenen Sinne überhaupt zu begehren, dazu war er zu bedürfnislos. Eben ein Kerl, der spekuliert. Eine Erscheinung wie Friedrich Hebbel, Grübler, Reinheitsfanatiker, kurz: Idealist, entsprach so sehr seinem Wesen, daß er als Schriftsteller aus der Begrifflichkeit nicht oft in die Bildlichkeit und als Theaterdirektor nur bis zu den Hebbel-Epigonen gelangte. Der letzte Artikel, den er vor einem Jahr der, wie er sagte, „mehr als lieben, der geliebten ‚Weltbühne'“ gab, begann mit den Worten: „Im vierundachtzigsten Lebensjahre, aber nicht jenseits unsrer Zeit, sondern ihr mitteninne stehend, den firnen Wein eines geistig durch und durch gekelterten Daseins genießend und uns kredenzend, beschenkt Georg Brandes, der Unermüdliche, uns mit...“ — und auch ohne den ausdrücklichen Hinweis des wehmutvollen Begleitbriefs wäre mir klar gewesen, daß Max Martersteig, im dreiundsiebzigsten Lebensjahre, sich ganz und gar jenseits unsrer Zeit und unendlich müde fühlte. Sie, Karl Scheffler, und ich, wir Beide wissen, was wir in diesem treuen Freund eines- Menschenalters verloren haben.

Idiot der Reichshauptstadt. Die Nachtausgabe deines Organs mahnt: „Immer daran denken, daß... Immer daran denken, daß Frankreich im besetzten Gebiet für seine Negersoldateska deutsche Mädchen verlangte, um den dunkeln Bestien Bordelle schenken zu können!... Daß es keinen Sieg der Wahrheit in der Welt gibt, ohne den deutlichen, unmißverständlichen Nachdruck der Waffen." Nun, diesen Waffensieg hats ja gegeben — also war die Wahrheit offenbar auf der andern Seite. Wenn der Nachtredakteur aber vielleicht mal einen Stammtisch weiter fragen wollte, wie sich die Edelmeute deutscher Offiziere in belgischen Bordellen betragen hat?

Stuttgarter. Die Weltbühnen-Leser eurer Stadt treffen sich Montag, am 22. November, um ½9 Uhr, im Hotel am Stadtgarten, Kanzlei-Straße 33, wo Dr. med. W. Dietrich über „Wohnungshygiene, Krankheiten und Epidemien" sprechen wird.

Graf Arco-Valley. Der Kurt Eisner, den Sie ermordet haben, hat eine Witwe hinterlassen, und der hat der bayrische Landtag ein paar Jahre lang eine Rente von 3000 Inflationsmark für sich und ebensoviel für ihre Tochter gezahlt. Im Sommer 1923 ist diese Rente gestrichen worden. „Wie bereits hervorgehoben, hat der Landtag nach der Katastrophe vom Februar 1919 den Hinterbliebenen des damals tödlich verunglückten Ministerpräsidenten Eisner eine Entschädigungsrente zuerkannt... bis im vorigen Jahr die seinerzeit bewilligten Sätze durch die Geldentwertung unzureichend und an sich gegenstandslos geworden sind." Sollten Sie, Arco, etwa Wert darauf legen, Ihre Barauslagen für das tödliche Unglück — Munition, Fahrgeld und dergleichen — ersetzt zu erhalten, so sind etwaige Anträge an die Redaktion der ‚Weltbühne' zu richten. Wir werden Ihnen mit einer kleinen Geldsammlung gern zur Seite stehen.

Rainer Salvator Huppertz. Der Kardinal Faulhaber hatte Sie wegen öffentlicher Beleidigung verklagt. Zu meiner größten Überraschung und Belästigung wurde ich plötzlich in dieser Sache kommissarisch als Zeuge vernommen. Wie das ‚Hamburger Echo' feststellt, lautete meine Bekundung: „Ich kann über das mir mitgeteilte Beweisthema in keiner Weise irgendetwas Positives sagen. Ich kenne weder den Kardinal, noch weiß ich irgendetwas über seine angeblichen Beziehungen zu der Hitler-Bewegung." Da die Aussagen der Herren Hellmut v. Gerlach, Gregor Strasser, Erhard Auer, Hermann Esser, Karl Graf v. Bothmer und Adolf Hitler ähnlich ergebnislos für Sie waren, erhielten Sie sechs Monate Gefängnis. Und nun lese ich, ebenfalls im ‚Hamburger Echo': „Huppertz betont, daß die Aussagen so ausgefallen sind, wie er sie erwartet habe. Die einzig richtige Aussage sei die von Ludendorff." Prozeßberichte müssen so komprimieren, daß nicht selten das Gegenteil des Tatbestands sichtbar wird. Ich fordere Sie deshalb auf, in Ihrem Blatt oder auch nur in einem Brief an mich zu erklären, daß Sie mich wirklich einer unrichtigen Aussage zeihen. Dann werde ich nämlich an dieser Stelle eine so richtige Aussage über Sie machen, daß Ihnen die Lust, noch einmal mit mir anzufangen, vergehen dürfte.

Geschäftliche Mitteilungen

‚Die Tragödie Deutschlands, Im Banne des Machtgedankens bis zum Zusammenbruch des Reichs. Von einem Deutschen' — wovon vor kurzem die 4. Auflage (10. bis 12. Tausend) erschienen ist, bildet für alle demokratisch und republikanisch Gesinnten das unentbehrliche geistige Rüstzeug. Der Verlag Ernst Heinrich Moritz in Stuttgart legt dieser Nummer der ‚Weltbühne' einen Prospekt über das heiß umstrittene Buch bei, auf den er die Leser hinweist.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Das bißchen Europa von Carl v. Ossietzky

Java ist altes Aufruhrland. Die Mynheers von Amsterdam
und Delft, im spanischen Jahrhundert die ersten glücklichen
Vorkämpfer von Bürgerfreiheit, haben auf ihrem überseeischen
Besitz nicht weniger grausam gewütet als bei ihnen zu Hause
einst die Generale und Pfaffen des Escorial. In Java war es,
wo der hoffnungsvolle Kolonialbeamte Eduard Douwes Dekker
sein Entsetzen über die zivilisatorischen Methoden seiner
Landsleute zuerst in die Welt hinausschrie, um als Multatuli
hinfort ein leidenschaftlicher Ankläger gegen den „Raubstaat
zwischen Schelde und Nordsee“ zu werden, in dem wir stamm-
verwandten Nachbarn einen in breites niederdeutsches
Phlegma getunkten Kleinstaat zu sehen gewohnt sind. Diese
Schreckenszeiten sind wohl längst vorüber, und nur bei ge-
legentlichen Strafexpeditionen ins Innere mag die alte Tra-
dition noch hochgehalten werden. Die moderne Zeit hat auch
in Insulinde Einzug gehalten; in den Städten hat sich eine
malayische Bourgeoisie gebildet, deren Söhne auf den Univer-
sitäten der Weißen mit Nutzen alle Theorien über das Selbst-
bestimmungsrecht der Nationen studiert haben. Demgegen-
über versucht die niederländische Regierung seit Jahren eine
kalmierende Taktik, indem sie den Eingeborenen in einem
„Volksrat“ ein unschädliches Recht zum Mitreden ein-
geräumt hat. Das mochte nach Jahrhunderten schweigenden
Duldenmüssens ein Fortschritt gewesen sein; heute, wo China
und Indien mitten in einen unerhörten Emanzipationsprozeß
geschleudert sind, wirkt das eher revoltierend als mäßigend.
Bulletins aus dem Haag melden voreilig die Erstickung ein-
zelner lokaler Unruhen; von andrer Seite jedoch wird be-
hauptet, eine Erhebung des gesamten Inselreiches liege durch-
aus im Bereich des Möglichen. Wie soll das kleine Holland
fünfzig Millionen Malayen zur Botmäßigkeit zwingen? Eng-
land betrachtet interessiert die Entwicklung; Amerika und
Japan könnten im Fall einer englischen Intervention zu Gun-
sten der holländischen Herrschaft auch eine Rolle spielen.
Vielleicht kommt die Börse von Amsterdam noch einmal mit
dem Schrecken davon. Aber es gibt von jetzt an in der tro-
pischen Welt ein politisches Erdbebengebiet mehr, und Europa
hat um eine Position mehr zu kämpfen.

*

Die ersten amtlichen Meldungen aus dem holländischen
Kolonialministerium sprachen von einem kommunistischen
Aufruhr. Was auf das ängstliche Bürgertum einen vorzüglichen
Eindruck gemacht hat, aber nicht mehr Tatsachenwert be-
anspruchen kann als eine uns so wohl bekannte Deklaration
über Ausschreitungen „national-kommunistischer Haufen“. Die
armen Malayen haben nämlich nicht den Kommunismus ein-
führen, sondern nur behaupten wollen. Von altersher gibt es
auf dem indischen Archipel eine Art Gütergemeinschaft, nicht
viel anders als in den paradiesischen Zeiten, wo Adam grub

und Eva spann. Die Holländer, im Vollbewußtsein ihrer kulturellen Mission, wollten etwas für die kommerzielle Aufklärung der braunen Naturkinder tun. Die aber haben sich immer gegen die Aufzwingung fremder Eigentumsbegriffe gesträubt, und die Wurzel fast aller ernsthaften Rebellionen ist an dieser soziologischen Meinungsverschiedenheit zu suchen. Möglich, daß diesmal Agenten aus dem nicht fernen Canton etwas nachgeholfen haben – das wird besser, wenn dort Külz einmal als Völkerbunds-Kommissar einzieht –, auch die konspirativen Talente der Moskauer sind allzu bekannt, um ihre Mitwirkung ganz außer Zweifel zu lassen; aber die Annahme, daß der Kreml Revolutionen gratis und franko ins Haus liefert, ist ein bürgerlicher Aberglaube, nicht weniger verblasen als die Phantasien von den Weisen von Zion oder die Angst katholischer Winkelblätter vor der mystischen Weltmacht der Brüder Freimaurer. Mag Rußland auch nationalen Aufständen Etiketts und Parolen liefern: die Konflikte selbst kann es nicht fabrizieren, die sind da, und seine Sache ist nur, sie deutlich zu machen. Die europäischen Ausbeuter „farbiger“ Völker müssen sich eben mit dem Gedanken vertraut machen: wo Unterdrückung ist, gibt es auch „Bolschewismus“; die Zeiten ungestörter Ausbeutung sind vorüber und kommen nicht mehr wieder. Rußland, in Europa wirtschaftlich und politisch in der Defensive, abgeschnitten von den Meeren, hat einen letzten unerhörten Trumpf ausgespielt: es hat das Patronat über alle Erhebungen wider den Imperialismus übernommen; es bohrt überall nach, wo der Rost schon im Eisen verjährter Herrschaftsansprüche frißt. So hat sich Moskau einen uneinnehmbaren Gürtel von Fortifikationen geschaffen und eine vielnamige Waffe, die heute China heißt, morgen vielleicht wieder Persien oder Afghanistan. Und wenn der inzwischen längst sagenhaft gewordene „deutsche Gedanke in der Welt“ seinerzeit wahrscheinlich nicht einmal von seinem Autor verstanden worden ist: der russische Gedanke in Asien wird verstanden und birgt die Sowjet-Union in einem Stachelpanzer, stark genug, die Jahre zu überdauern, die nötig sind, um nach einem mißlungenen Vorstoß in die Utopie seine endgültige soziale Form zu finden.

*

Große Ereignisse haben immer winzige Anlässe. Aus einem unverbindlichen Rat des deutschen Außenministers an die Türkei, doch dem Völkerbund endlich beizutreten, mußte sich die Entrevue von Odessa entwickeln, die in London Bestürzung und in keinem andern europäischen Kabinett Freude erweckt hat. Kismet. (Trotzdem hätte Herr Doktor Stresemann besser getan, seinen wohlgemeinten Rat der von ihm subventionierten Deutschen Allgemeinen Zeitung zu geben.) Was haben Tschitscherin und Ruschdi Bei in Odessa verhandelt? Wahrscheinlich sind die Ergebnisse magerer als die Gerüchte, die von dem Projekt eines russisch-asiatischen Völkerbunds zu berichten wissen. Es spricht jedoch für die Wirkung der russischen Politik, daß eine pure Demonstration, eine Unterhaltung zwischen Tschitscherin und dem türkischen Kol-

legen, imstande ist, die ganze Welt in Aufregung zu versetzen. Ob Rußland im Ernst eine Liga asiatischer Nationen – einen Anti-Völkerbund, sozusagen – plant, muß dahingestellt bleiben. Zunächst erscheint es wenig hoffnungsvoll, Völker so verschiedener Art unter das Dach einer verpflichtenden Satzung zu bringen. Denn verpflichtend muß diese Satzung sein: ein Genf des Fernen Ostens, wo Jeder tun und lassen kann, was er will, wäre für Rußland nicht nur sinnlos, sondern auch gefährlich. Ferner darf nicht übersehen werden, daß es gar nicht in Moskaus Interesse und Absicht liegt, sich ostentativ von Europa zu entfernen. Viel näher liegt der Gedanke, daß in Odessa die ersten Erörterungen eines zukünftigen Paktsystems stattgefunden haben, das von Moskau über Angora – Teheran –Kabul nach Peking führen und insbesondere die Türkei so eng an Rußland binden soll, daß dieses endlich den ersehnten freien Durchgang zum Meere erhält. Die Angora-Türkei ist ein weder politisch noch wirtschaftlich lebensfähiges Gebilde; sie würde bei der Anlehnung an einen Stärkern vielleicht zur puren Satrapie herabsinken, aber auch vor der Gefahr bewahrt bleiben, auf gewaltsamem Wege ihr Ende zu finden. Das Bündnis mit Rußland würde ihr wenigstens das Existenzminimum gewähren, dem großen Partner aber den seit Jahrhunderten ersehnten Zugang zum Mittelmeer verschaffen. Daß sich dies Alles hinter verschlossenen Türen abspielt, daß eines Tages die Welt wieder vor einem fait accompli stehen wird, ist gewiß sehr unerfreulich, doch begreiflich, solange Europa selbst an den Methoden der Geheimdiplomatie festhält, der Völkerbund durch das System der Garantiepakte in eine Schattenrolle gedrängt wird und die Abrüstungsfragen der Heiligen Allianz der Generale zur ausschließlichen Behandlung überlassen bleiben. Was bedeutet schließlich das bißchen Europa neben der Welt, die es sich zu beherrschen angemaßt hat? Was bedeuten die Querelen am Rhein neben dem Erwachen am Jangtse? Was die Deklamationen Mussolinis über die Notwendigkeit der kolonialen Expansion Italiens neben dem Faktum, daß die Canton-Truppen Shanghai näher rücken? England, das stets Elastische, hat zuerst den Mut zur Konsequenz gefunden und das Band, an dem seine Dominions zerrten, freiwillig gelockert. Weisheit oder Not? Europas wirtschaftliche Omnipotenz ist von Amerika zerschlagen worden. Onkel Shylocks Schuldner spielen heute noch vor Braunen, Gelben und Schwarzen die Herren. Die Völker Europa wahren ihre heiligsten Güter noch in alter Positur – aber der Stock, den sie schwingen, ist der Bettelstab.

*

Die Gloriole von Thoiry verdunstet. Stimmung in Paris und Berlin, trotz offiziöser Aufpulverungsversuche, gleich deprimiert. In der Frage der Militärkontrolle soll angeblich eine Annäherung erreicht sein. Aber Alles ist noch vage, und wenn sich in den Berliner Regierungsblättern die Hoffnung wieder kräftiger regt, so nur, weil Herr Stresemann in den nächsten Tagen endlich die lang entbehrte Rede halten wird. Im Auswärtigen Ausschuß hat der gemäßigte Deutschnationale Otto

Hoetzsch kürzlich behauptet, daß von dem Thoiry-Pragramm eigentlich gar nichts mehr übrig sei – eine Meinung, der zum Teil auch auf den Bänken der Regierungsgruppen lebhaft beigepflichtet wurde. Vielleicht wärs schon hier zum Krach gekommen, wenn nicht ein bekannter linksrepublikanischer Zentrumsmann plötzlich den Ausschuß mit dem Einfall überrascht hätte, daß nur ein deutsch-italienisch-russisches Bündnis Europa retten könne. Wir haben jetzt so viele Allianzen und Pakte: warum kann mans nicht mal so versuchen? Europa als Kreuzworträtsel. Schweigend hörte der Ausschuß die Meinung des beliebten Republikaners an und vertagte sich in tiefem Nachdenken.

*

Seit Monaten wird von den reaktionären tschechischen Parteien ein erbitterter Kampf gegen die Politik der „Burg" geführt, das heißt: gegen den demokratischen Kurs des greisen Masaryk, der heute am stärksten von dem Außenminister Benesch gestützt wird. Führer der Campagne ist der alte chauvinistische Raufbold Kramarsch, der nach der Präsidentenwürde trachtet und in Benesch den chancenreichsten Nebenbuhler haßt. Gearbeitet wird mit allen Mitteln der Verleumdung; Korruptionsskandale werden inszeniert – kurz: es könnte Alles auch von Bacmeister sein. Wenn Masaryk unerreichbar für die Anwürfe ist: Benesch ist es nicht; und wenn nicht Alles trügt, wird der geschäftige Mann sich bald für einige Zeit mit einer notgedrungenen Muße abfinden müssen. Das ist bedauerlich, denn Doktor Eduard Benesch gehört zu den Staatsmännern, die aus dem Bilde des neuen Europa kaum fortzudenken sind. Ursprünglich ganz in der Versailler Orthodoxie befangen und unter den geistigen Nachwirkungen seiner Emigranten- und Konspiratoren-Zeit im Kriege stehend, hat er sich immer mehr und mehr freigemacht und zu einem Politiker von europäischem Blick entwickelt. Wie er früher der gern gesehene Vermittler zwischen London und Paris war, so hat er von Locarno bis Genf unermüdlich an der Verständigung Deutschlands mit den Westmächten gearbeitet. Herr Doktor Benesch hat bei uns eine sehr schlechte Presse, und besonders die Demokraten hassen ihn: teils, weil er wirklich ein sehr guter Demokrat ist, teils, weil er an den deutschen Abrüstungswillen lange Zeit nicht recht glauben wollte und dem auch öffentlich Ausdruck gegeben hat. Heute, wo die Schwarze Reichswehr mit klingendem Spiel selbst in die Schlagzeilen des kleinsten Demokratenblatts einmarschiert ist, liegt eigentlich kein Grund zum Groll mehr vor. Oder ist so unbekannt, daß Walther Rathenau noch kurz vor seinem gewaltsamen Ende sich mit dem Gedanken trug, eine direkte Aussprache mit der Entente herbeizuführen und sich dabei der Vermittlung von Benesch zu bedienen? Rathenau, der Übervorsichtige, dürfte sich für diese delikate Vermittlerrolle kaum Jemand ausgesucht haben, dem er nicht voll vertraut hätte. Das übersehen die deutschen Benesch-Fresser gewöhnlich. Ebenso, daß er, der angebliche Hetzer, grade von den extremen nationalistischen Gruppen am giftigsten befehdet wird.

Tschitscherins Politik von Rastignac

Rastignac ist Italiens bester außenpolitischer Publizist. Früher einem, allerdings bereits stark konservativ gefärbten Liberalismus zuneigend, ist er seit dem Sieg des Fascismus mit fliegenden Fahnen zu diesem übergegangen und heute ein treuer Manne Mussolinis. Großitalienisch gesinnt, als das noch nicht Mode war, treibt er auch jetzt reine Machtpolitik. Grade das aber schärft seinen Blick für die Vorgänge und Zusammenhänge zwischen den Machtfaktoren des nahen Ostens, den das fascistische Italien mit der Aufmerksamkeit des „sacro egoismo" im Auge hält. Rastignac legt im ‚Secolo' seine Auffassung von Gründen und Folgen des neuen asiatischen Vierbunds dar. Hier stehe etwas gekürzt diese seine Betrachtung – als Ergänzung zu einem Teil von Carl v. Ossietzkys Leitartikel.

Tschitscherins Begegnung mit dem türkischen Außenminister bezeichnet den Beginn jener neuen Außenpolitik der Sowjets, die der Moskauer Parteikongreß vom Oktober als notwendige Konsequenz der Niederlage der Opposition hatte voraussehen lassen. Auf jenem Kongreß standen sich zwei Tendenzen, zwei Methoden, zwei Programme gegenüber: die extreme Tendenz, die revolutionäre Methode, das Programm der Eroberung, vertreten durch Trotzki und Sinowjew; und die Tendenz der Mitte, die Methode der innern Entwicklung, das Programm der Teilnahme an der Weltpolitik, vertreten durch Stalin. Die Wirkungen einer siebenjährigen Vorherrschaft der Opposition waren mit Händen zu greifen: die Entfremdung, wenn nicht die Trennung der Bauern von der Partei; die Abneigung und der daraus folgende Abbruch der Beziehungen vieler europäischer Völker; die Vergeudung der Staatsmittel in der erfolglosen Außenpropaganda Sinowjews und in der ebenso erfolglosen Heerespolitik Trotzkis. Daher die klare Entscheidung: den beiden frühern Beherrschern der Partei alle Macht zu entziehen; im Innern eine neue Lage zu schaffen, die die Bauern wieder an die Partei heranzog, nachdem sie durch die Industriearbeiter und die ideologischen Professoren von ihr abgestoßen worden waren, eine Lage jedenfalls, die die Wirtschaft auf eine neue Basis stellte; gleichzeitig eine neue Außenpolitik zu inaugurieren, die, unter Beiseitestellung der nichts als Defizite und Mißtrauen hervorrufenden Propaganda, die übrigen Völker zur politischen und wirtschaftlichen Mitarbeit an den russischen Dingen heranziehen soll. Ein, wie man sieht, wahrhaft nationales Programm, dem sich die Sinowjew und Trotzki laudabiliter unterwerfen mußten und auch unterworfen haben. So konnte sich Tschitscherin an die Arbeit machen.

Was ist in der kurzen Zeitspanne zwischen Moskauer Kongreß und Reise nach Konstantinopel vor sich gegangen? Sind zwischen Krassin und Chamberlain noch einmal die Verhandlungen angesponnen worden, die durch MacDonalds Sturz infolge der Veröffentlichung des berüchtigten Sinowjew-Briefes seinerzeit abgebrochen werden mußten? Einmal schon hatte Chamberlain danach eine Annäherung versucht und dabei zwei Bedingungen für die Wiederaufnahme geregelter Beziehungen zwischen England und Rußland gestellt: Anerkennung und Abzahlung der Schulden sowie Einstellung der finanziellen und

propagandistischen Unterstützung der Grubenarbeiter. Aber es war nicht schwer vorauszusehen, daß Tschitscherin für die Schuldenfrage taub bleiben würde, wie er bereits in Genua für sie taub gewesen war. Das erklärt die neuerliche Neigung für die Türkei als ein neuerliches Offensivwerden gegen England.

Es liegt auf der Hand, daß Tschitscherin die auf dem jüngsten Partei-Kongreß siegreiche Politik auf seine Art auslegt und ausführt. Lenin ist tot. Seine Diadochen balgen sich um die Herrschaft in der Partei: einmal sind diese oben, einmal jene. Aber Tschitscherin steht, über den Tod des Führers hinaus, erhaben über den Geschicken seiner Nachfolger. Denn er verkörpert den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht: Rußland; und durch alle Peripetien der Revolution hindurch die eine unaufhaltsame Strömung: Tradition. Als er, in Genua, das erste Mal zu den Vertretern der politischen Welt als Vertreter der Revolution sprach, tat er es im Namen der Tradition: im Namen der Tradition übernahm er den Schutz des Slawentums, und im Namen der Tradition berief er sich, als die Türkei noch am Boden lag und noch nicht von Mustapha Kemal aufgerichtet war, auf die Rechte Rußlands an den Dardanellen und Konstantinopel. Während seine Genossen durch die Dritte Internationale ihre revolutionäre Propaganda machten, trieb er, wie und wo er immer konnte, seine nationale Politik, ja, bediente sich, wenn irgend möglich, ohne sich je mit dieser Propaganda zu identifizieren, ihrer als Einschüchterungsmittel nach außen für die Zwecke seiner nationalen Politik. So hat er, genau wie früher die Minister des Zaren, sich stets auf der Gegenseite Englands befunden. Und befand sich, ganz von selbst, auf dem gleichen Weg mit Deutschland, das vor dem Krieg Englands Rivale im Orient war.

Die Türkei ist nun heute nicht mehr die Militärmacht, die sie einmal war; ein Bündnis mit ihr stellt daher nichts andres als einen „Positionsvorteil“ dar. Aber grade diese Position sucht Tschitscherin, um auf ihr die Machtmittel Rußlands sich ausbreiten lassen, um an sie die Machtmittel andrer möglicher Verbündeter heranziehen zu können. Das Programm der Trotzki und Sinowjew war es, mittels der Propaganda, das heißt: durch Korruption zu bolschewisieren, damit und mittels Terrorismus die Balkanländer bis nach Albanien hin zu Vorposten des Kommunismus zu machen. Tschitscherins Programm ist ein andres: Türkei, Persien, Afghanistan zu Vorposten Rußlands zu machen, um von dort aus den Kampf vorzutragen. Mit geringern Kosten an Geld und Zeit schafft er seinem Lande eine diplomatische Stellung, die von heute auf morgen Entwicklungen und Früchte zeitigen kann – während die Trotzki und Sinowjew sich in ein Unternehmen eingelassen hatten, das die Reichtümer des alten und die Hilfsquellen des neuen Rußland erschöpfte, ohne zu irgendeinem Resultat zu gelangen. Denn kein Volk wandelt sich nach andrer Leute Willen und Zielen. Früher oder später wird fremder Wille und fremder Zweck immer durch Gewalt und Gewicht der immanenten Gesetze der einzelnen Nation durchbrochen und zu Nichte gemacht.

Der ehemalige Kronprinz, den Stresemann und die deutschen Sozialdemokraten wieder ins Land gelassen haben, und der sein Versprechen, sich nicht mit Politik zu befassen, selbstverständlich gebrochen hat, ist auf dem Berliner Sechs-Tage-Rennen ausgepfiffen worden. Der ewige junge Mann liebt den Sport, wovon ja jene als Soldaten verkleideten Arbeiter etwas wissen, denen er vor Verdun – weit vor Verdun – mit einem Tennisracket zuwinkte, als sie an ihm vorbeizogen, um sich schlachten zu lassen.

Im März 1914 war ein sozialdemokratischer Redakteur wegen Beleidigung des Sportsmannes zu Gefängnis verurteilt worden. Rosa Luxemburg lebte und wirkte, es war dicke Luft – und Wilhelm III. lächelte in der Loge des Sportpalastes, wo ihn zu sehen sich Niemand verwunderte.

Davon geht der folgende Aufsatz aus, der hier am 2. April 1914 erschienen ist.

Der Beleidigte sitzt leicht vorgebeugt in der Loge und spendiert braven Schlossergesellen, die hier sechs Tage Rad treten müssen, goldene Zigarettenetuis. Es klingelt: los! Die Amerikaner ergatterns, die Germans liegen durchaus nicht in der Front, die Galerie heult. Dummes Volk hockt in dem Riesenraum, Jahrtausende Zuchthaus schauen herab, hier belustigt sich der Untertan, scharf eingezwängt von warnenden Plakaten und schnauzigen Aufpassern. Der Beleidigte nützt dem Sechstagerennen und sich selbst: wenn der Kronprinz sein Erscheinen zugesagt hat, wirds noch einmal so voll, und zugleich fließt ein Teil der Popularität vom Sport hinüber auf ihn. Er sitzt in der Loge und lächelt, die Bevölkerung hängt über der Rangbrüstung und johlt: sie sind sich einig.

Am Vormittag desselben Tages haben sie Herrn Meyer, Redakteur des ‚Vorwärts‘ auf drei Monate ins Gefängnis geschickt. Nun war der ‚Abschied vom Regiment‘, den er geschrieben oder jedenfalls zum Druck befördert hat, schlecht. Der Erfolg lehrt, daß er schlecht war. Denn wer die deutsche Sprache beherrscht, wird einen Schimmel beschreiben und dabei doch das Wort „weiß“ vermeiden können. Eine Satire sei keine strafbare Handlung: man konnte über den schwarzweißrot geschminkten Regimentsbefehl des Obersten von Langfuhr lächeln, ohne absichtlich, böswillig und mit Überlegung zu verletzen.

Aber was waren das für giftige Früchte – so der Urteilsbegründungsfilm –, die der Meyersche Baum der Erkenntnis, weite Kreise gefährdend, trug?

Was hatte Hans Leuß getan, daß sie ihm sechs Monate zudiktierten?

Was Rosa Luxemburg, die auf ein Jahr dran glauben muß?

Sie sind alle Drei Vorposten eines imaginären Heeres. Sie schossen zu laut und zu hastig altmodische Schießgewehre ab, fehlten, und als sie sich nach Hilfe umwandten, war es öde und leer. Sie standen allein.

*

Wo sind wir? Was ist das Alles? Wo gleiten wir hin?

Thomas Buddenbrook tituliert einmal in einer Zornesauf-
wallung seinen Herrn Bruder einen Esel. Jeder Andre wäre auf-
gefahren, hätte erwidert, vielleicht geschlagen. „Na... Esel
...“, sagte Christian und machte ein verlegenes und unruhiges
Gesicht. Schließlich ist Alles auf der Welt relativ, und Hinz
ist zu gründlich, als daß er sich einfach wehrt, wenn ihn einer
angreift. „Es ekelt ihn, zu handeln“ – aber er steht nicht, wie
Hamlet, jenseits der erkennenden Reflexion, sondern er steckt
noch mitten drin.

Auf der andern Seite ist man nicht so bedenklich. In massiver
Geschlossenheit repräsentiert sich eine herrschende Kaste, wie
sie der Deutsche verdient: nicht allzu gewandt, von ziemlich
schwachem Intellekt, aber einigem Mut. Wenn man es mutig
nennen darf, auf einen Kautschukamboß zu hämmern.

Die germanischen Untertanen sind eine merkwürdige
Mischung aus Subjekt und sujet. Was den Juden angeht, so
ist sein Respekt zwar nicht so ungeheuer, aber er muß erst
die Zusammenhänge begreifen, aufspüren, nachgraben und
kann sich doch niemals zur simpeln Eindeutigkeit des Han-
delns aufschwingen.

Die Luxemburg, Leuß, Meyer, sie sind alle wegen (schlecht
stilisierter) Gotteslästerungen verurteilt worden. Man spricht:
Halts Maul!

„Na... Maul..., sagt der Bürger. „Wir waren gestern
erschreckt, daß die so moderne Marineverwaltung das An-
binden der Hände beim strengen Arrest für eine ganz natür-
liche Strafe erklärte. Es müßte...“. Sie waren erschreckt.
Wenn man guter Laune ist, wird man ihnen eine kalte Kom-
presse auf den Magen legen, aber es kann auch sein, daß man
sie einfach ignoriert. Eheu! Dieses Parlament liegt an des
Königs Platz und wird da wohl ewig liegen bleiben.

Einsichtigen ist längst klar, daß unsre Politik anderswo
gemacht wird, und keineswegs von diesen ausgewählten Bür-
gern, auch nicht von den Leitartiklern, überhaupt nicht in der
Öffentlichkeit. Die entscheidenden Einflüsse sind nur zu
spüren, aber nicht zu fassen; man hat so seine kleinen Be-
sprechungen in den Bureaus, unverbindliche Zusammenkünfte,
Korrespondenzen, und dann mögen wir das fertige Resultat
bejubeln oder bespeien. Geändert wird nichts mehr.

Man tröstet: wenigstens das Kapital tendiere nach links.
Und wenn dem so wäre. Wir blicken doch nicht zum Vereins-
vorsitzenden Haeckel auf und wissen sehr gut, daß es auch
noch andre treibende Kräfte als die materiellen gibt. Aber
was den Geist betrifft, so ist es damit jämmerlich bestellt.

Man muß die ‚Rote Woche‘, diesen Ausverkauf in Re-
bellion, miterlebt haben, um zu sehen, wie so etwas in
Deutschland gehandhabt wird. Denn dadurch unterscheiden
sich die Phrasen von rechts so sehr von den Phrasen von
links: Ostelbien ist immerhin ein Fundus, auf dem man seinen
breitbeinigen Standpunkt haben kann. Die Arme solcher Kerle
haben Bewegungsfreiheit. Der Bürger und der Arbeiter aber
sehen gespannt zu, wie sich die, so seine Vertreter heißen, mit

den Feinden herumschlagen. Der Justizmotor knattert: der Zuschauer bleibt passiv. Sua res wird hier nicht agiert.

Die politische Opposition, die Demokratie und vor Allem die Sozialdemokratie haben sich gründlich diskreditiert. Unangenehm, dergleichen auszusprechen; denn flugs ist man in konservativen und nationalliberalen Redaktionsstuben bereit, dies als eine Abkehr von links und ein Kompliment nach rechts auszulegen. Aber unsre Radikalen mögen wir ja nur deshalb nicht, weil sie keine sind. Man kann es den Besten nicht verdenken, wenn sie sich nicht als Volksgenossen, sondern als Privatleute fühlen und im Wald und auf der Heide ihren Privatfreuden obliegen. Es gehört Selbstüberwindung dazu, im Wässerchen dieser Banalitäten mitzuplätschern.

Die Folgen sind bös. Langsam, aber gründlich ist man in den Ministerien dahinter gekommen, daß vorhandene Energien nicht zu dämpfen, sondern nur richtig auszunutzen sind. Der turnenden und wandernden Jugend ist ein konservativ-chauvinistisches Programm längst keine Politik mehr, sondern eine Selbstverständlichkeit. Ein Blick auf die jungen Leute, die – standes- und ordnungsgemäß getrennt – im Stadion an der Kaiserloge vorbeidefilieren, zeigt, was hier für Männer aufwachsen. Jede Bauchwelle ein Treugelöbnis. Jeder Hechtsprung ein Fahneneid. Und der Rottenführer darf bewegten Herzens melden: ein Oberst a. D. und zwölf Mann am Reck zur Stärkung des monarchistischen Gefühls.

*

Es geht uns nicht gut. Wir haben hundert Dogmen der Reflexion, aber kaum eins des Handelns. Wir gleichen dem Tausendfüßler, der vor lauter Überlegung nicht mehr weiß, welches Bein er zuerst heben soll, und demgemäß stehen bleibt. Macht und Geist sind zwei Faktoren, die einander heute ferner sind denn je.

Vom Vormärz haben war die Idylle verloren, aber die Reaktion behalten. Politik ist zum Gezänk geworden. Opposition zum einflußlosen Krakehlertum. Und Gott gebe uns ein paar rechte Kerle, damit wir über diesen faulen Vormärz hinüberkommen, in einen richtigen Frühling hinein.

* * *

In einen richtigen Frühling?

Sie haben einen Krieg und wir haben eine Revolution verloren, wir haben sie nicht einmal angefangen. Die Rechtsbrüche der Verwaltung und, was auf das Selbe hinauskommt, der Justiz haben einen Umfang angenommen, wie er unter dem Seligen niemals möglich gewesen wäre. Der Mann aus der Sechstageloge fährt im Auto durch Berlin, republikanische Schutzleute wehren mit der weiß behandschuhten Rechten das Volk ab, das ihm den Wagen für Desertion und sportliche Betätigung im Kriege bezahlt hat. Papa hat schwer zu tun, alle Quittungen für die Millionen zu unterschreiben, die man ihm über die Grenze nachschickt, und bald wird er sie ja wohl zu Hause verzehren dürfen.

Aus der Opposition von damals ist „realpolitisches Wirken“ geworden – und durch die Schuld eben dieser Realpolitiker sind wir dahin gekommen, wo wir heute sind.

In einen richtigen Frühling hinein? Vom Regen unter Umgehung der Traufe in diese Republik.

Getarnte Reichswehr von einem alten Soldaten

Der Wehrminister, der sich einen puren zivilistischen Demokraten nennt, ist als solcher gesprächig geworden. Keine Gelegenheit läßt er vorübergehen, zur „Klärung der Begriffe“ beizutragen. Zuletzt noch im Berliner Tageblatt vom 31. Oktober. Wir wollen ihm bei dieser Klärung ohne Gänsefüßchen behilflich sein.

Laut Sitzungsprotokoll hat er am 28. Mai 1925 im Reichstag gesagt:

> Nunmehr ist mit diesem System rücksichtslos abgeschlossen. Ich habe die bestimmte Meldung, daß keine Zeitfreiwilligen mehr eingestellt werden. Jeder Offizier, der das dennoch tun sollte, wird entlassen...

Etwa Herr v. Seeckt, der den Schwarzen Prinzen ins Heer genommen hatte. Herr Geßler ist kein Offizier, nicht einmal Landsturm II, braucht demnach seine eigne Strafandrohung nicht auf seine werte zivilistische Persönlichkeit anwenden zu lassen. Denn er hat wider seine Versicherung vom 28. Mai 1925 gehandelt.

Deshalb beginnen wir jetzt mit der Klärung der Begriffe – in der Hauptsache auf Grund einer Denkschrift Artur Mahrauns.

*

Da ist der Reichswehroffizier. Nach Haushalt und Etat kommen knapp 4000 Exemplare vor. Aber die reichen für den großen Bedarf selbstverständlich nicht aus. Man hilft sich ganz einfach. Es gibt bekanntlich eine ganze Anzahl verabschiedeter Offiziere des alten Heeres, auch Reichswehroffiziere in Pension, die rüstig genug sind und die Hände noch nicht in den Schoß legen wollen. Die engagiert man auf Zivildienstverhältnis. Die Praxis nennt diese Herren kurzweg „Ziviloffiziere“.

Im Ministerium selbst ist der Verbrauch an Offizieren weit stärker. Da geht es so: In gewissen Abständen und nach einer bestimmten Dienstzeit werden die Herren, die sich wohlbewährt haben, mit Versorgung verabschiedet. Sie bleiben aber im Amt, tun in Zivil Dienst, bekommen ein höheres Gehalt und machen ihren Stiebel weiter. Wenn Herr Geßler das wünscht, werden wir ihm gern, allein aus den letzten Jahren, eine kleine Liste mit Namen solcher Herren präsentieren.

An Offiziersersatz mangelt es also nicht. Viel schwieriger ist schon die Frage des Mannschaftsersatzes. Das früher geübte System, Mitglieder vaterländischer Verbände, Studenten und ähnliches junges Gemüse auf kurze Frist in die Truppe selbst einzureihen, hat schon deswegen versagen müssen, weil die jungen Herren von einer unerträglichen Schwatz- und Prahlsucht waren. Man glaubte deshalb, zunächst nur die Rahmenarbeit für das Ersatzgeschäft leisten zu sollen.

So kam irgendein spekulativer Kopf auf die Idee, die alten Bezirkskommandos wiederherzustellen. Die Stammrollen hatten zwar seinerzeit auf Gebot des Feindes vernichtet werden müssen – aber: es gab Zweit- und Drittschriften. Wo diese wichtigen Unterlagen erhalten geblieben waren, hatte mans leicht. Immerhin waren die jungen Jahrgänge, die seit Kriegsschluß waffenfähig geworden waren, nicht registriert. Das

mußte nachgeholt werden. Man ließ jedoch die alte Einteilung der Bezirkskommandos fallen und schuf neue, analog der Einteilung der preußischen Landkreise, wobei man den Vorteil der gleichen Organisation des Landbunds in Rechnung stellen konnte. Die Erfassung des Rekrutenmaterials der Städte wurde, weil sehr viel schwieriger, in ganz andrer Weise in Angriff genommen. Anstelle der frühern Bezirkskommandeure sind heute die Kreiskommandeure getreten, an die Stelle der Bezirksoffiziere Kreisoffiziere. Diese Kreisoffiziere veranstalten „Sportkurse“ für die wehrfähige Jugend, die von „Sportlehrern“ gedrillt wird. Oberleutnant Raphael und Feldwebel Büsching waren solche Sportlehrer. Zu den Sportkursen werden die jungen Leute aus den Betrieben, auch aus den ländlichen Betrieben von den Arbeitgebern beurlaubt. Wer will da bestreiten, daß dies neue System, abgesehen von einigen geringfügigen graduellen Unterschieden auf das Gleiche hinausläuft wie das System der famosen „Zeitfreiwilligen“, die man 1923/1924 auf sechs Monate oder ein Jahr verpflichtete, und die man später als „kurzfristig eingestellte ‚Soldaten‘“ in den Ausbildungsbataillonen der Infanterieregimenter bimste?

Herr Geßler hat also am 31. Oktober 1926 in einem Punkte, wissentlich, aber unfreiwillig, ausnahmsweise die Wahrheit gesagt, als er erklärte, die Reichswehr habe seit geraumer Zeit erkannt, daß die kurze militärische Ausbildung, die man den vaterländischen jungen Leuten habe angedeihen lassen, von nicht dem geringsten militärischen Wert sei, daß sie als Spielerei angesehen werden müsse, und daß man deshalb – nur deshalb – von dieser Methode der Krümperei abgekommen sei.

Nachdem nun endlich auch die sehr, sehr rückständige Heeresleitung eine leise Ahnung von den Erfordernissen neuzeitlicher Kriegführung bekommen hat, geht sie jetzt dazu über, sich mit der Erfassung des Heeresersatzes zu beschäftigen. Das Rekrutenmaterial wird nebenher, wo das möglich, noch ein bißchen in altpreußischer Zucht und Unterordnung unterwiesen.

Die Organisationen zur Erfassung des Heeresersatzes sind sehr vielfältig. Die lokalen Organismen, das heißt: die Bezirkskommandos werden von ihren Leitern, den Kreiskommandeuren, naturgemäß „getarnt“. So erklärt sich die Existenz der Unzahl kleiner Verbände ausgesprochen lokalen Charakters, die da Kurmark, Pommerntreue, Heimatbund, Wehrbund, Ostmark und ähnlich klangvoll heißen. Sie werden fast ausnahmslos aus Steuergroschen unterhalten, sondern sich stolz von Stahlhelm, Wehrwolf, Jungdo und heißen sich „reine Wehrverbände“.

Eine Spitzenorganisation der Bezirkskommandos ist vorhanden. Sie wechselt von Zeit zu Zeit den Namen, sobald die Tarnung undicht geworden. Auch die lokalen Organisationen tun so. Und wenn Geßler in diesem Zusammenhang nach dem ‚Bund für Freiheit und Recht‘ gefragt wird, wird er entrüstet dementieren können. Denn der Bund besorgte zwar bis gestern diese Mobilmachungsvorbereitungen, aber heut schon heißt er wieder anders.

Legale, halblegale und illegale Faktoren fließen in einander.
Die Ungläubigen mögen Dies hier lesen:

> Im Gebiet westlich der Elbe wird in der nationalen Bewegung der Gedanke verbreitet, daß bei der kommenden Auseinandersetzung zwischen Polen und Rußland Deutschland nicht neutral bleiben werde. Man geht so gar so weit, zu sagen, daß die Auseinandersetzung eventuell durch einen deutschen Angriff auf Polen herbeigeführt werden müsse. Man behauptet, die Reichswehr stehe hinter diesen Plänen und sehe die Rettung Deutschlands nur in einem Zusammengehen mit der russischen Armee gegen Frankreich. Nachweisbar betätigen sich in dieser Richtung Persönlichkeiten, welche in Diensten der Reichswehr stehen.
>
> Der ‚Bund für Freiheit und Recht‘, bis vor kurzer Zeit die Tarnung für gewisse Mobilmachungsarbeiten der Reichswehr, verpflichtet seine Leute zur aktiven militärischen Betätigung. Die Leute werden durch einen Eid gebunden, als Sprengtruppe oder Sabotagekommandos zur Störung der französischen Etappe tätig zu sein. Den Leuten ist gesagt worden, daß sie ihren Eid der Reichswehr geleistet hätten, und daß sie bei Eidesverletzung mit staatlichen Mitteln erledigt würden. Es wird darauf hingewiesen, daß bereits viele Personen hinter verschlossenen Türen wegen Landesverrats abgeurteilt seien. Außerdem werden die Leute mit der Feme bedroht. Viele Brüder des Jungdeutschen Ordens, die dem ‚Bund für Freiheit und Recht‘ beitraten, nahmen an, daß der Ordensleitung diese Maßnahmen der Reichswehr selbstverständlich bekannt seien, was nicht der Fall war. Auf entsprechende Vorstellungen der Ordensleitung bei dem zuständigen Herrn des Reichswehrministeriums wurde von diesem erklärt, daß Angaben über den ‚Bund für Freiheit und Recht‘ Belange der Reichswehr verletzen würden...

Der ‚Bund für Freiheit und Recht‘ existiert also heute noch und heißt anders. Um den Gebrauch der Dementiermaschine zu erleichtern, sei weiter mitgeteilt, daß Herr Geßler keineswegs den Versuch machen darf, die Kenntnis dieser Zusammenhänge rundweg abzustreiten, wie dies sonst seine Gewohnheit ist. Wir wissen, daß er spätestens am 18. März 1926 von den Vorgängen in ihrer Gesamtheit unterrichtet worden ist, wenn er sich etwa darauf hinauslügen wollte, daß er bis zu diesem Zeitpunkt geschlafen habe.

Der Erledigungen mit staatlichen Mitteln gibts zwei.

Bei der ersten erfährt die Öffentlichkeit nur das Resultat: viele Personen sind hinter verschlossenen Türen wegen Landesverrats abgeurteilt worden.

Die zweite ist: die Feme.

Der Reichsfememinister ist überführt. Sein eignes Ressort verrät ihn. Die Feme ist eine Einrichtung der Landesverteidigung. Äußerungen über den ‚Bund für Freiheit und Recht‘, die Bezirkskommando-Organisation des neuen Heeres, ihre Gerichtsbarkeit und alle übrigen Verzweigungen ihres komplizierten Apparats verletzen „Belange der Reichswehr“, sind Landesverrat, verfallen der Feme.

```
In Steyerberg, Kreis Stolzenau, Provinz Hannover, erschien
vor einiger Zeit ein Major a. D. aus Minden und machte im
kleinen Kreise Mitteilung, daß im ganzen deutschen Reich frei-
willige Jägerbataillone zusammengestellt würden, die im kom-
menden Kriege den Gegner hinter seiner eignen Front durch
Sprengung von Brücken, Eisenbahnen undsoweiter schädigen
sollten. Er berief sich auf die Reichswehr und forderte die
Bildung einer solchen Gruppe auch für den Ort.
In Braunschweig und Lippe betätigen sich als Sportlehrer
ein Major Borchers, wohnhaft in Detmold, und ein Major Hy-
mons. Der Major Hymons erklärte im Februar 1926 dem Groß-
komtur des Jungdeutschen Ordens Haasemann, der ‚Bund für
Freiheit und Recht‘ sei nur der Deckname für die legale Organi-
sation der Reichswehr. Dem Großmeister der Bruderschaft
Horn gegenüber erklärte Hymons, es werde demnächst auch
eine besondere Eidesformel für die Angehörigen des Bundes
herauskommen. Der Großmeister beantwortete die wieder-
holten Versuche, den Orden in die Organisation des Bundes
hineinzuziehen, mit der Erklärung, daß der ganze Orden zweifel-
los zur Stelle sein würde, wenn die Landesverteidigung dies
erheische, daß die Brüder es aber ablehnen müßten, Persön-
lichkeiten eidlich die Gefolgschaft zu geloben, über deren Ziele
sie nicht genügend unterrichtet seien...
Major v. Briesen in Stolp, von der Reichswenr angestellter
Bezirksleiter, hat nach seinen eignen Angaben zur Durchfüh-
rung der ihm gestellten Aufgaben den Verband ‚Pommerntreue‘
gebildet. Dieser Verband betrachtet sich nicht als vaterländi-
scher Verband, sondern als reiner Wehrverband für besondere
Zwecke. Über den Einsatz des Verbandes entscheidet Major
v. Briesen. Die Angehörigen seines Verbandes sind auf seine
Person vereidigt.
```

```
Die Leute sind auf die Person des Führers vereidigt. Wie
wir bereits gesehen haben, sagt man ihnen zur Erläuterung
weiterhin, daß ihr Eid sie der Reichswehr verpflichte. Die
Eidesformel weicht von der üblichen ab.
```

```
Generalmajor Teschner in Küstrin (der Vorgänger des Gu-
dovius und eigentliche Vater des Schulz) ist Bezirksleiter öst-
lich der Oder. Ihm unterstehen die einzelnen Kreiskomman-
deure mit den Kreisoffizieren.
Der Leutnant Preuß sammelt in der Ballei des Herrn
v. Tresckow für eine neue Organisation, mit dem Bemerken,
daß auf Grund der Lage der Reichspräsident nunmehr genötigt
sei, von Artikel 48 der Verfassung Gebrauch zu machen. Es
sei mit einer Diktatur zu rechnen. Zur Durchführung dieser
Diktatur reiche die Reichswehr nicht aus, es müßten daher nach
dem Willen der Reichswehr neue Formationen aufgestellt wer-
den. Der Kreis Neumark müsse, zum Beispiel, zwei Kom-
pagnien aufstellen. Herr v. Tresckow fragte daraufhin bei dem
Vorgesetzten des Leutnants Preuß, dem Kreisoffizier Major
Badicke in Schönfeld bei Bärwalde an. Dieser bestätigte die
Angaben des Leutnants Preuß.
Am 31. Januar 1926 meldete Herr v. Tresckow, daß der
Major Badicke auf einer Großgrundbesitzerversammlung am
```

> 30. Januar 1926 in Königsberg-Neumark gesagt habe, die Reichswehr verlange die sofortige Aufstellung von drei Kompagnien. Die Reichswehr sei sich nur noch nicht darüber klar, ob sie die schon jetzt in aller Öffentlichkeit aufstellen und exerzieren lassen oder sie im Geheimen aufstellen lassen solle. Diese Kompagnien sollten, im Fall der Anwendung des Artikel 48 der Reichsverfassung durch den Reichspräsidenten v. Hindenburg, in den Standorten der Reichswehr den Sicherheitsdienst übernehmen...

Oder:

> ...Der Kreisoffizier Hauptmann Eberhardt in Bärwalde hatte mehrfach gegen den Jungdeutschen Orden gearbeitet. Darum richteten die Meister des Ordens in dortiger Gegend die Bitte an die Ordensleitung, bei dem Reichswehrministerium auf Versetzung zu drängen. Major Badicke, sowie die weiter genannten Kreisoffiziere unterstehen dem General Teschner in Küstrin...

Die Meister des Ordens dringen beim Ministerium auf Abberufung eines mißliebigen Kreisoffiziers. Sie oder vielmehr der Orden kennt also die Schmiede, an deren Tor geklopft werden kann, wenn man das richtige Werkzeug dazu hat.

Und hier ist der Punkt, wo die groteske Geschichte ins Politische wächst.

Herr Artur Mahraun, Hochmeister des Jungdeutschen Ordens, hat den Minister Geßler ganz klar über die verbrecherischen Vorbereitungen seines Ressorts belehrt, die er kennt. Mit dem Erfolg, daß Geßler nun weiß, wie weit Mahraun unterrichtet ist. Wir wissen mehr.

Gedanken von Eduard Saenger

Es wird doch Jeder auf sich selbst zurückgeworfen, mag er mit noch so vielen Strömungen geschwommen sein.

*

Was ist altern? Verschieben und nicht mehr ausführen. Auf die Sorglosigkeit seiner Jugendjahre festgenagelt werden.

*

Unwürdigen Menschen muß man befehlen können, sonst ist man verloren.

*

Der Dichter weiß oft, was er gewollt, seltener, was er gekonnt, am seltensten, was er gemußt hat.

*

Sittlich sein heißt: das Ich und das Du, das Handelnde und das Behandelte, das Mächtige und das Leidende in jedem kleinsten Fall gleichzeitig bedenken.

Religiös sein heißt: Leben und Tod, das Bewußte und das Verborgene, das Begrenzte und das Unbegrenzte in jedem kleinsten Fall gleichzeitig bedenken.

*

Warum leben viele Vögel in den Bäumen der Straße, statt sich herrliche Gärten auszusuchen? Wenn ich ein Vöglein wär' – wer weiß, ob ich nicht ebenso dumm wäre.

*

Wer ist im Leben etwas geworden? Wer besitzen wollte und besitzt.

Der neue Volksentscheid von Emil Rabold

Die preußische Regierung hat für die Schnelligkeit des Vergleichsabschlusses mit dem Hause Hohenzollern zwei Gründe angeführt: den bevorstehenden Ablauf des Sperrgesetzes, der die Gefahr neuer Prozesse heraufbeschwöre, also gewissermaßen einen juristischen Grund, und die im Volke noch immer wegen der Abfindungsfrage herrschende Erregung, die endlich besänftigt werden müßte, also einen staatspolitischen Grund.

Das Sperrgesetz, das vom Reichstag während der Volksentscheidbewegung beschlossen war, um die vor den Gerichten laufenden Abfindungsprozesse zu stoppen, gilt bis zum 1. Januar 1927. Wenn die preußische Regierung glaubte, bis dahin mit den Hohenzollern nicht ins Reine kommen zu können, und zur Vermeidung von Unkosten neuen Prozessen aus dem Wege gehen wollte, dann wäre sie jederzeit imstande gewesen, bei der Reichsregierung die Verlängerung des Sperrgesetzes zu beantragen. Das ist mittlerweile von den Regierungen einiger Länder ja auch geschehen. Der Reichstag wird diesen Anträgen ohne weiteres stattgeben und das Sperrgesetz verlängern. Die Eile der preußischen Regierung war also sachlich in keiner Weise gerechtfertigt; den Nutzen haben ausschließlich die Hohenzollern. Und mehr noch: die Regierung hat mit ihrem bösen Beispiel nur den Hunger der andern Landesfürsten angestachelt. Unter Berufung auf den Hohenzollern-Vergleich kommen diese nun wie ein Rabenschwarm und verlangen ebenfalls die Sicherstellung einer vollen Beute. Ein Reichsgesetz, das den Rahmen für tragbare Vergleichsmöglichkeiten schaffen sollte, ist durch Preußens Vorgehen unterbunden worden. Jetzt geht es bei den Fürsten wieder ums Ganze.

Damit ist aber auch der staatspolitische Grund, das Volk nicht dauernd in Unruhe zu halten, hinfällig geworden; die preußische Regierung hat, im Gegenteil, durch den Hohenzollern-Vergleich neue Unruheherde geschaffen. Gewiß: ihr Tun ist darauf gerichtet, den Massen, auf die es ankommt, den wahren Inhalt des Vergleichs vorzuenthalten. Nie ist in der Geschichte der parlamentarischen Kämpfe ein Gesetz von so weittragender und grundlegender Bedeutung mit solcher Leichtfertigkeit beraten, mit so unanständiger Geschwindigkeit verabschiedet worden. Einzelberatungen darüber fanden überhaupt nicht statt. Dabei ist das Paragraphenwerk dermaßen verschlungen, daß dicke Kommentare notwendig wären, um es dem Laien verständlich zu machen. Um welche Endsummen geht es? Wie hoch ist der Wert der Güter und Forsten zu veranschlagen, die den Hohenzollern zufallen sollen? Welchen Gewinn werfen die ihnen verbleibenden Nutzungsgrundstücke ab? Welche Summen und welche Werte sind bisher schon davon abgegangen? Welche Kunstschätze sollen sie noch erhalten? Nichts, aber rein gar nichts sagt darüber der Vergleich. Nichts, aber rein gar nichts antwortet der Finanzminister Höpker-Aschoff auf die schweren Vorwürfe, die die Kaiserliche Exzellenz Wilhelm v. Bode in einer an die Regierung gerichteten Denkschrift

gegen die Verschacherung der Kunstschätze erhebt. Kann vielleicht ein Abgeordneter Auskunft über diese für Deutschlands Gesundung hochwichtigen Fragen geben? Kein einziger. In Parteiversammlungen spielen sich die turbulentesten Szenen ab. In einer Funktionärversammlung der SPD gestanden Berliner Abgeordnete ihren Wählern beschämt, daß sie überhaupt nicht wußten, worüber sie abstimmen sollten. Der Fraktionsvorstand habe mit der Regierung die Abmachung getroffen gehabt, Alles geheim zu halten, da im andern Fall der Vergleich gefährdet worden wäre, gefährdet durch das Echo, das aus dem Volke gekommen wäre, wenn es rechtzeitig die volle Wahrheit erfahren hätte. Und wie die Abgeordneten, so ließ sich die Presse kommandieren. Auch sie will keine Beunruhigung, damit sich Wilhelm und die Seinigen beruhigen... Ein Bonze der Sozialdemokratie sagte auf unsern ersten Vorstoß seufzend: „Und es war doch Alles so schön ausgeglichen!“ Das ist aus der deutschen Sozialdemokratie geworden: wenn nach solchem Krieg die geflohenen Fürsten ein Riesenvermögen auf Kosten von zwei Millionen Arbeitsloser erhalten, dann ist für die Führer des Volkes, das immerhin eine Revolution gemacht hat, Alles so schön ausgeglichen.

Nun gut: da die Führer in diesem Maße versagen, muß eben das Volk sich selber helfen. Die Parole ist zugkräftig genug noch vom ersten Volksentscheid her. Paßt eine solche von den Wellen tiefster Volkserregung getragene Bewegung der Regierung nicht: umso besser. Sie mag dann zurücktreten — regiert sie doch ohnehin schon seit Monaten gegen den Willen der aktiven Wählermehrheit. Dies gilt so fürs Reich wie für Preußen. Was nicht parlamentarisch erkämpft werden kann, das muß außerparlamentarisch erkämpft werden. Wir beginnen unsre Arbeit.

* * *

Emil Rabolds Ruf in Nummer 46 hat ein Echo gefunden, dessen Stärke alle Erwartungen übertrifft. Unmöglich, die Unzahl von Kundgebungen aus ganz Deutschland abzudrucken oder «nur zu vermerken. Aber auch unnötig, weil sie fast sämtlich so oder ähnlich lauten wie diese aus Hagen in Westfalen:

> Wir sind über die Initiative der ‚Weltbühne‘ aufs höchste erfreut. Der Westdeutsche Landesverband der Friedensgesellschaft, der zum letzten Volksentscheid 380 öffentliche Versammlungen abgehalten hat, wird seine ganze Kraft und seinen ganzen Einfluß in den Dienst der neuen Volksbewegung stellen. Wir, die wir aus täglichen großen und kleinen Versammlungen sowie aus dem brieflichen Verkehr mit unsern rund 300 Ortsgruppen die unsägliche Niedergeschlagenheit und Enttäuschung grade der politisch interessierten Volkskreise über die preußische Hohenzollern-Abfindung kennen, sind überzeugt, daß die nunmehr von der ‚Weltbühne‘ ausgehende Bewegung überall gradezu als Erlösung angesehen werden und den erwünschten Erfolg haben wird.
>
> Westdeutscher Landesverband der Deutschen Friedensgesellschaft
> Der geschäftsführende Vorstand: Küster Kayser Menzel
> Das Andre Deutschland: Küster Berbers

*

Aus den übrigen Einsendungen sei eine herausgehoben, weil sie unsre Kenntnis von den Rechtsverletzungen, die zu Gunsten Wilhelms II. verübt worden sind, überraschend erweitert:

Mitte des Jahres 1925 erhielt der Exkaiser Verdrängungsschaden in Höhe von 500 000 Mark voll ausgezahlt, das heißt: 100 %, trotzdem 100 % nur in Ausnahmefällen an äußerst Bedürftige, Schwerkranke, Schwerkriegsverletzte gezahlt werden sollen. Voraussetzungen, die für den Exkaiser kaum zutreffen dürften. Oder sollte man voriges Jahr in Doorn gehungert oder gar uns die schweren Kriegsverletzungen des Exkaisers verheimlicht haben? Dagegen haben die nichtfeudalen Flüchtlinge keine 100 % erhalten. Ja, die meisten wären mit 50 % des amtlich festgestellten Schadens sehr zufrieden. Viele haben bis heute wenig oder gar nichts erhalten. Ließen sich da bei gutem Willen der zuständigen Stellen nicht Erleichterung und Beschleunigung der Verhandlungen erreichen? Was aber haben diejenigen Flüchtlinge verschuldet, die Inhaber offener Handelsgesellschaften in abgetretenen Gebieten waren, und denen gegenüber der Staat jede Entschädigungsverpflichtung ablehnt? Sollen sie, die genau wie viele Andre für das Vaterland gekämpft, ihre Gesundheit ruiniert, ihr Hab und Gut verloren haben, dafür, daß sie ehrlich genug waren, eine mit einem Bruder, Schwager und Onkel betriebene Firma handelsrechtlich eintragen zu lassen – sollen sie, frage ich, dafür bestraft werden, indem man ihnen jede Entschädigung vorenthält? Wären sie Feudalherren: vielleicht wäre der § 4 des Reichsentschädigungsgesetzes, worin dieses ungeheuerliche Unrecht, das man hier einer großen Anzahl Bürger zufügt, begründet ist, schon längst geändert worden. Findet sich keine Partei im Reichstag, die sich für Änderung dieses Paragraphen einsetzt und dafür sorgt, daß auch der Bürger zu seinem Recht kommt?

Fritz Herrmann

Akropolis von B. Kubra

Häusergewirr bleibt zurück, Staub, Benzingestank, Gebrüll der Straßenverkäufer. Ich steige hinauf zum Felsplateau. „Postkarten gefällig? Photographien, Fremdenführer? Vous parlez italiano, teuts, english?“ Marmorstufen, Marmorsäulen, Marmortrümmer, Marmor, Marmor und keine Exkremente, diesmal nicht. I. Propyläen, II. Tempel der Nike, III. Erechtheion, IV. Parthenon. Alles in Allem 2374 Jahre alt und der Göttin Pallas Athene gewidmet. Römer verführten die elfenbeinerne Jungfrau, die christliche Internationale verwandelte den Parthenon in eine Kirche, Türken benutzten ihn als Moschee und Pulvermagazin, Venezianer importierten Zivilisation in Gestalt eines Bombenwerfers. Kurz und gut: an einem Septembertage des Jahres 1687 flog die ganze Bude in die Luft. Etliches wurde zu Kalk verarbeitet, Etliches abtransportiert ins Britische Museum und ins Louvre. Vor dem Arsenal in Venedig stehen zwei Löwen, die waren dabei, als die Bombe platzte.

Amerikanische Reisegesellschaft mit Fremdenführer: „There you will see the famous island of Salamis and the holy

way to the temple of mysteries.“ „Wonderfull“, sagt die kleine Miß. Vergnügungsdampfer in der Bucht von Phaleron, Gabelfrühstück im Palast-Hotel, blankes Automobil und keine Exkremente hier oben, diesmal nicht.

Unten weiß-gelb-braun, das Häusermeer Athens, elendes Dorf vor hundert Jahren, heute Millionenstadt. Der Bezirk zwischen Theseus-Tempel und Turm der Winde (schmutzige Gassen, baufällige Häuser am Nordabhang der Akropolis) wird niedergerissen mit Hilfe amerikanischer Gelder. Ausgrabung des Marktplatzes von Alt-Athen. Zum Piraeus fährt eine elektrische Untergrundbahn. Neu-Athen ist stolz auf seine Wasserleitung. In Makedonien werden Sümpfe trocken gelegt. Mit Hilfe amerikanischer Kapitalien. Nach dem verunglückten Smyrna-Feldzug 1922 kamen 1½ Millionen Flüchtlinge von Kleinasien herüber. Sie wurden versorgt und angesiedelt mit Hilfe einer Völkerbundsanleihe von 12 Millionen Pfund Sterling. Summa summarum: Neugriechenland ist ein Staatsgebilde „mit Hilfe von“ und steht seit 1897 unter Kontrolle der „Internationalen Finanzkommission“. Agrarstaat (Korinthen, Tabak, Wein, Oliven), der 50 Prozent seines Getreidebedarfs aus dem Ausland bezieht und schon längst an Unterbilanz zusammengebrochen wäre ohne konkurrenzfähige Handelsflotte.

Südseite der Akropolis: Theater des Dionysos, Stadion, Areopaghügel, Stacheldraht, Grab des Sokrates, Automobilstraße nach Phaleron. Novembersonne knallt herab, Staubwolke über der Ebene, es hat seit acht Monaten nicht mehr geregnet. Im Hintergrund das Meer, die Inseln Aegina, Salamis, Hafen und Industriezentrum des Piraeus. Industrialisierung Griechenlands trotz Kapitalknappheit im Inland, ermöglicht durch hohen Schutzzoll und brutale Ausbeutung billiger Arbeitskräfte. In der Tabak-, Konfektions-, Teppich-Industrie beträgt die Zahl beschäftigter Frauen und Kinder 75 Prozent der Gesamtarbeiterschaft. Eine Teppichknüpferin verdient am Tag bei Akkordlohn 18 Drachmen = 0,99 Reichsmark. Hauptnahrungsmittel: Fisch, Gemüse. Allgemeine Regelung der Arbeitszeit besteht nicht trotz Washingtoner Ratifizierung. Arbeiterschutzgesetzgebung steht auf dem Papier, nicht einmal das Verbot der Kinderarbeit in gesundheitsschädlicher Industrie wird beachtet. In Piraeus entfallen auf 1 Wohnraum 5 Personen laut statistischer Angabe. ⅓ des Staatseinkommens für Heer und Flotte, ⅓ der Arbeiterschaft Analphabeten. 50 Prozent ständig erwerbslos. Die 1918 gegründete „Allgemeine Konföderation“ steht unter dem Einfluß der Kommunistischen Partei. Die Republik Neugriechenland (6½ Millionen Köpfe) hat einen Weltrekord aufgestellt: an der letzten Wahlschlacht beteiligten sich über 70 politische Parteien.

„Ladies and gentlemen! Here the 46 columns of the Parthenon, constructed by Ichtinos and Phidias at the golden age of Perikles.“ „Wonderfull“, sagt die kleine Lady. I. Parthenon, II. Erechtheion, III. Tempel der Nike, IV. Propyläen. „Postkarten gefällig? Photographien, Fremdenführer?“ Ich steige hinab und tauche unter. Gebrüll der Straßenverkäufer, Häusergewirr, Staub, Benzingestank.

Feinde ringsum von Morus

Zollkrieg ohne Ende

Die Aera friedlicher Außenwirtschaft hat nicht lange vorgehalten. Von Thoiry ist es still, beängstigend still geworden, nachdem die Franzosen bemerkt haben, daß die Deutschen zwar in sehr geschickter Weise ihre Schuldscheine von Dritten beleihen lassen, aber selbst keinen Pfennig mehr für die vorzeitige Räumung des Rheinlands und die Rückgabe des Saargebiets bezahlen wollen. Immerhin wird noch verhandelt, und wenn auch die kleinlichen Kontroll- und Besatzungsdispute die Beratung der großen Fragen erschweren, so ist doch nicht ausgeschlossen, daß am Ende noch etwas daraus wird.

Trüber siehts mit den deutsch-englischen Industriellen-Verhandlungen aus, die, mit vielem Tamtam begonnen, rasch auf den toten Punkt gekommen sind. Herr Duisberg, der vor zwei Jahren noch die Engländer allesamt für schuftig genug hielt, den Deutschen nur ihre unübertrefflichen Patente und den Ertrag ihrer Arbeitskraft wegnehmen zu wollen, ging nach Romsey als Oberfriedenstäuberich in der festen Absicht, den Briten mal zu zeigen, was so'n richtiger Friede ist. Und nun klappt die Sache lange nicht so gut, wie der Präsident des Reichsverbands der Deutschen Industrie doch wohl verlangen kann. Die Engländer haben sich – das muß man schon sagen – höchst zweifelhaft benommen. Das zwischen Berlin und London ausgeknobelte und von London aus lancierte internationale Freihandelsmanifest wäre sicherlich nicht so kläglich ins Wasser gefallen, wenn außer den City-Bankiers auch die englischen Industriellen sich dafür eingesetzt hätten. Aber daß die zurzeit nicht daran denken, den freien Warenaustausch zu protegieren, sondern stattdessen nachholen wollen, was die kontinentalen Staaten an Zollmauern voraushaben, hat Sir Robert Horne, der Vorsitzende der Romsey-Konferenz und Mitunterzeichner des Wirtschaftsmanifests, mit dürren Worten angekündigt. Die Rede Hornes hat begreiflicherweise auf die neugebackenen Pazifisten im Reichsverband wie ein kalter Wasserstrahl gewirkt, und prompt ging aus der Königin-Augusta-Straße ein Beschwerdebrief nach England ab. Eine Antwort darauf ist bis dato wohl noch nicht erfolgt, und die Situation ist jedenfalls so, daß Deutsche und Engländer auf ein zweites Rendezvous vorläufig keinen Wert legen.

Aus dem schlechten Stand der deutsch-französischen und der deutsch-englischen Verhandlungen braucht man den Deutschen noch keinen großen Vorwurf zu machen. Ganz anders liegt die Sache im Osten. Die polnische Handelsvertragsdelegation ist nach vierwöchigen Verhandlungen wieder ergebnislos aus Berlin abgedampft, der Zollkrieg geht weiter, und der Bruch ist durch das Scheitern der Friedensverhandlungen nur noch komplizierter geworden. Es sind immer dieselben törichten Argumente oder Scheinargumente, mit denen der Kampf geführt wird. Polen verlangt für die ostoberschlesische Kohle – notabene für das deutsch wählende und großenteils wirklich von Deutschen durchsetzte Oberschlesien – ein freies Aus-

fuhrkontingent von 3,6 Millionen Tonnen im Jahr, was knapp dem vierzigsten Teil der deutschen Steinkohlenproduktion entspricht. Aber diese ungeheuerliche Menge behauptet Deutschland nicht aufnehmen zu können. Lieber führt es seit vierzehn Monaten einen Zollkrieg.

Und mit welchem Erfolg? Im Jahre 1925, bevor der Wahnsinn sich recht auszuwirken begann, setzte Deutschland für 331 Millionen Mark Waren nach Polen ab und führte für 428 Millionen Mark polnische Waren ein. Die deutsch-polnische Handelsbilanz war zwar für Deutschland passiv, aber doch nur im Verhältnis 4:5. In den ersten sechs Monaten dieses Jahres sank die Einfuhr aus Polen auf 120 Millionen, die Ausfuhr nach Polen auf 73 Millionen, die Passivität der Handelsbilanz steigerte sich zu Ungunsten Deutschlands auf 3:5. Polen, das auf der deutschen Einfuhrliste an neunter Stelle stand, steht nunmehr an elfter Stelle; als Ausfuhrland für deutsche Waren aber ist es vom zehnten auf den neunzehnten Platz gerückt. Dies das Resultat des ruhmreichen deutsch-polnischen Zollkriegs. Dazu aber hat sich auch die künftige Situation für Verhandlungen ganz erheblich zu Ungunsten Deutschlands entwickelt. Der englische Kohlenstreik hat nicht nur dem deutschen, sondern auch dem polnischen Bergbau eine Hochkonjunktur gebracht. Vor einem Jahr noch konnten sich die deutschen Zollkrieger darauf berufen, daß die Kohlenzechen in Polnisch-Oberschlesien ohne den deutschen Absatzmarkt jämmerlich zugrundegehen würden: heute haben dieselben Zechen ihre Förderung um 10 Prozent über den Vorkriegsstand hinaus gesteigert, die Halden sind, mit gütiger Unterstützung der deutschen Reichsbahn, leer, die Bergherren haben ein gefülltes Portemonnaie, und ohne Gefahr kann einstweilen auf Vorrat gefördert werden.

Aber alle diese unleugbaren Tatsachen haben die deutschen Unterhändler und die deutsche Regierung nicht bewegen können, den Weg der Vernunft zu gehen. Polen, der Schandfleck Europas, soll aus der schwarz-weiß-roten Weltkarte wegradiert werden; und wenn sich das schon nicht machen läßt, soll es wenigstens die deutschen Nadelstiche zu fühlen bekommen. Deshalb schickt man als deutschen Unterhändler immer wieder den Turn-, Spiel- und Sportvater Lewald vor, Kaiser Wilhelms allerschönsten Staatssekretär, der seit der Teilung Oberschlesiens ungefähr Alles versiebt hat, was sich auf dem deutsch-polnischen Grenzgebiet versieben ließ. Ist das in der Wilhelm-Straße unbekannt? Oh nein, so unorientiert sind die Herrschaften dort gar nicht. Aber da Polen es nicht besser verdient, bekommt es den schlechtesten Unterhändler. Da es nicht parieren will, brechen wir die Verhandlungen ab und schicken die Kerls zurück nach Warschau. Da es des Friedens mit Deutschland nicht würdig ist, schädigen wir uns lieber selbst durch einen Zollkrieg. So will es der deutsche diplomatische Komment.

Die Mannesmann-Subvention

Hinter sehr verschlossenen Türen hat am Königsplatz in der letzten Woche wieder der Unterausschuß über Subventionsmaßnahmen des Reiches getagt. Man hat es nicht einmal für not-

wendig gehalten, einen der üblichen offiziellen Kommissions-
berichte herauszugeben, und das hatte schon seinen guten
Grund. Denn schließlich hat man ja nicht umsonst die Sub-
ventionierung privater Betriebe mit öffentlichen Mitteln neuer-
dings aus dem allgemeinen Budgetrecht des Reichstags heraus-
genommen und einzig von der Zustimmung des nicht öffent-
lich tagenden Haushaltungsausschusses abhängig gemacht.

In diesem Halbdunkel kann man dann geräuschlos so deli-
kate Affären abwickeln wie den Fall der Gebrüder Mannes-
mann. Um den Gebrüdern Mannesmann die „Verwertung“ ihrer
in Spanisch-Marokko gelegenen Erzlager zu ermöglichen, hat
das Reich ihnen einen Reichskredit von 8,5 Millionen Mark
zur Verfügung gestellt. Über die Einzelheiten des Kredits,
besonders über die Höhe des Zinssatzes schweigt man sich in
allen Tönen aus, offenbar, weil das Reich dabei ein zu gutes
Geschäft gemacht hat. Die Verwertung des Marokko-Besitzes
bestand bisher darin, daß die Gebrüder Mannesmann ihre in
Deutschland und Umgegend gelegenen, finanziell festgefahre-
nen Werke, wie die Aachener Mannesmann-Mulag wieder
flottgemacht haben. Von den marokkanischen Mannesmann-
Besitzungen lautet der letzte Heeresbericht von Anfang No-
vember: „Zurzeit noch unverändert.“

Als im Lauf dieses Jahres auch die bürgerlichen Parteien
und sogar das Reichswirtschaftsministerium an die Mannes-
mann-Subvention nicht recht heranwollten, setzte sich Herr
Stresemann, trotz des Skandals, der sich sofort über das Pro-
jekt in der französischen Presse erhob, mit seiner ganzen
Autorität in dem Clair-obscure-Ausschuß dafür ein, daß die-
sen Pionieren des Deutschtums unter den Berbern auch die
rechte Hilfe zuteil würde. Was sagt der Pionier-General Strese-
mann zu dieser Entwicklung? Oder ist das Auswärtige Amt
jetzt auch für Sanierung von Automobilfabriken zuständig?

Der englische Bergarbeiterstreik

Mit Bibbern und Zagen sieht die deutsche Wirtschaft dem
Ende des englischen Kohlenstreiks entgegen. Wenn bei uns die
Arbeiter acht Tage lang streiken, so ist die Hölle los, und kein
Bannfluch ist scharf genug, um die Proleten mitsamt ihren
wahrhaftig harmlosen Führern zum Teufel zu wünschen. Da
es diesmal aber die Konkurrenz trifft, so ist der Streik ein
„Gottesgeschenk“, man übt gutkapitalistische Solidarität, in-
dem man den Engländern liefert, soviel man kann, und stellt
schmunzelnd fest, daß das Geschäft sich lohnt. Die Reichs-
bahngesellschaft gibt den Nettoverdienst aus Sonderfrachten
auf 100 Millionen Mark an, der Ruhrbergbau hat eine Viertel-
milliarde auf die Seite gebracht und ist noch für die nächsten
fünf Monate ausverkauft. In den andern Bergbaubezirken ists
nicht anders. Deutsche Kohle, die vor dem Streik, einschließ-
lich der Seefracht, in England mit 19 Schilling die Tonne be-
zahlt wurde, kostet heute über 40 Schilling.

Die Verluste der Engländer gehen in die Milliarden, wenn
auch die jetzt in Umlauf gesetzte Ziffer von 6 Milliarden Mark,
wie meistens bei solchen Sammelrechnungen, zu hoch sein mag.

Die Bergarbeiter selbst haben 1.3 Milliarden an Lohn eingebüßt, die Arbeiter andrer vom Kohlenmangel betroffener Industrien 600 Millionen; was sonst noch an produktiven Werten unausgenutzt blieb, ist ziffernmäßig schwer zu erfassen, aber stellt sicherlich auch einen Milliardenbetrag dar. Auf verlorene Arbeitstage umgerechnet, soll der Verlust 200 Millionen betragen; beim letzten großen Streik im Jahre 1921 waren es nur 70 Millionen, bei den größten Streiks vor dem Kriege 30 Millionen. Daß die englischen Bergleute solch einen Riesenstreik länger als sechs Monate durchhalten konnten, verdanken sie nicht nur ihrer großartigen Organisation und erst recht nicht den sehr bescheidenen Geldunterstützungen der Amsterdamer und den größern Zuwendungen der Moskauer Internationale, sondern der im Kern sozialen Gesetzgebung des konservativen England. Die Pflicht der Gemeinde, die Familienangehörigen der Streikenden mit 30 bis 50 Schilling in der Woche vor dem ärgsten Hunger zu schützen, hat den englischen Arbeitern den langen Atem gegeben.

Wenn der Streik trotz der heroischen Haltung der englischen Bergarbeiter weder die Nationalisierung noch die Rationalisierung des Bergbaus erzwungen hat, und wenn auch von den Arbeitslohn- und Arbeitszeitforderungen nur ein minimaler Teil erfüllt werden soll, so ist der moralische Streikerfolg doch ungeheuer. Die Welt hat einmal zu spüren bekommen, was es bedeutet, wenn die Arbeiterschaft nicht will. Die englischen Industrieherren und die von ihnen gebildete Regierung sind zwar in Wirtschaftskämpfen genau so hartnäckig und rücksichtslos wie in Kolonialkriegen. Aber die Engländer waren noch immer klug genug, hinterher aus dem Kampf die Lehre zu ziehen und den Besiegten so viel Freiheit zu geben, wie zur Vermeidung neuer Aufstände notwendig ist.

Das ist das große Plus dieses Sklavenaufstands. Das Minus besteht darin, daß sich das Nichtvorhandensein einer Arbeiter-Internationale diesmal zur Evidenz erwiesen hat. Dieselben Gewerkschaftsführer, die mit dem Klingelbeutel herumliefen, um Almosen für die englischen Arbeitsbrüder zu sammeln, haben wissentlich zugelassen, daß von ihren Organisationen Streikbrecherarbeit geleistet wurde. Zwar hat sich die Zweite Internationale nicht nehmen lassen, Sympathiekundgebungen für die englischen Bergleute zu veranstalten und mit den Hafenarbeitern und Seeleuten zu vereinbaren, daß keine Kohle direkt nach England transportiert würde. Aber sie wußte wohl, weshalb sich die Unternehmer mit dieser Maßnahme ohne weiteres einverstanden erklärten: weil deutsche Kohle, ebenso wie Kohle aus andern Ländern, nicht nur ins „neutrale“ Ausland geliefert wurde, das früher seine Kohle aus England bezog, sondern auf dem Umweg über Holland Kohle in großen Mengen auch nach England selbst transportiert worden ist. Wäre diese Streikbrecherarbeit auf dem Kontinent nicht geleistet worden, so hätte der Streik vielleicht doch einen andern Ausgang genommen.

Aber nachdem es nun einmal geschehen ist, hats keinen Zweck, den Kopf in den Sand zu stecken und weiter mit inter-

nationalen Verbrüderungsphrasen einander etwas vorzumachen. Die Arbeiter-Internationale ist nach diesem Fiasko auf absehbare Zeit erledigt. Die Arbeiterbewegung muß sich auf die Organisation ihres Landes beschränken, weil sie sich nur auf sie verlassen kann. Der soziale Kampf wird, geschlossen in jedem Staat, fortgesetzt werden müssen. Dabei scheint allerdings, daß der Vortrupp heute nicht von der Massenherde der deutschen Gewerkschaften und nicht von den rabiaten Fremdenlegionen der Moskauer Zentrale gestellt wird, sondern, genau wie vor hundert Jahren, von der englischen Arbeiterschaft.

Altes Volkslied von Theobald Tiger

Wem habe ich zu danken
     – sag an, mein Herz, sag an –:
Wer knebelt die Gedanken?
wer setzt der Freiheit Schranken?
     wer ist der brave Mann?

Der Leutnant, schlank gewachsen –
     sag an, mein Herz, sag an –
der Reichswehr? die in Sachsen
und Thüringen blutige Faxen
     unmöglich getan haben kann?

Ist es der Hauptschriftleiter
     – sag an, mein Herz, sag an –,
der dem schwarz-rot-goldenen Streiter
ein gebildeter, steter Begleiter
und noch nie einen Kampf gewann?

Es ist der deutsche Richter
     – sag an, mein Herz, sag an –,
der sperrt das rote Gelichter
in die Zellen – und hinterher spricht er:
     „Es gibt keine Klassenjustiz."
     Man siehts, mein Herz, man siehts.

Denn die es besser wissen,
die schlafen auf strohenen Kissen;
und die nach dem Lichte streben,
die stehn hinter gitternen Stäben;
und die die Freiheit begehren,
die können sich nicht mehr wehren.

Was verdienen unsre Richter?
     Sag an, mein Herz, sag an!
Paragraph juhu!
Paragraph juchei!
     Wir wissen es ja schon:
        Viel hundert Taler im Jahr, mein Herz –
        Unsere Liebe.
                    Vertraun.
                             Und Pension.

Wahlaufruf von Anatole France

Anatole France war für die Revolution. Er fand sich sogar mit ihren Gewalttätigkeiten ab, wenn er auch hoffte, daß sie sich vermeiden lassen würden. In seinem Aufruf an die Wähler des Jahres 1919 gab er der Hoffnung auf eine friedliche Revolution Ausdruck. Dieses starke und entschiedene sozialistische Glaubensbekenntnis scheint bis jetzt bei uns nicht bekannt geworden zu sein. Hier folgt es aus dem Buche: ‚Anatole France: Unter der Rosenlaube, Die letzten Ideen und Entwürfe des Weltweisen, Aus seinem Nachlaß veröffentlicht von Michel Corday, Deutsch herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Dr. Rudolf Berger, Axel Juncker Verlag, Berlin.‘

Bürger! Durch eure Stimmabgabe sollt Ihr die bürgerlichen Regierungen verurteilen, die weder den Krieg vorzubereiten noch ihn zu beschwören noch ihn zu leiten verstanden haben. Taub gegenüber den Warnungen des großen Jaurès und der Sozialisten, haben diese Regierungen durch die Einführung des dreijährigen Dienstes die Nation in Gefahr gebracht, offenbart doch diese Einrichtung ihre völlige Unkenntnis der Voraussetzungen, unter denen der Zusammenstoß der Völker erfolgen sollte. In der entscheidenden Stunde fanden sie weder jene Klarheit des Geistes noch auch jene Kraft des Herzens, die nötig gewesen wären, den Anprall zu dämpfen, noch ließen sie überhaupt auch nur irgendwelche ehrlichen Absichten erkennen. Ihre ganze Kunst in der Organisation des Krieges bestand darin, während das bewaffnete Volk Frankreich rettete, die Kapitalisten zu schonen auf die Gefahr hin, das Land unter einer gradezu entsetzlichen Schuldenlast zu ersticken. Und heute rühmen sie sich noch frech, diesen vernichtenden Krieg über das notwendige Maß hinaus zum Besten des Volkes verlängert zu haben; der Gipfel ihrer Unverschämtheit aber ist, daß sie sich noch beglückwünschen, ihn mit einem Frieden abgeschlossen zu haben, der als verworren, Unruhen in sich bergend, hinterlistig, für Frankreich verderblich, unfertig und von Kriegen, Not, Elend und Trümmern schwanger gelten muß.

Bürger! Ihr sollt die Regierungen der Bourgeoisie verurteilen, die nicht den Willen gehabt haben, das besiegte Deutschland zu entwaffnen, und zwar einmal, weil sie es vorgezogen haben, es lieber, anstatt es zu entwaffnen, zum lächerlichen Popanz zu machen, dann aber auch vor Allem aus Furcht, Frankreich und den Alliierten einen Vorwand zu nehmen für die Erhaltung der Heere, der Arsenale, der Kriegsindustrien und aller der blutigen Lebensquellen des Kapitalismus.

Ihr werdet die Regierungen der Bourgeoisie verurteilen, die, nicht zufrieden damit, in Frankreich alle Freiheit, alles politische Leben, was sage ich, alles Denken und sogar die Götzen des Denkens unterdrückt zu haben, sich in diesem Augenblick sogar bemühen, unter Opfern von Gütern und Menschen die russische Revolution in Blut zu ersticken, die sich nicht geschämt haben, Deutschland um seinen Beistand zu bitten, ein großes Volk durch die Blockade abzuschnüren und so mit den Verteidigern der russischen Freiheit Millionen von Greisen, Frauen und Kindern in den Hungertod zu treiben, und es haben erleben müssen, sich von den Deutschen selbst an ihre menschlichern Gefühle erinnern zu lassen!

Ihr sollt sie durch eure Abstimmung verurteilen!

Bürger, wer spricht so zu euch? Was ist denn das wohl für eine Stimme, die die meine zum Schwellen bringt und ihr Töne übermittelt, die so gewaltig sind, daß sie in allen edeln Herzen widerhallen? Es ist die sozialistische Stimme.

Die Sozialisten stellen sich allein ohne Bündnisse, ohne Kartelle dem Volke zur Verfügung; nur sie können ihm vor die Augen treten, weil sie allein an den Irrtümern und den Verbrechen der alten Gesellschaften ganz unschuldig sind, und weil sie allein eine Versöhnungsidee und den Gedanken einer neuen Gesellschaft bringen.

Diese Gesellschaft wird auf einer bessern Organisation der Arbeit, der Anwendung des Gewerkschaftsrechtes, der Übernahme aller großen Verkehrsmittel und aller großen Berg- und Hüttenwerke und andern großen Betriebe durch die Nation selbst begründet sein. Hierin ist der Eckstein des ganzen Gebäudes zu sehen.

Bürger, verschließen wir unsre Augen nicht vor der Wirklichkeit! Der Kampf der Klassen wird erst mit dem Verschwinden der Klassen sein Ende finden. Dieser Krieg, den wir nicht gewollt haben, hat die Stunde dieses Verschwindens außerordentlich beschleunigt und eine wirtschaftliche Lage geschaffen, die den Todeskeim für die gleiche kapitalistische Gesellschaft in sich birgt wie jene, der einst dieser Krieg zunächst so ganz ungeheuerlich den Wanst gefüllt hat. Alles drängt uns zum Sozialismus, und die Flut treibt Alle in gleichem Anprall zu ihm, sowohl Diejenigen, die der Bewegung widerstehen, wie Diejenigen, die sich ihr willig hingeben, und auch Diejenigen, die ihr nur fördernd zur Seite stehen.

Nichts wird die unabwendbare, schicksalsnotwendige Umwälzung, aufhalten, die sich ja schon unter unsern Augen vollzieht. Aber es hängt von euch, Ihr Bürger, ab, ihr einen friedlichen Charakter zu geben. Sie wird für Diejenigen sanft und mild sein, die sie zu fördern und zu lenken verstehen werden. Blind ist, wer nicht die neue Ordnung der Dinge kommen sieht. Möge sie sich dank eurer Weisheit mit einer ruhigen Majestät entwickeln!

Mögen die Mächtigen des Tages danach streben, sie zu verstehen! Mögen sie die Stimmen des Stolzes und der Habsucht zum Schweigen bringen! Mögen sie zu uns kommen, die wir die Gerechtigkeit und der Friede sind!

Was ist der Sozialismus? Das Gewissen der Welt.

Der unglückliche Valentino von H. L. Mencken

Dank einem jener Zufälle, die die Eintönigkeit des Alltags unterbrechen und beleben, hatte ich das Vergnügen, mit Rudolph Valentino ungefähr eine Woche vor seiner verhängnisvollen Krankheit zu speisen. Ich kannte ihn nicht, hatte ihn auch noch nie auf der Leinwand gesehen; der Vorschlag ging von ihm aus und überraschte mich einigermaßen. Aber seine Absicht sollte mir schnell genug klar werden. Valentino war in Not und suchte Rat. Und zwar wollte er grade den Rat eines ältern Unparteiischen, der dem Film und Allem, was damit zusammenhängt, fernstand. Einige meiner Arbeiten waren ihm in die Hände geraten und hatten in ihm den Eindruck erweckt, daß ich ein heller, urteilfähiger Kopf sei. Das, selbstverständlich, überraschte mich nicht.

Da der Abend teuflisch schwül war, legten wir unsre
Röcke ab und kamen dann ins Gespräch. Ich erinnere mich
noch genau, daß er Hosenträger von ungewöhnlicher Breite
und Stärke trug, die wohl genügt hätten, die Hosen des Justiz-
präsidenten (Chief Justice Taft) festzuhalten. Aber bei einem
so schlanken jungen Manne erschienen sie gradezu lächerlich,
besonders in dieser heißen Sommernacht. Eine Stunde lang
schwitzten wir fürchterlich und wischten uns abwechselnd die
Stirn mit dem Taschentuch, der Serviette, den Enden des Tisch-
tuchs oder den Handtüchern, die der Kellner zurückgelassen
hatte. Endlich kam ein Gewitter. Wir atmeten auf. Wir hatten
eine wirklich reizende Wirtin, die taktvoll verschwand, um
unsre Unterhaltung nicht zu stören.

Die Sorgen, die Valentino quälten, erwiesen sich als sehr
einfach. Die schäbigen Newyorker Tageszeitungen waren da-
von voll, und eben das war ihm sehr peinlich. Vor einiger Zeit
hatte ein Berichterstatter auf seiner Reise unten in Chicago in
dem Waschraum für Herren eines Prunkhotels einen Auto-
maten entdeckt, aus dem man Talkum-Puder ziehen konnte.
Daran war weiter nichts auffallend. Auffallend war nur die
Farbe des Puders: rosa. Diese Neuigkeit erregte große Heiter-
keit in der Stadt und inspirierte einen Redakteur der weitver-
breiteten ‚Chicago Tribune‘ zu einem Leitartikel im Heißen-
Wetter-Stil, in dem er launig gegen die Verweiblichung des
Amerikaners protestierte und dafür flottweg Valentino und
seine Scheich-Filme verantwortlich machte.

So kam es, daß Valentino, der auf seiner Reise in den
Osten grade an dem Tag Chicago berührte, außer sich auf die
Redaktion lief und dort mitten in einen Schwarm von Bericht-
erstattern geriet, die ihn ironisch fragten, was er denn eigent-
lich dagegen zu sagen hätte. Was er zu sagen hatte, sprühte
von Feuer. Er streifte in diesem Augenblick sein hundert-
prozentiges Amerikanertum ab, und sein ursprünglich italieni-
sches Temperament ging mit ihm durch. Er forderte den Re-
dakteur zu einem Duell, und da er keine Antwort bekam, zu
einem Faustkampf heraus. Er fühlte sich in seiner Mannesehre
verletzt, und schon die Anspielung forderte Blut.

Unglücklicherweise spielte sich dies Alles in den Ver-
einigten Staaten ab, wo das Wort Ehre – sofern es sich nicht
auf die Keuschheit der Frau bezieht – eine komische Bedeu-
tung hat. Man hört wohl von der Ehre von Staatsmännern,
Bankiers, Juristen, ja selbst der Vereinigten Staaten, aber
Jeder lacht darüber. Und ganz NewYork lachte nun auch über
Valentino. Seinen Wutausbruch hielt man für eine plumpe
Spekulation des Schauspielers, der Menge zu imponieren. Der
arme Kerl, so doppelt angegriffen, steigerte sich in immer grö-
ßere Wut. Sein italienisches Temperament war dieser Situation
einfach nicht gewachsen. So suchte er Rat und Trost bei dem
ältern, erfahrenen, unparteiischen Manne. Leider vergebens.

Ich konnte ihm nur den Namen des Übels nennen, aber kein
Gegenmittel. Ich konnte ihm nur sagen, daß er besser daran
getan hätte, über den Angriff des Chicagoer Journalisten herz-
haft zu lachen oder, noch besser: mit einem Gegenangriff zu

parieren. Dann hätten sich die NewYorker Berichterstatter gar nicht an ihn herangewagt. Aber nun war das Unglück geschehen. Er war angepöbelt und lächerlich gemacht und konnte sich nicht dagegen wehren. Das Beste wäre nun, abzuwarten, bis sich der aufgewirbelte Staub wieder gelegt hätte. Empört wies er den Vorschlag zurück: Nein, das wäre schändlich! Schändlich? Davon kann gar nicht die Rede sein. Ein Mann hat auch seine innere Unantastbarkeit. Kann er sich noch morgens in seinem Rasierspiegel beschauen? Dann steht er auch mit beiden Beinen in der Welt und kann es mit allen Teufeln der Hölle aufnehmen. Je mehr wir über dieses Thema sprachen, desto mehr erhitzten wir uns – wir schienen ins Endlose zu geraten.

Plötzlich ging mir ein Licht auf. Ich war wohl zu blöd oder die Hitze hatte mich gehindert, früher dahinterzukommen: die an sich belanglose Sache gewann grade in diesem Fall doch Bedeutung. Ich begann, Valentino genauer zu betrachten. Ein ganz harmloses, knabenhaftes Kerlchen mit einem rührend naiven Gesichtsausdruck. Für meine Begriffe war er weniger schön als anziehend. Ohne Zweifel war er ein vornehmer Mensch; selbst in seiner Kleidung unterschied er sich von seinen Berufsgenossen. Schlicht und zu Herzen gehend, erzählte er nun von seiner Heimat, von seinen Landsleuten und von seiner ersten Jugend. Manchmal ging eine besondere Leuchtkraft von ihm aus. Und dieses Besondere war Das, was man eigentlich unter dem Wort „Gentleman“ versteht.

Valentinos schwere Seelenkämpfe waren die Konflikte, denen ein sehr sensibler Mensch ausgesetzt ist, wenn er in eine gemeine Situation gedrängt wird. Die vielen widerwärtigen Erlebnisse zerstörten seinen Seelenfrieden und seine Ruhe. Es war nicht nur der unbedeutende Zwischenfall in Chicago, der ihn vernichtete: es war vielmehr die ganze Sinnlosigkeit seines Lebens überhaupt, die ihm bei Gelegenheit dieses unbedeutenden Zwischenfalls aufging. Hatte er nicht aus eigner Kraft einen ganz ungewöhnlichen Erfolg errungen? Wenn nicht einmal dieser Erfolg ihn schützte, dann war der Erfolg eben so hohl wie weitverbreitet – ein großes, widersinniges Nichts!

Die Götter haben es sicherlich gut mit ihm gemeint, daß sie ihn grade in dem Augenblick innerster Zerrissenheit zu sich genommen haben. Welch eine Ironie des Schicksals, daß grade dieser Mann, um den sich die Menge riß und zerriß; so einsam und verlassen in der Welt stehen mußte! Verlangte denn sein Ehrgeiz nach dem Beifall der Menge? Nein, im Gegenteil: der Beifall verwirrte ihn, da er im Widerspruch stand zu seiner innern Unbeholfenheit. Ich muß sagen, daß mich das Schicksal Valentinos tief ergriffen hat. Es könnte mir wohl Stoff für mein Gewerbe liefern, aber darüber würde ich mich nicht freuen. Es war einmal ein junger Mensch, der täglich den Traum von Millionen andrer junger Leute bildete, den die Frauen vergötterten. Ein Mann, reich und berühmt und Alles nur aus eigner ehrenhafter Kraft. Und doch war grade er einer der Unglücklichsten.

Übersetzt von E. Haag

Nachtasyl

Maxim Gorkis „Szenen aus den Tiefen des Lebens“ haben gewirkt,
als wären sie, die unter dem Titel ‚Nachtasyl‘ lose vereinigt sind,
ein Drama mit festen Grenzen, von hinreißender theatralischer Kraft.
Tatsächlich ist dieses ‚Nachtasyl‘ literarisch ein Milieustück, arm an
äußerer Bewegung, ethisch ein Stück Bibel, in nationaler Hinsicht ein
loderndes Manifest und, vor-Allem, für Gorki, eine Erfüllung seiner
Lebensaufgabe, die er selber so bezeichnet hat: „Ich bin der ver-
zweifelte Aufschrei Derer, die dort unten geblieben sind, und mich zu
euch gesandt haben, um ihr Leid zu. bekunden.“ Gorkis eigne Glut,
die die gesondert bearbeiteten Teile zu einem Guß verschmilzt, wurde
denn auch auf der Bühne das Glück des Werkes, Gorki setzt sich
selbst in Szene und verdunkelt durch den Zauber seiner Persönlich-
keit alle seine Geschöpfe. Wenn er, wie die Mystiker vor 1800 Jah-
ren, deren Weisheit ebenfalls von Osten kam, dem Erlösungsbedürfnis
der Menschheit beredte Worte leiht, blutet sein Herz in heißen Mit-
leidstropfen. Die Leidenschaftlichkeit, mit der das Schicksal seiner
Gestalten ihn selbst ergreift, hat eine suggestive Spontaneïtät. Sie
erweitert das Segment der Welt, das er uns zeigt, zur ganzen Welt,
sie erhebt das Weh seiner Kleinrussen zum Jammer aller Kreatur.
Ein Schwarm solcher kleinrussischen Lumpenproletarier, vertrunkene
Fabrikarbeiter, Landstreicher, Zigeuner, Dirnen, Diebe, sind in dem
Nachtasyl zusammengepfercht. Gorki malt diese düstern Figuren mit
unfehlbarer realistischer Kunst und legt ihre zerrissenen Seelen rück-
sichtslos ehrlich bloß. Zustandsschilderung wie Psychologie sind ganz
meisterlich. Blässen und Breiten machen trotzdem, daß die ersten
beiden Akte wie mit Bleigewichten behängt einherschleichen. Müh-
sam werden darin eine kurze äußere Handlung und eine tiefgehende
innere Bewegung angebahnt. Jene entlädt sich in einer Katastrophe,
die den Schluß des dritten Akts mit kaum mehr als theatralischem
Leben erfüllt, weil sie mit Hilfe von Kulissenmitteln herbeigeführt
wird. (Es schadet hier nicht viel.) Diese, die innere Bewegung, stellt
Adel, Sinn und Seele des ganzen Werkes dar. Im Nachtasyl taucht
plötzlich ein fremder Pilger auf, ein Greis von hellster Harmonie des
Herzens und einer allumfassenden Liebe durchstrahlt. Er sieht in
den Enterbten nicht die Verbrecher, sondern die Unglücklichen. Er
facht in der Brust der Gefesselten, deren ödes Leben manchmal noch
süße Freiheitsträume kennt, den letzten Funken göttlichen Lichtes
an. „Überall, wo der Mensch, ist auch das Gute vorhanden. In win-
zigen Stückchen, in unscheinbaren Keimen; aber es ist doch vor-
handen.“ So formuliert Gorki in einer frühern Novelle das Leit- und
Leidmotiv des ‚Nachtasyls‘. Darin selbst wird es nicht ausgesprochen,
wird es vielmehr, wahrhaft künstlerisch, in seiner Wirksamkeit ge-
staltet. Und dieses schnelle, mehr oder minder nachhaltig befruch-
tende Umsichgreifen eines tiefethischen, echt religiösen Gedankens ist
mit einer Macht dargestellt, mit einer urtümlichen biblischen Einfalt,
die mit Worten nicht auszusagen ist. Es werden nur lauter einzelne

Begebenheiten sichtbar, durchflochten von deutsamen Volksparabeln, die Luka, der Pilger, mit abgeklärt sarkastischem Humor erzählt: aber alle diese Einzelheiten strömen zu einem Hauptzuge zusammen, zu einer schöpferischen Gewalt, die über den Genius des Dichters hinaus auf den seines Volkes weist. Der gedämpfte Feuerzauber von Gorkis Dichtung wirft einen Schein auf das von gärenden Ideen aufgewühlte Rußland, auf dieses riesige, nebelhafte Konglomerat von Völkern und Zivilisationen, die tragischer Kampfesmut spornt und fatalistische Resignation lähmt.

*

Die vierundzwanzig Jahre, die diese Kritik hier alt ist, haben ihr Objekt beträchtlich versehrt. Kein Wunder. Rußland hat sich seinen Kampfesmut eines Tages nicht mehr lähmen lassen, und der Sieg des Bolschewismus hat die Klassen so umgeschichtet, daß wir auch aus soziologischen Gründen vor den Insassen des Nachtasyls anders empfinden als zur Zeit des Zarismus. Die aesthetischen Gründe kommen vielleicht erst in zweiter Linie. Oder richtiger: während große Kunstwerke jenseits ihrer Epoche und ihrer Nation ungeschwächt wirken, schafft ein Dichter wie Gorki, den wir einmal Alle weit überschätzt haben, so sehr aus den Bedingungen seines Landes und seiner Gegenwart, daß er nach einer entscheidenden Veränderung seiner Umwelt, und nun gar der ganzen Welt, über Menschen fremder Sprache und fremden Wesens keine Gewalt mehr hat.

In der Volksbühne tritt hinzu, daß ein eminenter Regisseur wie Erwin Piscator durch seine fiebernde Beziehung zu Heute und Morgen gezwungen ist, ‚Nachtasyl‘ so zu inszenieren, als sei es nach Weltkrieg, Revolution und Inflation aus dem Scheunenviertel einer Stadt mit Hunderttausenden Arbeitsloser förmlich herausgesprungen. Dem steht für ihn entgegen, daß das eben nicht der Fall ist: daß Romantik und Romanhaftigkeit, Klage und Anklage, Photographie und Psychographie nicht ohne eine Zugabe von derbem Volkshumor zu einem effektvollen Redestück gemischt sind, das bei dem festen Zugriff des traditionsfrei originalen Theaterkünstlers in seine Bestandteile zerbröckeln muß. Trotzdem entstehen großartige Eindrücke. Piscator kann, zum Beispiel, die Stille langsam mit Elektrizität laden und die Entladung jählings so erfolgen lassen, daß man wie eine reale Vision alle Schauer eines Proletarieraufstands herniedergehen fühlt und vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, erzittert.

Dabei sind die Schauspieler sehr ungleichmäßig. Frau Straub, die für den Westen mit dem Zaunpfahl hantierte, benutzt für den Osten den Hauptmast eines Mammutsegelschiffes. Andre Leistungen sind zum Glück stark und fein. Von diesen die zweitbeste ist Granachs Luka, der in der Zurückhaltung beinah ein bißchen zu weit geht und deshalb nicht die ganze Leuchtkraft gewinnt. Aber nichts, gar nichts fehlt zur Vollendung Heinrich Georges Satin – es sei denn, daß man von einem typisch deutschen Vollblut die ethnischen Merkmale des Slawen verlangte –: ein Kerl, der sich aus der Tiefe zyklopisch an die Sonne emporringt und in ihrem Lichte behauptet.

Eine lieblose Komödie Ben Jonsons, liebevoll bearbeitet von Stefan Zweig. Ein radikal-lustiges Spiel, überraschend durch die Fülle der Variationen auf einer Saite, und von einer karikaturistischen Schärfe, die schneidet. Zur genauen Analyse, zur Spaltung des Textes in die Zweigsche Nach- und die Jonsonsche Vordichtung fehlt es mir an der nötigen Chemie. Das heißt: ich kenne das Original nicht. Doch darf man sich auf Stefan Zweig verlassen, dessen Kunst, fremde Brillanten deutsch zu fassen, von Liebhabern literarischer Joaillerie sehr geschätzt wird. Er hat dem alten Buch gewiß nur Gutes und gut getan. So glaube ich seine zarte Hand in den erotischen Kraftstellen zu merken, seine Passion für höhere Gesichte in mancher gesteigerten Stelle, und wo die Betrachtung sich ins Allgemeine hebt, sind es gewiß Zweigsche Flügel, die sie tragen.

In der ausgezeichnet sprachkräftigen, die Rede durch öfteres Weglassen der persönlichen Fürwörter straffer bindenden, die Lust am derben Wort und drastischen Bild herzhaft befriedigenden Nachdichtung stellt sich der ‚Volpone' als moralische Rüpelkomödie dar. Am Golde hängt, nach Golde drängt doch Alles: von solchem Gedränge gibt das Spiel einen heitern Ausschnitt. Das Besondere des Tanzes um das goldene Kalb, der sich hier in närrischen Kapriolen vorüberdreht, liegt darin, daß das Kalb selber mittanzt. Nämlich der reiche, boshafte Volpone spielt den Totkranken nicht nur, um die Leute mit der Hoffnung aufs Erbe zu narren, sondern auch, um sie, denen solche Hoffnung das Hirn verklebt, auszuplündern. Er prellt die Gierigen, denen er lange Zähne macht (vorschmeckend die Wonne, mit der er sie ihnen in den Rachen schlagen wird), nicht nur um das Seine, sondern auch um das Ihre. Daß sies am Ende wiederbekommen und die ganze Geschichte auf Volpones Buckel ausgetragen wird, tut mir eigentlich weh, denn dieser Böse, der mit fast artistischer Wollust die Sprünge und Zuckungen entfesselter Habsucht genießt, hat doch so was wie Format, überragt die Dreckseelen, die gegen ihn recht behalten, um eine gute diabolische Länge. Zum Glück bleibt ihm noch ein vollbeladenes Schiff in Genua und eine Villa in Smyrna. Beides, Schiff und Haus, sind ihm wahrscheinlich nicht von Jonson, sondern von Zweig zugewendet worden, der ja, so rauh er sich hier auch, trunken von hochgrädigem Komödiengeist stellt, doch ein gutes Herz hat. In der Komödie verbirgt ers (bis eben zum Schluß). Ein Springbrunn menschlicher Gemeinheiten sprudelt da, funkelnd in der Sonne amoralischen Frohsinns. Brave Leute kommen in diesem Spiel nur als Randfiguren (zudem mit einem Einschlag von Schwachsinn) vor, die wichtigern Positionen sind alle von schlechten Kerls bezogen. Nicht der kleinste Riß lockert die dicke Haut, in der sie stecken, jeder ist ganz der Halunke, der er ist, es gibt da durchaus keine Verwirrung der Gefühle.

Dank Heines Regie, die gute Theatergeister weckte, hatte das Burgtheater seinen beau soir. Das Tempo könnte ich mir

noch frischer denken. Wort und Füße der Akteure noch leichter, die Fäden, an denen das Spiel hängt, elastischer, manche Szene weniger Detail-strichelnd, das Ganze tanznäher, mehr italienisch als niederländisch. Doch war es, wie es war, noch immer sehr hübsch. Im Mittelpunkt Heines gallig-humoriger, breiter Volpone (dem, als Träger, als Untermann des ganzen komödischen Gerüsts, eine gewisse Schwere und Standfestigkeit ja taugt), um ihn ein Reigen munter überchargierter Figuren. Mayrhofers Corvin, Niedertracht und Gemütlichkeit spaßig in einander verwurstelnd, erinnert in seinem schwarzen Samtkostüm, wenn er so nachdenklich herumstiefelt, an Felix den Kater. Herr Aslan gerät der Schmarotzer Mosca ein wenig trocken. Er hat nicht die körperliche Lebhaftigkeit (die der Mosca, dessen Witz und Tempo doch eigentlich das ganze Spiel inverviert, kaum entbehren kann), seine gute Laune strömt nicht frei, er muß sie heraufpumpen. Doch steckt viel Kunst im Künstlichen des Verfahrens.

Bezaubernd die Verwandlungstechnik, der die luftigen und feinen Bühnenbilder gehorchen. Indes auf der Schiebebühne die abgespielte Szene lautlos nach hinten rückt, steigt, ebenso lautlos, aus der Versenkung vorn die nächste Szene herauf, im Dämmerlicht, doch schon deutlich erkennbar, fertig mit Sachen und Figuren, nur gleichsam noch schlafend, ein großes Puppentheater, umweht von Kindheitsglück, richtiges Theater, voll Heimlichkeit und Geheimnis, das seinen himmlischsten Zauber doch dort wirkt, wo es ganz Spiel ist und nichts als Spiel.

Himmel und Hölle von J. L. Wetcheek

Als Herr B. W. Smith im Ostexpreß mit einem Gegenzug zusammengetroffen war,
wobei er mit 17 % der Passagiere unverletzt das Feld räumte,
geschah ihm, was ihm selten geschah,
daß er nämlich zwei Nächte hindurch unangenehm träumte.

Er träumte von jüngstem Gericht, Himmel und Hölle und ähnlichen Dingen,
wobei ihm der Himmel als freundlicher Villenort erschien an der kalifornischen oder einer der andern Rivieren,
während ihn, als Hölle, Visionen von Generalversammlungen umfingen
mit zweifelhafter Rechnungsablage vor sehr schwierigen Aktionären.

Er schwitzte stark in jenen Nächten und brauchte sich wenig mit „Hallo, dein Gewicht!“ zu beschäftigen.
Er beschloß, seinem innern Menschen noch mehr Zeit und Intensität zu gönnen.
Er begnügte sich an einem nicht sehr aufgeweckten Geschäftspartner, um sich in diesem Vorsatz zu bekräftigen,
mit 11¾ % Nutzen, trotzdem er, vielleicht, 11 7/8 %, hätte erzielen können.

Deutsch von Lion Feuchtwanger

Ist man schon wieder keusch —?

Jener Willy, der, als er noch Staatspräsident war, eine
höchst trübe Rolle in dem Justizskandal um Hau gespielt hat, ver-
kündets. Ich weiß nicht, ob er noch oder schon wieder keusch
ist — jedenfalls ist es ein Gelehrter, der vor einer überfüllten
Aula den aufhorchenden Frauen und solchen, die es werden woll-
ten, mitgeteilt hat, daß viel zu viel über Thema gesprochen werde.

Wenn Einer es mit der „Dynamik der deutschen Demokratie“
hat und dabei zu Tage fördert: „In diesem Kräftespiel zwischen
repräsentativer und direkter Demokratie hat gegenwärtig die letztere
fast alle Trümpfe für sich“, so muß man sich einem so feingebildeten
Stilisten beugen. Eine Geistesrichtung aber, die als Reaktion auf
das anregende Salongeschwätz über Psychoanalyse doziert, man „dürfe nun
nicht mehr“, sondern „sei schon wieder“ — der muß dieses gesagt werden:

In den Kreisen der weitester Bürgerlichkeit herrscht heute noch
ein Aberglaube in sexuellen Dingen, der an den Tabu von Negern erinnert.
Man nehme sich einmal hundert Familien aus mittlern und kleinen deutschen
Städten vor und stelle an die jüngern Familienmitglieder folgende Fragen:

Was hat zu geschehen, um die Ansteckungsgefahr nach dem Bei-
schlaf auf ein Minimum zu reduzieren?

Wie sieht ein Primäraffekt der Syphilis aus?

Wie hat man sich in Krankheitsfällen Andrer zu verhalten?

Die Antworten werden entsprechend sein — die Statistiken über Lues sind es ja auch.

Wie lange ist es denn her, daß Zeitungen in Großstädten das Wort
„Syphilis“ überhaupt zu drucken wagen? Wie viele Provinzblätter
tun es heute noch nicht? Wie viele Familien gibt es, in denen die Eltern
eine religiöse Scheu vor einem Tripper nicht überwunden haben?
Werden diese Krankheiten, die nächst der Tuberkulose am meisten Schaden
im Volk anrichten, sachlich betrachtet? Es gibt wohl kaum einen Kreis,
wo ihr Auftreten nicht mit einem mokanten Lächeln oder mit moralinsaurer
Scheu begrüßt wird — etwas Unheimliches, Verbrecherisches, Dunkles haftet
dem Betroffenen an. Ist das besser geworden?

Ganz wenig.

Und wenn Jemand daran ein Verdienst hat, so ist es, zum Bei-
spiel, die Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrank-
heiten, die fast als erste den Mut gehabt hat, die Dinge bei
Namen zu nennen und die verdammte Scheu herunterzureißen,
die abwechselnd Kirche und Aulaphilosophen um Geschlecht-
liches gewebt haben. Das ist der Weg.

Wir haben in Deutschland auf allen Gebieten eine Reaktion,
die aus zweiter Hand kommt; die, wissenschaftlich daherschwät-
zend, die „Radikalen“ unendlich überlegen belächelnd, der wah-
ren Reaktion in die Hände spielt.

Klärt die schulentlassene Jugend auf. Zeigt jungen Arbeite-
rinnen und Arbeitern die Gefahren der Geschlechtskrankheiten
und benutzt mehr Präservativs als Philosophie. *Ignaz Wrobel*

Botanik

Wer jetzt Erdbeeren pflanzt, gewinnt einen Vorsprung von einem Jahr!

Die ertragreichste Erdbeere der Gegenwart:

Reichspräsident Exzellenz Generalfeldmarschall von Hindenburg.

Die Frucht ähnelt der Form einer gereiften Tomate und ist
von köstlichem Geschmack. 100 Stück 5 Mark.

Frankfurter Generalanzeiger

Nein, wir wundern uns über nichts mehr, auch nicht über
den tollsten „republikanischen“ Unfug, auch nicht darüber, daß
das Preußische Finanzministerium die — Denkmäler wäre zu-
viel gesagt — die Götzenbilder an der Berliner „Siegesallee“ re-
novieren läßt. Hohe Bretterzäune sind um die weißen, kitschigen
Steinpuppen gezogen, und dahinter wird- — immer feste druff mit
den Steuergeldern — uffjebüjelt. Wilhelm der Holzhacker wird ge-
wiß seine Freude daran haben, und der Preußische Finanzmini-
ster verdient, mit den Hausorden der Hohenzollern beschmiert zu werden.

Im vorigen Jahre hat man schon sieben dieser Monstren in
der „Siegesallee“ hübsch fein gemacht. Mit Wasser, Seife, Meißel
und Sand. Dieses Jahr erbarmt man sich gleich über zweiundzwanzig.

Wirklich, es vergeht kein Tag, der uns nicht die Wahrheit des
§ 1 der Weimarer Verfassung zum Bewußtsein brächte, daß das
Deutsche Reich eine Republik ist. O ja, eine Republik! Und
in der müssen selbstverständlich die Säbelspitzen, die Schnurr-
bärte und die erlauchten Ahnherren eines Herrschers in Ord-
nung sein, der seine herrlichen Zeiten mit den Worten antrat:
„Ich glaube, daß darüber nur eine Stimme sein kann, daß Wir lie-
ber Unsre gesamten 18 Armeecorps und 42 Millionen Einwoh-
ner auf der Strecke liegen lassen, als daß Wir einen einzigen
Stein von dem, was Mein Vater und Prinz Friedrich Karl errun-
gen haben, abtreten.“ Nun, das deutsche Volk und noch mehr die
deutschen Regierungen haben treulich mitgeholfen, Armeecorps
und Millionen von Einwohnern „auf der Strecke liegen zu las-
sen“. Aber jetzt würde dasselbe Volk sicherlich gern die Stein-
haufen in der „Siegesallee“ an Den zurückgeben, der nicht nur
Steine, sondern auch Gold und Silber, das er und seine Vorfah-
ren „errungen“ haben, nicht abtreten will.

Wie das Preußische Finanzministerium diese Restaurations-
arbeiten rechtfertigen wird, das wissen wir nicht. Notstands-
arbeiten — das wird ausdrücklich betont — sind es nicht. Und
es gibt gewiß wichtigere Dinge, die als Notstandsarbeiten durch-
geführt werden könnten. Aber wozu denn? Und die Mo-
narchenonkels in der „Siegesallee“ müssen doch auch mal ge-
waschen, gestärkt und gebügelt werden. Damit die Kunst und
die Republik für den deutsch-nationalen Reklamefriedhof, den
man Ehrenmahl für die Gefallenen nennen will, ein sauberes
Vorbild haben.

Wir allerdings sind so kulturlos, daß wir einen Antrag der
Kommunistischen Fraktion des Preußischen Landtags für wichti-
ger halten als die uns und wohl allen gewöhnlichen Sterblichen
einfach unerklärliche, aber sicherlich sehr große Weisheit des
Preußischen Finanzministers. Der kommunistische Antrag lautet:

„Bei der Aufstellung des diesjährigen Etats haben die einzel-
nen Ministerien ihre Dienststellen zu strengster Sparsamkeit
verpflichtet. Bei der Beratung des Budgets und bei der Be-
schlußfassung hierüber sind kommunistische Anträge auf Strei-
chung überflüssiger Ausgaben und auf Verwendung dieser er-
sparten Summen zur Linderung der Massennot abgelehnt worden.
Trotzdem hat das Finanzministerium Anweisung gegeben zu um-
fangreichen, kostspieligen Renovierungsarbeiten an der so-
genannten Siegesallee... Wir beantragen..., daß diese Reno-
vierungsarbeiten an den wert- und zwecklosen Denkmälern so-
fort eingestellt und stattdessen die Denkmäler der sogenannten
Siegesallee im Wege von Notstandsarbeiten abgebrochen werden...“

Die Abstimmung über diesen Antrag sollte namentlich erfol-
gen, damit man sich die Herr-

schaften merken kann, die genau so weise und sparsam denken
wie der Finanzminister – der Herr Zahlmeister der Hohenzollern. *Arthur Seehof*

Wahlkünste

Bei den letzten Wahlen wollte ein eifriges Mitglied der
Demokratischen Partei etwas Besonderes zum Erfolge beitragen,
indem es auf eigne Kosten Plakate drucken und verbreiten ließ, die lauteten:

> Die Deutsche
> Demokratische Partei
> ist die Partei des
> Reichswehrministers Geßler!

Darob Bestürzung im Demokratenlager. Man hielt das Plakat selbstverständlich
für eine Fälschung von gegnerischer Seite; für einen vernichtenden Anschlag
der Völkischen oder Kommunisten.

Zum Glück hatte man beste Beziehungen zum Polizeipräsidium.
Bereits zwei Stunden später waren die kompromittierenden Plakate konfisziert. *Jan Altenburg*

Orthographie

In Paris erscheint ein merkwürdiges Blatt, das heißt: ‚Pariser Kurier'‚;
es ist in einem schnurrigen Deutsch abgefaßt, korrekt,
aber frisch aus der Grammatik. Nur mit der Orthographie klappts
nicht immer. Im Anzeigenteil ist zu lesen:

Deutsche Medizinische Klinik
Zahnheilkunde
Schmerzloses Zahnreißen
5 Francs
Chirurgie
Wenerische Krankheiten.

Es muß natürlich „Weanerische“ heißen.

Ein Indianerbuch der Technik

Lesen Sie auch gern Jungensbücher –? Da hätten wir eines.
‚Edison, Sein Leben und Erfinden, Erzählt von Ernst Angel'
(bei Ernst Angel in Berlin).

Daß es Edison gibt, ist ja unwahrscheinlich. Nicht nur, weil der Mann
Hunderte von Patenten sein eigen nennt, sondern weil er seiner Epoche,
und also auch unsrer, das Gesicht gegeben hat. Das wird ganz besonders
anschaulich im Bilde auf Seite 160:
Edison, der Chemiker. Da kocht der alte Mann in seinem Laboratorium
etwas in einem Tigel, um ihn herum stehen enghalsige Flaschen und
bauchige Gefäße – und von oben, von der Decke, kommt eine elektrische Lampe
herunter, sie hängt da, einen halben Meter von seinem Kopf entfernt.
Die hat er sich erfunden, damit er bei der Arbeit besser sehen kann.

Und die erste Bleistiftskizze des Phonographen ist da – Sie müssen das sehen.
Man kann das Buch auch lesen – man liest es übrigens gleich auf einen Sitz zu Ende,
so hübsch ist es erzählt. Es geht durchaus her wie im Indianerbuch:
man schmunzelt schon, wenn eine Gefahr auftaucht – in diesem Fall
eine zu bewältigende technische Schwierigkeit – man weiß: er wirds schon
erfinden, und er hat ja auch Alles erfunden.

In dem Buch geht das glatt – viel glatter, als der schöne Leitsatz des Meisters
ahnen läßt: „Erfinden: ein Prozent Inspiration – neunundneunzig Prozent Transpiration.“
Nun, von den Mühen ist erzählt – von der unsäglichen Arbeit, die der Mann
in seinem langen Leben geleistet hat. Verbesserung des Telegraphen,
Großpapa des Grammophons, elektrische Birne, der Elektrizität
erst auf die Funken geholfen und – beinah, beinah – im Jahre 1875:
die drahtlose Telegraphie. Er ist dann davon abgekommen...

Von den kapitalistischen Folgeerscheinungen ist selbstverständ-

lich wenig die Rede, und das ist in einem Jungensbuch auch nicht nötig. Oder vielleicht grade da – ? Jedenfalls hat Edinson selbst ja von seiner Arbeit auch nicht den tausendsten Teil dessen gehabt, was ihm zukäme – das haben dann die Andern ausgebeutet. Und wie sies ausgebeutet haben, das ist wieder ein andres Buch. Etwa von Gustavus Myers: ‚Geschichte der großen amerikanischen Vermögen' (im Verlag von S. Fischer).

Ganz besonders geglückt sind die Schilderungen der intensiven Spannung vor dem Gelingen und das große „Aaah" der Welt, wenn es so weit war. Reizend, wie der Phonograph herauskam – wie ein amerikanischer Bischof die Sache erst glauben wollte, als er, Hochwürden selbst, alle Stammväter Josephs selbst in den Trichter gebrabbelt hatte: „Jetzt glaub ichs, Mister Edison. Dieses Tempo macht mir kein Mann in den Staaten nach." Ein frommer Mann. Und ebenso fesselnd die Büffelarbeit, um den Kohlenfaden zu finden, der beim Glühen nicht kaputt geht. Edison hat so lange gelebt wie Kaiser Franz Joseph – nur die Erträgnisse dieser zwei Leben sind leicht verschieden.

Lesen Sie gern Jungensbücher –? Dies hier kann man erst selber lesen und dann einem vernünftigen Jungen zu Weihnachten schenken. *Peter Panter*

Ballhorn baut

Noch ist es nicht zu spät!

An der Südseite der alten Oper Unter den Linden arbeitet die Spitzhacke. Das Bühnenhaus muß vergrößert, nach Ost und West weiter hinausgeschoben werden. Wenn der Umbau fertig ist, wird von Knobelsdorffs altem Hause, das ja schon früher sehr bedeutende Veränderungen erfuhr, außen nur noch der vordere Bau bis zum 7. Fenster – also etwa ein Drittel – vorhanden sein. Hier stellt sich ein ganz neuer Baukörper als massiver Querblock über den alten Langbau, der vor der Hedwigskirche noch einmal kurz zum Vorschein kommt.

Daß man den Umbau vornimmt, scheint uns nicht tadelnswert – umso mehr aber die Art, wie man ihn vornimmt.

Nach den Plänen des Baurats Fürstenau vom Finanzministerium soll die Tatsache des Umbaus möglichst verschleiert werden. Fürstenau gleicht die neuen Teile, die an Masse bedeutender sind als der bleibende alte Bau, äußerlich dem Stil Knobelsdorffs an und verdirbt grade dadurch dessen Werk. Richtig wäre, die neuen Teile: Treppenhäuser, Abstellräume, Seitenbühnen und Schnürboden ohne jede stilistische Maskerade sachlich im Sinne unsrer Zeit durchzuführen. Dann könnte unter der Leitung eines guten Baumeisters sehr wohl eine Lösung entstehen, die nicht nur den neuen Ansprüchen praktisch besser dient, sondern auch dem Alten weniger schadet als das Kompromiß Fürstenaus, der ganz einschneidende Änderungen an Knobelsdorffs Hause vornimmt, sie aber zu vertuschen sucht. Das ist nicht Respekt vor der großen Leistung, sondern das genaue Gegenteil. Es ist sehr oberflächlich, anzunehmen, daß man Knobelsdorffs Gliederungen als eine Art Gummi-Architektur beliebig ausziehen könnte. Wäre für Knobelsdorff die Aufgabe so grundlegend anders gestellt gewesen, wie sie es heute für Fürstenau ist, dann hätte er sicherlich etwas von Grund auf Andres gebaut. In der scheinbaren Pietät des Baurats Fürstenau steckt also die böseste Pietätlosigkeit. „Das an der bisherigen hervorragenden Stelle unmöglich gewordene Risalit findet nunmehr einen gleich würdigen Platz in der Mitte der neuen Seitenfront vor den Seitenbühnen, durch den Vorsprung von 2,4 Metern kräftig und genügend hervorgehoben." Das Risalit Knobelsdorffs markierte eine der Längsseite in ihrer Mitte vorgelegte Freitreppe. Sein Vorsprung betrug etwa 1 Meter. Fürstenau

baut dieses Risalit wieder auf, ohne Freitreppe, aus der Mitte der Längsseite weit nach hinten verschoben und um mehr als 10 Meter vor die Front gerückt! Unter keinen Umständen hätte Knobelsdorff an diese Stelle jenes Risalit gesetzt, dessen Figuren hier ganz sinnlos werden.

Die Pläne, wie sie in Nummer 40 des ‚Central-Blatts der Bauverwaltung' zu sehen sind, können ja wohl noch umgeworfen werden. Das müßte freilich bald geschehen. Die Hoffnung, daß das eintreten könnte, wäre gering, wenn nicht seit kurzem in der Bau-Abteilung des Finanz-Ministeriums ein Mann arbeitete, zu dem wir nach seiner Vergangenheit erhebliches und begründetes Vertrauen haben: Walter Curt Behrendt. Der Herausgeber der ‚Form' wird über die krasse Unmöglichkeit der jetzigen Pläne nicht anders urteilen als wir (und ganz ähnlich hat sie Poelzig im Berliner Lokal-Anzeiger kritisiert). Der Ministerial-Baurat wird vielleicht eine Möglichkeit sehen, sie noch zu annullieren.

Die Aufgabe, das Neue neu zu bauen – neu, nicht „neuzeitlich" –, ist freilich nicht leicht. Immerhin hat Erich Mendelsohn bei seinem Mosse-Umbau eine verwandte Aufgabe gut zu lösen gewußt, und sein Herpich-Bau in der Leipziger Straße beweist, daß er der Aufgabe heute erst recht gewachsen wäre. So einfach, so sachlich klar, so ruhig bestimmt müßte der neue Teil des alten Opernhauses gebaut werden. Aber vergessen wir nicht, daß eben gegen diesen Herpich-Bau Mendelsohns über ein Jahr lang die städtischen Behörden angekämpft haben, weil von ihm eine Verschandelung des Berliner Stadtbilds zu befürchten war!

Wenn der vergrößerte Betrieb der Oper eine Erweiterung des Bühnenhauses notwendig macht – und das kann doch wohl kaum bestritten werden –, so soll man vor dem Umbau nicht zurückschrecken. Die Entrüstung – auch Poelzigs – über die Tatsache des Umbaus teilen wir also nicht. Aber die Art, wie der Umbau vorgenommen wird, ist falsch und muß revidiert werden. Dies ist eine Aufgabe, für die die Besten unsrer Architekten gewonnen werden müssen – statt des Regierungsbaumeisters, der nach der Anciennität zuständig ist, Walter Gropius, Erich Mendelsohn, Max Taut, Heinrich Tessenow sollten aufgefordert werden.

Adolf Behne

Nachher

Er schämte sich über die Maßen, als er wieder da war. „Sie sind lange fort gewesen –", sagte ich. „Wir wollen doch die Sache beim Namen nennen", sagte er. „Ich habe Sie plötzlich allein gelassen; so, wie es da unten welche gibt, die aus dem Leben scheiden, aus Sehnsucht nach dem Tode – so habe ich das Umgekehrte getan. Nun –" Ich schwieg. Dann:

„Es hat Ihnen gefallen?", sagte ich harmlos. Er sah mich aufmerksam an. „Ironie verkaufe ich allein", sagte er. „Aber ich kann es ja ruhig sagen: Nein - es hat mir nicht gefallen." „Und warum nicht?" sagte ich. „Weil –", sagte er. „Ich will Ihnen etwas erzählen:

Oft habe ich Ihnen hier oben nicht geglaubt – Sie haben so niederdrückende Sachen über die da gesagt – Sie sind ein Dyskolos." Ich nickte freundlich. Namen treffen nie, besonders nicht, wenn man selbst gemeint ist. „Ein Dyskolos", sagte er. „Sie essen die Trübsalsuppe mit großen Löffeln – Ihnen ist nicht wohl, wenn Ihnen wohl ist – Sie müssen so eine Art bösen Gewissens haben, wenns Ihnen gut geht. Es hat mir übrigens wirklich nicht gefallen." Oben links ging die Erde auf, o du mein holder Abendstern!

„Sehen Sie das?", sagte er. „Sehen Sie das? Geht es da armselig zu! Welcher Reichtum an

Armut! Welcher Überfluß an Nutzlosem! Welch Schema des Eigenartigen! Ich war entsetzt. Dieses Mal bin ich nicht alt geworden.“ „Aber Sie hatten doch Freude, wieder da zu sein...?“, sagte ich vorsichtig.

„Es wird Alles in Serien hergestellt“, sagte er. „Ich hatte Freude – eine Minute: die erste. Aber ich hatte vergessen, meine Rückerinnerung bei Ihnen zu lassen – ich wußte Alles, Herr, ich wußte Alles, was kam. Mein erstes Kinderschuhchen, Elternfreude und Mutterliebe und die kleine Schulmappe... Und die ersten Pubertätspickel und die Gedichte, die junge Liebe und die vernünftige Heirat. Ja. Aber am schlimmsten – “ „Am schlimmsten – ?“, sagte ich.

„Am schlimmsten war es später“, sagte er. „Die Abgenutztheit des Originellen – die Tradition der Individualität – die Maschinerie des Außergewöhnlichen: es war nicht zum Aushalten. Ah, ich bin nicht Phileas Fogg, der Excentriks sucht – ich weiß, daß man nicht mit beiden Beinen auf einer Lampe sitzen kann – aber welche Armut! Welche Armut in den Ausdrucksmöglichkeiten, in der Perversität noch, im Leiden selbst. Es ist immer das Selbe – es ist immer das Selbe. Und Jeder tut so, als begegne das einem zum ersten Mal, wenn es ihm zum ersten Mal begegnet.“

„Sie sagten vorhin,“ sagte ich, „daß Sie so ins Leben hineingerutscht seien, wie Manche herausgehen: aus Sehnsucht nach dem Tode. Gibt es das: Sehnsucht nach dem Tode –?“ „Nein“, sagte er. „Nein: nicht Sehnsucht nach dem Tode. Nur Müdigkeit. Da liegen nun sechsunddreißig Kalender auf dem Tisch, jeder mit Neujahr, Hundstagen und Sylvester und das muß Alles noch gelebt werden – welche Aufgabe! Das mag man mitunter nicht. Wirst du ohne Hunger durchkommen? Ohne Syphilis? Ohne Kinderkatastrophen? Nur Blinde sind kräftig – Schwäche macht sehend. Die Chancen sind ungleich verteilt. Ich wußte zuviel. Und, sehen Sie: da kleben sie und gehen nicht weg und gehen nicht weg. Was mag sie wohl halten –?“

Der kleine blitzende Punkt stand jetzt im Zenith, unter tausend andern, die leuchteten wie er. Keiner leuchtete wie er.

Kaspar Hauser

Steinernes Vorbild

Die Gemeinde Mammolshain im Taunus rühmt sich eines Kriegerdenkmals. Ein paar ernste, wuchtige Blöcke, ohne Embleme und allegorische Kinkerlitzchen, mit einer einfachen Tafel, auf der zu lesen steht: „Im Weltkrieg fielen:... An den Folgen starben:...“ Darunter groß und deutlich die Zeile: NIE WIEDER KRIEG!

Ein Druckfehler

Der Direktor der Hotelbetriebsgesellschaft machte geltend, daß die Konzessionsverweigerung nicht auf rechtmäßigem Wege zustande gekommen sei, und benannte hierfür Zeugen. Das Obervergewaltigungsgericht wies jedoch den Antrag ab.

Zeitungsbericht

Liebe Weltbühne!

In Frankfurt am Main hat Eugen d’Alberts neue Oper ihre Uraufführung. „Der Golem“, spricht ein Premierenbesucher am Schluß, „ist die einzige Tonfigur, von der man nicht weiß, wo sie her ist.“

Falscher Frühling

Gewiß, die Lüfte wehen wirklich lenzlich,
die Sonne brennt, das Barometer klimmt.
Doch etwas scheint an diesem Wetter brenzlich:
man weiß nicht recht, ob die Geschichte stimmt.
Die ganze Sache ist nicht richtig sauber.
Man ist verblüfft und wandelt leis geniert.
Glänzt auch ringsum der späte Maienzauber:
Man friert.

Da quetscht der Eine reines Öl aus Kohlen,
ein Andrer wandelt Eisenguß in Stahl,
die Prinzen gehn sich auswärts Bräute holen
und Gerhart Hauptmann dichtet streng real.
Die Bildermaler pinseln wieder frommer,
man wird „berufen“ oder dekoriert.
Und doch und doch: es ist Altweibersommer.
Man friert.

Karl Schnog

Einsender. Es ist nicht Jedermanns Sache, sich als Privatmann in einer Druckschrift zu exponieren, und ich weiß auch, daß das in vielen kleinen Städten, wo der siegreiche republikanische Gedanke seine Leute so schützt, daß sie betteln gehen könnten, verließen sie sich auf ihn – daß dergleichen manchmal gefährlich ist. Aber ich hätte doch lieber, Ihr schriebt mir nicht immer: „Meinen Namen bitte ich bei etwaiger Veröffentlichung nicht zu nennen.“ Darauf rechnen die Andern, damit rechnen sie, und sie rechnen richtig. So kommt Ihr nicht weiter. Ist euch Pazifismus, Befreiung vom Staatsjoch, Pan-Europa keine private Unannehmlichkeit wert? Dann laßt die Hände davon. Eure theoretische Zustimmung braucht Ihr nicht ausdrücklich zu bekunden. Daß ich die habe, ist mir bewußt.

Fr. H. Als Dr. Peltzer in Stockholm gastierte, so schreibt die Kölnische Zeitung, da wurde ihm „durch den Klubmeister der Deutschen Gesellschaft ein prächtiger Eichenlaubkranz mit schwarz-weiß-roter Schleife...“ Na gewiß doch. Und wer war immer munter dabei? Der republikanische Gesandte v. Rosenberg. Hätte er solche Ungehörigkeit auch unter dem Seligen gewagt? Nein. Warum nicht? Weil es da die Stellung gekostet hätte. Die Republik aber...? „Ich will keine Märtyrer machen“, sagte das kleine Karlchen, als ihm auf der Straße ein großer Junge die Murmeln wegnahm.

Dr. B. H. in Neukölln. Sie schicken mir einige schöne Bierfilze mit der Aufschrift: „Deutsche! Vergeßt unsre Kolonien nicht!“ Unsre? Aber wir haben zum Glück keine mehr, und es ist auch gewiß nicht nötig, daß wir sie wiederbekommen. Denn es ist eine nachträgliche und schlecht erfundene Lüge, wenn heute gesagt wird, Deutschland habe aus diesen Kolonien in wesentlichem Ausmaße Rohstoffe bezogen und Leute hingeschickt. Die Deutschen sind nach Amerika und Asien ausgewandert, und was aus Afrika vielleicht zu holen war, ist durch einen törichten Assessorismus draufgegangen. Jüngere Söhne aus bessern Familien haben in Deutschland selbst genug Absatzmöglichkeiten für einen verklemmten Größenwahn.

Deutscher Richter. Haben Sie schon einmal auf Ihren Richtertagen gegen die apostolische Praxis des Reichsgerichts protestiert?

Geistlicher. Selbstverständlich gibt es eine ‚Vereinigung der katholischen Feldgeistlichen Bayerns‘. „Der Gründer der Vereinigung, Pfarrer Dr. Reiß-Wehringen, bedauerte, daß die ruhmreiche bayrische Armee zu einem vom Feinde zugeschnittenen Reichsheere übergegangen sei“ – offenbar also direkt zum Feinde. Damit aber die höhern Ziele über solchen Gedanken nicht vergessen seien: „In der einsetzenden Diskussion kam zum Ausdruck, daß die Anrechnung der Kriegsjahre wie bei den Beamten erstrebt werden soll. Prälat Dr. Hofmann-München beantragte den Anschluß an den Deutschen Offiziersbund.“ Da gehören die Herren hin. Daß sie sich aber nicht schämen, wenn sie das Bild ihres Religionsstifters ansehen...

Sozialdemokrat. Die Zeitungen berichten über eine Rede deines Parteigenossen, des Staatssekretärs Abegg, in Magdeburg. „Er führte unter anderm aus: Die Fürstenabfindung habe Klarheit geschaffen. Jedenfalls aber sei es eine schwere Verantwortung für die Fürsten, zu einer Zeit, in der man Witwen, Waisen und Altrentnern so wenig geben könne, so viel zu nehmen.“ Wie ich die Fürsten kenne, wird diese Verantwortung sie entsetzlich drücken. Etwa so entsetzlich wie deine Partei die Verantwortung, daß sie, die Fürsten, so viel nur nehmen konnten, weil die Abeggs nicht schnell genug an sie loswerden konnten, was den Witwen, Waisen und Altrentnern zukommt. Das wird in Magdeburg und anderswo freilich verschwiegen. Desto lauter und unablässiger soll es hier gesagt werden.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

XXII. Jahrgang 30. November 1926 Nummer 48

Große Woche im Reichstag von Carl v. Ossietzky

Man kann sich nichts Kümmerlicheres vorstellen als den Verlauf der lange angekündigten außenpolitischen Debatte im Reichstag. Dabei war Das seit dem Frühsommer die erste Stellungnahme des Parlaments zu Stresemanns Politik; dazwischen liegen Genf und Thoiry. Es gab weder einen Blick in die Zukunft noch eine Übersicht über die Vergangenheit. Der Außenminister beschränkte sich auf eine laue Ergänzung lauer Parteisprüchlein. Der ‚Vorwärts‘ als sozusagen führendes Oppositionsblatt fand sogar das zu üppig und meinte, die ganze Debatte wäre nur durch das Agitationsbedürfnis der Deutschnationalen verursacht worden. Die Regierungsparteien ließen von Herrn Emminger eine gemeinsame Erklärung verlesen, der man noch anroch, wieviel Schweiß sie sichs hatte kosten lassen, um jeden Inhalt zu vermeiden. Immerhin schloß diese Erklärung mit einem Ausdruck der Genugtuung über den deutschen Wahlsieg in Polnisch-Oberschlesien. Eine Taktlosigkeit ohnegleichen in einer Plattform, die sonst Komplimente für Alle enthält, und wohl eine Konzession an die Bayern darstellt, für die Außenpolitik ohne zerteppertes Geschirr undenkbar ist. Aber dieser Gruß nach Ost-Oberschlesien ist auch eine Heuchelei in dem Augenblick, wo im Auswärtigen Amt mit dem Gedanken einer deutsch-italienischen Allianz gespielt wird, falls Verständigung mit Frankreich sich nicht als lohnend genug erweisen sollte. Deshalb sind die Deutschen an der Etsch plötzlich abgemeldet; Niemand spricht mehr von ihnen; Niemand flucht mehr den römischen Bedrückern, und die Pfeile der Sehnsucht fliegen wieder nach der Weichsel.

*

Die deutsche Locarno-Politik scheint einstweilen bei einem gründlichen Katzenjammer angelangt. Der nüchterne Beurteiler wird finden, daß eigentlich noch gar nichts verdorben ist. Wohl aber sind die Hoffnungen und Wünsche nicht realisiert, hat sich alles Das verflüchtigt, was man zwischen den Zeilen zu lesen geglaubt hatte. Indem Frankreich die Frage der Militärkontrolle wieder zur pièce de résistance erhebt, zerstört es vorschnelle deutsche Hoffnungen auf kontinentale Präponderanz. Das ist die Enttäuschung. Man sah sich schon wieder mitten im imperialistischen Weltverteilungs-Konzern. Auf die Hors d’oeuvres von Thoiry sollten die großen Fleischgerichte von Genf folgen: Aufrüstung und Kolonien. Die Friedenspolitik sollte sich bezahlt machen, und nun drücken die Franzosen den Preis. Wieder reist Herr Tschitscherin nach Westeuropa, und am Quai d’Orsay dürfte man diesen Besuch wahrscheinlich zu einer neuen Geste gegen den Berliner Tarif benutzen. Daß Frankreich wieder die Militärkontrolle aufs Tapet bringt, ist politisch wenig großzügig und zudem antiquiert, aber psychologisch begreiflich. Denn sie ist das Einzige, was heute noch an den Sieg erinnert: sie ist das Schibboleth, nachdem alle andern Trophäen längst ins Museum gewandert sind. Dennoch

müßten die Franzosen begreifen, daß das kaum mehr Gefühlswert hat. Grade vom französischen Standpunkt aus müßte man nach den Enthüllungen der letzten Wochen und namentlich nach den Veröffentlichungen der „Weltbühne“ aus Mahrauns Denkschrift über das Zusammenspiel von Reichswehr und Geheimverbänden einsehen, wie wenig die Kontrolle in Wahrheit doch gefruchtet hat. Sind allerdings diese Geschichten bekannt gewesen und von den Kontrollgeneralen weiterberichtet worden, so muß man als Deutscher auch zugestehen, daß die französische Politik in diesen Jahren trotz äußerer Schärfe eine kluge Mäßigung gezeigt hat, und es wäre manches nach Paris gesandte harte Wort abzubitten.

*

In der außenpolitischen Debatte hat die „nationale Opposition“ durch Herrn Professor Hoetzsch an die Regierung Marx-Stresemann ein ziemlich dürftig kaschiertes Koalitions-Angebot ergehen lassen, aber auch Herr Hermann Müller hat als Sprecher der Sozialdemokraten nichts Andres gesagt. Glückliche Regierung, die von ihren beiden Oppositionen nicht feindlich, sondern freundschaftlich bedrängt wird! Wer wird beim Wettlauf um die Regierungsgunst gewinnen: Westarp oder Müller? Der sozialdemokratische Parteivorstand möchte Alles hübsch in Ruhe abmachen, ohne durch Zwischenrufe aus seinem Publikum belästigt zu werden. So ist kürzlich an die Parteipresse die strikte Anweisung erteilt worden, keinerlei Äußerungen zur Frage der Großen Koalition zu bringen, weder redaktionelle Artikel noch Beiträge externer Mitarbeiter. Die Partei werde zu gegebener Stunde allgemeingültige Richtlinien erteilen. Auch auf den Zahlabenden soll jede Diskussion über das Thema vermieden werden.

*

Dieser Wirrwarr um die Koalitionen erklärt die amtliche Weiterexistenz Otto Geßlers. Der Reichswehrminister ist parlamentarisch nicht mehr zu halten – das hat mit wünschenswerter Offenheit nicht ein Linksrepublikaner, vielmehr der jungdeutsche Wortführer Bornemann erklärt. Zum ersten Mal ist Herr Geßler, der lächelnde Beweger der parlamentarischen Kulissen, der Geschobene. Im Reichstag mußte er nach einer ersten wirkungslos verpufften Erklärung nochmals reden – „auf besondern Wunsch des Herrn Reichsaußenministers“, wie er bemerkte –, um sich über die Wahnsinnspläne des Generals Watter auszulassen, ein Verfahren, das er bei jedem seiner Kritiker als Landesverrat gebrandmarkt hätte, und das am deutlichsten zeigt, wie weit der alte Zauberer die Herrschaft über die Geister verloren hat. Nur wenn die Rechte in die Regierung einrücken sollte, bestünde für ihn noch eine vage Möglichkeit, sich zu halten. Auf jeden Fall heißt sein Schicksal Stresemann, der ja schon 1925 seine Präsidentschafts-Kandidatur „aus außenpolitischen Gründen“ kaputt gemacht hat. Einstweilen werden viele Namen genannt, aber keiner gewinnt Profil, und keine der Linksparteien traut sich recht ran an den Speck. Die Demokraten wünschten ein paar Tage lang den Abgeordneten v. Richthofen; auch der sächsische General-

major Breßler, der zum Reichsbanner zählt, aber politisch sonst
nicht engagiert ist, findet Freunde. Der Jungdeutsche Orden
propagiert den Generalleutnant Salzenberg, gleichfalls ein un-
beschriebenes Blatt. Die Sozialdemokraten servierten selbst-
verständlich ihren Noske, was jedoch von den Demokraten
herb abgelehnt wurde; neuerdings wird der Dortmunder Poli-
zeipräsident Lübbring genannt, früher in Königsberg – als Platz-
halter für Severing, der jetzt noch nicht hervortreten soll.
Lauter Zwischenlösungen. Man fühlt nirgends den Willen, mit
dem Mann auch das System hinauszuwerfen. Aber was ist von
Geßlers Herrlichkeit geblieben, und wo sind seine Freunde? Wo
steckt der große Etatsredner Roenneburg? Wo der Deputierte
Theodor Heuß, der vor ein paar Monaten noch die pazifistische
Kritik an der Reichswehr als „subaltern“ bezeichnete ? Selbstver-
ständlich: dieses Kaliber Demokraten kennt immer nur ganz,
ganz hohe Gesichtspunkte. Im Reichstag-Restaurant, gut ge-
sättigt, bei der guten Zigarre, da denkt man nur in Jahrhunder-
ten und Weltteilen, da fühlt man sich den größten Geistern
eben noch verwandt. Das ist die Blaue Stunde des republika-
nischen Parlamentariers, wo er sich lässig auf die andre Seite
träumt, den echappierten Landesvätern ihre paar Milliönchen
gönnt, und wie aus Wolkenhöhen herabblickt auf Flachland,
wo sich tief unten das kleine Kroppzeug abmüht, demokratisch,
republikanisch, sozialistisch, ganz ohne Horizont und Niveau,
und so gräßlich subaltern.

*

Unsern Külz hat es gewurmt, nur ein Derzeitiger zu sein.
Er wollte etwas Bleibendes schaffen, bei Lebzeiten schon sich
ein Ehrenmal errichten. So kam er darauf, seinen Namen mit
der Schund- und Schmutz-Vorlage zu verbinden. Man kann an
der parlamentarischen Behandlung dieses Gesetzes wieder die
völlige Ohnmacht des geistigen Deutschland erkennen. Vor
dem Parlament einmütige Proteste von Künstlern und Schrift-
stellern, sogar die Akademie erwacht – drinnen nimmt bei
schwach besetztem Hause die Sache ruhig ihren Trott. Nicht
einmal die Demokratische Fraktion ist zu geschlossener Ab-
lehnung heranzubringen. Und hier hätte es doch, weiß Gott,
nichts gekostet. Vergeblich wendet die demokratische Presse
in letzter Stunde noch ultimative Töne an. Es hilft nichts: der
Fraktion bedeutet ein Külz in der Hand mehr als zehn Wölffe
auf dem Dach. Herr Theodor Heuß, den man bisher für den
Garanten eines großen Schriftstellerverbandes gehalten hat,
salbadert intellektuell à la Hellpach. Das Zentrum schickt nicht
seine akademischen Leuchten vor, sondern die Sozialbeamtin
Weber, eine kreuzbrave Person, außerhalb der sozialpolitischen
Windelwäsche eine Bürgerin von Böotien. Für die Bayern keift
eine Frau Lang-Brumann gegen Berlin; der schonungslose
Kürschner verrät, daß sie auf den Vornamen Thusnelda hört.
Zwar erhebt Preußen Einspruch. Durch Herrn Staatssekretär
Weismann, der auf dem bizarren Umweg über die amtliche
Pflicht wohl zum ersten Mal die bessere Sache vertritt. So ist
das Leben! Doch jetzt ist es zu spät zu Einwänden und Be-
schwörungen. Es war ein Fehler, von vorn herein nur die so-

genannten Giftzähne des Gesetzes ausbrechen zu wollen. Die Regierung hätte gezwungen werden müssen, den Entwurf fallen zu lassen. Jetzt verhallen die Gegenreden; Külz und Thusnelda haben das Wort. Der spitzbärtige Maire von Zittau bemüht sich, dem Hohen Hause klar zu machen, was Schund und Schmutz sei. In jeder Hand demonstrierend ein buntes Heft, erklärt er: „Was ich in der Linken habe, ist Schmutz, was ich in der Rechten habe, ist Schund.“ Da wagt auch der erbittertste Gegner nicht zu widersprechen und freut sich mitten in peinlichster Kulturblamage an der heitern Erkenntnis, daß Deutschland nach einer Galerie tragischer Gestalten endlich einmal wieder eine richtige Witzblattfigur sein eigen nennen darf.

*

Vor uns liegt ein gedrucktes Formular:

Sudetendeutsche Legion
Sektion des Sudetendeutschen Heimatbundes, e. V. Reichsverband Sitz Berlin SW 68, Zimmer-Straße 87.
Fernsprecher: Zentrum 8689
Aufnahmegesuch:
gebürtig zu

erklärt, daß er deutschblütig ist, in Sudetendeutschland beheimatet ist. Über die Zwecke und Ziele der Sudetendeutschen Legion ist er unterrichtet. Er bekennt sich mit Einsatz seiner Persönlichkeit zum großdeutschen Gedanken und sieht nur im Anschluß an ein Großdeutschland die Lösung der sudetendeutschen Frage. Er erklärt, daß er ungedient ist, bzw. in der tschechischen Armee gedient hat:

Wenn ja, bei welchem Truppenteil?.....
Wenn ja, welche Charge?:.....

Er erklärt, für die abgelieferten Waffen die Wehrprämie von 300 Mark erhalten zu haben. (Nur von Landsleuten auszufüllen, die bewaffnet die deutsche Grenze überschritten haben.)

Er erklärt, für seine Gesinnung folgende Bürgen stellen zu können:.....

Er erklärt, bei seiner Aufnahme allen Anordnungen, bzw. Befehlen der Leitung unbedingten Gehorsam leisten zu wollen, ebenso den Leitungen der angeschlossenen Wehrverbände. Diese Wehrverbände sind: Die Legion der Waffenstudenten, Bundesleitung in Prag; die völkischen Wehrverbände (Spitzenorganisation der V.V.V.) Leitung Berlin.

Er erklärt, daß er vermögenslos ist, bzw. über bewegliche, unbewegliche Vermögenswerte in der Tschechoslowakei verfügt.

Er erklärt, daß er die Feme-Abteilung der Sudetendeutschen Legion als Bundesgerichtsbarkeit anerkennt und sich bei Verrat und ähnlichen Verbrechen ihrem Urteilsspruch unterwirft.

den .....192...

Unterschrift der Bürgen. Unterschrift des Antragstellers.

Wachsen der Hydra der Geheimverbände immer neue Köpfe nach? Oder handelt es sich hier um eine lange schon im Stillen vegetierende Verrücktheit, die Niemand wehtut, und die einigen konspirativen Vereinsmeiern zur Verbilligung der Lebenshaltung dient? Mögen die zuständigen Stellen nach dem Rechten sehen.

Von Weimar nach Landsberg von Paul v. Schoenaich

Die Betrachtungen der Rechts- und Linkszeitungen über Landsberg zeigen in einer Hinsicht eine gewisse Übereinstimmung: hier sollen die kleinen Diebe gehängt werden, während die großen nicht nur frei ausgehen, sondern seelenruhig in ihren hohen Stellungen bleiben.

Bei aller Einmütigkeit ist aber nirgends die Hauptfrage aufgeworfen worden, wie alle diese häßlichen Dinge, hinter denen als Treiber doch unsre Rechtsradikalen standen, geschehen konnten, während die Rechtsparteien sich ohne Verantwortung abseits hielten und zwei der sogenannten Weimarer Parteien in der Regierang saßen. Dazu kommt, daß diese Minderheitsregierung von der dritten Weimarer Partei, der Sozialdemokratie, wenn sie es ernstlich gewollt hätte, jederzeit hätte gestürzt werden können.

Es ist schmerzlich für alle Anhänger der Weimarer Parteien, aber es muß einmal mit aller Deutlichkeit ausgesprochen werden, daß diese Parteien teils aktiv, teils passiv die amtliche Verantwortung für jene Scheußlichkeiten tragen. Und sogar mehr noch als das: sie haben geschehen lassen, daß diejenigen Linkspolitiker, die rechtzeitig auf die außen- und innenpolitischen Gefahren dieser wahnsinnigen Politik hingewiesen hatten, wegen Landesverrats vor den Kadi geschleppt wurden.

Vielleicht sind die Herren Minister und die sie stützenden Linksparlamentarier ehrlich davon überzeugt gewesen, daß die von ihnen organisierten Landsknechtsbanden eine für das Vaterland nützliche Tätigkeit entfalten würden. Dieser gute Glaube rechtfertigt aber nicht die groteske Dummheit dieser Landesverratsprozesse, durch die sich das amtliche Deutschland vor der ganzen Welt unsterblich blamiert hat.

Man könnte unter dieses trübe Kapitel neuster deutscher Geschichte einen Strich ziehen, wenn wenigstens heute die Sicherheit bestünde, daß eine Wiederholung bei nächster unpassender Gelegenheit unmöglich ist. Das ist aber keineswegs der Fall, solange sich das deutsche Volk im Unklaren darüber befindet, wodurch geschehen konnte, daß die kleine Koalition der bürgerlichen Mitte unter wohlwollender Duldung der Sozialdemokratie ihre Politik allein nach dem Wunsch der Rechtsparteien gemacht hat.

Die Beantwortung dieser Frage ist umso wichtiger, als jene Dinge ja nur einen kleinen Ausschnitt aus der Gesamtpolitik der letzten sieben Jahre bilden. Denn auch daran kann doch nicht der leiseste Zweifel bestehen, daß auch die ganze übrige Politik und Wirtschaft zu 99 % im Sinne der Rechtsparteien und nur zu 1 % im Sinne der hinter den Linksparteien stehenden Massen der kleinen Leute geführt worden ist, obgleich die Rechtsparteien in der ganzen Zeit nur neun Monate lang verantwortlich in der Regierung gesessen haben.

Wer sich diese ebenso betrübliche wie erstaunliche Tatsache vor Augen hält, fragt sich, ob die Herren von Rechts etwa über irgendwelche Geheimmittel verfügen. Wer dann den Dingen auf den Grund geht, erkennt ohne weiteres, daß ihr

Geheimmittel einzig eine starke Dosis Menschenkenntnis verbunden mit niedertrampelnder Rücksichtslosigkeit ist, über die die Herren von links leider nicht verfügen. Die Herren haben in ihrer Menschenkenntnis sehr schnell die schwachen Seiten der Linkspolitiker erkannt, nämlich ihre allzu große Anständigkeit und ihre leider genau so große Schlappheit. Beispiele?

Jedes Mal, wenn im Reich oder in einem der Länder eine Linksregierung von einer Rechtsregierung abgelöst wurde, flogen viele politisch linksgerichtete Beamte aus den Behörden hinaus. Es wäre nun nichts näher liegend, als daß im umgekehrten Fall das Selbe geschähe. Leider weit gefehlt. Die neuen Minister wollen beileibe nicht bei den allmächtigen Rechtsparteien dadurch anstoßen, daß sie die kurz zuvor Hinausgeworfenen einfach wieder in ihre Stellen setzen, und das sind selbstverständlich immer die Charakterfestesten, die sich der größten Unbeliebtheit erfreuten. Die Herren glauben, sich dadurch das Wohlwollen der Rechtsparteien für alle spätern Fälle zu sichern. Dabei unterschätzen sie diese Leute vollständig. Denen macht nur brutale Schroffheit Eindruck, aber nicht schwächliche Nachgiebigkeit.

Die Verhältnisse in Mecklenburg sind dafür ein Schulbeispiel, und es gehört wenig Sehergabe dazu, heute schon vorauszusagen, daß das Ministerium Schröder an derselben Schwäche in der Behandlung von Personalfragen scheitern wird, die dem Ministerium Stelling zum Verhängnis geworden ist.

Genau das Selbe spielt sich auf dem Gebiet der Wiederaufrüstung und Wehrhaftmachung ab. Mindestens 80 % aller Deutschen und 99 % aller politisch Linksgerichteten sind fest davon überzeugt, daß bei der engen Verstrickung der Weltwirtschaft und der gewaltigen Entwicklung der Kriegstechnik jeder neue Krieg einfacher Selbstmord wäre, daß jeder Versuch, unsre wirtschaftliche und politische Weltgeltung durch irgendwelche neuen Rüstungen zu heben, ganz sinnlos, und daß daher jeder Groschen, der für militärische Dinge ausgegeben wird, fortgeworfenes Geld ist. Sowie aber in Presse und Reden der Kriegsinteressenten sehr laut und selbstbewußt behauptet wird, die offene oder geheime Rüstung sei „vaterländische“ Pflicht, dann klappen auch die sonst überzeugungstreusten Demokraten aller Weimarer Schattierungen wie die Taschenmesser zusammen, stammeln verlegen: „Verzeihen Sie vielmals, aber wir sind „auch national“! und bewilligen Alles, was von ihnen verlangt wird.

Bei der absoluten Sicherheit, mit der der deutsche Durchschnittsspießer auf diese Anzweiflung seiner nationalen Zuverlässigkeit hineinfällt, ist gradezu erstaunlich, daß die Herren rechts von diesem Universalmittel nicht noch viel öfter Gebrauch machen. Wie wäre es, wenn sie einmal die Erhöhung der Butter- oder Kohlenpreise zu den „nationalen Belangen“ zählten? Die Abgeordneten Rönneburg und Eggerstedt würden bestimmt darauf reinfallen, genau wie beim Reichswehr-Etat.

Rechnet man zu diesen beiden Hauptmitteln der Rechtsparteien dann noch die furchtbare Waffe des gesellschaftlichen und geschäftlichen Boykotts, Waffen, denen die kleinen Ge-

schäftsleute und die gesellschaftlich ehrgeizigen Damen des Mittelstandes mit Sicherheit erliegen, dann ist die Macht der Rechten, auch wenn sie gar nicht in der Regierung sitzt, ohne weiteres klar.

Wo aber ist der Weg zur Abhilfe?

Die deutschen Linksparteiler müssen sich erst einmal selbst im Spiegel betrachten, auch wenn sie dabei bemerken sollten, daß das Bild am Rückgrat einige Schönheitsfehler aufweist. Dann kann der Weg, der von Weimar nach Landsberg geführt hat, noch einmal begonnen werden – aber, bitte, nicht wieder nach Landsberg, das von Thoiry und Genf etwa tausend Kilometer entfernt liegt.

Aus meinem Kalikobuch von Kurt Hiller

Von der „Schönheit der Lüge“ darf nur der wahrhaftige Mensch sprechen; vom „Lug der Schönheit“ nur der schöne.

*

Der Pornograph schreibt, um sich geschlechtlich zu erregen; oder um seine Leser geschlechtlich zu erregen; oder um beider Zwecke willen. Er wünscht mit dem Pornogramm einen Lustgewinn davonzutragen; oder, über die Lustgewinnsucht der Leser, einen Geldgewinn; oder beides.

Diese Erkenntnis führt nun nicht etwa zu einer Verwerfung der Pornographie. Verwerflich ist die Geschmacklosigkeit, nicht die Lust noch die Stachelung zur Lust. An der Pornographie, als solcher, ist nur eins eine Schweinerei: ihr Name – dieweil er von Porne und Pornos (Hure, Hurer) kommt und das Geschlechtliche im Ganzen infamerweise der unerfreulichsten Sozialform des Geschlechtlichen gleichstellt.

Jene Erkenntnis führt also nicht zur Muckerei. Sie führt nur zur Einsicht in die Lächerlichkeit der Behauptung, ein Autor sei Pornograph, der, wie der unvergleichliche Bruno Vogel es tat, aus Haß gegen den Krieg die schaurige Geschlechts-Seite des Krieges ohne Rücksicht veristisch darstellt, um den Krieg zu kompromittieren. Das Motiv solches Tendenzdichters ist nicht Gewinnung sexueller Lust für sich oder Andre, sondern, im Gegenteil, Unlustgewinnung! Er will das Ekelhafte gestalten, damit es abstößt. Nicht Vogels Schrift ist unzüchtig, sondern der Krieg ist es – so wie Vogel ihn sieht, und er sieht ihn richtig. Da er nicht für, sondern gegen den Krieg schreibt, ist seine Schrift also keine „unzüchtige“, sondern gradezu eine anti-unzüchtige. Auch Flauberts Roman ‚Bouvard et Pécuchet‘, der die menschliche Dummheit gestaltet, ist darum nicht „dumm“!

*

„Bekanntlich“ heißt immer: Niemand außer dem Fachmann weiß es.

*

Voltaires Grabmal in den Kellern des Pantheon trägt die Inschrift: „Den Manen Voltaires. Die Nationalversammlung hat am 30. Mai 1791 beschlossen, daß er die Ehren verdient hat, die den großen Männern gebühren (qu’il avait mérité les honneurs dûs aux grands hommes).“ Hieran erscheint mir dreierlei interessant: einmal, daß die revolutionäre Demokratie von 1791 den Begriff der Größe kennt; sodann, daß sie glaubt, der Größe gebühre Ehre; schließlich, daß sie für zuständig, zu entscheiden, ob Jemand groß sei oder nicht, die Mehrheit hält.

Sozialismus ohne Weltpolitik von Valeriu Marcu

Mitte des 16. Jahrhunderts, als die Niederländer welt-
politisch Spaniens Herrschaft übernahmen, die sie
dann nach verlorenen Schlachten Cromwells Nachfolgern
überlassen mußten, herrschte längs den wenigen Straßen,
die Javas Plätze verbanden, die romantische Pracht einer
von Chateaubriand erträumten Landschaft. Parkähnliche
Wälder, gartenähnliche Wiesen, Seen, die man verlorne
Tränen Gottes nannte, erfrischten den zufriedenen Wan-
derer. Scharlachrote Libellen flogen über die Teiche, und
in dem Gewirr der Blätter versteckten sich neugierige
Affen, die sich dumm stellten, um nicht Menschen – und
so Objekte holländischer Kolonisationsmethoden zu wer-
den. Die Urbevölkerung wurde nach Möglichkeit ausge-
rottet. Der Pfefferpreis stieg deshalb von drei auf fünf
bis sechs Schilling das Pfund. Die Holländer mußten neue
Dienende importieren. Die holländischen Händler und Sol-
daten waren Calvinisten, hatten die große Stärke, die
einem die wunderbare Schwäche eines Glaubens gibt.
Die Schiffe verfrachteten nach den Gewürzinseln Sträf-
linge aus Holland und Sklaven aus Afrika. Die Planken
der hölzernen Fahrzeuge trugen am Bug eine Gallionsfigur,
die den Heiland darstellte. Das Schiff hieß zumeist: ‚Jesus‘,
‚Maria‘ oder gar ‚Die Dreieinigkeit‘.

Die Losungen reformistischer Bibel, calvinistischer
Städterevolution, bürgerlichen Handelskapitals gaben den
Holländern die notwendigen weltpolitischen Parolen. Eine
soziologische Untersuchung der Worte, die man in der
auswärtigen Politik gebraucht, würde das spannendste Ka-
pitel der Philologie werden. Welche Moralbegriffe ge-
brauchen die Herren der Menschen, die – auf einer ge-
wissen Höhe der Zivilisation angelangt – inmitten zehn-
tausender Notwendigkeiten das Echo ihrer Imperative
jenseits der Ozeane erschallen lassen, um eigne Machtbe-
dürfnisse als Lebensregel anerkannter Sittlichkeit zu
predigen? Die sagenhaften, vergessenen Völker Asiens, die
aus der Asche der Vergangenheit, zum Schaden aller
schon gedruckten Atlanten, sich so erheben wie die euro-
päischen Nationalitäten während der französischen Revo-
lution: was für Stimmen der Hilfe hören sie aus Europa?
In Luxemburg, zum Beispiel, schon berühmt durch eine
Operette, worin ein Graf gleichen Namens vorkommt,
haben sich die Jakobiner des alten Kontinents um einen
Tisch gesetzt: die Sozialdemokraten Deutschlands, Frank-
reichs und Belgiens. Die Interessen des Sozialismus
als einer Resultante der Historie können nicht der Neu-
geburt der Nationen widerstreben, die in den Kolonien

wohnen. Verbindet doch seine Theorie die Mehrheit
Derer, die in Europa zum lebenslänglichen Leben verur-
teilt sind, mit den andersgefärbten Menschenmassen.

Achtung! Achtung! Verlieren wir uns nicht uferlos
in der Humanität, denn dann verschlingen die Wellen all-
gemeiner Worte mit Leichtigkeit den seufzend, fühlend
Klagenden, und man hört nur noch einen letzten Schrei
der Banalität. Niemand aber verspricht den Irdischen der
Kolonien, sie durch irgendein System der Bestechung, das
Szenen aus dem Garten Eden oder Jerusalem enthält, auf
neue Straßen zu bringen mit der bündigen Erklärung, die-
ser Weg sei der Weg des Fortschritts. Der Imperialismus
selbst leistet hier seine revolutionäre Arbeit. War es bis
zum 19. Jahrhundert das Bestreben der großen Finanz-
mächte, Industrien in den Kolonien nicht aufkommen zu
lassen, so exportierte man in den letzten sechs Jahr-
zehnten nicht nur Waren, sondern auch Kapital. Die Wa-
rengattungen selbst änderten sich: statt der Fertigfabri-
kate kamen Halbfabrikate und Maschinen für die neue
Industrie. Es entstand ein Kreis: je weniger Waren man
lieferte, desto mehr Finanzkapital wurde investiert; folg-
lich konnten späterhin noch weniger Waren importiert
werden. Das einheimische Individuum selbst lernt das
Tempo moderner Arbeit. Ein englisch-holländischer Rei-
sender, H. M. Tomlinson, schreibt über Java (im Verlag
Kurt Vowinkel): „Wenn Zeit zur Verfügung steht, und
wenn nichts Erhebliches dazwischenkommt, ist es einer
herrschenden Rasse sehr wohl möglich, eine Klasse ge-
lernter Arbeiter zu entwickeln, die Alles zu leisten bereit
sind, ohne eine Gegenleistung zu erwarten.“ Tomlinson
ist ein Aristoteles auf Reisen und beschreibt den Zustand
der Menschen, die auf der großen Inselbrücke zwischen
Australien und Singapore den Sündenfall im Paradies be-
reuen müssen. Weiter nördlich, in China, verbarrikadie-
ren die nicht aus dem Osten, sondern aus dem Westen
Eingewanderten mit ihren Maschinengewehren die Quar-
tiere Europas und Amerikas. Sie erheben Zölle und be-
schützen selbst dekretierte Einnahmen mit einer dünnen
Stahlmauer längs der Küste. Auf zweihundert Einhei-
mische kommt ein Weißer. Dieser Unterschied der Zahl
muß durch die Bewaffung der Eingedrungenen ausge-
glichen werden. Es ist aber nur ein Trost der ewig
Geschlagenen, daß man mit Gewalt nicht herrschen
kann. (Wo herrscht man ohne?) Die Suprematie
der Bajonette hat mit allen irdischen Dingen die
Eigenschaft gemein, nicht bis in alle Ewigkeit zu
währen. Aber achthundert Jahre sind auch eine ganz
schöne Zeit. Wenn indes, so wie jetzt in den Kolonien

und in China, die Oekonomie und das Bewußtsein sich in mannigfaltigen und entgegengesetzten Formen ändern, so kann der Kanonen Stahl zu Pappe werden, und zweihundert Menschen sind unter Umständen doch mehr als einer.

Des Festlands und Englands Rebellen und Expropriateure der Expropriateure, die sich da in Luxemburg trafen, können einem gewöhnlichen Untertan ihrer Wahrscheinlichkeiten die Meinung einflößen, daß sie die Tragweite all dieser Fragen und ihre allmähliche Lösung, die heute die Probleme des Sozialismus bilden, erörtert haben. Indes diskutieren die theoretischen Königsmörder vor Fürstenthronen über die Fragen ihrer Regierungen. Sie behaupten, große Macht auszuüben, wie sie ja auch schon im Kriege erklärten, daß die Brotkarte ein Stück vom Zukunftsstaat sei. Was sie eint, bindet auch ihre Ministerien; was sie trennt, das trennt auch Stresemann von Briand, Poincaré von Chamberlain. In einem offiziösen Bericht heißt es, daß die Konferenz nicht gleich am ersten Tage arbeiten konnte, weil die deutschen Sozialisten auf der einen, die belgisch-französischen auf der andern Seite sich nicht verständigten. Sein oder Nichtsein ist hier wahrlich nicht die Frage! Übrigens: die Öffnung zum Himmel leichtester Gewißheit wird immer größer – „Mit uns das Volk, mit uns die Zeit“ –, denn in den Gedanken, die die Form einer Resolution annehmen mußten, heißt es, die Entwicklung des weltwirtschaftlichen Solidaritätsgefühls habe neuerdings große Fortschritte gemacht.

Der Tag, der diese Neuigkeit gebar, brachte noch eine Meldung. Die Britische Reichskonferenz ging zu Ende, und London teilte offiziell mit, daß der Ausbau des Flottenstützpunktes in Singapore vollendet werde, daß die Konferenz eine Kette von Lufthäfen nach Indien erwarte, daß die Flotte Englands ebenso stark wie die jeder anderen Großmacht sein müsse. Ein englischer Kaufmann, der die Zwecke seines Daseins kennt, meint, daß der Hafen von Singapore der beste geographische Einfall Gottes war. Wenn ein Dorf in Java, Sumatra oder im Urwalddickicht Nordborneos entsteht, so müssen die Bewohner aus dem schon befestigten und noch weiter zu befestigenden Hafen Palmer Biscuits und Cross&Co.-Konserven einkaufen. Aber nicht nur deshalb wird das schmale Küstenland, dessen Scheinwerfer die Dunkelheit des Indischen und des Stillen Ozeans erhellen, die gigantischste Waffenkammer der Welt. Die sechs Millionen Angelsachsen, die zwischen der Ostküste Afrikas und der Westküste Alaskas wohnen, sind nicht nur von der Farbenpracht der Horizonte umgeben, nicht nur durch den Raum der Ozeane verbunden, sondern auch durch eine feindliche Unendlich-

keit von neunhundert Millionen Asiaten getrennt. Und kann England Australien nicht verteidigen, so wird dieser Kontinent gegen Japan den Schutz Amerikas suchen. Singapore bindet das Alles. Wenn eine Kolonie oder ein Dominion aus der sicherlich nicht uneigennützigen, schützenden Umklammerung einer großen Macht entweicht, so dauert die Freude der eingebildeten Freiheit nicht länger als des Regenbogens verschwenderische Pracht. Dann kommt die Gewalt eines Andern und zeigt die Gesetze der Welt. Weder Australien noch Neuseeland können sich militärisch lokal verteidigen; Singapore ist die Basis, sonst würden Rußlands oder Japans Soldaten diese Metropole der Macht besitzen. Denn das Reich der Sowjets ist auch bereit, die Kolonien zu beschützen, so wie aller Popen Pontifex Maximus auch bereit war, Alle zu schirmen, die noch nicht in der Dunkelheit seiner Bethäuser der Madonna Tränen und Blumen schenkten. Der Russen Schiffe würden nicht Jesus – wie die der calvinistischen Stadtrevolution –, sondern infolge veränderter Wortreligion Lassalle oder Bakunin heißen. Sie würden jedoch so wenig den Frieden verkünden wie die Fregatten Cromwells und Napoleons. Eine durch die Revolution konstituierte Nation kann höchstens die Kessel für Weihwasser, aber nicht Weihwasser selbst exportieren. Sie sucht Wege imperialer Möglichkeiten.

Wo ist also der Sozialismus?

Vor Allem in der Methode der Untersuchung, im dialektischen Gegensatz zur gegebenen Entwicklung, der sich aus der Gesamtheit der Dinge selbst löst, und vielleicht in einer gewissen Störung der Menschheit aus dem friedlichen Traum über sich selbst; vielleicht darin, daß man weder der russischen noch der anglo-amerikanischen Politik dient. Das Ideal wäre allerdings eine Generation mit allen Eigenschaften der Feigheit. Die Mutigen bleiben aber immer in der Mehrzahl.

Gericht über die Hirten von Alfred Grünewald

Sie neigten die Nacken der schmerzlichen Bürde.
Auf ihren Lippen verlechzte das Lied.
Der Werwolf brach in die heilige Hürde.
Und Nebel war über Schilfland und Ried.

Sternblumen schwanden im wachsenden Dämmer.
Entsetzen stieg aus Umnachtung und Qual.
Und weinend über das liebste der Lämmer,
Flohn sie hinab ins vergiftete Tal.

Geßler-Nicolai von einem alten Soldaten

Der Reichswehrminister hat die schweren Vorwürfe, die die Veröffentlichungen aus Mahrauns Denkschrift in der ‚Weltbühne' ihm von den Reichstagsabgeordneten eintragen mußten,. zunächst einmal so parieren können, daß er diesen Unwissenden oder sich unwissend Stellenden ein Gaukelspiel mit den Jahren 1921, 1923 und 1926 aufführte.

Wie er in der Reichstagsrede vom 24. November, entgegen aller Wahrheit, behauptet hat, daß der General Watter von ihm entlassen worden sei, nachdem er von dessen phantastischen Plänen erfahren habe, während in Wirklichkeit Generalleutnant Freiherr v. Watter schon bei der Heeresreduktion des Jahres 1921 offiziell pensioniert worden war, aber noch im Jahre 1923 von der Regierung Cuno, deren Reichswehrminister Herr Geßler war, mit amtlichen Aufträgen gegen die Franzosen und Belgier und mit Reichsgeldern zur Durchführung eben dieser „verrückten" Pläne bestellt wurde — genau so wahrheitsgetreu behauptet er nun, daß der Oberst a. D. Nicolai nach dem Kriege niemals in Verbindung mit irgendeiner Dienststelle der Reichswehr gestanden habe.

Man kennt ja den Namen und die Vergangenheit des Oberst a. D. Nicolai. Während des Krieges bekanntlich Chef der Abteilung III b des Generalstabs des Feldheeres, hatte er die gesamte Spionage und Gegenspionage unter sich. Der Oberst hat stets verstanden, seine Offiziere in besonderm Maße an sich zu fesseln. In seinem Corps herrschte ein ganz eigner Geist.

Im Jahre 1917 veranlaßte er auf Anregung der Sozialdemokraten Parvus und Jansson die Überführung Lenins und seiner Freunde im geschlossenen Waggon nach Schweden, wo sie die russische Grenze überschreiten konnten. Nicolais Schneeball ward zur Lawine und zertrümmerte das Kaiserreich.

Nicolai hat sich trotzdem dieser Tat stets gerühmt. Freilich hat ihn Lenin in etwas enttäuscht. Der kleine Oberst hatte dem großen Revolutionär die Rolle eines Napoleon von Gnaden des Königs von Preußen zugedacht und hat ihm zeitlebens nicht die Enttäuschung verzeihen können, daß er nicht nicolaisch-preußische, sondern leninisch-russische Geschichte gemacht hat. General Hoffmann allerdings, der nicht minder große militärische Politiker, hat geäußert: „Wenn ich gewußt hätte, wer da in dem Wagen durchs Land gefahren wurde — ich hätte den Zug anhalten und die ganze Bande erschießen lassen."

Nicolai hat seine Finger nicht nur im Kapp-Unternehmen. Im Bund mit Claß schießt sein Weizen in die Halme.

III b geht wiederum in Front. Bald sind alle wichtigen Außenposten des Reichsheeres in den Händen der Nachrichtenleute. Spionagezentralen ziviler, halbziviler, rein militärischer Natur wachsen empor. Überall führen Leute von III b. Ein Nachrichtennetz zieht sich übers Land. Baron v. Lammezahn, Offizier von III b, leitet in Berlin drei Büros, Oberstleutnant a. D. v. Roeder, einer von Nicolais Intimen,

sitzt seit Jahren in der Königin-Augusta-Straße. Das Büro des Herrn Bose, im Kriege ebenfalls III b, sammelt Nachrichten über fremde Heere. Jahr für Jahr gehts so fort. In München, Königsberg, Breslau, Hamburg, Magdeburg – überall ziehen Nicolais Spinnen ihre Fäden. Alle sind sie Privatleute, selbstverständlich. Herr Geßler und das Reichswehrministerium wissen nichts von ihnen, so versichert der wahrheitsliebende Geßler dem wahrheitsdurstigen Reichstag.

Im Jahre 1922 greift Severings Spezialkommissar Lehnerdt in Hamburg zu. In das Verschwörernetz Hellfritz-Nicolai-Watter. Bei einer Durchsuchung, die von Altonaer Polizei in der Wohnung des pensionierten Oberstleutnants v. Brederlow, auch so eines „Privatmanns“ mit gar keinen Beziehungen zur Reichswehr, vorgenommen wird, erbricht man einen Schrank, den der Wohnungsinhaber als – Eigentum der Reichswehr ausgibt. Darin findet sich reichhaltiges Material, das tiefe Blicke in die Dunkelkammern der Verschwörer gestattet. Unter anderm eine Spitzelmeldung über angebliche kommunistische Betätigung der damaligen Mecklenburgischen Schupo-Kommandeure Oberst Lange und Müller-Brandenburg. Spitzelmaterial – man findet es auf Seite 850 – im Besitz des „Privatmanns“ Brederlow, der mit der Reichswehr nichts zu tun hat! Aber das Wehrkreiskommando in Stettin hat es unbedenklich zur Verwertung weitergegeben. Der zu Unrecht Verdächtigte wendet sich an das Reichswehrministerium, und Herr Geßler bedauert zwar den Mißgriff, läßt aber ebenso bedauernd einfließen, er nehme Anstoß daran, daß der Brief „durch Einbruch der Altonaer Polizei in einen Geheimschrank der Reichswehr weitere Verbreitung gefunden habe“.

Diese doch höchst finstere Verbindung konnte er also, auf frischer Tat betroffen und durch Beweisstücke überführt, nicht ableugnen. Da ist der Zusammenhang des Reichswehrministers mit Nicolais Nachrichtenoffizieren, die die Kleinen von den Seinen sind, und die er deckt, deren Aktenschränke er vor der Polizei sichern will.

So ist es auch besser, denn die privaten Nachrichtenoffiziere sind durch nichts in ihrer skrupellosen und, wie man sieht, teilweise verbrecherischen Tätigkeit gebunden – und Herr Geßler kann sie und ihren Meister Nicolai vor den im Reichstag versammelten Gläubigen aller Bekenntnisse verleugnen.

Nicolai wühlt und intrigiert und spitzelt, als Privatmann, mit Reichsgeldern und mit andern Geldern, die nur getarnte Reichsgelder sind – aber die Früchte seiner Wühlereien, Spitzeleien und Intriguen schluckt Geßlers weiße und Schwarze Reichswehr. So geht das von Kapp zur Ruhr, wo Watter nur einer seiner Propheten, der Volkskrieg gegen Franzosen und Belgier nur eins seiner blutigen Fabelbücher ist.

Nach dieser Zeit erst beginnt seine engere Allianz mit der trüben Geld- und Gedankenschenke Hugenberg. Das Büro Knoll-Breithaupt in der Lützow-Straße verdankt seine fragwürdige Existenz Nicolais Erfindung. Fäden zur Justiz, zur Zivilverwaltung spinnen sich. Staatsanwaltsassessor Kußmann ist nur Einer der Erwählten. Jetzt sitzt er bei Bac-

meister, der das zwar nicht wahrhaben will, aber doch nicht wird abschwören mögen.

All die Jahre hindurch sind immer ein paar Stimmen laut geworden, die schwere Anklagen gegen Nicolai erhoben. Es sind immer dieselben Leute, die den Feldherrn des Dunkelkriegs als den Großen Krummen schildern. Hauptmann Beerfelde, Rittmeister Rechberg. Sie kennen ihn sehr genau. Beide waren III b-Leute. Merkwürdig übereinstimmend ist aber auch das Urteil des Chefs über sie: „Phantasten, Narren, Kinder.“ Dann warnt Mahraun. „Der hat einen Kopfschuß und ist Alkoholiker“, läßt Nicolai sagen und findet Gläubige bis weit in die Linkspresse hinein.

General Hoffmann schreibt an den Jungdo:

Berlin-Charlottenburg, den 15. 2. 26.
Bismarck-Straße 107.

An die Schriftleitung des ‚Jungdeutschen‘
Berlin, Potsdamer Straße 20.

Sehr geehrte Schriftleitung!

In der Ausgabe des ‚Jungdeutschen‘ vom Sonnabend, den 13. Februar, lese ich den Aufsatz des Herrn Rittmeister a. D. Arnold Rechberg: ‚Vorhang auf‘. Die in diesem Aufsatz von Herrn Rechberg zusammengestellten Tatsachen sind mir seit langem und in allen Einzelheiten bekannt.

Ich erwarte nunmehr, daß sich Herr Oberst a. D. Nicolai als alter Offizier des preußischen Generalstabs öffentlich gegen die von Herrn Rechberg geäußerte Vermutung verteidigen wird, Oberst Nicolai werde womöglich von bolschewistischen Agents provocateurs getäuscht, die ihm unter der Maske fanatischer deutscher Patrioten nahen.

Allerdings ist mir das Gerücht zu Ohren gekommen, Oberst Nicolai weile gegenwärtig in Angora, wo Verhandlungen zwecks weitern Ausbaus der Beziehungen zwischen der Moskauer Sowjet-Regierung und Kemal Pascha im Gange sind. Ich halte dieses Gerücht für unglaubwürdig, kann mir das Schweigen Oberst Nicolais aber doch nur so erklären, daß er jedenfalls unmöglich in Berlin anwesend sein kann.

Mit vorzüglicher Hochachtung
ergebenst
Hoffmann, Generalmajor.

Durch den Kriegsvorhof Angora erscheint Nicolai in Moskau. Alte oder neue Verbindung? Schon ist sie fruchtbar und ihr Kind unverkennbarer Prägung: ehemalige zaristische Offiziere, nach Jahren durch die Amnestie der Sowjets aus der Emigration erlöst, gehen als seine Emissäre zurück in die rote Heimat. Im geistigen Gepäck führen sie Bazillen besonderer Kraft. Nicolai, der sich rühmt, den Bolschewismus als Exportartikel entdeckt zu haben, exportiert jetzt Antisemitismus in sein fettestes Nährland zurück. Sein Same soll, ins rote Heer gestreut, wuchern. So fiebert er davon, die Rote Armee den Händen der Moskauer Gewalthaber entwinden zu können. denn er braucht sie zu seinen Plänen.

Schon nahen sich die dankbaren Bolschewiken mit den schwerwiegenden und weittragenden Gaben, die einst dem darum bettelnden General v. Seeckt von den „ob so viel Blutdurst dem eignen Volke gegenüber“ entsetzten Ententevertretern in Spa verweigert wurden – demselben General v. Seeckt, der wenige Tage vor seinem Rücktritt, als ihm klar geworden war, daß der ministerielle Chef seines Ressorts ihn preisgegeben hatte, um sich zu halten, die denkwürdigen Worte sprach: „Wenn mir die Sowjet-Union morgen den Oberbefehl über ihre Armeen anvertraut – ich überlege keinen Augenblick.“ Die deutschen Arbeiter, die jetzt das Xenion strahlend in Empfang nehmen, werden beim nächsten Putsch ihren östlichen Freunden dafür danken müssen – wenn sie dann noch danken können. Vorläufig haben sie es dem Adressaten abgeliefert, dessen Namen Geßler-Nicolai sie für ein Pseudonym des Transportarbeiters Thälmann halten.

Kampf nach innen, nach außen; an der Elbe, an der Weichsel; und möglichst zur gleichen Zeit – so kindisch uns diese Phantasien Nicolais sämtlich vorkommen mögen: Geßlers Karmesinknaben dünken sie Strategie und dieser Zusammenhang ist der gefährlichste von allen. Und wenn Geßler, wie er nun „versprochen“ hat, von Allem lassen will: von den heimlichen Bezirkskommandos, den unheimlichen Sportverbänden, in denen die Kopfjägerei geübt wird – von einem will und muß er auch den Volksboten gegenüber nicht ablassen: von dem Grenzschutz gegen Polen.

Das ist der Schlüsselpunkt der Festung Deutschland. Aber es ist auch der Schlüsselpunkt deutscher Außenpolitik. Und wenn Herr Stresemann morgen, übermorgen vielleicht, Herrn Geßler nicht mehr auffordern wird, sich zur Beruhigung der Entente vor dem Plenum der Ignoranten zu rechtfertigen, also wohl: sich herauszulügen, weil er nämlich dann endlich erkannt haben wird, daß die außenpolitische Belastung, die der Präsidentschaftskandidat darstellt, in ebenso hohem Maße auch von dem Reichswehrminister ausgeht, so wird sich auch dann nicht viel ändern, solange dieses Offiziercorps nicht dezimiert, dieses Parlament nicht sehend geworden ist.

Der neue Tirpitz

Artur Mahrauns Denkschrift über die landes- und hochverräterischen Bestrebungen der vaterländischen Verbände ist Herrn Geßler am 18. März 1926 zugegangen und für die Mitteilungen über ‚Getarnte Reichswehr‘ in der ‚Weltbühne‘ vom 23. November 1926 benutzt worden. Zu den beiden Kundgebungen hat Herr Geßler geäußert:

am 29. März 1926	am 23. November 1926
Sehr geehrter Herr Mahraun! Ich bestätige den Empfang Ihres Schreibens vom 18. März 1926. Das übersandte Material war mir in seinen Grundzügen bereits bekannt,	Diesen Anklagen gegenüber ist festzustellen, daß dem Reichswehrministerium über derartige Dinge nie etwas bekannt gewesen ist.

*

Oberst Lange, einer der 39 Kommandeure der Westfront, die zur Berichterstattung an die OHL am 8. November 1918 aus dem Graben nach Spa geholt wurden, stellt der ‚Weltbühne' die folgenden beiden Dokumente zur Verfügung, die auf der Seite 847 dieser Nummer Erwähnung gefunden haben.

Stab 2. Division
Abt. L. D. Abw. 22 geh. Stettin, 17. 1. 21

Bei einer geheimen Besprechung der Vertrauensmänner der KPD in Berlin wurden vom Aktionsausschuß als neue, militärische Führer der Oberst Lange und... in Vorschlag gebracht, da sie im Interesse der KPD arbeiteten.

Das Schreiben ist nach Kenntnisnahme zu vernichten.

Von Seiten des Wehrkreiskommandos
für den Chef des Stabes
gez. Cloessner,
Hauptmann im Generalstabe

Zu dem dortigen Schreiben O I — 30 537 beehre ich mich, Folgendes mitzuteilen:

Die Nachricht über die angebliche Sitzung der KPD, in der über den Polizeiobersten Lange und gesprochen wurde, ist im Winter 20/21, soweit jetzt noch festgestellt werden konnte, von einer privaten Nachrichtenstelle dem Gruppenkommando 2 und durch dieses dem Wehrkreiskommando II übersandt worden. Eine ähnliche Meldung ist auch im ‚Deutschen Abendblatt' vom 4. 5. 21 erschienen. Das Reichswehrministerium hat diese damals auf eine Anfrage des Reichskommissars für die Überwachung der öffentlichen Ordnung hin als „Sensationsmache" bezeichnet.

Auch ich glaube, daß das Gruppenkommando 2 und Wehrkreiskommando II richtiger gehandelt hätten, wenn sie diese Mitteilung zur Nachprüfung an das Reichswehrministerium gelenkt hätten. Andrerseits ist es aus der damaligen Zeit heraus — zwischen dem Kapp-Putsch und dem Mitteldeutschen Aufstand — verständlich, wenn das Wehrkreiskommando II glaubt, einige wenige Dienststellen vertraulich von der Nachricht in Kenntnis setzen zu sollen. Ich weise darauf hin, daß die betreffenden Schriftstücke nicht zu den Akten genommen, sondern vernichtet werden sollten — was allerdings von dem frühern Verbindungsoffizier Hamburg versäumt wurde —, und daß sie nur durch den Einbruch der Altonaer Polizei in einen Geheimschrank der Reichswehr und durch Verletzung des Dienstgeheimnisses weitere Verbreitung gefunden haben.

Ich darf meine Stellungnahme dahin zusammenfassen, daß ich die Verbreitung der falschen Nachricht über Polizeiobersten Lange und ....bedaure, daß ich aber keine Veranlassung habe, deswegen gegen Angehörige der Reichswehr einzuschreiten.

gez. Dr. Geßler

Der Reichswehrminster erklärt sich also solidarisch mit den Geheimorganisationen, und seine Dienststellen spielen ihnen Uriasbriefe über verdiente republikanische Offiziere zu, um diese so der Feme auszuliefern.

*

Herr Geßler hat erklärt, in Artur Mahrauns Denkschrift handle sichs ja doch gar nicht um Persönlichkeiten und Organisationen, die mit der Reichswehr zu tun gehabt hätten oder hatten. Das mag ihm glauben, wer nur die lückenhafte Veröffentlichung des Begleitbriefs zu dieser Denkschrift kennt. Sie stehe hier links, Rechts stehe die Ergänzung der Lücken.

In weiten Kreisen der nationalen Bewegung herrscht eine geradezu katastrophale Unklarheit über...	das Wesen getarnter Reichswehr-Organisationen
Die.. . zeigen auf Grund des beigefügten Materials derart bedenkliche Erscheinungen	getarnten Reichswehr-Organisationen
Aus dem Material geht hervor, daß der... bei seiner augenblicklichen Struktur	getarnte Organismus
Es ist eine bedauerliche Tatsache, daß der Jungdeutsche Orden in einen solchen politischen Kampf mit Organisationen gedrängt worden ist, welche...	zur Reichswehr gehören.
da sie, wie hier geschildert, natürliche Folge der Struktur der... sind.	getarnten Organisationen

Der gute Ton von Hellmuth Krüger

Willst du in bessern Kreisen Anschluß finden
so schimpfe auf die Republik.
Ein jedes Mißtrauen wird sofort verschwinden:
Du findest offene Arme. Heil und Sieg!

Der gute Ton in allen Lebenslagen
ist national und schwarz-weiß-rot.
Du kannst die größte Schnauze ruhig wagen:
Du bist gedeckt — du bist ja Patriot.

Dein Herz sei ruhig eine Mördergrube,
und willst du killen: kille, wen du willst.
Du brauchst nicht einmal eine Kinderstube,
wenn nur dein Herz für deinen Kaiser schmilzt.

Doch denkst du anders, bleibst du nur ein Jude,
ob blond dein Schädel wie ein Ährenfeld.
Du sitzt allein zu Haus auf deiner Bude,
gemieden von der wirklich feinen Welt.

Der Volksentscheid für Preußen von Emil Rabold

Die preußische Verfassung sieht vor, daß dem Volksentscheid ein Volksbegehren vorauszugehen habe. Es heißt darüber in Artikel 6 der Verfassung:

> Volksbegehren können darauf gerichtet werden:
> 1. die Verfassung zu ändern;
> 2. Gesetze zu erlassen, zu ändern oder aufzuheben;
> 3. den Landtag aufzulösen.

Das Volksbegehren ist durch einen sogenannten Zulassungsantrag beim Minister des Innern zu beantragen. Der Antrag bedarf nach den Bestimmungen des Ausführungsgesetzes der Unterschrift von mindestens 5000 Stimmberechtigten im Fall des Artikels 6 Absatz 2 und von mindestens 20 000 Stimmberechtigten im Fall des Artikels 6 Absatz 1 und 3 der Verfassung. Von der Beibringung der Unterschriften kann abgesehen werden, wenn der Zulassungsantrag von einer Partei gestellt wird, die den Nachweis führen kann, daß ihn mindestens 100 000 ihrer stimmberechtigten Mitglieder unterstützen.

Dem Antrag muß ein ausgearbeiteter Gesetzentwurf zu Grunde liegen. Der Minister des Innern hat das Recht, zu prüfen, ob in dem Antrag die verfassungsmäßigen Voraussetzungen erfüllt sind. Ist das der Fall, dann hat der Minister die Pflicht, dem Antrag stattzugeben und die Zulassung der Listenauslegung für das Volksbegehren unter Angabe des Gegenstandes im Staatsanzeiger zur Kenntnis zu bringen. Die Eintragungslisten zu beschaffen und zu versenden, ist Sache der Antragsteller, die auch die Kosten hierfür zu tragen haben. Die Gemeindebehörden müssen innerhalb einer Frist von sechs Wochen nach Veröffentlichung des Antrags im Staatsanzeiger die Listen entgegennehmen und sie während der fünften und sechsten Woche nach der amtlichen Veröffentlichung zur Eintragung auslegen. Die preußischen Bestimmungen über das Volksbegehren sind also im Wesentlichen die gleichen wie die für das Reich geltenden.

Wann ist nun ein Volksbegehren rechtswirksam geworden? Hier unterscheiden sich die Bestimmungen für Preußen und für das Reich in einigen Punkten von einander. Das preußische Gesetz sieht vor, daß ein Volksbegehren, das die Aufhebung eines Gesetzes zum Ziel hat, schon rechtswirksam geworden ist, wenn ein Zwanzigstel der Stimmberechtigten durch Eintragung in die Listen sich für den Antrag eingesetzt hat. Soll allerdings die Verfassung geändert oder der Landtag aufgelöst werden, dann sind die Unterschriften eines Fünftels der Stimmberechtigten erforderlich. Nimmt der Landtag ein im Volksbegehren rechtswirksam gewordenes Gesetz nicht an, dann ist es innerhalb einer bestimmten Frist zum Volksentscheid zu stellen und gilt hier als angenommen, wenn die Mehrheit der Stimmberechtigten an der Abstimmung teilgenommen hat. Bei der Abstimmung entscheidet die einfache Mehrheit der abgegebenen gültigen Stimmen. Die Abstimmung kann nur bejahend oder verneinend sein. Soll die Verfassung

geändert oder der Landtag aufgelöst werden, dann ist allerdings die Zustimmung der Mehrheit der Stimmberechtigten erforderlich.

Bei einem Volksentscheid über die Hohenzollern-Abfindung wird sichs darum handeln, den einfachsten Weg zu wählen, also den, der unter den geringsten Aufwendungen den größten Erfolg verspricht. Dieser Weg wäre, die Aufhebung des Vergleichsgesetzes zu beantragen. Hierfür sind nur 5000 Stimmen zur Einbringung des Zulassungsantrags erforderlich, die wohl ohne große Schwierigkeiten allein in einem Berliner Straßenviertel binnen weniger Stunden zu beschaffen sind. Da Preußen etwa 24 Millionen Wahlberechtigte hat, ist das Volksbegehren – Außerkraftsetzung des Vergleichs – bereits rechtswirksam geworden, wenn etwa 1,2 Millionen Stimmberechtigte die Eintragung in die Listen vollzogen haben. Da Druck und Versand auf Kosten der Antragsteller gehen, würde sich empfehlen, im Volksbegehren nur die Städte oder Industriebezirke mit Listen zu versehen, die nach dem Ergebnis des Volksentscheids vom Juni in der Lage sind, etwa doppelt so viel Stimmberechtigte aufzubringen, wie erforderlich sind. Für den Volksentscheid hat dann der preußische Staat zu sorgen. Der Volksentscheid muß automatisch kommen, wenn dem im Volksbegehren angenommenen Antrag nicht innerhalb eines Monats stattgegeben worden ist. Beim Volksentscheid müßten freilich alle Kräfte konzentrisch angesetzt und der letzte Mann, die letzte Frau mobilisiert werden, um auch formell den entscheidenden Erfolg einbringen zu können.

Wir glauben, daß der einfache Antrag, das Vergleichsgesetz außer Kraft zu setzen, eine pflichtvergessene Regierung zwingen würde, durch ein Reichsgesetz die depossedierten Fürsten auf eine finanzielle Basis zu bringen, die den Bedürfnissen des notleidenden Staates entspricht und den ehemaligen Fürsten nicht ermöglicht, einem schwer ringenden Volke Millionen abzupressen, um damit die Grundlagen der Republik zu unterwühlen und an der Wiederherstellung der Monarchie zu arbeiten, die grade für Deutschland noch immer Krieg und Bürgerkrieg bedeutet.

In der nächsten Nummer werden die Formulierungen unterbreitet werden.

*

Genau wie auf Nummer 46 sind auf Nummer 47 so viele Kundgebungen erfolgt, daß nur ein paar abgedruckt werden können, die freilich für alle charakteristisch sind.

> An die republikanischen Parteien des Preußischen Landtags:
>
> Die Ortsgruppe Braunschweig des- Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold hält die Entscheidung des Preußischen Landtags über die Abfindung der Hohenzollern für ein schweres Unrecht am deutschen Volke. Wir glauben uns mit der Mehrheit des deutschen Volkes einig, wenn wir erklären, daß das deutsche Volk in seiner Gesamtheit die in Preußen getroffene Regelung nicht anerkennen wird, daß es vielmehr nicht eher ruhen wird, als bis die Abfindungsfrage im Sinne des Volkes erledigt ist.

*

Der Erste Vorsitzende des Bundes Entschiedener Schulreformer schreibt:

> Ich begrüße Ihre Kriegserklärung an die Fürstenabfindung. Zu einer Zeit, in der Millionen in Deutschland hungern, in der den elementarsten Erziehungs-Notwendigkeiten für die deutsche Jugend „aus Mangel an Mitteln“ nicht genügt werden kann, in der die Lehrerschaft – seminarisch und akademisch gebildete – auf Gebot des Finanzministers weiter maßlos überbürdet bleiben soll, in der alte „Jung“-Lehrer und vierzigjährige Studienassessoren weiter ein berufsfremdes oder ein Leben der Existenzangst führen müssen – in solchen Zeiten fürstlichen Nichtstuern Riesensummen, die dem Elend in weitem Umfange abhelfen könnten, in den Schoß zu werfen: das ist Volks-Rechts-Schändung aus „Rechts“-Fossilität! Wenn es Ihnen gelingt, ein neues Volksbegehren zu veranlassen, so stehe ich als leidenschaftlicher Vorkämpfer deutscher Volkserziehung Ihnen in diesem Kampfe mit letzter Kraft zur Verfügung!
>
> Professor *Paul Oestreich*

*

Aus dem Hohenzollern-Vergleich hat man am lebhaftesten den § 7 erörtert, der Wilhelm II. das Wohnrecht in Schloß Homburg vor der Höhe sichert.

Da wird interessieren, zu erfahren, daß dieser Paragraph keineswegs neu ist. 1919 ist schon einmal ein Vergleich vorbereitet worden, der dann unter den Tisch fiel, weil der Kapp-Putsch die Monarchen-Konjunktur beendete, und der die Unterschrift der Herren Paul Hirsch, he-ute Bürgermeister von Dortmund, und Albert Südekum trug. Darin heißt es: .

Es entspricht einem Wunsch des vormaligen Königshauses, für den Fall der Rückkehr nach Deutschland für den ehemaligen König und seine Gemahlin Schloß und Park Homburg auf Lebenszeit als Wohnsitz, für den ehemaligen Kronprinzen, dessen Kinder und Enkel Schloß Cecilienhof bei Potsdam zu erhalten.

Da staatliche Bedenken diesem Wunsche nicht im Wege stehen...

*

Ein Leser schreibt aus Sevilla:

> In Sachen der Fürstenabfindung kann man nicht nachdrücklich genug auf die schweren Folgen für den guten Ruf Deutschlands im Auslande aufmerksam machen. Die von den deutschen Banken mit den Anleihen betrogenen Ausländer sind im höchsten Grade empört und fassen es nicht, daß man ihnen, für ihr Vertrauen zum ehrlichen Deutschland, gar nichts oder so gut wie nichts zurückgibt, die schuldbeladenen Fürsten hingegen mit Millionen „entschädigt“ werden. Deshalb müssen im Interesse Deutschlands unter allen Umständen Mittel und Wege gefunden werden, um der Aktion der „Weltbühne“ zum Sieg zu verhelfen.

*

> Die Ortsgruppe Husum der Deutsch-demokratischen Partei hat an die beiden Demokraten Greßler und Hermann, die gegen das Gesetz gestimmt haben, einen begeisterten Brief gerichtet. Auch die Sozialdemokraten sind gegen den Vergleich und mit der Haltung ihrer Partei nicht einverstanden.

Die tote Last von Ignaz Wrobel

Die tote Last ist jenes Gewicht beim Fahrzeug, das erst einmal von der antreibenden Maschine überwunden werden muß, auch wenn es leer ist: es darf also nicht zu groß sein, denn für den Nutzungswert ist diese Kraftanspannung verloren. Ist ein Gebrauchsmotor zu schwer, so kann er sonst wer weiß wie viel gute Eigenschaften haben: er taugt nichts – er muß sich ja selbst schleppen. Das ist eine technische Binsenwahrheit. In Deutschland wächst sie nicht.

Was an der deutschen Überorganisation so lästerlich und so lächerlich ist, scheint mir eben dies zu sein: die Deutschen haben nicht begriffen, daß jedes Geschäft, jedes gesellschaftliche Tun, jede Arbeit ein Maximum an Organisationsmöglichkeiten in sich trägt, das ohne Schaden nicht überschritten werden darf. Es hat noch einen Sinn, für den Erwerb von Grundstücken ein vielspaltiges Grundbuch anzulegen – es hat aber keinen mehr, minder bedeutende Handlungen wie etwa die Rückgabe einer nicht benutzten Fahrkarte mit so viel Formalien zu belasten, daß die Nebenhandlungen zum Endergebnis in keinem Verhältnis mehr stehen. Bei uns wird die Organisation um ihrer selbst willen betrieben, um persönlicher Vorteile willen, um der Wichtigkeit willen – an das Resultat denkt nachher Keiner. Gar nicht zu reden von den Behörden, die in ihrer kümmerlichen Schnurrarbeit so grotesk anzusehen sind: auch die einfachsten Dinge sind bei uns organisatorisch und nun gar gedanklich überladen, überlastet, vollgestopft – die tote Last ist zu groß. Ein Gebiet, auf dem diese Erscheinung besonders auffällt, ist die Jugendbewegung.

Ich habe hier neulich einmal gefragt, was denn aus den alten Wandervögeln würde – was neben der Befriedigung des einzelnen als Resultat für das Land herausgekommen sei. Ich habe das recht negativ beantwortet – und je kleiner die Kreise, die Verbändchen, die Vereinchen waren, desto mehr verübelten sie die Feststellung, daß außer einer Klampfe an der Wand nicht viel bliebe. Sie sollten sich besinnen.

Man denke sich einen Auslandsdeutschen, der seine Heimat seit dem Jahre 1900, also etwa der Zeit des Wandervogelanfangs, nicht gesehen hat. Er kehrt im Jahre 1926 nach Deutschland zurück und liest unterwegs auf dem Sonnendeck viel wertvolle und andre Literatur über die Jugendbewegung. Ich setze den Fall eines Mannes, der guten Willens ist, der sich wirklich unterrichten will, und der nimmt nun Kenntnis von dieser ungeheuern Literatur, die sich vom Wandervogel bis Wickersdorf mit Allem beschäftigt, was dazu gehört. Er liest von einer Aufwallung in der Jugend, von ihren kräftigen und mutigen Versuchen, mit alten, dummen Vorurteilen aufzuräumen – er liest von ihrem Kampf gegen Tabak und Alkohol, von Organisationen und Spaltungen, von einem anscheinend sehr starken Leben dieser hundert und aberhundert Verbände. Nun landet er, und was sieht er da – ?

Ist der Mann halbwegs gescheit, so wird er wissen, daß auch die stärkste Jugendbewegung, wenn sie nicht eine soziale

Revolution einleitet, aus seiner alten Heimat nichts gänzlich
Neues gemacht haben kann. Er wird auch nicht so Vieles, was
faul ist im Staate, der Jugendbewegung ankreiden. Das wäre
töricht. Und er wird unter gar keinen Umständen faule Witze
machen oder einzelne Männer und junge Leute persönlich her-
ausgreifen und anklagen. Er soll nur die Augen auftun.
Er passiert Zoll- und Polizeibehörden; er besucht Verwandte
und Freunde, vor Allem: er schließt Geschäfte ab, mietet, kauft,
verkauft, kommt in Amtszimmer und Kasernen, schult seine
Söhne ein – was sieht er?

Er wird, unter neuen Formen, schmerzlich erkennen:
Es hat sich so gut wie nichts gewandelt.
Und er hat mit dieser Feststellung recht.

*

Der ungeheure Aufwand, der in der Jugendbewegung ge-
leistet wird, ist für die Umgestaltung der Gesellschaft in
Deutschland fast vertan. Es sind Monologe, die da gehalten
werden – Monologe und bestenfalls Chorgesänge einflußloser
Leute, die einflußlos bleiben, die entweder an keiner Stelle
des Staates sitzen, wo es etwas zu entscheiden gibt, oder die
dort sitzen und den Träumen ihrer Jugend keine Achtung mehr
tragen. Das ist beweisbar.

Wo sind auch nur lebensfähige Ansätze eines neuen
Geistes in: Examenskommissionen, baupolizeilichen Stellen, die
etwas zu bewilligen haben, in der Polizei überhaupt, in der
Justiz, in der protestantischen Kirche – kurz: in jenen Grup-
pen, die durch ihre Alltagsentscheidungen das Leben einer Ge-
sellschaft maßgebend bestimmen? Der heimgekehrte Auslands-
deutsche wird an eben diesen Stellen den alten Geist, den alten
Ungeist finden. Nur auf diese Stellen aber kommt es an.

Sieht er näher hin, so wird er für den Einzelnen manchen
Nutzen der Jugendbewegung entdecken können: einen gewissen
Rückgang des Alkoholkonsums, des Tabakkonsums, eine hier
und da freier anmutende Auffassung sexueller Hygiene, ob-
gleich die an vielen Orten durch eine dunstige, wolkige,
„schwögige“ Verdrängung abgelöst ist. Die jungen Menschen
wandern, was sie früher nicht getan haben, sie sind der Natur
näher – das ist, immer für den Einzelnen betrachtet, unbe-
stritten von Nutzen. Wie sieht es aber mit der Rückwirkung
solcher Bestrebungen auf die Gesellschaft aus?

Die ist nicht vorhanden.

Das Mißverständnis zwischen den gradezu sektiererischen
Aufregungen der Klüngel und ihrer tatsächlichen Wirksamkeit
ist schlichtweg lächerlich. Man sehe sich irgendein Heft dieser
ehrlichen, saubern und tapfern jungen Menschen an – man
findet da eine „Secessio“ aus Wickersdorf, einen „Kampf
zwischen Blüher und Antiblüher“, und das mit einer Wichtig-
keit aufgemacht, als hingen wer weiß welche Interessen und
Folgeerscheinungen für Alle davon ab.

In Wahrheit bleibt die Wirkung durchaus auf den einzel-
nen Kreis beschränkt, geht fast niemals darüber hinaus – und
einige dieser Gruppen sind ja bewußt esoterisch. Mehr: man
hat oft den Eindruck, als werde das praktische Leben, das

Draußen, die soziologische Wirkung als etwas Profanes störend empfunden – sie wird nicht einmal immer gewollt. Es sind eben Kreise, wie es die gleichen geometrischen Figuren sind: sie kehren der Welt den konvexen Rücken, und wer nicht drinnen ist, ist draußen.

Man kann sich in Deutschland schon dafür bedanken, daß es nicht Rechtecke sind, nicht quadratische Kasernenhöfe, sondern Gebilde, die nicht „aufgehen“. Aber damit ists nicht getan.

Am gefährlichsten die Prätention, dieses: „Oho! Wir sind Idealisten und so edel!“ Dadurch wird die Mehrzahl der bürgerlichen Jugend in den Irrtum hineingerissen, zu glauben, sie täten wirklich schon etwas, wenn sie dieser und nicht jener Gruppe angehörten. Wieviel anständige Gesinnung, wieviel wahrhaftiger Idealismus wird hier abgefangen, in eine Sackgasse geleitet – langsam verdunstender Dampf, der nie ein Rad getrieben. Es ist eine Lokomobile, die das Holz sägt, mit dem sie gefeuert wird.

Ich weiß, daß kein Vorwurf einen tätigen Mann in Deutschland so maßlos reizt wie der, daß sein Wirken überflüssig ist – er empfindet sich stets als den Nabel der Welt und hat im Allgemeinen wenig Relativitätsgefühl. Aber dies geht doch zu weit.

Auf der einen Seite ein Trubel, eine ganze Philosophie, eine neu ausgebildete Terminologie, Pläne, Entwürfe, Verfassungen, romantische Manifeste – und auf der andern Seite ein ganz unromantisches Land, das die Romantik höchstens zum Aufputz für Staatsfeiertage benötigt, eine gesellschaftliche Struktur, die die „brausende Jugend“ grade noch gelten läßt, solange sie nicht gegen die polizeilichen Bestimmungen verstößt, die aber gar nicht daran denkt, sich auch nur im geringsten zu ändern, die auch nicht ein Rädchen im Organismus ihrer Maschinerie auswechselt. Es bleibt beim alten System.

Sehen unsre Schulen wirklich so sehr anders aus? Hat sich auf den Universitäten etwas zum Guten gewandelt? Muß jener hypothetische Auslandsdeutsche nicht nur in kleine private Siedlungen, in Versuchsanstalten, in winzige Oasen geführt werden, wenn man ihm etwas zeigen will? Das darf er aber rechtens ablehnen. Er kann verlangen:

Ohne Führung, ohne geschwollene Kommentare sein Land zu durchreisen, mit Müller und Schulze zusammenkommen, wo Müller und Schulze zu sagen haben, irgendeine Schule aufzusuchen und noch eine, irgendein Amtszimmer zu betreten und noch eins, irgendeine Firma von innen her kennen zu lernen und noch eine – dann darf er sein Urteil abgeben. Und dieses Urteil muß lauten:

„Auf dem Sonnendeck las mans anders. Damals, als ich herfuhr, habe ich geglaubt, dieser Riesenrummel führe zu etwas und fände seinen Niederschlag in der Gesellschaft, im Staat, im täglichen Leben. Ich habe mich täuschen lassen. Die deutsche Jugendbewegung ist eine Wellenbewegung: scheinbar vorwärts, in Wahrheit auf und ab. Der Literatur, dem Vokabularium, der Bewegung entspricht so gut wie nichts. Der Motor ist viel zu schwer. Er ist eine tote Last.“

D.A.Z. von Fritz Wolter

Eigentlich ist es eine ganz lustige Sache: ebenso heimlich, wie seinerzeit Hugo Stinnes dem Reich sein offiziöses Blatt, die Deutsche Allgemeine Zeitung, weggekauft hat, holt sich das Reich die Zeitung wieder. Nichts wird am Namen des Verlages geändert, nichts den Redakteuren von dem Besitzwechsel mitgeteilt, und erst recht nichts dem Publikum.

Nur in einem freilich unterscheidet sich die Stinnesierung der D.A.Z. im Jahre 1920 von der Fiskalisierung der D.A.Z. im Jahre 1925/26: Stinnes, in der Hast der Inflationszeit, konnte nicht schnell genug das Steuer nach rechts umwerfen. Wems in der Redaktion und im Verlag nicht paßte, der sollte gehen, und einige Mutige gingen – es gibt so Wenige dieser Art in Deutschland, daß man ihre Namen immer wieder nennen muß: Otto Stolberg, Oskar Müller, Otto Joehlinger –, die Andern streckten sich nach der Decke und schrieben stinnesisch. Das Reich, dessen Geschicke damals der Sozialdemokrat Hermann Müller lenkte, und Preußen, wo ebenfalls die Sozialdemokraten regierten, wagten nicht dagegen aufzumucken, und auf Grund langfristiger Verträge bezog Stinnes sogar noch die staatlichen Subventionen weiter, währenddessen das subventionierte Blatt denselben Staat bekämpfte und beschimpfte.

Als Preußen im August 1925 die Norddeutsche Buchdruckerei und Verlagsanstalt und damit auch die Deutsche Allgemeine Zeitung aus der Liquidationsmasse des Stinnes-Konzerns für drei Millionen Mark kaufte, lief die Sache anders. Die preußische Regierung setzte zwar die Strohmänner, deren sie sich zum Ankauf bedient hatte, den Papierhändler Salinger und den Textilsyndicus Weber, in den Aufsichtsrat des Verlags, delegierte dazu noch den demokratischen Bürgermeister Winckler und den demokratischen Reichstagsabgeordneten Dietrich, aber damit war auch ihre politische Aktion erschöpft. Ihr lag vornehmlich daran, die wertvolle Druckerei in die Hand zu bekommen, in der der „Reichs- und Staatsanzeiger“ gedruckt wird. Ein offiziöses Blatt der Weimarer Koalition zu machen, fühlte sich die preußische Regierung zu schwach, ihre Presseberater rieten wohl auch, mit Recht, von dieser altmodischen Form des Offiziosentums ab, und so wurde eine Neuregelung in der D.A.Z. vorläufig auf die lange Bank geschoben, bis sich vielleicht ein passender Käufer finden oder die Zeitung sanft entschlummern würde.

Aber die Zeitung entschlummerte nicht. Sie hatte auch gar keine Veranlassung dazu, denn wenn auch seit dem Stinnes-Krach die letzten Inserenten der Großindustrie abgesprungen waren und die Abonnentenzahl sich verringerte: der Hauptkassierer der Deutschen Allgemeinen Zeitung brauchte nur am Schluß jedes Monats dem preußischen Finanzministerium mitzuteilen, wie hoch das Defizit war, und prompt wurden die fehlenden dreißig- bis vierzigtausend Mark aus den preußischen Steuergeldern gedeckt. An der politischen Tendenz des Blattes änderte sich nicht das Geringste. Fritz Klein, der Stellvertreter und dann der Nachfolger Paul Lenschs in der Chefredaktion,

ein frischnaturalisierter junger Mann aus Siebenbürgen, hielt das Blatt auf dem geistigen und politischen Niveau, das dem Gros unsrer Auslandsdeutschen eigen ist. Den Verlag leitete, genau wie früher, Herr Kapitän Humann, den Hugo Stinnes als Zeitungsverweser in der Wilhelm-Straße eingesetzt hatte. Nach außen bemühte sich, ohne Erfolg, der neue Aufsichtsratsvorsitzende Salinger, der mit etwas Geld und einträglichen Papierlieferungen an dem Geschäft interessiert war, den Oberverleger zu spielen – „Der Betrieb ist ja vaheerend“; in dem Stil etwa –, während der geschicktere „eingeschriebene“ Demokrat Weber mehr in der Reserve blieb. Die Zeitung kümmerte sich einen Pfifferling um die eingeschriebenen und nichteingeschriebenen Demokraten und trieb nur noch kräftigere Opposition gegen die Regierung.

Den Preußen wurde die Komödie schließlich doch zu dumm, zu gefährlich und vor Allem zu kostspielig, und so entschloß man sich zu Anfang des Jahres 1926, die D.A.Z. abzustoßen. Mehrere private Kaufangebote, darunter eins von Hugenberg, lagen vor. Aber die preußische Regierung, die sich offiziell noch immer nicht als Eigentümer der D.A.Z. decouvriert hatte, trug Bedenken, das Blatt nach rechts, und noch größere Bedenken, es nach links abzugeben, und so bot sie es dem Reichskanzler Luther an, der sich schon im Sommer vorher, ehe die preußische Regierung zugriff, heftig um die Erwerbung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bemüht hatte. Am 25. April dieses Jahres wurde der Handel zwischen Preußen und dem Reich perfekt. Das Reich bezahlte annähernd eine Million Mark an Preußen, aber der preußische Finanzminister und Hohenzollernabfinder Höpker-Aschoff, der auch für die Angelegenheiten der D.A.Z. als Ressortchef zuständig war, ging die Verpflichtung ein, in der Druckerei der Norddeutschen Druckerei und Verlagsanstalt die D.A.Z. zum Selbstkostenpreis weiterzudrucken.

So lebte das offiziöse Oppositionsblatt wie bisher, herrlich und in Freuden, von den direkten Subventionen des Reiches und den indirekten Preußens. Innenpolitisch wurde die Republik, die preußische Regierung, aber auch die Reichsregierung bei jeder Gelegenheit angerempelt, außenpolitisch gebärdete sich Herr Klein unumwunden fascistisch. Seine Liebe zu Mussolini kannte keine Grenzen mehr. Der Lynchmord an dem unschuldigen fünfzehnjährigen Zamboni war für die D.A.Z. „verständlich“ und „gerechtfertigt“, wenn auch „voreilig“. Ebenso gerechtfertigt war die Knebelung jeglicher Freiheit durch Mussolini, „denn sein Leben ist das kostbarste Gut, das Italien heute besitzt, und er hat das Recht und die Pflicht, darüber mit allen Machtmitteln des Staates zu wachen“. Ungerechtfertigt dagegen war „die kolossale Aufbauschung des Zwischenfalles mit Garibaldi in Paris“. Und so alle Tage, bis ein Mussolini-Interview mit Originallob für die D.A.Z. diese Periode des von Herrn Stresemann subventionierten Blattes krönte.

Die netten Vergnügungen auf Staatskosten hätten wohl noch lange gedauert, wenn nicht die Aufdeckung der Reichssubvention, die inzwischen auf 70 – 80 000 Mark monatlich an-

gewachsen war, etwas störend dazwischen gekommen wäre.
Herr Stresemann zögerte noch immer, selbst seine nächsten Mitarbeiter über das famose Unternehmen zu unterrichten, und so kam jenes groteske amtliche Dementi zustande, in dem das Reich als Eigentümer des Verlages erklärt: „Über die geschäftliche Seite der Angelegenheit muß sich der Verlag äußern.“ Weiter ließ sich das Spiel wirklich nicht treiben. Da Leugnen nicht half, blieb Herrn Stresemann nichts übrig, als die eine Hälfte der Schuld auf die preußische Regierung und die andre Hälfte auf Herrn Luther abzuschieben, der ja grade irgendwo auf dem Atlantischen Ozean herumschwimmt und sich deshalb nicht zur Wehr setzen kann.

Tatsache scheint freilich zu sein, daß Luther von vornherein das Hauptinteresse am Ankauf der D.A.Z. hatte, weil er über kein Parteiblatt verfügte und sich deshalb, ausgerechnet in der D.A.Z., ein Plätzchen im Grünen verschaffen wollte. In seiner diktatorischen Oberbürgermeisterart hielt es Luther nicht für nötig, auch nur die Führer der Regierungsparteien, die gewiß auch dies geschluckt hätten, von dem Ankauf zu unterrichten. Stresemann war, wie immer, etwas ängstlicher, stellte aber gern die Mittel zum Ankauf aus dem seinem Etat unterstehenden Geheimfonds zur Verfügung, in der Hoffnung damit ein Blatt vom unbequemen rechten Flügel der Deutschen Volkspartei zu sich herüberzuziehen. Diese Hoffnung hat ihn, da er sich fürchtete, die Karten aufzudecken und auf die Redaktion einen Druck auszuüben, gründlich getrogen. Allein preßpolitisch und soziologisch ist das sicherlich das Interessanteste an der ganzen Angelegenheit: daß jetzt in Deutschland die Regierung, genau nach dem Vorbild der Schwerindustrie, auf rein privatkapitalistische Art die Oppositionspresse aufzukaufen und sie dadurch gefügig zu machen sucht. Amtliche Bestechungsgelder, Zensur und Zwangsmaßnahmen aller Art gegen unbotmäßige Oppositionsblätter hat es von jeher gegeben – aber das heimliche Aufkaufen ganzer Zeitungsverlage durch die Regierung ist doch ein Novum in der Geschichte der Preßpolitik. Man muß den Herren Luther und Stresemann lassen: sie haben von Stinnes und Hugenberg viel zugelernt.

Allerdings wäre diese neuartige Reichspressepolitik nicht so leicht möglich gewesen, wenn nicht in den letzten Jahren bereits finanziell vorgearbeitet worden wäre. Da es in Deutschland eine ernsthafte parlamentarische Etat-Kritik nicht gibt, so ist auch nicht weiter aufgefallen, daß die Geheim- und Pressefonds, mit denen der Haushalt des Auswärtigen Amtes gespickt ist, ganz ungewöhnlich angeschwollen sind. Die wichtigsten Reptilienfonds kosteten an Mark:

	1924	1925	1926
Deutsches Nachrichtenwesen im Ausland	1 500 000	2 000 000	2 500 000
Nachrichtenwesen im Inland	504 000	636 000	1 500 000
Verwaltungsausgaben der Heimataufklärung	300 000	487 000	555 900
Geheime Ausgaben	4 000 000	5 000 000	8 000 000

Entsprechend stiegen auch die Ausgaben der Vereinigten Presseabteilung der Reichsregierung Jahr für Jahr um etwa 400 000 Mark auf annähernd fünf Millionen. Es sind also recht

ansehnliche Summen, die der Regierung für mehr oder minder dunkle Zwecke zur Verfügung stehen. Der Hauptkassenführer der Geheimfonds, soweit sie für Pressezwecke verwandt werden, ist ein Professor Schneider, der sich schon als Organisator der Volksaufpeitschung während des Ruhrkampfs die höchsten Verdienste erworben hat. Die Vielseitigkeit und Rührigkeit dieses Herrn geht daraus hervor, daß er neben dem Finanzdezernat am Wilhelmplatz auch noch eine Professur an der Universität Kiel bekleidet und lange Zeit hindurch zweimal in der Woche, auf Staatskosten selbstverständlich, zwischen Berlin und Kiel hin- und herpendelte, um keines seiner hohen Ämter zu vernachlässigen.

Die finanzielle Verwaltung der Geheimfonds, aus denen jetzt auch der Ankauf der D.A.Z. bestritten wurde, liegt merkwürdigerweise bei der Darmstädter und Nationalbank, und so ist wohl auch zu erklären, daß ein Direktionsmitglied der Darmstädter Bank, der Rechtsanwalt Bernhard, neuerdings vom Reich in den Aufsichtsrat der D.A.Z. entsandt worden ist. Dies ist sicherlich einer der dunkelsten, aber auch der interessantesten Punkte der ganzen Aktion. Denn die Beziehungen Stresemanns und seines Kreises zur Darmstädter und Nationalbank, insbesondere zu Jacob Goldschmidt, mehren sich jetzt in ganz auffälliger Weise. Die Darmstädter Bank hat nicht nur, wie kürzlich bekannt geworden ist, dem Verlag der ‚Täglichen Rundschau‘ mit einem Kredit unter die Arme gegriffen, der dreimal so hoch ist wie das Aktienkapital des Verlages, sondern auf dem Umweg über eine von der Darmstädter Bank kontrollierte Bremer Treuhandgesellschaft hat sie auch den kaisertreuen Evangelischen Volksbund aus der ‚Täglichen Rundschau‘ herausgekauft, und der Hofprediger Doehring wird leise weinend am 1. Januar den Stresemännern seinen Platz in der ‚Täglichen Rundschau‘ einräumen müssen. Ein drittes Pressefeld, auf dem die Darmstädter Bank finanziell arbeitet, ist die ‚Weser-Zeitung‘, die einmal leidlich liberal war, dann ganz auf den rechten Flügel der Deutschen Volkspartei rutschte und nun auch wieder etwas nach links hinübergleitet Es ist wohl kein Zufall: wo Jacob Goldschmidt und sein Adlatus Bernhard als Geldgeber der Presse auftreten, bewegt sich die Politik in Richtung Stresemann.

Vielleicht wird auch bei der Liquidierung der D.A.Z.-Affäre, wie es auch schon beim Ankauf der Fall war, die Darmstädter Bank schützend ihre Fittiche über das Auswärtige Amt breiten. Daß es nach der Aufdeckung des Skandals unmöglich ist, das Blatt in der bisherigen Form weiterbestehen zu lassen, hat ja mittlerweile wohl auch Herr Stresemann eingesehen. Entweder muß man es nach dem Muster der „Norddeutschen Allgemeinen“ in den Orkus der regelrechten Offiziosität versenken, oder man wird es an den Meistbietenden abgeben müssen, selbst wenn der Käufer der Herr v. Alvensleben vom Landbund ist. Die Preußische Regierung aber wird gut daran tun, der Reichsregierung ihre Entschlüsse zu erleichtern, indem sie so schnell wie möglich den Druckvertrag mit der D.A.Z. löst, der am 1. April 1927 abläuft.

Und schließlich werden nicht nur die Regierungen und die Parlamente, sondern auch die Journalisten und die freien Verleger aus dem lustigen Trauerspiel der D.A.Z. eine bescheidene Lehre ziehen können. Der heimliche Aufkauf weder durch Preußen noch durch das Reich wäre möglich gewesen, wenn wir in Deutschland nach dem Vorbild von England und Oesterreich ein öffentliches Zeitungsregister hätten, in dem nicht nur die Firma, sondern auch der wirkliche Eigentümer des Blattes verzeichnet werden muß. Wunderdinge darf man sich von einer Publizität im Zeitungsgewerbe genau so wenig versprechen wie von der Offenlegung der Steuerlisten. Aber manchmal – das beweist der Fall D.A.Z. – kann ein bißchen mehr öffentliche Kontrolle ganz nützlich sein.

Doch lieber keine Anregungen – denn Herr Külz regiert die Stunde. Und wehe, wenn dieser treffliche Demokrat nach dem Diktaturgesetz, dem Schund- und Schmutzgesetz, dem Vereinsgesetz und dem Wahlgesetz uns auch noch ein Preßgesetz beschert.

Dorothea Angermann von Alfred Polgar

Dorothea, die Pastorstochter, lernt kochen. Im ‚Schwarzen Adler'. Sie ist ein gutes Ding, unwissend-ahnungsvoll, das zum Leben steht wie der Subalterne zum übermächtig-Höhern, dessen Befehlen er gehorcht, auch wenn er ihren Sinn nicht erfaßt. Die ersten Worte, die sie im Schauspiel spricht, lauten: „Was aus mir wird? Das weiß ich nicht." Der Doktor Pfannschmidt, Sohn der ‚Schwarzen Adler'-Wirtin, liebt die Dorothea, und sie liebt ihn wieder. Er ist Gelehrter, fein, schmal und schüchtern. Eigentlich eine trocken gelegte Lustspielfigur. Dann ist Mario da, der Koch. Schlechter Kerl, wild, brutal, spaßig. Er kann Künste: auf den Händen gehen, Mandoline spielen, Spott-Verschen machen. So fliegen ihm die primitiven Herzen zu. Wie es in dem schönen Liede heißt: „Die Kinder und die Weiber sind um ihn her gesprungen". Daß die Küchenmädchen ihm in den Schoß fallen, oder eigentlich er ihnen, versteht sich. Auch Dorothea hat er, hat es überrumpelt. Attacke auf „eine fast völlig Wehrlose", wie sie sagt, doch dürften wohl – nach Allem, was wir später von der Frau erfahren – Blut und Nerven der Dorothea dem Überfall heimliche Helfer gewesen sein. Das Leben gebot: was sollte da solch armes, verwirrtes Ding Andres tun als gehorchen?

Akt Zwei. Der Doktor Pfannschmidt macht seinen formellen Heiratsantrag, Dorothea, Marios Kind unter dem Herzen, lehnt ab. Es ginge ihr wider die Sauberkeit, Ja zu sagen. Auch dieser Ablehnung geben wir nachher, bei besser durchleuchteter Dorothea, andre Deutung; nämlich die, daß nicht das Moralische in der Dorothea Nein sagte, sondern ihr Unbewußtes, ihr Natur-Geheimstes, das sich der Saugkraft des Abgrunds verfallen fühlte. So zart ist der Gelehrte, daß er bei Dorotheas Bescheid in Ohnmacht fällt. Aus dieser weckt ihn Pastor Angermann, ein ekelhafter Kerl, strotzend von Gesundheit, Lebensbejahung, bürgerlicher Ordnung, mit Genuß teilhaftig

ihrer Benefizien. Dorothea gesteht, im wütenden Verhör, dem Vater. Der holt sich Mario, zwingt ihn zum Unterschreiben des Ehevertrages. Die Szene ist stark, weil der Pastor stark ist. Schlagkraft wird solchem Dialog vor Allem durch die Muskeln der Partner verbürgt. Ach, wie gut habens die kräftigen Männer bei dramatischen Auseinandersetzungen!

Akt Drei... Da sind wir in Amerika, in einer kleinen Stadt, in einer kargen Stube. Dort lebt Hubert Pfannschmidt, der Bruder des jungen Gelehrten. Er ist krank und bitterarm, hadert darob ein wenig mit Gott, aber in einer treuherzigen, biedern, burschikosen Art. Er hat ein Weib, drei Kinder, viel Heimweh und wenig Cognac. Doch das tut nichts zur dramatischen Sache. Die kommt erst wieder in Fluß, wie Dorothea erscheint. Eine Verzweifelte, Verlorene. Schreckliches hat sie als Marios Frau erduldet, als Genossin und Werkzeug jeglicher Schmach, die mit der Existenz eines Zuhälters, Rowdys, Mörders verknüpft ist. Der Schneesturm dieses dunklen Wintertages – „es ist gegen Weihnachten“ – weht noch andern überraschenden Besuch in Huberts Stube: Herbert, den europäischen Bruder. Er bringt Huberts Söhnchen mit und die Erbschaft der Mutter.

Vierter Akt: Herbert und Dorothea. Hier also, wie wunderlich sind Gottes und des Dramatikers Wege, finden sie einander. Heiße Worte, heiße Küsse – „innig verschlungen nimmt das Paar auf dem Diwan Platz“. Mario stört das friedevolle, freudevolle Idyll, fordert sein Weib zurück. Hu- und Herbert sind entschlossen, es ihm zu wehren. Hier nun tritt die, schon früher leise vorbereitete und doch Alle, auch die Zuschauer, bestürzende überpsychologische Wendung ein: Dorothea entscheidet sich gegen die Brüder, für den Strolch-Gemahl. „Wie durch eine Erleuchtung weiß ich jetzt,“ sagt sie, „welcher Weg für mich der einzig gangbare ist! In eure Welt kann ich nicht mehr zurückkehren.“ Sie deklariert sich dann, das fassungslose Erstaunen der Bruder zu beruhigen, „als Bündel aufgepeitschter, dunkler Triebe, ein Bündel Nerven, voll brünstiger Sehnsucht nach Vernichtung“. Wahrlich, Hubert hat nicht größeres Heimweh nach Deutschland als Dorothea nach der Unterwelt, aus der sie für einen Akt, den vierten, emporgestiegen ist.

Der fünfte begibt sich wieder in Europa. Herbert hat ein braves Weib, Hubert seine bittergute Laune, Pastor Angermann von seiner zweiten Frau ein Baby. Die Gerechten sind in Ordnung. Auch Dorothea ist da, nach Marios Tode an den bürgerlichen Strand geworfen. Nichts mehr weiß sie mit sich zu beginnen, als aufzuhören. Ein paar Minuten vorm Sterben spricht sie zum Vater, und Beide ziehen die Bilanz aus all dem Geschehenen. Sie, indem sie sagt, daß „nichts der Gerechtigkeit Ähnliches auf der Erde“ sei, und er: „Was machst du Vorwürfe, wo doch die ganze Sache mit einem Satze, und zwar erschöpfend, zu bezeichnen ist: Was man sich einbrockt, muß man auch auslöffeln“. Es klingt wie ein justizmörderisches: „Ist gerichtet!“ Kein: „Ist gerettet!“ folgt ihm.

*

Eine Gruppe sehr bestimmt gearteter, spielverbundener Figuren, mit sicherer Hand aufgestellt und in Gang gesetzt. Es entwickeln sich spannende Vorgänge. Der Zuseher, nicht ohne Erregung, sieht zu, wie diese Figuren das Abenteuer des Lebens, in das ihr Dichter sie gestürzt hat, durchtrotzen, mit welchem Nutz- oder Schadeneffekt sie es bestehen. Erschrocken nimmt er, an der armen Dorothea, die Mißform wahr, in die menschliche Substanz umso eher gepreßt werden kann, je weicher und zarter sie ist. So wütet das Leben, sagt er traurig, erkennt im Drama die bittere Imitation der Schöpfung.

Also das Schauspiel ‚Dorothea Angenmann' hat, wie sich das für ein Theaterstück von Rang geziemt, seinen starken stofflichen Reiz. Hierzu gesellt sich der psychologische. Schicksalhaftes Geschehen, zweckvoll durchtränkt vom Öl der Sprache, wird lichtdurchlässig: sein innerer Mechanismus offenbart sich, das komplizierte Räderwerk des Wollens und Müssens, das Ineinandergreifen von Notwendigkeit und Zufall (wobei es irritierend ungewiß bleibt, ob nicht auch der Zufall Notwendigkeit ist). Zu dem stofflichen und psychologischen Interesse, das im Zuschauer wachgerufen wird, tritt als Drittes: Reizung seiner Gemütssubstanz. Mitleid bewegt ihn. Ach, es bliebe ohnmächtig, auch wenn es die Macht hätte, sich zu betätigen: weil um die Not, die der Dichter über Dorothea verhängt hat, Aura der Unentrinnbarkeit schwebt. Es ist ihr nicht zu helfen, der Pastorstochter. Unwiderstehlich zieht sie den Blitz an, der sie niederwirft. Die Wolke, aus der er fährt, ist freilich kein Naturgegebenes, sondern Komposition. (Dramatiker sein heißt Wettermacher sein.)

Wir können, Alles in Allem, nicht umhin, aus dem neuen Schauspiel Gerhart Hauptmanns die Lehre zu ziehen: Der Mensch denkt, das Es lenkt.

‚Dorothea Angermann' gibt also, was ein gutes Theaterstück ältern Stils geben kann: Spannung, Druck ins Gefühl und Anreiz zur geistigen Sekretion. Figuren wandeln, die Gesicht haben und Charakter, Lebenslinien schließen zur Chiffre von der sinnvollen Sinnlosigkeit des Daseins ineinander, mit Akkuratesse sind den handelnden Personen ihres Schicksals Sterne in die eigne Brust placiert, wie Jeder zu innerst ist, so wird und geschieht ihm (Jeder sein eigner Abgrund), und katastrophal geht es zu auf dem Meer des Lebens, das der Atem Gottes doch so lieblich kräuselt.

Woher kommt es nun, daß die Erschütterung, in die dieses (mit einem Blick finstern Erbarmens die Welt schauende) Drama den Hörer versetzt, auch nicht mit Einer Welle über die drei Theaterstunden, die es dauert, hinauswirkt? Das hat – unter anderm – seinen Grund darin, daß die Gewichte, deren Zug das dramatische Uhrwerk in Gang hält, keine mehr sind. Väter, die die Tochter zugrunde richten, um deren Ehre zu reparieren (sprechend: „Leider bist du am Leben!"), spielen auf dem Theater, das uns angeht, nicht mehr mit. Töchter, die den Einen lieben und mit dem Andern auf den Heuboden gehen, gewinnen durch solche Ambivalenz noch lange nicht

die Würde einer tragischen Erscheinung. Mißglückt ist in ‚Dorothea Angermann' der Versuch einer zwiefachen, logischen und überlogischen, Bindung des Geschehens. (Doppelt genäht hält im Drama schlechter.) Indem Vision sich naturalistisch verantwortet – das tut sie hier –, begibt sie sich ihrer eigentlichsten, höchsten Magie. Wie Mundart aus solchem Zwischenreich von real und irreal klingt auch die Sprache, deren sich die Menschen des Spiels bedienen. Ihre Rede ist Produkt einer Kreuzung aus Natur und Buch.

Man könnte sagen: der Dichter dieses Schauspiels ist mit der braven Wahrscheinlichkeit verheiratet, er hat aber nebenbei eine zärtliche Beziehung zur unbedenklich freien Phantasie. War er bei der Freundin, kehrt er doppelt liebevoll zur Legitimen heim. So betrügt er Beide.

*

Reinhardt gibt, in der Wiener Josefstadt, der Dichtung glänzende theatralische Politur. Überpolitur zuweilen. Er führt das Spiel nicht gern die kürzeste Verbindung von Punkt zu Punkt, sondern manchen lohnenden Umweg. Mit Stehenbleiben, Atemholen, Ausblick. Das kostet Zeit, bringt aber Fülle und Rundung. Sehr schön glückt es dieser Regie, die Luft zwischen den sprechenden, kämpfenden Personen zu spannen und wie eine Saite schwingen zu machen. Vielgestaltig und bewegt ist das Licht- und Schattenspiel der Szenen, bis auf den Grund ausgekostet wird „die Stimmung". So dauert gelegentlich eine Minute deren zwei, und Manches wirkt gradezu wie Einlage. Etwa die Begegnung der Brüder. Sie entfaltet sich zu einer festlichen Viertelstunde: „Das Wiedersehen". Gegen die Ratio des Vorgangs, nebenbei erwähnt, spricht es, daß dem schlafenden Hubert das plötzliche Söhnchen, eine brennende Kerze in der Hand, ans Bett gestellt wird: so soll dem Herzkranken die Überraschung linde beigebracht werden. Kein Wunder, daß ihn fast der Schlag trifft. Und da gleich darauf noch 500 000 Mark Erbschaft jäh über ihn stürzen, zittern wir ernstlich um sein Leben.

Wie Reinhardt den Schauspielern hilft, sie zu ganz überraschendem Blühen bringt, zeigt sich an Frau Servaes. Ihre Dorothea, eine rührende und doch gar nicht schwächliche Dolorosa, hat das stumme Pathos einer schuldlos Schuldigen, das aus Blick und Wort nur manchmal anklägerisch vorbricht, und bis in die Fingerspitzen getrieben scheint das geheimnisvolle Gift, von dem dieses wehrlose Leben aufgefressen wird. Spiegelbild ihres Wesens, das das Verhängnis anzieht, ist das Antlitz der Dorothea-Servaes, vom Beginn an höchst empfangsbereit für Wundmale. In diesen Zügen ist schon das Schicksal, das noch nicht da ist. Um mit Goethes wunderbarer Wendung zu sprechen: Ein großes Leid ist im Begriffe, auf dem Gesichte hier zu sein.

Homolka macht den Koch. Sehr apart in vielen Farben gemeiner Natur spielend. Den Exponenten dunklerer, tieferer Mächte spürt man freilich nicht. Der gelehrte Pfannschmidt ist Herr Dirmoser. Ein Bild edler Kümmerlichkeit wandelt der Gute durchs Spiel, diszipliniert noch in der Entfesselung. Den

saftigern Bruder Hubert macht Kayßler liebenswert. So echt, lebenswarm, in und durch sich selbst bestätigt die ganze menschliche Erscheinung! Wie dem Baum das Harz, quillt diesem Schauspieler Herz aus jeder Pore. Stahl-Nachbaur gibt dem Pastor Angermann die leere Fülle, die der Figur zukommt, das unappetitliche Kraft- und Saft-Bewußtsein des körperlich wie geistig gut kauenden und gut verdauenden bürgerlichen Animals. Zuviel gebraucht er die vorgeschobene Unterlippe als Ingrimm-Zeichen. In den paar Sätzen, die Herr Henckels zu sprechen hat, empfiehlt er sich als Schauspieler aus der Subtilen-Klasse.

Ein Chanson von Theobald Tiger

Aus dem Ungarischen *Gesungen von Gussy Holl*

Da ist ein Land – ein ganz kleines Land –
    Japan heißt es mit Namen.
Zierlich die Häuser und zierlich der Strand,
    zierlich die Liliputdamen.
Bäume so groß wie Radieschen im Mai.
Turm der Pagode so hoch wie ein Ei –
          Hügel und Berg
          klein wie ein Zwerg.
Trippeln die zarten Gestalten im Moos,
fragt man sich: Was mag das sein?
    In Europa ist Alles so groß, so groß –
    und in Japan ist Alles so klein!

Da sitzt die Geisha. Ihr Haar glänzt wie Lack,
    Leise duftet die Rose.
Vor ihr steht plaudernd im strahlenden Tag
    kräftig der junge Matrose.
Und er erzählt diesem seidenen Kind
davon, wie groß seine Landsleute sind.
          Straße und Saal
          pyramidal.
Sieh, und die Kleine wundert sich bloß –
denkt sich: Wie mag das wohl sein?
    In Europa ist Alles so groß, so groß –
    und in Japan ist Alles so klein!

Da ist ein Wald – ein ganz kleiner Wald –
    abendlich dämmern die Stunden.
Horch! wie das Vogelgezwitscher verhallt...
    Geisha und er sind verschwunden.
Abendland – Morgenland – Mund an Mund –
welch ein natürlicher Völkerschaftsbund!
          Tauber, der girrt,
          Libelle, die flirrt.
Und eine Geisha streichelt das Moos,
in den Augen ein Flämmchen, ein Schein...
    In Europa ist Alles so groß, so groß –
    und in Japan ist Alles so klein.

An die Republikanische Union zum 2. Dezember

Am 2. Dezember wird im Berliner Stadthaus die Republi-
kanische Union zusammen mit dem Berliner Reichsbanner eine
große Kundgebung veranstalten. Diese wird getragen sein von den
Triumvirn Haase, Loebe, Wirth. Triumvirn? Einstmals knüpften
sich die stärksten Vorstellungen an einen Dreimänner-Bund von
Männern wie Julius Caesar, Pompejus, Oktavianus, Crassus, An-
tonius. Welchen Maßstab haben wir, ob eine werdende Macht eine
entscheidende Macht wird? Den Schrecken der Gegner. Wenn der
Gegner maßlos schimpft, ist man auf dem rechten Wege.

Schimpft nun die Reaktion gegen die Republikanische Union?
Sie tut ein bißchen so — aber in Wirklichkeit sieht sie mit Wohl-
gefallen, wie die Union die Granitwand zermürbt, an der bis-
her allein sich die Reaktionäre die Köpfe einrannten. Diese
Granitwand heißt, volkstümlich gesprochen: das übrige Europa;
heißt, im politischen Jargon gesprochen: die außenpolitische
Situation. Es ist eine seit 1919 genährte Illusion, daß die Mon-
archie in Deutschland nicht wieder aufgerichtet ist, weil „die Re-
publik" gefestigt sei. Diese Illusion wird aber nur in den Reihen
der Republikaner genährt. Die Reaktion ist sich ganz klar be-
wußt, woran der Kapp-Putsch 1920 und der Hitler-Putsch 1923
gescheitert sind, und weshalb Herr v. Seeckt gehen mußte. Aber
sie geben es selbstverständlich nicht zu, oder nur in unbedachten
Momenten. Die Republikaner geben es aber nie zu, weil sie ehr-
lich an diese Illusion ihrer Macht glauben.

Die Republikanische Union ist der neueste Versuch der Galvani-
sierung eines Leichnams, dessen frühere Versuche hießen: Republi-
kanischer Führerbund, Republikanischer Reichsbund, Reichsban-
ner Schwarz-Rot-Gold. Auch dieser Versuch muß scheitern, so-
lange sich die Unionisten nicht nur klar darüber sind, sondern
auch offen aussprechen, daß einzig in einem Kampf auf Leben und
Tod, einem geistigen Kampf heißt das, ihr Ziel erreichbar ist. So-
lange man nicht die Reichswehr als Feind der Republik erkennt
und anprangert, und zwar die ganze Reichswehr; solange man
noch glaubt, auf dem Wege parlamentarischer interfraktioneller
Besprechungen politische Probleme erledigen zu können; so-
lange man nicht wenigstens einige soziale und politische
Mindestforderungen ernsthaft aufstellt, wie Zerschlagung des
ostelbischen Großgrundbesitzes, vorläufige Absetzbarkeit der
Richter und reaktionären Beamten, also fast aller Reichswehr-
offiziere, Landesverweisung der Hohenzollern — solange man
diese Forderungen aufstellt, um so zu tun, als ob man was tut,
solange man sie nicht zur allgemeinen Anerkennung bringt
und so durchführt, daß die betroffenen Reaktionäre und die
Hohenzollern Zeter und Mordio schreien: so lange ist das Alles
nur, um die Augen zu verblenden, besonders des übrigen arg-
wöhnischen Europa. Dieses läßt sich aus tausend Motiven so
gern von den Republikanern beruhigen, und Niemand hat
größere Freude daran als unsre Reaktion, die händereibend da-
beisteht, während die Republikaner mit ihren harmlosen
Kundgebungen und gefühlvollen Schreibereien die Suppe der Re-
aktion kochen. Würde man gar der Republikanischen Union
sagen: Sichert euch die Hilfe Europas, um die Reaktion nieder-
zubrechen, so würden die Unionisten tödlich entsetzt sein.

Am Ende? Nun, am Ende werden die Republikaner mit dem
blitzdummen Gesicht dastehen, das ihre geistigen Vorfahren seit
1815 immer gemacht haben, wenn sie geprellt waren. Lange wer-
den sie mit diesem Gesicht nicht

dastehen können, denn es wird eine Groß-Feme-Zeit kommen, vor der qualitativ wie quantitativ die Münchner und Ungarischen Schrecken von 1919 und 1920 verblassen werden.

Ich will mit meiner Prophezeiung gern unrecht behalten. Aber wenn die neue Union sich über diese ehrlichen Worte „entrüstet" zeigt, statt sie sich zu Herzen zu nehmen, dann geht sie den grauen Weg aller Hoffnungslosigkeiten in Deutschland.

Otto Lehmann-Rußbüldt

Parteitag in Linz

Ein Vergleich der deutschen mit der oesterreichischen Sozialdemokratie ist in mancher Beziehung lehrreich. Am auffälligsten ist wohl, daß die Stärke der Partei im umgekehrten Verhältnis zur Größe des Landes steht. Oesterreich ist eins der kleinsten Länder des neuen Europa und seine Sozialdemokratie eine der stärksten. Stark im doppelten Sinne des Wortes: stark an Zahl und stark im Geist. Daher auch stark im Machtwillen. Es ist die glückliche Mischung von klarer Prinzipienfestigkeit mit staatspolitischer Klugheit – gleich weit entfernt von unfruchtbarem Wortradikalismus wie von Staatsmannssucht um jeden Preis.

Der Parteitag in Linz hat mit erfrischender Deutlichkeit gezeigt, daß die Sozialdemokratische Partei Oesterreichs sich innerlich und äußerlich rüstet zur Machtübernahme. Die Entwicklung zum Zweiparteiensystem macht die Sozialdemokratie zum Anwärter der Regierungsgewalt. Haben doch die letzten Wahlen gezeigt, daß ihr nur 300 000 Stimmen zur Mehrheit im Parlament fehlen. Wieder stehen Neuwahlen vor der Tür, und die oekonomische Entwurzlung des Bürgertums in Oesterreich hat die politische Korruption gezüchtet und gleichzeitig Massen des Kleinbürgertums der Arbeiterbewegung zugeführt.

Das Linzer Programm ist im wohltuenden Gegensatz zum Heidelberger Programm ein gut revolutionäres Programm. Es ist zum großen Teil das geistige Kind Otto Bauers und insbesondere in der Frage des Kampfs um die Staatsmacht der denkbare Ausgangspunkt ehrlicher Einigungstendenzen der zerrissenen Internationale.

Daß Wien hier eine geschichtliche Mission zufallen kann, ist gar nicht so paradox, wenn man sich daran erinnert, daß die oesterreichische Sozialdemokratie vor den meisten, wenn nicht vor allen ihren Bruderparteien Das voraus hat, daß sie niemals gespalten wurde. In ihrem Schoß sind Richtungen brüderlich vereint, die überall als unvereinbar gelten.

Vielleicht ist uns in Linz ein Reis entsprungen... *Bruno Frei*

Die Qualifikation

Herr Severing, der Mann mit dem für soldatische Gemüter gradezu widerwärtig wirkenden Bohèmehaarschnitt, hat als Minister des preußischen Innern das Zeitliche gesegnet.

Die neue Standarte

Kredit-System

Die zielbewußte Handelswelt
hat sich vor kurzem umgestellt
im Dienste ihrer Kunden.
Sie will, wenn du in Stellung bist,
dir Waren für geraume Frist
stunden, stunden, stunden.

Da sie wo einen Stein im Brett,
hat auch die brave D.A.Z.
den Kreditor gefunden.
Man muß, da sie im Sterben lag,
den unerheblichen Betrag
stunden, stunden, stunden.

Noch immer haben nicht genug
die Herren, die im Sonderzug
vormals im Herbst verschwunden.
Wo keine Einsicht, hilft nur Zwang.
Sie sollens uns ein Weilchen lang
stunden, stunden, stunden!

Die in Fabrik, am Bau, im Schacht
sind wie die Sklaven Tag und Nacht
kreditlos festgebunden.
Kein Weekend, keine Mittagsrast.
Sie tragen ihre Alltagslast
Stunden, Stunden, Stunden...

Ernst Huth

Farbenlichtmusik

Es ist wie im Kino. Eine große weiße Wand, die die ganze Bühnenhöhe der Städtischen Oper einnimmt, links davor ein Flügel, auf dem die Begleitmusik gemacht wird. Nur umgekehrt. Denn zur Musik auf dem Flügel – netten, sehr sauber gespielten, dankbaren und wenig besagenden Klavierstücken Alexander Laszlos – erscheinen auf der Leinwand prächtig farbige, ewig in einander zerfließende, sich schneidende, kristallische, molluskenhafte Bilder. Sie sind das Erzeugnis des Farbenlichtklaviers hinter der Leinwand.

Es gibt Menschen, die bei gewissen Tönen und Tongruppen bestimmte absolute Farbvorstellungen haben. An der Universität Hamburg wird intensiv über diese Probleme gearbeitet. Laszlo steht diesen physiologisch-wissenschaftlichen Dingen fern. Ihn interessiert das alte künstlerische Problem des Zusammenklangs von Ton und Farbe. Wenn Alexander Skrjabin in seiner Prometheus-Sinfonie eine Farbenorgel vorschrieb, mit der er während der Aufführung farbiges Licht in den Konzertsaal strahlen ließ, so mußte er mit seinen Versuchen, die jedem Ton eine bestimmte Farbe gaben, an den Augen der Zuschauer scheitern, die einem so schnellen Farbenwechsel nicht folgen konnten. Alexander Laszlo bestimmt die Grundfarbe eines Musikstücks, nennt ein Stück dann Seegrün, ein andres Urblau, ein drittes Rot und gibt auf seinem Farbenlichtklavier – einem aus vielen Projektionsapparaten bestehenden, mit einem Spieltisch zusammengekoppelten Instrument – parallel der Phrasierung, der Dynamik und dem Stimmungsgehalt seines Klavierstücks Farbbewegung, Farbtöne und formale Gestalt. Wobei Flügel und Farbenlichtklavier keineswegs mit einander vereinigt sind, sondern von je einem Spieler bedient werden. Also gewissermaßen Kammermusik. Das klingt Alles sehr einleuchtend und hat auch bisweilen seine große Wirkung. Zwei Kunstarten, beide ungegenständlich, sollen verschmolzen werden. Und da zeigt sich auch das Hemmnis: der Farbenapparat klappt nach. Das ist ein Regiefehler, aber er beweist aus der Dissonanz im Zusammenklang die Möglichkeit einer Konsonanz.

Laszlos Farbenlichtklavier steht noch im Anfang. Es müßte versucht werden, Musik und Licht in eine Hand zu geben. Dann könnte Interessantes daraus werden. So war es ein sehr amüsantes Experiment; fast etwas wie absoluter Film. Und zuletzt doch das Kaleidoskop unsrer Kindheit ins Moderne und Erwachsene übersetzt. *Albert K. Henschel*

Der Quell des Übels

Dieser Tage stellt man ein sozialistisches Mitglied des Preußischen Landtags wegen des Hohenzollern-Vergleichs – einen Genossen vom linken Flügel der Fraktion.

Achselzucken. „Was wollen Sie – der Fraktionszwang...“

„Konnten Sie, mußten Sie nicht der Abstimmung fern bleiben?“

„Das kostet 25 Mark.“

Merkt es euch! „Das kostet 25 Mark“ – sagt euer Abgeordneter. Für 25 Mark habt Ihr ihn wohl auch gewählt. Mehr ist er nicht wert. Wenn wir das nächste Mal wählen, werden wir eine teurere Preislage wählen.

Damit Wilhelm der Scheintote nicht zu unsern Millionen kommt.

Berthold Jacob

Wie werde ich unzüchtig ?

Denn das tut not, dieweil mir scheint:
Der ist im Herzensgrund verschweint,
der ist beschränkt, verstockt, verstaubt,
den man erlaubt.

Daß man dich nie verwechseln soll,
schreib sinnlich, saftig, packend, toll.
Denn wichtig wie dein täglich Brot
ist das Verbot.

Der ist dem Untergang geweiht,
den man empfiehlt, bespricht, verleiht.
Ein wahrer Dichter bist du nur,
trifft dich Zensur.

(Man präge sich für künftge Jahre ein:
Nur wer verkülzt wird, hat das Recht, zu sein!)

Max Schill

Deutsche Zuchthäuser

Wir besichtigten zuerst die Anstalt Wartenburg. Die Inneneinrichtung dieser Anstalt macht einen gradezu furchtbaren Eindruck.

Keine Wasserleitung, keine Kanalisation, sodaß die Gefangenen ihre Notdurft in den Zellen in Kübeln verrichten müssen. Die Kübel werden täglich in einen Kastenwagen geleert, was nicht nur die Anstalt, sondern auch die ganze Gegend verpestet. Obwohl die Stadt Wartenburg eine Wasserleitung hat, ist das Zuchthaus nicht daran angeschlossen. Statt dessen sahen wir Gefangene, die ein großes Schwungrad drehten, um Wasser zu pumpen, und bei ihrer Arbeit völlig durchgeschwitzt waren. In dem Pumpraum befand sich ein Ofen, damit die Ärmsten ihre durchnäßten Hemden dort wieder trocknen können. Lange kann es ein Mensch bei dieser unmenschlichen Pumparbeit nicht aushalten. *Gustav Menzel, M. d. L.*

Hohenzollerngriff

Bekannt ist, daß August Wilhelm der Malerei obliegt, der Schönmalerei. Als er nun an einem goldigen Herbsttage nach Motiven suchend die Flur der italienischen Schweiz durchstreifte, fiel sein schönheitstrunkenes Auge auf eine stattliche Villa, die es ihm stehenden Fußes antat. Wie lachte sein Künstlerherz beim Anblick dieses wahrhaft malerischen, wohlgepflegten Besitztums, dem der Lago Maggiore willig als Hintergrund diente! Flugs baute er die Staffelei und andres Künstlerrequisit auf, und, in der Linken ein japanisches Papierschildchen haltend, mit der Rechten den Pinsel geschickt handhabend, ging er hurtig daran, dieses stimmungsvolle Motiv im Bilde festzuhalten. Nicht ahnend, daß die Villa Emil Ludwig seine war. Was gäb' ich drum, wenn ich dies Bild besitzen täte!

C. Albrecht

Die Kaiser-Eiche

Eine unter vielen Eicheln hatte das Schicksal, nicht einer Wildsau zwischen die Zähne zu geraten. Was dann weiter geschah? Darüber gibt eine eherne Tafel im Kaiser-Wilhelm-Hain von Dortmund wie folgt Kunde:

1874 als Eichel von dem Prinzen Wilhelm von Preußen in dem Augarten bei Cassel aufgelesen,
1875 im Hausgarten des Fürstenhofes zu Cassel gepflanzt,
1877 von Cassel nach Bielefeld und
1880 vom Prinzen Heinrich von Preußen nach dem Kupferhammer bei Brackwede verpflanzt,
1892 hierher gestiftet.

Liebe Weltbühne!

Nach der Premiere von ‚Rose Bernd' erzählte Max Liebermann:

„Also da treff ick neilich Hauptmann im Tierjarten. Ick sahre zu ihm: ‚Herr Hauptmann, Sie sind een jlicklicher Mann.' ‚Wieso denn?', fraacht er. Und nu denkt er, ick wer sahren: Weil Sie so'n jroßen Erfolch jehabt ham – oder: Weil Sie so viel Talent ham. Aber ick sahre: ‚Weil Sie so scheen sind.'"

Sizilianische Vesper

Herr Watter sprach, im Stil von Karl May:
Ein kleines Blutbad, dann werden wir frei –
ha, wie ich die Feinde zerschmetter'!
Er sprach vom Fernzündungssprengkapselschuß,
von Blut und Revanche und drohte zum Schluß:
Unsre Technik wird unser Retter!

So warb er begeistert und infantil
für sein privates Heimkriegerspiel
Kanonen- und Fememordfutter.
Bis störender Weise, o Schmach und Gram,
der vorlaute Jungdo dazwischenkam.
Sonst wäre heut Alles in Butter.

Die Westarp, Graefe und Waldersee,
sie standen bei dieser Revanche-Idee
mit bebenden Nüstern Gevatter.
Und ob auch der Geßler redet und schreibt –
der Wahlspruch der blutigen Kindsköpfe bleibt:
Unsre Zukunft liegt auf dem Watter!

Karl Schnog

Pazifist. Die ‚Wochenschau', ein nationales Kopfblatt, hat französische Zeichnungen aus der ‚Illustration' übernommen, um damit deutschnationale Propaganda zu machen. Der VI. Friedenskongreß zu Bierville. Überschrift: „Sie fürchten den Tod." Da gibt es denn allerdings wohl nur eine Antwort: Ja. Einen so entsetzlichen, einen so unnützen, so sinnlosen Tod wie den Kriegstod – den hat man zu fürchten und mehr als das: zu verabscheuen. Es wäre gut, wenn sich viele Pazifisten fänden, die diesen Heldentrotteln nicht den Gefallen täten, die Berechtigung solcher Sätze auch nur durch Verneinung anzuerkennen. Es gehört viel mehr Mut dazu, den Vaterlandstod zu fürchten, als am Telephonhörer andre Menschen in diesen Tod zu hetzen, als am Redaktionstisch durch schlechte Gedichte andre Menschen in den Tod zu hetzen – ja: als selbst mit der Herde in den Tod zu wimmeln. Zu einem Sturmangriff gehört etwas Mut – Karl Liebknecht hat während des Krieges mehr Mut entwickelt als drei Sturmkompagnien zusammen.

Rätselrater. Die Beamten der Republik? „Was das Heer betrifft, so muß leider festgestellt werden, daß die sozialdemokratische Arbeiterschaft nicht die Entschlossenheit fand, den Schutz und die Befestigung der Republik in ihre eignen Hände zu nehmen." „Wir müssen fragen, mit welcher Gesinnung die Beamten der Republik gegenüberstehen. Wir dürfen uns davon nicht durch die theoretische Forderung abhalten lassen, daß auch der Beamte das Recht auf politische Überzeugung und Betätigung habe." „Es blieb der Republik also nichts übrig, als sehr vorsichtig und allmählich vorzugehen." Das, wahrhaftigen Gott, hat sie getan. Aber wer ist Der, deß Gram so voll Emphase tönt, der hier so klug, so überlegt, so überlegen zu entscheiden weiß, was hätte geschehen müssen, was geschehen muß? Doch sicherlich Einer, dessen Sachkenntnis feststeht? Einer, der sich auf der ganzen Linie bewährt hat? Es ist Wolfgang Heine, der nach dem Kapp-Putsch flog, weil er trotz aller Warnungen den bösesten Reaktionären in seinem Ressort aufgesessen war, der lebenskluge Mann. Ist denkbar, daß Jemand einen Chauffeur, der umgekippt und seinen Chef dabei getötet hat, über Unfallverhütung hört? Es ist nicht denkbar. Ist denkbar, daß ein so abgewirtschafteter Politiker nach solchen Mißerfolgen uns weiterhin politische Ratschläge geben darf? Daß so etwas gedruckt, gelesen, gehört wird? Es ist denkbar. In Deutschland.

Menschenfreunde. In Nummer43 hat Erich Mühsam für den politischen Gefangenen Johannes Szon die 150 Mark erbeten, die ein Hörapparat kostet. Bis jetzt sind 69 Mark eingegangen. Wer von euch gibt den Rest? Er kann auf das Postscheckkonto entweder der Roten Hilfe Deutschlands Berlin 109 676 oder des Verlags der Weltbühne Berlin 11 958 überwiesen werden.

Max Epstein. Sie beschweren sich, in Alfred Polgars Kritik an ‚Volpone' nichts davon gefunden zu haben, daß als Bearbeiter dieses Werks Sie Stefan Zweigs Vorgänger sind. Aber selbst ein Kritiker ist nicht allwissend: Deshalb nehme ich gern zur Kenntnis, daß Ihr ‚Volpone' unter dem Titel: ‚Die Kunst zu erben' als einaktiges Verslustspiel im Deutschen Schauspielhaus Hamburg .am 17. November 1908 zur Uraufführung gekommen und dann über mehrere deutsche Bühnen gegangen ist. Sie fahren fort: „Leiter des Deutschen Schauspielhauses war damals Baron v. Berger, der die ganze Literatur vor und um Shakespeare beherrschte. Ich hatte aus der fünfaktigen Komödie einen Akt gemacht, weil nach meiner Ansicht alles Übrige langweilig ist. Aber Das, was Polgar als interessant in dem Stück heraushebt, findet sich auch in meiner einaktigen Bearbeitung. Die Direktoren klagen immer über den Mangel an Stücken. Ich bin überzeugt, daß in Berlin kein Direktor meine ‚Kunst zu erben' oder

meine Bearbeitung von Voltaires Komödie ‚Das Herrenrecht' kennt. Dabei muß man bedenken, daß unsre Direktoren mich einigermaßen kennen.“ Wie sollen da die armen Teufel emporkommen, die ohne solche Beziehungen leben!

Referendar. Sollten Sie beim Assessor-Examen einen Fall von politischer Beleidigung erwischen: nehmen Sie sich nur das Material aus dem Lübecker Prozeß Weber mit. Ein nationaler Redakteur hatte den Senator Mehrlein und noch andre schwer beleidigt. Urteilsbegründung: „Der Angeklagte hat in 7 Artikeln ungeheure Beleidigungen und Schimpfwörter gegen die beiden Senatoren ausgestoßen... Das alles sind Beleidigungen, wie man sie schlimmer kaum denken kann. Der Wahrheitsbeweis für diese Behauptungen ist in keinem Fall gelungen, in fast allen Fällen überhaupt nicht versucht worden.“ Urteil? Tausend Mark Geldstrafe. Ich vergaß, hinzuzufügen, daß Mehrlein Sozialdemokrat, also vogelfrei ist. Sie müssen das in Ihrer Arbeit vermerken, sonst fallen Sie durch. Sie dürfen es nicht vermerken! sonst fallen Sie auch durch. Schreiben Sie einfach: „Alle Deutschen sind vor dem Gesetze gleich.“ Sie haben Richter zu Richtern; die glaubens Ihnen.

Sadist. Die Gräfin Strachwitz? Das sind für mich Kindheitsträume. Sie Jüngling brauchen nur ein nationales Kriegsbuch zu lesen. Dessen Ankündigung sieht so aus: „Wie wir geworden sind, wie unter tödlichen Eisenhämmern im Gifthauch mörderischer Gase unsre Seelen geformt wurden... das macht dem Verfasser Keiner nach in der Gestaltung.“ Sicherlich nicht. Und wenn Sie diese „Seelen“ ansehen: man siehts ihnen an, wie sie geworden sind.

Jude. Zeitungsberichten zufolge gabs wieder einmal einen Vortragsabend des Verbands nationaldeutscher Juden, die auf der rechten Seite von den Fußtritten der anständigen Deutschnationalen, auf der linken von den Fußtritten der anständigen Juden blaue, braune und grüne Flecke haben. „Dr. Max Naumann betrauerte tief die jüdische Jugend, die in zionistischer Verirrung in einem Idealismus, der als typisch deutsche Eigenschaft gelten kann, nach Palästina zieht. Viele Redner geißelten Juden wie S. Jacobsohn und K. Tucholsky (Weltbühne), deren undeutsche, zersetzende Gesinnung aufs schärfste angegriffen wurde. Sie gehören nach den Worten des Vortragenden einer jüdischen Clique an, von der der nationale Jude weit abrückt.“ Der nationale Jude Max Naumann so weit, daß er Juden genau solcher undeutschen und zersetzenden Gesinnung — selbst besonders gewissensfreie Vertreter ihres Berufs — als Rechtsanwalt, wenn auch hoffentlich ohne Honorar, vor Gericht vertritt. Was aber mich armen Cliquenbruder betrifft, so muß ich sagen, daß mir in den zweiundzwanzig Jahren meines Blattes kaum etwas mehr Freude gemacht hat als diese Ehrenerklärung. In dem Augenblick, wo ich erlebe, daß eine Zeile der „Weltbühne“ den Beifall der nationaldeutschen Juden findet, werde ich ernstlich erwägen, ob ich nicht um Deutschlands und um des Judentums willen verpflichtet bin, meine Tätigkeit einzustellen.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Siegfried Jacobsohn ✝

Siegfried Jacobsohn ist nicht mehr.

Eine zweiundzwanzigjährige Arbeit ist da unterbrochen, wo der Arbeiter zu ernten begann – ein schmerzloser Tod hat ihn genommen. Er ist nicht ganz sechsundvierzig Jahre alt geworden.

Was er hier aufgebaut hat, lebt; sein Verstand, sein Gefühl, sein Lachen rauschten durch diese Seiten. Dies Blatt war sein Geschöpf, sein lebendiges Geschöpf.

Ihm ganz allein verdanken wir, was er uns hinterlassen hat: Tag für Tag, Heft für Heft hat er sein Erbe errichtet, und weil es schön gewesen ist, ist es Mühe und Arbeit gewesen. Das artistische Feingefühl, mit dem er sein Theater ansah, saß ihm in den Fingerspitzen: so wie ein großer Direktor seine Schauspieler liebte er die Menschen, zog sie zu sich heran und formte aus ihnen ihr eigenes Ideal: ein unermüdlicher Menschen-Regisseur.

Wir alle, die wir unter seiner Führung gegen dieses Militär, gegen diese Richter und gegen diese Reaktion gekämpft haben, kennen seinen tiefsten Herzenswunsch: die Wahrheit zu sagen. Die Wahrheit Mozarts, die Wahrheit Schopenhauers, die Wahrheit Tolstois – inmitten einer Welt von Widersachern: die Wahrheit.

Jeder andre hat geschwiegen, wo er in den letzten Jahren sprechen ließ, viele haben Reklame blasen lassen, wo er schweigend vorüberging; er kannte in der Politik und in der Kunst keine Furcht.

Er hat uns, Mitarbeiter und Leser, zu seinem Werke bekehrt; er liebte, wie wir, Deutschland und wußte, daß dessen schlimmste Feinde nicht jenseits, sondern diesseits des Rheines wohnen.

Siegfried Jacobsohns Arbeit soll nicht umsonst gewesen sein. Organisches Leben zieht Leben an – es soll nicht untergehn.

Gib deine Waffen weiter, S. J. –!

Kurt Tucholsky

Kompromiß und Klarheit von Carl v. Ossietzky

Briand hat für sein Duell mit dem deutschen Außenminister eine höchst gefährliche Form unverwüstlicher Herzlichkeit gefunden. Jedesmal, wenn aus Stresemann plötzlich wieder der nationale Urton quillt, spricht Briand doppelt hinreißend europäisch. Jedesmal, wenn Stresemann seine weltbürgerlichen Empfindungen trotzig zu limitieren beginnt, setzt Briand dem Gefühl keine Schranken und fällt Madame Europa lachend und weinend um den Hals wie Einer, der sich akkurat nicht mehr halten kann. Dabei denkt Briand gar nicht daran, sich festzulegen oder etwa Positionen zu opfern. Aber selbst sein Nein klingt melodischer als ein Ja Stresemanns, und seine Weigerungen werden durch die kostbare Geste fast zum Geschenk. Stresemann, der übrigens schon ganz gut europäisch sprechen kann, begeht in entscheidenden Augenblicken immer wieder den Fehler, sich ausschließlich innenpolitisch einzurichten. Das zwingt dazu, nicht klüger zu sein als der Reichstag und mag die Emminger beglücken, wirkt aber außerhalb der deutschen Grenzen nicht so vorteilhaft, und schafft vor allen Dingen für Genf ungünstige Voraussetzungen.

Dieses nicht mehr ganz neuartige Spiel wäre leidlich amüsant, wenn nicht der einzige Geschädigte dabei der Völkerbund wäre. Denn grade in solchen Situationen zeigt er unheimlich kraß seinen völligen Mangel an Autorität. Alle diese Winkelzüge der großen Staaten, sich entweder um Selbstverständliches zu drücken oder eine Überlegenheit in die Wagschale zu werfen, bedeuten für ihn eine Minderung seines ohnehin geringfügigen moralischen Gewichtes. Der fehlende Wille zur Macht muß einstweilen durch etwas Theorie ersetzt werden. Da soll zum Beispiel über die wirtschaftlichen Sanktionen disputiert werden. Wie schattenhaft, wie unlebendig ist das! Papier, Papier, Stoff für Doktor-Dissertationen, nicht das, was uns unter den Nägeln brennt. Es gibt nur ein zentrales Thema: die Abrüstung. Hier, nur hier haben die Völkerbündler ihren Befähigungsnachweis zu erbringen. Daneben ist die Frage der Militärkontrolle in Deutschland eine sehr inferiore Sache. Aber für die Andern nützlich, weil von der Hauptsache ablenkend. Doch, Hand aufs Herz, prüfen wir die deutsche Politik, so müssen wir leider zu dem Schluß kommen, daß auch unsern passioniertesten Locarnesen fünfzig Jahre Militärkontrolle erträglicher sind als die allgemeine Abrüstung. Führen wir das Geschrei an die Genfer Tagung, führen wir die Hausse in Prognosen auf einen einfachen Nenner zurück: um Scheinprobleme werden Scheinkämpfe geführt. Nur wenn China die Drohung wahrmachen sollte, seine Zwangsverträge mit den Mächten zur Diskussion zu bringen, würde mitten in einem

Maskenball von Phrasen plötzlich die unerbittliche Wirklichkeit stehen.

*

Der „Manchester Guardian“ hat vor einigen Tagen bemerkenswerte Mitteilungen gemacht über eine gewisse Tätigkeit der Junkers-Werke in Rußland. Es muß sich um einen ziemlich argen Fall handeln, wenn ein so gewissenhaftes und Deutschland gegenüber stets offenkundig wohlwollendes Blatt wie dies, Reveille trommelt. Tragen die Bemühungen Herrn Nicolais Früchte? Es wird Zeit, dieses Dickicht gründlich zu durchleuchten.

Es ist mehr als einmal unwidersprochen behauptet worden, im Jahre 1925 hätten Besprechungen stattgefunden zwischen russischen Unterhändlern und Offizieren des Herrn General Heye, der damals als Wehrkreis-Kommandeur in Königsberg saß. Inzwischen ist Herr Heye Seeckts Nachfolger geworden. So peinlich die Enthüllungen des „Manchester Guardian“ für Herrn Stresemann grade jetzt als Auftakt der Genfer Verhandlungen sein mögen, einmal mußten die Mysterien der Brückenbauer nach dem Osten doch bekannt werden. Vertuschen hat keinen Sinn mehr.

Kürzlich weilte eine Delegation von ostpreußischen Notablen in Rußland. Über die Art und Weise diese Herren zu behandeln, sandte Botschafter Krestinski ein informierendes Telegramm nach Moskau. Darin wurde der Rat gegeben, die deutschnationalen Herren der Delegation mit ganz besonderer Hochachtung zu behandeln, dagegen die andern Mitglieder, von der Deutschen Volkspartei an, in gradueller Herabminderung der Wertschätzung. Hauptsächlich jedoch sei bei jeder Gelegenheit zum Ausdruck zu bringen, daß die Entlassung des Generalobersten von Seeckt einen schweren politischen Schaden für Deutschland bedeute.

Wir nehmen es den Russen gar nicht übel, wenn sie die Dummheit deutscher Spießbürger, die in Weltpolitik dilettieren, für ihre Zwecke gebrauchen. Rußland ist ein bedrohtes Land, und die Not schafft seltsame Schlafkameraden. Das sei den Russen gern konzediert. Aber: der gleiche General, der von den deutschen Kommunisten als Fascistenchef und leibhaftiger weißer Schrecken verketzert wurde, wird in Moskau noch heute als eine Art Bundesgenosse betrachtet. Hier stimmt etwas nicht.

Und wer leitet nun eigentlich das Zweiggeschäft der Roten Internationale in Deutschland: – Thälmann oder Westarp? Die Kommunistische Partei sollte sich einmal ernsthaft mit dieser Frage beschäftigen. Es würde ihre Selbsterkenntnis fördern.

*

Seit Wochen doktert der Reichstag jetzt an Geßler herum. Der Mann ist unmöglich, das weiß man, und trotzdem quält man

sich um eine Konkordienformel. Wahrscheinlich wäre Herr
von Seeckt noch heute im Amt, wenn zur Zeit des Münsinger
Skandals nicht grade Parlamentsferien gewesen wären. Der
Reichstag hätte es verstanden, auch diese völlig klare Situa-
tion zu vermasseln. So aber stand Seeckt ohne schützende
Zwischeninstanz der republikanischen Öffentlichkeit gegenüber:
die Presse führte den Kampf allein und siegte. Woraus zu er-
sehen ist, daß es in Deutschland ohne Zweifel demokratische
Energien gibt. Daß sie aber in den republikanischen Frak-
tionen des Reichstags am allerwenigsten zu finden sind.

Obgleich Loebe jetzt sehr heftig gegen Geßler trommelt,
gibt es unter den sozialdemokratischen Führern noch immer
genug, die den Sturz Geßlers nicht wünschen und mit neuen
„Zusicherungen“ zufrieden wären. Vor ein paar Tagen ging die
Mitteilung durch die Blätter, daß der General Loßberg dem-
nächst in den Ruhestand gesetzt werden würde. Das ist richtig,
aber unvollständig: mit Loßberg soll auch der General Rein-
hardt in Stuttgart abgehalftert werden. Über Loßberg braucht
kein Wort verloren zu werden, aber Reinhardt ist eine inter-
essante und wichtige Persönlichkeit. Im März 1920 war er
der einzige General, der bereit war, das Regierungsviertel gegen
die Döberitzer zu verteidigen. Er hätte eigentlich Chef der
Heeresleitung werden müssen, doch der ewig zweideutige
Seeckt fand wärmere Fürsprache. Statt dessen wurde Rein-
hardt beauftragt, eine verfassungsmäßige Musterbrigade zum
Schutze der Reichshauptstadt zu bilden. Als jedoch das Ent-
waffnungsgebot der Entente kam, wurde die republikanische
Mustertruppe selbstverständlich zuerst aufgelöst, und Rein-
hardt ging als Wehrkreiskommandeur nach Stuttgart. Tief ent-
täuscht und wohl auch in dem Gefühl, keinen Boden unter den
Füßen zu haben bei derlei Republik, näherte er sich schließlich
den Wehrverbänden. Jedenfalls ist er mit allen seinen Schwan-
kungen unter der neuen Generalität zur Zeit der einzige Mann
von Format.

So sieht Geßlers Kompromiß mit den Sozialdemokraten
aus: mit dem schlechtesten Mann soll auch der beste in die
Wüste geschickt werden. Eine ideale Lösung. Der sozialistische
Acheron hört zu schäumen auf und kehrt beruhigt in sein
breites Bett zurück. Die „Weltbühne“ wird demnächst auf die
Hintergründe dieser merkwürdigen Übereinkunft zurück-
kommen.

*

Stickige Opportunität. Das Nationalliberale grassiert als
Geistesseuche. Es ist eine Freude, daß es trotzdem noch Klä-
rungen gibt. Eine Freude, die kaum durch die Tatsache ver-
mindert wird, daß nicht die republikanische Linke den Fehde-
handschuh hingeworfen hat. Die Reaktion ist in die Offensive
gegangen, und wir sind ihr dankbar dafür. Das Schund- und

Schmutzgesetz hat eine Klarheit gebracht, die noch vor einer Woche nicht vorstellbar war.

Ursprünglich hat in allen Regierungsparteien eine recht geteilte Auffassung über die Zweckmäßigkeit der Vorlage bestanden. Man fühlte sich nicht wohl dabei. Dann begann der Proteststurm; es war wirklich so etwas wie eine Volksbewegung. Und nun geschah das, was wir so oft, zuletzt bei der Abfindungs-Campagne, erlebt haben: vor jeder Volksbewegung, vor jeder Regung spontaner Demokratie verhärtet sich der Reichstag dreifach. Es scheint, als würde bessere Einsicht gewaltsam niedergedrückt, nur damit Die da draußen nicht Recht behalten. Denn dieses Parlament ersetzt Würde und Haltung aus Bewußtsein inneren Wertes durch Corpsgeist. Nach der Zerstückelung des Gesetzes in der zweiten Lesung wußten mindestens die mittelparteilichen Deputierten, daß es unmöglich geworden war. Deshalb ließ man es nicht etwa fallen, sondern mogelte ein Kompromiß zusammen, indem man einfach die Länderprüfstellen in Reichsprüfstellen umtaufte. So entstand die Phalanx von Kube bis zu den demokratischen Jugendpflegern.

Im Reichstag hat Herr Külz für das Gesetz grade gestanden. Er war dazu ressortgemäß verpflichtet, aber sein Auftreten bezeugt auch, daß es ihm persönlich Spaß gemacht hat. Und trotzdem war der Herr Innenminister nur der Wandschirm des Reichskanzlers Marx. Vielleicht hätte Herr Külz das hoffnungslos zerrupfte Gesetz fallen lassen – er hat ja selbst erklärt, daß es für ihn keine Kabinettsfrage sei – aber für das Zentrum und seinen Kanzler war es eine. So mußte das Gesetz durch. Herr Marx, der immer ein schwarzer Orthodoxer war und vor Jahren schon sich mit Eifer für die Konfessionalisierung der Universitäten eingesetzt hat, ist auch hier sich selbst treu geblieben. Die demokratische Presse handelt unrichtig, sich ausschließlich gegen die Deutschnationalen zu wenden. Dieses Gesetz ist die persönlichste Angelegenheit des Zentrums gewesen. Natürlich war es dabei der Unterstützung der Rechten gewiß. Jetzt nach der Annahme kann man wieder Republikanische Union feiern.

Das Zensurgesetz ist da, und wir wollen gern gestehen: es gehört zum Bild der falschen Republik, seine Ablehnung wäre ein Stilfehler gewesen. Wir haben eine Dichterakademie und eine amtliche Kunstpflege, und wir haben ein Ausnahmegesetz gegen die Literatur. Das paßt schon zusammen. Die pompöse Fassade deckt eine Wachtstube.

Werden die deutschen Schriftsteller auch dies Signal überhören? Für geistige Freiheit und gegen die Zensur zu stehen, ist immer ihre beste Aufgabe gewesen. Der Musengott ist nicht nur der Herr der schönen Künste, sondern auch der Schinder des Marsyas. Voilà...

Ein Kaiserlicher Museumsdiener von Christoph

Dunkel und zerfahren ist die preußische Kunstpolitik. Unsre Parlamentarier, die darüber entscheiden sollen, was von den Kunstwerken, die sich in den ehemals königlichen Schlössern befinden, Staatseigentum werden und was den früheren Bewohnern und Nutznießern der von ihrem Volke erbauten Paläste verbleiben soll, sind in Kunstfragen meist vollkommen ahnungslos. Ist es doch vorgekommen, daß Herren, die der akademische Doktortitel schmückt, als die Landschaft von Hobbema, ein Stück von vielen Hunderttausenden Wert, aus ehemaligem königlichen Besitz im Kunsthandel auftauchte, ein recht dämliches Gesicht machten und fragten: „Hobbema? Was ist das? Hobbema?“

Im Preußischen Landtag weiß niemand von Kunstdingen Bescheid. Wer allenfalls etwas davon versteht, ist kein Republikaner. So liegt der Fall. Die Folge davon ist, daß unersetzliche Kunstwerte dem Staat entzogen und unbedenklich den Hohenzollern ausgeliefert werden. Aber das wäre nicht möglich ohne die Beihilfe gewisser Elemente in den Ministerien.

Einer der gefährlichsten Handlanger der Hohenzollern ist der Ministerialdirektor Dr. Hübner im Finanzministerium. Er gehört zu jenen Wölfen im Schafspelz, zu jenen Scheinrepublikanern und „Auchgenossen“, auf die unsre Sozialisten verhängnisvollerweise hereingefallen sind in den Novembertagen 1918.

Seine segensreiche Tätigkeit begann damit, daß er die Regierung anflehte, sie möge das Berliner Schloß von den Matrosen säubern, die Kunstwerke darin befänden sich in höchster Gefahr. Das befanden sie sich zwar nicht, denn, wie sich später herausstellte, war nicht geplündert worden: Die Silberkammer und selbst der Weinkeller waren unangetastet. Dafür aber wurde zur „Rettung der Kunstwerke“ das Schloß mit Kanonen beschossen und schwer beschädigt: plastische Zierraten, wie die Karyatiden von Schlüter wurden damals zerstört, die man nicht wieder hat ersetzen können. Es ist zehn gegen eins zu wetten, daß die Matrosen auf gütliches Zureden freiwillig das Schloß geräumt hätten. Aber Herren wie Hübner waren eben nicht für gütliches Zureden, sondern für „scharfes Durchgreifen“.

Jahre hindurch wirkte der Dr. Hübner in der Stille. Er hatte sich auf der Pfaueninsel, in der Nachbarschaft der Königin Luise, ein idyllisches Heim zugesprochen. Die Atmosphäre muß seiner republikanischen Gesinnung nicht zuträglich gewesen sein, denn er, der Dr. Hübner, war es, der die famose Vasengeschichte in diesem Sommer einfädelte. Er veranlaßte den Generaldirektor der Staatlichen Museen, aus den kunstgewerblichen Sammlungen im Berliner Schloß sieben besonders wertvolle Stücke, nämlich zwei Sèvres-Vasen, drei ebenfalls französische Marmorvasen aus der Zeit Friedrichs d. Gr. und zwei silberne Barockstatuetten auf einen Tag leihweise der Ex-Kronprinzessin Cäcilie ins Holländische Palais zu schicken. Die Kunstwerke kamen am nächsten Tag nicht zurück, wohl

```
aber ein Allerhöchstes Handschreiben: die Sachen seien so
wunderschön, daß sich die Hohe Frau unmöglich davon trennen
könne. Weg waren sie. Ein gebrochenes Fürstenwort mehr.
In Potsdam lachten sich die Hofdamen beim Kaffeekränzchen
halb tot über den gelungenen Spaß und die gelackmeierte Re-
publik.

Herr Hübner hatte die Suppe eingebrockt: auslöffeln
konnte sie der Generaldirektor. Die leere Vitrine im Schloß-
museum fiel peinlich auf, es gab Proteste und Mahnungen nach
Oels. Wochenlang hatte man dort ein dickes Fell. Schließlich
mußte doch irgend etwas geschehen: man schickte die sieben
Stücke zurück – aber nicht ins Schloßmuseum, wo sie hinge-
hörten, sondern ins Palais Kaiser Wilhelms I. Das wurde näm-
lich als Eigentum der Krone angesprochen, und ist auch richtig
am 1. November 1926 samt allen darin befindlichen Kunst-
gegenständen in den Besitz der Hohenzollern übergegangen.
Das ist ihnen also mit Hilfe des von der preußischen Republik
besoldeten Ministerialdirektors Hübner glänzend gelungen,
der Staat freilich, dem dieser Herr angeblich dient, kann in den
Mond gucken. Ein Museumsbeamter, der dem demokratischen
Abgeordneten Bohner die Unterlagen für eine Anfrage im
Landtage geliefert hatte, wurde dafür von einem Kollegen
Hübners, dem Ministerialdirektor Nentwig, mit einem Diszipli-
narverfahren bedroht.

So gehts in der sogenannten „preußischen Republik“ zu.

Übrigens hat der Dr. Hübner auch bei dem katastrophalen
Umbau des Knobelsdorffschen Opernhauses Unter den Linden
seine Hände im Spiel. Er gehört zu den Vätern dieses schauer-
lichen Projekts, über das jeder entsetzt ist, nur das Finanz-
ministerium nicht. In der „D.A.Z.“ betätigt sich Hübner auch
journalistisch. Vor kurzem hat er „nachgewiesen“, daß alle
Kunstwerke in den ehemals königlichen Schlössern recht-
mäßiges Eigentum der Hohenzollern seien. Und jetzt schlägt
jemand, der ihm offenbar sehr nahesteht, in derselben
„D.A.Z.“ vor, seine Stellung, die er als „Generaldirektor der
Schlösser und Gärten des ehemaligen Königshauses“ bekommt
– dem Verdienste seine republikanische Krone! – zu einem
„Staatssekretariat der schönen Künste“ zu erweitern!

Vermutlich wird – wenn so wie bisher weitergewurstelt
wird – die preußische Republik auch das noch schlucken!
```

Preußen

Sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reduziert sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viele Sottisen zu Markt zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie sich doch einmal einen in Berlin versuchen, über andre Dinge so frei zu schreiben, dem vornehmen Hofpöbel die Wahrheit zu sagen, lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Untertanen, der gegen die Aussaugung und den Despotismus seine Stimme erheben wollte, und Sie werden bald die Erfahrung machen, daß Preußen bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist.

Lessing an Nicolai 1769

I. Der Vorwand

Am 31. Oktober 1926 wird Mussolini in Bologna von dem fünfzehnjährigen Fascisten Anto Zamboni angeschossen, bleibt aber dank dem Panzerhemd, das er ständig trägt, unverletzt. Der Attentäter hingegen wird sofort gelyncht. Seine Leiche, aus vierzehn Dolchstichen und zahllosen Revolververletzungen blutend, hängt vier Stunden lang an einer Laterne vor dem Palazzo Accursio.

II. Repressalien

Sofort ist in Italien die fascistische Meute entfesselt. Die Regierung gewährt den Fascisten achtundvierzig Stunden „Freiheit“, die indes noch nach drei Wochen ungehindert weiter tobt. Daß seitdem tausend Wohnungen zerstört worden sind, ist sehr niedrig gegriffen.

In Rom werden, unter andern, zerstört die Wohnungen von Alberto Giannini, Herausgeber des Witzblatts ‚Attaccabottoni‘; des Abgeordneten Sardelli; des Bildhauers Ettore Ferrari, Ehrenhochmeisters des Freimaurerordens; des Generals und Abgeordneten Bencivenga; des Redakteurs Cianea; die Büroräume der maximalistischen und der unifizierten Sozialisten und der Republikanischen Partei; die Häuser des Abgeordneten Compradonico und des ehemaligen Außenministers Graf Sforza.

In Genua: die Häuser des sozialistischen Abgeordneten Rossi und seines Sohnes; des sozialistischen Abgeordneten Canepa, Herausgebers der Tageszeitung ‚Lavoro‘; des Redakteurs Ansaldo; des Redakteurs Faralli, Korrespondent des ‚Avanti‘; der Advokaten Uttini, Lotti und Papone; des Herrn Beccaro, Hauseigentümers des ‚Lavoro‘; des Herrn Bordiga, Verwalters des ‚Lavoro‘.

In Neapel werden am 1. November hundert fascistische Häftlinge aus dem Polizeigefängnis befreit und im Anschluß daran viele Geschäfte, die zu flaggen versäumt haben, geplündert, aus den Zeitungskiosken die ausländischen Blätter entnommen und verbrannt und, unter andern, die Wohnungen folgender Personen verwüstet und teilweise angezündet: des Senators und ehemaligen Unterrichtsministers Professor Benedetto Croce (von seiner riesigen, unschätzbaren Bibliothek ist nichts übrig geblieben); des Abgeordneten und ehemaligen Justizministers und Kammerpräsidenten Rodino; des Abgeordneten Arturo Labriola; des ehemaligen Bürgermeisters von Neapel und Abgeordneten Pressutti; des Abgeordneten und Dramatikers Roberto Bracco; der Abgeordneten Lucci, Sandrelli, Janfella, Scarfoglio.

Padua: Verwüstung der jüdischen Synagoge; der Wohnung des Advokaten Toffania und vieler andrer Häuser.

Venedig: Verwüstung der Räume von vierzehn katholischen Clubs; des Büros der Ingenieure Samaso Carli und Fano; des Advokaten Corneldi und vieler andrer Wohnungen und Geschäftshäuser.

Mailand: das Haus des Grafen Sforza, Bruders des ehemaligen Außenministers; des Commendatore Toeplitz, Generaldirektors der Banca Commerciale; des früheren sozialistischen Bürgermeisters Caldari; des frühern zweiten Bürgermeisters Brigatti; des Schriftstellers Mario Mariani; der sozialistischen Abgeordneten Treves, Bentini und Dugoni; des republikanischen Abgeordneten Chiesa; des Abgeordneten Salvalai; viele andre Wohnungen, Büroräume, das Verlagshaus ‚Cultura‘ und Geschäftshäuser, im Ganzen bisher über zweihundert.

Castiglioncello: Verwüstung der Villa des Herzogs von Cesaro, ehemals Minister in Mussolinis erstem Koalitionsministerium, Neffe Sonninos.

Bergamo: unter andern die Häuser des Abgeordneten und ehemaligen Ministers Garazzoni und des Grafen Secco-Suardo.

San Gregorio della Alpi: Verwüstung der Pfarrei.

Viareggio: viele Cafés zerstört sowie die Villa des Abgeordneten Benedetti.

Legnano: viele Brandstiftungen.

Cagliari (Sardinien): die Universität, eine Schokoladenfabrik, ein Möbelmagazin und mehrere Büros und Wohnungen verwüstet.

Corno: unter den vielen verwüsteten Häusern sind die der Abgeordneten Beltramini, Frontini, Noseda und des Pfarrers Mojona.

Forli: das Haus des republikanischen Abgeordneten Macrelli.

Benevent: das Haus des Abgeordneten De Caro völlig vernichtet.

Torre del Greco: das Haus des frühern Bürgermeisters Palomba.

Treviso: das Spital angezündet.

III. Tätliche Angriffe auf Leib und Leben

In den ersten drei Wochen sind mehr als sechstausend erfolgt und haben vielfach Tod oder schwere Schädigungen zur Folge gehabt.

Rom: schwer verwundet der Advokat Loverde und der Professor Schiavetti, Herausgeber der ‚Voce Republicana‘.

Genua: vom 1. bis 3. November wurden viele Verwundete in den Hospitälern untergebracht. Bei dem Kampf um das Haus des Abgeordneten Rossi wurden zwei Fascisten und ein Polizist getötet, zwanzig Personen verwundet.

Neapel: viele Verletzte, die in langen Reihen von Lastkraftwagen in die Krankenhäuser gebracht wurden.

Legnano: der ehemalige Bürgermeister Ponchielli sehr schwer verwundet.

Mailand: die Büro-Angestellten, die die Mitgliederlisten der Maximalistischen Partei nicht ausliefern wollten, sowie der Parteisekretär Florio schwer verletzt; ferner: Salarini, Redakteur des ‚Avanti‘, Leonetti, Chefredakteur der ‚Unita‘, der Schriftsteller Mario Mariani, der Journalist Sylvestri, der Abgeordnete Bentini (sehr schwer) verletzt; die Arbeiter Borsani, Barilati und Suardi getötet.

Cagliari: der Abgeordnete Lussu überfallen; in der Notwehr tötet er einen seiner Angreifer.

In Bolzeneto, Parma, Como: blutige Prügeleien.

Viareggio: der Abgeordnete Luigi Salvatori sehr schwer verletzt, desgleichen eine große Menge andrer Einwohner.

Venedig, Padua: besonders viele Verletzte in die Krankenhäuser überführt.

Vicenza: der Bischof, der die Gewalttaten mißbilligt, wird überfallen und mit knapper Not von der Polizei in Sicherheit gebracht.

Treviso: drei Insassen des von den Fascisten angezündeten Spitals sterben an den Folgen der Mißhandlungen, die sie erlitten.

Bergamo: Graf Secco-Suardo sehr schwer verwundet, ferner der Lehrer Fachery, Advokat Briolini und viele Geistliche. Der frühere (katholische) Minister Garazzoni wird verprügelt, angespien und mit einem Strick um den Hals auf den Marktplatz geschleppt, wo an einem Galgen eine Scheinhinrichtung an ihm vollstreckt wird. Er ist schwer erkrankt.

Palermo: viele Überfälle; Einzelheiten fehlen.

Busto-Arsigio: dreißig bis vierzig Verletzte.

Forli: die Fascisten rühmen sich vieler Überfälle; Einzelheiten fehlen.

Aus den Provinzen Toscana und Romagna kommen grausig klingende aber noch unbestätigte Nachrichten.

IV. Verhaftungen

Die Zahl der Verhafteten und an einen bestimmten Zwangswohnort Verwiesenen dürfte mit zwanzigtausend wohl zu niedrig angegeben sein.

Bologna: mehr als dreitausend Verhaftete, die zum Teil, da der Raum fehlte, in andre Orte überführt wurden.

Parma: siebzig Verhaftungen.

Modena: hundert Verhaftungen.

Reggio: zweihundert Verhaftungen.

Cagliari: neunzig Verhaftungen, darunter der Abgeordnete Sanna-Raudaccio, ehemals Unterstaatssekretär der Justiz, und viele Advokaten.

Mailand: fast alle Abgeordneten der Opposition sind verhaftet.

Como: neunundsechzig Personen wurden verprügelt und dann verhaftet, darunter die Abgeordneten Frontini, Cazzamalli, der Priester Don Majana, der frühere Bürgermeister Nulli und alle Advokaten, die nicht Mitglieder der Fascistischen Partei sind.

V. Unterdrückung der Presse und Zerstörung der Redaktionen

Alle Zeitungen und Zeitschriften der Opposition ohne Ausnahme sind verboten.

Fascistische Banden zerstörten:

in Rom: die Räume des ‚Mondo‘, des ‚Risorgimento‘ und des ‚Voce republicana‘,
in Genua: Räume und Maschinen des ‚Lavoro‘,
in Mailand: Räume und Druckereien des ‚Avanti‘ und der ‚Unita‘,
in Neapel: sämtliche Exemplare des ‚Berliner Tageblatts‘, der ‚Times‘, des ‚Journal‘ und des ‚Matin‘ vom 1. November,
in Venedig: Büros und Druckerei des ‚Gazettino‘,
in Triest: die Redaktion des katholischen ‚Nuovo Trentino‘ und die Druckerei Tridentina sowie die Büros der ‚Azione Cattolica‘,
in Cagliari: die Druckereien des ‚Solco‘ und des ‚Corriere di Sardegna‘,
in Padua: die bischöfliche Druckerei.

VI. Verbannungen und Proskriptionslisten

Aus allen Orten kommen Nachrichten von Ausweisungen vieler angesehener Bürger. Andre sind als Geiseln auf geheime Listen gesetzt und sollen beim nächsten Attentat ermordet werden.

VII. Deportationen nationaler Minderheiten

In der Provinz Gorizia sind viele Slowenen auf die Inseln, andre sogar nach Afrika deportiert worden. In Laibach und Lubiana treffen viele Flüchtlinge ein.

VIII. Entführungen (und Ermordungen)

Mailand: der kommunistische Abgeordnete Refossi und der Journalist Schiavetto sind verschwunden.

Pesciano: der sozialistische Abgeordnete Oro Nobili wurde sterbend auf der Landstraße nach Todi gefunden und in das dortige Hospital überführt.

Padua: Der Arzt Dr. Sylvestri wurde von Fascisten verschleppt und ist verschwunden.

Forli: der Advokat Spallini wurde mit Revolverschüssen verfolgt und ist verschwunden.

Torre del Greco: die Frau des frühern Bürgermeisters Palomba ist seit der Zerstörung ihres Hauses verschwunden.

*

Alle diese Mitteilungen beruhen auf zuverlässigen Berichten sowie auf Notizen der fascistischen Presse, die die Schandtaten dieser Wilden in Mussolinis „Lande der Ordnung“ wohl eher verringert als aufgebauscht haben wird.

Die Preußen in Frankfurt 1866 von Hermann Wendel

Sechs Uhr Abends schlug es vom Pfarrturm und Katharinen-
turm und von den andern Kirchen der annoch freien Stadt,
da sprengte es vom Hanauer Bahnhof daher und preschte in
die Friedberger Anlage, Husaren, sechs, acht, zehn, den Kara-
biner aufgesetzt, den Säbel am Faustriemen, mit grimmen
Blicken: die ersten Preußen!

Die Bürger standen schweigend und gafften. Der Äpfel-
wein hatte ihnen schon vor diesem 16. Juli 1866 nicht mehr
recht schmecken wollen. Jetzt drückten sie sich gesenkten
Kopfes bei Seite; sie ahnten, was ihnen, was ihrer Stadt bevor-
stand. Die Preußen waren da!

Zwar hatte Frankfurt sich auch dann nicht als mit den Ho-
henzollern im Kriegszustand befindlich betrachtet, als am 21. Juni
der preußische Resident seine Koffer gepackt hatte. Mitnich-
ten! Mitnichten! Das freistädtische Linienbataillon, obwohl
zum achten Bundesarmeecorps gehörig, war keineswegs mobil-
gemacht worden; es wäre wohl auch ein Versuch am untaug-
lichen Objekt gewesen, denn nach einem Bericht des Kriegs-
zeugamts fehlten Feldflaschen und Feldkessel, und selbst die
Helme waren höchst schadhaft. Ja, als der Bundestag vom
Senat die Kosten für die Anlage von acht Schanzen zur Ver-
teidigung der Stadt herauszuschlagen suchte, wurde diese Zu-
mutung mit Händen und Füßen abgewehrt, weil die freie Stadt
Frankfurt keinen Krieg führe und nicht verteidigt werden
wolle. Auf der letzten Sitzung, die die deutsche Bundesver-
sammlung überhaupt abhielt, am 11. Juli, erhob der Senator
Dr. Müller sogar in aller Form dagegen Widerspruch, daß das
Oberkommando nunmehr auf eigne Faust Feldbefestigungen
aufwerfen ließ.

Aber kriegführende Partei oder nicht: zwischen Sachsen-
häuser und Friedberger Warte wußte männiglich über die Preu-
ßen, ihre Ansichten und Absichten Bescheid. Seit in der Pauls-
kirche das Revolutionsparlament, die deutsche Nationalver-
sammlung, getagt hatte, seit die Stadt ein wogendes Meer von
schwarzrotgoldenen Fahnen geworden war, erschien sie dem
borussischen Junkertum als politisches Sodom und Gomorrha.
Weil in ihrem Bannkreis nicht geduckte Kossäthen vor dem
Gutsherrn mit der Mütze in der Hand dastanden, sondern freie
„Berjer“ in Heckenwirtschaften über die hohe Obrigkeit zu
krätschen wagten, galt die Stadt allen hinterpommerschen
Rückwärtsern als Ausbund roter Demokratie. Hatte nicht
unlängst noch die ‚Kreuz-Zeitung‘ gezetert, daß die Stadt unter
dem Terrorismus einer unverschämten Demagogie stehe? War
nicht dem preußischen Bundestagsgesandten v. Bismarck 1851
der kalte Schauder über den Rücken gelaufen, als auf einem
Waldfest vor den Toren fröhlich das Hambacher und das
Hecker-Lied gekräht wurde? Hatte er nicht gradezu entsetzt
vermerkt, daß der Masse der Bevölkerung jedes innere
Christentum, jede Achtung vor der Autorität abhanden gekom-
men sei, und daß sie durchaus mit der Revolution sympathi-
siere?

Sie hätten denn schon längst gern die Frankfurter jedes freie Wort, jede großdeutsche Losung, jede schwarzrotgoldne Fahne böse entgelten lassen, die Herren in Berlin. Wie lachte man in der Wilhelm-Straße über die Souveränität dieses Liliputstaats! Bismarck, als Ministerpräsident von seinem Vertreter in Frankfurt durch Depesche über die Wahl der beiden regierenden Bürgermeister für 1865 unterrichtet, hieb ärgerlich an den Rand: „Kein Telegramm wert!“ Schon vierzehn Jahre zuvor hatte er als Bundestagsgesandter den offenen Rechtsbruch gegen die freie Stadt, nämlich die „Besitzergreifung und die militärische Handhabung der hiesigen Polizei“ – selbstverständlich zur Bekämpfung der Revolution! – empfohlen, 1852, durch Artikel Hadermanns gereizt, mit dem Gedanken gespielt, „die Druckerei des ‚Volksfreund‘ von einem gemischten Kommando der Bundestruppen besetzen und schließen zu lassen und dann die Folgen zu gewärtigen“, 1864 wegen des Angriffs eines Winkelblattes auf den König dem Senat bedeutet, die preußische Regierung werde am Ende nicht umhin können, sich in irgendwelcher Weise selbst Recht zu schaffen, und der im Oktober 1865 zu Frankfurt abgehaltene Abgeordnetentag beschwor abermals eine dreiste Berliner Drohnote herauf; von dem ältern Bürgermeister gefragt, ob unter dem „eignen Eingreifen“, das das Schriftstück an die Wand malte, militärisches Einschreiten zu verstehen sei, meinte der preußische Resident behaglich, daß das schon zutreffen könne.

Immerdar gehörte solche Nichtachtung der staatlichen Freiheit Frankfurts zum borussischen Verkehrston. Als im Sommer 1859 wegen des italienischen Krieges ein preußisches Observationscorps an den Rhein geschoben werden sollte, mußte sich General Vogel von Falkenstein, Stabschef dieser Armee, mit dem Senat über Durchmarsch und Einquartierung der Truppen heftig auseinandersetzen. Hier pochte man auf die verbriefte Selbständigkeit der Stadt, dort schlug man höhnend an den geschliffenen Degen. Rot vor Grimm, daß simple Zivilisten so goldnen Epauletten zu widerstreben wagten, schnarrte der General, er werde sein Kriegsvolk sich selbst einquartieren lassen und wolle doch mal sehen, wie lange die Souveränität der Stadt vor 100 000 Gewehren stichhalte!

In den letzten Wochen gar hatte die Gereiztheit der preußischen Gewalthaber gegen Frankfurt den Siedegrad erreicht, ‚Kreuz-Zeitung‘ und ihr gesinnungsverwandte Blätter tobten mit allerhand Hetzlügen gegen das „Demokratennest“, von Bismarck wußte man, daß er es an argen Drohungen nicht fehlen ließ, aus dem Gefühl einer ganzen Herrenschicht heraus schrieb der preußische Finanzminister v. d. Heydt einer bekannten Dame in der verhaßten Stadt, mit Frankfurt müsse abgerechnet werden, und die Offiziere der Regimenter 30 und 32, ehedem zur Bundesgarnison gehörig, baten sich aus, die ersten in der Main-Metropole zu sein, „um es die Frankfurter fühlen zu lassen“. Jetzt war die Stunde der „Abrechnung“ und des „Fühlenlassens“ da. Seit der achten Abendstunde widerhallten die Häuserreihen der Zeil von dem taktmäßigen Geklapp preußischer Kommißstiefel. Kompagnie um Kompagnie, Bataillon

um Bataillon, Batterien dazwischen und Reiterei, rückte die Division Göben ein. Vor dem ‚Englischen Hof‘ nahm der Oberkommandierende der Main-Armee, hoch zu Roß, von seinem Stab umgeben, den Vorbeimarsch ab, eine ungemütlich hagere Gestalt mit Sperberkopf und finsterm Blick: General Vogel von Falkenstein, kein andrer als jener, der vor sieben Jahren den Konflikt mit dem Senat gehabt und mit der Macht der Bajonette aufgetrumpft hatte.

*

Morgen des 17. Juli. Musketiere stauen sich vor einem Hause der Eschenheimer Gasse, da, erschreckt und wirr, der Besitzer versichert, daß es schon bis zum Dach hinauf mit Einquartierung belegt sei, aber vom Gaul herab kräht eine herrische Offiziersstimme: „Wir kommen als Feinde in diese verdammte Stadt – werft die Leute aus den Betten und legt euch hinein!“

Die Lage begriffen hatte von vornherein der Leutnant Brünning, der noch am Abend des Einmarschs als Wachthabender der Hauptwache der Frankfurter Obrigkeit den immerhin klassischen Zettel schickte: „Der Magistrat der freien Reichsstadt Frankfurt hat für die Hauptwache sofort zu gestellen: erstens für die (sechs) Offiziere: Sechs Flaschen Champagner, 6 Portionen warmes Abendessen, 200 feine Zigarren; zweitens für die Mannschaften (75 Mann): 180 Flaschen Wein, 2000 Stück Zigarren, gute Sorte, 400 belegte Butterbrote.“ Als nach einiger Zeit an der verlangten Menge Wein noch eine Anzahl Flaschen fehlte, bedrohte der kleine Herrgott, falls sie binnen 10 Minuten nicht zur Stelle seien, die städtische Einquartierungskommission mit Verhaftung. Den „Eroberern“ mußte schon der Kamm schwellen, wenn sie weiterhin sahen, wie sie auf Kosten der Bürgerschaft herausgefüttert wurden; die mit Verpflegung einquartierten Mannschaften hatten zu bekommen: morgens Kaffee mit Zutat, mittags ein Pfund Fleisch mit Gemüse und Brot sowie eine halbe Flasche Wein, abends einen Imbiß samt einem Seidel Bier und außerdem täglich acht Zigarren. Das Rauchzeug mußten die Quartierwirte in dem „Requisitionsmagazin der Feldintendantur der Main-Armee“ kaufen, weil die preußische Verwaltung derart die im böhmischen Feldzug erbeuteten k. k. Monopoltabakvorräte am bequemsten an den Mann brachte. Weit üppiger ließen es sich die Herren Offiziere gehen. In den Hotels und Gasthöfen schlampampten sie auf Rechnung der Stadt, froh, einmal nach Herzenslust in Sekt schwelgen zu können, und bezahlten auch Droschkenfahrten und Waren aller Art wie Handschuhe, Mappen und Blumen vergnügt lächelnd mit Gutscheinen auf die Stadtkasse. Als die Verpflegungskommission, sinnloser Vergeudung Einhalt zu tun, die Ansprüche jedes Dienstgrades festzulegen versuchte, verwarf Vogel von Falkensteins Nachfolger, General v. Manteuffel, diese Regelung mit der höhnischen Bemerkung, es vertrage sich nicht mit der Ehre preußischer Offiziere, daß man ihnen vorschreibe, bis zu welchem Betrag sich ihr Abendessen belaufen, und welche Weine sie trinken dürften.

Von den Mannschaften gestand mancher seinen Quartier-

gebern nach kurzer Frist erstaunt und beschämt, daß die Vorgesetzten ihnen von den Frankfurtern ganz falsche Bilder, wahre Schreckbilder gemacht hätten; aber nicht jeder kam zur rechten Zeit zur Einsicht, und die planmäßige Verhetzung von oben tat das ihre. Als ein Bürger sich bei einem Offizier über die Roheit der einquartierten Mannschaften beklagte, erhielt er die achselzuckende Antwort: „Meine Leute haben den Befehl, sich in Frankfurt so schroff wie möglich zu benehmen.“ Andre Epaulettenträger ermunterten ihre Untergebenen, sich im Quartier ja nicht vor den feinen Möbeln und guten Fußböden zu scheuen, sondern nach Belieben drauflos zu wirtschaften.

Hand in Hand mit der Zwiebelung der einzelnen Bürger ging die Bedrückung der Stadt als solcher. Die Senatoren Bernus und Speltz wurden, weil man ihnen am meisten Entschlossenheit zutraute, auf die Hauptwache gesetzt. Die Männer freilich, an denen die Berliner Gewalthaber am liebsten ihr Mütchen gekühlt hätten: Leopold Sonnemann, Nikolaus Hadermann und Friedrich Stoltze hatten die preußischen Bajonette nicht abgewartet, sondern waren nach Stuttgart entwichen. Dafür wurden Redaktion und Druckerei der ‚Neuen Frankfurter Zeitung‘ militärisch besetzt und das Weitererscheinen des Blattes untersagt; das gleiche Verbot traf ‚Postzeitung‘, ‚Volksfreund‘, ‚Latern‘, ‚Tageblatt‘ und ‚Neue Nachrichten‘. Vor allem aber gedachte man, das „renitente Frankfurt“ durch einen goldnen Aderlaß kirre zu kriegen. Schon gleich nach dem Einzug Vogel von Falkensteins mußte die Stadt außer dreihundert Reitpferden, für jeden Soldaten der Main-Armee ein Paar Stiefel liefern und hatte überdies eine Jahreslöhnung der Armee auf den Tisch zu schütten; in acht Eisenbahnwaggons rollte das Geld, über 5¾ Millionen Silbergulden, nach Berlin. Aber das war erst der Auftakt. Bismarcks zürnende Brauen hingen über der Stadt, als Manteuffel im barschesten Ton von ihr Zahlung von 25 Millionen Gulden Kontribution binnen vierundzwanzig Stunden verlangte. Bleich und starr standen Fellner und Müller vor der ungeheuerlichen Forderung, doch der General blieb unerbittlich. Mit unheilvollem Lächeln mahnte er die Bevollmächtigten Frankfurts, nicht durch passiven Widerstand Anlaß zu geben, daß dem Kriege ein Charakter aufgedrückt werde, der dem Geist des Jahrhunderts nicht entspreche. War das schon eindeutig genug, so legte er den Beiden, um ihnen die Verantwortung vor ihren Mitbürgern zu erleichtern, obendrein nahe, sie sollten ihre Nachgiebigkeit mit seiner Drohung begründen, daß er bei Nichtzahlung morden und brennen und sengen und plündern lassen werde!

Kauerte in der nächsten Stunde wie ein Nachtalb auf der Brust aller Bürger das Gerücht, daß der Stadt Plünderung, vielleicht gar Beschießung bevorstehe, so gehörte die bewußte Erregung von Furcht und Schrecken eben zu den Ruten, mit denen das „Demokratennest“ zu züchtigen war. Darum widersprach Manteuffel dem Gerücht nicht, „weil eine solche Erklärung als Konzession ausgelegt worden wäre“, und auf eine Anfrage der fünf Großmächte-Gesandtschaften, was es mit den Redereien von „Plündern, Anzünden oder Bombardieren für

eine Bewandtnis habe“, erwiderte der Stadtkommandant Oberst v. Kortzfleisch, daß die Befürchtungen nicht unbegründet seien. Die gequälten Nerven des alten Bürgermeisters Fellner rissen endlich, als die Gesetzgebende Versammlung, erst aufgelöst und dann zum Zweck der Kontributionsbewilligung noch einmal zusammenberufen, der Auflage nicht zustimmte; dem preußischen Verlangen nach einer Liste ihrer Mitglieder, damit sie mit Strafeinquartierung gehörig heimgesucht werden könnten, entzog er sich durch freiwilligen Tod.

Als sein Schwager, Appellationsgerichtsrat Dr. Kugler, dem General Röder den Strick brachte, mit dem sich Fellner erhängt hatte, schmauchte der Gewaltige ruhig seine Zigarre weiter und erklärte seelenruhig: „Die Kontribution muß doch bezahlt werden!“ Auch Bismarck tobte über den vermeintlichen „passiven Widerstand“ Frankfurts und befahl dem in der Stadt kommandierenden General, neue Saiten aufzuziehen, nämlich: für jeden Tag Verzögerung die Kontribution um eine Million Gulden zu erhöhen, allen Eisenbahn- und Telegraphenverkehr einzustellen, sämtliche Wirtschaften und andern öffentlichen Lokale zu schließen und am Ende die Stadt für Menschen und Waren jeder Gattung zu sperren. Auf die Kunde von dieser Weisung, die Frankfurt mit Hungersnot bedrohte, sprengte die Bestürzung der Bevölkerung sämtliche Schranken; Alles verproviantierte sich, so gut es gehen wollte. Wirksam allerdings ward die Drohung nicht mehr, denn inzwischen hatten im Hauptquartier mächtige Einflüsse zuwege gebracht, daß die Daumschrauben nicht fester angezogen wurden, und auch das einmütige Aufsehen, das die Mißhandlung Frankfurts im Ausland erregte, empfand man allgemach als peinlich. Ebenso hielten in Preußen selbst sehr besonnene, patriotische und von Bismarcks Politik eingenommene Männer nicht mit schärfster Mißbilligung der grausamen Quälereien zurück, denen Frankfurt ausgesetzt war. Der fortschrittliche Abgeordnete Harkort rückte sie in der zweiten Kammer mit der „Methode der Helden des dreißigjährigen Krieges“ in eine Reihe und hieß das Verfahren gegen die Stadt einen „Rostflecken auf dem preußischen Ehrenschild“, und Bennigsen nannte das Ganze „eine unerhört miserable Geschichte, unvernünftig in der Anlage und über die Maßen gemein in der Ausführung“.

In der Seele der alten und echten Frankfurter aber blieb der vergiftete Stachel der Erinnerung durch Jahrzehnte. Als ein halbes Jahrhundert seit jenen betrüblichen Ereignissen verstrichen war, durfte ihrer im Zeichen des Kriegspresseamts und der Zensur in keinem Blatt gedacht werden. Aber zwei Jahre später gewann ein prophetisches Wort merkwürdige Aktualität, das im Sommer 1866 der Frankfurter Senator Bernus aus dem Mund des entthronten blinden Königs von Hannover vernommen hatte: ‚Sollte es Preußen auch jetzt gelingen, wie Italien, einen einheitlichen Staat zu gründen, lange besteht der nicht, vielleicht unter dem jetzigen König, vielleicht auch unter seinem Sohn, aber dann kehrt Deutschland zur Föderation zurück, zur Föderativ-Republik. Ich nehme das Wort Revolution nie in meinen Mund, aber sie kommt.“

Wenn Einer eine Reise tut... von Theobald Tiger

Die Königin von Rumänien
war jetzt in Amerika. Da konnten diejenigen
Seifenhändler, die für das Königliche inklinieren,
eine Majestät hofieren –
das ist für Geschäft und Gefühl stets ein Gewinn,
und überhaupt: eine Königin ist eine Königin.

Was erzählt denn die Königin von Rumänien in Amerika?
Von ihrer lieben Heimat? von Jassy? vom Horatanz? ja?
Wenn die Amerikaner sie danach fragen,
dann soll sie nur Alles, Alles sagen –
nur möge sie bei den Empfängen und festlichen Essen
ja nichts vergessen.

Hat sie erzählt, die Gute, die drüben so sehr beliebt,
was sich, zum Beispiel, in den rumänischen Gefängnissen begibt –?

Wie die Leute da nächtelang geschlagen werden,
wie es da kein Recht gibt und keine Beschwerden?
Und daß gefangene Arbeiter in stehenden Särgen krepieren
und nichts zu trinken haben, wenn sie nicht grade urinieren?
   Erzählt das die gute Königin? ja?
   Drüben in Amerika – ?

Und davon, wie Jeder, den man für einen Kommunisten hält,
nichts mehr gilt in der rumänischen Welt?
Und daß er vogelfrei ist und geprügelt wird und halbtot geschlagen,
und daß Niemand wagt, die Schinder anzuklagen?
   Erzählt das die gute Königin? ja?
   Drüben in Amerika –?

Und daß bei ihr die Bauern gehalten werden wie Schweine?
Und daß es bei ihr statt Recht und Gesetz nur die eine
Macht: die Siguranza gibt?
Wer darüber die Wahrheit sagt, der ist nicht beliebt...
Und daß die Perlen, die an ihr schimmern,
Tränen von Denen sind, die in den Särgen wimmern?
Und daß die Rubinen, die an ihr blitzen,
Blutstropfen Derer, die in den Erdlöchern sitzen?
Und daß die Polizisten nach eignen Methoden
unbequemen Leuten die Hoden
abquetschen und Geld, Geld unterschlagen,
und keine Zeitung darf darüber was sagen –?

Das Alles sollte die Königin nicht verfehlen
ihren lieben Amerikanern zu erzählen.
Denn das wissen wohl nur die wenigen.
Und das ist gut. Denn schon in Brooklyn
würde sie sonst verdientermaßen angespien,
die gute Königin von Rumänien.

Die Laienanalyse von Fritz Wittels

Der Mord von Sarajevo war ein an sich nicht übermäßig bedeutendes und jedenfalls ein lokal begrenztes Ereignis. An ihm aber entzündeten sich Weltprobleme. Throne barsten, Reiche zersplitterten. Dies auf das Reich des Psychophysischen übertragen, wird ein unbedeutendes Ereignis in Wien vielleicht einen Streit zum öffentlichen Austrag bringen, der die Weltanschauungen scheidet, seitdem die Hippokratiker und die Asklepiaden ärztliche Medizin und göttliche von einander getrennt haben.

Das oesterreichische Strafgesetz enthält einen Paragraphen gegen die Kurpfuscherei. Nur der graduierte Arzt darf behandeln. Ein Schüler und Freund Sigmund Freuds, Doktor der Philosophie, hat einen Amerikaner psychoanalytisch behandelt und angeblich zu Schaden gebracht. Dem ahnungslosen Laienanalytiker sei eine schwere Geisteskrankheit entgangen, die nach ihm ein Neurologe erkannte. Der amerikanische Konsul in Wien erstattete Strafanzeige, und das Verfahren läuft.

Das ist das unbedeutende Ereignis. Auch noch der Streit um den Kurpfuscherparagraphen ist inneroesterreichisch und unbedeutend. Wir haben im fünfzehnten Wiener Gemeindebezirk einen Dürrkräutler, der Gallenleiden so erfolgreich behandelt, daß Karlsbad unruhig wird. Die grüne Steiermark hat ihren Höller-Hansl und andre Bauern, die aus dem Urin – dortselbst das „Gsoach“ genannt – alle Krankheiten erkennen; man braucht sich nicht einmal selbst hinzubemühen. Magnetiseure haben wir auch genug, und Niemand regt sich über deren Gewerbetüchtigkeit auf. Aber mit der Psychoanalyse ist das ganz etwas Andres.

Vor nahezu dreißig Jahren wurde sie geschaffen, und der sie schuf, hält noch heute die Zügel seiner Schöpfung fest in der Faust. Noch immer steht die Schulmedizin fast aller Länder der Psychoanalyse ablehnend gegenüber. Man weiß aus Schleichs Erinnerungen, wie feindlich die Ärzteschaft seiner Lokalanaesthesie entgegentrat. Schleich hat aber mit seiner guten Sache nicht lange gebraucht, um sich durchzusetzen. Man kennt das Martyrium des Wiener Arztes Semmelweis, der lange vor Lister das aseptische Verfahren empfahl. Er wurde wegen seiner Entdeckung von der Schule zu Tode gehetzt. Er war aber noch lange nicht zwanzig Jahre tot, als die Antisepsis in der Hand aller Chirurgen war. Die Ablehnung der Schulmedizin gegen die Psychoanalyse dauert an, und trotz Freuds Welterfolg finden die meisten Ärzte es nicht einmal der Mühe wert, wenigstens hinzuhorchen, um zu verstehen, was Psychoanalyse eigentlich sei. Das liegt daran, daß sie Hippokratiker sind, naturwissenschaftliche Beobachter, die Pflanzen oder Menschen wie Uhrwerke zerlegen und über den Gedanken, daß ein Geist in dem Ganzen stecken könnte, der seinen eignen Gesetzen untersteht, nur ärgerlich die Achseln zucken. Das stört ihre Kreise.

Freud selbst hat soeben eine kleine Schrift herausgegeben, worin er sich neben die Laienanalytiker, seine Freunde,

stellt. Man benötige zur Praxis der Psychoanalyse weder all-
gemeinmedizinischer noch neurologischer Kenntnisse. Weit
wichtiger als Anatomie und Physiologie seien für den Analy-
tiker Literaturgeschichte, Mythenkunde, Folklore und andre
Geisteswissenschaften. Von Dostojewski hat er mehr zu lernen
als von Virchow. Freud, der selbst als Hippokratiker zu Char-
cots, Meynerts und Brückes Füßen begann, nähert sich den
Asklepiaden.

Wie immer man sich zur Frage der Laienanalyse stellt –
die nächste Zeit wird viel Disput darüber bringen –, so steht
doch fest, daß die Ärzteschaft bis heute nicht in der Lage war,
die Psychoanalyse für sich zu erobern, und nicht einmal ahnt,
worum es geht. Es geht nämlich um ihre Existenz. Wissen-
schaftlich haben die Schüler des Hippokrates niemals größere
Erfolge errungen als grade jetzt. Nicht nur die Chirurgie über-
trifft sich von Tag zu Tag. Ganze Seuchen werden aus der
Welt geschafft; die nächste, die drankommt, ist die Syphilis.
Dennoch geht es den Ärzten schlecht. Ihr Stand verelendet.
Die Kassenpraxis und bis zu einem gewissen Grade auch das
Spezialistentum entseelen den Kranken. Der Kranke will sich
aber nicht entseelen lassen. Grade die Seelsorge ist es, durch
deren Übernahme der Hippokratiker zum Asklepiaden werden
soll. Die wissenschaftliche Überführung der Seelsorge aus dem
Beichtstuhl in das Sprechzimmer des Arztes ist die Sendung
der Psychoanalyse.

Wenn ich die Schulmedizin nach ihren Wiener Vertre-
tern beurteilen darf, so muß dieses ganze Geschlecht erst aus-
sterben, damit die Psychoanalyse unter ihren Nachfolgern
Fuß fasse. Dem Analytiker gegenüber versagen aus dunkelm
Groll die einfachsten Gebote ärztlichen Anstands. Ein Kollege
schickt mir seine Schwägerin zur Analyse. Einige Monate
später berichtet das Mädchen ihrem Schwager, daß sie sich
wie neugeboren fühle. Worauf dieser Arzt erwidert: „Wenn
du mir sagst, daß du dich mit dem Wittels gut unterhalten
hast, so werde ich dir glauben. Wenn du mir aber einreden
willst, daß man psychoanalytisch Krankheiten heilen kann –
das ist ein Unsinn.“ Und doch hatte er selbst das Mädchen zu
mir geschickt. Was tut ein Mann nicht Alles, um eine ewig
lamentierende Schwägerin loszuwerden!

Ich sitze im Gasthaus und ein Professor der innern Me-
dizin setzt sich zu mir. Er ist gut gelaunt und sagt: „Wann
werdet Ihr endlich aufhören mit diesem Blödsinn, dem Oedipus-
Komplex? Es ist schon zu langweilig. Es muß schon was
Neues kommen.“ Ich erwidere höflich und sanft, daß da schon
manches Neue hinzugekommen sei. Er beginnt zu schreien,
daß ihm die Maiskörner aus dem Munde fliegen: „Lese ich
denn Eure Publikationen? Kann man denn das lesen? Der
ganze Rummel ist aus, sowie Freud nicht mehr lebt!“ Darauf
warten die Rezepteschmierer. Aber sie warten umsonst. Sie
werden alle längst tot sein, und Freud wird leben.

Der Herausgeber einer Wiener medizinischen Wochen-
schrift erhält durch den Verleger ein Buch von mir zur Be-
sprechung. Er kann sich nicht zurückhalten, mir einen Brief

zu schreiben, daß er einer der heftigsten Gegner der Psychoanalyse sei und über mein Buch herzlich gelacht habe. In der Kärntner-Straße treffe ich einen andern Kollegen, der mir halb bedauernd sagt: „Heilerfolge habt Ihr ja keine.“ Einige Wochen später kommt er selbst zu mir, und ich erfahre, wie übel er in seinen Privatverhältnissen dran ist, wie er sich dem Selbstmord nahe fühle und gar nicht mehr ein noch aus wisse. Soll er dagegen Pulver fressen? Er kommt zum Menschen, und der Mensch hilft ihm, weil er bei Freud gelernt hat – nicht nur, wie seelische Dinge zusammenhängen, sondern daß man seinen Mitmenschen anhören muß und immer wieder anhören, wenn man ihm helfen soll. Ein Laie, der zuhören kann, ist besser als ein Arzt, der es nicht kann. Es scheint, als hätten die Ärzte für ihre Patienten nicht genug Zeit.

Aus meinem Kalikobuch von Kurt Hiller

Aus den Produktionsverhältnissen, aus dem Oedipuskomplex oder aus der sittlichen Weltordnung läßt ungefähr Alles sich irgendwie erklären; exakt aus ihnen nichts.

*

Nelson wurde aus der Sozialdemokratischen Partei gepfeffert, weil er die Stirn hatte, die Normen sozialistischer Politik aus einem ethischen Prinzip abzuleiten, logisch, und nicht aus den Produktionsverhältnissen, historisch. Die Tatsache, daß ein Denker Gründe für den Sozialismus vorbringt, macht ihn zur Mitarbeit an der Sozialdemokratie ungeeignet; er hat sich darauf zu beschränken, die Ursachen des Sozialismus zu erforschen. Ihm ist erlaubt, nach der Entstehung der Arbeiterbewegung zu fragen, nicht nach ihrem guten Recht. Die kausale, nicht die sittliche Notwendigkeit des proletarischen Emanzipationskampfs heißt sein Thema. Er hat zu konstatieren, nicht zu postulieren; er hat zu erklären, nicht zu begründen; er hat zu betrachten, nicht zu bewirken. Er hat in den Bahnen des „wissenschaftlichen“ Sozialismus persönlichkeitslos zu verharren; entgleist er ins Geistige, schließt er sich selber aus. So lehren die Kautsky-Käuze; so deutet Dittmann den Marxismus; so hält es Hilferding; so will es Wels.

*

Ein Lügner log. Als man ihn dessen bezichtigte, bestritt ers. Schließlich überführte man ihn. Da erklärte er, von hoher Philosophenwarte: „Es kommt ja auf ganz andre Dinge an als auf ‚Wahrheit‘!“ „Warum stritten Sie dann erst?“, erwiderte man ihm; „warum legten Sie dann Wert darauf, für wahrhaftig zu gelten?“ „Ich stritt doch gar nicht!“, hieß seine Antwort; „nie im Leben stritt ich; streiten ist flach.“

*

Wogegen man wehrlos ist. Neulich diskutierte in einem intellektuellen Salon ein berühmter Romancier und Schöngeist stundenlang mit uns Andern über ein bestimmtes Thema. Er verfing sich in Widersprüchen. Schließlich hatte ich ihn in der Zange. Da wählte er folgende Art des Kneifens: Unter Absingung der Hymne „Sie glauben wohl, ich mache Diskussion? Diskussion mache ich nicht!“ verließ er den Raum. (Nachdem er stundenlang diskutiert hatte.) Das war zwar komisch, aber man war wehrlos dagegen. Auf jedes Argument gegen diese schäbige Haltung, das man ihm nachgerufen hätte, würde er zurückgepfiffen haben: „Argumente lassen mich kalt!“, und: ihm den Schädel zu zerschmettern würde schließlich kein Argument gewesen sein.

Wiener Theater von Alfred Polgar

‚Der Diener seiner Frau‘ heißt ein Schwank von Hans Wengraf und Willy Werner Götting (zu sehen in den Wiener Kammerspielen). Der eifersüchtige Gatte, weil er das ist, macht in Verkleidung den Diener im eignen Hause. Als Nebenprofit solcher Maskerade fällt ihm das Stubenmädchen in den Schoß. Er wird dann Zeuge, wie seine Frau zwar ins Straucheln kommt, aber, da die Tugend in ihr um eine Nuance stärker als die Sinnlichkeit, nicht fällt. Zum Schluß trübt neuer Zweifel den Beruhigten, ob nicht der vorn hinausgewiesene Liebhaber hinten wieder hereingekommen sei. Im ‚Gargantua‘ gibt es einen Mann, der, um des Moralischen seiner zwei Töchter ganz sicher zu sein, sie stets aneinandergebunden um die Schultern gehängt trägt, eine vorn, die andre hinten. Auf die Frage, ob er nun, was das Jungfräuliche anlange, für seine Töchter einstehen könne, sagt er: „Für die vorn, ja.“

Das Stück macht Spielern und Zuschauern Spaß. Mehr Ambitionen hat es nicht. Es geht auf dauernd zweigeteilter Szene vor sich: ich hätte nie gedacht, daß so was Kleines wie die Bühne der Kammerspiele noch halbiert werden kann. Herr Zesch-Ballot ist ein angenehmer, gelassen-witziger Darsteller, das graziöse Fräulein Haerlin fühlt sich in der Nähe substantiellern Theaters, wo es ein bißchen was Richtiges zu spielen gibt (die kleine Szene im letzten Akt), entschieden wohler als im Bezirk der neckischen Zwitschereien. Dort ist Fräulein Brionne zu Hause, immer vergnügt, herzig, zufrieden wie ein Kanarienvogel, wenn die Sonne scheint. Sehr lieb die spaßige Wurschtigkeit, mit der sie erlebt, was ihr im Spiel zukommt. Sie gibt langsam nur das rein Prinzipielle der Erscheinung: Stubenmädel. Wenn sie im Nachthemdchen erscheint, ist es fast schon das Ding an sich.

*

Franz Molnars ‚Spiel im Schloß‘, aufgeführt im Wiener Akademie-Theater, muß ich hier unbesprochen lassen, da ich an der deutschen Fassung ein wenig mitgeholfen habe. Aber zu Herrn Höbling habe ich nichts beigetragen, darf also sagen, daß er entzückend war. Er macht einen lächerlichen Komödianten, der wider Willen Lächerlichkeit bekennen muß. Wie nun Herr Höbling Den spielt, der er im Stück sein soll und, im Stück doch nicht sein mag, wie er dazu noch spielt, daß er durchaus nicht Das ist, was er hier spielt, wie er sich preisgibt, betont, daß er sich preisgibt, aber, der Wirkung froh, auch noch dieses Betonen den Wölfen des Gelächters hinwirft, wie er in die Rolle, die Rolle in ihn sich hineinkniet, wie der Darsteller, aus Selbstschonung, über der dargestellten Figur bleiben und doch, weil sein künstlerisches Gewissen es so gebietet, mit ihr eins werden will: dieses schwindelnde Durcheinander von Sein und Spiel, diese x-fach verwickelte Komödianterei, diese Lächerlichkeit zur zweiten und dritten Potenz... also das ist über die Maßen kostbar und komisch.

Mozart von Annette Kolb

> Was mir am lächerlichsten vorkömmt, ist das grausame Militär. Möchte doch wissen, zu was? Nachts höre ich allzeit schreien: „Werda?“, gib aber allzeit fleißig Antwort: „Schmecks!" *Mozart an den Vater*

Wolfgang Amadeus Mozart, Berichte der Zeitgenossen und Briefe, gesammelt und erläutert von Albert Leitzmann: so heißt ein Buch des Insel-Verlags. Ein Bild Mozarts auf Grund der Briefe und Berichte seiner Zeitgenossen herzustellen, ist gewiß das richtige, das vorbildliche Verfahren. Und zwar sind grade in dieser Hinsicht diese Briefe von Zeitgenossen ausschlaggebender als seine eignen. Freilich stellt die Umwelt bei einem Genie wie Mozart nur den Rahmen: aber das Charakteristische ergibt sich hier durch den Grad, die Gewalt, womit eben dieser Rahmen gesprengt wird. Es gibt Portraits, die man ganz flach malen darf – dieses aber fordert Perspektive wie kaum ein andres.

Aus Mozarts Briefen geht sein Verhältnis zur Umwelt hervor, aus den Berichten seiner Zeitgenossen hingegen der Abstand dieser Umwelt zu ihm. Mozarts Briefe an den Vater sind stark auf diesen zugeschnitten. Wirklich interessant werden sie erst, wo sie es aufgeben, sich ihm anzupassen. Dort, wo der Stolz, das Ehrgefühl des Sohnes hoch über allen Zeitkonjunkturen steht und mit den Ansichten des Vaters in Konflikt gerät; dort, wo der Vater sich fügt und der Sohn sich aufbäumt; nicht dort, wo der Sohn den Vater seiner Liebe und Ergebenheit versichert, sondern dort, wo er ihn bittet, „nicht zu kriechen“; auch nicht, wo er sich als rührend guter Sohn, Bruder und Gatte zeigt, sondern wo der noch so treffliche Vater, die noch so verbundene Schwester, die noch so gehegte Gattin keinen Teil mehr an ihm haben: dort schält sich endlich der wahre Mozart heraus.

Oder auch, wenn der junge Ludwig Tieck erzählt, wie er eines Abends im Jahre 1789, seiner Gewohnheit nach, lange vor dem Anfang der Vorstellung, die halbdunkeln, noch leeren Räume des Theaters betrat und im Orchester einen ihm unbekannten Mann erblickte. Er war klein, rasch, beweglich und blöden Auges, eine unausstehliche Figur im grauen Überrock. Er ging von einem Notenpult zum andern und schien die aufgelegten Musikalien eifrig durchzusehen.

> Es war Mozart. So also wirkte er, wenn ihn nichts belebte und sein Auge nicht Feuer fing.

Da lesen wir auch, wie im März 1791 der Theaterdirektor Schikaneder morgens um acht Uhr zu Mozart gelaufen kam und ihn mit den Worten anredete: „Freund und Bruder, wenn Du mir nicht hilfst, bin ich verloren!“ Mozart, noch ganz schlaftrunken, richtete sich auf und sagte: „Womit soll ich Dir helfen? Ich bin ja selbst ein armer Teufel.“ Aber Mozart rettet ihn vor dem Ruin, indem er die ‚Zauberflöte‘ für ihn schreibt,

> die bis zum 1. November desselben Jahres 8443 Gulden einträgt, was beinahe fabelhaft erschien. Mozart trug sie sehr wenig ein, da Schikaneder ihn schlecht honorierte, überdies die Partitur an viele Bühnen verkaufte und den großen Schöpfer dabei nicht beteiligte. Wenn man den guten, edlen Mann auf dies Unrecht... aufmerksam machte, sagte er nichts als: „Was soll ich mit ihm machen? Er ist ein Lump!“, und damit war es abgetan. Offenbar hatte nebst der schon vorhandenen Lebensgefährlichkeit seines Zustandes die alle physischen Kräfte übersteigende Arbeit... seinen Tod antizipiert. Noch einen Tag vor seinem Tode (5. Dezember 1791) sagte er zu seiner Gattin, aus deren Munde Schreiber dieser Zeilen es selber hörte: „Noch einmal möchte ich doch meine Zauberflöte hören“, und summte mit kaum vernehmbarer Stimme: „Der Vogelfänger bin ich ja“. Das Leichenbegängnis fand am 6. Dezember unter dem fürchterlichsten Schneegestöber statt... Schikaneder war nicht dabei... Noch sei erwähnt, daß der Verfasser dieser Notiz; welcher diesen Mann (Schikaneder) in späterer Zeit sehr oft zu sprechen Gelegenheit hatte, ihn nie Mozarts Namen nennen hörte, ohne daß ihm Tränen ins Auge traten.

Fürwahr, ein echter Zeitgenosse, auf solche Krokodilstränen hereinzufallen ! Als ob alle Schikaneders der Welt je fähig wären, anders zu handeln, gleichviel, ob sie hernach weinen oder nicht!

Ergreifend ist, was Schack, der Freund und Vertraute Mozarts, für den die Partie des Tamino geschrieben wurde, von Mozarts letztem Lebenstage erzählt. Wir lesen, daß er sich am Vorabend seines Todes die Partitur seines Requiems an sein Bett bringen ließ und (es war zwei Uhr nachmittags) selbst noch die Altstimme sang, Schack, der Hausfreund, den Sopran, Mozarts Schwager den Tenor, Gerl, der spätere Bassist in Mannheim, den Baß.

> Sie waren bei den ersten Takten des Lacrimosa, als Mozart heftig zu weinen anfing, die Partitur beiseite legte und elf Stunden später um ein Uhr nachts verschied.

Am packendsten vielleicht ist, was Joseph Deiner, ein braver Hausmeister, zu sagen weiß. Aus seinen Mitteilungen können wir entnehmen, wie schwer Mozart gestorben ist. Theoretisch hatte er den Tod als Freund des Menschen angesehen; aber daß er ihm so früh und so zur Unzeit nahetreten würde, hat ihm zweimal das Herz gebrochen. Er hatte eben die sehr einträgliche Anstellung als Kapellmeister der Stephanskirche erhalten, sowie Bestellungen aus Ungarn auf periodische Lieferungen gewisser Kompositionen. Der Kampf mit all den Nöten, die ihn aufgerieben hatten, schien endlich ausgefochten. Er wollte des Glanzes und des Genusses endlich froh werden können, er liebte das Leben und zählte 35 Jahre. Kein Plaudite Amici bei ihm, kein finis comoediae. Franz Niemtschek schreibt:

> Eben jetzt, klagte er oft..., soll ich fort, da ich ruhig leben würde... Ich soll fort von meiner Familie, von meinen armen Kindern in dem Augenblicke, da ich imstande geworden wäre, für ihr Wohl besser zu sorgen.

Er weiß genau, daß er sterben muß. Keine gnädige Illusion ist ihm vergönnt. Er leert den Kelch bis zur letzten Neige.

Joseph Deiner, der Hausmeister im Bierhaus zur Silbernen Schlange, das Mozart oft besuchte, hat einen kalten und unfreundlichen Novembertag des Jahres 1791 miterlebt, wo Mozart dort eintrat, in dem ersten Extrazimmer mehrere fremde Gäste vorfand und sich daher sofort in das nächste kleinere Zimmer verfügte, wo nur drei Tische standen.

Als Mozart in dieses Zimmerchen gekommen war, warf er sich müde auf einen Sessel und ließ den Kopf in die vorgestützte rechte Hand sinken. So saß er ziemlich lange, worauf er dem Kellner befahl, ihm Wein zu bringen, während er sonst Bier zu trinken pflegte. Als der Kellner den Wein vor ihn hinstellte, blieb Mozart regungslos sitzen, ohne auch nur von dem Getränke zu kosten. Da trat der Hausmeister Joseph Deiner durch die Tür, welche in den kleinen Hofraum führte, in das Extrazimmer. Dieser war Mozart gut bekannt und wurde von ihm stets mit viel Vertrauen behandelt. Als Deiner des Tonmeisters ansichtig wurde, blieb er stehen und betrachtete ihn lange aufmerksam. Mozart sah ungewöhnlich blaß aus, sein gepudertes blondes Haar befand sich in Unordnung, und der kleine Zopf war nachlässig gebunden. Plötzlich sah er empor und bemerkte den Hausmeister.

„Nun, Joseph, wie gehts?“, fragte er.

„Das sollte ich wohl Sie fragen,“ entgegnete Deiner, „denn Sie sehen ganz krank und miserabel aus, Herr Musikmeister! Wie ich hörte, waren Sie in Prag, und die böhmische Luft hat Ihnen nicht gut getan. Man sieht es Ihnen an. Sie trinken jetzt Wein, das ist recht; vermutlich haben Sie in Böhmen viel Bier getrunken und sich damit den Magen verdorben. Das wird keine Folgen haben, Herr Musikmeister!“

„Mein Magen ist besser, als Du meinst“, sagte Mozart, „ich habe schon mancherlei verdauen gelernt!“ Ein Seufzer begleitete diese Worte.

„Das ist ein Glück“, erwiderte Deiner, „denn alle Krankheiten stammen vom Magen her, sagte mein Feldherr Laudon, als wir bei Belgrad standen und der Erzherzog Franz auch einige Tage unwohl war. Aber heute dürfte ich Ihnen wohl nichts von der türkischen Musik erzählen, über die Sie schon oft gelacht haben!“

„Nein,“ antwortete Mozart, „ich fühle, daß es bald ausmusiziert sein wird. Mich befällt eine Kälte, die ich mir nicht erklären kann. Deiner, trinken Sie meinen Wein aus und nehmen Sie diesen Siebzehner. Morgen früh kommen Sie zu mir. Es ist Winter, und wir brauchen Holz. Meine Frau wird mitgehen, eines zu kaufen; ich lasse mir heute noch einheizen.“

Jetzt rief Mozart den Kellner, drückte ihm ein Silberstück in die Hand, und dann entfernte er sich. Der Hausmeister Deiner setzte sich mit Mozarts Wein in das erste Extrazimmer und sagte zu sich selbst: „So ein junger Mann denkt ans Sterben! Nun, damit hats wohl noch Zeit. Aber aufs Holz darf ich nicht vergessen, denn der November ist schon sehr kalt.“ Jetzt kam eine Menge italienischer Sänger zur Silbernen Schlange, die Deiner haßte, weil sie immer auf seinen „lieben Musikmeister“ loszogen, weshalb er auch fortging.

Den anderen Morgen um sieben Uhr begab sich Deiner in die Rauhensteingasse, in das Haus Nummer 970, das kleine Kaiserhaus genannt, an dessen Stelle der jetzige Mozarthof Nummer 934 steht. Als er im ersten Stock an der Türe zu Mozarts Wohnung klopfte, öffnete ihm die Magd, die ihn kannte und ihn daher eintreten ließ. Diese erzählte ihm, daß

sie in der Nacht habe den Doktor holen müssen, da der Herr Kapellmeister sehr krank sei. Dessenungeachtet wurde Deiner von Mozarts Frau ins Zimmer gerufen. Mozart lag in einem weiß überzogenen Bette, das in einer Ecke des Zimmers stand. Als er Deiner reden hörte, schlug er die Augen auf und sagte kaum hörbar: „Joseph, heute ist nichts, wir haben heute zu tun mit Doktors und Apotheken.“

Joseph Deiner verließ das Haus. Er erinnerte sich, daß er ein Jahr früher zu derselben Zeit ebenfalls wegen Holz bei Mozart gewesen. Damals hatte er Mozart mit seiner Gattin in seinem Arbeitszimmer getroffen, das zwei Fenster in die Rauhensteingasse und ein Fenster gegen die Himmelpfortgasse zu hatte. Mozart und seine Frau tanzten damals tüchtig im Zimmer herum. Als Deiner fragte, ob Mozart seine Frau tanzen lehre, lachte Mozart und sagte: „Wir machen uns nur warm, weil uns friert und wir uns kein Holz kaufen können.“ Deiner lief sogleich fort und brachte von seinem eignen Holze. Mozart nahm es an und versprach, es gut zu bezahlen, wenn er Geld haben werde.

Es ist entsetzlich zu denken, daß Mozart seinen eignen Tod mit solcher Bestimmtheit erlebte. Die Welt dagegen, die bis zum heutigen Tage den Verlust, den sein frühes Scheiden ihr verursacht, beklagt: hatte sie es besser um ihn verdient, als daß er ihr so jung entrissen wurde? Wogen seine Triumphe etwa seine Niederlagen, seine Nahrungssorgen, die erbärmlichen Kämpfe ums Dasein auf, welche den Organismus eines Mozart zerreiben mußten?

Mozarts Todesnacht war finster und stürmisch, auch bei seiner Einsegnung fing es an zu stürmen und zu wettern. Regen und Schnee fielen zugleich, als wollte die Natur mit den Zeitgenossen des großen Tondichters grollen, die sich nur höchst spärlich zu seiner Beerdigung eingefunden hatten. Nur wenige Freunde und drei Frauen begleiteten die Leiche. Mozarts Gattin war nicht zugegen. Diese wenigen Personen standen mit Regenschirmen um die Bahre, welche sodann durch die große Schuler-Straße nach dem Sankt Marxer Friedhofe geführt wurde. Da das Unwetter immer heftiger wurde, entschlossen sich auch die wenigen Freunde, beim Stubentore umzukehren, und begaben sich zur Silbernen Schlange. Der Hausmeister Deiner war auch bei der Einsegnung zugegen. Er begab sich hierauf zu Mozarts Gattin und fragte, ob sie dem Verstorbenen kein Kreuz setzen lassen wolle. Sie erwiderte: „Er bekommt so eins!“

Als im Jahre 1831 der König Ludwig von Bayern in Salzburg Mozarts Witwe besuchte, welche eine Pension von ihm bezog, fragte er sie, wie es gekommen sei, daß sie ihrem Gatten keinen Denkstein habe setzen lassen. Sie erwiderte dem König: „Ich habe oft Friedhöfe besucht, sowohl auf dem Lande als auch in großen Städten, und überall, besonders in Wien, habe ich auf den Friedhöfen sehr viele Kreuze gesehen. Ich war daher der Meinung, die Pfarre, wo die Einsegnung stattfindet, besorge auch selbst die Kreuze.“

Dieser Irrtum ist die Ursache, daß wir heutzutage nicht genau die Stätte bestimmen können, wo Mozarts Asche ruht.

Hiermit ist der letzte Strich zu Mozarts Bilde, zum Bilde seines Erdendaseins gegeben. Albert Leitzmann ist sicherlich der vortrefflichste und umsichtigste aller Biographen. Wir nennen ihn ausdrücklich so. Mit seinen Schilderungen von Zeitgenossen hat er das Relief der Gestalt wie die richtige Distanz zu ihr geschaffen. Sein Buch ist erschütternd. Nur in einem Punkte irrt Leitzmann, und wo lebt er eigentlich? „Unsre moderne Zeit“, sagt er in seinem Nachwort, „hat die Liebe und Verehrung für Mozart ganz verlernt.“ Ach, du lieber Gott! Ganz im Gegenteil. Etwas viel Schlimmeres hat sich eingestellt: Mozart ist Mode geworden, Figaro ist heute ein Kassenstück.

Gedanken von Eduard Saenger

Als ich der roten Fahne nachging, wollte ich einen Akt der Gerechtigkeit, nicht eine marxistische Lektion ohne Ende erleben.

*

Wo reinliche Scheidung ist, ist Duldung, wo Annäherung ist, ist Streit. Warum? Eben wegen der Annäherung: aus der Ferne streitet man nicht.

*

Technik, Amerikanismus, Massenerlebnis, Nationalismus, Marxismus – meine Unmöglichkeiten. Ich bin wohl ein alter Chinese.

*

Der grimmigste Neid ist der Neid auf die freie Zeit eines Andern, besonders bei Menschen, die mit freier Zeit nichts anzufangen wüßten.

*

Der Sturz des Expressionismus in den Kitsch ist vielleicht nur seine Demaskierung.

*

Wer sich verlaufen hat, muß an den Ausgangspunkt zurückgehen.

*

Alter, Krankheit und Tod sind Tabu. Man darf sie nicht vergessen und darf sich nicht in ihre Kreise drängen.

*

Welten werden umgestampft, und der Narr schreit: „Die Füße sind schmutzig!“

*

Man kann ganz gut bei mir Latein lernen; auch ein wenig Denken und Leisempfinden. In allem Übrigen bin ich Schüler, und die Schule gefällt mir nicht; ich ihr auch nicht.

*

Ist nicht der Vater an sich eine etwas komische Figur? „Mein alter Herr...“ Na ja, so ists.

*

Einsamkeit ist ein ängstliches Schweben in der Zeit.

*

Es ist die Welt, in der Jedermann seinen Laden hat oder den eines Andern bedient; der Rest ist – „deutscher“ Idealismus.

*

Der Mann des Volkes ist Moralist, weil man ihn mit Moral gespeist und die schöne Unmoral für sich behalten hat.

*

Je weniger Lust, desto mehr Lüste.

Augen rechts von Morus

Die abgelehnte Krupp-Anleihe

Es war trotz Schmutz und Schund, eine Woche kleiner ritardandi: die Verzögerung des ‚Kaiserhof'-Ankaufs über den von Reinhold vereinbarten Termin hat diese Torheit zwar noch nicht unmöglich gemacht, aber doch fürs erste abgebogen. Und ebenso bedeutet die Ablehnung der Krupp-Subvention durch das Reichswirtschaftsministerium noch keine endgültige Entscheidung, aber man hat wenigstens nicht gleich auf Anhieb pariert, weil die Schwerindustrie wollte.

Vielleicht hätte mans, wenn nicht Krupp sich seit seinem hochfahrenden Benehmen bei der Gründung der Vereinigten Stahlwerke den maßgebenden Leuten in der Ruhrindustrie zu mißliebig gemacht hätte. Und dann war die Form des Kreditantrags: 20 Millionen Mark zu 3 – 4 Prozent, wirklich dümmer, als die Polizei erlaubt. Ein jährliches Zinsgeschenk von einer Million vom Reich zu verlangen und gleichzeitig zu erklären: wenn ihrs uns nicht gebt, machen wir die Bude zu: wir denken nicht daran, uns zu regulären Zinssätzen Geld zu verschaffen, um unsern Betrieb weiterzuführen – das ging selbst den gebefreudigen Herren zwischen Wilhelm- und Viktoria-Straße über die Hutschnur. Um solche Subsidien durchzudrücken, muß man schon etwas näher der Grenze wohnen, etwa wie die Herren vom Oberschlesischen Montantrust, denen das Reich, ebenso wie Preußen, durch fast zinsfreien Kredit ein jährliches Präsent von 2 – 3 Millionen macht. Aber bei Krupp scheint man der Meinung zu sein, daß eine abmontierte Kanonenfabrik zum Dank vom teuren Vaterland Anspruch auf eine ewige Rente hat. Oder glaubt man, die Essener Gußstahlfabrik sei für künftige Kriege immer noch unentbehrlich, und wenn man da auf den Knopf drückt, veranlassen die Kameraden in der Bendler-Straße schon alles Weitere?

Ja, da weeß ick nu nich: das müssen die Herren von der internationalen Chemie mit den Herren von der internationalen Waffenschmiede unter sich abmachen. Über die Quotenverteilung ist den Dezernenten für Locarno Bericht zu erstatten.

Stahlpakt und Agrarzölle

Kleinigkeiten, wie die Abweisung Krupps – vorläufig erst: von der einen an die andre „zuständige Stelle" – dürfen nicht zu irrigen Schlüssen und Hoffnungen führen. Der alte Geist lebt noch: alles Nähere auf der Düsseldorfer Tagung der Nordwestdeutschen Eisen- und Stahlindustriellen. Das offene Bekenntnis des Generaldirektors Reusch und des Generaldirektors Vögler, des Renommierunterzeichners des internationalen Freihandelsmanifestes: „Wir denken gar nicht daran, von unserer bisherigen zollpolitischen Einstellung abzurücken", wird seine Wirkung auf das Ausland nicht verfehlen und den Schutzzollpatrioten in England und anderswo höchst willkommen sein.

Das Kuriose bei der Düsseldorfer Zollkundgebung war aber der Anlaß. Der bayrische Landwirtschaftsminister, ausgerechnet der bayrische Landwirtschaftsminister, hatte, da die

Schwerindustrie nun einmal nördlich der Mainlinie liegt und von Saupreißen regiert wird, eine kleine Attacke gegen den internationalen Rohstahlpakt des deutschnationalen Doktor Reichert geritten. Er hatte sich nicht nur etwa darüber beschwert, daß durch den Rohstahlpakt die Inlandpreise, und besonders die süddeutschen, in die Höhe geschraubt würden, sondern sich die Bemerkung erlaubt, der Stahlpakt sei „der erste Schritt zur Zollunion und zum Freihandel“.

Nun müßte zwar die bayrische Landwirtschaft von rechtswegen Freihändler sein, denn das bißchen Interesse an Viehzöllen wird zehnmal aufgewogen von dem Interesse, das die Bayern an möglichst niedrigen Getreidepreisen und an zollfreien Industrieerzeugnissen haben. Dennoch wird zweifellos jetzt, wo die Schwerindustrie zur Regelung der Zollfragen sich von Verband zu Verband mit der ausländischen Konkurrenz einigt, das Bündnis zwischen Großagrariern und Großindustriellen zur gegenseitigen Bewilligung von Hochschutzzöllen nicht mehr ganz so leicht herzustellen sein.

Aber deshalb keine Feindschaft nicht: bei den kommenden sozialpolitischen Gesetzen wird sich schon ein Anlaß finden, die alte Bundesbrüderschaft zwischen der Ruhr und Ostelbien zu erneuern.

Das Arbeitsschutzgesetz

Mit dem Schutz der Jugend durch Herrn Külz fängt es an – der Schutz des Großkapitals durch ein regelrechtes Bürgerblockkabinett wird die Fortsetzung sein. Das ist der Gang der Dinge, in die wir jetzt hineinschliddern. Die Gelegenheit zur offenen Rechtsschwenkung bietet sich beim Arbeitsschutzgesetz. In dem vorliegenden Gesetzentwurf sind die Arbeitgeberforderungen zu neunzig Prozent, die Arbeitnehmerforderungen noch nicht zu zehn Prozent erfüllt worden. Mit bewunderungswürdiger bürokratischer Geschicklichkeit ist es gelungen, ein Paragraphennetz zu knüpfen, durch das zwar der auf-oktroyierte Neun- und Zehnstundentag bequem durchschlüpfen kann, das aber trotzdem mit dem internationalen Washingtoner Achtstundenabkommen leidlich in Einklang zu bringen ist.

Nun scheint es zwar, als ob die Gewerkschaften aller Richtungen dieser Vorlage einige Schwierigkeiten bereiten wollen. Die christlichen Gewerkschaften des Herrn Adam Stegerwald und die demokratischen Hirsch-Dunker-Leute haben gemeinsam mit den freien Gewerkschaften ein – an sich nicht ungefährliches – Notgesetz zur Regelung der Arbeitszeit gefordert, und wenn sie wirklich wollten, könnten weder das Zentrum noch die demokratische Fraktion im Reichstag gegen ihren Willen etwas durchsetzen. Aber sobald die Gewerkschaftsführer im Parlament gelandet und dort womöglich zu Prominenten avanciert sind, werden sie lammfromm und ordnen sich ohne ernsthaften Widerspruch den kapitalistischen Führern der Partei unter. Solange aber die organisierten Arbeitnehmer sich diesen Zustand gefallen lassen, braucht man sich nicht darüber zu wundern, daß ein Land mit einer Arbeitermehrheit, wie Deutschland, auf dem besten Wege ist, das reaktionärste Arbeitszeitgesetz Europas zu bekommen.

Gustav Sack

Am 5. Dezember 1916 fiel der Dichter Gustav Sack; mitten in einer Lebensarbeit, die von der Mitwelt bis dahin mit insgesamt 126,60 Mark honoriert worden war. Blättert man in der zweibändigen Gesamtausgabe, die dann 1920 bei S. Fischer erschien, so ist man zunächst etwas erschrocken: ein echter Schizothymiker; ein mißtrauisches Gesicht voll studentischer Schmisse; ein Asozialer, der seine Weltverachtung mit viel Nietzsche begründete, der den Krieg haßte, weil er „nach Massengefühlen roch“, der in seinen Briefen aus Angst vor dem „Kitsch“ immer nach Umschreibungen rang — und ein Dichter?

Für Sack scheint das künstlerische Schaffen wirklich die biologische Funktion gehabt zu haben, von der die Psychiater so gern reden: es war die Abreaktion seiner Erlebnisse. Oder wie er selbst sagt: das Ausscheiden schwärender Fremdkörper aus dem Organismus — ein Heilungsprozeß! Und so haben seine Romane, Novellen und Gedichte ganz den Charakter von Entladungen, in denen Alles, was er an intellektuellen Hemmungen hatte, über den Haufen gespült wird. Denn die Tragik dieses Menschen war, daß er den Geist nicht in die Natur einzuordnen wußte. Fetzen mittelmäßiger Philosophen, naturwissenschaftlicher Theorien sind über alle seine Erzählungen verstreut und sind dort am Platze um des wüsten Fechtens willen, das so sehr zu diesem Temperament gehört.

Er stand nie über dem Leben, sondern immer darin. Man hört ihm zu wie Einem., der sich aussprechen muß, wobei es auf die Form nicht so sehr ankommt. Man hört ihm zu, weil Das, was er bringt, die packende Gewalt des Unmittelbaren hat. Zu Anfang eines Romans ruft er sich selber zu: „Sei stark mein Herz und bleibe kühl mein Kopf!“, aber es nutzt nichts: Bilder quellen hervor in wuchernder, unvernünftiger Fülle wie das Leben selbst; ein endloser Zug taumelnder Bacchanten, unausgerichtet und unordentlich — mitten drin das Weib als ein saftiges, tierisches Triebwesen und vor Allem er selbst, um dessen privatestes Erlebnis es immer geht, der beinah jede „Handlung“ verhindert und, selbst wenn ein „Held“ eingeführt wurde, immer wieder als „Ich“ in langen tagebuchartigen Absätzen dazwischenspringt. Aber diese Mängel sind hier Vorzüge. Man blickt in das Chaos einer Seele, die in einer überraschend bunten Natur lebt und sich daraus Erschütterung über Erschütterung holt.

Unheimlich, zu denken, daß dieser Sturm in einem luftleeren Raum getobt hat: er drang nicht ans Ohr der Menschheit und wird vielleicht nie dorthin dringen. Achthundert Seiten bedrucktes Papier, zwei stille gelbe Bände, die nicht ahnen lassen, daß darin eine solche potentielle Energie steckt, dauernd bereit und nie in der Lage zu wirken. Ob das seinen innern Grund hat oder ob hier ein arges, sinnloses Unrecht geschieht? *Rudolf Arnheim*

Ueber die Todesstrafe

In Nummer 46 der ‚Weltbühne‘ hat Kurt Hiller wieder einmal die Todesstrafe bekämpft. Es ist erfreulich, diesen Schriftsteller beharrlich eine Idee der Menschheit verfechten zu sehen. Die Gründe, weshalb erkenntnistheoretisch wie gefühlsmäßig die Abschaffung des gesetzlichen Menschenmordes gefordert wird, brauchen nicht noch einmal angeführt zu werden. In der Tatsache der Willensunfreiheit und des causal bedingten Handelns liegen die zwingenden Argumente gegen jenen kannibalischen Brauch der Beförderung vom Leben zum Tode als legitimes Strafmittel. Darum sollte Hiller auf den neuen Einwand verzichten, den er in den geheimen

kosmischen Beziehungen des Menschen zum Weltall sucht. Er bringt dadurch ein Element der Mystik in die Behandlung des Themas und verdunkelt eher die durchaus rationell zu erörternde Angelegenheit, als daß er sie klärte. Er sagt, das Leben des Menschen müsse, weil eine mit dem All geheimnisvoll verbundene Tatsache, als eine kosmologische Angelegenheit betrachtet und deshalb dem sozialen Eingriff des Staates entzogen werden. Wozu das? Rein philosophisch und vom erkenntnistheoretischen Standpunkt des Determinismus betrachtet, läßt sich überhaupt ein strafrechtlicher Eingriff nicht rechtfertigen. Keine theoretische Erwägung erlaubt die Begründung einer Strafe, ob nun die Gesellschaft das Leben oder die Freiheit oder nur einen Teil des Vermögens für verwirkt erkläre. In Wahrheit liegen doch die Dinge so: Unsre theoretische Vernunft muß jedwede Strafe ablehnen als im höhern, transsozialen Sinne ungerecht. Denn der deterministisch bestimmte Mensch kann ja in allen Momenten seines Daseins gar nicht anders als Das wollen und tun, wozu ihn der Gesamtkomplex seiner individuellen Beschaffenheiten und der äußern Einflüsse treiben. Unsre praktische Vernunft aber verlangt im Interesse der Gemeinschaft (welcher Art auch immer), daß gegen gesellschaftswidrige Handlungen Gegenmotive geschaffen werden, nicht allein um Delikte zu hindern, sondern auch um das soziale Gewissen zu erwecken und zu schärfen. Metaphysisch zu begründen ist keine Morallehre, wohl aber soziologisch zu fordern und zu rechtfertigen. Einen Verrückten sperrt man ein, einen Pestkranken isoliert man. Doch ebenso wenig wie der Verrückte für seine Tat verantwortlich ist, ebenso wenig ist es, sub specie philosophiae, der Normale und Gesunde.

Eine Rechtsphilosophie, welche die Verantwortung auf der Fiktion der Willensfreiheit basieren läßt, hat heute keinen Anspruch mehr auf Wissenschaftlichkeit.

Vielleicht kommt einmal die Zeit, da die Menschheit reif genug sein wird, die Begriffe Schuld und Sühne aus ihren Tafeln zu tilgen und sie durch rationelle, sachliche Zweckbegriffe zu ersetzen.

Lothar Schmidt

Zwei Bilderbücher

Die teure und schöne Ausgabe des ‚Stundenbuches‘ von Frans Masereel ist jetzt (bei Kurt Wolff in München) durch eine billige, nicht minder zu empfehlende ersetzt, und dazu gibt es noch ein Holzschnitt-Buch: ‚Die Sonne‘ vom selben Maler. Man mag das gern.

In einer schönen Einleitung zum ‚Stundenbuch‘ zeigt Thomas Mann, was es mit diesem Zeichner auf sich hat. Seine Technik ist bekannt: es ist die von vielen Japanern, von Felix Valloton und Andern gern geübte Art, das Weiß auszusparen, und das kann man nur, wenn man die Vorgänge auf die letzte einfache Formel bringt. Was tut nun Masereel –?

Er erzählt.

Er erzählt eigentlich nicht so sehr das Leben eines Mannes wie: unser Aller Leben. Die durchgehende Gestalt, die durchgehende Idee – das ist der Faden, an dem die Steine aufgereiht sind, und welche Steine! Es scheint mir sehr bezeichnend, wie immer wieder das Einfache vorkommt: Feldarbeit, Wasser, Luft und Baum und Wald. Als brodelnder Hintergrund grollt und glitzert die Stadt, die graue, gesprenkelte, komplizierte, gehaßte und geliebte Stadt. Tausend Einzelheiten: wie nach dem Tode der kleinen Geliebten Alles aus ist, wie ihn das Leben sacht wieder einfängt, wie er über die große Brücke geht, unten liegt das Tal und die Fabrik, das Auge sieht, Luft umweht ihn, Landschaft saugt die Trauer auf, es ist nicht Alles aus. Ganz erstaunlich, wie die subjektive Gestalt und die Welt draußen manchmal

brüsk gegen einander gestellt sind, dann wieder in Eins schmelzen... Musik kann man nicht erklären.

In der ‚Sonne' ist Alles klarer, gradliniger: wie da der Mensch die Sonne vom Himmel herunterreißen will, wie er überall die Sonne sieht, wie er enttäuscht, abgestoßen davonläuft, wie er wieder angelockt wird von neuem Glanz... Auch hier ist -die Stadt eine Landschaft, das glaub ich: wenn man aus so einem Arbeitszimmer vom Montmartre den ganzen Tag heruntersehen kann! da liegt Paris wie ein Wald, Menschen sind die Pilze, eine Eisenbahnstrecke ein Fluß, nachts glimmt das auf.

Das tiefe revolutionäre Gefühl, das in dem Mann stets wach auf der Lauer liegt, die absolute Selbstverständlichkeit, mit der er immer auf der Seite der Unterdrückten steht, sein hartgeschmiedetes Herz und sein fühlender Verstand machen diese kleinen Bücher zu dem schönsten, das es unter den Bildererzählungen gibt. Man kann sie immer wieder durchblättern und findet immer Neues. Ein Könner mit Gesinnung – das ist selten.

Die geborenen Geschenke für einen Freund. *Peter Panter*

Drei Frauen

Jakob Wassermann: „Es gibt im Leben jedes Mannes eine Frau, in der ihm die Mutter wieder jung wird, an die ihn eine unsichtbare, unzerreißbare Nabelschnur bindet, und der gegenüber seine Liebe, groß oder klein, sein Haß sogar, seine Gleichgültigkeit zum Phantom wird, wie Alles, was wir austeilen, zum Phantom wird an Dem, was uns ausgeteilt wird. Und es gibt eine andre Frau, die ist mein Geschöpf, die Frucht meiner Träume, die ist mein Bild, die hab ich aus meinem Blut gezeugt, die ist in mir gelegen wie der Same in der Blüte, und die muß mein sein, wenn sie sich enthüllt hat, oder ich sterbe vor Einsamkeit und Sehnsuchtswut."

Und es gibt eine dritte Frau, die ist beides zugleich: Mutter und Geliebte, Schöpferin und Geschöpf, Traum und Gestalt. In wessen Leben diese Frau getreten ist: es hat die letzte Enthüllung, die tiefste Erfüllung gefunden. In dieser Frau wirst Du geboren, in ihr stirbst Du.

Aber freilich: Du findest sie nicht, die zwiefache Erfüllung. Du findest immer nur die Eine oder die Andre: Mutter oder Geliebte.

Und stirbst nicht. *Alfred Pabst*

Dichterakademien

Mit den literarischen Gesellschaften ist es wie mit den kommerziellen Gesellschaften. Wenn ein Volk arm und ohne Industrie ist, muß man Kompagnien gründen und ihnen Privilegien geben; aber wenn jeder Bürger selber Kaufmann geworden ist, muß man diese privilegierten Körperschaften zerstören, die zum Schaden der allgemeinen Betriebsamkeit in ein Monopol ausarten können. Ebenso verhält es sich mit einer noch barbarischen Nation, in der nur einige Köpfe allein das bißchen Geist besitzen, über das sie verfügt, und die man vereinigen muß, damit das ungewisse Volk sich ihrem Licht und Geschmacke zuwende. Aber sobald einmal die Nation die Vergnügungen des Geistes gekostet, die Zahl der guten Vorbilder sich vervielfältigt und ein Firnis von Literatur sich über alle Schichten der Gesellschaft ausgebreitet hat, erwecken diese privilegierten Kammern, die Feierlichkeit ihrer Kundgebungen, ihre Sitzungen, ihre Zuwahlen und Abweisungen mehr Ärgernis als Nacheiferung. Die öffentliche Meinung kehrt sich gegen sie, der Spott verfolgt sie, und nachdem die Akademie ihren Dienst getan hat, ergibt sich die Notwendigkeit, ihr ihn wieder zu entziehen, es sei denn, daß man es vorzieht, sie an ihrer Lächerlichkeit sterben zu lassen. *Rivarol*

Wir saßen auf der Wolke und ließen die Beine baumeln.

„Was am schwersten war, dieses Mal?“, sagte er und blies nachdenklich den Meteorstaub in die Luft, „am schwersten... Am schwersten war der Knacks.“ „Welcher Knacks?“, sagte ich. „Der zwischen Jugend und dem andern, was dann kommt“, sagte er. „Manche nennen es: Mannesalter. Es hätte sollen ein Übergang sein, ein harmonisches Gleiten, ich weiß schon. Bei mir war es ein Knacks.“ Der alte Herr probierte einen neuen Meteor aus, der sich emsig bemühte, die höhere Astronomie gänzlich durcheinanderzubringen – es war etwas ziemlich Hilfloses. Wir sahen erhaben zu, denn es ging uns so schön gar nichts an. „Ein Knacks, sagten Sie?“, fing ich wieder an. „Ein Knacks“, sagte er. „Es war so:

Sie hopsen da herum, Alles ist einfach klar – wenigstens scheint es Ihnen so. Was Sie nicht richtig durchschauen können, das umkleiden Sie mit einem herrlichen Nebel von Lyrik, Pubertät, Nichtachtung, Sorglosigkeit, tapsig hingehuschten Wolken; der tote Punkt in Ihrem Blickfeld ist eine Fläche, dahinein geht viel. Alles ist nur Spaß, wissen Sie, das macht die Sache, wenn auch nicht angenehm, so doch sehr erträglich. Alles ist nur Spaß.“ „Und dann – ?“, sagte ich. „Und dann –“, sagte er, „und dann ist das eines Tages – nein: nicht eines Tages, eines Tages ist es nicht aus. Viel schlimmer. Erst ist es nur ein leises Unbehagen, die Räder quietschten doch früher nicht? Dann wird ihnen das Quietschen zur gewohnten Begleitmusik, dann schmeckt dies nicht mehr und dann jenes nicht, und dann fangen Sie auf einmal an, zu sehen.“ Jetzt machte der Meteor einen Bogen, der Verfasser versprach sich wohl von diesem Kunststück etwas, das er „majestätisch“ genannt wissen wollte. Es war ein rechter Ausverkauf an Majestät.

„Sie sehen –“, sagte er. „Aber es ist doch schön, klar zu sehen –?“, sagte ich. „Sie tun so,“ sagte er, „als wären Sie nie unten gewesen. Es ist grauenhaft. Sie sehen: daß es gar nicht so ist, wie Sie bisher geglaubt haben, sondern ganz anders. Sie sehen: daß es wirklich nicht so schön einfach ist, wie es Ihre Bequemlichkeit und Eselei sich zurechtgemacht haben. Sie sehen: schräg hinter die Dinge, niemals mehr, das ist besonders aufreizend, jedenfalls sehen Sie nicht mehr glatt von vorn. Und dann die Andern –! Bis dahin haben sie Sie noch begleitet, man hat sich ganz gut verstanden, es ging gewissermaßen erträglich und verträglich zu. Nun heiraten die, nun haben sie Kinder, hören Sie: richtige lebende Kinder! die nehmen sie ernst; erst hatte Jeder eine Frau, jetzt hat das, was da neu entstanden ist, beide, und auf ein Mal, eines Tages, bekommen Sie einen freundlichen Rippenstoß von nebenan: ‚Nicht wahr, Alter – wir wollen uns doch nichts vormachen, das da: Samtvorhänge, Warmwasserspülung, Behäbigkeit, daß ist doch das Wahre, was?‘ Es ist wie ein Donnerschlag. Ihre Ideale bewahren sie sich getrocknet auf, im Herbarium ihrer Gefühle, manchmal, Sonntags, sehen sie sich das an. Und lachen darüber, verstehen Sie das? sie lachen darüber. So ziehen sie an Ihnen vorbei.“ „Blieben Sie denn stehen?“, sagte ich.

„Ich blieb stehen“, sagte er. „Ja, ich blieb wohl stehen. Alle kamen an mir vorüber, der ganze Zug mit Roß und Mann und Wagen und allen Reisigen. Zum Schluß die alten Weiber, und dann wackelten da welche, die ich noch als kleine Kinder gekannt hatte: sie hatten den ganzen Nacken voll seriöser Sorgen und waren ehrgeizig und verdammt real. Sie brachten es Alle zu etwas, sehr ernsthafte Leute. Beinah hätten sie mir einen Groschen in den Hut geworfen. Ich hatte aber keinen Hut. Und da stand ich, ganz allein.“ „Wa-

ren Sie denn kein Mann?“, sagte ich und mühte mich, das sehr neutral zu sagen. „Ein Mann?“, sagte er. „Doch auch, ja. Ich kroch auch später den Andern nach, und was früher Ideal geheißen hatte, hieß jetzt einfach: Zuspätkommen. Ein Mann erwachsen... Aber in einer Ecke meines Herzens, wissen Sie, da wo es am hellsten und dunkelsten zugleich ist – da bin ich doch immer ein Junge gewesen.“

Wir schwiegen. Und als ich mich nach ihm drehte, da war er nicht mehr da. Er hatte sich fallen lassen, vermutlich aus Scham, denn so etwas sagt man nicht.

Kaspar Hauser

Elektra

Eine phantastische Oper! Eine phantastische Aufführung! Seit jener Vorkriegszeit, wo man auf dem Parkettsessel wie auf einem Kirchenstühlchen saß und von den Brettern Töne und Worte wie eine Oblate empfing – seit damals das erste Ereignis, nach dem man das Theater verläßt, als ob man verbannt wird.

Diese Neueinstudierung – mit einer Leistung der Barbara Kemp von beispielloser Herrlichkeit – wird bald davon überzeugen, daß Strauß nichts Größeres geschrieben hat. Der Fall ist einzigartig wie etwa in der Literatur ‚Macbeth‘ oder ‚Othello‘. Die Oper füllt sogar die einzige Lücke, die man bei Shakespeare finden kann: denn alle Leidenschaften haben bei ihm ihre Welt, nur nicht die Rache. Wo aber der Versuch, in Musik oder Dichtung, späterhin gemacht wurde, mißglückte er; mußte wahrscheinlich mißglücken, weil die Rache, im Gegensatz zur Eifersucht, zum Ehrgeiz oder zum Geiz, die einzige Leidenschaft ist, die man nicht mitempfinden kann, ohne entchristianisiert zu sein.

Strauß hat das noch tiefer gefühlt als Hofmannsthal. Man wird auf eine vollkommen unchristliche Weise durch diese Musik erlöst; man tobt eine Leidenschaft aus und verliert schließlich den Atem; eine „Katharsis“ vollzieht sich – man wird „gereinigt“, ohne Adagio und Pastorale, allein durch die Vollendung (Voll–endung) der Leidenschaft selbst. Was für ein Blödsinn, hier von „Hysterie“ zu sprechen!

Ich habe ‚Elektra‘ oft gehört – aber niemals so unvergleichlich wie unter Kleiber. Vom ersten Wirbel an saß man im Bann und starrte mit Augen und Ohren bis zum Schluß-Schrei der Chrysothemis. Die Wiedersehensszene mit Orest war, wie wenn der Tag plötzlich um Mitternacht einbricht.

Ich glaube, man kann nicht Elektra lieben, ohne Kleiber zu lieben, und kann nicht Kleiber lieben ohne die ‚Elektra‘. Er regiert hier die Mächte seiner eignen Welt – jener irrsinnigen Welt, wo man nichts Andres liebt als eine Idee, um derenwillen man haßt, rächt, triumphiert und stirbt. Die Luft ist in beiden Welten gleich dünn und gleich sauber, ungeeignet für jedes Gemüt und alle Gemütlichkeit, und von einer Schärfe, die Keinem gestattet, noch höher zu steigen. *Leo Matthias*

Solche Susanne...

Eine solche Susanne wird sicher nicht einen jungen Offizier
von fleckenlosem Charakter und aus bester Familie dazu bringen,
ihr sogar die Hand zum Ehebund zu reichen.

Aus einer Theaterkritik des „Völkischen Beobachters“

Orden

Ach, was nutzt, daß ich so viel geworden,
und daß ich so Manches nenne mein?
Großer Gott, es fehlt mir noch ein Orden!
Könntest du mir diesen nicht verleihn?

Ja, und wärs auch nur der allerkleinste,
den der kleinste Potentat ersann!
Immer besser einer doch als keiner,
ziert der kleinste doch auch seinen Mann!

Wenn die Englein einst mit mir entschweben,
stehn im Himmel alle Heil’gen stumm,
Sonne, Mond und alle Sterne beben:
Meine Seele hat den Orden um !!!

Hoffmann von Fallersleben

Techniker. Die ‚Technische Hochschule München‘ versendet die unvermeidlichen Zählbogen an ihre Studenten. Darauf stehen folgende überflüssige Fragen: 5. Bekenntnis (das ist wichtig für die protestantischen Brücken, die Ihr einmal bauen werdet). 18. Heeresdienst: a) haben Sie vor dem Kriege gedient? wann? Truppenteil und Standort? b) waren Sie militärfrei? c) haben Sie während des Krieges gedient? wann? Truppenteil? d) haben Sie nach dem Kriege gedient (wer hätte das von bayrischen Studenten nicht!)? wann? Truppenteil oder Reichswehrtruppe? (man beachte das „oder“). e) dienen Sie jetzt? (Widersinn: wenn der Befragte diente, könnte er gesetzlich nur Reichswehrsoldat, also nicht immatrikuliert sein.) Waren Sie aktiver Offizier? Dienstgrad?... Was geht das Alles die ‚Technische Hochschule München‘ an? Gar nichts. Diese Fragen, die die bedauernswerten Studenten beantworten müssen, um sich nicht schweren Berufsschädigungen auszusetzen, dienen nur dazu, die Bedeutung eines alten Firlefanzes aufrecht zu erhalten, und sind rein politischer Natur. Diese lächerliche deutsche Sucht, unsachliche Fragen zu stellen, um die „Person voll und ganz zu erfassen“, zeigt sich auch in Nummer 25: „Beruf und Berufsstellung des Vaters. Anmerkung: Aus der Angabe muß der Beruf unzweideutig entnommen werden können, insbesondere, ob es sich um eine selbständige oder unselbständige Stellung handelt, zum Beispiel: Bankbuchhalter, nicht: Kaufmann; Gutsverwalter, nicht: Landwirt, ferner: Schlossermeister, selbständig...“ Abgesehen von dieser völlig anachronistischen Unterscheidung „selbständig - unselbständig“, die etwa dem Horizont eines Universitätsprofessors entspricht: es kann vorkommen, daß Einer angeben muß: „Universitätsrektor – also unselbständig“. Der ungehörige und kindische Fragebogen wird bleiben, da das Reich auf Bayern keinen Einfluß hat – dieser Bundesstaat ist selbständig. Und fährt munter fort, aus einfachen Berufsbezeichnungen Kastenbegriffe herauszuschälen. 26. „Hat der Vater eine Hochschule besucht?“ Wenn ja, hoffentlich ohne Erfolg.

Willy W. in Hamburg. Sie schicken uns ein ‚Hamburger Fremdenblatt‘, und da findet sich auf der ersten Seite der ‚Rundschau im Bilde‘: links oben ein zackiger Regimentsappell der Reichswehr, daneben die Beerdigung der kindlichen Opfer von Handgranaten in Wilhelmsburg und darunter der größte Ochse von der Hamburger Mastviehausstellung. Rundschau im Bilde? Wir sind es.

Georg v. F. Du hast hier ein paar Spottverse gegen die Sportperversität unsrer Tage gelesen und schreibst nun der „lieben Weltbühne“: „Ist dir nicht bekannt, daß Sport der größte Feind des Nationalismus ist? Daß man mit seinem Geist und durch dessen Betätigung freie, aufrechte Menschen erzieht, die zu eigner Denkungsweise erzogen werden und jedem Überpatriotengeschrei abhold sind? Siehe England und Amerika. Daß der Sport Klassengegensätze überbrückt, weil er in seinen Verbänden Menschen aller Berufsgattungen und Religionen vereint, die sich hier kennen und achten lernen und die sonst als Mitglieder politischer Verbände Feinde wären? Daß sie in Wettkämpfen mit Angehörigen von Nachbarstaaten auch in ihren Gegnern den Bruder achten und lieben lernen? Daß also der Sport, der beste Erzieher zu einer wahrhaften und aufrichtigen Demokratie ist? Nichts hat den Völkischen mehr Menschenmaterial zu entziehen gewußt als unsre Sportverbände. Die jungen Leute lassen sich von den radikalen Hetzern nicht mehr aufwiegeln, sondern besuchen abends unsre Veranstaltungen.“ Daß der Sport der größte Feind des Nationalismus ist – das war uns bisher wirklich nicht bekannt. Wir sehen nur, daß er fast überall in Deutschland zu nationalistischen Zwecken mißbraucht wird, und daß man Klassengegensätze nicht durch ein Fußballmatch überbrücken kann. Daß man aber aus Allem

durch eine Übertonung des Sportgedankens — wenn der einer ist — einen „Sport“ machen kann, zum Beispiel aus dem Krieg: das haben wir allerdings schon gesehen.

Hermann H. in Hamburg. Sie schreiben uns: „Zwischen Mecklenbeck und Münster ist ein neues Villenörtchen entstanden, außerordentlich nett und sauber. Zu den Häusern gehören größtenteils selbstgezimmerte kleine Viehstallungen. Ein Bewohner ist auf die Idee gekommen, sich einen besonders großen Stall zu bauen, und verwandte dazu alte preußische Schilderhäuschen. Der Ort führt den Namen: Geist. Nomen est omen?“ Er sollte: Preußengeist heißen. Nur: das Vieh stand meistens nicht in den Schilderhäuschen. Es stand davor und wurde gegrüßt.

Trauernde Mutter. Auch Sie fragen, ob Sie dem Reichsarchiv Material aus dem Nachlaß Ihres gefallenen Sohnes übermitteln sollen. Unter gar keinen Umständen. Das wertlose Institut, das lächerlich große Summen für seine tendenziöse und unnütze Arbeit verschlingt, ist national, also entsprechend zu werten. Hier wird nur die Vorbereitung zu neuer Mörderei gepredigt — und dazu muß freilich die große Zeit umgelogen werden. Sie finden in keiner Publikation des Reichsarchivs auch nur ein Wörtchen von dem, was die leidenden Menschen der großen Zeit wirklich bewegt hat; keine Zeile von der Qual der Mannschaften und den sinnlosen Verbrechen der Offiziere — nichts. Dafür glorreiche, auf das Niveau von Quartanern oder vierten Semestern gebrachte Regimentsgeschichten ohne jeden historischen Wert. Bewahren Sie die Briefe Ihres Jungen auf und, wenn Sie sie einmal vornehmen, denken Sie immer daran, wofür er gemordet worden ist. Für nichts.

Nervenarzt. Das muß keine leichte Arbeit sein. Und was tut man schließlich mit Verfolgungswahnsinnigen? In der ‚Münchner Zeitung‘ findet sich dieser Aufruf eines Katholischen Gesellenvereins: „Euer Hochwohlgeboren! Am ... ... 1926 abends fand im hiesigen Katholischen Gesellenhaus eine große Versammlung statt. Alles verlief in bester Ordnung. Da auf ein Mal — die Versammlung war kaum zu Ende — brach Feuer aus, und in knapp zwei Stunden war Alles zerstört... Und wer hat es verschuldet? Es ist einwandfrei festgestellt, daß ruchlose Verbrecher das Feuer gelegt haben. Gebe Gott, daß die Schuldigen bald offenbar werden, damit alle Welt erkenne, wie heute radikale Elemente arbeiten.“ Wie diese Elemente da arbeiten, ist bereits offenbar. Daher der Ausdruck: dreist und gottesfürchtig. „Das radikale Element ist im Zuge“, heißt es an einer Stelle des Aufrufs. Leider sitzt es in der Vierten Klasse und rührt sich nicht.

Max Pottlitzer. Sie schreiben uns: „Martin Buber hat im Jahre 1920 Gustav Landauers Aufsätze gesammelt und uns versprochen, noch zwei Bände über den Sozialismus und andre politische Fragen sowie Landauers Nachlaß herauszugeben. Seitdem sind sechs Jahre vergangen. Seit sechs Jahren wächst in uns und unter uns die zentrale Idee Gustav Landauers, daß nichts mit wissenschaftlicher Notwendigkeit entstehen muß; daß nichts anfängt, bevor wir anfangen; daß es gilt, die Beziehungen der Menschen, nicht die Institutionen zu ändern. Sechs Jahre lang haben wir vergebens gewartet, haben Ereignis werden sehen, was Landauer prophezeit, haben eintreten sehen, wovor er gewarnt hat. Warum enthält uns Buber vor, was wir so nötig brauchen? Warum müssen wirs uns in den alten, schwer erreichbaren Bänden des ‚Sozialisten‘ zusammensuchen? Bei aller Verehrung, die wir für Buber hegen, glauben war ihn fragen zu dürfen, ob er der Ansicht ist, daß wir heute der wirkenden Macht, der ordnenden und erziehenden Gewalt eines Geistes wie Gustav Landauer entraten können.“ Sie wünschen, daß wir Ihre Frage, wenn sie uns begründet erscheint, an Martin Buber weiterleiten und ihn um eine öffentliche Antwort bitten. Was wir also hiermit tun.

Verantwortlich i. V.: Carl v. Ossietzky, Berlin, Genthiner Straße 22. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin : 11958.

XXII. Jahrgang 14. Dezember 1926 Nummer 50

Völkerbund ohne Völker von Carl v. Ossietzky

Als sich Briand, Chamberlain und Stresemann grade um die Militärkontrolle rauften, kam die in dieser Situation absonderliche Nachricht, daß ihnen Nobels Friedenspreis zugesprochen sei. Wenn es Schreiber politischer Komödien gäbe, hier wäre ein Stoff von umwerfender Lustigkeit. Seit der Überreichung der päpstlichen Tugendrose an die selige Isabella von Spanien ist keine Auszeichnung so gründlich falsch adressiert worden.

Das Aufhören der Militärkontrolle sichert Stresemann einen Achtungserfolg fürs deutsche Heim. Die sogenannte Investigation war nach Lage der Dinge nicht zu verhindern, obgleich man in Deutschland darauf gehofft hatte. Im Übrigen ist diese Ratstagung recht disharmonisch verlaufen. Nicht nur, daß Poincarés Schatten breiter als sonst über den Tisch fiel, auch das halb vergessene Gespenst der Botschafterkonferenz entfaltete eine ungeahnte Aktivität. Daß Herr Stresemann es diesmal recht sauer hatte, verdankt er der vortrefflichen deutschen Militärpolitik und der Eigenmächtigkeit von Geßlers Generalen. Hinzu kam die Enttäuschung, daß England die Frage der Lieferung von Kriegsgerät ganz unerwartet zur pièce de résistance machte und daß Herr Chamberlain auch optische Instrumente zu den Kriegsgeräten zählte, was für die tüchtige industrielle Schulung dieses prämierten Friedensfürsten spricht.

Weitere Sorgen hatte der Hohe Rat diesmal nicht. An und für sich war der Völkerbund als Forum der Menschlichkeit gedacht. Nun, es geht heute in allen Himmelsrichtungen sehr unmenschlich zu. Nationale Minoritäten werden geknechtet... Leider in der Satzung nicht vorgesehen. In Rumänien werden Juden geschlachtet und Oppositionelle sektionsweise niedergemacht... Der Völkerbund hat sich nicht in innere Angelegenheiten der Staaten einzumischen. Deshalb hört die Kompetenz auf, wo das Problem beginnt. Deshalb wird der Vertreter bluttriefender Gewalthaber als cher confrère begrüßt und darf mitraten, wie die internationale Moral zu heben sei, ohne daß seine Auftraggeber gestört werden.

Italien hat durch einen „Pakt“ die Hand auf Albanien gelegt, in Süd-Slavien fühlt man sich dadurch bedroht, und der alte Kampf um die Adria lebt wieder auf. Frankreich hat Truppen an die italienische Grenze geworfen, Italien seine Schwarzhemden-Miliz an die französische. Der Völkerbund nimmt amtlich keine Kenntnis.

Der gläubige Pazifist registriert die Garantiepakte und Schiedsverträge, verweist strahlend auf die Fortschritte in den deutsch-französischen Beziehungen. Das stimmt. Aber nicht die ratifizierten Urkunden sind ausschlaggebend, das Betrübende ist, daß diese feierlichen Papiere nichts an der Welt ändern. Daß der Zustand der Unsicherheit nicht nur geblieben ist, sondern eher noch zugenommen hat. Daß die Rüstungshysterie heute größer ist als jemals. Daß der Mänadentanz der

Kapitalsinteressen weiter geht und die Staaten in seinen Taumel reißt. Daß kein Mensch im Grunde glaubt, der Völkerbund könnte eine ernsthafte Belastung überstehen. Denn was in Genf tagt, das ist nicht ein Welt-Parlament, sondern ein Club von Außenministern, die alle gezwungen sind, für Kabinett und Kammer ein paar nette Sächelchen mitzubringen. Das wissen die Herren. Und deshalb nimmt Jeder auf den Kollegen Rücksicht. Es gibt nichts Einsameres als diesen Völkerbund der Diplomaten, hinter dem keine Völker stehen, obgleich so viel Betrieb rund herum ist, und von dem Niemand reden würde, wenn die Pressephotographen plötzlich streikten.

Es gibt nur noch eine politische Institution, die so völlig neben der Wirklichkeit lebt: – der deutsche Reichstag.

*

Die vom ‚Vorwärts‘ aufgenommenen Enthüllungen des ‚Manchester Guardian‘ über geheimes deutsch-russisches Zusammenspiel hat die Kommunisten fast noch mehr aus dem Häuschen gebracht als die Deutschnationalen. Begreiflich. Für die Rechte war das nichts Neues, nur über die Kommunisten kam es wie ein kalter Guß. Deshalb ist auch an der Echtheit der kommunistischen Entrüstung nicht zu zweifeln. Wenn zum Beispiel Papa Pieck loskollert, alles sei Schwindel, so kann man sicher sein, daß er bona fide handelt. Denn unsere Kommunisten sind nicht intrigant und konspirativ, sondern die Ehrlichkeit selbst, wenngleich die bei den erlesenen Führern einen Grad erreicht, wo sie anfängt, gegen die guten Sitten zu verstoßen. Selbstverständlich war der an sich verdienstvolle Feldzug des ‚Vorwärts‘ nur von dem Wunsche diktiert, den benachbarten Kommunisten als Revanche für ihre Haltung bei der Fürstenabfindung ein paar Pfund Fleisch aus dem Leibe zu schneiden. Käme es dem ‚Vorwärts‘ wirklich aufs Ganze an, so müßte er sich auch deutlicher über das Ziel der privaten Entente zwischen Reichswehrministerium und dem russischen Außenamt äußern. Wenn man das so liest, möchte man fast annehmen, die Russen wollten nächstens Wilhelm II. mit Waffengewalt wieder einsetzen. Daß das leitende Motiv die gemeinsame Feindschaft gegen Polen war, vermeiden die tapfern Enthüller klar herauszusagen, denn auch sie schwören ja auf die vom Auswärtigen Amt inaugurierte anti-polnische Politik, auch sie sind weit davon entfernt, anzunehmen, daß es heute keine brennendere Frage gibt als die deutsch-polnische Verständigung.

Die deutschen Republikaner mögen indessen bei ihrem Gezeter über Moskaus Hinterhältigkeit nicht übersehen: die Russen sind harte Realisten und klopfen nur dort an, wo sie eine Macht wissen. Wenn Tschitscherins Agenten nach sorgfältigem Erkundungsgang durchs deutsche Gelände schließlich bei Seeckt erschienen sind anstatt bei Hermann Müller oder Erich Koch, so liegt darin eine Einschätzung, die unsre Republikaner zum Nachdenken bewegen sollte.

*

In bestimmten Intervallen kehrt bei uns eine Regierungskrise wieder, die Herrn Doctor Scholz, das Fraktionshaupt der

Deutschen Volkspartei zum Autor hat. Ein Politiker, der selbst unter unsern Parlaments-Celebritäten eine triste Sonderstellung einnimmt, ein Machiavelli mit Pferdefüßen und ohne Fähigkeit zur Stimmdämpfung. Wenn er in Insterburg hinter geschlossenen Türen flüstert, hört man es in den Reichstags-Korridoren. Dennoch: – er sei gesegnet für und für. Denn er hat, ohne recht zu wissen, was er tat, den Papageien der Großen Koalition den geschäftigen Schnabel endgültig nach hinten gedreht. Die Silverberg-Melodie ist verklungen. Die zwangsläufigen Gegensätze siegen über den Verschleierungswillen der Führer. Wenn Sozialdemokratie und Deutsche Volkspartei manchmal nur durch eine halbe Breitscheid-Länge getrennt schienen, Herr Dr. Scholz hat sich, unfreiwillig, das Verdienst erworben, die natürlichen Grenzen wieder herzustellen.

In diesen zwei Jahren benebelnden Schwatzes um große und kleine, stille und laute Koalitionen ist alle Innenpolitik hoffnungslos volksfremd geworden. Innenpolitik ist heute eine Sache für Eingeweihte, die den Ariadnefaden durch das Labyrinth der Grüppchen und Klüngel besitzen, oder reine Liebhabersache wie ein Herbarium oder eine Briefmarken-Sammlung. Der Chronist verzeichnet die Situationswechsel am innenpolitischen Skattisch ohne Vergnügen und, vor Allem, ohne Glauben an die Bedeutung der ausgespielten Karten. Ob die linke Mittelgruppe des rechten Flügels der Demokraten oder ob die linken Außenseiter des sonst rechtsgerichteten Agrarierflügels des Zentrums mit dem rechten Flügel des linken Flügels der Deutschen Volkspartei..., das ist so gleichgültig, weil es nur Interesse hat für die Plauderecken der Couloirs, weil es keine öffentliche Resonanz findet, weil für die Öffentlichkeit überhaupt Alles, was in den Parteien und zwischen den Parteien vorgeht, zu einer Geheimwissenschaft geworden ist, deren Schlüssel zu suchen keinen Wert hat.

Wenn Herr Stresemann aus Genf zurückkommt, wird er die von seinem Scholz servierte Krise noch duftend auf dem Frühstückstisch finden. Die Linke ist verstimmt, die Rechte anbiederungsbereit. Vielleicht wird ihm diese Wandlung gar nicht unlieb sein. Schon um den beiden andern Nobelpreiskollegen zu zeigen, daß er imstande ist, selbst mit den Locarno-Gegnern zu regieren.

Lassen wir uns nicht bange machen, daß es ganz schlimm kommt, wenn die jetzige Regierung der Mitte abtreten müßte. Schon regen sich die Klageweiber. Dieses Kabinett hat nicht einmal negativ nützlich gewirkt. Es hat nichts verhindert, sondern stets Alles getan, was die Reaktion wollte, von der Fürstenabfindung bis zum Zensurgesetz. Sein Sturz erspart uns die Schmach, daß das klerikale Reichschulgesetz und das verschlechterte Vereinsgesetz von Männern verteidigt und durchgeführt werden, die außerhalb ihres Amtszimmers Wert darauf legen, für Republikaner gehalten zu werden. Mag an ihren Platz kommen, wer will: gegen Marx und Külz gibt es überhaupt keinen schlechten Tausch. Niemand soll sie halten. Sie sollen gehn.

Siegfried Jacobsohn von Arthur Eloesser

Die ersten Freunde gewinnt man auf der Schulbank, im Hör-
saal der Universität, häufiger noch bei fröhlichen Kneip-
abenden, und sie werden dann zu lieben Gewohnheiten, zu
gemütlich ironischen Befriedigungen. Die Freunde meines
reifern Alters habe ich mir sehr allmählich erworben, und
so wird es sich zwischen Männern auch gehören, von denen
jeder auf einer Leistung steht. Mein Verhältnis zu Siegfried
Jacobsohn, das der Schätzung, des Vertrauens, der fröhlichen
Anerkennung, hat sich aus Hemmungen und Vorbehalten ge-
staltet, die seine Tätigkeit und Tatfreudigkeit, die der ernste
Sinn seines Lebenswerkes eins nach dem andern hinweggräumten
bis zu dem festen, klaren Zustand gegenseitiger Billigung
und einer auf alle Beziehungen des Lebens und Wirkens aus-
gebreitete Teilnahme. Der Kopf hatte das erste, das Herz
hatte das letzte Wort. Und so war es gut.

Was uns im Anfang auseinander hielt, das waren die elf
Jahre, die ich mehr hatte, als er, den wir Ältern, den die
noch Ältern, wie Paul Schlenther, Otto Brahm, Fritz Mauth-
ner, im Anfang gern den „kleinen Jacobsohn“ nannten. Um
den frühern Typ etwa zu bezeichnen: wir waren, Theater-
kritiker oder Theaterregenten, aus langwierigen Studien, aus
wissenschaftlicher Tätigkeit, kurz, aus der Historie hervor-
gegangen, und wir sahen neben uns einen kecken jungen Men-
schen, der sich zu alledem keine Zeit gelassen hatte, der noch
schreibend lernte und der für eine noch etwas laute Tätigkeit
kein andres Diplom mitbrachte als eine fanatische Liebe zum
Theater. Kein Zweifel, daß der neue Kollege oder Rivale sich
schon als Schüler vorgenommen hatte, Theaterkritiker zu wer-
den, was wir erst auf Umwegen, was ich selbst wenigstens fast
unversehens und zu meiner Überraschung wurde. Über das Ta-
lent des jungen Mitstreiters waren wir einig: grade deshalb
hätte er noch etwas warten sollen. Wir haben ihm damals
unrecht getan; die Spannung rührte wohl besonders daher, daß
er als ein jüngerer Sohn des vehement um sich greifenden,
auch um sich schlagenden Weltstadtwesens ein schärferes
Tempo anschlug, daß er schon mit einem Standpunkt einsetzte,
den wir erst allmählich gefaßt hatten. Wir, die wir aus der
Historie, aus Vergleich und Betrachtung stammten, wurden
nach und nach aus wissenschaftlichen zu Leuten des Theaters.
Er war es von vorn herein, ganz gegenwärtig, ganz fordernd, und
das bißchen Wissenschaft, das dazu gehörte, hat er sich auch
bald angeschafft.

Jeder Jüngere begeht Achtungsverletzungen, die dem
Ältern etwas weh tun, nicht so sehr, wenn er uns wider-
spricht, sondern vielmehr, wenn er frei und frech das heraus-
sagt, was wir uns vielleicht schon selbst gesagt haben, aber
noch gern ein wenig für uns behalten hätten. Der jüngste
Kritiker Berlins trat gegen die Periode des Naturalismus, die
uns hervorgebracht hatte, gegen ihren klassischen Pflegevater
Otto Brahm und etwa auch gegen Gerhart Hauptmann mit
einer Unabhängigkeit auf, die wir uns als tief Verpflichtete

versagten; dafür hatte er wiederum die Freiheit, seinem Nachfolger und Widersacher Max Reinhardt aus vollem Herzen zuzujubeln und ihm als unbedingter Rufer im Streit voranzugehen. Aber der kecke, junge Kritiker wurde bald besonnen. Wenn man den einen Großen des Theaters nur noch im Schlafrock schleichen sah, so pries er bald den Harnisch, den seine Manneskraft einst getragen, und wie gern sein Enthusiasmus mit dem Andern ging: er hat nicht nur Fanfaren für ihn geblasen, er hat sich auch in liebender Sorge als treuer Warner und Mahner gegen ihn behauptet. – „Jacobsohn hat etwas von Otto Brahm“, sagte mir Reinhardt einmal in Salzburg. Diese Anerkennung wiegt umso schwerer, als sich das Otto Brahmsche in unserem gemeinsamen Freunde gelegentlich gegen ihn selbst, gegen den verführerischsten Theatermann unserer Zeit, gerichtet hat. Und hier können wir schon das entscheidende Wort sagen: Siegfried Jacobsohn hielt sich unabhängig, unabhängig auch gegen Neigung und Vorliebe, gegen den unerschöpflichen Enthusiasmus, der ihn immer wieder zum Theater und zu den Theaterleuten trieb.

Ich habe in meiner starren Jugend selbst zu den Kritikern gehört, die sich in ihrer Unzulänglichkeit und Unberührbarkeit nur zu erhalten glauben, wenn sie einsam wie der Scharfrichter leben. Die Bühne, auf der eine aus organischem, aus vergänglichem Stoff geschaffne Kreatur sich selbst zum Kunstwerk umschafft, erlaubt solche Beziehungslosigkeit nicht. Man muß den Schauspieler kennen, man muß ihn in seiner menschlichen, in seiner schöpferischen Gegebenheit, also schon in seinem Naturzustand lieb haben. Siegfried Jacobsohn kannte die Schauspieler, er hatte viele Freunde unter ihnen, er hat ihnen als Mensch viele Freundschaftsdienste geleistet, aber nie als Kritiker. Auch den Dichtern nicht und nicht den Direktoren. Trotz aller Vertrautheit und Vertraulichkeit mit ihnen, wenn er schrieb, wenn er urteilte, war er wieder allein mit dieser und in dieser echten Passion, die den gebornen Kritiker nun einmal unerbittlich macht.

Wer waren seine Lieblinge? Es waren Matkowsky, Sauer, Bassermann, Rittner, die Lehmann und die Höflich, es waren zumeist die schweren oder spröden Persönlichkeiten, die die Gabe des Leids empfangen haben, die sich ihrer Empfindung mit Naturgewalt entladen. Talente, schrieb er einmal, können ersetzt werden, Naturen kehren niemals wieder. Zu Josef Kainz hat er sich spät gefunden, erschüttert von der Erlebnisgewalt, die sich in seinem späten Hamlet gesammelt hatte. Zu Elisabeth Bergner hat er sich gleich bekannt, überzeugt von einer Genialität, die nicht immer dumpf oder primitiv zu sein braucht. Manchmal, so schrieb er auch, käme es ihm vor, als ob nur unten im Parkett das nicht mehr Naturhafte, das Fertige, das Konventionelle versammelt sei; da oben aber auf der Bühne sei die Menschheit einfach, ursprünglich und die Menschenbrust noch unbedeckt. In dieser Anschauung oder Überzeugung trafen wir uns, daß der Menschendarsteller, wie ich gern sage, ein liebenswürdiger oder dämonischer Rückfall sei, ein älterer Zustand vor dem Sündenfall der Zivili-

sation. Daß der Menschendarsteller, unverbesserlicher Heide, noch aus der Zeit stamme, da die Sterblichen sich aus Überschwang verwandelten, sich im Rausche aller Sinne Göttern, Tieren, Bäumen gleich fühlen konnten. Dionysos war der Herr des Lebens und des Todes.

Der geborene Großstädter suchte ein Stück ehrwürdiger, anfänglicher Natur in der sogenannten Welt des Scheins; es war derselbe Mensch, den die salzige Welle, der scharfe Sturm, den der Sonnenblick aus Wolkenzug an unsrer Nordsee durch Jahrzehnte begeisterte. Der Mensch Jacobsohn, der Kritiker, dem in der Jugend noch etwas Überkritisches anhaftete, wurde immer wärmer, sinnlicher, kindlicher nach der ersten frühen Überreife, und so scheint es auch natürlich, daß er – wie so mancher aus unsrer Zeit – immer musikalischer und musikbedürftiger wurde. Die Fähigkeit, Musik zu genießen und zu ertragen, bedarf eines jenseitigen Sinnes; Musik schuf ihm das höchste Glücksgefühl, das einer kindlich heitern, zu keiner Rechenschaft verpflichteten Dankbarkeit, besonders, als die Enttäuschungen des Theaters in den letzten Jahren sich mehrten, sodaß er als Kritiker nur noch gelegentlich und mehr pflichtmäßig auftrat. Die letzte oder vorletzte expressionistische Entwicklung ließ ihn kalt, weil er an ihr keinen Naturgehalt fand, und das heißt keinen Gehalt an Menschlichem. Dem Kampfesmut seiner Jugend genügte die Bühne.

Das Leben von Siegfried Jacobsohn ist sehr grade gegangen, es hat sich auch nicht umgebogen, als er seine Schaubühne zur Weltbühne machte, als er das Menschliche, das er dem Theater immer abverlangte, nun jenseits der Bretter suchte, prüfte, gestaltete. Aus dem Theaterkritiker wurde ein Kritiker des öffentlichen, des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens, aus dem Schriftsteller ein Redakteur von nicht mindrer Leidenschaftlichkeit. Was ihn entschied, was ihn wiederum streitbar, wirksam, gefürchtet machte, war die Empfindung, war das Grauen vor dem Kriege, vor der Selbstverstümmelung der Menschheit, war der Zorn gegen alle soziale Unterdrückung, gegen Rechtsbeugung und was es sonst an Erniedrigungen und Beleidigungen der Menschheit gibt. Im eigentlich Politischen, grade weil er es trotz seinem großen Verstande mit dem Herzen machte, bin ich mit dem Freunde nicht immer einverstanden gewesen, aber stets überzeugt von seiner Überzeugtheit, von seinem reinen Eifer, von seiner graden Gesinnung, die furchtlos wurde bis zur fröhlichen Leichtherzigkeit. Allein durch ihn ist die streitbare Weltbühne eine Macht im öffentlichen Leben geworden; er gab ihr seinen Charakter und vor allem sein außerordentliches Talent als Regisseur über allen verbündeten und zusammenwirkenden Kräften. Für diese im einzelnen zähe und geduldige, im ganzen so kühne und schwungvolle Arbeit, für diese unermüdliche Wachsamkeit des Tatgeistes sind wir Schreibende ihm tief verpflichtet; denn es hat in Deutschland wenig Journalisten gegeben, die ganz allein, ohne Halt an der Tagespresse, ohne Anlehnung an eine Partei, ohne irgendwelche wirtschaftliche Förderung allein den Geist zu einer Macht zu

erheben wußten. Die im Kriege hart verfolgte, die im Frieden
noch schwer bedrängte ‚Weltbühne' hat viel fruchtbares Ärger-
nis erregt. Er hat immer die Sache gemeint und alles Per-
sönliche je länger je mehr mit Schonung, sogar mit Milde be-
handelt. Zu einem guten Politiker gehört ein guter Hasser; sein
Haß aber galt nur Zuständen und Gesinnungen.

Seine Liebe galt diesem kleinen wehrhaften Blatt und
allen, die es förderten. Solchen Redakteur, ich spreche hier
für alle Verbundnen, hat es noch keinen gegeben, von einer
Uneitelkeit und Selbstlosigkeit, die nichts zur eignen Ver-
klärung tat. Unser Freund freute sich wie ein Kind, wenn
er einen schätzbaren Artikel bekam; er war unser enthu-
siastischer Leser, und er fühlte sich beschenkt, als ob ihm
jedes der sorgfältig bedachten zweiundfünfzig Hefte im Jahr
eine Bescherung von Freundesgaben einbrachte. Wenn ich
mich frage, was in seinen letzten, schon sorglosern, aber
noch arbeitsschweren Lebensjahren von seinen Talenten das
beste war: es war das der Freude, sogar das seltenste der
Mitfreude. Trotz aller Schärfe des Urteils, trotz mancher
bittern Erfahrung, trotz der Widerstandskraft auch der Ab-
neigung, einen neidlosern, einen weniger eifersüchtigen Men-
schen habe ich nicht gekannt. Und auch keinen von so ver-
trauender Offenherzigkeit, von so unschuldiger Heiterkeit,
wenn er sich hingeben durfte. Sein Lachen war berühmt,
schallend, tosend, breit und hell, eine aufweckende, manche
Trübsal zerstreuende Fanfare. So gab es auch keine Vorsicht
gegen ihn, da er aus einem scharfen Intellektuellen zu einem
Weisen geworden war, aus einem vorschnell entwickelten jun-
gen Menschen zu einem kindlich einfachen Manneswesen. In
seiner Jugend hatte er ein ältliches, in seinen reiferen Jahren
ein jugendliches Gesicht, verjüngt als etwas später Ehemann,
als glücklicher Vater, der mit Kindern wundervoll umzugehen
wußte und den auch alle Kinder liebten. Der Erfolg machte
den Arbeitsamen, der keine müßige, vielleicht nicht einmal
mehr eine einsame Stunde kannte, wohl sichrer, aber nicht
bequemer. Man sagt, daß die Menschen erst sterben, wenn sie
müssen, wenn sie nachgegeben oder insgeheim eingewilligt
haben. Wir stehen hier vor einem besonders unerforschlichen
Ratschluß. Unser Siegfried Jacobsohn hatte gar keinen Grund
zu sterben; er ist uns, er ist seinem Lebenswerk geraubt
worden.

„Mit tiefer Trauer lese ich von dem plötzlichen und uner-
warteten Hinscheiden Siegfried Jacobsohns. Es ist bitter,
daß dieser seltene Mensch in seinen besten Jahren aus einem
überaus reichen und großen Wirkungskreis herausgerissen
worden ist. Solche Vollmenschen, wie er einer war, gibt es
nicht viele. Ich verdanke seiner Zeitschrift viel wertvolle
Anregung und manche interessante Stunde.“ *Max Hölz*

Für ihn von Theobald Tiger

Die Welt sieht anders aus. Noch glaub ichs nicht.
    Es kann nicht sein.
Und eine leise, tiefe Stimme spricht:
    „Wir sind allein“

Tag ohne Kampf – das war kein guter Tag.
    Du hasts gewagt.
Was jeder fühlt, was keiner sagen mag:
    du hasts gesagt.

Ein Jeder von uns war dein lieber Gast,
    der Freude macht.
Wir trugen Alles zu dir hin. Du hast
    so gern gelacht.

Und nie pathetisch. Davon stand nichts drin
    in all der Zeit.
Du warst Berliner, und du hattest wenig Sinn
    für Feierlichkeit.

Wir gehen, weil wir müssen, deine Bahn,
    Du ruhst im Schlaf.
„Nun hast du uns den ersten Schmerz getan,
    Der aber traf.“

Nationale Militärkontrolle von einem alten Soldaten

Die Interalliierte Militärkontroll-Kommission arbeitet in Deutschland auf Grund der Bestimmungen des Versailler Vertrags, der Reichsgesetz geworden ist. Ihre Aufgabe ist die Überwachung der freiwilligen Entwaffnung und Abrüstung, zu der sich Deutschland feierlich verpflichtet hatte.

Ihre Aufgabe hat die Mission nicht gelöst, hat sie auch nicht lösen können. Das sei ohne Eifer und ohne besondre Betrübnis festgestellt. Wir haben in diesen Blättern die Existenz fremder, militärischer Kontrollorgane stets bedauert. Wir haben, wo sich Anlaß bot, betont, wie wenig nutzvoll für die Entgiftung der politischen Atmosphäre in Deutschland uns diese Kontrolle erscheint, und wir haben auch bei jeder Gelegenheit zum Ausdruck gebracht, daß eine Kontrolle von Generalen gegenüber Generalen immer versagen müßte.

Heute, da die Kontrollkommission auf dem Punkt steht, ihre Arbeit einzustellen und zu gehn, haben wir die Pflicht, auszusprechen, daß Deutschland nicht entwaffnet ist und weniger denn je an Entwaffnung denkt. Eine strenge Kontrolle

der Reichswehr und ihrer illegalen Annexe ist heute um viel weniger entbehrlich denn je. Die Enthüllungen der letzten Monate haben ein erhebliches Sündenregister der verantwortlichen Stellen innerhalb der Wehrmacht bloßgelegt. Ein tiefes, nur allzu berechtigtes Mißtrauen schwält überall, wo deutsche Republikaner und Oppositionelle sich zusammenfinden, und diesem Mißtrauen muß Rechnung getragen werden.

Es geht nicht an, daß man mit einer großen Geste über all den Unrat von legaler Feme und „Erledigungen mit staatlichen Mitteln“ hinwegwischt, daß man sagt, dies alles sei ja Vergangenheit, und mit dem Rücktritt des Wehrministers sei die Wiederholung solcher Verbrechen ja wohl für alle Zukunft nicht mehr zu fürchten. Das ist falsch. Die Gefahren würden nicht beseitigt, wenn auch nur ein Samenkorn des Unkrauts unbeachtet bliebe, das morgen wieder ganze neue Kulturen in die Halme schießen lassen müßte.

Die Gefahr ist größer denn je. Die Reichswehr rückt mit jedem Tag immer stärker an den Zentralpunkt der geheimen Verschwörerbünde, und wenn nun die Militärkontrolle aufhört, die wenigstens bisher in der Mentalität der Militärs als schwierige Hemmung spukte, dann wird das Heer der Republik mit fliegenden Fahnen ins Lager der Fememörder schwenken.

Hier hat die zivile Kontrolle der Deutschen einzusetzen. Sie muß jetzt durchgeführt werden, wie sie in diesen Blättern seit geraumer Zeit schon in Angriff genommen wurde. Wir haben vor etwa einem Jahre, als der Weggang der Interalliierten Mission in nahe Sicht gerückt schien, die Forderung nationaler Rüstungskontrolle vertreten. Heute stehen Männer, die früher unsre Forderung belächelten, zu ihr. Das wäre gut, wenn diese Leute auch das Zeug zur Durchführung ihrer Forderung besäßen. Aber sie, wie auch die sogenannten „Militärtechniker der deutschen Friedensbewegung“ wollen ja ganz etwas andres. Sie wollen neue Stellen für parlamentarische Kommissare bei den Truppenkörpern und gut bezahlte Posten in der neu zu schaffenden zivilen Verwaltung des Wehrministeriums. Das sind leider keine Hirngespinste, sondern sehr reale Dinge.

Man soll sich nicht einbilden, daß mit solchen Zivilkommissaren auch nur ein schwarzweißroter Hund hinter dem Schreibstubenofen hervorgelockt werden könnte.

Aber diese parlamentarische Kontrolle der Reichswehr wäre mit der Einsetzung sozialdemokratischer, klerikaler, demokratischer, volksparteilicher und deutschnationaler Kontrolleure nach dem erprobten Verteilungsschlüssel erschöpft. Diese „Kontroll-Kommission“ hätte eine solche tote Last in sich selbst zu schleppen, daß außerhalb des Instruments nichts bewegt würde. In dem Augenblick, wo die eigentümliche Luft des Reichswehrministeriums diese Parlamentsbürokraten mit ihrem penetranten Anhang aufnehmen würde, müßte der ernst-

haften Kritik an der Reichswehr, wie sie bisher vorwiegend in der ‚Weltbühne' geübt ward, eine größere Bedeutung zufallen, als sie sie jemals gehabt hat.

Mag der Reichstag, wie die sozialdemokratische Fraktion will, demnächst die Einsetzung eines ständigen oder eines zeitweilig begrenzten Kontrollausschusses beschließen. Er wird sich ohne Zweifel innerhalb sehr kurzer Frist von den glatten Gesichtern und den doppelzüngigen Reden der Herren aus der Königin Augusta-Straße einfangen lassen, umsomehr, da solcher Ausschuß ja, entsprechend der Zusammensetzung des Plenums, viel mehr Aufrüstungsfreunde umffassen müßte als offensive Gegner der Geßlerei.

Man sollte allen Versprechungen von „republikanischer“ Seite, daß die Dinge nun aber gründlich geändert würden, mit der stärksten Skepsis begegnen. Denn auch für die nächste Zukunft wird die Kontrolle der Zivilisten immer noch bedeutsamer sein als die des Parlaments oder die der „Militärtechniker“.

Und diese Kontrolle wird bestehen bleiben.

Old Bäumerhand, der Schrecken der Demokratie von Ignaz Wrobel

„In der linken Hand das treffliche Schwert, in der rechten den geladenen Revolver und in der dritten die todbringende Nudelrolle...“ Wenn Theodor Heuß und Gertrud Bäumer, die guten Eltern des Reichs-Schund-Gesetzes, nicht wissen, daß diese Sätze Hans Reimanns Spaß sind, dann nehmen sie die Sache ernst und lassen Buch und Autor auf die Liste setzen. Heute können sie das: eine Schande ist Gesetz geworden.

Wer ist daran schuld – ?

Als in den schweren Jahren, die auf den Revolutionsersatz von 1918 folgten, die Deutschen das Wort Chaos mit „Unordnung“ übersetzten, da tauchte im Film- und Zeitschriftenhandel manches auf, das man lieber nicht gesehen hätte. Dumme, ungraziöse Pornographie, grobes Zeug, das auf grobe Nerven grobe Wirkungen hervorbrachte... Diese Erscheinungen vervielfältigten sich, ließen dann nach und tauchten, sublimiert, wieder auf: Abenteuerlust, Freude am Choc, Lust zu gaffen, Pubertätsblasen, ethisch verkleisterte Rohheiten – das kroch anderswo als grade bei der Literatur unter und fand in Sport, Radio und vaterländischen Verbänden sein gutes Asyl. Das Übel war von heute. Die Bekämpfer von vorgestern.

Denn die Jugendbewegung der Erwachsenen ist etwa zur Hälfte von Jenen durchsetzt, die nicht einmal mehr auf den schönen, alten Namen „Steißtrommler“ Anspruch machen können: sie spielen im Gegensatz zu denen im ganzen Orchester mit. Aber diese Kleinbürger, denen der deutsche Bevormundungsdrang in allen Fingern kribbelte, verstanden ihre Zeit nicht, und weil sie in ihrer Jugend einmal etwas von Hintertreppenliteratur gehört hatten, sahen sie in jedem der kleinen Schundhefte, deren Einfluß täglich abnahm, den Deckel zur Urne der ganzen Nation.

Unterstützt werden sie dabei von Frauen, die während Männe im Geschäft den Lohn der Mantelnäherin drückt, ihre freie Zeit mit einer herzlich harmlosen Betätigung verbringen: sie sind „sozial eingestellt“. Sie sahen auf ihren Amateur-Spaziergängen das hoffnungslose Elend im Proletariat; neue Wohnungen bauen konnten sie nicht, die Tuberkulose aus den ausgemergelten Arbeiterleibern herauskurieren konnten sie nicht, sie hatten wenig kräftiges Essen zu vergeben, Licht, Luft, Sonne, menschenwürdige Arbeit, das hatten sie alles nicht. Aber sie konnten die „Schmutzschriften“ abschaffen, also ein Symptom von achtrangiger Wichtigkeit beseitigen. An den Krankheitsherd selbst gingen sie nicht heran.

Der Unfug dieser G’schaftlhuber verdichtete sich unter der Führung Gertrud Bäumers und des Sozialdemokraten Heinrich Schulz zu einem Gesetzentwurf, der etwa anderthalb Jahre unbeachtet blieb. Die ursprünglichen Absichten dieser Gesetzesmacher waren wenig tief, aber in ihrer Art gut. Kein Schriftsteller konnte in der Absicht, diese Räuberromane zu verbieten, irgend eine Bedrohung der geistigen Freiheit erblicken. Nun ist aber Gertrud Bäumer eine Demokratin aus der Naumannschen Schlafwagengesellschaft Mitropa, und das ist eine sehr merkwürdige Gesellschaft.

So wie diese Gruppe der böseste Eideshelfer der Militärs im Kriege gewesen ist, so wie Bäumers Patriotismus da, wo er wacklig war, ein Buch unterschoben bekam, so sehen jene, die sich für die Eltern des Schundgesetzes halten, bis auf den heutigen Tag nicht, was sie angerichtet haben. Ihr Zusammenhang mit der Wirklichkeit läuft immer durch die Bürokratie irgend einer Organisation; sicherlich hat Frau Bäumer viel mehr Berichte über Schmutz und Schund gesehen, als unser neuer Nobelpreisträger Haare auf dem Kopfe hat. Aber sie fühlt weder die Wirklichkeiten des sozialen Lebens noch die Wirklichkeiten der Politik. Sie ist ohne die leiseste Ahnung von dem, was Politik wirklich ist: gewollte Änderung von staatlichen Machtverhältnissen.

Daß Theodor Heuß, der wacker mitgeholfen hat, verführt von dem Beifall kleinbürgerlicher Versammlungssäle, ein ehrlicher, überzeugungstreuer und rechtschaffener Mann ist, ver-

schlimmert die Sache noch. Wäre er politisch begabt, er könnte von mir aus weniger anständig sein. Der leicht säuerliche Knastergeruch eines Tübinger Seminars durchzitterte die Luft, wenn der ehemalige Vorsitzende des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller im Reichstage sprach, und wie er, der geistige Arbeiter, die Interessen seines eignen Standes an die Banausen verriet, das war umso übler, als er die Mittel dazu von den Schriftstellern entlehnt hatte. Mit Bildung, Lexikonkenntnis und einer sanften Philosophie wurde hier ein böses Werk getan.

Was Bäumer und Heuß für das Gesetz gesagt haben, das uns alle bedrücken wird, ist nachweislich Unfug.

Die Praxis wird zunächst keinen Skandal verursachen. Die Landesprüfstellen mit der Bezeichnung werden zunächst ausschließlich wirklichen Schund konfiszieren, eine Maßregel, gegen die nur zu sagen wäre, daß sie überflüssig ist; dann wird es still um das Gesetz werden. Die öffentliche Meinung wird sich nicht um jeden kleinen Mißgriff erregen, aber schon in dieser Ruhezeit wird es bei Besetzung der Laienrichterstellen durch reaktionäre Buchhändler (die gibts!) möglich, Erstlingswerke junger Schriftsteller zu verbieten. Die Verleger werden also noch weniger als bisher geneigt sein, das Risiko auf sich zu nehmen, radikalen jungen Menschen zum Wort zu verhelfen, und so wird wahrscheinlich eine Abwanderung dieser Verleger, ihrer Papierhändler und ihrer Buchbinder in das deutschsprachige Ausland erfolgen. Für die Steuereinnahmen sicherlich sehr nützlich, aber das braucht Frau Bäumer nicht zu wissen.

Der große Augenblick für das Gesetz wird erst gekommen sein, wenn einmal ein wichtiges politisches Werk, wahrscheinlich eine Broschüre, mit andern Mitteln nicht gefaßt werden kann. Die lächerlichen Sicherungsbestimmungen im Gesetz sind für die Katze, und es ist fast unbegreiflich, wie Frau Bäumer nach dieser Filmzensur ernsthaft fragen kann, ob denn „wirklich die Gefahr bestände, daß morgen die Wahlverwandtschaften oder der Simplicissimus auf die Schundliste kämen"!

Die demokratische Partei, die der aufrechte Theodor Wolff daraufhin erfreulicherweise verlassen hat, war in dieser Frage gespalten: unter den Ja-Sagern finden sich Fischbeck und Kopsch. Fischbeck... Kopsch... selige Erinnerungen tauchen auf...

Wenn unter dem damaligen Theaterdirektor des Opernhauses, der im Nebenberuf deutscher Kaiser war, alle Jahre wieder der Etat für kunstähnliche Verrichtungen preußischer Staatsbeamter im Abgeordnetenhause beraten wurde, dann stand gewöhnlich der Rektor Kopsch auf und zeigte dem Volke, daß er die Obertertia mit Erfolg besucht habe. „Man müßte sehr jung sein," schrieb S. J. hier am 24. April 1913, „um

für möglich zu halten, daß bei solcher Gelegenheit Hörer und Leser ein Gefühl von den Interessen, den Kämpfen, den Lebensbedingungen der Kunst oder einer Kunstgattung bekommen. Was sie bekommen, sind vorwiegend geschwollene Reden, für die man sich notdürftig informiert hat, weil das die Wähler verlangen können. Wie sollte es sonst auch sein! Ein Mann dieses geistigen Schlages ist eine Session lang bemüht gewesen, bei dem Kuhhandel, der bei uns Innere Politik heißt, keinen Fehler zu machen, und wird plötzlich im Frühjahr vor die Notwendigkeit gestellt, sich um Dinge zu kümmern, die zwar hundertmal wichtiger sind als sein parlamentarisches Tagewerk, die er aber nie für voll genommen hat.“ Bei dieser Gelegenheit also erhob sich denn gewöhnlich so eine liberale Gestalt und brachte, meist mit schüchternem Augenaufschlag nach oben und heftigem, vorahnenden Kitzel in der untern Rückengegend, vorsichtige Sprüche von allgemeiner Bedeutung vor; wie etwa: daß zwar einerseits der Staat, aber doch andrerseits auch die Freiheit der Kunst... und was man so als Liberaler zu sagen hat. Die Herren müssen heute je rund hundertundzweiundvierzig Jahr alt sein, und es ist immerhin erstaunlich, welche Wandlung diese Vorkämpfer eines geschändeten Liberalismus noch im hohen Alter zu verzeichnen haben. Rüstige Greise.

Sie bestätigen aber unsre Auffassung, daß die Rechtsbrüche, die Morde, die ungeheuerlichen Vergewaltigungen freier Menschen, die wir heute alle Tage erleben, unter dem Kaiser niemals möglich gewesen wären. Für Politiker, deren ganze Sorge um das Zustandekommen einer Großen Koalition kreist, ist das wahrscheinlich politisch abträglich gesprochen. Aber es ist wahr.

Die Demokraten, diese Handlanger der Reaktion, haben das Gesetz vorbereitet, und ihr Briefträger Külz, Maire von Zittau, hat die Geburtsanzeige zugestellt. Heuß strahlt, Frau Bäumer hält das Malheur der neuen Zensur für eine Erziehungsschule der Demokratie... Aber wer sind die wahren Eltern von dem Kind? Und hier wird die Geschichte sehr ernst.

Das Schundgesetz ist ein Gesetz des Zentrums.

Die Demokraten in ihrer tapsigen Blindheit haben sich herausgestellt, und das kluge Zentrum mit dem Herrn Marx hat innenpolitisch etwas getan, was außenpolitisch der Viscount d’Abernon jahrelang zum Schaden Frankreichs in Berlin getrieben hat. Der Täter ist nicht immer der Täter.

Es ist für die Geistlosigkeit der heutigen parlamentarischen Politik ungemein charakteristisch, daß dieser stumme und mächtige Einfluß des Zentrums von den Berufspolitikern nur mit einer großen Sorge quittiert wird: was wird aus der Großen Koalition? Die Innenpolitik des Reichs, seit jeher ein

schönes und aufregendes Gesellschaftsspiel für lange Winter-
nachmittage, leidet arg unter dem, was geschehen ist. Und
was ist geschehen?

Die gescheite und nützliche Außenpolitik, für die man dem
Zentrum jahrelang hat dankbar sein müssen, ist auf Kredit gelie-
fert worden, und jetzt wird die Rechnung, über Raten lautend,
präsentiert. Schon sind die wichtigsten Posten im Kultus-
ministerium mit Zentrumsleuten besetzt, und der tapfre und
fortschrittliche Muckermann dient den Windhorst-Leuten nur
als Schaufensterpuppe. Drin im Laden wird ganz etwas andres
verkauft.

Langsam, sehr langsam, bezieht das Zentrum eine Offen-
sivfront. Mit zunehmender außenpolitischer Konsolidierung, die
wir dieser Partei verdanken, rückt es ummerklich nach rechts,
und es zeigt sich immer mehr, daß an allen Kulturfragen für
einen fortschrittlich gesinnten Menschen mit dieser sonst so
gescheiten Partei kein Paktieren möglich ist.

Dies Schundgesetz war die Generalprobe zum Reichsschul-
gesetz.

Wenn Gertrud Bäumer, eine gute alte Mama, im Silberhaar
und Häubchen dasitzen wird, wenn Enkel ihre zitternden Knie
umspielen, und sie ihnen, unter Vermeidung sittlich anstößiger
Stellen, aus dem Struwelpeter vorliest; wenn Theodor Heuß
einen Bierfilz von der Wand herunterholt und leuchtenden
Auges seinem fünfzigjährigen Sohn erzählt: „Ja, den haben sie
mir damals vor Begeisterung an den Kopf geworfen!“, wenn
Heinrich Schulz schon lange zu seinen Vätern versammelt ist,
der Parteivorstand es aber noch nicht bemerkt hat, weil kein
Mehrheitsbeschluß darüber vorliegt —: dann werden unsre
Gesinnungsfreunde jener Epoche merken, was dies verkappte
Zensurgesetz angerichtet hat. Und wenn ihre Eltern, unsre,
leider unsre Zeitgenossen, entschuldigend sagen werden: „Wir
haben es nicht gewollt!“, so werden sie ihnen antworten:
„Dann versteht ihr nichts von Politik.“

Zu diesem Schmutz und Schund

„Einige deutsche Philosophaster dieses feilen Zeitalters
möchten ihn (den Staat) verdrehen zu einer Moralitäts-Er-
ziehungs- und Erbauungs-Anstalt, wobei im Hintergrunde der
jesuitische Zweck lauert, die persönliche Freiheit und indivi-
duelle Entwickelung des Einzelnen aufzuheben, um ihn zum
bloßen Rade einer chinesischen Staats- und Religions-
Maschine zu machen. Dies aber ist der Weg, auf welchem
man weiland zu Inquisitionen, Autodafés und Religions-
kriegen gelangt ist.“ *Schopenhauer*

Der katholische Wedekind von Albert Winter

Kürzlich blätterte ich in Frank Wedekinds Gesammelten Werken (erschienen bei Georg Müller zu München) und las im ersten Band, der ‚Die vier Jahreszeiten‘ enthält, das Gedicht ‚Unterm Apfelbaum‘. Aber o weh: wie gemäßigt, wie zurechtgestutzt wirkte dieses Gedicht, das ich früher schon unter dem Titel ‚Die neue Kommunion‘ in der Sammlung ‚Lautenlieder‘ (Drei-Masken-Verlag zu Berlin) gelesen und als eine Heine würdige hochaufgeschürzte Kühnheit empfunden hatte! Hier stehe:

Originalfassung	„Verbesserte“ Fassung
Die neue Kommunion	**Unterm Apfelbaum**
Lieschen kletterte flink hinauf,	
Bis in die höchsten Äste,	
Fing in der Schürze die Äpfel auf,	
Ihrer Mutter zum Feste.	
Ich lag unten, verliebt und faul,	
Auf dem Rücken im Grase;	
Mancher Apfel fiel mir ins Maul,	
Mancher mir auf die Nase.	
Jetzt stand Lieschen auf starkem Ast,	
Schelmisch sah sie hernieder;	
Ihres Leibes liebliche Last	
Wiegte sich hin und wieder.	
Innig umschlungen hielten sich	
Splitternackt ihre Füße,	
Öffneten sich und befühlten sich,	Taten sich auf und befühlten sich
Winkten mir tausend Grüße.	
Durch das Röckchen sandte der Tag	
Seine goldnen Strahlen,	
Was darunter geborgen lag,	
Farbenprächtig zu malen.	
Schimmernd rings um die zarte Haut	weiße Haut
Wob sich gedämpfte Helle;	
Welcher Meister hätt’ je gebaut	
Prächtiger eine Kapelle?	
Das Gewölbe so luftig leicht,	
Schlank und stolz die Pilaster.	
Unter flammenden Küssen erweicht	}Gestrichen
Lebender Alabaster.	
Voller strömte das Licht herein,	
Bunter bei jedem Schritte,	
Ach, und flimmernder Heiligenschein	}Gestrichen
Floß um des Hauses Mitte.	
Kindlich faltet’ ich da die Händ’.	
Betete fromm und brünstig:	
„Du, mein heiligstes Sakrament.	„Was kein irdischer Namen nennt.
Werde dem Sünder günstig!“	

Laß michs küssen in seinem Schrein,
Lieblichster Himmelsbote! }Gestrichen
Laß mich nippen von deinem Wein,
Naschen von deinem Brote!

Sieh, und am nämlichen Abend schon
Tief in die Kissen gebettet,
Ward in andächtiger Kommunion
Meine Seele gerettet.

Wurden der kindlichen
Bitte zum Lohn
Leib und Seele gerettet.

Wedekind, der die Herausgabe seiner gesammelten Werke zum größten Teil noch selber besorgte, hat also sein Originalgedicht dadurch „verbessert“, daß er alle Stellen fortließ, die die Verbindung zwischen Katholizismus und Erotik so anschaulich zum Ausdruck bringen. Es scheint ein psychologisches Gesetz zu sein, daß alle großen Künstlernaturen in irgendeinem Winkel ihrer Seele, zu irgendeiner Zeit ihres Lebens dem Katholizismus ihren Tribut leisten – in dem Gefühl vielleicht, daß sie damit den Geist der Antike grüßen, der freilich in der Verstümmelung des Katholizismus so wenig wiederzuerkennen ist, daß das heutige Christentum zu Wedekind sagen könnte: Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!

Hamlet, Prinz von Gerolstein von Alfred Polgar

‚Hamlet‘, im Berliner Staatstheater, von Leopold Jeßner entschieden neu inszeniert. Dem Zuschauer ergehts wie nach der alten Anekdote bei ‚Tristan und Isolde‘: man lacht.

‚Hamlet‘ hat schon manche Auslegung erfahren. Das Berliner Staatstheater als erstes witterte in dem vieldeutigen Stück Keime zu einer Satire auf Monarchie, Krieg, Militär: und zog sie groß, die Keime. Nun steht ‚Hamlet‘ in burlesker Blüte. Der schlimme König hat einen steifen, etwas verkürzten rechten Arm: so weit geht die Ähnlichkeit mit Wilhelm dem zweiten, der bekannten Kreation Emil Ludwigs. Das dänische Offizierkorps tut bedrohlich preußisch: wie es, unter des aufgebrachten Laertes Führung, seinen obersten Kriegsherrn anpfeift, das ist nicht zum Lachen, wiewohl es zum Lachen ist. Fortinbras, der sonst gewöhnlich aufgeht gleich dem jungen Tag, Nacht und Greuel verscheuchend, knarrt als schnoddriger Bursche ins Finale; er spuckt märkischen Sand. Hamlet père, einen Kindertschako (mit Papierfederbusch, wenn ich nicht irre) auf dem Haupt, ist ein traitables Gespenst. Es läuft, es kommt ganz nahe, es ruft mit Exerzierstimme: „Schwört!“ Hamlet hat keinen Säbel. So begnügt auch er sich mit dem einsilbigen Kommandowort; der wunderbare musikalische Glücksfall der Übersetzung, dieses: „schwört auf mein Schwert“ bleibt ungenützt. Die „Mausefalle“, in der sich der schuldige König fängt, wird in einem entzückenden Schloßtheater tragiert. In der ersten Parkettreihe krümmt sich Hamlet, sein Haupt zwischen Opheliens zarte Beine zu legen. Zustand bei einem théâtre paré!

Wie mag das Ganze auf Leute wirken, die ‚Hamlet‘ zum ersten Mal erleben? Kenner der Dichtung dürfen sich des Ulks erfreuen, der da mit ihr getrieben wird, sie wissen, wo Shakespeare aufhört und Jeßner beginnt, sie genießen der wunderlichen Brechung, die der Geist des alten Spiels, hin-

durchgehend durch das Medium: neuer Regisseur, erfährt. Aber der schlichte Mann aus dem Volke, der nicht ins Romanische Café geht? Wie findet er sich zurecht in einem Pathos, das sich immerzu selbst aufhebt? Wie wird ihm im Gedränge von Scherz, Ernst, Satire und flacherer Bedeutung? Was fängt er an mit solchem geplatzten, ausgeweideten, in heutiger Sauer-Substanz zerkochten Klassiker?

Jede Zeit hat ihre eigne Vision vom Kunstwerk, gewiß. Das Drama, leider, ist dabei die Wurzen. Kein Maler, nicht einmal der morgigste, würde sich den Spaß erlauben, auch nur in die schlechteste Kopie eines Rembrandtbildes neue Farben hineinzutupfen. (In diesem Falle würde sich der Pinsel sträuben.) Kein Musiker, nicht einmal der atonalste, würde, ut aliquid novi factum esse videatur, Beethoven verkehrt schieben. Oh, poor William, Regisseure über dir!

Soll alter Geistigkeit und Form Geringschätzung bezeugt, Scheinlebendiges als tot denunziert werden (wie das russische Theater an der bourgeoisen Dichtung tut): das ließe sich hören, das hätte seinen Sinn. Es hat auch seinen Sinn, wenn Piscator die Räuber als Revolutionsstück spielt: zum Brande großgezogen scheint da, was in Schillers Drama doch immer als Funke lebte. Aber ‚Hamlet' eine Militärparodie?

Ob die Regieeinfälle gut sind, originell, neuen Theaterreiz wirkend, kommt garnicht in Frage. Angenommen sie sinds: daß sie parasitär auf Shakespeare sitzen, macht sie unerträglich. Solcher Boden ist jedoch zu kostbar für solches Kraut. Zwingend scheint garnichts an der Neuinszenierung. Hier wuchs wohl die Anekdote unter der Pointe. Hier brachte der Einfall auf das Objekt. So etwa: Ruine gesucht für neues Leben, das aus ihr zu blühen wünscht.

Caspar Neher, der Ausstatter, rettet den Abend. Das Schloßtheater ist bezaubernd, und sehr stark die Raum-gewordene Stimmung der Schlafzimmer-Szenen, dies düstre Gewirr von Stuben, Wänden, Treppen, finstern Nischen, Türen, uraltem Gemäuer, Korridoren nirgendwohin: ein unheimlich vielwinkliges Nest für Mord und Furcht und böses Geheimnis.

Paul Bildt ist ein kostbarer Polonius. Wie geht es zu, daß dieser Schauspieler, immer ganz natürlich und doch auch immer ganz absonderlich, nicht in die erste Reihe rückt.

Hamlet: Kortner. Jedes Wort, jede Pause ist Pointe. Und sitzt. Die „höchst königliche" Substanz bleibt unschmeckbar. Bemerkenswert die zerzauste, weizenblonde Perücke, ein rechtes Idiotendach. Wie vermessen, wenn Hamlet seiner Mutter – ihren Abstieg vom ersten zum zweiten Gemahl beklagend – aesthetische Vorhalte macht.

Blandine Ebinger, die unübertreffliche Darstellerin durchsichtiger Proletenkinder – wundervoll, wie sie den Chlorophyll-Mangel solcher Menschgewächse merkbar macht, den Licht- und Luftabschluß, unter dem sie gewachsen oder eigentlich nicht gewachsen sind, wie sie verkümmerte Heiterkeit spielt und Traum und Wunsch so arm und zerbrochen, als wären sie aus der Müllkiste herausgelesen – also die herrliche Blandine lispelt berlinisch die Ophelia. Es war lächerlich herzbrechend. Weh mir, wehe, daß ich sah, was ich sah!

Geßler

Ein vaterländisches Puzzlespiel für das deutsche Volk

Von Friedrich von Schiller & Felix Fechenbach

Wir können dieses Stück aus begreiflichen Gründen nur in gekülzter Fassung wiedergeben.

Der See macht eine Bucht ins Land; man hört Balalaika-Musik.

1. Bild

Reichswehrschießplatz

Eine Wehrwolfabteilung (singend):
Mit dem Pfeil, dem Bogen,
Durch Gebirg und Tal
Kommt der Schütz gezogen
Früh am Morgenstrahl!

Seeckt: Die Knaben fangen zeitig an zu schießen.

Geßler: Früh übt sich, was ein Meister werden will.

Ein illegaler Kreisoffizier: Dergleichen Taten bringet jeder Tag,
Kein Wunderzeichen braucht sie zu verkünden.

Seeckt: Ans Werk! Man führt die Waffen nicht vergebens!
Säumt man zu lang, so wird der Feind gewarnt,
Zu viele sinds, die das Geheimnis teilen.

Geßler: Freund, welchen Sturm gefährlicher Gedanken
Weckst du mir in der stillen Brust!
Hast du auch wohlbedacht, was du mir rätst?
Die wilde Zwietracht und den Klang der Waffen
Rufst du in dieses friedgewohnte Tal.

Seeckt: Mir fehlt der Arm, wenn mir die Waffe fehlt.

Geßler: Leb wohl – und weil ich fern bin, führe du
Mit klugem Sinn das Regiment des Hauses.
Ich bring dir auch was Hübsches mit vom Ekki.
(ab)

2. Bild

Eingeschlossene, wilde Waldgegend im Ural

Geßler (allein): Hier vollend ichs. – Die Gelegenheit ist günstig.
(Tschitscherin kommt)

Geßler (freudig): Er folgt mir. Endlich kann ich mich erklären.

Tschitscherin: Bruder, jetzt endlich find ich Euch allein.
Abgründe schließen ringsumher uns ein,
In dieser Wildnis fürcht ich keinen Zeugen,
Vom Herzen wälz ich dieses lange Schweigen.

Geßler: Und an die Angst der Hausfrau denkst du nicht?

Tschitscherin: Ihr sollt meine Brust, ich will die Eure schützen,
So sind wir einer durch den andern stark.

Geßler (bewegt): In gärend Drachengift hast du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt.

Pieck (KPD) (von links kommend):
Gebt ihm die Hand. Sein wiederkehrend Herz
Verdient Vertrauen. (es geschieht)

Tschitscherin: Geschlossen ist der Bund, ein heil’ger Schwur
Verbindet uns. Es wird gehandelt werden,
Eh’ noch das Jahr den neuen Kreis beginnt.

Geßler: Gestrenger Herr, ich bin dein Waffenknecht.

Tschitscherin: Jetzt bist du ganz, wie dich mein ahnend Herz
Geträumt, mich hat mein Glaube nicht betrogen!

Geßler: In welchen Zeiten leben wir!

3. Bild
Hafen von Stettin

Wehrwolf (nach einem Schiff ausschauend):
Es ist das Waffenschiff von Rußland, Vater,
Ich kenns am roten Dach und an der Fahne.

Arbeiter: Gerichte Gottes! Ja, er ist es selbst,
Der Landvogt, der da fährt. – Dort schifft er hin
Und führt im Schiffe sein Verbrechen mit!
(Das Schiff läuft in den Hafen. Die Ladung – Waffen und Munition – wird gelöscht.)

Kommunistischer Arbeiter (die letzte Granate aus dem Schiff tragend) :

Das ist ein unglückseliges Gewerb,
Das halsgefährlich führt am Abgrund hin!

Offizier: Ists aller Wille, daß verschoben werde?

(Die Umstehenden geben ihre Zustimmung kund. Darauf werden Waffen und Munition in bereitstehende Güter-wagen verladen. Im Hintergrund verdonnert dumpf ein Reichsgerichtsurteil.)

4. Bild
Ruhrgebiet.

General Watter: Genug hab ich gehört. Gehabt Euch wohl! (ab)

Geßler (verzweifelt): Wahnsinnger Jüngling, bleib...

5. Bild
Auswärtiges Amt

Stresemann: Ich soll mich in den Höllenrachen stürzen?
Das täte keiner, der bei Sinnen ist.

Geßler: Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt,
Vertrau auf Gott und rette den Bedrängten.
(heimlich zu Seeckt)

Vielleicht besiegt er staatsklug seinen Zorn.

Stresemann: Ich kenn euch alle – ich durchschau euch ganz –
(auf Seeckt zeigend)

Den nehm’ ich jetzt heraus aus eurer Mitte,
Doch seid ihr alle teilhaft seiner Schuld!

Seeckt: Ihr stoßt mich von Euch, trostlos, in Verzweiflung?

Geßler (für sich): Es ist vorbei, er hats beschlossen, mich meinem ganzen Hause zu verderben!

6. Bild
Reichswehrministerium

Külz: So ernst mein Freund? Ich kenne dich nicht mehr.
Schon viele Tage seh ichs schweigend an,
Wie finstrer Trübsinn deine Stirne furcht.
Auf deinem Herzen drückt ein still Gebresten,

Vertrau’ es mir, ich bin dein treues Weib,
Und meine Hälfte fordr’ ich deines Grams.

Geßler: Wohl steht das Haus gezimmert und gefügt,
Doch, ach – es wankt der Grund, auf dem wir bauten.

Geßlers Presse-Chef (ihm die neuesten Zeitungen vorlegend):
Hört, wie der Abgrund tost, der Wirbel brüllt,
So hats noch nie gerast in diesem Schlunde!

Külz: Das sind des Himmels furchtbare Gerichte.

Geßler: Doch wie mich retten – wie die Schlinge lösen,
Die ich mir töricht um das Haupt gelegt?

Külz: Gefährlich ists, ein Mordgewehr zu tragen,
Und auf den Schützen springt der Pfeil zurück!

7. Bild
Wandelhalle des Reichstags

Demokrat: Sprecht nicht von Rache. Nicht Geschehnes rächen.

Sozialdemokrat: Nur mit dem Geßler fürcht ich schweren Stand:

Schwer ists und fast gefährlich, ihn zu schonen.

Demokrat: Wenn wirs verschieben bis zum Fest des Herrn?

Tell: Wartet ihr ab, ich handle! (geht eilig in den Sitzungssaal)
(Die übrigen Abgeordneten debattieren eifrig weiter)

Ein Zeitungskorrespondent (atemlos von rechts):

Es ist vorbei mit ihm, er ist hinüber!

Stresemann (bestürzt):

Verlorner Mann, so muß es mit dir enden,
Doch meine Warnung wolltest du nicht hören!

Während sich der Vorhang langsam schließt, erklingt von ferne der

Chor des Reichswehrministeriums:

> Ihr Matten, lebt wohl,
> Ihr sonnigen Weiden!
> Der Senne muß scheiden,
> Der Sommer ist hin.

Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kuckuck ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai!

(Das Theater fällt zu.)

Filmwinter 1926 von Axel Eggebrecht

Sterilität,

Stumpfheit, Gleichförmigkeit: Das ist der Eindruck, den man im großen Ganzen von den Filmen dieses Winters hat. Wir wollen gar nicht von der deutschen Produktion reden, die mit verschwindenden Ausnahmen einfach indiskutabel ist; auch die Mehrzahl der amerikanischen Filme überzeugt uns nicht mehr recht. Die großen Überraschungen sind spärlich geworden. Dem Film ist die Frische der Jugend verloren gegangen; und jetzt merken wir, die den Film lieben, eigentlich erst,

für wie jung und jungenshaft wir ihn bis heute halten, wie sehr wir auf überraschende Fortschritte warten.

Diese halbfertige junge Kunst droht in der Hast ihrer internationalen Riesenorganisation und im schweren Panzer ihrer Industrialisierung zu ersticken. Wer sich nichts vormacht oder vormachen läßt, weiß, daß nachgrade bei den Dispositionen der „Branche“ künstlerische Erwägungen mehr und mehr ausgeschaltet werden. Amerikanische Serienschablone, deutsche Saisonmoden (Wien, Militär, Marine usw.): Immer dasselbe. Stars, Regisseure, Themen, ganze Produktionen werden „gehandelt“.

Ist eine Opposition gegen diese Zustände heute überhaupt möglich? In Frankreich scheint man es für möglich gehalten zu haben, als man den

Pariser Filmkongreß

des Völkerbundes anregte. Der Verlauf der Tagung freilich rechtfertigt den schlimmsten Pessimismus für die nächste Entwicklung des Films. Eine Fülle kluger Intelligenz und leidenschaftlicher Gesinnung brachte einige Beschlüsse gegen Hetzfilme, über kulturelle Zusammenarbeit und dergleichen zustande. Sobald es sich aber um praktische Fragen der eigentlichen Filmarbeit handelte, sahen sich die Geistigen machtlos einer eisernen Front der Industrie gegenüber. Dieser Kongreß, der laut Programm „keinen kommerziellen, sondern lediglich intellektuellen, künstlerischen und pädagogischen Charakter tragen sollte“, stand von vornherein unter der Diktatur der Kaufleute. Die Schuld daran trägt Deutschland.

Während nämlich die kleinsten Länder bis zu Siam und Honduras herab durch paritätische Delegationen von Künstlern und Industriellen vertreten waren, hatte es die deutsche Spitzenorganisation fertiggebracht, Schauspieler, Regisseure und Autoren, Operateure und Architekten einfach zu Hause zu lassen. Von den 57 deutschen Delegierten waren 55 Industrielle!

Unter Führung dieser deutschen Phalanx wurde unter andern die Motion des spanischen Juristen Villalonga abgelehnt, die eine würdige internationale Regelung der Autorenrechte vorschlug. Waren selbstverständlich auch für die Industriellen andrer Länder die Grundsätze dieses Kongresses nichts als Spielregeln, hinter denen sich der Ernst kapitalistischer Pläne verstecken ließ, so war es doch in peinlicher Weise bezeichnend für die Leute unsrer Branche, daß sie sich um diese Spielregeln gar nicht kümmerten und mit denselben plumpen Fingern zugriffen, die daheim die Studenten- und Militärfilme herstellen wie Dutzendmöbel. Der Regisseur Karl Grune und der Schriftsteller H. E. Jacob kämpften ganz isoliert für den kulturellen Ruf Deutschlands.

Die Amerikaner waren, wie im Völkerbund selbst, nur durch Beobachter vertreten. Sie brauchten auch gar keine Angst zu haben: eine europäische Einheitsfront gegen Amerika ist längst unmöglich geworden, seit Niemand mehr übersehen kann, wie fest die Amerikaner in scheinbar ein-

heimischen Gesellschaften drinsitzen. Deshalb ist auch das große Geschrei, das die Fachpresse über

die neue deutsche Kontingentregelung

derzeit erhebt, ziemlich unnötig und unaufrichtig. Ob nun das Verhältnis der importierten zu den hier produzierten Filmen wirklich 1:2 oder wie bisher (offiziell!) 1:1 sein wird, – es wird nie wirklich durchgeführt werden können. Sind doch im laufenden 1:1-Jahr bis zum 30. 9. nur 116 deutsche und 238 ausländische Filme zensiert worden, in Metern 250 000 gegen 600 000! Der einzig reale Erfolg einer Regelung 1:2 wäre, daß die Fabrikanten schäbiger Dutzendfilme noch mehr Oberwasser bekämen, als bisher; das verschärfte Kontingent bedeutete eine Prämie auf billigen Schund, genau wie hohe Schutzzölle für minderwertige Textilien.

Die Opposition gegen die deutsche Filmmisere,

von deren mannigfachen Anzeichen wir vor ein paar Monaten berichteten, macht aber Fortschritte. Erfreulicherweise hat vor allem die Volksbühne Ernst gemacht und eine Kritikerkommission eingesetzt, deren Urteile den Mitgliedern des großen Verbandes der Volksbühnen regelmäßig zugehen. Die Möglichkeit, eine Million kulturell organisierter Menschen als aktive Gegner zu bekommen, wird vielleicht doch manchem Produzenten zu denken geben.

In den

Premieren

der letzten Zeit mußte man sich im Allgemeinen mit Einzelheiten begnügen, weil Gesamteindrücke fehlten. Da war etwa Werner Kraus im ‚Kreuzzug des Weibes‘ sehr stark als Idiot; in der ‚Waise von Lowood‘ zeigte der junge Regisseur Bernhardt, neben ganz konventionellen Gesellschaftsszenen, einen aufregenden Schloßbrand in bestem amerikanischem Tempo, oder man sah in einem scheußlichen Durchschnittsfilm ‚Der Herr des Todes‘ das beherrschte, ruhig-bildstarke Gesicht eines jungen Schauspielers Fritz Solm, nach so viel Nachwuchsexperimenten der letzten Zeit sehr interessierend. Zwei wunderschöne Filme ganz verschiedner Art seien mit Auszeichnung genannt: ‚Die Großfürstin und ihr Kellner‘ läßt Menjou in seiner ganzen gedämpften Noblesse excellieren; (solche etwas sublimierten Fremdwörter passen auf ihn wirklich gut!); und ‚Der Sohn der Berge‘ ist ein kaukasischer Film mit schönen Landschaften, tollen Ritten, Gefechten in Schluchten und einem kühnen Reiterhelden, wie ihn alle großen Knaben von Cooper bis Fairbanks nicht prachtvoller geschildert haben.

Wer aber, obwohl er den Film liebt, durch dessen derzeitige Manifestationen verjagt ist, der nehme doch einmal das Buch ‚Der sichtbare Mensch‘ von Bela Balasz zur Hand, das eben in zweiter Auflage erschienen ist. Hier wird man auf geistreiche Weise zum Nachdenken darüber gebracht, daß an dieser wunderbaren Kunst des Bilderspiels etwas mehr dran ist, als es die Programme dieses Winters erkennen lassen.

Herr Wendriner geht ins Theater von Kaspar Hauser

Für Paul Graetz

Sehn Se, es hat schon angefangen!

> Verräterei wird nicht vererbt, mein Fürst,
> Und überkämen wir sie von Verwandten,
> Was gehts mich an? Mein Vater übte keine.

Wo ist denn – wo sind wir denn? Wo ist denn unsere Reihe? Hier? Nein, da! Entschuldigen Sie. Padong! Bitte sehr. Danke sehr. Nanu? Ach, da ist unser Platz. Uff – Ich hab Ihn gleich gesagt, wir hätten ’n Auto nehmen solln!

> Du Törin, du! Sie stiehlt dir einen Namen –

Haben Sie ’n Zettel? Zeigen Sie mal – man kann jetzt nichts sehn. Wer ist das? Ausgeschlossen ist das die Bergner. Ich kenn sie doch: wir waren neulich zusammen mit ihr eingeladen bei – Pst! Psst! Ekelhaft, daß die Leute nicht pünktlich kommen können! Ein Miesnick, der da reinkommt! Nu sehn Sie sich die Beine an! So was muß Schauspielerin werden! Psst! Man versteht kein Wort, so leise sprechen die. Sehr schöne Ausstattung. Ja, Reinhardt.

> O arme Rosalinde, wohin willst du?
> Willst du die Väter tauschen? So nimm meinen!

Schönes Kleid, was die da anhat. Sehr schön... Ich kann nicht genau erkennen, aber ich glaube, da oben sitzen Korders. Doch, das sind sie, ich kenn doch den Kopp. Von wem ist die Musik? Na, ich wer nachher sehn. Die Bergner war noch nicht, was? Nein, sie war noch nicht. Nanu – ? Schon Pause – ? Ach so, Zwischenakt.

Nu sehn Sie sich mal an, da kommen immer noch Leute! Gut besucht. Die Kritiken waren ja auch sehr gut. Ich hab nur durch meinen Schwager die Billets bekommen, sonst hätt ich sie gar nicht bekommen. Nein, meine Frau ist heute bei Welschs, die spielen Britsch. Spielen Sie gern Britsch? Ich mach mir nichts aus Britsch. Donnerwetter, ich glaube, ich hab vergessen, zu Hause das Gas am Badeofen auszumachen! Sehn Sie mal, die da! Die Nase find ich nicht hübsch; ja, die Augen gehn. Ah – da fängts wieder an. Erinnern Sie mich, daß ich Ihnen nachher den Witz mit dem Durchbruch erzähle!

Sehn Sie – das ist die Bergner! Ich kenn sie gleich, das ist sie. Schrecklich, wenn die Leute vor einem immer mit dem Kopf wackeln. Als ob das so schwer ist, den Kopf stille zu halten! Rücksichtslosigkeit. Reizend, nicht wahr? Ja, neulich bei Tisch, wo wir mit ihr eingeladen waren, war sie auch reizend. Eine reizende Person. Sagen Sie mal, haben Sie gesehen, daß ich den Brief eingeworfen habe, den ich vorhin in der Hand hatte? Ich glaube ja, was? Ja, ich glaube, ich hab ihn eingeworfen.

> Könnt ich vom Glück nur diesen Lohn erwerben,
> Nicht Schuldner meines Herrn und sanft zu sterben!

Pause. Sehr schön. Die Bergner ist fabelhaft. Die andern find ich nicht so gut. Nu hören Sie bloß, wie die da oben klatschen. Na, na –! Gehn wir bißchen raus? Ich geh ’n bißchen raus, kommen Sie mit? Entschuldigen Sie nur, daß ich hier durchgehe! – ssississ! Natürlich waren das Korders, was hab ich Ihnen gesagt – den Kopp kenn ich. Kommen Sie, wir gehn ’n Glas Bier trinken! ’n Abend!

Keine Ahnung, wer das war – .man hat so viel Bekannte... Wer war das? Das war der? Den hab ich mir ganz anders vorgestellt – hat der nicht neulich die Geschichte gehabt mit dem Verhältnis von Kestenberg? Ich weiß nicht, sie hat abgetrieben, aber er wollt nicht, und dann hat er doch gewollt... Eine Fülle! Wir haben ganz gute Plätze, was? Ich sitz nicht gern Loge, ist doch nicht nötig! Sehn Sie mal vor uns: reizende Person! Famos angezogen, famose Figur! Kommen Sie, wir gehn mal vorbei – Donnerwetter! Fabelhaft! Haben Sie den Blick gesehn, den sie mir zugeworfen hat? Lieber Freund, die wär gar nicht so ohne. ’n Augenblick mal, meine Kra watte sitzt nicht, da is ’n Spiegel – so. Sehn Se, da kuckt sie wieder. Na, die Frau ist schon Klasse! Überhaupt sehr gutes Publi- kum hier. Ich freu mich, daß wir so gute Plätze haben – ohne meinen Schwager hätt ich sie gar nicht gekriegt. Sehn Sie mal den – sicher ’n Attaché, was? Skandal, so kleine Kinder mit ins Theater zu nehmen! Kleine Kinder gehören ins Bett. Na ja, ’n klassisches Stück... Ich geh sonst nie in klassische Stücke – aber das hier ist ja was anders. Nu sehn Sie sich mal die an, den Schmuck! ’n Ahmt, Regierer! – na, Sie auch hier? Ja, wir sind auch hier. Was machen Sie denn in soner guten Vorstellung? Ich meine... Sie interessieren sich nicht für Theater, denk ich? Na ja, die Kritiken waren ja sehr gut. Die Bergner ist fabelhaft. Ich sahre eben zu Epstein: ich mach sonst keine klassischen Vorstellungen, aber das hier ist ja was anders. Ja, natürlich. Selbstverständlich. Nein, wir waren gestern im Kino, zu Schepplien: ganz nett. Morgen gehn wir ins Philhar- monische. Ich glaube links, hinten im Gang. Viel Vergnügen! ’n Ahmt! Wissen Sie, der Regierer gefällt mir nicht. Seit er die Sache mit seinem Socius gehabt hat... Was? das wissen Sie gah nicht? Der Socius hat heimlich spekuliert, er ist erst dahinter ge- kommen, wie der jeden Tag mit ’nem neuen Pelz ins Geschäft ge- kommen ist, und dann hat er doch die Aufregung mit dem Sohn, ja, der nach Italien gegangen ist mit der Person, wie heißt sie – Pst! da ist er. Na, haben Sie gefunden? ’n Ahmt, Regierer! ’n Ahmt! Viel Spaß! Alt geworden, der Regierer. Na ja, die Sorgen... Es grassieren jetzt überhaupt wieder viel Krankheiten, die Grippe, die Cousine meiner Frau hat auch Milzschwellung, der Arzt weiß noch nich... Kommen Sie, wir trinken ’n Glas Bier! Nicht doch so drängeln! Wissen Sie, wenn man hier nicht drängelt, kommt man überhaupt nicht ran. Wieviel? Unverschämtheit! achtzig Pfennig für ein kleines Glas Bier! Son Geschäft möcht ich auch mal haben! Ach so, richtig, ich wollt Ihnen ja den Witz mit dem Durchbruch er- zählen. Also... und da rufen die: Verrat! Verrat! wir sind im – – ahhahhaha! Gut, was? Hab ich heut im Geschäft gehört. Nein, das Stück hab ich nicht gesehn. Ach wissen Se, Tendenzstücke, wenn ich das will, les ich meine Zeitung. Kunst ist keine Politik, ver- stehn Sie mich?

Kommen Se, wir lassen uns die Garderobe rauslegen. Ach, Frollein, legen Sie mir doch nachher die Garderobe raus, ja? Hier – haben Sie dreißig Pfennig – ssiss gut so. Sie, ob das Gas zu Hause brennt? Das wär mir sehr unangenehm – meine Frau kommt nehmich eher nach Hause als ich. Sie haben da ’n Fussel auf Ihrem Anzug. Es klingelt. Gehn wir wieder rein. Fixen Sie eigentlich Franken? Ich weiß nicht... Übrigens haben Divan & Wron- ker ihr Geschäftsjubiläum gehabt – ich war da zum Essen. Haben Sie gratuliert? Müssen Sie tun – man kann nie wissen. Ja, es war ’n großes Dineh, ’s Essen war ganz gut, der Dings hat gesprochen, der von der Handelskammer; neben mir saß Kirsch, das möcht ich auf der Bank haben, was der schon in seinem Leben verloren hat – kommen Sie, wir müssen uns beeilen.

So, da sitzen wir. Ich geh ab und zu ganz gern ins Theater. Wissen Se: es lenkt ab –!

Hund und Herr von Paul Apel

Du Hohes über mir, Du Mächtiges,
In Demut schmieg’ ich mich an Deinen Fuß.
Oh tiefes Glück: Dein Auge leuchtet Liebe!

Du kleine, stumme, unerlöste Seele,
Nur äußrer blasser Schein ist, was uns trennt.
Du Seiendes, Du Strahl von Gott, Du Eins mit mir!
Gedanke stirbt; das Mehr-als-denken glüht:
Gefühl von Dir zu mir, von mir zu Dir.
Du unergründlich Auge, Wunderkünder,
Wer wandert, tief in Deinen Rätselblick versenkt,
Den sternenweiten Weg je bis ans Ende,
Bis zu dem urgeheimen Sein, das aus Dir strömt?...

Er spricht zu mir! Weich rauscht mir seine Stimme,
Lind streichelnd fühl’ ich seine Hände! Selige Freude!
Laß mir, oh laß mir gütig Deine Hand,
Daß meine Zunge liebend sie Dir kose!
Vergessen alle Bosheit, aller Spott,
Mit dem verstehensferner Haß mich höhnt –
Ein brausend Jauchzen aus dem Herzen tönt:
Mein Herr, mein Schicksal, meine Welt, mein Gott!

Der Fall Junkers von Morus

Wenige Tage, bevor Gustav Stresemann vom Nobel-Komitee zum preisgekrönten Friedensstifter ernannt wurde, hat der ‚Manchester Guardian‘ den Nachweis erbracht, daß zwischen Deutschland und Rußland seit fünf Jahren eine Rüstungsgemeinschaft besteht, daß mit Unterstützung der Bendler-Straße und mit Wissen der Wilhelm-Straße in Rußland von deutschen Firmen Kriegsmaterial hergestellt wird, daß die Reichswehr aus Rußland Waffen und Munition bezieht, und daß Herr v. Seeckt und seine Leute mit den Spitzen der Roten Armee aufs Engste zusammenarbeiteten.

Die Aufnahme, die diese Enthüllung in Deutschland gefunden hat, ist niederschmetternd. Daß die extremen Rechtsblätter versuchen, die Landesverratsmaschine in Bewegung zu setzen und im übrigen über den günstigen Stand der deutsch-russischen Rüstungen unverhohlen Freude zeigen, ist nicht weiter verwunderlich. Aber beschämend ist das Verhalten der Linken. Die approbierten Pazifisten stellen mit überlegenem Lächeln fest, daß die Mitteilungen des ‚Manchester Guardian‘ gar nichts Neues brächten, denn das Material stamme im wesentlichen aus einer Denkschrift der Junkers-Werke, die jeder politisch gebildete Mensch seit dem letzten Frühjahr kenne und in seiner Schreibtischschublade liegen habe. Es ist also eine banale Selbstverständlichkeit, daß die von den amtlichen Stellen hundertmal abgestrittene deutsch-russische Militärkonvention existiert und praktisch im Betrieb ist – was soll man sich darüber noch erregen? Und noch weiter links tuschelt man einander zu: „Pst, Kinder, nicht drüber reden! Das Ganze ist ja nur eine Hetze der SPD gegen die Kommunisten.“

Daß es den Sozialdemokraten, die die Geschichte an die große Glocke gehängt haben, vielleicht auch auf innenpolitische

Agitation, teils gegen Geßler und teils gegen die KPD ankam, ist für die Sache selbst vollständig gleichgültig. Dann wäre es eben doch nur Aufgabe der andern, daraus die richtigen Konsequenzen zu ziehen und das Beweismaterial des ‚Manchester Guardian‘ als das anzusehen, was es außenpolitisch ist: als den untrüglichen Beweis, daß unser Zusammengehen mit Rußland in der jetzigen Form eine schwere Kriegsgefahr bedeutet. Ich weiß, daß es aus innerpolitischem Ressentiment auf der Linken heute als unfair gilt, etwas gegen Rußland zu sagen. Aber die Enthüllungen über die Militärkonvention bestätigen leider nur, was hier schon nach dem Vertrag von Rapallo und nach dem Berliner Vertrag gesagt wurde: daß für Deutschland gegenwärtig Westpolitik: Friedens- und Verständigungspolitik, Ostpolitik: Kriegs- und Revanchepolitik bedeutet. Daß Herr Stresemann und mit ihm viele Verständigungspolitiker glauben, zwischen West- und Ostpolitik hin- und herbalancieren und mit dem Rückhalt in Moskau, in Paris mehr durchsetzen zu können, ist ein lebensgefährlicher Irrtum. Denn darüber ist man sich nun wohl doch klar: daß die Ostpolitik, auf die es ankommt, im Reichswehrministerium und nicht im Auswärtigen Amt gemacht wird. Wenn man aber den Generalen die Machtmittel in die Hand gibt, werden sie auch davon Gebrauch machen.

Die Enthüllungen des ‚Manchester Guardian‘ haben aber auch noch eine andre Seite. Zur Kriegsvorbereitung gehört, ebenso wie zur Kriegführung, Geld, Geld und noch einmal Geld. Erst reichlich spät hat die Linke in Deutschland gemerkt, daß es einen Reichswehretat gibt, und daß es immerhin von einigem Interesse ist, diesen Etat einmal durchzublättern. Aus dem ‚Manchester Guardian‘-Material nun würde sich ergeben, daß der offizielle Reichswehretat in den letzten Jahren eine einzige Fälschung war, und daß hohe Millionenbeträge offenbar durch falsche und versteckte Buchungen verfassungswidrig der parlamentarischen Kontrolle entzogen worden sind.

Im Dezember 1921, heißt es, habe das Reichswehrministerium sich erboten, der Firma Junkers zum Flugzeugbau in Rußland 21 Millionen Goldmark zur Verfügung zu stellen. Im Februar 1923 kam ein Abkommen zustande, wonach die Junkerswerke sich auf den Bau von Kampfflugzeugen konzentrieren und auf deutsche Kosten in Moskau jährlich 300 Flugzeuge bauen sollten. Im selben Jahr gab das Reichswehrministerium an, 70 Millionen Goldmark für „politische und militärische Unternehmen“ zur Verfügung zu haben. Im Mai 1924 wurde dann zwischen dem deutschen Reichswehrministerium, der russischen Regierung und den Junkers-Werken ein neues Abkommen geschlossen, und außer den 4 Millionen, die die Junkers-Werke schon bekommen hatten, erhielten sie nun noch weitere 8 Millionen. Im Laufe des Jahres 1924/25 gab das Reichswehrministerium Junkers unregelmäßig Kredite. Und als Junkers zur Durchführung des ihm auferlegten militärischen Bauprogramms damit nicht auskam und neue Subventionen oder aber Schadensersatzansprüche für das ihm entgangene zivile Flugzeugbaugeschäft anmeldete, kam es zum Krach mit

Seeckt. Das Reich zahlte zwar noch einmal, im Oktober 1925, 17½ Millionen angesammelte Schulden für Junkers, ließ sich aber gleichzeitig vier Fünftel der Aktien der Junkers Luftverkehrs A.-G. übertragen, um diese Gesellschaft, gegen den Willen von Junkers, mit Aëro Lloyd zu fusionieren. Durch die Abtrennung der Luftverkehrs A.-G. kamen die Junkers-Werke in noch größere Schwierigkeiten: bis zum Mai dieses Jahres war schon wieder ein Defizit von 18 Millionen Mark entstanden. Das Reich stellte sich zunächst auf die Hinterbeine, weil es erwartete, Junkers werde aus unrentablem Patriotismus dicht halten und alles ruhig über sich ergehen lassen. Junkers wiederum glaubte, als Mitwisser der Geheimverträge, das Reich in der Tasche zu haben, und wandte sich an die Presse um Hilfe.

Die Herren mit der Gerechtigkeit im Herzen und der Junkers-Denkschrift in der Schublade stellten nun tiefgründige Betrachtungen darüber an, wie sich die neuen Aufträge zu den alten Schulden und die letzte Kapitalserhöhung zur künftigen Rentabilität verhalte. Die Konkurrenzfabriken erhoben stürmischen Protest gegen die Erteilung weiterer Subventionen, und die Regierung setzte allem die Krone auf, indem das „zuständige“ Reichsverkehrsministerium erklärte, es sei doch „ein auffälliger Vorgang, daß einzelne Persönlichkeiten eines vom Reiche sehr stark subventionierten Industriewerkes versuchen, die Öffentlichkeit zur Stellungnahme gegen die Reichsregierung zu veranlassen, weil diese nicht unbegrenzte Summen aus den verhältnismäßig geringen, für die gesamten Luftfahrtsausgaben des Reiches bestimmten Mitteln zur Verfügung stellen kann.“ Dann wurde Junkers abgebaut und von nun an nur noch „in beschränkterem Umfange“ vom Reiche subventioniert. Die bürgerliche Komödie Junkers wurde also, während die Herren vom Reichswehrministerium sich vor Lachen den Bauch hielten, mit verteilten Rollen bis zu Ende gespielt. Über „Thema“ durfte nicht gesprochen werden.

Jetzt aber kennt man es. Man weiß, woher die Junkers-Verluste kamen. Wenn es der Sozialdemokratie ernst ist mit der Absicht, in die geheimen Militärkonventionen hineinzuleuchten und die Fortsetzung der Ostrüstungen zu unterbinden, so hat sie jetzt eine Möglichkeit, einzuhaken. Denn offenbar ist das Parlament hier von der Regierung jahrelang nach allen Regeln der Kunst hintergangen worden. Die Millionen, die nach Rußland flossen, sind im Etat nicht sichtbar gemacht, sie sind also dem Reichstag und der Öffentlichkeit gegenüber verheimlicht worden. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß das Reichswehrministerium allein in der Lage war, die dazu nötigen Transaktionen und Kontoverschiebungen vorzunehmen. Herr Geßler hat zwar in diesen Tagen erst wieder bewiesen, wie die Reichswehr aus ihrem legalen Etat für besondre Zwecke Ersparnisse macht: etwa, indem sie Gewehre, die vor dem Kriege 65 Mark, das Stück, kosteten und jetzt merkwürdigerweise den Waffenfabriken mit 154 Mark bezahlt werden, dem Reich mit 200 Mark in Rechnung stellt. Daß es in den Etats der Inflationszeit noch mehr Unregelmäßigkeiten

und noch weniger Kontrolle gab, kann man wohl ruhig unterstellen. Aber trotzdem sind die Summen, die für die Rüstungen in Rußland ausgegeben wurden, so beträchtlich, daß zumindestens der Reichsfinanzminister die Mitverantwortung dafür trägt. Im Jahre 1925 war das Herr v. Schlieben — der später den Oberabbaukommissar bei Junkers spielte —, im Jahre 1924 Herr Luther, im Jahre 1923 Herr Hermes; die Anfänge der Junkers-Expedition reichen bis in die Aera Wirth-Rathenau zurück.

Für das Verschulden, das diese Minister, und vor allem natürlich Herrn Geßler, zumindestens etatrechtlich, trifft, sieht die Weimarer Verfassung einen klaren Rechtsweg vor. „Der Reichstag", heißt es im Artikel 59 der Verfassung, „ist berechtigt, den Reichspräsidenten, den Reichskanzler und die Reichsminister vor dem Staatsgerichtshof für das Deutsche Reich anzuklagen, daß sie schuldhafterweise die Reichsverfassung oder ein Gesetz verletzt haben." Zur Erhebung der Anklage gehört eine Zweidrittelmehrheit des Reichstags, den Antrag dazu brauchen aber nur hundert Abgeordnete zu unterzeichnen. Die Sozialdemokratie könnte also allein mit ungewöhnlichem Nachdruck eine staatsgerichtliche Prüfung verlangen. Sie hat außerdem, da sie über das nötige Fünftel aller Reichstagsmitglieder verfügt, die Möglichkeit, einen parlamentarischen Untersuchungsausschuß über die geheimen Ostrüstungen zu erzwingen, und da nach der Verfassung in den Untersuchungsausschüssen die Öffentlichkeit nur mit Zweidrittelmehrheit ausgeschlossen werden kann, so können die Sozialdemokraten, wenn die Kommunisten sie nicht sabotieren, die öffentliche Verhandlung aller dieser Vorgänge durchsetzen.

Immer vorausgesetzt, daß es ihr wirklich um die Verhinderung von Geheimrüstungen und nicht nur um eine bequeme antikommunistische Propaganda zu tun ist. Bringt sie zu solcher Klärung nicht den Mut auf, dann freilich wäre es konsequenter, daß sie jetzt gleich die Rüstungskredite bewilligte und nicht erst, wenn der Krieg da ist.

Dank

Die Freunde Siegfried Jacobsohns und seines Werks haben der Familie und dem neuen Herausgeber eine Fülle von warmherzigen und echt freundschaftlichen Kundgebungen übermittelt. Aus allen Briefen, Telegrammen und vielen Nachrufen spricht das tiefe Verständnis für das Lebenswerk dieses Mannes, für seinen unbeirrbaren Gerechtigkeitssinn, für das, was er uns allen gewesen ist.

Wenn es einen Trost gibt, so ist es der: Siegfried Jacobsohn ist von seinen wahren Freunden und Lesern verstanden worden.

Wir danken allen, die in dieser Stunde ihm ein gutes Wort nachgesandt haben.

Die Hinterbliebenen *Die Weltbühne*

Gedenkblatt für Siegfried Jacobsohn

...Ach sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.
Matthias Claudius

Nur die Züge seiner Schrift, nicht die seines Gesichtes habe ich in den zehn Jahren meiner Mitarbeit an der „Weltbühne“ kennengelernt. Aber jene werden mir so sehr fehlen, als hätte ich diese seit je gekannt.

Wenn er schrieb: „Ich danke Ihnen für Ihre Kundgebung vom ...“, so war das nicht nur so gesagt, sondern so gemeint. Andernfalls schrieb er gar nichts. Sich erinnern, was dieser Redakteur einem war, heißt, ein Stück eigner Vergangenheit aufleben lassen. So sehr trat er nicht nur hinter seinem Werk, sondern hinter seinem Mitarbeiter zurück, aus dem er das Letzte herauszuholen verstand. Man muß, indem man von ihm spricht, von sich selbst reden, denn das Beste, was man zu geben hatte, gab man ihm. Vor seinem Urteil zu bestehen, war Bangigkeit und höchster Wunsch. Für ihn konnte, nein: mußte man so schreiben, daß das Geschriebne kaum an einer andern Stelle möglich war. Er liebte die Scharfschützen, er war die Scheibe und registrierte nur Treffer. Er hatte ein liebendes Ohr für das Schwirren der Pfeile.

Als der Krieg mich mit verzweifelter Stummheit schlug, war er es, der mir die Sprache löste. Nie werde ich es ihm vergessen, daß mir durch ihn die Wohltat wurde, mich an seinem Herzen ausweinen, ausschreien, die Blutschuldigen anklagen, die unsägliche Schmach des kommandierten Mordes anprangern zu dürfen, — damals, als dies noch nicht gefahrlos und marktgängig war, damals, als es eine Vorzensur und ein Oberkommando in den Marken gab. Ich bin stolz darauf, daß mein in den Jahren 1916—18 in der „Weltbühne“ veröffentlichtes „Tagebuch der Verzweiflung“ zu einem Drittel der Vorzensur des Generals verfiel und dem Verfasser Vorladung und Verwarnung des Leipziger Polizeipräsidiums eintrug. Kein in Deutschland gedrucktes Organ hätte den Mut gehabt, meiner schwachen Stimme den verstärkenden Nachhall zu geben. Er war ein Erwecker, man wuchs an seinem Anspruch, man fühlte sich bei ihm geborgen, man kam zu ihm wie zu einem Beichtiger, lud ab seinen Zorn und Schmerz, gab ihm sein Reinstes, Unverfälschtes dar und ging bessern Herzens von dannen.
Hans Natonek

Jeder Jude sein eigner Antisemit!

Im verflossenen Kirchenstaat, wo es noch bis 1848 ein richtiges Ghetto mit allen gottgefälligen Schikanen gab, rekrutierte die Obrigkeit für die heilige Charwoche aus dem Judenpack eine Anzahl passender Männer, um ihnen und der Welt zu Gemüte zu führen, daß man nicht so mir nichts, dir nichts, einen Erlöser ans Kreuz schlagen darf. Zu je zweien wurden sie vor alle Kirchentüren gestellt und der Volksjustiz ausgeliefert. Ein jeder, der eintrat, hatte das Recht, ihnen einen Backenstreich zu versetzen, und die wenigsten versagten sich diese Genugtuung; keiner aber ging vorüber, ohne sie wenigstens verhöhnt und beschimpft zu haben, und so Einer dem Himmel eine besondere Freude bereiten wollte, spie er ihnen ins Gesicht. Die Hebräer wischten sich geduldig den Speichel von Bart und Nase und bückten sich demütig nach den Kupfergroschen, die man voll Großmut zu ihren Füßen klirren ließ — in Beherzigung der Christenlehre, seinen Feinden Gutes zu tun.

Es wäre wunderlich, hätte eine so schöne Andachtsübung von Rom aus nicht auch in andre Länder Eingang gefunden. Ich besitze keine Daten darüber, nur

von Wien weiß ich es gewiß. Mein Großvater, der es hoch in die Neunzig brachte, hat diese alttestamentarischen Fakire noch in seinen Knabenjahren selber gesehen und sie uns Kindern auf rohen Holzschnitten im Bilde gezeigt: Jammergestalten mit unwahrscheinlichen Hakennasen in der scheußlichen Visage, die, auf den Kirchenstufen kauernd, geduldig Ohrfeigen und Fußtritte einsteckten oder gierig in das Körbchen griffen, das sie zum Auffangen der christlichen „Almosen" vor sich hingestellt hatten. Wegen dieses Körbchens nannte sie der Volksmund die „Körberljuden". Der Körberljud war zum Gaudium der johlenden Straßenjugend eine ebenso pittoreske wie populäre Staffage der Wiener Osterlandschaft.

Seitdem hat der Aufkläricht eine Menge Kulturgut weggeschwemmt, aber der Körberljude blieb uns glücklich erhalten. Er ist nicht wiederzuerkennen, so glanzvoll hat er sich modernisiert. Er nennt sich jetzt Conférencier, trägt ein auf Taille geschnittenes Sakko, ist bahnbrechend rasiert, und statt auf den Kirchenstufen zu kauern, paradiert er stolz über das Podium der Cabarets, wo die Weinkarte das Körberl ersetzt. Auch geistig ist er mit der Zeit gegangen. Er hat erkannt, daß man es einer Gemeinde, die nicht mehr zum heiligen Abendmahl, sondern zu einem Champagner-Cobbler wallt, noch bequemer machen muß als seine Vorläufer, und daher wartet er nicht erst ab, daß man ihn beschimpft und verunglimpft, sondern er besorgt es lieber gleich selber. Der alte Körberljud beginnt in meiner Achtung zu steigen. So verkommen und verkümmert er durch Elend, Druck und Mißhandlung war: er hat aus seinem Nessushemd eine bunte Harlekinsjacke gemacht, um seinen Peinigern einen Fetzen Gelächter zu entreißen.

Zwei Mitglieder dieser Gilde, Zuzügler vom Donaustrand, mühen sich zur Zeit um die Hebung der Kunst und des Kurfürstendammes. Dem einen, Herrn Robitschek, kann man den Vorwurf nicht ersparen, daß er vielleicht ein bißchen zaghaft ist. Er begnügt sich mit sanft eingestreuten Anspielungen oder ruft Paul Morgan, der das nicht nötig hätte, gelegentlich ein Stichwort für palästinensische Andeutungen zu. Da ist ihm sein Kollege, der Professor Wiesenthal, entschieden überlegen: eine saftige Vollnatur mit dem richtigen Schmiß. Munter mauschelt er sich am Abend durch das ganze Programm entlang, indem er alle völkischen Verleumdungen, Gehässigkeiten und Zuchtlosigkeiten in mehr oder minder alten Anekdoten und Witzen zu spaßhaften Pointen und Schlagern ausmünzt, deren Kosten immer der „Jud": seine Gerissenheit, sein Schachersinn, seine Unterwürfigkeit und seine Feigheit bestreiten. Es fehlte, um das Repertoir zu vervollständigen, nur ein lustiges Couplet über den Ritualmord.

Wie anheimelnd dieses lose, zutrauliche Geplauder wirkt, können Sie sich gar nicht vorstellen. Alles wird mit verschmitzter Miene, mit Augenzwinkern und einer butterweichen Bonhommie vorgetragen, die ausdrücken soll, daß es gar nicht so gemeint sei. Umso schlimmer! Denn die Hälfte des Publikums, die nichtjüdische, hat es schon so gemeint, bevor sie sich noch, hundert Schritte von der Gedächtniskirche, in eine Spaß-Synagoge verirrte, deren Riten, auch wenn der Professor nicht mittut, auf Kohn gestimmt sind und ihnen nur bestätigen, was sie ohnehin von den „Semiten" gewußt haben. Man kann von den Gesichtern der frommen Gemeinde den Eindruck in Allen Abstufungen ablesen: manche feixen mit unverhohlenem Frohlocken, andre wieder, die „Toleranten", fühlen sich sichtlich unbehaglich und glotzen gelangweilt auf die Bühne, ohne Verständnis für den Jargon, für den Geist, für die Anspielungen, für die Absichten und vielleicht auch, zu ihrer Ehre seis angenommen, ohne Verständnis für

die exhibitionistische Gesinnung von Leuten, die, ohne von der Verzweiflung dazu gezwungen zu sein, ihr Körberl vergnügt grinsend auf den Pranger stellen, den Dummheit, Grausamkeit und Böswilligkeit für sie aufgerichtet hat.

Der Kohn aber, der hundertköpfig drunten sitzt und aufjauchzt, so oft der Kohn droben auf dem Brettl sich selber ins Gesicht spuckt, verdient es gewiß nicht besser.

Siegmund Feldmann

Potemkin in Zivil

Es sei hier ein Vorschlag gemacht.

Wie wäre es, wenn man nach dem ungeheuern Erfolg des gepanzerten Potemkin dieselbe Sache mal in Zivil drehte? Einen ‚Potemkin‘ schüfe, der wahrheitsgemäß darüber aufklärte, daß, wie der Militarismus nicht nur beim Militär, so der Marinismus nicht nur bei der Kriegsmarine anzutreffen, und daß nicht nur Mars, sondern oft auch Merkur ein Gott ist, unter dessen Zeichen allerhand Schweinereien das Licht der Welt erblicken?

Die Potemkins in Zivil sind die Trampdampfer auf den Weltmeeren, sind Schiffe, die von ihren Eigentümern mit möglichst wertloser Fracht auf „wilde Fahrt“, also auf unbestimmte Route ohne Heimatziel, immer nur von Gelegenheit zu Gelegenheit ladend und mit der Absicht des Zollschmuggels ausgeschickt werden. Selbstverständlich nehmen die Gesellschaften für diese feinen Touren keine neuen „Eimer“, sondern nur uralte und ganz verbrauchte, die man lieber heute als morgen abstoßen möchte – was auch der eigentliche Zweck der Übung ist: man spekuliert auf den Untergang dieser Schiffe, um hinterher noch eine möglichst hohe Versicherungsentschädigung herausschlagen zu können.

Wer fährt denn mit auf einem solchen Totenschiff, das diesem feuchten Ende geweiht ist, außerdem aber, als Henkersmahlzeit gleichsam, seiner Besatzung das Leben zur Hölle macht, weil jeder Komfort ab- und jede unmoderne Einrichtung eingebaut ist? Ach, genug arme Kerle gibt es, die gezwungen sind, hier bei saumäßiger Verpflegung ein meist kurzes Leben, dafür aber dessen Rest zu verbringen: alle jene heimatlosen Seeleute nämlich, die einmal durch irgendeinen unglücklichen Zufall ihre Papiere verloren haben und ihre ursprüngliche Nationalität aus irgendwelchen Gründen nicht nachweisen können; alle die Seeleute auch, die „staatenlos“ geworden sind, und ein Seemann wird sehr schnell staatenlos; alle, die einmal, auch auf dem Weg durch ein paar Polizeistuben und staubige Gerichtshöfe, vom graden Kurs abgetrieben worden sind, und mit denen kein Konsul gern etwas zu tun hat – sie alle müssen hinauf aufs Totenschiff und kommen nie wieder herunter.

Ja, sie kommen nie wieder herunter. Weil der Kapitän weiß: ein andrer Schiffer nimmt seine Leute nicht, kann er sich Alles, auch das Gemeinste mit ihnen erlauben. Mit der Romantik der Seefahrt ist es für Den, der sie sich abarbeitet, ohnedies nicht weit her – hier ist sie in Dreck und Rost und Öl und glühender Asche eine Höllenfahrt. Stirbt Einer: Klumpen Kohle ans Bein, Wurf ins Wasser, keine Eintragung ins Journal, schade um die schöne Kohle.

Hier wird gelitten wie in einem schwimmenden Zuchthaus.
Hier werden Menschen schlimmer als böse Tiere behandelt.
Hier wird gemordet.

Übrigens: selten spielt sich dieser Mord in den europäischen Gewässern ab, die sind denn doch zu scharf kontrolliert. In den chinesischen, indischen, persischen, malaiischen Meeren, an den Küsten Südamerikas und Afrikas, in der Südsee – überall dort findet man die Trampdampfer weit eher. Also ist das eine Sache, die uns Deutsche eigentlich gar nichts angeht? O doch: sie geht alle Nationen etwas an, die ihre Seeleute mit

Hilfe ihrer gefälligen Auslandskonsuln sehr rasch einmal heimatlos werden lassen. Und so ist Europa, ist Deutschland nicht so ganz unbeteiligt.

Aber fast kein Mensch weiß etwas von diesem Martyrium auf den Trampdampfern. Fragt auch keinen Matrosen in Hamburg danach: der weiß etwas davon, aber er spricht nur mit Verachtung von den „Wilden" – bis er vielleicht eines Tages selber dazu gehört. Von dem amerikanischen Seemann B. Traven ist jetzt ein erschütterndes, weil in der Wirklichkeit erlebtes Buch über dieses bittre Thema in der ausgezeichneten ‚Büchergilde Gutenberg' erschienen; es kostet fünf Mark und ein paar schlaflose Nächte...

Der fast unbekannte Stoff schreit nach dem Film. Webt diesen Stoff zum roten Tuch, das die Menschheit wieder etwas rüttle, reize. Wird dieser Film echt, so wird er notwendig revolutionär, also ein Volksfilm – wie wir ihn auffassen. *Erich Gottgetreu*

Fragen an einen Mörder

„Sie haben doch ein Monokel getragen. Stimmt das?"

„Sie sollen von Frau Donner doch auch Brötchen zugesteckt bekommen haben, und die sollen nicht schlecht belegt gewesen sein?" *Landgerichtsdirektor Schuster, Dresden*

Herr Geßler reinigt die Reichswehr

Er ist zum äußersten entschlossen,
denn Seeckt ist fort und Schultz schweigt still.
Er kündet, daß er unverdrossen
die Reichswehr reformieren will.

Er wird auch den Protest nicht scheuen.
Was zweifelhaft, setzt er in Trab.
Er sägt die republikgetreuen
Kommandochefs zuvörderst ab!

Er will ganz rücksichtslos verfahren,
wie seine Praxis bald erhellt.
Drum werden in den ersten Jahren
keine Proleten eingestellt.

Er wird die Reichswehr reformieren.
Zwar geht das nicht mit einem Ruck.
Und folglich läßt er avancieren
die Lieblinge des Herrn von Luck. *Karl Schnog*

Mein Freund Toto

Manche Leute wissen nicht, was sie sich und ihren Kindern schenken sollen. Der Verlag Williams & Co. (Berlin) hat ihnen geholfen. Nicht um den herrlichen Doktor Dolittle handelt sichs diesmal, um diese wortgewordene Güte und Klugheit, sondern um ein Tierbuch, ein Buch, in dem ein wirkliches Tier, das gelebt hat, photographiert wurde, Glück verbreitete und starb, von seinem Herrn und Freunde geschildert wird. Photographiert – darauf liegt Wert. Zwanzig Bilder beweisen auch den von falscher Skepsis Verdummten, daß Toto, und wie er war. Daß eine Schlacht gelenkt wird, ein Krieg Kultur fördert, glaubt jeder auf Anhieb. Daß das Tier eine hohe, vielfältig gute Seele hat, muß jedem erst bewiesen werden, und ein frommer Religionsbeter glaubts auch dann nicht. Ein Mann, Cherry Kearton, der mindestens so männlich aussieht wie irgend Einer, der „stillgestanden!" zu kommandieren gewohnt war, hat es erlebt, empfunden und mit der schönsten sachlichsten Einfachheit niedergeschrieben – mit jenem bezaubernden Humor, der aus der Anmut einer gut ausgewogenen Seele kommt, und der mit den krampfigen Anstrengungen sogenannter Humoristen ebensoviel zu tun hat wie eine echte Henry Clay mit einer Schokoladenzigarre. Es wird viel zu viel übersetzt – aber dieses Buch ist ein Griff.

Wer Toto nicht kennt, ist in seinem Wissen von der weisen und zärtlichen Seele des Tieres unvollkommen – und das sollte niemand sein, denn wenn der Mensch schon, dieses käsebleiche Raubtier, die andern Tiere ausrottet, einkerkert, aufißt oder in Experimenten langsam zu Tode foltert, sollte er wenigstens mit offnen Augen seine niederträchtige Tyrannis begehen. Daß Rennpferde denken, intuitiv begreifen, sich geschickt und zweckmäßig verstellen, steht jetzt schon in den Zeitungen. Welcher ursprüng-

lichen erschütternden Sympathie und Genialität ein kleiner Schimpanse fähig ist, lest ihr nur in Büchern wie diesem.

Was bedeuten Tierbücher? Die Zähmung des Menschen. Der wildgewordene Yahoo, der über die Erde tobt, frevelt nicht so sehr aus eingefleischter Bosheit als vielmehr aus seinem Mangel an Einfühlung und Einsicht. Tierbücher wie dieses erweitern den menschlichen Horizont – nicht so sehr den des Geistes, der ohnehin hypertrophiert, sondern den des Herzens, der bei der weißen Rasse besonders verkümmert ist. Darum gehört es zu den Maßregeln einer erdaufbauenden Kulturpolitik, den Menschen nachdenklicher und weiser zu machen. Das Beispiel eines kleinen Affen, geschildert von einem in Wahrheit Erwachsenen, kann dazu verhelfen.

Warum können Angelsachsen solche Bücher schreiben? Weil sie imstande sind, eine so beispiellose Entwicklung zu humanem Gemeingeist zu haben, wie er diese letzten hundert Jahre lang von ihnen durch die Tat in politischen Kämpfen hartnäckiger, aufrechter Burschen bewiesen worden ist. Von der Rede Lord Byrons bis zur letzten Reichskonferenz der Dominions geht eine grade aufsteigende ehrenvolle Linie. Nur wer imstande ist, das Tier zu achten, vermag menschliche Politik zu treiben. Und der Zusammenhang hinter diesen beiden Dingen ist so tief, daß es mir nicht ziemlich scheint, noch irgend ein Wort hinzuzufügen. *Arnold Zweig*

Eine Kondolation

In seinem letzten Heft der ‚Weltbühne' meinte er ironisch, „daß er ernstlich in Erwägung ziehen wolle, seine publizistische Tätigkeit einzustellen, wenn auch nur eine Zeile je den Beifall der deutschnationalen Juden finden sollte". Er hat seine Tätigkeit eingestellt. *Täglicher Dienst für nationale Zeitungen*

Der Quell des Übels

Vor vierzehn Tagen ist hier erzählt worden, wie ein Abgeordneter der sozialdemokratischen Fraktion seine Stimmabgabe in einer bestimmten Angelegenheit damit motiviert habe, daß sein Fernbleiben ihm 25 RM. gekostet hätte. Als Ort der Handlung war der Landtag angegeben worden.

Der ‚Vorwärts' hat die Darstellung frischweg als „gehässigen Schwindel" deklariert. Die Geschichte könne nicht wahr sein, weil die Diätenordnung des Landtags in Abweichung von der des Reichstags den Diätenfortfall bei Wegbleiben von namentlichen Abstimmungen nicht vorsähe.

Nun ist die Geschichte nicht bei der geschilderten Gelegenheit in dem hohen Hause in der Prinz-Albrecht-Straße passiert, sondern im Reichstag bei der Verabschiedung des Schankstättengesetzes.

Quell des Übels ist ein System, dessen Diätare zwar vom Volk votiert werden, die sich aber nicht das Volk aussuchen darf, sondern die von der Bürokratie der Parteien im internen Zirkel nominiert werden.

Wir werden diese Frage anschneiden und zu Ende diskutieren, nicht um den sozialdemokratischen Abgeordneten Hinz oder Kunz zu kompromittieren, sondern um eine Frage von sehr viel größerem Format zu klären, die nach dem Existenzrecht eines Systems, das sich gänzlich irreführend ‚parlamentarisch' nennt, und das wir auch in Zukunft zusammenfassend bezeichnen werden.

Berthold Jacob

Liebe Weltbühne!

Bei Reinhardt in Wien ist Uraufführung von „Dorothea Angermann". Egon Friedell, Mitglied des Theaters, sitzt in der Generalprobe. Nach den beiden ersten Akten um seine Ansicht befragt, verweigert er die Auskunft. Im dritten Akt hebt sich der Vorhang, und man blickt in ein völlig neues Milieu mit neuen Figuren. „Gottseidank", murmelt Friedell, „sie habens schon abgesetzt."

Manchestermann. Freitag, den 10. Dezember meldete der Manchester Guardian in Fortsetzung seiner Enthüllungskampagne über die Geheimnisse des Reichswehrministeriums, daß im Jahre 1921 ein Offizier, später in Untersuchungshaft unter dem Verdacht, die Erzbergermörder begünstigt zu haben, während seiner Haft einen Scheck über 300 000 Mark erhalten und später vor dem erstaunten Gefängnispersonal diese Geldsendung damit motiviert hätte: er habe im Auftrag des Reichswehrministeriums ein Schiff mit Waffen und Munition zur Unterstützung der irischen Revolution gegen England nach Irland geführt. In den Kabeltelegrammen der Londoner Korrespondenten unsrer großen demokratischen und sozialistischen Presse vom Sonnabend stand noch kein Wort über diese neue Enthüllung des Korrespondenten Ihres Blattes. Kein Wort, obwohl die ersten Mitteilungen des gleichen Korrespondenten über Waffenlieferungen aus Sowjetrußland in einer Weise ausgeschlachtet worden waren, der man die Konkurrenzabsichten gegen die braven und sicher ebenso ahnungslosen deutschen Kommunisten schon auf Entfernung ansah. Sie fragen, ob der ungenannte deutsche Offizier nicht der Häuptling der Organisation Consul, Herr Manfred von Killinger, gewesen sei. Sie fragen das, weil Ihnen die Tatsache bekannt vorkommt, daß einmal ein Offizier im Gefängnis einen Scheck über 300 000 Mark vom Wehrministerium erhalten hat. Andern Nachirichten zufolge, zum Beispiel einer vom 13. Juni 1924 im „Prager Tagblatt“, hat Killinger am 17. August 1921 im Gerichtsgefängnis Offenburg diesen Scheck quittiert. Der Scheck hatte damals einen Goldwert von 22 500 Mark. So fragen Sie. Ich möchte das bezweifeln.

Leser. Die nähern Einzelheiten über die Gedenkfeier für unsern Siegfried Jacobsohn finden Sie am Schluß der Antworten.

Georg B. Sie schreiben mir: „Auf einem Vortragsabend der Freien Waldorffschule machte der Referent Dr. Lehrs die erstaunliche Bemerkung: es sei ja festgestellt, daß den Bergarbeitern das lebenslängliche Kohlestaub-Schlucken nicht nur nicht schade, sondern äußerst gut bekäme – es sei „statistisch ermittelt“, daß es sie vor der Tuberkulose bewahre. Da man ja anderswo doch keine richtige Antwort bekommen wird: könnte vielleicht einer der sozialistischen Ärzte unter Ihren Mitarbeitern feststellen, ob daran etwas Wahres ist? Oder ob diese Wissenschaft von denselben Professoren herstammt, die seinerzeit „feststellten“, daß es kein gesünderes Volksnahrungsmittel gäbe als Kohlrüben?“ Nirgends anderswo? Vielleicht doch im „Sozialistischen Arzt“, der Ihnen empfohlen sei. Aber möglicherweise weiß es einer meiner Leser.

Dr. Robert Hohlbaum. Sie sind, wie Sie in den Leipziger Neueste Nachrichten mitteilen, von der Direktion Mirag eingeladen worden, den Hörern des Leipziger Rundfunks etwas über den Anschluß an Oesterreich zu erzählen. Ihr Vortrag hat nie stattgefunden. Es gibt da in Leipzig eine politische Überwachungsstelle; der zuständige Regierungsvertreter erklärte sich inkompetent, und das Auswärtige Amt wurde angerufen. Wenn die Herren nicht gestorben sind, beraten sie heute noch. Besonders erschwerend wurde gegen den Vortrag hervorgehoben, daß Angriffe gegen die Habsburger und den oesterreichischen Adel darin enthalten seien. Sie müssen sich darüber nicht wundern. Der deutsche Rundfunk ist weder neutral noch politisch frei, weil die Klasse des mittlern und kleinen Bürgertums, die ihn hört, einem unmöglichen Schemen nachstrebt, nämlich einem unpolitischen Rundfunk. Den gibt es nicht und kann es nicht geben. Es kann nur einen paritätischen geben, der allen Parteien gleichmäßig dienstbar ist, und es muß einen paritätischen Rundfunk geben,

weil von Rechtswegen die Wellen so wenig einer einzigen Klasse gehören, wie etwa die Druckmaschinen oder die photographischen Apparate. Diktatur im Luftraum? Sozialisierung des Luftraums.

Weltbühnenleser Stuttgart treffen sich Montag, den 20. Dezember d. J., abends ½9 Uhr, im Hotel am Stadtgarten, Kanzleistraße 33. Referat: Dr. med. Storch über „Psychopathologie und Geistesleben".

Verleger. Eine Frau Wilma Kopp hat in Stuttgart auf einer Versammlung der dortigen deutsch-demokratischen Frauengruppe angegeben, es zirkulierten in Deutschland nach vorsichtiger Schätzung mindestens drei Milliarden Schundschriften. Und sie fragen mich nun an, ob die Frau überhaupt wisse, wieviel eine Milliarde sei. Ich fürchte, diese Vorkämpferin für die Unfreiheit des Geistes kann nicht einmal bis drei zählen.

Dialektforscher. Worin Deutschland lebt bzw. webt? Gestern, gestern nur nicht heute, sagen alle vaterländischen Leute. Und das sieht dann — etwa im „Deutschen Adelsblatt" — so aus: „Erinnerungen eines alten Potsdamer Kadetten. Es wurde stramm exerziert, und solchen Schliff und Zug wie so ein Kadettenkompagnieführer in seiner Kompagnie hat keiner von den vielen prachtvollen Feldwebeln der Front gehabt, die ich in langen Jahren kennen zu lernen die Freude hatte... Jungens in dem Alter haben wohl noch frischer arbeitende Muskeln. Erinnere dich, alter Kadett, an das „Augen grade-aus". Erinnere dich an den Marsch zum Eß-Saal. Die Wendungen und dann der Exerziermarsch. Erinnere dich: „links, links, Beine raus, Beine raus". Wir verstehen uns. Die Kaiserin pflegte die Parade vom Eckfenster des Potsdamer Schlosses anzusehen. Mit welchem Stolz mag die hohe Frau der so überaus glanzvollen Truppenschau alljährlich beigewohnt haben. Es war die herrlichste Blüte des deutschen Volkes, die da in künstlerischer Präzision und Vollendung ihrem Kaiser die Ehre erwies." Die herrlichste Blüte des deutschen Volkes hat dann später die Helmhakes in verlausten Erdlöchern der Karpathen krepieren lassen. „Schließlich muß ich noch einen herrlichen Augenblick im Kadettenleben erwähnen: den Alarm. Er war nicht deswegen so beliebt, weil alles holterdipolter blitzartig und geräuschvoll die Treppen runterstürzen durfte, sondern er war so beliebt, weil er den Sieg des geliebten Militarismus über die Zivilgewalt der Pauker bedeutete. Stelle dir vor, daß du grade in der qualvollen Stunde bist, in der ein bösartiger Pauker 50 Vokabeln abfragt, von denen du nur fünf sicher weißt. Der dicke Angstschweiß steht dir auf der Stirn; denn dein Sonntag bei Großmuttern ist stark gefährdet." Wenns nicht weiter geht? Was nun? „Aber höchst einfach: Artikel 48 der Reichsverfassung." „Da plötzlich: Taterata! Taterata! Das Alarmsignal. Es ist, als wenn die himmlischen Heerscharen der Welt eine neue Freudensbotschaft zuschmettern. Der Pauker verplatzt, wird zu nichts. Deine Fesseln sind gesprengt, du bist bannbefreit. Ja, du darfst im Hinausstürmen dem Pauker auf den Fuß treten oder ihn vor seinen dicken Bauch rempeln. Eile wird alles entschuldigen. Dem Ankläger wird das Material fehlen. Ich danke dir an dieser Stelle nochmals aufrichtig, du prachtvoller Trompeter der 3. Garde-Ulanen..." Dem Ankläger wird das Material fehlen. Na gewiß doch. Was ein Fememörder werden will, rempelt bei Zeiten. Und es gibt wohl nur eine Nummer, die verächtlicher ist als diese Militärs, die den Belagerungszustand verhängen, wenn sie die Vokabeln nicht können: das ist der Zivilist, der sich das gefallen läßt.

Kranzspende S. J. C. M. Berlin 100 Mark, Frau Nazia Frank-Briesen 20 Mark, I. W. Berlin 50, Dr. Goldstein Beuthen 5 Mark. Diese Beträge sind; der Roten Hilfe überwiesen worden; etwa noch folgende werden ebenso oder nach dem Wunsch des Spendenden verwandt.

Filmbesitzer in Württemberg. Den Potemkin-Film? Machen Sies wie Ihr Kollege in Besigheim: der ließ den Film, weil er von der Reichsprüfstelle freigegeben war, laufen und erklärte, nur einem gewalttätigen Eingreifen der Polizei weichen zu wollen, die diese Rechtswidrigkeit nicht wagte. Sie sind genau wie er entgegen den ungültigen Verboten Ihrer Länder befugt, den Potemkin-Film aufzuführen; ich rate, es zu einem Verfahren kommen zu lassen. Sie täten dann der Sache einen doppelten Gefallen: Sie blamierten das ohnmächtige Reich und nützten Ihrem Gewerbe, das heute trotz des Reichsfilmgesetzes der Willkür der Länder wehrlos ausgeliefert ist und dabei schweren Schaden erleidet.

Trauernder. Mit einer der nächsten Nummern erhalten die Abonnenten der „Weltbühne“ ein Bild Siegfried Jacobsohns.

Gustav. Hättest du das geglaubt? Nein. Hat sich Mama gefreut, als du mit der Prämie nach Hause gekommen bist? Ja. Erinnerst du dich noch, wer dir bei den pacifistischen Schularbeiten geholfen hat, wer dir durch ein Abkommen erlaubt hat, sie zu machen, wem also eigentlich der Nobel-Preis gebührte? Dem Stahlhelmführer Selte.

DIE GEDENKFEIER FÜR SIEGFRIED JACOBSOHN

findet Sonntag, den 19. Dezember 1926

vorm. 11 ½ Uhr, im Deutschen Theater Schumannstraße statt.

MITWIRKENDE: Lola Artôt de Padilla / Arthur Eloesser / Erich Kleiber / Fritz Kortner / Lina Loffen / Theodor Scheidl/ Ernst Toller / Kurt Tucholsky

Karten sind von Mittwoch, den 15. Dezember ab im Verlag der Weltbühne Charlottenburg, Königsweg 33, kostenlos zu haben.

Verantwortlich i. V.: Carl v. Ossietzky, Berlin, Genthiner Straße2 2. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin : 11958. Es wird gebeten, Manuskripten Rückporto beizulegen. Bankkonto; Darmstädter und Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Krippenspiel im Reichstag von Carl v. Ossietzky

Helle Aufregung in der Wandelhalle. Wirrwarr in den Fraktionszimmern. Regierungskrise in Sicht. Das dreizehnte Kabinett der Republik wackelt.

Doch fern vom Lärm, in einem epheuumsponnenen Gelaß, sitzen ernste Männer mit zerfurchten Stirnen, die das Alles nichts angeht. Das ist der Untersuchungs-Ausschuß. Da probiert das Parlament, das noch niemals Geschichte gemacht hat, wenigstens Geschichte zu erforschen. Was war 1917 los? Wer hat die Friedensbemühungen des Papstes kaputt gemacht? Ein historisches Seminar tut sich auf. Polemischer Ton ist verpönt. Der deutschnationale Vorsitzende schwingt den Pädagogenfinger. Hier gibt es weder Kläger noch Beklagte, sagt er.

Alle Aufmerksamkeit sammelt sich um ein kleines, putziges Männchen, sehr gravitätisch in seinem für eine Stunde aufgebügelten Glanz. Diese hochgeworfne Stirn über all der Putzigkeit, diese martialisch knarrende Stimme — das kennen wir. Das ist das gute, alte, mit Recht so unbeliebte Preußen. Das könnte der Regimentsschreiber sein, der dem Leutnant Katte, dem Sündengenossen des jungen Fritz, das Todesurteil verlas. Nein. Es ist Georg Michaelis, der einem unbestätigten Gerücht zufolge einmal Reichskanzler gewesen sein soll. Unwahrscheinlich die Gestalt, unwahrlich wie die Luft dieses Raumes, wie die Leute darin, die alle diesen selben Michaelis einmal unterstützt, ihn toleriert, ihm geglaubt haben. Da sitzen sie, die einstigen Acteurs und Puppen dieses, dieses Michaelis und fragen ihn bitter ernst, wie es denn damals gewesen sei. Denn sie machen nicht Politik, sondern Wissenschaft.

Hier liegt ein grundsätzlicher Irrtum vor: Verantwortungen für Krieg und Niederlage für diplomatische und militärische Fehlgriffe katastrophaler Art werden in revolutionären Ländern im allgemeinen unter der Laterne geklärt. Bei uns ist man für solche Methoden zu wissenschaftlich. Bei uns erklären die Beklagten sich selbst zum politisch-neutralen Experten-Komitee und sprechen sich gegenseitig frei.

Dennoch ist dies Intermezzo im Untersuchungs-Ausschuß nicht uninteressant. Denn es zeigt uns nochmals den deutschen Parlamentarismus, wie er sich im Juli 1917 etablierte. Wir können vergleichen. Er hat sich nicht geändert seitdem.

*

Woran ist das Kabinett Marx eigentlich gescheitert? Bei allen Attacken von rechts und links wollte ihm doch im Grunde genommen Niemand ernsthaft was tun. Schon darum nicht, weil Niemand ohne Bangen an die Nachfolge denken konnte. Das Kabinett Marx war eine Zusammenfassung der schlechte-

sten Mitte, eine Ballung von Ohnmächten, ohne Köpfe und Qualitäten, stockreaktionär, aber doch in seinen Verlautbarungen zu zag, um irgendwo zu provozieren – mit einem Wort: für alle Beteiligten das kleinere Übel. Solche Kabinette pflegen in Zeitläuften ungeklärter Mehrheitsverhältnisse uralt zu werden.

Nicht die Regierung, wohl aber ihre Presse hat einen kapitalen Fehler begangen, indem sie das stille Abkommen zwischen Marx und der Sozialdemokratie in alle Welt hinausschrie. Geheime Allianzen pflegt man nicht zu plakatieren: das könnte die Demokratenpresse von der Reichswehr lernen. Aber die guten Leute wollten von der stillen zur lauten Koalition: deshalb machten sie das Geheimabkommen publik und tuteten Victoria. Denn grade die Demokraten befinden sich in einer hoffnungslosen Ahnungslosigkeit über Das, was die Sozialdemokratie vor ihren Arbeiterwählern verantworten kann. Natürlich hätte ohne Lautwerden der Vereinbarung die Partei auch weiterhin in ihrer halben Oppositionsstellung bleiben können. Da die Regierung jedoch den Freundschaftsbund mit der Durchpeitschung des Zensurgesetzes besiegelte und der immer stärker anschwellenden Kritik an der Reichswehr ein bockiges Schweigen entgegensetzte, mußte die Sozialdemokratie, die, einem heiligen Christophorus gleich, mehr als eine seltsame Regierung auf dem geduldigen Specknacken durch den Fluß getragen hat, ihre Bürde abwerfen. Die Partei bäumte sich plötzlich auf, und das Marx-Kabinett ersoff. Ohne die Indiskretion der Zeitungen wäre das noch lange gut gegangen.

*

Jetzt ist die Not groß. Von allen Seiten kommen Absagen; sogar die Deutschnationalen sperren sich. Und trotzdem: wozu eigentlich der Lärm?

Gewiß hat Herr Scheidemann mit tönender Kriegserklärung die Katastrophe vollendet. Aber auch die Sozialdemokraten schienen zunächst von der oppositionellen Verve ihres Sprechers überrascht gewesen zu sein. Schon Müller-Franken setzte das jäh explodierende Temperament der Seinen auf halbe Ration und durfte versichern, daß die Geneigtheit seiner Partei zur Großen Koalition niemals größer gewesen sei als jetzt. War das nur ein Manöver, um den plumpen Herrn Scholz sachlich zu depossedieren? Oder wars nur eine unverbindliche Verbeugung vor den Mittelparteien, die sehr böse waren, weil Scheidemann in seine Aggressivrede auch die Reichswehr einbezogen hatte? Denn in bezug auf die Reichswehr hat sich in dieser Debatte eine merkwürdige Einheitsfront gebildet. Daß Scheidemann auch in das russische Techtelmechtel geleuchtet hatte, deswegen haben die Kommunisten ebenso gegrollt, wie Die rechts und in der Mitte. Die große Anklagerede des dissidierenden Kommunisten Doctor Schwarz, zum Beispiel, die

weit über die Enthüllungen des ‚Manchester Guardian‘ hinaus-
ging, ist fast von der gesamten mittelparteilichen Presse unter-
schlagen worden.

Dolmetsch dieser neuen Einheitsgefühle war merkwür-
digerweise Herr Joseph Wirth, der selbstverständlich die ent-
scheidende Debatte nicht vorübergehen lassen konnte, ohne
sich staatsmännisch in Empfehlung zu bringen. Mit großer
Pose trat er schützend vor das Schwarze Heer, dessen längst
geahnten Ursprung aus dem Geist der Demokratie enthüllend.
Feierlich nahm er, Joseph Wirth, die Verantwortung vor der
Geschichte auf sich. Ja, er, der Erfinder der Republikanischen
Union, ist auch der Erfinder des Ostdeutschen Grenzschutzes
gewesen. Das war das Werk der vaterländischen Männer
Ebert, Rathenau und Wirth, verkündet der vaterländische
Mann Joseph Wirth. Nur schade, daß dies vaterländische
Unternehmen nachher in die Hände der noch vaterländischern
Geßler und Seeckt überging, um schließlich bei den allervater-
ländischsten Buchrucker und Schulz zu landen. Wäre Joseph
Wirth ein wirklicher Politiker und nicht ein rhetorisch
echauffierter Oberlehrer, der in seiner Aufregung anstatt der
Kehrseiten seiner Schüler das Kalbfell der großen Politik be-
trommelt, hier würde er geschwiegen haben. Mag man auch vor
Gott und der Geschichte sich pompös zur Autorschaft des
Grenzschutzes bekennen, — nachdem man soeben einen Re-
publikanerverein zur Bekämpfung der traurigen Folgen dieser
andern Gründung hat gründen müssen, stellt das der poli-
tischen Klugheit kein gutes Zeugnis aus. Aber die Hauptsache:
man ist überall dabei gewesen. Man muß das den Zeitgenossen
nachdrücklichst in Erinnerung bringen. Bald geht man druff
wie Robert Blum („Der Feind steht rechts!“ Jawohl, man hat
ihn selbst hingestellt.); bald bekennt man mit nationalen Herz-
tönen, jede nationale Dummheit mitgemacht zu haben. Doch
das Wichtigste: der Täufer der Republikanischen Union gießt
den Rest des Weihwassers über Herrn Geßler aus. Der ist
jetzt salviert. Gewiß, er war oft zu lasch, er hat nachher nicht
gut aufgepaßt, aber die Verantwortung vor der Geschichte, die
tragen wir: — Ebert, Rathenau und Wirth. So wird mit ma-
gistraler Geste ein Tuch, das ein Geheimnis hüllt, für Sekun-
den gehoben und wieder fallen gelassen.

Herr Wirth hat zwar den Willen zur Einheit dokumentiert,
aber einen Ausweg aus dem Wirrwarr hat er auch nicht weisen
können. Denn im Mittelpunkt dieser Krise steht nun einmal
der Reichswehr-Skandal. Das macht ihre Lösung so schwierig.
Denn hier sind alle mitschuldig, von Westarp bis Hollein. Des-
halb kann Keiner dem Andern eine Anklage ins Gesicht schleu-
dern, ohne sich selbst zu decouvrieren.

Der Reichstag weiß kein andres Mittel als die Flucht in
die Ferien. Schon einen Tag später ist kein Fraktionshäupt-

ling mehr in Berlin. Stresemann fährt für einen Monat nach Aegypten, dem Scholz seines Vertrauens die Vertretung in der Parieiführung überlassend. Er tut recht, weil er seiner Sache sicher ist. Wohin es auch gehen mag, er wird dabei sein. Nach Wochen wird ihn vielleicht in Heluan ein Telegramm erreichen: „Alles in Ordnung.“ Und auf der Rückreise wird er sich auf dem deutschen Consulat in Alexandrien erkundigen, in was für einer Regierung er nun eigentlich sitzt. Beim Rechtsblock oder bei der Großen Koalition. Oder als Fachminister bei den Schwarz-Rot-Goldnen.

*

Das Dresdner Schwurgericht hat über ein Liebespaar wegen gemeinsamen Mordes das Todesurteil ausgesprochen. Und liest man selbst nur die spärlichsten Zeitungsberichte über diesen Mordprozeß Donner, dann versinkt der ganze politische Betrieb ins Wesenslose und man hört die Sprache jener fanatischen Leidenschaft, die kein Gesetz, keine Furcht vor Strafe bisher hat domestizieren können. Das Gericht hat Mord angenommen, obgleich höchstens eine Affekthandlung vorliegt, die sich aus einer Verkettung unseliger Umstände ergeben hat. In Frankreich spricht man schöne Sünderinnen einfach frei; und auch ohne solche sehr aesthetische Bewertung glattweg zu akzeptieren, empfindet man sie menschlicher als die blutdürstige Moralität des Dresdner Tribunals. Die sächsischen Gerichte haben in der Behandlung von Frauen bekanntlich Tradition; man weiß das von der unglücklichen Grete Beier her. Gab es denn wirklich keine Möglichkeit zu mildrer Beurteilung? Muß denn dem Sächsischen Spießer mit aller Gewalt ein Frauenkopf auf den Weihnachtstisch geworfen werden? Oder lächeln an der Pleiße und Elster die Penaten holder als anderswo und muß deshalb ein Vergehen gegen den Frieden des häuslichen Herdes so furchtbar hart geahndet werden? Den menschlichen Kern der Tragödie, warum die junge Frau Annemarie Donner den Gärtnergehilfen Krönert dem korrekten, begüterten Assessor Donner vorgezogen hat, wird der Scharfsinn keines Richters jemals ergründen. In dem bibbert nicht nur der aufgeschreckte Ehemann, auch der Standesgenosse der Ermordeten meldet sich vernehmlich und verurteilt doppelt hart die Frau, die unter ihrem Stande gesündigt, die sich den Bettgenossen ihrer Wahl ausgerechnet im Proletariat gesucht hat. Aber wenn die Angeklagte auf die Frage, wie sie nach dem Tode ihres Gatten die Beziehungen zu Krönert habe fortsetzen können, ganz schlicht antwortet: „Ich gehörte ihm ja...“, dann müßte selbst ein bis in jede Pore sächsischer Richter eine ewige Melodie klingen hören und die Begrenztheit aller Rechtsprechung ahnen.

Der Friede auf dem Telegraphenamt von Valeriu Marcu

Nach assyrischer, persischer, mazedonischer, syrischer, parthischer und türkischer Herrschaft wurde Mesopotamien englisch. Die Freude, eine Nation unter den vielen zu sein, die gemeinsam das Weltreich bilden, verdanken die Bewohner des Zwischenstromlandes einer londoner mittlern Beamtenfamilie. Als 1918 der Krieg seine vierjährige Form änderte, schloß man den Waffenstillstand. Englands Soldaten standen in Bagdad und bewachten an den Ufern des Jordans die von Arabern bebauten Felder des jüdischen Hakenkreuzlerreichs. Das Wilajet Mossul aber, wo die Kurden, wenn sie nicht von den Türken gehängt oder von britischen Aeroplanen bombardiert werden, leben, war noch nicht besetzt. Der mittlere englische Beamte in der Hauptstadt seines Reichs hatte die kommende Aera des Friedens mit Gemahlin und lieben Kindern gefeiert. Er trank viel Punsch und sah mit entzückten Augen eine leuchtend weiße Welt unendlicher Aetherräume, Bergesgipfel ohne Hungersnot, ohne Frost, Krieg und ohne der Erde Beben. Der Fixbesoldete hatte die Aufgabe, nach Kleinasien die Neuigkeit des Waffenstillstands zu drahten, vergaß aber im Morgentau seiner Glückseligkeit die Gewohnheiten des Berufs — kam nicht ins Amt. Die Oberkommandierenden der Armeen in Bagdad und Palestina erfuhren dank dieser Reihenfolge wägbarer und unwägbarer Dinge nichts vom Waffenstillstand, und die Truppen besetzten Mossul, wo die Anglo Persian Oil Company sich nun des Bodens erfreuen kann, dessen unterirdische Schleier Petroleumschätze umhüllen. So wurde das Gebiet am oberen Tigris englisch. Durch diese Begebenheit zur Klugheit erzogen, beschloß das Ratkomitee in Genf, die Geschicke nicht mehr durch solche Zufälle individueller Eigentümlichkeiten leiten zu lassen. Der Generalsekretär, Sir Eric Drummond, verfaßte einen Bericht, der sich mit dem Problem auseinandersetzt, wie auf dieser sonst schlecht funktionierenden Welt das Telegraphenamt im Dienst des ewigen Friedens am allerbesten arbeiten könnte. Paul-Boncour, seit der Beschießung von Damaskus Spezialist für Kleinasien, so wie Ludendorff seit dem Bombardement Yperns Sachverständiger für Belgien (der Eine mit Marx, der Andre mit Gott), kennt die peinliche Mossulangelegenheit und will sogar eine Radiostation des Bundes in Genf einrichten lassen. Dann sprachen noch viele höhere Postbeamte; denn die Regierungen sind alle der Meinung, daß der Krieg nur auf schlecht funktionierenden Nachrichtendienst beruhe.

Ursprünglich sollte in Genf allerdings über Abrüstung gesprochen werden. Seit dem 22. Mai 1926 tagt eine Entwaffnungskommisison, die sich schon seit Juli 1923 mit der Materie befaßt. Sie sammelt Tatsachen und hat ein Buch veröffentlicht, dessen Einband mit schwerer Mühe 1202 Seiten zusammenhält, und das „Annuaire Militaire“ heißt. Sonst aber erklärt Lord Robert Cecil, die Entwaffnungskonferenz sei außerordentlich wichtig; sie müßte aufs Gründlichste vorbereitet werden; man dürfe sich nicht beeilen; die Mitglieder der Kommission hätten noch lange Zeit nötig, um diverse Militärsachverständige in aller Ruhe zu hören. Aber die Arbeit der Postkommission zeige die humanitären Absichten aller Regierungen.

Es gab Sultane, die den Kastrierten, welche die Göttinnen angenehmster Stunden bewachten, auch Nase und Ohren entfernen ließen, damit die Schönen nicht auf den Gedanken kommen sollten, die Wärter vielleicht platonisch zu lieben. Die also Verstümmelten leisteten noch einen wichtigen militärischen Erkundungsdienst: die mußten die gefangenen Haremssüßen der Konkurrenzsultane martern, um militärische Geheimnisse zu erfahren. Ihr Seelenzustand bürgte für Unbestechlichkeit. Den Herren der Genfer Kommission offenbaren die militärischen Sachverständigen allerlei Geheimnisse. Sie sind aber sicherlich nicht so kühl im Urteil wie entmannte Amorspaladine des vergangenen, beinahe nie gewesenen Orients. Vor einer solchen Entwaffnungskommission erschien in diesem Monat Finnlands Vertreter und verlangte Waffen und Geld.
Er führte aus, eine Reihe kleinerer Staaten, die über keine Munitionsfabriken verfügten, müßten in Friedenszeiten umfangreiche finanzielle Mittel flüssig halten. Dies übersteige jedoch die wirtschaftlichen Möglichkeiten. Die kleinen Staaten sollten für Waffen Kredite erhalten. Der englische Delegierte verlor bei der Rede des Herrn aus Helsingfors beinahe Tränen. Nach der gewöhnlichen Logik aller Elementarbücher, die behaupten, daß der Mensch sterblich, Cajus ein Mensch, ergo sterblich sei, ist dieser Gedankengang der Entwaffnungskommission unlogisch.
Wie ist es möglich, daß man statt an Abrüstung, die doch den Zweck des Genfer Seins bildet, an Bewaffnung denkt?

Wir sollen uns aber nicht wundern; denn die Wunderbegebenheiten, erzählt Voltaire, bestehen in der Unwissenheit, in welcher man sich über die Natur der Dinge befindet und nicht in der Natur dieser Dinge selbst. Die Außenpolitik jedes Staates, durch Geographie und Klassengeschichte diktiert, hat eine ideelle, hemmungslose Tendenz nach primären Rohstoffen, nach Märkten für die daraus hergestellten Waren, nach Ländern, die Möglich-

keiten des Kapitalexports bieten und nach sichern Wegen für den Transport. Bei der Beurteilung weltpolitischer Dinge hüte man sich vor Lexika und sonstigen Handwörterbüchern allgemeinen Wissens. Denn da steht unter V: „Vereinigte Staaten: Selbständige Republik“. Einige Bände vorher: „Abessinien: Souveräne Monarchie“. In der Realität gibt es nur fünf Gruppen selbständiger Staaten, die dann, jede Gruppe für sich, kleinere Staaten, Kolonien und Nationen umfassen (amerikanische, britische, französische, japanische und russische Gruppe). In nur scheinbarem Gegensatz dazu steht die Tatsache, daß nach dem Weltkrieg die 8000 Meilen alter europäischer Grenzen um 3000 Meilen neuer verlängert wurden. Jede Veränderung, die von Optimisten des Glaubens oder der Gesinnung Fortschritt genannt wird, offenbart sich in widersprechenden Wirklichkeiten; deshalb gibt es viele Meinungen, daher ist außer Gott persönlich niemand objektiv, und aus diesem Grunde ist die Lüge nichts als ein Teil irgend einer vielleicht noch nicht gefundenen Wahrheit.

Die fünf Mächtegruppen schreiben auf die leere Wand, die man die Zukunft nennt, feierliche moralische Versprechungen. Sie senden die Kleinen, die von ihnen Beherrschten, im Saal von Genf, dem Sitz ihrer Tugend, vor. Tatsächlich aber, in der Welt, wo die Millionen tamen, einige Rabulisten sich ihres Daseins unbändig freuen, die Massen Unterkunft suchen, sich vermehren, für Andre arbeiten und für sich selbst nur sterben, handelt es sich um die Frage der Macht: Wem wird die Ausbeutung Chinas zufallen? Ein altes soziales System, das bei der Berührung mit der modernen Zivilisation in Stücke zerfiel, bietet den fünf Mächtegruppen großartige Möglichkeiten. In Genf werden nun die Wahrscheinlichkeiten erwogen und gegenseitig gewogen. England ist jetzt nach der Besiegung der auf seiner Insel wohnenden feindlichen Grubennation, nach der Erneuerung des Paktes mit den modernen Barbaren, den Amerikanern, nach der genial gelungenen Dominions-Konferenz wieder in höchster kontinentaler diplomatischer Aktivität. Es arbeitet hier auch für China, indem es den europäischen Gegensatz mit Rußland verschärft. Deshalb auch die Reise Tschitscherins nach Europa. Er zeigt diskret das Bündnis seiner Gruppe mit der Türkei. Als das Schiff Kemal Paschas Odessa besuchte, kam der Sowjetvertreter an Bord, die Angoramatrosen schrien: „Es lebe Kamerad Tschitscherin!“ Vor einem Jahr, in einer Nacht asiatischer Nächte, verließen gewöhnliche Barken den Hafen von Trapezunt. In den kleinen Nußschalen, dem Meere ohne Ebbe und Flut an-

vertraut, saßen Gendarmen. Zu ihren Füßen lagen mit Steinen beschwerte Säcke, in denen noch lebendige Wesen, türkische Kommunisten, krabbelten. Die Säcke wurden dann in der schönen Mondnacht hochgehoben und der Menschen, nicht der Steine, wegen ins Meer geworfen. Die osmanisch-russische Nachbarschaft kennt keine Sentimentalitäten des Korans oder des kommunistischen Manifests. Konstantinopel und Petersburg waren entweder verbündet oder im stillen, wenn nicht offenen Ringen. Der Vertrag, den die Russen mit den Türken geschlossen haben, ist auch denen unbekannt, die ihn als Sieg sozialer Revolution feiern. Er enthält aber für die Geschichte nichts Neues. Am 26. Juni 1833 wurde eine russisch-türkische Allianz geschlossen und am 8. Juli desselben Jahres ratifiziert. In den Verpflichtungen dieses Bündnisses heißt es, daß die Pforte und die zaristische Regierung gesonnen seien, bis in die fernsten Zeiten den Frieden zu erhalten, daß sich Petersburg verpflichte, der Türkei so viele Truppen zu senden, als es die Pforte für notwendig halte. Diese Freundschaft wurde durch gelegentliche Massakrierung der Christen, deren Beschützer der Zar war, nicht getrübt. Sie wurde unterbrochen durch die Macht Englands.

Tschitscherin ist nicht in Genf, aber er spielt um die politischen Konturen dieser Stadt, weil da die Feinde und die Möglichkeiten sind. Und hat er wirklich Angst vor einem Angriff auf die Gruppe seiner Mächte? Moskau ersetzt die fehlenden Eisenbahnen durch Deklamation. Seine Diplomatie hat eine der englischen entgegengesetzte Arbeitsmethode. Wo Britannien kann, schickt es ein Kriegsschiff, Rußland einen Propagandisten. Am liebsten würde es sicherlich einen Redner, eine Druckerei und ein Kriegsschiff entsenden. Es fehlt aber noch die Macht des Imperiums. Denn Boden, Mineralien und Menschen bilden noch kein Weltreich; sie liefern nur die Grundlagen dazu. Und diese Grundlagen können nur dann im Reich Moskaus entstehen, wenn es einmal mit der ganzen Welt wirtschaftlich verknüpft ist. Diese Bindung wird durch ihre imperialistischen Voraussetzungen selbst gestört.

Aber die Katz, die Katz ist gerettet – um den Draht in Genf herrscht Eintracht. Die höheren Postbeamten bilden die Garantie der Harmonie unseres Planeten. Die das nicht glauben, trösten sich vor der Größe der Gefahr mit dem Gewissen der Welt. Ich meine das nicht, sondern wiederhole den Satz Montaignes: „Die Gesetze des Gewissens, die nach unserer Sage in der Natur der Dinge liegen, entspringen nur aus der Gewohnheit.“

Echo der Geplünderten von Emil Rabold

Die Reichsregierung, die von dem Willen einer aktiven Wählermehrheit getragen sein will, hat in der Frage der Fürstenabfindung schmählich versagt. Schnöde ist von ihr das Versprechen gebrochen worden, dem Wunsche der über die Fürstenansprüche empörten Deutschen Rechnung zu tragen und ein Reichsgesetz zu schaffen, das einen brauchbaren Rahmen für eine Regelung der Abfindung liefern werde, wie sie den Bedürfnissen des Staates und dem Wohlergehen der Allgemeinheit entspräche. Hunderttausende Stimmberechtigte, die damals mit uns waren, ließen sich von einer pflichtvergessenen Reichsregierung bluffen und blieben im letzten Augenblick der Abstimmung fern. Das, und der schamlose Terror der Gutsbesitzer und Domänenpächter auf dem Lande, war neben den Verwirrungen, die gottverlassne Hetzpfäfflein von der Kanzel aus anstifteten, der Hauptgrund dafür, daß beim Volksentscheid nicht 20, sondern nur 14½ Millionen Wähler für die entschädigungslose Enteignung stimmten.

Aber das verfassungsfeindliche Gebaren der Reichsregierung wurde doch noch weit übertrumpft durch die Überrumplung, die die von den Sozialdemokraten geführte Preußenregierung bei der Durchpeitschung des Hohenzollern-Vergleichs dem Volke zu bieten wagte. Ihr Vorwand, daß das Hohenzollerngesetz schnellstens verabschiedet werden müßte, weil sonst das Sperrgesetz ablaufe und der Preußische Staat dann noch eine weit höhere Rechnung zu begleichen habe, ist inzwischen selbst von dieser Reichsregierung ad absurdum geführt worden. Aus eigner Initiative, gezwungen durch die Bedrängnis, in die die Thüringischen Länder gekommen sind, hat sie dem Reichstag die Verlängerung des Sperrgesetzes bis zum 1. Juli 1927 empfohlen und sich die Zustimmung dafür durch einen Mehrheitsbeschluß des Parlaments geholt. Die Hohenzollern-Abfindung ist schon deshalb keine rein preußische Angelegenheit, weil sie, isoliert vorgenommen, den Heißhunger der andern sogenannten Landesväter mit Zwangsläufigkeit anstacheln mußte. Das ist auch geschehn. Acht geldgierige Fürstenväterchen aus Thüringen haben 25 Prozesse zu laufen, die am 1. Januar, wenn das Sperrgesetz nicht verlängert worden wäre, mit Hilfe ihrer von der Republik ausgehaltnen Richter einen Abschluß gefunden hätten, der das Land Thüringen glatt dem Bankrott in die Arme getrieben hätte.

Es sieht so schon bös genug in diesem thüringischen Ländchen aus. Da das Sperrgesetz neue Prozesse verhindern und die laufenden auf eine begrenzte Zeit abstoppen kann, haben die fürstlichen Herrschaften keinen Grund gehabt, umstrittenes Eigentum unberührt zu lassen. Es ist verramscht und verschoben worden, wie auf einem Trödlermarkt. Selbst die Deutschnationale Thüringische Regierung konnte die Gaunereien nicht länger totschweigen und mußte, allerdings unter hermetischem Ausschluß der Öffentlichkeit, im Sommer einen Gerichtsbeschluß herbeiführen, der dem auf Anstiftung der Fürstin von Schwarzburg handelnden Grafen v. Halem bei An-

drohung einer Geldstrafe von 20 000 Mark das weitere Ausrauben der Schlösser verbot. Dabei wurde so nebenher bekannt, daß auf das Konto dieses Grafen auch der aufsehenerregende Silberdiebstahl zu setzen ist, der im Januar 1921 im Schlosse zu Sondershausen verübt wurde und für den vier Unschuldige Zuchthausstrafen abzubüßen hatten. Einer sitzt heute noch. Das Alles ist nicht bösartiges Gerücht, sondern gerichtsnotorischer Tatbestand. Und dazu soll ein darbendes Volk schweigen? Gegen dieses Tun soll es keine verfassungsmäßigen Handhaben geben? (Die republikanischen Parteien, auf die es doch wohl ankommt, finden keinen Ausweg. Sie haben andre Sorgen. Sie plagt einzig die Sehnsucht nach Ministersesseln. Diese Sehnsucht war es ja auch, die die Durchpeitschung des Hohenzollern-Vergleichs erzwang, wobei die Herrschaften hofften, die den Hohenzollern freundlich gesinnten Nachbarn koalitionsgeneigter zu machen. Inzwischen sind die Hoffnungen wieder einmal verflogen. Der Betrug an den Wählern war umsonst. Umso tiefer ist nun der Groll, der aus den Tiefen der hintergangenen Volksmassen quillt.

Wir haben die Briefe gesichtet, die auf den von Siegfried Jacobsohn veranlaßten Ruf, den Volksentscheid für Preußen herbeizuführen, bei der „Weltbühne“ eingegangen sind. Begeisterte Zustimmungserklärungen aus allen deutschen Gauen und allen Schichten der Bevölkerung, mit endlosen Unterschriften versehen, bringt jede Post, genau so, wie es vor Jahresfrist war, als die Parteien im Schlafe lagen und Volksbegehren und Volksentscheid gegen ihren Willen von den auf Abrechnung drängenden Massen erzwungen werden mußten. Da ist der Brief eines Steinarbeiters aus Striegau in Schlesien:

> Die Arbeiterbewegung rekrutiert sich hier hauptsächlich aus Steinarbeitern. Sie sind wohl zum größten Teil in der SPD organisiert, denken und fühlen aber im guten Sinne revolutionär. Ich will gern hier am Orte alles weitere in die Hand nehmen und bitte um die Zusendung von Listen. Unterschrift Hermann Ring.

Ein Sozialdemokrat aus Kiel, Th. Schernau, schreibt, daß die Aufrufe der ‚Weltbühne‘ in Schleswig-Holstein ein begeistertes Echo gefunden haben.

> Die Kieler Friedensgesellschaft hat eine Resolution für den Volksentscheid angenommen, die sogar von der sozialdemokratischen Volkszeitung an hervorragender Stelle abgedruckt wurde.

„Viele Zuschriften“, so heißt es weiter, „beweisen, daß die ‚Weltbühne‘ mit dem angeschnittenen Problem die Stimmung der Massen richtig erkannt und vielen wieder einen Lichtblick gezeigt hat. Tausende werden begeistert mitarbeiten. Und wenn auch die Aktion vielleicht den Bau mancher politischen Organisation erschüttern sollte, so sage ich doch (ich bin 30 Jahre in der SPD): es schadet nichts, denn so kann die politische Luderwirtschaft nicht weitergehn. Herzlichen Dank für Ihre Tat.“ Schlosser Fritz Butzke, Berlin-Schöneberg:

> Ich begrüße es, daß endlich mal wieder Gelegenheit gegeben ist, Front zu machen gegen die nicht verständliche Be-

> reitschaft, Millionenwerte denen zu geben, die uns letzten Endes damit bekämpfen. Die Fürstenvermögen müssen eingezogen und zur Linderung der Not der Kriegsverletzten und Altrentner verwendet werden.

Der Verfasser ist zu jeder Arbeit bereit und bringt zum Ausdruck, daß sich Tausende freiwilliger Helfer für das Volksbegehren mit Leichtigkeit finden lassen würden. Aus dem Westerwald, wo es sonst politisch sehr dunkel ist, kommt eine Zuschrift, in der es heißt:

> Dem Volksentscheid zur Zerreißung des Hohenzollern-Vertrages werden sich sicher mit Rücksicht auf ihre Wähler auch die Parteien anschließen müssen, die heute noch zögern. Aber eins ist wichtig, Eile tut not. Unterschrift Erich Peters.

Aus Pommern schreibt ein Lehrer F. Rippert:

> Ich glaube an die Möglichkeit eines Volksbegehrens, für das sich sicher die nötige Zahl von Unterschriften finden lassen wird, wenn nur nicht die Sozialdemokraten ihr Koalitionsgas zur Vernebelung der Atmosphäre benutzten.

Aus Paderborn kommt eine Zuschrift mit vielen Unterschriften, in der es heißt:

> Wir Unterzeichneten sind über die Initiative der ‚Weltbühne‘, den Hohenzollern-Vertrag zu zerreißen, sehr erfreut, wir protestieren gegen das preußische Hohenzollern-Gesetz und bitten die ‚Weltbühne‘, doch mit allen Mitteln dafür zu arbeiten, daß .durch eine neues Volksbegehren eine andere Entscheidung herbeigeführt wird.

Die hier wiedergegebenen Briefauszüge stammen fast ausnahmslos von Arbeitern, Angehörigen der SPD oder bürgerlicher Parteien. Mehrere Nummern der ‚Weltbühne‘ wären mit den Zuschriften zu füllen. Alle enthalten klare und gute Gedanken. Alle spiegeln die Empörung wider, die der Hohenzollern-Vergleich im Volke ausgelöst hat. Es kommen auch Zuschriften aus Hamburg, Sachsen, Braunschweig, Thüringen und den süddeutschen Ländern, die immer wieder und mit gutem Recht darauf verweisen, daß die Hohenzollern-Abfindung eine Frage ist, die nicht Preußen allein, sondern das ganze Reich angeht. Einmütig ist die Empörung gegen die Vertragsparteien, hoffnungslos klingen die Ausführungen, daß eine Änderung von diesen Parteien herbeigeführt werden könne. Nur eine Volksbewegung, die über die Parteien hinweggeht oder sie zwingt, an der Wagendeichsel zu gehen, kann Rettung bringen. Das ist der Tenor aller Briefe und Zuschriften. Wollen die Parteien nichts begreifen, wollen sie führerlos die Massen ihrem Schicksal überlassen? Das könnte sich eines Tages bitter rächen. Ein tatbereites Volk wartet auf Antwort.

„Die deutschen Fürsten sind Kaufleute geworden. Sie verhandeln das Blut ihrer Untertanen... ich glaube, sie würden ihre eigene Person verhandeln, fände sich jemand, der sie bezahlen wollte.“

Friedrich der Große
Das politische Testament von 1752

Die sogenannten „Wahlen“ in Ungarn von Hellmut v. Gerlach

Einige Jahre vor dem Kriege wohnte ich einem Wahlkampf in Ungarn bei. Es handelte sich um eine Ersatzwahl in einem rein ländlichen Wahlkreise in der Nähe von Temesvar. Zwei Kandidaten standen einander gegenüber: der „liberale“ Regierungskandidat und ein Oppositionsmann von der Partei des Grafen Julius Andrassy. Da man mir sagte, daß der Oppositionsmann kein Bein auf die Erde bringen werde, so sprach ich im Wahlbüro der liberalen Partei in Temesvar vor, um dort zu bitten, daß man mir die Teilnahme an der Wahlbewegung ermögliche.

Man sagte nicht nur mit bezwingender ungarischer Höflichkeit zu, sondern ging gleich mehrere Schritte weiter. Ich wurde sofort in die Reihe der „Kortesche“, das heißt der Wahlagenten eingereiht, bekam eine schöne Feder auf den Hut gesteckt, eine Medaille in den Farben des Kandidaten auf die Brust geheftet und die Einladung, mich gratis und franko an allen Veranstaltungen der Partei zu beteiligen.

Am nächsten Morgen, es war ein Sonntag, ging es in aller Frühe los. Ich fuhr in einem der Wagen des Wahlkomitees. Als wir die Grenze des Wahlkreises erreicht hatten, erwartete uns dort der Bürgermeister des nächsten Dorfes mit einer riesigen Kavalkade von Bauernburschen. Der Bürgermeister hielt eine Rede auf den Kandidaten, und die Bauernburschen schrien Eljen. Dann ging es in flottester Gangart nach dem großen Dorf, das von Schwaben, Serben und Rumänen bewohnt war – nur die Magyaren fehlten völlig.

Zunächst begab sich der Kandidat mit seinem ganzen Gefolge in die drei Kirchen des Ortes, die schwäbische, die serbische und die rumänische. In jeder verweilte er während des Gottesdienstes mit demütig gesenktem Haupte ein paar Minuten, obgleich er im Privatleben Freidenker war, schlug beim Eintritt wie beim Ausgang wiederholt das Kreuz und zog natürlich durch die erhebliche Störung des Gottesdienstes die Augen aller Gläubigen auf sich. Er hatte seine Legitimation als frommer Mann erbracht.

Nach dem Gottesdienst hielt der Kandidat, der sehr gut Deutsch und sehr schlecht Ungarisch sprach, seine Wahlrede auf Deutsch, worauf sie ins Serbische und Rumänische übertragen wurde. Der ganze Zauber dauerte eine halbe Stunde. Dann kam die Hauptsache: das Wahlessen und Wahltrinken. Wer nur wollte, nahm daran teil, natürlich als Gast des Kandidaten. Gradezu ungeheure Massen des berühmten ungarischen Wahlgulasch wurden vertilgt, und der Weinkonsum war auch nicht schlecht. So war die Stimmung glänzend, als wir uns in den nächsten Ort verfügten, wo die Sache sich fast ebenso abspielte.

Also vollzog sich die Wahl in den Wahlkreisen, wo anständig und friedlich gewählt wurde. Das war in fast allen der Fall, wo die Nationalitäten – damals mehr als 50 % der Einwohner Ungarns – die große Mehrheit der Wähler stellten.

Denn die waren fast sämtlich, von ein paar siebenbürgisch-
rumänischen und slowakischen Wahlkreisen abgesehen, absolut
sichrer Besitzstand der Regierung. Da kostete die Wahl fast
nur die Naturalien fürs Freihalten der Wähler und die Spesen
der Kortesche.

Anders war es schon in den Wahlkreisen, wo sich Natio-
nalitäten und Magyaren die Wage hielten. Da mußte mit
etwas gröbern Mitteln gearbeitet werden. Es gab einen Tarif
für die Bestechung, den man mir folgendermaßen skizzierte:
Der magyarische Wähler kostete 20 Gulden, der serbische 10,
der slowakische 5, nur der Schwabe kostete garnichts, denn
der wählte von selber immer regierungsfromm.

Wie konnte man aber kontrollieren, daß die Wähler auch
so wählten, wie sie sollten? Trotz der Öffentlichkeit der Wahl
hätte ja mancher sich von der Regierung bezahlen lassen und
nachher für die Opposition stimmen können. Um diesem Übel-
stande vorzubeugen, wurde vor der Wahl dem Wähler nur
die Hälfte der genau in der Mitte durchgeschnittnen Bank-
note übergeben. Die andre Hälfte erhielt er erst nachher,
nachdem er richtig gewählt hatte. Ohne die zweite Hälfte des
Geldscheins aber honorierte die Bank ihn nicht.

Die Wahl in den zweifelhaften Kreisen war eine kost-
spielige Sache. Die Oppositionskandidaten mußten sie natür-
lich aus eignen Mitteln bestreiten. Für die Regierungskandi-
daten dagegen sprang die Regierung ein. Die hatte sich näm-
lich immer einen viele Millionen umfassenden Wahlfonds ge-
sichert, indem sie reiche Juden gegen entsprechende Zahlung
baronisierte oder in das Magnatenhaus berief.

Eine fast unüberwindliche Verlegenheit für die Regie-
rung waren nur die rein magyarischen Wahlkreise, namentlich
die im Alföld, in den großen Ebenen an der Theiß und an der
Maresch. Dort saßen ungarische Bauern, steifnackige Gesellen,
die noch auf Kossuth und die Tradition von achtundvierzig
schworen, Anhänger der Unabhängigkeitspartei. Bei denen ver-
fing keine Bestechung. Bei ihnen mußte mit Gewalt gearbeitet
werden, um zu verhindern, daß zu viel unabhängige Abgeord-
nete durchkamen.

Da wurde denn nicht nur die ganze Gendarmerie um den
Wahlort zusammengezogen, sondern es wurden noch so und
so viel Regimenter mobilisiert, „zur Sicherung der Ordnung
und der Wahlfreiheit“, wie die „liberalen“ Regierungen der
Dynastie Tisza (Vater Koloman und Sohn Stephan) verkün-
deten. Der Wahlterror wurde dadurch erleichtert, daß die
Wahl nicht nur öffentlich war, sondern sich auch für den gan-
zen Wahlkreis an ein und demselben Orte vollzog. Er wurde
von Militär und Gendarmen zerniert. Sie ließen nur so viel
oppositionelle Wähler zu, daß sie voraussichtlich in der Min-
derheit bleiben mußten. Versuchten die Andern trotzdem, in
das Wahllokal zu gelangen, so wurden sie mit Brachialgewalt
daran gehindert. Nötigenfalls wurde geschossen. Ohne ein
paar Dutzend Tote pflegte keine ungarische Wahlschlacht aus-
zugehen.

Gewisse Obergespane (etwa unsern Regierungspräsidenten entsprechend) wußten freilich auch ohne Blutvergießen zu dem Ziel des Regierungssieges zu gelangen. Eines der häufiger angewandten Mittel war zum Beispiel dies: Wenn ein Eisenbahnzug mit voraussichtlich oppositionellen Wählern noch einige Meilen von dem Wahlort entfernt war, lief er plötzlich auf ein totes Gleise. Dort blieb er so lange liegen, bis die Wahl vorüber war. Protests wurden immer damit niedergeschlagen, daß die Regierung erklärte, für unglückliche Zufälle oder technische Versehen einer technischen Behörde könne sie nicht verantwortlich gemacht werden. Vorsichtigere Oppositionsbauern begaben sich deshalb nur noch zu Pferde nach dem Wahlort, auch wenn die Reise auf diese Weise drei Tage dauerte. Die Frage war nur die, ob die Gendarmen sie durchließen oder sie unter dem Vorgeben vorläufig in Haft nahmen, daß sie irgend einer strafbaren Handlung bezichtigt seien.

Seit der Zeit, wo ich vor dem Kriege den ungarischen Wahlen beiwohnte, hat sich mancherlei in der Welt geändert. Aber weder die Mentalität der herrschenden Klasse Ungarns noch sein Wahlsystem haben sich geändert. Ungarn hat in den Jahren 1918/19 die wahrhaft demokratische Regierung des Grafen Michael Karolyi erlebt. Aber sie wurde schleunigst durch den Bolschewismus Bela Kuns abgelöst. Und die kurze bolschewistische Episode hat als Reaktion darauf noch schlimmre reaktionäre Folgen gezeitigt, als das in Bayern der Fall war. Der weiße Schrecken der Horthy und Bethlen regiert fast unangefochten seit sieben Jahren. Und wenn er Wahlen macht, so macht er sie mindestens mit derselben Intoleranz, deren sich einst die Familie Tisza befleißigte.

Dabei gilt nach wie vor die Öffentlichkeit der Abstimmung. Zu welcher Brutalisierung der Wähler sie führt, das haben wir wahrhaftig in Preußen beim Dreiklassenwahlrecht am eignen Leibe gespürt. Nur daß in Ungarn bei dem halbasiatischen Charakter der herrschenden Schicht die Vergewaltigung noch ganz andre Formen annimmt. Wenn man weiß, daß in der Stadt Oedenburg 1922 der Sozialdemokrat Hebelt bei geheimer Wahl siegte, während diesmal, nachdem auch Oedenburg durch die öffentliche Wahl beglückt ist, der Regierungskandidat Minister Hermann zehnmal so viel Stimmen wie Hebelt erhielt, so kann man sich jedes weitere Wort über die Wirkung der öffentlichen Abstimmung in Ungarn ersparen.

Nur in einigen wenigen großstädtischen Bezirken wählt man im heutigen Ungarn geheim. Die ungarischen Machthaber sind nämlich in diesem Punkt gerissner als Mussolini. Der duldet nicht einen einzigen oppositionellen Abgeordneten. In Ungarn aber will man ein paar Oppositionsleute im Parlamente haben. Das täuscht das Ausland: Wir haben eine Opposition, aber seht, wie kläglich schwach sie ist! Das ist auch ein Ventil im Innern. Eine Revolution kommt leichter, wenn alle Gegnerschaft mundtot gemacht wird, als wenn die paar Konzessions-Oppositionellen im Parlament reden können. Laßt sie schreien! Sie werden ja doch niedergestimmt. Und wenn sie zu unbequeme Dinge sagen wollen, hat man ja eine Geschäftsordnung.

Die ungarischen Wahlen sind eine Farce. Ihrem Ergebnis ernsthafte Betrachtungen zu widmen, wie es ein Teil der deutschen Presse tut, zeugt entweder von bodenloser Heuchelei oder von grotesker Unkenntnis der Verhältnisse. Das Wahlergebnis stand mit fast mathematischer Genauigkeit in dem Augenblick fest, als Graf Bethlen seine Wahlen ausschrieb. Kaum in einem Dutzend Wahlkreisen konnte das Ergebnis zweifelhaft sein.

Die Deutsche Tageszeitung, die sich natürlich mit dem Schutzland der Erzbergermörder durch tiefste Sympathien verbunden fühlt, hat einen Dr. Hermann Kügler als eignen Wahlkriegsberichterstatter nach Ungarn entsandt. Der schreibt in der Nummer vom 14. Dezember:

„Am 8. Dezember wurde die Wahl in 101 Bezirken vollzogen; in 96 von diesen siegten die Kandidaten der Regierungsparteien – soweit es bei der großen Zahl der einstimmig Gewählten überhaupt zur Wahl kam. Die Opposition erlangte an diesem ersten Wahltag ganze drei Mandate – ein eindrucksvoller Beweis für die ungemeine Stärke der Position des Grafen Bethlen.“

Auch die konservativen Ministerpräsidenten in Preußen dünkten sich einst stark – auf Grund der öffentlichen Dreiklassenwahl. Mit dieser Karikatur eines Wahlrechts zugleich wurden auch sie hinweggefegt.

Bethlens Stärke beruht nur darauf, daß bei seinem Wahlrecht die Stimme der Massen des ungarischen Volkes nicht gehört werden kann. Demokratisches Wahlrecht in Ungarn, und die Horthy, Bethlen und ihresgleichen verschwinden auf Nimmerwiedersehn. Wer das nicht glaubt, verdient mit dem Orden des heiligen Stephan dekoriert und zum Ehrenpogromisten der weißen Regierung ernannt zu werden.

S.J.

Solange man atmet, hat – zwar keineswegs jeder einzelne Mensch, aber ein Volk, das nicht alt, nicht klug wird, das immer jung bleibt, die Möglichkeit, wieder aufzublühen. Das deutsche, leider, ist in dem Grade abgeneigt, klug zu werden, daß es zurück – statt emporblühen will. Da die Bühne die Zeit abspiegelt, die Stimmung und das Wesen der Zeitgenossen, war nichts charakteristischer für den Geisteszustand der unbelehrbaren Deutschen als der Dauererfolg des ‚Louis Ferdinand‘, aus dem sie die pazifistische Vernunft hinaushörten, um sich mit wütender Entschlossenheit an einer Apotheose des finsteren Preußentums zu berauschen.

XVIII,1 *Abschied von 1921*

Tag ’ne Mark von Rudyard Kipling

Nach Kiplings „Shillin’ a Day“

Mein Name ist Rommel; ich hörte die Trommel
Von Lille bis nach Homel, von Gent bis nach Minsk,
Fokschani und Lemberg,
Verdun bis zum Kemmelberg,
Und fünfzig auf –insk wie Dünaburg-Dwinsk.
Schwarz Tod mit der Hippen durch Typhus und Grippen
Und Schrappnells beim Schippen war täglich mein Quark,
Dann platzt’ mal ein Zünder –
Ein Bein nahm der Schinder,
Mein Zaster ist, Kinder, pro Tag eine Mark.
(Chor): Tag eene Mark,
Wer’ nur nich zu stark!
Glücklich wers hat, pro Tag eine Mark!

O, ’s macht mich ganz fuchtig, wenn ich denk, wie mal wuchtig
Durch Duomongschlucht ich die Protz geführt,
Wenn man haste, was kannste
Mit Graupen im Wanste
Auf dem Fahrsitz ich tanzte, ganz gleich wer krepiert.
Doch wozu das Denken, meine Frau spült in Schenken,
Und ich steh mit Senkeln, die Rente ist scharf, Herr,
So, soll’t ihr mich finden
In Regen und Winden
Da unter die Linden: „Herr, gar keen Bedarf, Herr?“
(Voller Chor) Laß ihn verdien’n –
Was wird aus ihn’n?
Alter Werdunmann und – muß so verdien’n!
Denk, wo er war,
Denk, wieviel Jahr,
Denk seiner Rente und –
HOOCH DEUTSCHLANDS AAR!

Deutsch von Arnold Zweig

Auch die Rote Hilfe feiert Weihnachten

Hunderte von Zellen
sind am 24. Dezember ohne Licht

Postscheckkonto : Berlin 109676

Alte Bekannte von Alfred Grünewald

Ich erkannte ihn erst, als ich ihn nicht wiedererkannte.

*

Nun hat ihn der Ehrgeiz nicht ruhen lassen, und er mußte sich so eine Art Gescheitheit zulegen; eine recht unleidliche Gescheitheit. Wie schade! Solch ein sympathischer Dummkopf ist an ihm verloren gegangen.

*

„Wenn ich Sie nicht so gut kennen würde, müßte ich glauben –“
„Glauben Sie immerhin. Sie kennen mich nicht so gut.“

*

Höchst fatale Vorstellung, daß jener N.N. neben seinen andern Eigenschaften auch noch ein Liebesleben besitzt.

*

Heut macht er sich aus manchem eine Ehre, woraus er einst sich ein Gewissen machte.

*

Gewisse Wohltäter: Getan – gesagt.

*

Da geben manche Leute vor, dich zu kennen, und haben nur eine fixe Idee von dir.

Die Abenteuer des braven Jaroslaw Hašek von Prokop Herben

Camill Hoffmann schreibt der „Weltbühne“: „Das Lachen über den braven Soldaten Schwejk breitet sich nun auch in Deutschland aus. Das Interesse für seinen Autor, Jaroslaw Hašek, wächst unverkennbar, sodaß ich Herrn Dr. Prokop Herben ersucht habe, seine persönlichen Erinnerungen an den Dichter der „Abenteuer des braven Soldaten Schwejk“ aufzuschreiben. Ich habe sie dann übersetzt. Hier sind sie.“

Er war ein Landstreicher und, wie seine Kameraden sagten, der ‚letzte Prager Bohémien‘. Nichts vermochte ihn zu halten, und nirgendwo hielt er aus. Seine Künstlersehnsucht realisierte er eher im Leben als in der Literatur. Auch den ‚braven Soldaten Schwejk‘ schrieb er eigentlich nicht selbst, wenigstens nicht ganz. Er erzählte ihn bei Bier und Wein, improvisierte die Geschichten vom Schwejk, und die Kameraden schrieben sie auf. Er selbst notierte Fragmente auf Papierservietten. Zusammenhängend etwas niederzuschreiben, war er später nur fähig, wenn er unvermeidlich Geld brauchte. Vorschuß, Vorschuß, Vorschuß! Das war der Refrain seines Lebens. Ich glaube, er hätte dreihundert Jahre am Leben bleiben müssen, um all seine Vorschüsse abzuzahlen.

Wie alle seine guten Vorsätze zu enden pflegten, zeigt folgendes Erlebnis: „Einer seiner Freunde, ein Dichter, überredete Hašek unaufhörlich: Schreiben wir eine Operette zusammen, Hašek! Das ist ein bessres Geschäft, als alles Andre. Ich habe einen fabelhaften Einfall. Schau, was für Blödsinn gespielt

wird! Wir dichten ein Libretto, daß sich Alles vor Lachen wälzen wird. Ich habe schon mit Direktor X gesprochen, er ist ganz wild darauf. Er hat mir sogar schon einen Vorschuß gegeben. Da hast du zehn Gulden zur Aufbesserung deiner Vermögensverhältnisse und komm morgen!“

Dieses Gespräch wiederholte sich mehr als zehn Mal in Abständen von einigen Wochen. Aber Hašek kam nicht...

Bis er eines Morgens, um 6 Uhr früh, in der Wohnung des Dichters erschien. Der lag zu Bett, es war Winter, kalt und finster. Hašek trat ans Bett, er klapperte mit den Zähnen. Fieber schüttelte ihn.

„Wir wollen also die Operette machen! Aber erst laß mich ins Bett!“ „Was fällt dir ein! Hašek, ich habe dich zwar sehr gern, aber jetzt bringst du mich nicht ums halbe Himmelreich aus dem Bett. Was bibberst du?“

„Ach, die blöde Malaria hat mich wieder gepackt. Das ist noch von dem verfluchten Balkan. Gib mir wenigstens etwas Wasser.“ Er trank einige halbe Liter Wasser aus und legte sich in den Kleidern auf den bloßen Fußboden hin. Zähneklappernd schlief er ein. Als der Dichter ihn etwa um Zehn weckte, war er wieder gesund.

Und nun gingen sie beide in die Tumovka, das Kaffeehaus, um zu frühstücken und warm zu sitzen, doch auch um den ersten Akt jener Operette zu beginnen. Endlich!

Wie sie so durch die Zitna ulice schlenderten, blieb Hašek plötzlich stehen, von dem zauberhaften Odeur getroffen, der aus der offnen Tür einer Branntweinschenke wehte. Es war eine Budike für Dienstmänner, Kutscher und Landstreicher.

„Junge, laß uns ein Gläschen trinken, das kann der Inspiration nicht schaden,“ meinte Hašek und zog seinen Freund schon hinein. „Zweimal weißen Zwirn!“. Das war die Bezeichnung für einfachen Korn.

Während sie am Schanktisch tranken, vernahm man hinter einem Fasse ein heisres Keuchen und Husten. Hašek erstarrte:

„Mein Gott, Großväterchen, Kamerad, wie kommst du daher! Verzeih mir, Alter!“ Und zum Doktor gewendet, erklärte er: „Wir sind unlängst drei Wochen dort unten im Böhmerwald zusammen getippelt.“ Dann:

„Verzeih, ich konnte nicht länger auf dich warten. Wie man dich in Pisek hopp genommen hat, waren mir die vier Tage schon zu lang. Das wirst du einsehn, was sollte ich in Pisek vier Tage lang anfangen! So bin ich wieder zurück nach Strakonic gewandert, weißt du: wo das hübsche Mädel in der Mühle ist. – Aber ist das eine Freude, Alter, dich wiederzusehn. Du mußt mit uns anstoßen! Hallo, noch drei Mal weißen Zwirn! Und wohin gehts jetzt?“

Der alte, verlauste, schmutzige Strolch erhob sich in seinem vorsintflutlichen Havelock und hüstelte:

„Nach Boleslav, Hašek, komm mit!“

„Weißt du, Großväterchen, ich komme!“ Und zu seinem Freunde: „Nazdar, Kamerad, sei nicht bös, wenn ich die Operette ein anderes Mal mache. Jetzt muß ich dringend nach Boleslav!“

Der Dichter trank einen Kaffee allein in der Tumovka; die vielstelligen Tantièmenziffern verblaßten immer mehr vor seinen melancholischen Augen, während Hašek mit dem Großväterchen, den Hut schief aufgesetzt, ein Liedchen summend, auf der Landstraße gen Boleslav zog.

*

Über alles gern aß Hašek Erbsenpürée. Eines Tages verließ er seine damalige Wohnung in der Vorstadt Košir, wo er mit seiner greisen Mutter lebte. „Also heute gibt es Erbsenpürée zu Mittag, nicht wahr, Mütterchen? Bestimmt! Ich komme bald!“

Irgendwo auf der Straße begegnete er irgendeinem alten Bekannten, der ihn innerhalb zehn Minuten für Montenegro entflammte. Eine Stunde darauf reiste Hašek nach dem Balkan ab, um in slavischer Begeisterung den Montenegrinern gegen die Türken zu helfen.

Die Mutter beweinte zwei Jahre lang ihren Sohn. Er war spurlos verschwunden.

Eines Mittags öffnet sich die Tür zu der kleinen Wohnung in Košir, und Hašek ist wieder da! Seine ersten Worte sind: „Also, Mütterchen, wo ist das Erbsenpürée ?“

*

Im Schaufenster der „Narodni Politika“, wo die Prager vor dem Kriege manche Sensation zu sehen bekamen, gab es diesmal etwas mit tendenziösem Beigeschmack. Eine Wurst in einer Streichholzschachtel. Eine so kleine Wurst um ganze 5 Kreuzer, daß sie sich hätte in eine Streichholzschachtel einschließen lassen. War das nicht ein Skandal? Oh, diese Selcher! Die Schar der Prager Droschkenkutscher, Milchfrauen und Marktweiber, die herumstanden, regte sich auf. Da kam Hašek mit einem befreundeten Literaten vorüber. Neben dem behenden, kleinen Hašek war sein Freund riesenhaft und massiv. Sie hatten soeben eine Sitzung beendet, die am Abend vorher angefangen hatte.

Beide guckten neugierig und drängten sich durch die Menschenmenge zum Schaufenster mit der Wurst. Hašek begann sofort:

„Meine lieben Leute, das ist wirklich schon eine unerhörte Schamlosigkeit. Eine Wurst in der Streichholzschachtel! Glaubt ihr, daß wir uns das nur so gefallen lassen? Wir werden da selbst Ordnung schaffen! Verprügeln muß man sie, die dreiste Bande!“

Die Menschenmenge nickt und fängt Feuer. Hašek setzt seine Brandrede fort:

„Ja, das muß auf der Stelle erledigt werden. Ich geh sofort hin. Was glaubst du?“ wendet er sich an den Freund.

„Ich geh sofort hin und will es den Kerlen sagen. So eine Unverschämtheit! So den ernsten und ehrwürdigen Stand der

Selcher lächerlich machen! Ich will dem Redakteur meine Meinung sagen und mich deiner annehmen!“ – Die Menge beginnt zu brummen und beide mit haßvollen Blicken zu messen. Hašek fügt hinzu:

„Wißt ihr, mein Freund hier ist nämlich Selcher!“

Hašek verschwand, als hätte ihn die Erde verschlungen, und die gewaltige Schlächtergestalt des Literaten trug nicht geringe Prügel davon.

*

Hašek gründete auch eine politische Partei. Leider ist nur wenig dokumentarisches Material darüber erhalten geblieben. Es war die „Partei des mäßigen Fortschritts in den Grenzen des Gesetzes.“ Sie stellte sich also offen auf den Boden des damaligen oesterreichischen Staates und der herrschenden Gesellschaftsordnung. Der erste Artikel des Parteiprogramms lautete:

„Wir glauben zwar daran, daß sich die Erde dreht, aber sie tut es nicht mit so schwindliger Geschwindigkeit, wie die Gelehrten es zu beweisen trachten.“ Die olympische Weltanschauung dieser Partei gipfelte darin: „Nur keine Eile, wir wollen noch ein bißchen sitzen bleiben...“ Mit diesem Programm kandidierte Hašek für die Wahlen des Jahres 1911 in politischen Versammlungen, die er in das Wirtshaus ‚Zu den sechs Schenkeln‘ in Smichow einberief. (Das Wirtshaus wurde von seinen Parteigängern so genannt, weil der Wirt drei Töchter hatte.) Knapp vor den Wahlen brachte Hašek folgendes denkwürdige Plakat an:

„Jeder Wähler erhält als besondre Belohnung ein Taschen-Aquarium...“

Es dauerte ziemlich lange, bevor die ehrenwerten Bürger von Smichow merkten, daß der Kandidat seine Späße mit ihnen trieb. Für Hašek waren seine politischen Reden eine gute Gelegenheit, zu zeigen, was er konnte.

Die „Partei des mäßigen Fortschritts in den Grenzen des Gesetzes“ betätigte sich auch kulturell und unterhielt in den „Sechs Schenkeln“ ein „Theater der Zeitgenossen“. Ein Stück, das da aufgeführt wurde, hieß „Der Garten von Gethsemane“, eine unklare und sonderbare Historie in der nicht nur Maria von Magdala, sondern auch der nachmalige Unterrichtsminister Professor Drtina auftrat. Er versuchte die Sünderin zu einem sittlichen Lebenswandel zu bekehren, indem er ihr Kapitel aus seiner „Ideellen Entwicklung der europäischen Menschheit“ vorlas...

*

Gelehrte Leute pflegten Hašek einen typischen Quartalssäufer zu nennen. Gewöhnlichere Menschen sagten zu ihm: „Hašek, du bist ein unverbesserlicher Trunkenbold!“ Nur seine Frau eilte diese Meinung nicht. Sie nahm ihn in Schutz.

„Ich weiß nicht,“ erzählte sie, „was das mit dem Hašek ist: er trinkt gar nicht und ist am Ende betrunken. Die Welt tut ihm unrecht. Da waren wir unlängst in Podol im Wirtshaus, er saß den ganzen Abend bei mir, rührte keinen Alkohol an,

mit diesen meinen eignen Augen habe ich gesehen, daß er nichts als Sodawasser getrunken hat – und auf dem Heimweg mußte ich ihn führen, so betrunken war er!“

Ein Augenzeuge widerlegt die Stärke des Podoler Sodawassers. Bei Tisch, so berichtet er, trank Hašek allerdings nur Sodawasser. Aber im Laufe des Abends ging er einige Mal hinaus. Wie die alten Fuhrleute sagten, „um nach den Pferden zu sehen“. So oft er dabei am Ausschank vorüberkam, trank er ein Bier, eins auf dem Hinweg, ein zweites auf dem Rückweg. Und so kam es, daß er schließlich nicht allein nach Hause gehen konnte. Seine Frau war aber überzeugt davon, daß er auch darin ein verkannter Dichter war.

*

Hašek heiratete und wurde Vater. Sein Schwiegervater gab ihm zehn Gulden mit den Worten: „Jaroslaw, du hast einen Buben und wirst ihn doch nicht in der Hand tragen oder hinterm Hut. Fahr nach Prag (er wohnte damals in dem Vorort Podol) und kaufe einen hübschen Kinderwagen.“

Hašek machte sich mit den zehn Gulden auf. Was weiter geschah, steht nicht genau fest. Sicher ist nur, daß Hašek nach einigen Wochen irgendwoher aus Ungarn zurückkehrte, wohin ihn das Kriegsglück verschlagen hatte. Hinter ihm kam mit ernstem und gewichtigem Schritt ein Prager Dienstmann und zog zusammengebundene sieben Kinderwagen.

Winke-Winke von Theobald Tiger

Dem Andenken des ermordeten Hans Paasche

Nun schwimm man ab.
Wir haben lang genug gehört:
„Ich weiß von nichts. Ich bin es nicht gewesen.“
Und immer, wenn wer deine Leutnants stört,
dann konnten wir ein klein Dementi lesen.
    Das wertete dann Jeder nach Gebühr.
    Denn du kannst nichts dafür.

Wie stark ist denn dein werter Schießverein?
„Die Finger weg! Das Heer ist stets geheiligt!“
Auf allen Fußballplätzen übt sich wer was ein,
und niemals ist die Reichswehr dran beteiligt.
    Die Wehrverbände? Fememordgeschwür?
    Nie kannst du was dafür.

Du übernahmst das Heer der Republik,
Was tatest du? Du wahrst die Traditionen.
Und die die Wahrheit sagten in der Politik,
die dürfen heut – dank dir – im Zuchthaus wohnen.
    Scharf schnappt ins Schloß die kleine Zellentür.
    Und du kannst nichts dafür.

Nun schwimm man ab, du süßes Ornament.
Sieh, deine kleine Schwarze ist erwachsen heute...
Du wirst wahrscheinlich Oberpräsident;
denn so belohnt man hierzuland die großen Leute.
    Wir können uns bei dir bedanken. Rühr
    dich endlich, Otto.
                    Du kannst nichts dafür.

Die Krönung Richards III. von Arthur Eloesser

Vor einigen Jahren, als der Vorstand der verdienstvollen Kleist-Stiftung mit der ihm eignen Gewissenhaftigkeit tagte, schob ich dem Preisrichter, der auf alleinige Verantwortung zu entscheiden hat, ein ziemlich umfangreiches Drama ‚Hauptpastor Ephraim Magnus' zu und sagte ihm zugleich aufmunternd und ein wenig bedauernd: Sie werden sich wohl damit beschäftigen müssen. Hans Henny Jahn bekam dann auch seinen Kleistpreis, der nach der schönen Satzung für noch ringende junge Talente bestimmt ist. Also für arme Teufel. Um aufrichtig zu sein, damals hatte ich das Stück, ein wahres Gekröse von Inzest, noch gar nicht zu Ende gelesen, aber der arme Teufel, der sich die Eingeweide aus dem Leibe riß, war mir sicher. Aus all den Scheußlichkeiten vergifteten Blutes wimmerte ein Glockenton: Herr sei mir gnädig!

Dann kam die ‚Medea', mit der Hans Henny Jahn einige dem Euripides entgangene und dem weichern Grillparzer erst gar nicht zuzutrauende Scheußlichkeiten nachtrug: Nymphomanisches und Homosexuelles und am erinnerlichsten ein Paar frisch ausgerissene Augen, mit denen die wulstlippige und schwarz angestrichene Königin Kullerchen spielte. Es wird heut kaum ein neues Stück ohne Kommentar herausgegeben, den entweder der Dichter gleich beigibt oder seine Propheten, die doch täglich entdecken müssen, so wie wir in unsrer stürmischen Jugend entdeckt haben. Nur mit mehr Glück. Oder mit mehr Verstand? Sagen wir bescheiden, daß wir den Verstand-hatten, weil wir das Glück hatten. Die Kommentare, Scholien, Exegesen rühmten dem jungen Dichter nach, daß er den Chor wieder eingeführt habe, der aber doch dem für alle Zeiten hochmodernen Euripides schon unbequem geworden war. Gott verzeihe es unserm jungen Freunde, er hat ja auch unserm Schiller verziehn, da er es nicht wieder tat.

Die ‚Krönung Richards III.' hat diesen gepriesnen Fortschritt zur Antike nicht, und zur Entschuldigung auch manchen andern Umstandes wird uns gesagt, daß eben nur sein Erstlingsstück nachgeliefert worden sei. So darf man nicht entschuldigen. Im Gegenteil, man darf eher sagen: Dieses Stück ist schon das dritte oder vierte, der Mann ist dreißig, bereits überklassisch, da dürft ihr die heilige Kraft des ersten jugendlichen Impetus nicht mehr verlangen. Der ‚Götz' ist stärker als der ‚Clavigo', die ‚Räuber' stärker als der ‚Fiesco', die ‚Judith' stärker als die ‚Genoveva', ‚Frühlings Erwachen' viel grüner und üppiger als die ‚Büchse der Pandora', und die ‚Trommeln in der Nacht' führten einen Rhythmus, den dereinst ich gern gehört. Und nie wieder gehört habe.

Hans Henny Jahn gehört mit dem Herzen nicht zur neuen Generation, aber aus einer glasklaren, durchsichtigen, auch von den satanischsten Visionen nicht angerauchten Sprache Hans Henny Jahns tönt, klagt, stöhnt, wimmert, betet ein Glockentönchen: Herr, erlöse uns von dem Übel! Und wenn wir es uns mühevoll selbst geschaffen haben! Irgend eine Un-

schuld einer Vox celestis macht ihn zum Friedrich Gottlieb aller
Pubertäten und Perversitäten und seines erotischen Martyriums.
Die andern gleichaltrigen Dichter scheinen Genußmenschen,
lecker auf Champagner und Kaviar, während dieser Wasser-
trinker mit Incubus und Succubus und sonstigen Vampyren sich
in entsetzlichen Nächten plagt. Diese Königin Elisabeth, die den
einen Pagen kastrieren läßt, weil er nicht mehr kann, und den
Andern, weil er nicht will, diese ihre beiden Söhne, die in einem
Sarge lebendig begraben noch Vergnügen aneinander finden
werden, dieser Richard, der seiner von ihm ehelich geschwän-
gerten Elisabeth den Bauch aufreißen läßt, der um das Blut
jammert, das aus der Wunde des ermordeten Eduard nicht in
sein Maul floß, dieser Buckingham, der beim Knobeln von
seinem Freunde als Einsatz das Glied fordert, von dem der
stärkste Mann nur eins hat, — alle diese von Shakespeare ent-
liehenen und bereicherten Lust- und Unlustmörder machen den
Eindruck, als ob sie jenseits des letzten Superlativs sich end-
lich an der Hand nehmen und zusammen einen Choral an-
stimmen wollten. Wer Satan sucht, findet Gott. Es ist zum
Katholischwerden.

Ich weiß nicht, ob Hans Henny Jahn es noch wird, wie es
der bessre und einmal so richtunggebende Reinhard Sorge
wurde. Soviel ich weiß, baut er Orgeln in einer protestan-
tischen Provinz, in der es ordentlich zugeht, in der die Mystik
keine rechte Heimat und nicht das geringste Versteck mehr
hat. J. K. Huysmans, Zola abgefallener Abandona, als er
den Satanismus und den Vampyrismus und die schwarzen
Messen zu literarischen Fertigfabrikaten machte, hatte das
Kloster vor sich und diese unheimliche, diese erschütternd mit-
telalterliche Kathedrale von Chartres hinter sich. Wenn sein
Marschall Gilles de Rais, der größte Verbrecher des Mittel-
alters und hochfeudaler Haarmann, endlich von vier Pferden
zerrissen wird, beten alle Mütter für ihn, deren Kinder er
mißbraucht und umgebracht hat. Das ist lange her, und so mag
man es glauben. Unser Hans Henny Jahn, dem die seraphi-
schen Flügel wachsen, während er noch mit dem Teufel ver-
kehrt, muß sich leider — der Norden, ach, ist kalt und klug —
ohne solche von der Distanz verklärte Visionen behelfen. So
macht er über Literatur noch ein Mal Literatur, so trägt er den
Euripides und Shakespeare nach, was sie an Sexus ausgelassen
oder unten gelassen haben. So streicht er ihre Stücke noch
einmal an, mit sehr viel roter Tinte und mit einem Tröpfchen
Blut. Mit dem Tröpfchen, das ihn wenigstens zum armen
Teufel macht unter vielen Berechnenden und Begehrlichen.

Was darf ich von der Aufführung sagen, nachdem ich, wie
ich eben bemerke, vom Stück fast nichts gesagt habe? Sie war
ordentlich. Außerordentlich dagegen die mächtig gespannte,
sichtbare Anstrengung von Agnes Straub als Elisabeth und die
allzu hörbare von Walter Franck als Richard. Es müßte un-
sern Schauspielern nun endlich mitgeteilt werden, daß sie dem
aus Berlin abgereisten Expressionismus einen Nachruf nicht
mehr schuldig sind.

Die Letzten der Mohikaner von Max Barth

Die Korrumpierung der heutigen Jugendbewegung, die Bedeutungslosigkeit der wenigen wirklich klaren und nach sachlichen Zielen strebenden Bünde, die Wirkungslosigkeit der Überreste jener frühern, gestrafften und von Willen federnden Bewegung ist evident. Trotzdem scheint mir Ignaz Wrobels Artikel ‚Die tote Last‘ in Nr. 48 der ‚Weltbühne‘ ebenso ungerecht zu sein wie jener frühere ‚Alte Wandervögel‘ in Nummer 25. Man sollte eben, wenn man über ein Phänomen schreibt, dabei gewesen sein.

Wrobel hat zweifellos recht, wenn er denjenigen Typus, den er in seinen beiden Artikeln selbst gezeichnet hat, verurteilt. Er hat aber unrecht, wenn er die ganze Jugendbewegung als einen verlornen Schuß ins Blaue abtut. Wäre die Jugendbewegung wirklich nur Selbstzweck gewesen, so wäre sie immerhin ein Wert – gewesen.

Diese Bewegung hat ein schlimmes Schicksal gehabt. Sie begann als kühner Vorstoß aus dem unfruchtbaren Intellektualismus und Schematismus der bürgerlichen Vorkriegs-Kultur ins unmittelbare, konkrete, bewegte Leben. Karl Fischer, der Gründer des ‚Wandervogels‘, war ein Mensch mit knabenhafter und herber Sehnsucht nach Leben, Welt und Ferne, nach Weite des Horizonts und des eignen Lebensraums, nach Farbe, Ton und Licht. Die Andern: Studenten und Schüler, die aus den Friedhöfen der Schulen in die freie Luft, in Sonne und Heideduft, in den Geruch der Wälder, in die erschütternde Großartigkeit der Berge, nach der packenden Gewalt des Meeres drängten. Einige Wenige waren sogar regelrechte „Kunden“, nicht durch Abstammung, sondern durchs Gemüt dazu bestimmt, durch den Impuls, der in ihnen nach Erde, Sonne, Landstraße und unfrisiertem Menschentum vorstieß. Erst später kamen die Literaten hinzu; aber sie haben vor dem Krieg nie der Bewegung das Gewicht gegeben.

Die Jugendbewegung ist ruiniert worden durch die Alten. Sie waren die Stärkern. So um neunzehnhundertundzwölf herum fings an: die Lebensreformer aller Bekenntnisse stürzten sich auf die Bünde. Das Ergebnis war: Sanktionierung der kitschigsten bürgerlich-hausbackensten Kultur durch diese ehemals revolutionäre Bewegung der unbürgerlichen Bürgerjugend.

Im Krieg kam dann das Nationale dazu. Wir Vorkriegswandervögel sind alle „zu den Fahnen geeilt“; wir waren jung, opferbereit, fühlten uns als ver sacrum. Während wir im Feld waren, fingen daheim die Teutonen unsre Jungen ein. Trotzdem waren die Wandervögelbünde noch hell genug, gegen die geplante militärische Ausbildung der Jugend Vorsichtsmaßnahmen zu treffen. Der größte Bund, der ‚Wandervogel e. V.‘, hat, als keine andre Rettung blieb, beschlossen, diese Ausbildung in sein Programm zu übernehmen. Darüber, daß das nur der Form halber geschehen würde, um die Jugend vor jenem von der Goltz und seinem „Jungdeutschland“ zu bewahren, waren sich die Führer einig.

Was die Wandervögel im Heer betrifft, so bildeten sie
einen, von den Vorgesetzten mit Mißtrauen und ohne Freude
gesehenen Orden, der Offiziere und Gemeine mit einem brü-
derlichen Band umschloß. Ausnahmen kamen selbstverständ-
lich vor. Die Feldwandervögel stellten im allgemeinen An-
forderungen zuerst an sich selbst, und dazu höhere als an
Andre. Sie soffen nicht und waren mit wenigen Ausnahmen
in den Lazaretten für Geschlechtskranke nicht zu finden. Viele
von ihnen sind gefallen, ohne je beim Weib geschlafen zu
haben. Das ist kein Vorzug; aber ein Beweis für die Zucht und
Strenge gegen sich selbst, die im Ethos des Wandervogelgedan-
kens lag. Es war ein neuer Typus Mensch da.

Er ist es noch. Die Jugendbewegung ist verronnen; die
politischen, die konfessionellen Vereinigungen, die Sport- und
Spielverbände haben die Jungen eingefangen: ihre Wege lau-
fen jetzt in ausgefahrnen Gleisen. Aber der Rest jener alten
Wandervögel und Freideutschen, jene kleine Schar, die fast
nur aus Individualitäten bestand, ist noch da. Sie sind nur
noch ein Überbleibsel; der Krieg hat sie dezimiert. Sie treten
nicht mehr als Gruppe in Erscheinung. Sie können noch weni-
ger die politische, soziale, pädagogische oder sonst eine Manier
dieses Deutschlands entscheidend beeinflussen. Dazu gehörte
eine intakte Generation Intakter mit geschlossnem Willen oder
ein großer Einzelner; sie aber sind Fragmente einer defekten
Generation, die da, wo bei Andern die eigentlich entscheiden-
den Lebensjahre, die Jahre der Rüstung und Reifung lagen, ein
Loch haben, vollgestopft mit übeln Erinnerungen; die Alle,
ohne Ausnahme als Beuteanteil aus Deutschlands Siegen einen
seelischen Knacks davongetragen haben.

Daher stehen sie unpathetisch, sich selbst mit Vorsicht und
Überlegung lenkend, als anspruchslos Alltägliche unter Alltäg-
lichen, als Räder in der Maschine im Beruf. Nur daß sie sich
ihrer, ihrer Situation und ihrer Möglichkeiten bewußt sind,
unterscheidet sie von Andern. Sie haben die geistige
Brünstigkeit aufgegeben. Sie sehen: ihre Arbeit. Und wo
sie anders als die Frühern, reformerisch, umgestaltend ein-
greifen, da erstreckt sich die Wirkung nur auf den kleinen
Kreis ihres Arbeits-, ihres Machtbezirks.

Es sind auch Frauen da, die weit entfernt sind von den
Hängezöpfen, den Schnecken, dem Siebenmeilenmännergang.
So wenig die Mann gewordnen alten Wandervögel ihr Wan-
dervogeltum als Kravattennadel oder Schillerkragen spazieren-
tragen – so wenig stecken sich diese Frauen ihre löns-
liche Heckenrose an den Busen. Sie sind sicher, beherrscht,
denken mehr als sie reden, haben Kinder und erziehen sie. Sie
sind frei und natürlich und doch damenhaft; sie haben Form.

Das Wertvollste, was die Jugendbewegung hervorgebracht
hat, so scheint es mir immer mehr, sind die Kinder solcher
Männer und solcher Frauen. Ich kenne einige von diesen Jun-
gen, ich glaube, sie sind ein besserer Wurf und eine tüchtigere
Sorte, als wir seinerzeit gewesen sind.

Wo bist du — ? von Peter Panter

Ich möchte mal fragen, ob Jemand vielleicht weiß, wo es geblieben ist.

Als ich noch ein ganz kleiner Junge war, Tanzstunden nahm und glaubte, daß Richter Leute seien, die Recht sprächen, da besuchte ich zusammen mit einem dicken Freunde den Max Brod in Prag. Brod war freundlich und nett, zeigte uns die schöne Stadt, machte uns mit Oskar Baum bekannt, dem blinden Dichter – es waren leuchtende Tage. Eines Tages fielen wir in ein Café am Bahnhof – und der Oberkellner, der aussah wie der Sohn eines Fiakerkutschers, einer Bardame und Kaiser Franz Josefs, kam auf uns zu und fragte, ob wir neben dem Kaffee auch etwas zu lesen haben wollten. Ja, wollten wir, „Etwas zu lesen oder Lektüre?“, fragte er. Ich sah ihn an, mit einem ratlosen Ausdruck in meinen Kinderaugen. „Zu lesen... Lektüre...“, sagte ich. „Lektüre, bitte sehr, bitte gleich!“ sagte er. Und eilte herbei, einen Packen Bücher und Hefte auf dem Handteller wie ein Tablett mit vielen Tassen Café balancierend. Und gab uns Das.

Heiliger Külz! Es waren die gesammelten Schweinereien des Jahrhunderts: Bücher mit Dialogen, die nur in begeisterten Ausrufen bestanden, sorgsame Schilderungen gesellschaftlicher Vorgänge, wie: „Die Baronin riß sich das Hemd vom Leibe, ergriff eine Peitsche und – –“ Auch hatte der vorsorgliche Mann uns mit Bilderbüchern versehn; Photographiealben mit allgemein verständlichen Aufnahmen, auf denen der brave Gesichtsausdruck der Handelnden in sonderbarem Gegensatz zu ihrem Tun stand, auch Zeichnungen und Gemälde aller Art. Ich sah um mich: da saßen neben mir viele Freudensgefährten, die stierten mit hochroten Köpfen in ebensolche Alben, und wenn sich eine Dame durch die Tische schlängelte, dann klappten sie ihr Heft nonchalant zu. Wir fanden das sehr interessant und sahen uns Alles an.

Unter den Büchern war eins, das machte mächtigen Eindruck auf mich. Es hieß: „Liebe“ und bestand aus vierzig Lithographien eines russischen Malers, des Grafen Zichy. Sie waren nicht unwitzig. In Erinnerung blieb mir manche Scene: emsiges Treiben nachts im Knabenpensionat, viele leicht und zierlich hingehuschte Bettbilder von lockender Wärme der Frauenkörper, in den Bildecken saß gewöhnlich eine kleine freche Unterschrift, so: „J'avais une tante qui m’aimait beaucoup“ und „Bons souvenirs!“ und Ähnliches. Die letzte Seite bestand nur aus Skizzen von Händen, die sich mit allerhand beschäftigten, eine teilte einen Nasenstüber aus. Es war recht heiter.

Kaum staken wir wieder in Berlin, da ging ich zum sel.
Meyer in der Potsdamer Straße, demselben, der seine Kunden
als Begrüßung gern auf den Bauch zu klopfen pflegte, und be-
fragte ihn nach diesem Werk. Er grinste und zog es aus einem
Stapel seiner Bücher, unter denen nur er sich herausfand, her-
vor. Da hatte ich es, und es war nicht einmal teuer gewesen:
fünfundsiebenzig; handeln hatte Meyer nicht gern, wenn er es
nicht selber tat. Ich ließ es binden: in einem Anfall von Größen-
wahn in Ganzpergament, das ganze große Ding, mit hellgelbem
Seidenvorsatz. Es war ein rechtes Prachtalbum geworden.

Vierzehn Jahre ist das Buch bei mir geblieben. Es bekam
langsam Daumenabdrücke von allerlei Damen: auch von
Frau Knautschke, meiner damaligen, nunmehr in Gott ein-
gegangner Wirtin, die es sich während meiner Abwesenheit
genau ansah. „Man will doch auch mal was haben“, sagte sie,
als wir darüber sprachen. Dann packte ich es fort, man wird
dicker und älter, in den Krieg habe ich es nicht mitgenommen,
wir Soldaten lesen seit unsrer Kadettenzeit nur noch militä-
rische Bücher, und dann sah ich es immer weniger und we-
niger an.

Und als sie dann meine Siebensachen packten, weil
Poincaré mich rief, da legte ich es obenauf, unvorsichtigerweise
uneingewickelt. Die Kisten reisten über Kehl, rollten über den
Rhein, den deutschen Strom, nicht Deutschlands Grenze, ich
hab mein Herz in Heidelberg verloren, und als der ganze
Schwung in Paris ankam, da fehlte Etliches. Das schöne Buch
von Prinzhorn ‚Bildnerin der Geisteskranken‘ und Dies und
Jenes, und auch der Zichy. Was nun – ?

Ah, Ersatz in Paris, nein, das war es nicht. Es ist doch
ein kleines Stückchen Leben gewesen, das sich losgelöst hatte
– und nur, weil ein Möbelpacker seinen Mund von einem Ohr
bis zum andern aufgerissen, als er es sah, sollte ich es ent-
behren... Das war bitter. Auch war immerhin möglich, daß
ein Zollbeamter... ich wage es nicht zu Ende zu denken.
Kurz: Zichy war weg.

Und da wollte ich mal fragen, ob es vielleicht Jemand ge-
sehen hat.

Es wäre ja denkbar, daß es sich Einer gekauft hat, zu
Studienzwecken, der Wissenschaft halber, nur um sich so etwas
mal anzusehn, und was man so sagt. Der Pergamentdeckel ist
leicht fleckig, das Buch gut erhalten, nur unten, an den rech-
ten Ecken, sind manchmal die Seiten ein wenig eingerissen,
wie wenn es da jemand beim Umblättern furchtbar eilig gehabt
hätte.

Und wenn es Einer hat, dann soll er mirs doch bitte sagen.
Ich kaufe ihm ein neues, aber das da möchte ich gern wieder-
haben. Es hat so viel aufgesaugt, an Gegenständen bleibt ja
bekanntlich, wie auch an Wänden, das Leben haften, man

lebt sie voll... Es ist eine Art Erinnerung, eine Erinnerung an die schönen Zeiten, als wir noch jung waren und erheblich neugieriger als heute. Eine Erinnerung an die Zeit, wo noch nicht ein Auge immer zuguckte, wenn das andere leuchtete – darin lebt ein Jahrzehnt. So, wie in einer alten Grammophonplatte, die ein nun Verstorbener besungen hat, wie etwa der erschossene Chansonnier Fragson, in den Atempausen die damalige Zeit rauscht: 1910, vorbei, vorüber – aber doch einmal gewesen.

Wo bist du? In guter Pflege? Sind sie nett zu dir? Wo bist du – ?

Kleine Anzeigen in der ‚Weltbühne' verhelfen zu großen Wirkungen. Gefällige Angebote unter „Innere Sekretion" an die Schriftleitung des Blattes.

Das Reich zahlt von Morus

Die Ruhr-Rechnung

Es ist jetzt zwei Jahre her, daß der Reichskanzler Marx gemeinsam mit dem damaligen Finanzminister Luther während einer Kabinettskrise, ohne eine Entscheidung des neugewählten Reichstags abzuwarten, unter der Hand der Ruhrindustrie als Entschädigung für Besatzungslasten 715 Millionen Mark auszahlen ließ. Derweil war Marx zurückgetreten und Luther an der Spitze eines Rechtskabinetts Reichskanzler geworden, und als die Sache im Februar 1925 bekannt wurde, gab es so etwas wie einen kleinen Wolkenbruch. Bis sehr weit hinein ins Zentrum und selbst bis zu dem badischen Demokraten Dietrich, entrüstete man sich in allen Landesfarben, ein Untersuchungsausschuß wurde eingesetzt, und mit großem Apparat begann das Schaugericht. Stresemann wurde herbeizitiert, das Finanzministerium ließ ganze Wagen von Aktenbänden auffahren, und mit unermüdlicher Gründlichkeit wurden die Ruhrgewinne bis in die siebente Dezimalstelle nachgerechnet. Am gründlichsten von allen war der deutschnationale Vorsitzende des Ausschusses, v. Lindeiner-Wildau, der unter Aufbietung aller juristischen Finessen es fertigbrachte, die Untersuchung zwei Jahre in die Länge zu ziehen.

Nun, da man hofft, daß auch das letzte öffentliche Interesse an der Angelegenheit erloschen ist, erfolgt endlich die Urteilsverkündigung. Der Ausschuß muß, einschließlich der Deutschnationalen, zugeben, daß für die Entschädigungszahlungen keine andre Rechtsgrundlage bestand, als ein Privatbrief des Herrn Reichskanzler Stresemann an seinen Fraktionsgenossen Hugo Stinnes; daß die heimliche Auszahlung der dreiviertel Milliarde gesetzwidrig war und eine objektive Verletzung des parlamentarischen Etatrechts vorliegt; daß mindestens 35 Millionen, nach Ansicht mehrerer Ausschußmitglieder sogar 87 Millionen Goldmark, an die Ruhrindustrie zuviel bezahlt worden sind. Während durch den Ruhrkampf tausende von Menschen ihre Existenz und hunderttausende im Elend

der Inflation ihr letztes Hab und Gut verloren haben, erhält die Schwerindustrie nicht nur eine volle Vergütung für die wirklich entstandnen Schäden mitsamt stattlicher Verzinsung, sondern obendrein auch noch ein Geschenk aus öffentlichen Mitteln.

Das alles wird festgestellt – und was geschieht? Nichts. Niemand im Reichstag erhebt Anklage gegen die Minister, die durch ihr gesetzwidriges Vorgehen dem Reich diesen Schaden zugefügt haben, keine Amtsstelle verlangt von der Schwerindustrie das zu Unrecht erhaltene Geld zurück, kein Gericht mischt sich ein. Die einzige Folge der zweijährigen Untersuchung: „Der Ausschuß stellt fest, daß es erwünscht ist, die der Großindustrie des besetzten Gebietes gewährte Begünstigung durch ausreichende Entschädigung der Arbeiter und Angestellten und des Mittelstandes auszugleichen" – ein Wunsch, der sich leider wegen der technischen Schwierigkeiten wohl nicht wird erfüllen lassen.

So waltet im deutschen Volksstaat die ausgleichende Gerechtigkeit, indes der Zahlmeister der Ruhrmillionen, Herr Doktor Luther, flugsgeschwind von den Azoren herbeieilt, um die Republik neuen herrlichen Zeiten entgegenzuführen.

Staatspolitische Vereinigung

Der Massentrip unsrer Wirtschaftsführer nach Amerika trägt reiche Früchte. Die Herren haben von drüben zwar nicht die Fordschen Löhne und die Fordsche Arbeitszeit importiert, aber dafür haben sie die Erkenntnis mitgebracht, wie man drüben Politik macht, und diese wertvolle Erfahrung werden sie jetzt in Deutschland praktisch verwerten.

Zu diesem Zwecke hat sich vor einigen Wochen im Hotel Continental zu Berlin eine Staatspolitische Vereinigung gebildet, in der zunächst ein kleiner, aber erlesner Kreis der deutschen Wirtschaft beisammen ist: Herr Duisberg und die andern Matadore im Reichsverband der Deutschen Industrie, Herr Frowein und Herr Silverberg, Herr Hamm vom Industrie- und Handelstag, der sozusagen das demokratische Element in diesem Kreise verkörpert, und vorweltliche Größen, wie Wilhelms Reichsschatzamtsverwalter Graf Roedern. Auch die Landwirtschaft darf mittun und, wie es sich im Lande der Dichter und Denker gehört, soll im Schatten der Schornsteine auch die Wissenschaft ihr warmes Plätzchen haben. Es ist also Alles dabei, was zu einem gutgehenden politischen Unternehmen gehört. Zum geistigen Geschäftsführer ist in absentia Herr Luther ausersehn worden, wofern dieser begehrte Mann nicht demnächst wieder zu Höherm berufen wird.

Die Aufgabe der neuen Vereinigung soll sein, der deutschen Politik im allgemeinen und den Parteien im besondern das nötige Verständnis für die wirtschaftlichen Belange beizubringen. Man wird gerechterweise zugeben müssen, daß die Interessen des Unternehmertums in der deutschen Republik noch längst nicht genug zur Geltung kommen. Sie beherrschen höchstens neun Zehntel des politischen Apparates, und es ist

nur in der Ordnung, daß nun auch das zehnte Zehntel, der Vollständigkeit halber, erobert werden soll Außerdem ist die Einflußnahme nicht genug organisiert. Jedes Mal vor den Wahlen müssen noch die Parteien bei der Wirtschaft betteln gehn, und Niemand garantiert dafür, daß die Verteilung der Unterstützungen und die Sicherung des Einflusses gleichmäßig vor sich geht. Zwar existiert von früher her unter Borsigs Leitung das Kuratorium für wirtschaftlichen Überaufbau, und ganz so einfach wie beim amerikanischen Zwei-Partei-System kann das Verfahren in Deutschland ja leider nicht sein, aber immerhin existiert in dem parteipolitisch noch stärker zersplitterten Frankreich eine so vorzügliche Wahlorganisation wie die Union des Intérêts Economiques des Herrn Senator Billiet, und schließlich: wozu sind wir die besten Organisatoren der Welt? Selbstverständlich wird sich der Einfluß der Staatspolitischen Vereinigung sich nicht nur in Wahlkampagnen geltend machen.

Freilich wird die Geschichte einiges Geld kosten, und wenns ans Portemonnaie geht, sind unsere Wirtschaftsführer auch in politicis von altpreußischer Sparsamkeit. Infolgedessen hat es anscheinend schon bei den ersten „unverbindlichen“ Sitzungen der Staatspolitischen Vereinigung im ‚Continental‘ und im ‚Russischen Hof‘, einige Auseinandersetzungen über die Finanzierungsfrage gegeben, und der Reichsverband der Deutschen Industrie hält sich bereits zu der offiziellen Erklärung verpflichtet, „daß überhaupt die Sammlung oder Zurverfügungstellung von irgendwelchen Geldmitteln für derartige Zwecke nicht in Frage kommen kann“. Ohne Zweifel hat im Reichsverband in den letzten Jahren die „staatspolitische“ Betätigung erheblich nachgelassen, seitdem anstelle der Schwerindustrie die Chemie die Führung übernommen hat und Herr Kastl die Präsidialgeschäfte verwaltet. Es fehlt eben das letzte Zehntel: es ist doch nicht mehr so wie zu der seligen Zeit des Hugo Stinnes, daß die Reichsregierung nur noch ausführendes Organ des Reichsverbandes der Deutschen Industrie war, und deshalb will man jetzt nach amerikanischem Muster eine nagelneue politische Hochdruckmaschine in Bewegung setzen.

Die Gründungsaffäre bekommt dadurch eine besondre Note, daß sie zuerst von Herrn Adam Stegerwald entdeckt und bekämpft wurde. Adam Stegerwald, der ehemalige Holzarbeiter, Herrenhäusler und Ministerpräsident, vereinigt in sich, was sonst nur Cherubimen, Federvieh und politischen Fraktionen eigen ist: zwei Flügel. Mit dem rechten flattert er rabenschwarz durch die Parlamente, als Verbindungsmann zwischen Zentrum und Deutschnationalen. Aus dem linken Flügel aber rupft er die Federn, die in seinem christlichen Gewerkschaftsblatt ‚Der Deutsche‘ die schärfsten Angriffe gegen Kapital und Reaktion loslassen. Nur weiß man nie, wie lange der linke Flügel des Herrn Stegerwald aufrecht bleibt. Diesmal vermutlich so lange, bis die Unternehmer erkennen, daß sie hier einem Sachkundigen den Mund stopfen müssen und den rechten Flügel des Herrn Stegerwald als „Vertretung des werktätigen Volkes“ zur Teilnahme an dieser Vereinigung einladen.

Vickers und Armstrong

Krupp mag sich trösten: nicht nur hierzulande haben die Rüstungsfabrikanten ihre Sorgen, auch in England, das doch durch keine feindlichen Kontrollkommissionen an der Vorbereitung des nächsten Krieges behindert wird, müssen die Armee- und Marinelieferanten sich eine starke Reduzierung ihrer Kriegsgewinne gefallen lassen. Obwohl in England die Steuerschraube rechtzeitig angezogen wurde, blieb doch noch genug zu einer wilden Expansionspolitik. Vickers vergrößerte sein Kapital von 7 auf 20 Millionen Pfund, kaufte und gründete in den oesterreichischen Nachfolgestaaten und in Rumänien, beteiligte sich an der Schweizer Elektrizitätsfirma Brown-Boweri, ließ sich schon früh auf Sowjet-Geschäfte ein und legte sich in England selbst neben neuen Rüstungswerkstätten Waggon- und Lokomotivfabriken zu. Armstrong erhöhte nach und nach sein Aktienkapital von 7 auf 24 Millionen, gründete ebenfalls Waggonfabriken in Jugoslavien, Flugzeugwerkstätten in Rumänien, beteiligte sich vorübergehend an der Oberschlesischen Eisenbedarf A.-G., machte in Italien einen Filialbetrieb auf und erwarb in England selbst Kohlen- und Erzbergwerke.

Aber die Expansion war zu schön, um treu zu sein. Nach Vickers muß nun Armstrong in den sauern Apfel der Sanierung beißen. Freilich wird nicht, wie bei Vickers, das Kapital gleich um 240 Millionen Mark reduziert, sondern zunächst einmal müssen sich die Anleihegläubiger gefallen lassen, fünf Jahre lang ohne Zinsen und Amortisation zu bleiben. Erst dann soll der große Kapitalschnitt kommen. Das Interessanteste aber: daß zwar auch die Bank von England als Hauptgläubigerin an dem Moratorium für Armstrong etliche Millionen zusetzen muß, daß aber die englische Regierung offenbar nicht daran denkt, ihrer größten Kriegswerft zu Hilfe zu kommen. Obwohl Industrie und Regierung in England heute identisch sind, will man mit dem kostspieligen Subventionssystem Schluß machen und die sanierungsreifen Werke eine Weile sich selbst überlassen. In Deutschland aber schleichen die Subventionsjäger unentwegt um das Reichswirtschaftsministerium. In der einen Woche ist es Krupp — in der andern die Ufa.

Aus meinem Kalikobuch von Kurt Hiller

Der Industrielle: „‚Gerechtigkeit‘? Ethische Phrasen! Ideologie! Es gibt keine Gerechtigkeit!“ Der historische Materialist: „‚Gerechtigkeit‘? Ethische Phrasen! Ideologie! Es gibt keine Gerechtigkeit!“ Die Beiden verstehen sich.

*

Politik, sagt man, sei die Kunst des Möglichen. Das ist sie; aber erst in zweiter Linie. Denn bevor man sich übt, das Mögliche zu erreichen, muß man wissen, was das Erforderliche ist. Daher besteht Politik zuerst in der Bewußtwerdung des Erforderlichen. Ohne das Bewußtsein des Erforderlichen, das heißt: der absoluten Forderung, schwebt die „Kunst des Möglichen“ in der Luft und fuchtelt ohne Sinn, wurstelt ohne Wert. Das Bewußtsein des Erforderlichen wiederum, zu dem die Kunst des Möglichen nicht träte, wäre doktrinäres Schlemihltum. Die Haltung, in der beides verbunden ist, nenne ich: Verwirklichungspolitik.

Erinnerung an Siegfried Jacobsohn

Ich habe lange genug in Deutschland gelebt, um zu wissen, was es in Siegfried Jacobsohn verliert. Ich weiß, daß mit ihm einer der besten Theaterkritiker von uns ging. Ich weiß, was dieser Mann mit seiner Zeitschrift an Unerschrockenheit und Luftreinigung geleistet hat. Ich weiß das alles. Aber daran habe ich nicht an dem Tage gedacht, wo ich die Nachricht von seinem plötzlichen Tod in der Zeitung las – ich dachte nur an den kleinen Jungen, der seinen Vater verloren hat. Wer nun ein Mal Jacobsohn zusammen mit Kindern gesehen hat, ihn hat erzählen hören –, weiß, wie groß dieser Verlust für das Kind sein muß. Nur ein Mal bin ich S. J. begegnet, und an diese Stunde denke ich jetzt zurück. Ich habe sie nie vergessen und möchte sie hier, wo wir jetzt alle um ihn trauern, festhalten. Es war in seinem Redaktionsraum an einem heißen Sommernachmittag. Unaufhörlich klingelte das Telephon – Haufen ungeöffneter Briefe lagen auf seinem Schreibtisch. Wir sprachen über Max Hölz und über Leutnant Vogel, den Mörder Rosa Luxemburgs, der noch immer die Gastfreundschaft der holländischen Regierung genießt. Aber über dies alles haben wir nur einen Augenblick geredet. Ich hatte mein Töchterchen bei mir und da vergaß er jede Politik – jede Literatur. Ganz selten habe ich einen Menschen gesehen, der Kinder so liebte. Er hatte in diesen Augenblicken etwas so rührend Gütiges – etwas, das von den Engeln kam, wie ich es nur in Döblins Augen gespürt habe (auch Kafka muß so auf Kinder geschaut haben).

Ich erinnere mich jetzt jeder Handbewegung – jedes Lächelns. Er hatte das Telephon abgestellt und dachte nicht an seine geöffneten Briefe. Es kümmerte ihn nicht, daß die Kleine dicke Bücher herumschleppte und den ganzen Tisch in Unordnung brachte. Er lachte nur – hell und hinreißend und wälzte sich mit ihr auf dem Boden herum. Es war in dem Moment eine unendliche Weisheit und Güte in ihm, die mich plötzlich seiner neu bewußt machte. Ich spürte eine Weisheit, wie vielleicht nur ganz Große sie besitzen – eine Weisheit, die auch Lenin besaß. Auch Siegfried Jacobsohn hat es gewußt: nur Kinder können die Welt beschleunigen. Niemals würde er die Jugend verlassen haben – immer würde er im allerschönsten Sinn aufgeregt und leidenschaftlich vor dem neuen Leben gesessen haben.

Es ist nichts Wichtiges um diese Erinnerung, aber die ihn gekannt haben, werden verstehen.

Mein Töchterchen ist noch klein – noch ganz klein – sie weiß noch nicht einmal, mit wem sie gespielt hat, obwohl sie es nicht vergessen hat.

Einmal nach vielen Jahren – wenn sein Ruhm noch unvergessen unter uns lebt, wird sie mit Stolz sagen können: ich habe einst, als ich noch klein war, einen ganzen Nachmittag mit Siegfried Jacobsohn gespielt. *Nico Rost (Holland)*

Schwejk der Zweite

ist erschienen – der Dritte und der Vierte stehen uns noch bevor – also für die Lachlust in diesem Winter ist ausgesorgt: kein Artikel eines preußischen Kunstkonservators, keine deutsche Briefmarke, kein deutscher Juristentag ist von nöten, um ungeheure Heiterkeit zu erregen – Schwejk ist da! Schwejk der Zweite. (Wiederum bei Adolf Synek in Prag.)

Dieses Mal ist der liebenswürdige Held dem Kriege bereits nähergerückt: er treibt sich im Etappengebiet herum, und was er da aufstellt, ist in seiner Mischung von Blödheit, Drolerie, völliger Ignorierung der großen Zeit etwas ganz Herrliches. Gott

weiß, was uns durch diese unmögliche Übersetzung verloren geht – aber es bleibt noch genug.

Hašek? Der muß am Hals einer Flaschenbierflasche zur Welt gekommen sein – er war kein Politiker, sondern besoffen.

Es sind wieder Geschichten von so atembeklemmendem Wahnwitz in dem Buch, wie sie nur ein ungeheurer Bierbräu- und Schnapssäufer in tiefen Nachtstunden erfinden kann, die Übergänge sind so schön in Unordnung... So, wenn Schwejk den Rechnungsfeldwebel mitten im Krach fragt: „Was sind Sie denn in Zivil, Herr Rechnungsfeldwebel?“ Und der die glatte Antwort gibt: „Ich bin sozusagen der Drogist Wanek aus Kralup.“ Ach ja, sie waren allesamt verkleidete Drogisten, und ich besinne mich noch sehr gut, wie unser Kompagniekoch Fulte, sozusagen Kellner in einem Nachtlokal, von mir vergeblich auf die Ankunft eines hohen Brigadiers aufmerksam gemacht wurde... „I!“ sagte Fulte, „Deine Brigadekommandeure – das sind ja auch man sone Zigarrenvertreter...“ Und er hatte ja recht, denn das große Übel der kaiserlichen Armee war eben, daß wir keine Generalfeldmarschälle der Reserve hatten.

Um auf Schwejk zurückzukommen, so erzählt er jenem Drogisten-Feldwebel sogleich, bei wem er, Schwejk, einmal in der Lehre gewesen, und wie es da zugegangen sei, um dann plötzlich die verblüffende Frage zu stellen: „Erzeugen Sie auch Gewürz für Kühe?“ Wanek schüttelte den Kopf...

Am zweitschönsten eine herrliche Abschiedsszene zwischen Schwejkn und Woditschkan; jeder wird von einer Militärpatrouille zum Schlachtfeld abgeführt, damit da unterwegs nicht wieder Dummheiten vorkommen – und über den Kasernenhof rufen sie sich nun noch die letzten Abschiedsworte zu, die letzten Grüße... Sie wollen sich wieder treffen, später, im ‚Kelch‘, in der Na Bojischti, in Prag. Woditschka: „Also schau aber bestimmt, daß du eine Unterhaltung zustandbringst, bis ich hinkomm!“ Und Schwejk: „Komm aber bestimmt, bis der Krieg zu Ende sein wird!“ Dann entfernten sie sich von einander, und nach einer hübschen Weile konnte man hinter der Ecke von der zweiten Reihe der Baracken her abermals Woditschkas Stimme vernehmen: „Schwejk! Schwejk! Was für Bier ham sie beim Kelch?“ Und wie ein Echo ertönte Schwejks Antwort: „Großpopowitzer.“ „Ich hab gedacht: Smichover!“, rief Sappeur Woditschka von weitem. „Sie ham dorten auch Mädeln!“, schrie Schwejk. „Also nachm Krieg, um sechs Uhr abends!“, schrie Woditschka von unten. „Wenn Menschen auseinandergehn, dann sagen sie auf Wiedersehn!“, fügt der vorsorgliche Autor hinzu. Zwei Engel au dessus de la mêlée.

Ich bin neugierig, was nun noch Alles kommt. Mich wundert gar nichts mehr – und wenn der Oberleitnam Lukasch dem Schwejk sagte: „Schwejk, bereiten Sie mir ein Bad!“, so tuts Schwejk, und ordentlich, wie er ist, wird er dann wahrscheinlich oben an der Wanne ein Schild befestigen: KOPFENDE; und unten: FUSSENDE; und in der Mitte: MITTELENDE.

Wie glücklich ist doch ein Volk zu schätzen, das solche Helden sein eigen nennt! Unsre haben Schnauzbärte, viereckige Köpfe und klirrenden Küraß. Dafür kommen sie dann auch in die deutsche Walhalla, jener Heldenretirade, wo Otto Geßler den Unsterblichen das Handtuch hinreicht und auf den Buckel geklopft kriegt. „Man bittet, den Mann, der hier reinemacht, nicht zu vergessen.“

So hat jedes Land seine Eigenarten und völkischen Werte. Wir aber freuen uns auf die nächsten zwei Bände vom Soldaten Schwejk.

Ignaz Wrobel

Rationalisierung im Verlagswesen

Die Frage der Rationalisierung macht auch vor dem Verlagsbuchhandel nicht halt, und es gibt Sachkundige, die behaupten, daß nirgendwo längere und ältere Zöpfe abzuschneiden seien als grade hier. Ein Beispiel besonderer wirtschaftlicher Kraftvergeudung?

Dutzende von Verlegern erweisen ihren geschäftlichen Spürsinn und lösen ihre kulturelle Aufgabe durch immer wiederholte Neuausgaben klassischer oder überhaupt nachdrucksfreier Bücher. Bei allem Respekt vor den Klassikern: es scheint doch, wirtschaftlich gesehen, höchst überflüssig, beispielsweise die vorhandnen Faust-Ausgaben jedes Jahr um fast ein Dutzend zu vermehren. Der bekannte Barsortimentskatalog von Koehler & Volckmar führt für das Jahr 1925 von Goethes Werken etwa 20 mehr oder minder umfangreiche Ausgaben auf, neben denen aber auch noch andre vom Barsortiment nicht geführte Ausgaben bestehen. In den Halbjahrsverzeichnissen des Börsenvereins für den deutschen Buchhandel habe ich außerdem 48 Einzelausgaben als neu erschienen in den letzten 5 Jahren gezählt. Die Preise dieser Ausgaben bewegen sich zwischen 1,25 und 60 Mark. Mag auch die eine oder andre dieser Ausgaben vom Markt verschwunden sein, weil dem Verleger der Atem ausgegangen ist, so gibt es doch eine Reihe früher erschienener, jetzt noch erhältlicher Ausgaben, sodaß man sich den ‚Faust‘ heute in ungefähr 80 auf dem Markt befindlichen Ausgaben verschaffen kann.

Für einige andre bekannte Bücher sind die Zahlen zwar nicht ganz so hoch, zeugen aber immer noch für eine ansehnliche Verschwendung. ‚Aus dem Leben eines Taugenichts‘ von Eichendorff hats in den letzten Jahren auf 32, ‚Mozart auf der Reise nach Prag‘ von Möricke auf 20 Ausgaben gebracht. Von Storms Werken finden sich seit Ablauf der Schutzfrist 16, von der Novelle ‚Immensee‘ gar 29 Ausgaben. Der Werke Gustav Freytags, die kürzlich frei geworden sind, haben sich bereits 16 Verleger bemächtigt.

Man bedenke ferner, daß ein großer Teil desjenigen Publikums, das Bücher nur zu Geschenken kauft, literaturunkundig ist. Diese Käufer greifen nach solchen Ausgaben, weil ihnen der Name des Dichters noch von der Schule her im Gedächtnis ist, und weil der billige Preis sie lockt. Sie wirken als Hemmschuh für den Absatz zeitgenössischer Literatur.

Ob freilich dieser Vergeudung Einhalt getan werden kann, erscheint mir zweifelhaft, da grade der deutsche Verlagsbuchhandel besonders stark individualisiert ist und für nachdrucksreife Bücher, deren sich jeder Drucker bemächtigen kann, auch außerhalb des regulären Buchhandels manche Vertriebsmöglichkeiten bestehen. *Emil Doctor*

Aus Menschenliebe

Ich nehme an, daß Ihnen damit gedient ist, wenn ich Ihnen von diesen beiden Neuerscheinungen, die am heutigen Tage in neuer Auflage zur Ausgabe gelangten, je ein gebundnes Exemplar zur Besprechung in Ihrer Zeitschrift zusende. Sind Sie damit einverstanden, dann bitte ich freundlich, mir das auf inliegender frankierter Karte mitzuteilen. Selbstverständlich erwarte ich keine abfällige Kritik, denn dadurch würde mir ja lediglich Schaden erwachsen. Sollten Sie also nach Kenntnisnahme der Bücher kein günstiges Urteil fällen können, dann darf ich Sie wohl bitten, mir die Exemplare zurückzusenden, das Porto würde ich Ihnen in diesem Fall vergüten. *Wilhelm Köhler, Minden in Westfalen*

Wir haben uns daran gewöhnt, daß entthronte Fürstlichkeiten, von der Republik pensionierte Generäle und Admiräle und schließlich auch die Stallmeister jener Fürstlichkeiten die Menschheit mit ihren Memoiren beglücken. Diese Bücher, die meistens nur elend mißglückte Selbstrechtfertigungen waren und weniger der selbstlosen Erforschung der Wahrheit als der Selbstbeweihräucherung und der Erhaltung eines auch durch sie nicht mehr zu rettenden Nimbus dienten – sie haben uns von der höhern und allein aufs Glück des Vaterlandes abzielenden Mission keines dieser lächerlichen Heroen überzeugen können und damit ihren Zweck verfehlt.

Wenn aber Generäle Memoiren schreiben: warum sollen es dann nicht auch die Scharfrichter? Die Scharfrichter haben schließlich noch ein größeres Recht dazu, ihre blutige Tätigkeit zu glorifizieren, denn die Opfer ihres Handwerks waren immerhin Verbrecher, während zum Opfer des feldherrlichen Handwerks das ganze unschuldige Volk wurde. Der Scharfrichter Schwietz, dessen Memoiren jetzt erschienen sind, denkt daher auch nicht im geringsten an eine Rechtfertigung seines Berufs, sondern als letzter Sachwalter irdischer Gerechtigkeit tritt er mit stolzgewölbter Henkersbrust und reinem Gewissen vor sein Volk, dem er nach Recht und Gesetz gedient hat. Selbstverständlich können weder seine Memoiren noch seine Taten mit denen unsrer genialen Generäle konkurrieren. Denn seine Aufzeichnungen sind in einem schlechten Deutsch verfaßt, während unsre Feldherren bekanntlich ein durchaus klassisches Deutsch schreiben, und er hat auch nur 123 Menschen vom Leben zum Tode befördert, während jene...

Dieser Mann, der 123 heulende, schreiende, apathische oder vor Todesangst verrückt gewordene Menschen in ihrer letzten Stunde gesehen hat, ist von einer fast rührenden Naivität und kindlichen Gutmütigkeit. Kurz vor der Hinrichtung stellt er sich dem zitternden Delinquenten in der Zelle vor und drückt ihm in herzlichem Beileid die Hand. Und niemals hat er offenbar bemerkt, mit welchen Augen ihn so ein armer Schächer angeblickt haben mag. Es scheint, als ob die Funktion, die er ausübte, ganz außerhalb seines Menschseins ihren Antrieb fand, und daß in seiner bürgerlichen Existenz nicht das Geringste davon spürbar wurde. Es heißt, er habe keiner Taube den Kopf umdrehen können. Irgendwelche Gedanken über seine entsetzliche Tätigkeit hat er sich nie gemacht: er hat vollzogen, was Andre beschlossen hatten, und seine Berichte über die Hinrichtungen sind etwas kolportagehafte Schilderungen der Verbrechen und des letzten Ganges Derer, die man ihm übergeben. „Heulend und schreiend wurde sie an die Richtstätte geführt“ oder: „Völlig zusammengebrochen trug man ihn zum Schafott“ schreibt er und weiß nicht, welche furchtbare Anklage gegen die bürgerliche Gesellschaft er mit diesen trockenen Sätzen niederschreibt. Seine schwerste Arbeit war eine vierfache Hinrichtung, bei der eine ganze Kompagnie Infanterie aufgestellt war, nicht zur Sicherheit, wie Schwietz sagt, sondern nur um zuzusehen. Nach der dritten Hinrichtung begannen sich die Mägen einiger Zuschauer umzudrehen; aber Schwietz waltete auch beim vierten Mal noch seelenruhig seines Amtes. Bei der Lektüre dieser Memoiren beginnt sich einem auch langsam der Magen umzudrehen – man ist vor Grauen und Ekel nicht imstande, sie auszulesen. Auf diese 123 Hinrichtungen war Schwietz

stolz. Aber der Staat, dem er seine Dienste geleistet, ließ ihn im Alter hungern, und die Menschheit dankte ihm nicht, daß er sie von 123 Außenseitern durch ein 6,5 Kilogramm schweres Beil mit einer Schneide von 32 cm Länge befreit hatte. Er fiel durch seine eigne Hand, ein in jeder Hinsicht bedauernswerter Mensch, dessen Schuld nicht geringer wird, weil er seine blutige Arbeit im Auftrage der Justiz verrichtete, die ihn bezahlte. Er hat sicherlich nicht gewußt und nicht empfunden, daß er mit seinen Memoiren eine der furchtbarsten Anklagen gegen die Todesstrafe geschrieben hat. Er hat diese Anklage nie schreiben wollen – im Gegenteil. Aber grade in seiner Naivität und Ahnungslosigkeit hat er die gräßliche Barbarei des Schafotts wie kein Andrer enthüllt. Deshalb sei allen Freunden der Todesstrafe dringend empfohlen, diese furchtbaren Memoiren, möglichst vor dem Schlafengehen, zu lesen. *Hans Gathmann*

Unser schwarzer Sonntag

Jener blutige Wintersonntag anno 1905, an dem das Proletariat von Petersburg friedlich zu Väterchen Zar ging und dafür von dessen Reichswehr zusammengeschossen, -geritten, -geknüppelt wurde, während Er in Zarskoje Selo Billard-Sorgen hatte, ist heute Thema eines Films, der die revolutionäre Tradition des Potemkin-Wunders mehr fortsetzt als steigert. Vor jenem entstanden, wenn auch nach ihm erst zu uns gekommen, läßt er uns bisweilen den Orkan der Idee suchen, den Sturm erbarmungslos gütiger Härte, der hier zwar in Vielem schon braust, dort aber das Ganze vor sich herpeitschte.

Ist er für unser Proletariat, besonders für seinen von den Noskes verführten Teil ein neues Lehrbild, das ihm an einem großen grausigen Beispiel seine Lage, seine Sendung, seine Pflicht klar machen kann? Nach der ersten Vorführung hörte ich im Gedränge beim Ausgang die erschütternd einfache Frage: ‚Ist es denn bei uns anders?‘ Ich rate den SPD-Müllern und dem Reichsbanner-Hörsing, den Besuch ihren Hörigen rechtzeitig zu verbieten. Sonst geht Denen ein licht auf von der Sünde jener Parole: Mit Gott für Kaiser und Reich, mit der sich auch heute noch rote Fraktionen still und bescheiden vergleichsweise abfinden. Nur, daß dieser von Nackenschlägen und Knüppelhieben und Hohngelächter verprügelte Reformismus hier nicht wie der Träger jener Gesinnung drüben am Ende sein Unrecht einsieht, die Altäre der Lügner zuletzt einreißen hilft und auf die Bilder der mordenden Landesherren endlich auch trampelt!

O nein, – unsern Schwarzen Sonntag hat kein Zar vom Lustschloß her befohlen; den hat die Soldateska des loyal-sozialistischen Reichspräsidenten Friedrich Ebert vollzogen! Unser Schwarzer Sonntag – es mag im Kalender ein Mittwoch gewesen sein – war jener 4. Februar 1920, an dem die Revolution zur Guillotine geschleift, der Sozialismus geköpft und sein blutiger Rumpf dem Proletariat in der Gestalt jenes höhnischen Betriebsrätegesetzes vor die Füße geschleudert wurde! Viele, schon wieder belogen, niederkartätscht und durch Mord ihrer Führer beraubt, blieben damals in den Betrieben. Aber ein schwarzes Heer Derer, die noch nicht stumpf geworden waren, die den Beilhieb im Nacken spürten, zog vor den Reichstag und schrie den Betrügern, den Profitmachern und Mordhelfern drinnen sein Nein in die verstockten Ohren.

Doch republikanische Gewehre schießen gut. Zweiundfünfzig, nur zweiundfünfzig schuldlose Menschen blieben auf dem Königsplatz der Republik. Wer denkt noch daran, wer spricht noch von unserm Schwarzen Sonntag? Empfinden Sie, Herr SPD-Redakteur, die Erinnerung nicht als Hetze? Reden tut Silverberg, Schweigen

ist schwarzrot Gold, und Sterben ist rot.

Am Anfang: Elend, Hunger, Streik, verlorner Krieg, Polizeikaiser, verräterische Priester, diktierende Generäle und Generaldirektoren; am Ende proletarische Massengräber, — Das soll nun ein russischer Film aus dem Jahre 1905 sein? Oder nicht auch diese Deutsche Gegenwart seit 1918 bis heute?

‚Ist es denn bei uns anders?' O ja. Denn drüben wars ein Sadist in des Kaisers Uniform, der dem proletarischen Muskoten, als er gegen die Brüder das Gewehr hob, auf die Schulter klopfte: ‚Brav, mein Sohn.' Bei uns aber tats Einer in des Sozialisten Ebert Rock. Drüben wurde aus dem Blut der Vielen schließlich Lenins Tat. Bei uns aber müßte der Film, wollt' er historisch wahr sein, als ein qualvolles Perpetuum mobile am Ende immer wieder von Neuem beginnen: erst Elend, dann Massengräber, dann wieder Elend und wieder Massengräber und, in verpesteter Residenz, Oberpräsident Noske.

Alfons Steiniger

Liebe Weltbühne!

Am Deutschen Theater ist ein Herr v. Netto, der, bevor er unter die Schauspieler ging, bei den Soldaten und dort Rittmeister war.

Der bekommt in ‚Neidhardt von Gneisenau' einen Wachtmeister, den der General herunterzuhunzen hat. Eine Weile erträgt Herr v. Netto das tapfer. Nach einer Probe aber tritt er auf den Regisseur zu und spricht die geflügelten Worte:

„Herr Hilpert, ich bitte, mir diese Rolle abzunehmen. Ich bin Rittmeister. Herr Krauß hat nicht einmal gedient. Ich kann mich unmöglich von ihm ‚Schweinekerl' nennen lassen."

Der Herr Rittmeister wurde sofort von der Rolle befreit.

Aus deutschen Schulbüchern

Die Heibergsche Privatschule in der Pestalozzi-Straße von Charlottenburg läßt ein Gesangbuch mit diesem Titel benutzen:

Zur Einführung genehmigt vom Kgl. Pr. Kultusministerium und vom Kgl. Pr. Schulkollegium unter I Nr. 2501.

Schulgesangbuch Herausgegeben von Friedrich und Wiedemann Kgl. Musikdirektoren.

I. Heft 3. Auflage. Essen G. D. Baedeker Verlag 1917

Auf Seite 34 steht dieses Lied:

Den Kaiser hab' ich gern!

Ich sehe unsern Kaiser schon auf dem Bilde gern:
den hellen Blick im Auge und auf der Brust den Stern.
Ich höre gern vom Kaiser, was für sein Volk er tut:
er sorget für uns alle. Der Kaiser, der ist gut.

Ich bete drum von Herzen für ihn zu Gott, dem Herrn:
„Gott segne unsern Kaiser und halt' ihm Unglück fern!"

Der Nobelpreis

In Genf war grad der Teufel los,
Europa wackelte seit Tagen,
da wurden Chamberlain und Dawes
zum Nobelpreise vorgeschlagen.

Just als die Krise recht begann,
wie leise grollendes Gewitter,
pries man Briand und Stresemann
als neuernannte Friedensritter.

Da endeten mit einem Schlag
Geschacher, Mißtraun und Gekeife.
Und noch am selben Nachmittag
belutschten sie die Friedenspfeife.

Ein Preisgekrönter murrte leis,
weil das Geschenk zu klein geraten.
Getrost: Bald stiftet einen neuen Preis
ein Fabrikant von Gasgranaten.

Ernst Huth

Deutschnationale Landtagsfraktion. Hier hat vorige Woche Alfred Polgar über Jessners Hamlet das ihm nötige Scheinende gesagt, und das war gut so. Wenn aber nun Sie sich in einen Stilstreit der Kunst einmischen, in dem Nervendrama eines Großen bombastische Schulphrasen Ernst von Wildenbruchs zu lesen glauben, wenn sie annehmen, Shakespeare habe nur geschrieben, um die Traditionskompagnien der Reichswehr zu verherrlichen, wenn Sie das Staatstheater für ein königliches Schauspielhaus halten und Leopold Jessner anrüpeln, dann muß Ihnen doch wohl auf die Finger geklopft werden. Ob Jessner Republikaner ist oder nicht, interessiert gar nicht. Ich weiß zufällig, daß ers ist. Was hat der Intendant Jessner mit dem Theater am Gendarmenmarkt getan? Als er hinkam, war es ein verstaubtes Wachsfigurenkabinett, in dem Talente zu Grunde gingen, Läppereien aufgeführt wurden und ein Genie sich die Flügel wund stieß. Er hat aus der kaiserlichen Kostümbude ein Theater gemacht. Damals, als Sie von der Fraktion sich noch die Höschen vollhurrahten, wenn Militär vorbeizog, da wurden manchmal Intendanten gestürzt, weil die Panorama-Szenen auf der Bühne irgend einer Kaiserin „zu sinnlich" erschienen, und wahrscheinlich entsprach die Ekstase dieser Sinnlichkeit einem amerikanischen Flirt-Film. Der Leistung Jessners gegenüber scheint mir aber ein kritisches Gremium von Schnapsbrennern und Aufsichtsräten nicht das Richtige zu sein. Die künstlerische Leistung Leopold Jessners kann diskutiert, aber nicht bestritten werden. Wir stehen zu dem Mann, weil ihm das Theater, die Schauspieler und die Kunst viel zu danken haben.

Martin Buber. Sie schreiben mir: „Herr Max Pottlitzer weist darauf hin, daß ich im Vorwort der von mir aus Gustav Landauers Nachlaß herausgegebenen Aufsatzsammlung „Der werdende Mensch" (bei Kiepenheuer, 1921) versprochen hätte, „noch zwei Bände über den Sozialismus und andre politische Fragen sowie Landauers Nachlaß herauszugeben". So wars nicht. Ich hatte geschrieben: „der Darlegungen über den Aufbau des Sozialismus und der Äußerungen zu politischen Fragen", denn was Landauer Sozialismus nannte, war für ihn, wie er immer wieder betonte, keine politische Frage, sondern eine des Lebensaufbaus; also waren auch in der Veröffentlichung der hinterlassnen Schriften Sozialismus und politische Aktion zu trennen und je einem in sich geschlossnen Band zuzuteilen. Dem handschriftlichen Nachlaß war in dem Band „Der werdende Mensch" Einiges entnommen, aus ihm habe ich das zweibändige Shakespeare-Werk herausgegeben (bei Rütten & Loening), aus ihm die Übersetzung von Whitmans „Gesängen und Inschriften" (bei Kurt Wolff), ihn für die Ergänzung der Neuausgabe von „Skepsis und Mystik" (bei Marcan in Köln) und für die Textverbesserung der Neuausgabe von „Meister Eckharts mystische Schriften" (bei Karl Schnabel) herangezogen. Ich habe bisher 7 Bände herausgegeben, in denen Teile von Landauers handschriftlichem Nachlaß abgedruckt oder verwertet sind. Herr Pottlitzer schreibt weiter: „Seitdem sind sechs Jahre vergangen... sechs Jahre haben wir vergebens gewartet." Wer ist dieser Wir? Wer statt zu warten sich umtat, etwa indem er sich in eine Buchhandlung begab, besitzt seit drei Jahren den einen der beiden von mir versprochenen Aufsatzbände, betitelt: „Beginnen, Aufsätze über Sozialismus". Dieses Buch ist bei Marcan in Köln erschienen, also in demselben Verlag, in dem ich die Neuausgaben von Landauers „Aufruf zum Sozialismus", von seiner „Rechenschaft", von seinen beiden erzählenden Werken und von „Skepsis und Mystik" habe erscheinen lassen. Daß der andre von mir angekündigte Band, die Aufsätze und Reden zur politischen Aktion umfassend, nicht ebenfalls

veröffentlicht ist, liegt hauptsächlich daran, daß ich noch immer die Hoffnung nicht aufgegeben habe, die verschollnen Stenogramme von Reden Landauers aus der letzten Zeit seines Lebens aufzufinden (bisher habe ich nur die in Protokollen und Zeitungen gedruckten). Daneben liegt es aber auch an den gegenwärtigen Verhältnissen im deutschen Buchverlag. Und das bedeutet: am deutschen Publikum! Herr Pottlitzer fragt: „Warum enthält uns Buber vor, was wir so nötig brauchen?“ Wenn man doch diese Uns mobilisieren könnte, daß sie sich nehmen, was sie brauchen! Hätte das deutsche Publikum die (in normaler Höhe ausgegebene) Erstauflage des Buchs „Der werdende Mensch“ aufgekauft, so würde jetzt eine erheblich erweiterte Neuausgabe vorliegen, da ich inzwischen – großenteils dank dem Such- und Sammeleifer von Max Kronstein, Landauers Schwiegersohn – vieles wertvolle Material hinzubekommen habe. Hoffentlich braucht sie nicht mehr lange auf sich warten zu lassen. Ich erwähne noch, daß die mit mannigfaltigen Schwierigkeiten verknüpfte Sammlung von Landauers Briefen, von denen ich unter Mitwirkung von Ina Britschgi-Schimmer eine Auswahl in zwei Bänden herauszugeben gedenke, nunmehr so weit gediehen ist, daß mit der Drucklegung in einigen Monaten begonnen werden kann. Briefe und Tagebücher aus der Jugend, die einen ergänzenden Band bilden sollen, stellt Max Kronstein zusammen. Auch eine Publikation von Landauers Proudhon-Übersetzungen wird vorbereitet.“

Stud. phil. S. in St. Von neuern französischen Zeitschriften empfehle ich Ihnen, neben der pazifistischen Revue ‚La Paix‘ (herausgegeben von E. Plantagenet): ‚L’Europe‘ (für Literatur) und ‚L’Europe Nouvelle‘ (für Politik, Literatur und Kunst), ein sehr gut geleitetes und vorzüglich dokumentiertes Blatt. Es ist ratsam, gemeinsam mit Andern mehrere französische Zeitschriften zu abonnieren – und dabei auch eine der klassischen, zum Beispiel den ‚Mercure de France‘ nicht zu vergessen.

Kranzspende S. J. Ungenannt 5 Mark, A. W. C. 5 Mark, Justizrat Severin B. 100 Mark.

Alter Matrose. „Der Marine-Verein Rheydt und Umgegend hielt am letzten Samstag seine erste Hauptversammlung nach dem Kriege ab... Es kam zu folgender Entschließung: 1. Nicht irgendwelche Zustände noch Ereignisse innerhalb der Flotte, sondern die planmäßig von außen in die Marine hineingetragene politische Agitation hat nach unsrer Überzeugung zu den Meutereien von 1917 geführt und damit den Boden für den Zusammenbruch in der Flotte im Herbst 1918 bereitet. 2. Die im Bunde Deutscher Marinevereine zusammengeschlossenen Marineangehörigen stehen in alter Treue hinter ihrem ehemaligen Flottenchef und seinen Offizieren. Nach Schluß des geschaftlichen Teils blieben die Kameraden noch gemütlich beisammen.“ Das haben sie im November 1918 leider nicht getan. Denn da wäre das Zusammensein recht ungemütlich gewesen. Aber heute ist keine Gefahr mehr. Keine steife Brise – spiegelglatte Republik.

Student. In das klägliche Heftchen: ‚Reichsgründungsfeier der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin‘ habe ich seinerzeit hineingeblickt. Diese Feier wird auf die Weise begangen, daß Einer ein Kolleg liest, bei dem kein Mensch zuhört, am allerletzten die Kollegen des Lesenden, daß dann ein Erziehungsprodukt dieser Hochschule eine nationale Rede hält, und daß schließlich ein Rektor... Du lieber Gott! Mit universitas hat das Alles nichts mehr zu tun. Sie müssen diese Art Bildungsanstalten nicht überschätzen. Eine Universität bedeutet für das Geistesleben gar nichts und ist höchstens ein übler Ansteckungsherd nationaler Verdummung für die Richtergeneration von 1940. Man möchte diesen verhetzten Knaben nicht in die Hände fallen.

Fritz Edinger, Frankfurt am Main. Auch Sie erinnern sich, wie neulich Hermann Wendel, an das alte Frankfurt um 1848. „In der Tat, den alten ‚Aeppelwoigschworenen‘ schwante schon lange so was. Wie unser Dichter Friedrich Stoltze sagte: Es gab schon vor dem großen Bundesjahr Bürger, die ahnungsvoll ‚66‘ und ‚eisernes Kreuz‘ spielten. Dann kam also der Juli 66, in dem der Bundestag im alten Thurn- und Taxischen Palais die Exekution gegen Preußen beschloß. Es war eine Art deutscher ‚Völkerbundsexekutive‘ gegen den ‚Friedensbrecher‘ und ging so aus, daß es die heutigen Anhänger der bewaffneten Völkerbundsexekutive nachdenklich stimmen sollte. Den Frankfurtern lag die Geschichte gar nicht, sie waren ‚unkriegerisch gezeugt‘, aber Preußen duldete keine Neutralität, sondern erklärte kurzerhand: ‚Wer nicht für mich ist, ist wider mich.‘ Ein Ultimatum, dessen Ausführung durch die Preußen wiederum der Dichter so schön besungen hat: ‚Dräuend schwingt er seine Waffen — In der mordgewohnten Hand; — Mit der Schnelligkeit des Affen — Rückt er Dir ins Vaterland.‘ Mein Großvater hatte auch seine Ahnungen und schickte deshalb sicherheitshalber Frau und Kinder nach Homburg. Es wurde aber nicht halb so schlimm, als er dachte. Was er als Einquartierung bekam, war das unmilitärischste Wesen von der Welt. Ein guter alter Oberleutnant, Reserveonkel, im Zivilberuf Rechtsanwalt, mit Frau und drei Kindern, zu denen er je eher je lieber zurück wollte. Auch weil er an Rheumatismus litt. Es war deshalb eine ganz besondre Gefälligkeit von ihm, daß er sich bereit erklärte, meinen Großvater, der sonst die Postenkette nicht hätte passieren können, nach Homburg hinaus zu begleiten. Der war ihm dafür auch sehr dankbar, und als abends die Chaise zur Heimfahrt angespannt wurde, bat er meine Großmutter, dem armen Kerl, der wie ein Schneider fror, wenigstens eine Decke mitzugeben. Die kämpfte einen schweren innerlichen Kampf mit sich, bis es zögernd aus ihr herauskam: ‚Es is man blos e Preuß, aber weil er Frau und Kinder hat, in Gottesname!‘ Es gab auch Leute, die bei der Besetzung ihren Profit — frankfurterisch: ihr ‚Schnittche‘ — machen wollten. Da hatte einer von irgendwoher einen alten Posten Trommeln, rot-weiße, frankfurterische natürlich. Die ließ er prompt schwarz-weiß preußisch streichen und war dann tief enttäuscht, als er erfuhr, daß man auch beim preußischen Kommiß rot-weiße Trommeln hatte.“ Das wäre also das erste Mal, daß von jener Instanz Kriegslieferanten enttäuscht abgezogen sind.

Zu unserm großen Bedauern ist es uns nicht möglich gewesen, sämtlichen Freunden, die darum nachgesucht haben, eine Karte zur Gedenkfeier für Siegfried Jacobsohn zu reservieren. Die Karten waren schnell vergriffen.

Wir danken allen für ihr herzliches Gedenken. Nach Möglichkeit soll jeder, der S. J. geliebt und gelesen hat, an einer Gedenkfeier für ihn teilnehmen können. Es ist daher beabsichtigt, im Januar, dem Geburtsmonat Siegfried Jacobsohns, eine Feier zu veranstalten. Wir bitten um Vormerkung; alte Leser und Abonnenten werden hierbei den Vorzug erhalten.

Wir sprechen nochmals unsern Dank für die große und warme Teilnahme an unserm gemeinsamen Verlust aus.

Die Hinterbliebenen. Die Weltbühne.

Verantwortlich i. V.: Carl v. Ossietzky, Berlin. Genthiner Straße 22. Verlag der Weltbühne. Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin: 11958. Es wird gebeten, Manuskripten Rückporto beizulegen. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Das Schilderhaus am Rhein von Carl v. Ossietzky

Ein französisches Kriegsgericht hat ein dummes, herausfor-
derndes Urteil gefällt. Ein Urteil, das nur ungenügend
qualifiziert wird, wenn man es einen nationalistischen Tendenz-
akt nennt. Gegen Angehörige einer andern Nation hätten die
Herren Offiziersrichter zur Not noch eine Degenspitze Objek-
tivität aufgebracht. Aber Die neben Rouzier auf der Anklage-
bank saßen, waren nicht nur Deutsche, sondern, schlimmer
noch, Wesen von einem andern Planeten, nämlich: Zivilisten.
Man kann in solchem Fall nicht von den Militärs eine Ent-
scheidung contre cour erwarten.

Die französische Regierung hat anerkennenswert schnell
den Schaden zu reparieren versucht: sie hat die Verurteilten
in Freiheit gesetzt. General Guillaumat, den die Pariser Links-
blätter für den Spruch verantwortlich machen, hat selbst die
Begnadigung befürwortet. Auf höhere Weisung? Was amtlich
zu tun war, ist geschehn.

Die Herren des Kabinetts Poincaré sind durchaus nicht
lauter exemplarische Demokraten und Pazifisten. Aber sie
wissen, daß die Verständigung mit Deutschland ein Hauptstück
ihres Programms bildet. Sie selbst werden über das Urteil von
Landau am heftigsten erschrocken gewesen sein, denn sie muß-
ten darin mit Recht eine ernste Störung ihrer Politik erblicken.
Man darf ihnen zutraun, daß sie sich nicht anders verhalten
hätten, auch wenn der deutsche Proteststurm weniger präzis
ausgebrochen wäre. Denn politisches Interesse begegnet sich
hier mit dem guten demokratischen Instinkt der französischen
Linken, die aus eigner Erfahrung weiß, was Urteile der Mili-
tärjustiz bedeuten.

Aber der Proteststurm? Die selbstverständliche Empörung darf
nicht eine kritische Betrachtung der geräuschvollsten Entrüster
hindern. Dabei soll der Fortschritt gegen früher nicht verkannt
und gern zugegeben werden, daß sich dies Mal wenigstens der
größre Teil der Linkspresse schneller als sonst der Entrüstungs-
Regie entzogen und Wert darauf gelegt hat, sich in der Tonart
von der ‚Deutschen Tageszeitung‘ zu unterscheiden. Daß Hu-
genberg sofort seine tarnopolitanische Musterbrigade ins
Treffen führte und diese Braven so unerhört drauflos logen, als
gelte es, nicht einen kleinen Dreitage-Konflikt, sondern gleich
einen richtigen Weltkrieg zu arrangieren, braucht nicht zu ver-
wundern. Bemerkenswerter ist schon die durchschnittliche
mittelparteiliche Presse, die seit Locarno auf höhern Befehl im
Europäerviertel logiert und sich jetzt mit unbändigem Appetit
auf den lang entbehrten Stoff wirft, wie ein beklagenswerter
Zwangsvegetarier, dem der Arzt für den Sonntag Roastbeef ge-
stattet. Wann hätte man sich bei uns jemals so intensiv über

militaristische Exzesse aufgeregt? Viel Firnis ist in diesen Tagen abgefallen, und aus vielen heiligen Verwahrungen keift der ganz profane Neid. Daß wir Das nicht mehr haben, nicht mehr dürfen! Daß sich unsre Rouziers seit 1918 nur noch innerhalb der Grenzen ausleben dürfen. Hans Paasche und die Gemeuchelten der Revolution legen Zeugnis ab von deren Tatendrang. Und von dem Fehlen einer Instanz, die, wenn sie schon das Verbrechen nicht zu sühnen vermag, doch wenigstens, wie die französische Regierung, die Ehre des Landes zu retten trachtet.

Übrigens wird gegen die Okkupation selbst noch eifervoller demonstriert als gegen die Herren Militärrichter. Ein reichlich unkluges Beginnen, auch wenn es sich etwa um eine Parole aus der Wilhelm-Straße handeln sollte. Denn die Besetzung ist kein Sturmobjekt mehr: sie trägt ein hippokratisches Gesicht, wird vielleicht bald ohne großes Aufsehn verlöschen, und diese mehr breite als starke Attacke ist eher geeignet, die Tatenlust der entgegenstrebenden französischen Kräfte nochmals aufzustacheln als die natürliche Entwicklung zu beschleunigen. Das müßten grade die realpolitischen Spitzentänzer der verpflichteten und freiwilligen Stresemannschaft spüren, die sich sonst so viel Mühe geben, den Ungläubigen Respekt vor den dreimal geheiligten Imponderabilien beizubringen. Es ist nun einmal eine tragische Sache um Deutsche und Franzosen. Diese beiden Völker, in Vielem so gründlich konträr, teilen in der Politik den gleichen romantischen Irrtum, die überlieferten Ausdrucksformen der Macht für die Macht selbst zu halten. Weil ein Schilderhaus am Rhein steht, mit einem horizontblau angestrichnen Proletarier davor, der die Aufgabe hat, andersfarbenen Proletariern zu imponieren, deshalb glauben die Franzosen Garantien für alle Zukunft in der Tasche zu haben, Garantien gegen Rüstungen, Garantien für die Aufrechterhaltung des Weltbildes von Versailles, — aus dem gleichen Grunde aber bilden die Deutschen sich ein, wirklich und wahrhaftig unterdrückt zu sein.

Romantik. Das Schilderhaus am Rhein hat Deutschland nicht gehindert, wieder in die Reihe der Großstaaten einzurücken, hat Frankreich nicht vor Verlusten an Gütern und Prestige bewahren können. Was auch die Zukunft bringen mag, in den Kasernen und Arsenalen residiert die Macht nicht mehr. Ironie des Zufalls will, daß grade dort am Rhein, wo die Franzosen exerzieren, jene modernen Industrie-Imperien beginnen, die das Fatum unsrer Zeit verkörpern, und sich so hoch über die Institutionen der welkenden Nationalstaaten erheben, wie die Feueressen ihrer Werke über die Wachtstuben und Kasematten zwergenhaft gewordener Autoritäten.

Die Entwicklung ist an den Garnisonen vorbei geeilt, ohne den Herren Generalen die vorschriftsmäßige Ehrenbezeugung zu erweisen. Das zu verstehen, wäre für Deutsche, wie Fran-

zosen gleich nützlich. Seit dem Dawes-Pakt ist Deutschland in
ein weltumspannendes kapitalistisches System fest eingefügt,
das sich nicht um Grenzen, nicht um altverbriefte Herrschafts-
ansprüche bekümmert. Wenn die Franzosen einmal abgezogen
sind, sollte man die blauweiß-roten Schilderhäuschen stehen
lassen. Als Museumsstücke zur Erbauung der Enkel. Als
Attrappen und leere Hülsen versunkener Gewalt. Sie sind es
heute schon.

Leonid Borisowitsch Krassin von Maxim Gorki

Im Winter 1903 hielt ich mich in dem Badeort Sestrorezk auf,
wo ich für mich allein ein riesiges Zimmer bewohnte. In der
Saison diente es anscheinend als „pneumatisches Inhalato-
rium“; es erhielt sein Licht durch zwei nach dem Park hinaus
gelegne Fenster. Diese Fenster waren sehr hoch und breiter als
die Türen, aber durch die kleinen Fassungen der Scheiben er-
innerten sie an die Gitterfenster in Gefängnissen. Das Rohr
der Dampfheizung fragte jeden Morgen mit zischender Stimme:
„Fische?... Frische Fische?... Schöne frische Fische?...“

In Sestrorezk weilte damals auch Anna Grigorjewna
Dostojewskaja. Der Badediener Prochorow belehrte mich, sie
sei die Witwe des kaukasischen Generals Gribojedow, der
wegen Verrats am Zaren Nikolaus I. hingerichtet wurde, wes-
halb seine Witwe jetzt unter falschem Namen leben müsse.
Man hatte mir angekündigt, daß der kürzlich Mitglied des Z.K.
gewordene ‚Nikititsch‘ mich hier besuchen werde. Als ich
aber eines Tages durchs Fenster einen elegant gekleideten
Herrn mit steifem Hut, roten Handschuhen, feinem Schuhwerk
ohne Galoschen kommen sah, wollte ich ihn nicht für den er-
warteten „Nikititsch“ nehmen.

„Leonid Krassin!“ – stellte er sich dann vor und drückte
meine Hand mit der seinen, einer starken, rauhen Arbeiter-
hand. Dieser hier sah nicht aus wie ein zu einer Verschwörung an-
gezogner Grandseigneur, sein Anzug saß ihm so vorzüglich,
als wäre er in ihm gleich auf die Welt gekommen. Er unterschied
sich scharf von allen mir bekannten Parteileuten, – selbstver-
ständlich nicht nur durch den äußern Firnis und die ruhige
Sicherheit seiner Rede, sondern auch noch durch etwas Andres,
was ich nicht näher definieren kann. Über seine Persönlichkeit
legte er mir unbedingt zuverlässige Ausweise vor: er war tat-
sächlich Nikititsch, alias Leonid Krassin. Ich wußte bereits,
daß „Nikititsch“ einer der energischsten Praktiker und be-
gabtesten Organisatoren der Partei war.

Er setzte sich an den Tisch und begann mir sofort ausein-
anderzusetzen, es müßten unbedingt, gemäß Lenins Idee,
Cadres von Berufsrevolutionären – Intellektuellen und Arbei-
tern – geschaffen werden.

„Sozusagen also Meister im Fache, Ingenieure, — wenn Sie wollen: Künstler unsrer Sache“, erklärte er, mit einem schönen Lächeln, das sein trocknes Gesicht wunderlich veränderte, es weicher machte, ohne aber seine Energie zu verringern.

Darin berichtete er mir von der Absicht der Partei, ein politisches Organ für die Sozialdemokratie von ganz Rußland zu gründen.

„Zu all dem brauchen wir aber Geld! Und deshalb haben wir beschlossen, an Sie mit der Bitte heranzutreten, ob Sie nicht Ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Sawa Morosow in unserm Interesse verwerten könnten? Gewiß — es ist wohl reichlich naiv, einen Kapitalisten um Geld zum Kampfe gegen ihn selbst zu bitten. Aber in der Not frißt der Teufel Fliegen! „Was ist der Sawa eigentlich für ein Mensch?“

Er hörte aufmerksam meine Charakteristik Morosows an, trommelte dann mit den Fingern auf den Tisch und fragte:

„Sie wollen also den Versuch machen? Und hoffen sogar auf Erfolg? Das ist ja großartig!“

Diesen Teil der Unterredung hatte er rasch erledigt. Alles kam bei ihm so abgerundet und fertig heraus, daß nichts mehr hinzuzufügen war und nichts zu fragen blieb. Er begann dann mit der Begeisterung eines Jünglings von Lenins Kampf gegen „Oekonomisten“ und „Revisionisten“ zu erzählen und schloß mit der denkwürdigen Prophezeiung:

„Wahrscheinlich wird es doch zu einer Spaltung bei uns kommen. Lenin läßt sich dadurch aber nicht abschrecken. Er meint vielmehr, Meinungsverschiedenheiten zwischen Organisatoren und Führern seien ein sichres Anzeichen vom Erstarken der revolutionären Stimmung unter den Massen. Mir scheint, er hat recht; es kommt mir nur so vor, als übereile er sich etwas. Aber bisher hat er sich noch nie geirrt, wenn er den Ereignissen vorgriff.“

Prochorow brachte uns den Samowar. Beim Tee plauderte Krassin über Literatur und setzte mich durch seine große Belesenheit in Staunen. Er redete vom Theater und gab seiner Begeisterung für Wera Kommisarshewskaja und für das Moskauer Künstler-Theater Ausdruck. Er schilderte lachend einen Besuch bei Leo Tolstoi. „Damals war ich noch Soldat und hatte sozusagen erst einen ganz schwachen Dunst von Marx.“ Er erzählte prächtig, lebendig und voll heitern Humors. „Ich sehe heute noch Leo Tolstois zorniges Gesicht und den stechenden Ausdruck seiner Augen vor mir!“

Drei Stunden später brach er auf, um seinen Zug nach Petersburg zu erreichen. Beim Abschied sagte er mir noch:

„Sie sitzen aber hier ein bißchen wie eine Fliege auf einem Glatzkopf. Für die Polizeispitzel ist es gar zu bequem, Ihre Besucher zu beobachten. Ich möchte übrigens bemerken, daß ich keinen Schweif hinter mir nachziehe. Ich bin ein Mann ohne Schatten, wie Peter Schlemihl.“

*

Die geschäftliche Unterhaltung des großen Fabrikanten mit einem Berufsrevolutionär, der sich mühte, den Klassenhaß zu schüren, war ebenso interessant wie kurz. Anfangs sprach

Leonid sehr ausführlich, sehr populär – aber Morosow blickte ihn mit seinen scharfen Augen an und sagte leise:

„Das habe ich auch gelesen. Das weiß ich alles schon. Das ist auch meine Ansicht. Lenin ist ein sehr weitblickender Mann. Ja.“

Und er schaute nervös auf seine schlechte ungenau gehende Nickeluhr, die immer zwölf Minuten vor- oder nach-lief. Dann ging es so weiter:

„Wie viel brauchen Sie?“ fragte Sawa Morosow.

„Geben Sie so viel als möglich!“

Sawa sprach sehr schnell – wenn er von Geld redete, sprach er immer sehr schnell – und machte aus seinem Be-streben, das Gespräch recht bald zu beenden, kein Hehl.

„Mein persönliches Einkommen beträgt im Durchschnitt 60 000 Rubel im Jahre. Manchmal ist es natürlich auch mehr – bis zu 100 000 Rubel. Also sagen wir mal – 20 000 Rubel jährlich? Ist Ihnen das genug?“ „24 000 wäre besser!“ ant-wortete Krassin. „Schön – also 2000 Rubel monatlich? Gut!“ Leonid sah mich an, lachte und fragte: „Könnten wir nicht den Betrag für ein paar Monate im voraus bekommen?“ „Und zwar für wie lange?“ „Nun – vielleicht für fünf Monate?“ „Ich wills mir mal überlegen.“ Und mit einem breiten Lachen scherzte er:

„Nehmen Sie aber ja auch dem Gorki recht viel ab! Der ist imstande, für eine Droschkenfahrt zwanzig Kopeken und dem Kutscher fünfzig Kopeken Trinkgeld zu geben!“

Ich erwiderte ihm, dafür gäbe der reiche Fabrikant Moro-sow dem Kellner zehn Kopeken Trinkgeld, stöhne dann fünf Jahre lang nachts vor Geiz und merke sich das Prägungs-jahr der Münze.

Unsre Unterhaltung nahm jetzt einen mehr heitern Cha-rakter an. Besonders lebhaft und witzig war Leonid. Er ge-fiel Morosow sichtlich sehr gut. Sawa lachte und rieb sich die Hände.

„Was sind Sie eigentlich vom Fach? Jurist, nicht wahr?“

„Elektrotechniker.“

„So, so!“

Krassin erzählte dann, wie er das Elektrizitätswerk in Baku gebaut hatte.

„Das habe ich gesehen. So, das haben Sie gebaut? Könn-ten Sie nicht mal bei mir in Orechowo-Sujewo die Beleuch-tungsanlagen ansehen?“

Mit ein paar Worten verabredeten sie, nach Orechowo zu fahren. (Ich glaube, vom Frühjahr 1904 an arbeitete Krassin schon dort.) Dann gingen sie zum Zuge, und ließen mich etwas enttäuscht zurück. Beim Abschied flüsterte mir Krassin noch zu:

„Kopf hat er – der Kerl!“

Ich hatte mir eingebildet, diese geschäftliche Unterhaltung müsse sein wie ein Schachspiel. Die beiden würden sich gegen-seitig zu überlisten suchen, würden in Streit geraten und wür-den mit ihrem Scharfsinn kokettieren. Aber Alles verlief ge-wissermaßen viel zu rasch und zu einfach und bot mir als

Schriftsteller gar nichts Interessantes. Zwei total verschiedne Menschen saßen sich gegenüber. Der eine: mittelgroß, stämmig, mit dem Gesicht eines würdigen Tataren, mit kleinen, unfrohen, klugen Augen, Chemiker von Fach, großer Fabrikant, Verehrer von Puschkins Gedichten, von denen er – außer fast dem ganzen „Onegin“ – eine große Zahl auswendig hersagen konnte. Der Andre, dünn, dürr, das Gesicht auf den ersten Blick etwas an ein schlechtes Heiligenbild erinnernd, mit Zügen von Verschlagenheit – doch mußte man sich bei genauerm Hinsehen überzeugen, daß dieser scharf gezeichnete Mund, die knorplige Nase, die von einer tiefen Falte durchschnittne, rund vorspringende Stirn einen Menschen kennzeichneten, der russisch scharmant, dabei aber ganz unrussisch energisch war.

Als das Gerücht umging, Krassin und andere Mitglieder des Z.K. seien in Leonid Andrejews Wohnung verhaftet worden, erzählte mir Wera Kommisarshewskaja:

„Ich habe Krassin zum ersten Mal in Baku gesehen. Er kam zu mir mit der Bitte, ich möchte eine Vorstellung zum Besten von irgend Jemand veranstalten. Ich entsinne mich noch sehr gut an den seltsamen Eindruck, den er auf mich machte: etwas stutzerhaft, sehr gewandt, lustig – man sah gleich, daß er es gewohnt war, Damen den Hof zu machen, ja er war vielleicht etwas zu ungeniert in dieser Hinsicht. Aber auch diese Ungeniertheit war etwas Besondres – man war nicht schockiert und ärgerte sich nicht. Er hatte gar nichts Geheimnisvolles an sich, er sprach keine großen Worte – aber ich mußte doch an die Helden all der Revolutionsromane denken, die ich in meiner Jugend gelesen hatte. Ich konnte mir absolut nicht vorstellen, daß das ein Revolutionär sein sollte; aber ich fühlte doch deutlich, daß da ein großer Mann vor mir stand, ein großer und, in ganz neuer Art, neuer Mensch. Als ich später hörte, er sei verschickt gewesen und habe im Gefängnis gesessen, konnte ich auch daran nicht gleich glauben.“

„Fabelhaft energisch!“ sagte im Jahre 1920 ein bekannter Professor der Elektrotechnik von Leonid. „Und die äußern Manifestationen seiner Energie, im Reden wie im Handeln, sind ganz wunderbar organisiert.“ Und so war es immer.

Vielleicht das Beste über ihn hat mein Freund Dr. Alexin gesagt, ein Mann, der der Revolution gleichgültig und den Revolutionären höchst skeptisch gegenüberstand. Von diesen sagte er: „Die riechen ja alle nach unverdauten Büchern!“ Er selbst nahm überhaupt keine Büchernahrung zu sich.

Einmal saß ich mit dem Doktor bei Leonid Andrejew in Grusiny, wo mich Krassin aus irgend einem Grunde aufgesucht hatte. Andrejew war schlechter Stimmung und machte die ungeschickte, nicht recht angebrachte Bemerkung, er könne nicht an einen wohltätigen Einfluß der Revolution auf die Menschen glauben. Krassin war gleichfalls übler Laune und voller Sorgen. Als er die pessimistischen Äußerungen des Hausherrn hörte, fragte er:

„Wenn Sie behaupten, es lohne sich nicht zu waschen – wozu muß dann überhaupt Seife gekocht werden? Sie haben doch ‚Wasilij Fiwejskij‘ geschrieben, ‚Das Rote Lachen‘, und

noch viele andere Dinge, deren revolutionäre Bedeutung unbestreitbar ist!“

Und so selten das auch bei Leonid Borisowitsch vorkam – er brauste auf, seine schönen Augen funkelten, und er hielt uns eine von den Reden, die den Gegner, wenn sie ihn auch nicht überzeugen, doch vollständig entwaffnen. Alle Welt weiß, wie prachtvoll Krassin reden konnte, wenn er einmal so richtig im Zuge war... Und während dieser Rede flüsterte Dr. Alexin mir zu:

„Der riecht nach Weltgeschichte!“

In Kuskalla und auf Capri, in Berlin (wo Krassin bei Siemens-Schuckert oder bei Siemens & Halske für 300 Mark monatlich arbeitete und kaum sich und seine Familie ernähren konnte), in Petersburg in meiner Wohnung in dem Hause, in dem jetzt der WZIK untergebracht ist (Krassin arbeitete damals an der Einrichtung der elektrischen Beleuchtung auf den Kriegsschiffen) – überall, wo ich mit „Nikititsch“ zusammentraf, fühlte ich in ihm die unzerstörbare, unerschöpfliche Energie. Es ist ja bekannt, daß er sich nicht gleich entschließen konnte, mit der Sowjetregierung zu arbeiten: wie viele Andre, schwankte auch er in den Jahren 1917 – 18.

„Die schaffens nicht!“ sagte er einmal zu mir. „Aber selbstverständlich erzieht diese Revolution noch mehr Kämpfer für die kommende, unvergleichlich viel mehr, als die Jahre 1905 – 06. Die dritte Revolution wird dann die endgültige sein. Und sie wird sehr bald ausbrechen. Jetzt aber bekommen wir anscheinend nur Anarchie und Bauernkrieg.“

Aber er überzeugte sich bald, daß „sie“ es doch „schafften“ und machte sich sofort auch an die Arbeit.

*

Nach meiner Meinung ist die Arbeit für die große Mehrzahl der Menschen ein schweres Joch. Und sogar für viele, die doch von der Gier nach Erwerb angesteckt sind, bleibt die Arbeit auch weiter ein Joch, und sie selbst sind nur Arbeitsvieh und Knechte. Aber es gibt auch Künstler unsrer irdischen Arbeit, denen sie ein hoher Genuß ist. Leonid Krassin gehörte zu den seltenen Menschen, die tief im Innern die Poesie der Arbeit empfinden, für die das ganze Leben Kunst ist.

Zu Siegfried Jacobsohns Tod von Alfred Pabst

So schwer ist uns niemals ein Abschied geworden.
Laßt uns in Demut die Stirne neigen.
Des Todes Fackel flammt. Hinter allen Worten
steht dunkel die Trauer und das Schweigen.

Doch dies Leben voll Kampf ist uns nicht verloren:
Seine Werke bestehen. Und ihnen,
aus seinem Herzblut und Geiste geboren,
wollen wir mit unserm Blute dienen.

Der französisch-preußische Krieg von Dostojewski

Das Musikstück erwies sich in der Tat als sehr amüsant und hatte den komischen Titel: ‚Der französisch-preußische Krieg‘. Es begann mit den drohenden Klängen der Marseillaise: „Qu’un sang impur abreuve nos sillons“. Man hörte eine pathetische Herausforderung, das Berauschtsein an künftigen Siegen. Aber plötzlich ertönten gleichzeitig mit der meisterhaft variierten Hymne irgendwo seitwärts, unten, ganz im Winkel, aber doch sehr nahe, die widerlichen Klänge von ‚Mein lieber Augustin‘. Die Marseillaise schien diese Klänge nicht zu bemerken. Die Marseillaise erreichte den Gipfelpunkt des Berauschtseins an der eignen Größe; aber auch ‚Augustin‘ wurde stärker, ‚Augustin‘ wurde immer dreister, und da mit einem Mal begannen seine Takte unerwartet mit den Takten der Marseillaise zusammenzufallen. Die Marseillaise fängt offenbar an, ärgerlich zu werden. ‚Augustin‘ fällt ihr endlich auf, sie will ihn verjagen, vertreiben wie eine zudringliche, winzige Fliege, aber ‚mein lieber Augustin‘ ist bereits zu fett geworden; er ist jetzt froh und selbstbewußt, vergnügt und frech, die Marseillaise aber benimmt sich auf ein Mal schrecklich dumm: sie verbirgt schon gar nicht mehr, daß sie gereizt ist und sich beleidigt fühlt; was man nunmehr hört, ist schon ein Geheul der Entrüstung, das sind Tränen und Schwüre mit gen Himmel ausgestreckten Händen: „Pas un pouce de notre terrain, pas une pierre de nos forteresses“. Aber schon ist die Marseillaise gezwungen, mit ‚mein lieber Augustin‘ in demselben Takte zu singen. Ihre Klänge gleiten in der dümmsten Weise in die Melodie des ‚Augustin‘ über, sie fügt sich, sie erlischt. Nur ganz selten, wie ein Aufflackern hört man wieder: „qu’un sang impur...“ Aber sofort springt auch Das über in den gemeinen Augustin-Walzer. Nun fügt sie sich vollständig: das ist Jules Favre, der an der Brust des siegreichen Bismarck schluchzt und Alles hingibt, Alles, Alles... Aber hier wird auch der ‚Augustin‘ grimmig: man hört heisre Ausrufe, man fühlt förmlich die maßlosen Mengen des getrunkenen Bieres, die Raserei der Selbstüberhebung, die Forderung von Milliarden, von feinen Zigarren, von Champagner und Geiseln... ‚Augustin‘ geht in ein ungeheuerliches Gebrüll über... Der französisch-preußische Krieg ist zu Ende...

„Die Dämonen“

Sieg der Ochsentour von einem alten Soldaten

Mit dem 31. Dezember 1926 werden zehn Generale, das sind 25 Prozent des Bestandes der Generalität im Reichsheer, und eine entsprechend hohe Zahl von Stabsoffizieren den Dienst quittieren und somit fürderhin nur noch den Pensionsetat der Republik belasten.

Zehn Generale werden in die Wüste geschickt – das ist kein Sieg republikanischer Tendenzen im Reichsheer. Wenn schon ein paar eingefleischte Militärreaktionäre verschwinden, die neuen Männer sind um keinen Deut besser. Gesiegt hat ausschließlich der Geist der Ochsentour.

Die Rechnung stimmt. Reinhardt, v. Loßberg, Bleidorn, Ernst Hasse, Freiherr v. Ledebour, v. Haack, Wetzell, v. Amsberg, v. Krause gehen in Pension.

Ihre Nachfolger: Kreß v. Kressenstein, v. Tschischwitz, Edelbüttel, Reinecke, v. Ruith, Ludwig, Gempp, Gudowius, v. Bock

sind kaum von minderm Kaliber. Die letzten Drei, die Jüngsten, sind gar ausgesprochne und unentwegte Desperados, von denen Alles zu erwarten, Nichts zu hoffen bleibt. Bündnis mit oder gegen Rußland, Frankreich oder Italien, polnisches Abenteuer – Alles gilt ihnen gleich, wenn es nur zum innern Pronunciamento führen kann.

Denn man kann sich streiten, ob der Feind im Norden oder im Süden, im Osten oder im Westen steht; daß Der im Innern der Gefährlichere ist, den man zuerst blutig niederschlagen muß, darüber sind sie sich einig. Dazu braucht man keine strategischen Kenntnisse. Das bedingt keine Gefahr, sondern nur das entschlossne Draufgehen des Ochsenmetzgers.

Unterschiede sind zwar vorhanden, aber Dem, der die Herren kennt, scheinen diese neuen Männer von den abgebrauchten nur durch größre kontrarepublikanische Aktivität verschieden.

Der Personalwechsel bedeutet unter den so gegebnen Verhältnissen nichts Andres als den geglückten Versuch, einen etwa möglichen neuen Mann an der Spitze des Ressorts vor vollendete Tatsachen zu stellen.

Auch der Nachfolger Geßlers darf nicht wagen, einzusehn, daß wer immer durch die Schule des alten kaiserlichen Generalstabs gegangen ist, untauglich sein muß, Deutschland ein schlagkräftiges neues Heer zu schaffen. So haben die alten Generalstäbler die jungen erzogen: in der Schule und in der Tradition des alten geschlagnen Heeres.

Mag sein, daß unter den Jüngern, allerdings nicht unter den jetzt Beförderten, Einige sind, die einsehn, daß das Heer in Technik und Taktik gänzlich veraltet ist. Wer die letzten Manöver in Schwaben und Preußen kritisch beobachtete, hat gesehn, daß hier noch die alte Strategie herrschte, die zwar mit der Taktik des dicken, aber leeren Schädels ihr Gorlicze durchstoßen, doch nie nach Molodeczno führen konnte.

Diese veralteten Lehren sind auch in dem Gehirn des letzten Chefs der Operationsabteilung der letzten OHL so unausrottbar eingewurzelt, daß er den Nachwuchs des ihm nun glücklich anvertrauten Heeres nur auf diesen ausgetretnen Gedankenpfaden weiterführen wird.

Auch er wird dem neuen alten Offizierkorps nur die Wege weisen können, die nun einmal ewig nach Spa führen.

Kein neuer Mann, nur andre Namen, kein neuer Gedanke, nur andre Phrasen. Kein neues Brut, kein neues Hirn, nur ein neuer Dreh – das ist das Resultat der Verjüngung der Reichswehr.

Das wird sich so lange gleich bleiben, bis diese Republik sich dazu entschließt, den Wechselbalg mit dem Bade auszuschütten und sich endlich ihr Heer zu schaffen.

Freitag nacht

Auf diesem Schreibtisch liegt verschlossen ein Brief an ihn – durch ein Versehen nicht abgesandt, heute mittag. Eine Karte von ihm kam heute früh – gestern hat er mit seinem Blaustift sie signiert und Zusätze geschrieben. Vorgestern nachmittag, neben seiner aufgetürmten Barrikade von Zeitungen und Büchern, hinter der er hauste und arbeitete, zuhörte mit halbgeneigtem Profil, dem lebendigen Auge, dem vollen Haar, saß ich und sprach mit ihm – verabredete zukünftige Mitarbeit, nachbarliches Verkehren. Wir lachten, schwatzten von den Jungens. Und nun soll ich von ihm sagen: er war? Er, der Lebendigste, der junge Mensch, dieser tätige, sich formende, jeden Tag neue, wache, herzliche Geist – und in der Vergangenheit reden von ihm? Glauben kann, hinnehmen kann man, daß die Nachricht, seit Mittag dieses Tages im Herzen sitzend, vergiftend Lebensmut und das Gefühl der Sicherheit im Dasein, wahr sei, daß der lebendige atmende Mensch, S. J., der Geist dieser Zeitschrift, dahingegangen sei, liegend auf einem Totenbette, in das als Lebender, vom Tage müde, er sich gestreckt – sie begreifen, einordnen ins Gegebne des Geschickes, sie für wahr halten, das kann man nicht. Die Nacht um dieses Zimmer ist rege von Unfaßbarem.

Siegfried Jacobsohn... Tapfer aus Liebe. Enthusiasmus für die Reinheit, Strenge und Größe der hohen geistigen Gegenstände, das war sein Urgrund: von Kunst, Recht, gerechter Wirtschaft, Helligkeit des Denkens, Musik des Daseins. Dies, dies allein setzte ihn in Flammen. Er liebte die beladnen Deutschen und das echte Deutschland, und mit der ganzen Ungebrochenheit des Juden warf er sich in seine Liebe. Er sagte diesem Lande und seiner Epoche, der Phase, durch die der Dämon des Krieges es schleift, alle Gebrechen Woche für Woche ins Gesicht: nicht, weil ihn heiß die Lust des Streites übermannte – das trat hinzu –, sondern weil er in seiner Niederung es nicht ertrug. So wie er sich in harmlosern Zeiten in der Passion zur Vollkommenheit der Schaubühne entzündete und mühte, so in diesen hier in der Leidenschaft zu den großen Gütern menschlichen Lebens, die an seinem Ort, hier in Deutschland, nicht unverteidigt beeinträchtigt werden sollten. Dieses Land, das seinen Geist genährt hatte seit er erwacht, diese Landschaft, deren ewig-lebender Odem ihn beglückt, gestärkt, immer wieder erneuert hatte, diese Erde, die seinen Körper aufnehmen wird, liebte er, um ihr Schicksal litt, an ihrem wahren Neubau arbeitete er bis an die Schwelle des Schlafes, der ihn zum Tode entführte.

Er war ein gläubiger Mensch – zu gläubig fast, um nicht dann und wann in Irrtümer zu geraten. Er vertraute immer:

er mißtraute erst nach entsetzlichen Enttäuschungen. Aber in Sachlichkeiten irrte seine Gläubigkeit kaum. Seine Lust am Ja-Sagen war gestützt und bedient durch ein instinkthaftes Wissen um das Notwendige, das Wertvolle, das Rechte. Sein Verstand, hell, behutsam, stets wach, geschult durch die Begier des Lesens, stieß falkenhaft auf das Richtige. Seine Pflicht war die Forderung des Tages, seine Gabe das Wort, sie auszusprechen, die unablässige Verfolgung des Gewollten, die grenzenlose Hingabe an diese Aufgabe: zu reinigen, zu sichten, das Wertvolle zu beschützen, das Niederträchtig-Mächtige zu bekriegen. Daher war er keiner Clique verhaftet, keine? Partei: frei für das sachlich Rechte.

Er gehörte zu den ersten, den kristallensten Schreibern seiner Sprache. Sie gab sich seiner Wut zur Sache hin, seinem unerbittlichen Drang zur Genauigkeit, zur Wahrheit, seinem feurigen Erglühen für ihre Reinheit und die Musikhaftigkeit ihres Gefüges. Aber nicht sein Schreiben und Können machte ihn zu der unverwechselbaren Gestalt, die er der Öffentlichkeit entgegenhielt. Die moralischen Werte seiner Person vielmehr erst, bedient von dieser redenden Kraft, gaben ihm seine Einmaligkeit: die Tapferkeit dieses früh umhetzten, irramer befehdeten Herzens.

Er hatte den Mut, mit den Mächtigen anzubinden, um des Staates und der Wahrheit willen. Er machte diese Zeitschrift zu mehr als nur der bestredigierten Wochenschrift des Landes: zu einer moralischen Macht, zu einer Hilfe für Alle, die Hilfe am nötigsten hatten. In jedem ihrer Hefte trat er für sie ein. Denn: ein brennendes Recht floß durch sein Herz.

Das gütige, hilfreiche Herz eines Kameraden. Nicht nur, was aus den ‚Antworten‘, seiner persönlichsten Rubrik, zu lesen war: hinter dem öffentlichen verbarg sich ein heimlicher Helfer der stillen Not. Zu ihm hatten Menschen Zutrauen, das nie enttäuscht ward. Neben seinen eignen Sorgen sorgte er immer noch für die, die Elend litten.

Was er aus seinem Blatte machte, weiß über die Lesenden und die Schreibenden hinweg Deutschland, Europa. Es wurde nicht – er machte es. Seine tägliche, seine tätige Leidenschaft stieß, trieb, wälzte es vorwärts. Hinter der unumschränkten Freiheit seiner Mitarbeiter, wachte beständig sein gestaltender, unermüdlicher Wille.

Kein Einzelner kann ihn ersetzen. Aber noch weniger darf diese Zeitschrift darum verschwinden, weil er plötzlich aus der Reihe gerissen wurde. Vor seiner geistigen Person, gesetzt, man könnte ihm diesen Fall zur Entscheidung vortragen, gäbe es da kein Zögern. „Weitermachen!“ wäre seine Entscheidung. Unpathetisch, berlinisch, ganz sachlich – aber über den Tod hinaus beständig. Um der Aufgabe, um des Dienstes, um der heiligen Freiheit willen. Um des Vorwärtsschreitens der

Menschen willen, die so leidvoll im Zögern und unentschieden
befangen bleiben wollen – und doch nicht wollen.

Tapfer aus Liebe, reinlich aus Reinheit, jedem Talmi feind,
unabhängig aus Freiheit, wissend durch Verfolgung und frühes
Leid, und daher ein Freund des Lachens wie nur Irgendeiner,
voller Empfindung, aber ganz ohne Wehleidigkeit, hart aus
der Sache, fanatisch aus Dienst – Siegfried Jacobsohn, der
seinen einmal verhöhnten Namen zum Panier aller guten Dinge,
aller Liebenden der geistigen und ethischen Tapferkeit gemacht
hatte: nun ging er dahin – fort von seinen Kameraden, seiner
Sache, seinem Kinde, in die unheimliche unwißbare Weite, in
der die körperlose Gegenwart der Unverlöschlichen einsetzt.
Immer ward klein gedruckt oder eng gesetzt, was er selber
schrieb, hier in seinem selbsterbauten Hause. Zum ersten Male,
nicht zum letzten auch kommt über ihn hier das große Ja zu Wort,
das erlösende Ja, das die Trauer nicht unterbricht, aber erhebt
in die allein würdige Aura der überpersonalen, der dauernden
Werte.

Hin ging er, leicht berührt vom Finger des bösen mensch-
lichen Vergehens. Einging er in die Sphäre, die er sich selber
eröffnet: in die der tapfern Soldaten im Befreiungskriege der
Menschheit.

S. J.

Es ist nämlich nicht so, daß die stärksten Talente sich unbedingt
bemerkbar machen. Sie machen sich meinetwegen be-
merkbar: aber sie kommen fast nie dazu, in der unbegrenzten
Öffentlichkeit: der Tagespresse ihre volle Stärke zu entfalten. Einer
fällt in den paar unabhängigen Zeitschriften auf. Er fällt immer
mehr auf. Er hat zu seinen übrigen Gaben Anmut und Witz. Nach
einiger Zeit wird er von einem der großen Chefredakteure gerufen.
Der erklärt ihm, wie sehr er ihn schätzte, und wie gern er ihn
drucken würde. Aber selbstverständlich sei fünfhunderttausend Le-
sern nicht dasselbe zuzumuten, wie fünftausend. Tapfer möge die
verheißungsvolle Knospe bei Herrn Jacobsohn sein; hier hingegen
gehe es um mehr: um positive Arbeit. Es sei nicht erwünscht, die
Grundlagen unsrer geistigen Existenz anzuzweifeln, sondern: dem
Manufakturwarenhändler von Krotoschin sein Vertrauen in die Welt-
ordnung zu bestätigen. Da wendet sich der Gast mit Grausen. Oder
er versucht es ein Mal, kriegt sein Manuskript mit hundert Vorschlä-
gen zur Änderung zurück und – nimmt sie an oder kommt zu mir
gestürzt, um sich an meinem Busen auszuweinen. Nur wenige sah
ich glücklich enden; von allen aber, die aus dem oder jenem Grunde,
aus Hunger oder Eitelkeit oder Ungeduld, untergekrochen waren,
wurde am bittersten empfunden, daß sie sogar an andrer Stelle als
auf ihrer Plantage ihre wahre Meinung nicht unter ihrem wahren
Namen verraten durften, daß es ihnen verboten war, oder daß sie
es mit der Zeit sich selbst verbieten mußten. Nach meinen Beicht-
vatererfahrungen von fünfzehn Jahren stimmt es ganz und gar nicht,
daß in den verbreitetsten Zeitungen „keinem auf irgendeine Weise
verwehrt ist, das Beste zu wirken.“
XI, 24 *Antwort*

Der Kampf um die Waffe von Max Peters

I.

Was Giftgase sind, und welch immer furchtbarer wirkende Arten man heute kennt, das muß ich wohl kaum noch zu sagen. Wer aber trotz aller Veröffentlichungen noch an diese Waffe des modernen Krieges denken kann, ohne daß ihn verzweiflungsvolles Grauen vor dem packt, was uns unabwendbar bevorsteht, der lese – immer wieder – Gertrud Wokers Studie über den kommenden Giftgaskrieg (im Verlag Ernst Oldenburg zu Leipzig). Nach Lektüre dieses Buchs wird er in den nächsten Nächten einige Stunden nicht zu Schlaf kommen – jedenfalls aber sich nicht bei einem Pazifismus beruhigen, der seine Mordlüsternheit hinter dem lächerlichen Begriff „Verteidigungskrieg“ versteckt.

Im ‚Militärwochenblatt‘, einem Blatt, das die Regierung, trotzdem sie einen Locarno-Vertrag unterzeichnet hat, für Angehörige des verwerflichsten Berufs, also des Militärstandes unterstützt – in diesem Blatt haben gaskriegsbegierige Fachleute die Berechnungen Gertrud Wokers und andrer pazifistischer Fachleute bestritten. Die Wirkungen seien heute noch nicht so furchtbar, und im übrigen solle man doch nicht immer nur die Angriffsmethoden des Gaskriegs erwähnen, sondern auch einmal die möglichen Schutz- und Verteidigungsmaßnahmen.

Pazifisten haben dem widersprochen; man hat berechnet und bewiesen, daß mit allen Schutzmaßnahmen nur ein winziger Bruchteil der Betroffenen gerettet werden könnte, während alle Andern unter furchtbaren Qualen verbrennen und ersticken müßten. Man. hat die Gefahren so furchtbar geschildert, daß man schließlich zu der Folgerung kam, keine Regierung werde je den Mut haben, einen Krieg mit diesen Waffen zu beginnen, weil eben der Durchbruch weniger elektrisch gesteuerter Flugzeuge genügen würde, um auch im angreifenden Lande ein Unheil anzurichten, wie es kein Sieg wieder gutmachen könnte.

Unterdessen aber füllen die Regierungen lustig weiter ihre Magazine mit Giftstoffen, machen amerikanische Chemiker weiter ihre Versuche an lebenden Menschen, erleiden weiter Arbeiter furchtbare Verletzungen bei der Arbeit mit solchen Stoffen. Nein, wem es wirklich ernsthaft um Vermeidung jenes Wahnsinns zu tun ist, der darf sich nicht mit solchen Argumenten zufrieden geben. Sprechen wir es scharf und klar aus: Es hat in der Welt noch keine Waffe gegeben, gegen die Menschenungeist nicht eine Gegenwaffe oder ein Schutzmittel gefunden hätte. Nie und nimmer wird sich eine kriegslüsterne Gesellschaft nur deshalb vom Kriege abhalten lassen, weil die Waffen zu gefährlich geworden wären. Wieder wird sich eine Regierung, so wie 1914 die deutsche, das traurige Verdienst erwerben, als erste unter Verletzung aller Konventionen Gift als Waffe zu verwenden; wieder werden technische und juristische Professoren die Zuhälter abgeben für alle Ungerechtigkeiten, so wie damals jener deutsche Chemiker, dessen Name nicht auf die Weltbühne komme. Und es werden Schutzmaßnahmen da sein! Aber man wird nur Die des Schutzes teilhaft werden

lassen, die der kriegführenden Regierung gefügig sind. Für streikende Arbeiter, für Kriegsdienst- und Arbeits-Verweigerer wird keine Gasmaske, kein hermetisch verschlossener Raum vorhanden sein. Man gebe sich doch nicht wieder wie 1914 der Illusion hin, daß der Fortschritt der Technik die Kriege verkürze.

II.

Nun wird man mit einigem Recht annehmen können, daß im Augenblick die Gefahr internationaler kriegerischer Verwicklungen fast völlig zurücktritt hinter der Gefahr zu erwartender Klassenkämpfe, die ein Ausmaß erreichen werden, wie wir es selbst in Rußland nicht erlebt haben. Wie steht es hier mit der Anwendung von Giftgasen?

Eben diese Frage ist es, die das kürzlich erschienene Buch von Johannes R. Becher stellt: ‚(CHCl = CH) As oder Der einzig gerechte Krieg‘. Dieser Roman ist, abgesehen von seinem Einband, in künstlerischer Hinsicht schlecht, jammervoll schlecht. Aber darauf kommt es hier nicht an. Das Buch ist, was die Materie des Gaskampfes anlangt, mit wissenschaftlicher Akribie gearbeitet, und es gibt auf unsre Frage die entsetzliche Antwort: Ja, auch im kommenden Bürgerkrieg wird Gas verwendet werden. Mit Gas und Bakterien wird gekämpft werden, Flieger werden aufständische Städte bombardieren, und Tausende werden den qualvollen Tod sterben.

Man taumelt, wenn man diesen Gedanken zu Ende denkt. Das steht uns also bevor! Ich weiß, daß in diesem Punkt manche meiner radikal linkspazifistischen Freunde andrer Ansicht sind. Sie geben sich der Ansicht und Hoffnung hin, daß die Anwendung von Giftgasen im Bürgerkrieg nicht in Frage komme, da ja Gas von viel zu ausgedehnter Wirkung sein würde. Proleten und Bürger würden gleichmäßig unter den furchtbaren Folgen eines Gasangriffs leiden; keine Partei könne, eben aus Rücksicht auf ihre mitbetroffnen Klassengenossen, die Verwendung dieser Waffe wagen.

Wer glaubt, auf die Sentimentalität und Menschlichkeit der um ihre Existenz kämpfenden Bürgerklasse rechnen zu dürfen, dem sei die Tatsache entgegengehalten, daß schon heute, wie der Bericht der Völkerbundskommission offen zugibt, die nur tränenerzeugenden Gase (Benzylbromid und andre) „bei vielen Polizeiorganisationen“ als Kampfmittel eingeführt sind. Und von der Anwendung jener nur tränenerzeugenden und sonst unschädlichen Gase bis zur Anwendung des furchtbaren Lewisite oder des ebenso entsetzlichen Phosgens, von dem 20 Milligramm im Kubikmeter Luft genügen, um Alles zu töten, was diese Mischung einatmet – das ist ein so kleiner Schritt, daß er bestimmt getan werden wird. (Ganz schweigen will ich von dem ausführlichen amerikanischen Gaskampfreglement gegen „Mob“ – Instruction Book, Chemical Warfare Service, U. S. Army –, dessen Authentizität mir nicht genügend gesichert erscheint.)

Nein, die Gefahr besteht ganz sicher und kaum abwendbar, daß im kommenden Bürgerkrieg das Giftgas im Nah- und Fernkampf eine furchtbare Rolle spielen wird. Das nachgewiesen

zu haben, ist das Verdienst jenes Romans von Johannes R. Becher. Ist das Proletariat dagegen gerüstet? Weiß die Arbeiterklasse von der Gefahr, die ihr droht?

III.

Diese Frage ist eng verknüpft mit der drängenden, brennenden andern: Was können wir tun, um den Gaskrieg und besonders den Gaskrieg gegen das Proletariat unmöglich zu machen? Das sonst vielleicht wirksamste Mittel des Boykotts der Kriegsindustrie durch das straff organisierte Proletariat würde bei der Gaserzeugungsindustrie völlig versagen. Denn erstens wird heute schon das wirksamste Gas, Phosgen, in riesigen Mengen als notwendiges Zwischenprodukt in der Farbenindustrie erzeugt, wodurch also eine Unterbindung der Phosgen-Erzeugung unmöglich gemacht ist. Und zweitens werden im Allgemeinen die chemischen Waffen durchaus nicht bis zum Endprodukt fertiggestellt; vielmehr empfiehlt sich, aus Gründen der Lagerfähigkeit, die Vorprodukte vor ihrer endgültigen Synthese und Verwandlung in die Gase aufzuspeichern. Überhaupt wie gleichgültig, was die Massen tun werden! Das ist ja grade das Kennzeichen des modernen Krieges, daß die Zahl der Kämpfer immer belangloser wird. Beim nächsten Krieg wird man gar nicht nötig haben, die Kriegsdienst- und Arbeitsverweigerer mit brutaler Gewalt zum Gehorsam zu zwingen. Die Macht über das Leben der Millionen ist ja den Wenigen, die eingeweiht sind in die Geheimnisse der modernen Mordtechnik, vollständig ausgeliefert. Der Krieg wird sich ja nur zwischen den wenigen Ingenieuren abspielen, die die Flugzeuge steuern und die Gase fabrizieren.

Die Parole der extremen Linksparteien ist nun auch in Anerkenntnis dieser Sachlage für den Ausbruch des Krieges: Arbeiter, drängt euch zum Kriegsdienst, drängt euch in die Rüstungsindustrie, damit die Kampfmittel in die Hände des revolutionären Proletariats kommen! Aber wenn diese Parole noch für den letzten Krieg richtig gewesen wäre, – für den kommenden ist sie nutzlos. Niemand wird dann nach den Massen rufen, niemand wird revolutionäre Arbeiter an verantwortungsvolle technische Posten stellen. Ja, es muß notwendig und wird so kommen, wie der kluge Alfred Döblin in seinem letzten Roman voraussagt: Die Zulassung zum technischen Studium, zum Studium der Geheimnisse von der Macht der herrschenden Klasse, wird konzessioniert werden; man wird die technischen Geheimlehren nur Männern ausliefern, von deren politischer Zuverlässigkeit man absolut überzeugt ist. Was nützt dann den Proleten, die Macht über ein Instrument zu erobern, das zu gebrauchen man sie mit Absicht nicht gelehrt hat? Die proletarischen Massen werden für die Kriegsindustrie arbeiten, ohne zu ahnen, daß sies tun, und sie werden die Kriegsindustrie in Händen haben, ohne damit ein Machtmittel erobert zu haben.

Die Betriebsüberwachung ist das eine Abwehrmittel. Das Andre ist die Überwachung des Transports. Es darf grundsätzlich keine der in Frage kommenden Chemikalien transportiert

werden, und ebenso kein Flugzeugteil, ohne daß eine zu schaffende Zentralstelle zur Bekämpfung des Giftgaswahnsinns davon weiß. Im Augenblick der Kriegsgefahr muß automatisch der Transport aller dieser Werkzeuge aufhören.

Unsre einzige Rettung, die Rettung der Welt, liegt in fachmännisch geschulter Wachsamkeit.

Der schlimmste Feind von Theobald Tiger

Für Ernst Toller

Der schlimmste Feind, den der Arbeiter hat,
das sind nicht die Soldaten;
es ist auch nicht der Rat der Stadt,
nicht Bergherrn, nicht Prälaten.
   Sein schlimmster Feind steht schlau und klein
   in seinen eignen Reihn.

Wer etwas diskutieren kann,
wer etwas Marx gelesen,
der hält sich schon für einen Mann
und für ein höhres Wesen.
   Der ragt um einen Daumen klein
   aus seinen eignen Reihn.

Der ist gemeingefährlicher
als wie der Herr Scherschante;
korrekter und noch ehrlicher
als eine Gouvernante.
   Der liebt nur den Bezirksverein
   in seinen eignen Reihn.

Der weiß nichts mehr von Klassenkampf
und nichts von Revolutionen;
der hat vor Streiken allen Dampf
und Furcht vor blauen Bohnen.
   Der will nur in den Reichstag hinein
   aus seinen eignen Reihn.

Klopft dem dann noch ein Regierungsrat
auf die Schulter: „Na, mein Lieber...“,
dann vergißt er das ganze Proletariat –
das ist das schlimmste Kaliber.
   Kein Gutsbesitzer ist so gemein
   wie der aus den eignen Reihn.

Paßt Obacht!
             Da steht euer Feind,
der euch hundertmal verraten!
Den Bonzen loben gern vereint
Nationale und Demokraten.
   Freiheit? Erlösung? Gute Nacht.
   Ihr seid um die Frucht eures Leidens gebracht.
      Das macht: Ihr konntet euch nicht befrein
      von dem Feind aus den eignen Reihn.

Bodenständige Medizin von Grete Wels

Vor einigen Monaten sprach ich einmal von der Notwendigkeit, den bisherigen Behandlungsmethoden ein psychotherapeutisches Element zumindest hinzuzufügen, wenn nicht es zum Angelpunkt zu machen. Die Antwort des ersten Assistenten einer großen süddeutschen Heilstätte war bemerkenswert: „Ich habe Sie bisher immer für einen vernünftigen Menschen gehalten. Psychoanalyse, Psychotherapie – das sind so phantastische, unkontrollierbare Gebiete, von denen sich der ernste Wissenschaftler stets fernhalten wird. Auch ich bin dafür zu bodenständig!“ Bei Gott, das war er.

Der Chefarzt selbst, ein Mann von Ruf, enthielt sich zwar eines Urteils, aber bodenständig war er auch. Seine praktische Stellungnahme bewies es. Nun ja, er war nur für Lunge zuständig. Den schäbigen Rest behandelte er mit imponierender Ignoranz. Angst- und Zwangsneurosen wurden konsequent mit nichts als Brom bekämpft. Schwere neurotische Störungen des Verdauungstrakts mit nichts als Opium und Klystier. Er sah nur Symptome. Am causalen Denken hinderte ihn seine Bodenständigkeit. Wenn etwa nach vier- bis achtmonatiger symptomatischer Behandlung mit Chemikalien die neurotischen Symptome nicht weichen wollten, wurde dem Patienten ironisch mitgeteilt, seine Beschwerden wären ja „nur nervös“, und damit verfiel er bei Aerzten und Schwestern der allgemeinen Verachtung. Hatte der Chef bis dahin noch hie und da an guten Tagen die Allüren eines leutseligen Feldwebels gehabt, so bereitete er dem Kranken nun die Hölle, die ein schwächlicher Rekrut auf dem Kasernenhof erlebt.

Der Mann ist kein Einzelfall. Ihr fachwissenschaftlicher Dünkel, ihre wahrhaft profunde Unwissenheit läßt diese Leute in der Psychotherapie scharlatanhafte Praktiken für Abergläubische sehen, die die Wissenschaft abzulehnen hat.

*

Ich bin keineswegs so kritiklos, mit der Wissenschaft zu schmollen. Meine Polemik gilt nur einer flachen, materialistischen Methode und ihren Vertretern. Daß diese Methode uns noch recht lange erhalten bleibt, dafür sorgt eine Reihe wahrer Fossile und Petrefakte, die man auf den Lehrstühlen sitzen läßt, statt sie einem Museum einzuverleiben. Der medizinische Nachwuchs von Generationen lernt von ihnen mit Erfolg, den Anschluß ans Lebendige systematisch zu verpassen.

Das Gros der Ärzte kommt etwa so zustande: Da wird mit meist bemerkenswertem Mangel an menschlicher Eignung und geistiger Substanz der Beruf des Arztes „ergriffen“. Da wird die Weisheit mit Löffeln gegessen. Daß diese Weisheit, größtenteils in der Küche des Materialismus gebraut und verzapft durch langatmige Folianten und Professoren, die noch bodenständig in jener guten alten Zeit wurzeln –, daß diese Weisheit bereits etwas abgestanden ist, merken Wenige. Ein obligater Kursus für Biologie wird trockenen Fußes durchschritten – es bleibt nichts haften. Die Bemühungen wenden

sich, blind für biologische Kontinuität, an einen aus dem unlöslichen Zusammenhang alles Lebendigen gerissenen, isolierten, also rein fiktiven Typus Mensch. Oder nicht einmal das: sie wenden sich an die Krankheit, statt an den kranken Menschen.

Nach einigen Examina, die zu bestehen mehr Sitzfleisch als Kopf nötig ist, tritt sodann der medizinische Adept in die Praxis, bestrebt, die in Hochschulinstituten erworbenen Bildungslücken gründlich zu vertiefen. Er ist nicht sachlich am Objekt interessiert. Er hat nur ein asoziales, autistisches Interesse an der Beziehung seiner Person zur Medizin. Seine Wunschträume kreisen um dicke Praxis, Titel und Lehrstuhl.

Aber selbst der sachliche Interessierte versinkt in der uferlosen spezialisierenden Auflösung der medizinischen Denksysteme. Es fehlt an Ordnung. System ist noch keine Ordnung. Es fehlt an Horizont, und es fehlt der Mittelpunkt.

*

Der Materialismus wußte es ganz genau: Psyche, das war ein philosophisches Requisit, eine ad hoc konstruierte primitiv-religiöse Hilfsvorstellung von etwas, dessen Nichtexistenz zu beweisen man in der glücklichen Lage war. Das war die Zeit, wo man spielend Welträtsel löste. Wo man sich über Alles klar war. Es ging herrlichen Zeiten entgegen.

Da kam, dem Dolchstoß gleich, die Wiederentdeckung der Psyche. Und wie das bei Dolchstößen so üblich ist, waren es überwiegend Juden, die demagogisch begannen, in Philosophie und Medizin ein psychisches Moment zu bringen. Welch völlig ausreichender Grund zu berechtigtem Mißtrauen und zur Opposition bei Bodenständigen!

*

Das Axiom des Aristoteles: „Der Geist ist die Ursache des Körpers“ fängt an, wieder einen lebendigen Sinn zu bekommen. Man beginnt, die Idee von der untrennbaren Einheit und der gegenseitigen Bedingtheit von Soma und Psyche neu zu begreifen. Es gibt keine körperliche Erkrankung ohne eine analoge Störung der Psyche. Diese Störung ist nicht als pathologische zu verstehen, sondern als seelische Not. Jeder unerledigte Konflikt und Gefühlskomplex ist einer vernachlässigten psychischen Wunde vergleichbar, die sich nicht schließt und eitert. In diesem Prozeß erschöpfen sich die seelischen Abwehrkräfte: das Gleichgewicht zwischen Psyche und Körper ist gestört, das innre Tor zur Krankheit ist geöffnet, und der Körper wird krank. Stets erkrankt er von innen her. Nicht nur bei sogenannten Aktualneurosen.

Ein Mensch mit intakter Psyche bleibt gesund. Er ist im Gleichgewicht und darum immun. Hier hätte man eine Erklärung für „das bisher noch ungelöste Problem“, warum der eine Bazillenträger erkrankt und der andre nicht.

In einem weitern als nur eng medizinischen Sinn ist also jede Krankheit psychogen. Weshalb eine wirklich causale Therapie zumindest fünfzigprozentig psychisch sein müßte. Eine rein hundertprozentige fordern hieße dagegen das Kind

mit dem Bade ausschütten. Allerdings wären die körperlichen Behandlungsmethoden, speziell die medikamentöse, gründlich zu ändern. Es gibt da eine Spezies bodenständiger Ärzte, die, im Bewußtsein, es wissenschaftlich so herrlich weit gebracht zu haben, nur das chemische Medikament gelten lassen. Einfache pflanzliche Heilprodukte verwenden, hieße kurpfuschen. Daß man mit dem synthetischen Mittel bestenfalls eine annähernde, nie aber die gleiche physiologische Wirkung wie mit dem pflanzlichen erreichen kann, was auf praktischen Atomgewichtsdifferenzen beruht, ist Wenigen bekannt.

Die Aufgabe eines Arztes ist wesentlich die eines Erziehers. Er hat den Kranken zur Gesundheit zu erziehen. Er sei der Vermittler eines Wissens um causale Zusammenhänge, das nicht nur den wichtigsten Heilfaktor darstellt, sondern auch die wirksamste Prophylaxe gegen weitere Erkrankungen.

Hier erinnert man sich der sokratischen Vorstellung, daß Krankheit auf Unwissenheit beruht, und daß Unwissenheit ein Laster sei. Was richtig ist. Darum schämte der Grieche sich der Krankheit und verbarg stoisch das Leiden. Was falsch ist. Das Christentum war weitsichtiger. Es sanktionierte das Leiden, weil es die enorme Erziehlichkeit, die moralische Leistung der Leidüberwindung erkannte. Was freilich innerhalb des christlichen Ideenkreises zu einer fanatischen Überschätzung und Kultivierung der Leiden selbst und zu einem spezifisch christlichen „supercilium stoicum“ führte. Das Ethos liegt nicht im Leiden, sondern in der Überwindung.

*

Friedrich Kraus spricht vom Doppelgänger im Gehirn. Diesem geistigen Doppelgänger wird man ein hohes Maß an Aufmerksamkeit schenken müssen. Seine Entgleisungen sind unsre Krankheiten. Wichtiger als äußere Prophylaxe ist: dem „Doppelgänger“ durch diszipliniertes Denken ein wohlgeordnetes Arsenal wirksamer Heilvorstellungen zur Verfügung zu stellen, mit dem er die Konflikte erledigt, statt die feige „Flucht in die Krankheit“ einzuschlagen.

Bei jeder Erkrankung wäre zunächst der Punkt zu suchen, wo die psychische Entgleisung stattfand, die der körperlichen Krankheit jeweils um Tage, Monate oder Jahre vorangeht. Von diesem Punkt aus ist eine Umgruppierung der Vorstellungswelt zu beginnen, verdrängte Erlebniskomplexe sind aufzuspüren, energisch aufzulösen und einer nun durch richtiges Denken aufgeräumten, gut ventilierten Psyche einzuordnen. Es gibt keine unheilbare Krankheit: es gibt nur unheilbare, weil falsch denkende Kranke. Statt die letzten Reste von Denkfähigkeit mit Coué einzuschläfern, sollte man sie einem gründlichen Training unterwerfen. Auf die „Ertüchtigung“ des Doppelgängers kommt es an, wobei ihm als schwerste der Gefahren die in intellektuellen Bürgerkreisen weitverbreitete Seuche mißverstandner Psychoanalyse droht.

Es gibt noch kein abgeschlossenes System der Psychotherapie, nur eine Reihe von Einzelmethoden, aus denen die Quintessenz des Richtigen zu ziehen wäre. Und das ist nahezu ein schöpferischer Akt.

Unsre Museen von Claus Berger

Die immer näher rückende Vollendung der Museumsneubauten läßt für uns alle diese wichtige Frage auferstehn: sind diese Dinge heute noch so zu realisieren, wie man sie vor etwa zwanzig Jahren projektiert hat? Das heißt nicht allein, ob man die gotischen Skulpturen in einem Saal mit Spitzbogengewölbe aufstellen oder die griechischen Plastik-Fragmente durch Gipskopien — o Graus! — komplettieren soll. Sondern darüber hinaus: Können wir mit dem Museumsideal, das aus dem 19. Jahrhundert stammt, heute noch etwas anfangen, hat es sich nicht, in seinem eignen Fortschritt totgelaufen? Man müßte weiter fragen, welche Neuorientierung denn unsre veränderte Situation verlangt, wie man einen „angemessenen Kompromiß zwischen den Vermächtnissen des Gewordenen und den Forderungen des Tages, zwischen den idealen Bedürfnissen und dem gegebnen Rahmen des Materiellen“ anzustreben habe, um die gebräuchlichen Formulierungen zu benutzen; sie stehen alle im Konjunktiv, das heißt: in der Form der Möglichkeit oder, was hier wohl auf das Selbe hinausläuft: der Unmöglichkeit.

Man hat an den verantwortlichen Stellen noch nicht gemerkt, daß die Krisis des Historismus und Alles, was damit zusammenhängt, auch die Museen und die Art des Sammelns von Kunstwerken vor eine Schicksalsfrage gestellt hat. Aber das hat man doch sicherlich beobachtet: in den bisherigen Ausmaßen, in dem Tempo und in dem Stil kann schon einfach aus Raummangel nicht weiter gesammelt werden. Man mache sich klar, wo wir in abermals 50 Jahren sein werden, wenn man 1926 mit 1876 vergleicht. In den nächsten 50 Jahren wird also jedes irgendwoher zufliegende Bild, jede Skulptur aus allen Zeiten und Völkern, jedes Stück von irgendeinem Belang, soweit es geschenkt, preiswert angeboten oder günstig getauscht werden kann, in den Bestand des Museums einverleibt. Da die Bilder ersten Ranges in festen Händen sind, wird das Niveau der neuhinzukommenden immer weiter fallen. Aber das macht gar nichts, wird der Museumsbeamte einwenden: wir erstreben möglichst große Reichhaltigkeit nach Schulen und Entwicklungsphasen. Es kommt nur darauf an — wenigstens für die beträchtlichen Sammlungen —, die kunsthistorische Entwicklung in alle ihren Verzweigungen deutlich zu machen. Jedem Interessenten öffnen wir diese unsre Studiensammlungen, während die Glanzstücke in einer Schausammlung dem „Publikum“ zugänglich sind.

So liegen nun heute die Verhältnisse tatsächlich noch nicht: ein erheblicher Teil, zum Beispiel, der Berliner Bestände, der im Kaiser-Friedrich-Museum keinen Platz finden kann, ist in irgendwelchen völlig unzulänglichen Magazinen versteckt, und selbst in den neuen Erweiterungsbauten werden noch nicht alle unterkommen. Wenn es so weitergeht, wird die Zahl der hinzutretenden Bildwerke immer die verfügbaren Räume überwuchern. Die Frage ist aber, wer hat überhaupt noch

an dem Wachstum der Museumsgefängnisse ein Interesse? Der Kunsthistoriker? Kaum. Für ihn sind ja die Dinge im Museum nicht leichter zugänglich als in ihrem ursprünglichen architektonischen Zusammenhang an Ort und Stelle oder bei Privatsammlern, wenn die Museen immer mehr zu Labyrinthen mit verschütteten Eingängen werden. In Italien sind der Ausdehnung der Bilderquantitäten schon dadurch gewisse Grenzen gesetzt, daß man sich hauptsächlich auf die italienische Kunst beschränkt, und zudem werden die Galerien eher abgebaut, die Bilder wieder an ihren Bestimmungsort zurückgeführt.

Unsre Museen und öffentlichen Sammlungen hingegen sind gradezu das Muster einer verstaubten Unbeweglichkeit, Starrheit und Klobigkeit. Was bieten sich bei so vielfältigen, oft gut beleuchteten und abgetönten Räumen für Möglichkeiten, immer neue kunsthistorische und künstlerische Experimente zu machen! Bei den heute so erleichterten Transportmöglichkeiten, wo Entfernungen keine Rolle mehr spielen, würde man gern gewisse getrennte Bilder einmal beisammen sehen. Was für die Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts möglich ist, für die Nazarener, für Thoma, für Corinth, das muß sich doch für alte Kunst genau so realisieren lassen. Wie viele kunstwissenschaftliche Theorien über Beeinflussung und Abhängigkeit könnte man sachlicher durch einen Kongreß der Bildwerke als durch einen der Professoren ad oculos demonstrieren! Die wichtigste Forderung der modernen Zeit an die Museen heißt demnach: sie dürfen nicht zum Selbstzweck, sondern müssen Mittel bleiben, die ganze Kunst in ihrer Vielfältigkeit und Lebendigkeit schaubar zu machen und ihre immer neue Reichhaltigkeit, die eine weiterwachsende Zeit an ihr erlebt, auch zu demonstrieren. Welche neuen Bildwerke dazu anzuschaffen und in welchem weitern Rahmen sie zu zeigen sind, das muß man dem Schicksal des Kunsterlebens überhaupt überlassen, indem man auf seine Vibrationen gespannt lauscht. Vielleicht wird man auch die streng kunsthistorische Ordnung nach Schulen und Provinzen lockern müssen. Aber so viel ist gewiß: geht es in den alten Gleisen weiter, mit andern Worten: wird weiter das Sammeln um des Sammelns willen betrieben anstatt um der Eigenartigkeit und Reichhaltigkeit der Kunstgegenstände willen, dann wird kein Mensch mehr freiwillig ein Museum betreten und das schon sowieso sehr geschmälerte künstlerische Interesse wird sich immer mehr dem Kino, den Tanzrevuen oder gar minderwertigen Reproduktionen zuwenden.

Der Adel von J. G. Fichte

Das ist der wahre Unterschied zwischen dem Ehrgefühl des ehemaligen Adels und dem des größten Teiles unsres heutigen: jener wollte nichts Unedles tun, dieser will sich nicht sagen lassen, daß er es tat; jener war stolz, dieser ist zu eitel, als daß er stolz sein könnte.

Romains und Tschechow von Arthur Eloesser

Dem Intendanten des Staatstheaters wird von den Rechtsparteien vorgeworfen, daß er seine Bühne bolschewisiere: einmal haben Schillers Räuber Diktatur des Proletariats gespielt, und einmal wurde aus dem Hamlet eine serenissime Tragikoburleske herausgezaubert. Dennoch soll dieser Jeßner nicht verbrannt werden; denn er hat aus einem Theater, das trotz einem tragischen Riesen wie Matkowsky teils gar keine, teils eine peinliche Rolle spielte, ein Unternehmen voll Mark und Nachdruck gemacht. Wir haben also wenigstens ein Theater von Gesinnung, manchmal sogar von mehreren Gesinnungen.

Werden die ‚Drei Schwestern' im Schillertheater, die Jürgen Fehling inszenierte, nun wieder als bolschewistisches Unternehmen verpetzt werden?

Warum gab man hier das Stück? Wahrscheinlich, weil man die drei Schwestern in feinster Auswahl hatte, die schön aufgerichtete Vornehmheit der Lossen, die begabte Sicherheit der Lucie Mannheim und zwischen den beiden Mädchen die mit der Konjugation verheiratete Lucie Höflich, die noch ein erstes und letztes Abenteuer fertig bekommt... Bis der Oberstleutnant, die gefüllte und verhaltne Figur eines neuen Herrn Riewe, mit seiner Batterie und mit seiner verrückten Frau aus dem hoffnungslosen Neste wieder abrückt. Seht euch die Höflich an, wie die mit der Grammatik und mit ihrer Chaiselongue Verheiratete wieder die Augen eines jungen Mädchens, eines bis zur Albernheit glücklichen Weibchens bekommt. Oder wie der Trotz ihr plötzlich ein andres Kinn macht. Der Schauspieler lebt nun einmal vom Überfluß, und wer da hat, der wird geben. Die drei Schwestern waren schon drei gute Gründe für die Aufführung, und Gerda Müller als sinnlich banale Schwägerin noch ein vierter dazu. Dennoch hielten die Leute nicht recht durch, weil das Stück unter Fehlings Händen genau so lang wie breit geworden war.

Damals unter Stanislawsky zog es sich dichter zusammen in einer klingenden Schwermut. Damals sah man die Spinnen des Unmuts, der Unlust, der Unkraft ein unentrinnbares Gewebe ziehen über die Menschen und die Dinge und was zwischen ihnen ist. Das Schillertheater ist kein Haus für so zarte Webkünste. Die Spinnfäden bekamen dickre Knoten, wurden fast zu Bindfäden, umschnürten ein umfängliches Paket, aus dem auch etwas Langeweile herauskroch trotz allen Trefflichkeiten. Als so gegen zwölf Uhr Alles ausgepackt war, seufzte eine Frau: „Und zu Hause wartet mein Kuchenteig!"

*

Dem Lessingtheater erzählt Jules Romains, wie man aus einem sozialistischen Agitator zu einem Diktator wird. Erzählt es viel zu spät nach einem so frechen Erfinder wie Mussolini, mit dem aber Bassermann gar keine Ähnlichkeit beanspruchte. Mit wem denn? Ein nervös abgearbeitetes, von der Politik zugerichtetes Gesicht mit buhlerischen Augen, die schmeichelnd befehlen. Ein Liebling des Volkes, der sich schon erlauben darf,

elegant zu sein: viel Seide auf dem Sommerpaletot und viel
breite Borte auf dem Jacket. Keiner von den Unsern sieht
oder sah so elegant aus, nicht einmal Südekum. Weniger ein
Mann als ein alter Jüngling, dem auch das erste Grau im ein-
schmeichelnd Blonden noch gut steht. Nur zu sorgfältig frisiert,
wahrscheinlich sogar onduliert. Ja da liegts, auf diesem Haupte
ruht ein Scheidemännscher Glanz. Dieser Scheidemann hat
einen – sagen wir – Ledebour neben sich, seinen Freund von
der Schulbank, den er als Ministerpräsident verhaften wird,
sein Gewissen, das er schmählich verraten wird, wenn er als
Diktator endet oder vielmehr anfängt. Denn die Maschinen-
gewehre werden uns erspart. Der König, schon weil er eine
Königin hat, steht dem Neureichen der Macht bald näher als
der Kamerad, aus dem Walter Franck, mit einem südfranzö-
sischen Bärtchen, seinen heiligen Eifer heraus trieb. In Frank-
reich haben die Könige, wenigstens auf der Bühne, ein wohn-
liches und meist ehrenhaftes Exil gefunden; man erlaubt ihnen,
geistreich, liebenswürdig und sogar menschlich zu sein. Wer
macht das besser und mit nachdrücklicherer Lässigkeit als
Kurt Götz, noch dazu, wenn er die Ohren etwas steif trägt,
um sich eine letzte Distanz und Fremdheit des Fürstlichen zu
sichern. Wie steil dieser Weg des Diktators von einer ver-
schwörerischen Vorstadtkneipe bis ins Königschloß hinauf!
Oder ist es nicht vielmehr eine sauber gehaltene, teppichbelegte
Treppe, gleichmäßig hell beleuchtet, mit bequemen Absätzen,
auf denen über einander angebracht sind eine Revolution, ein
Generalstreik, eine diktatorische Unterdrückung? Vielleicht
sind wir gar im Lift gefahren, jedenfalls bin ich noch nie so
mühelos befördert worden und ohne einen Augenblick den
Atem zu verlieren. Weil eben nur geredet, weil das Alles nur
verabredet wird zwischen Autor, Regisseur und Schauspielern:
Revolution, Generalstreik und Unterdrückung. Die Ereignisse
werfen keine Schatten, sie haben keine Dimension der Tiefe,
wenigstens nicht nach der Tiefe, wo Not ist und Leidenschaft
und gar das Blut, das fließen wird.

Wie grau und blicklos das Ganze in der genauen Lebens-
größe der Figuren, der Gesinnungen, der Phrasen, die schon
flach sein dürften, wenn es der Autor nicht auch wäre! Unser
Freund Jules Romains hat sich merkwürdig versehn, indem er
es unterließ, diejenige Komödie zu schreiben, die ihm sein Stoff
gradezu aufdrängte. Die „Neuen Herren“ von zwei anspruchs-
losen Komödienschreibern waren leckrer und zugleich viel er-
giebiger. Wie konnte das geschehn? War dem trefflichen Jules
Romains der Rabagas hinderlich oder was ihm die Franzosen
sonst an politischer Satire vorgearbeitet haben? Dem herzhaf-
ten breit ulkenden Verfasser von ‚Doktor Knock‘ wird doch
die Politik nicht heiliger sein als die Medizin. Ich hoffe, daß
Paris für den Diktator auch so einen Bassermann hatte, der die
Leute nicht merken ließ, in welcher Leere seine mimische An-
strengung stattfand und mit welchem Ersatz an Gemüt er sich
behelfen mußte. Albert Bassermann, ganz in Seide, wurde vom
Publikum zärtlich gestreichelt und schließlich vom Dichter feu-
rig umarmt. Den Kuß hat er verdient.

Russische Theaterköpfe von Oscar Blum

IV.

Bronislawa Rutkowskaja

Ihr verdanke ich die größten Erlebnisse meiner Theaterzeit. Gewiß: Rußland war nie arm an bedeutenden Schauspielerinnen. Und die meisten konnten sich mit den besten Vertreterinnen europäischer Bühnenkunst messen. Komissarschewskaja, die „russische Duse“, war für zwei Generationen der Inbegriff zartester Menschlichkeit, edelster Künstlerschaft. Sadowskaja, Ermolowa, Fedotowa: wer ihre Zeit miterlebt hatte, berichtete ergriffen, uns, den Nachgeborenen, von der tragischen Wucht und innern Glut ihrer Gestaltungen. Die Schauspielerinnen unsrer Generation, die Germanowa, die Roschzina-Insarowa, die Jurenewa, besitzen das Geheimnis jener Kraft vielleicht nicht mehr in demselben Ausmaß. Doch ist auch ihr Können sehenswert.

Die Wirkungen der Rutkowskaja beruhen nicht auf technischer Vollkommenheit. Im Technischen ist ihr Manche überlegen. Aber sie hat eine Stimme, die bewegt, ein Auge, das allen Glanz der Kindheit bewahrt hat, einen Gang, der Kraft und Anmut vereinigt. Mit diesen naturhaften Mitteln arbeitet sie – und was hinzukommt, ist Gestaltungsgabe. Im zweiten Akt von Octave Mirbeaus ‚Geschäft ist Geschäft‘ hat sie eine Szene, die unvergeßlich bleibt. Sie ist entschlossen, mit dem Liebsten zu fliehen, geht hinaus, um die Sachen zu packen, und kommt nach einigen Momenten wieder zurück. Und es wird ein unvergeßlicher Anblick! Welches Wunder hat diese Frau so verändert? Alles an ihr atmet nunmehr Befreiung, Erlösung, innerliche Umwälzung. In diesem Augenblick weiß man: nun hat sich dieser Mensch gefunden, nun ist sein Lebensweg vorgezeichnet, nun ist er frei.

*

Rutkowskaja ist jetzt die einzige tragische Begabung auf Rußlands Bühnen. Die Andern brillieren im Konversationsstück. Sie hat den Tonfall der überzeugenden Pathetik. Meyerhold brachte mit ihr die ‚Nora‘ heraus. Es war eine mißlungene Aufführung. Aber im Mittelpunkt stand eine Gestalt, der man ihre ungewöhnlich geartete Schicksalshaftigkeit dennoch glauben mußte. Diese war zum ersten Mal eine selbstsichere Nora. Weib und Kämpferin. Ein Geschöpf, um dessen Zukunft man nicht zu bangen brauchte. Diese Wirkung hat, beispielsweise, die Duse nie erreicht. Deren schließliche Auflehnung blieb doch zufällig, weil sie mehr eine Angelegenheit der Nerven war. Bei Rutkowskaja ist eine Kraftfülle, deren Strom unversiegbar scheint. Diese Kraft, die plötzlich zum Durchbruch kommt, ist es, was Weibchen Nora zum Menschen, Puppe Nora zur Kämpferin macht.

Dennoch war tragische Begabung für die Rutkowskaja kein Geschenk der Götter. Ihre Entwicklungsjahre fielen in eine Zeit, die keinen Sinn für das Tragische hatte. Rutkowskaja mußte, wie jede Fachgenossin, Alles spielen, was man ihr

gab. Und man gab ihr gangbare Marktware. Jene dämonischen Frauenzimmer, die nach der Revolution von 1905 die russische Bühne eroberten, die die Luft mit Ausdünstungen ihrer gemachten Geilheit, ihres verluderten Raffinements verpesteten. Es war die Periode Kamenskis, Arzybaschews, Ausländers. Einer geschmacklosen, zwischen Pornographie und Gedankenarmut hin und her taumelnden Dramatik. Diesem Repertoire wurden Rutkowskajas beste Jahre geopfert. Es galt, mit dem brüchigsten, bresthaftesten Material hauszuhalten, über seine Ödigkeit mit Hilfe des eignen Weibtums, der eignen Menschlichkeit hinwegzutäuschen. Wie teuer mußte das Alles erkauft werden!

Dieses schauspielerische Dasein war aufreibend. Künstlerischer Tatendrang fand keine andre Nahrung als minderwertige Surrogate. Jede Möglichkeit eines intensiveren Auslebens blieb ihm versagt. So wurde Rutkowskaja nur als Darstellerin von Luxusweibchen, von Salonhuren, von dekadenten Lustgeschöpfen berühmt – und gleichzeitig eine Gefangne dieser zweideutigen Berühmtheit. Denn das Andre, Bessre, Größre, das in ihr lebte, kam nur auf Umwegen und darum verkrüppelt zur Geltung. Sie brauchte die Atmosphäre heißer Leidenschaften, heroischer Passionen und verkümmerte in der muffigen Luft einer reaktionären Epoche, während das Bürgertum auf die Niederlage von 1905 sich zu betäuben versuchte, um dann im Kriege noch rasch einen billigen Trunkenheitsexzeß zu begehen.

*

Die schauspielernde Frau ist im bürgerlichen Zeitalter mehr Frau als Schauspielerin. Die Bühne wird zur Fortsetzung des Alkovens – und das bürgerliche Weib, das zum Theater geht, begibt sich in eine Zone, wo erotische Neugier und sexuelle Tobsucht den Ausschlag geben. Die Nachkriegszeit, die alle Verfallstendenzen der bürgerlichen Epoche ganz hüllenlos zum Vorschein brachte, offenbarte nunmehr auch diesen Umstand sehr augenfällig. Wenn man die Schauspielerinnen unsrer Tage überblickt, so entdeckt man, daß sie fast alle – die bessern wie die schlechtesten – als Einpeitscherinnen der Geschlechtswut fungieren, die sich öffentlich anreizen läßt, um sich dann im Geheimen auszutoben. So wurde das Theater innerhalb einer christlichen Zivilisation, die die fleischliche Lust mit dem Odium der Unzüchtigkeit versah, dem unterjochten Eros zum Ventil. Im Theater nimmt diese Zivilisation an sich selbst Rache. Die geschminkten Weiber, die auf der Bühne deren Geschlechtsmoral verkörpern und deren aesthetischen Ansprüchen schmeicheln, sind nur das Sinnbild jener Unwahrhaftigkeit, die das Wesen der bürgerlichen Moralwelt ausmacht. Völker, deren Geschlechtstrieb nicht verkrüppelt, deren sexuelles Leben nicht pervertiert war, deren Sexus eben noch Trieb und nicht Betrieb bedeutete, hielten nicht von ungefähr die Weiber ihrer Bühne fern: Sie ahnten, daß dem normalen Mann unter Umständen auch ein Mann oder Knabe genügen kann, um zum Weib zu gelangen. Eine Menschheit, die das andre Geschlecht

braucht, um sich geschlechtlich anzuregen, ist phantasielos. Und ihre Erotik gebraucht die Bühne als Ersatz. Die Kunst soll ihr geben, wozu Natur nicht mehr zureicht.

Die Luft, in der die Schauspielerin Rutkowskaja atmete, war in erster Linie Ehrenrettung der schauspielenden Frau. Ich habe niemals reinere, das ist: unverfälschtere Weiblichkeit auf der Bühne gesehen. Darum war sie, beispielsweise, die einzige glaubhafte Candida. Candida ist die schwierigste und verantwortungsvollste Frauenrolle der modernen Dramatik. Rutkowskaja gab ihr Sinnenleben so unbeschwert von allem Psychologischen, ihre Fraulichkeit so unberührt von allem Pervertierten, ihre Geschlechtlichkeit so abgewandt vom Rationalistischen, daß die Leistung in der Theatergeschichte unsrer Zeit unvergleichlich blieb.

Ich habe Rutkowskaja in allen Gestaltungen gesehen: in prunkvollen Ausstattungsstücken und in nüchternen bürgerlichen Dramen; in geordneten Bahnen des großstädtischen Theaterbetriebs und in der kümmerlichen Kulissenwelt jener Schmierenaufführungen, die wir in den ersten Jahren der Revolution mitmachen mußten, um nicht zu verhungern. Und immer wieder war zu bewundern, wie wenig das Äußerliche über ihren Wesenskern vermochte. In ihr lebte eine Fülle, die sich ganz unabhängig von den andern Notbehelfen der Bühne und der Schauspielerei entfaltete. Sie beglückte durch die einzige Gabe, an der es den Schauspielerinnen des bürgerlichen Theaters mangelt: durch das Vermögen, unsre Phantasie mit Andeutungen anzuregen und unser Gefühl zu Mitgefühl zu steigern. Die erfolgreichen Frauen unsres Theaters sind alle nach demselben Rezept gemacht. Man kann auf sie anwenden, was David Hume grünen Feldern nachgesagt hat: Wer eins gesehn hat, der hat alle gesehn. Sie brauchen Nacktheit, um erotisch zu wirken; einschmeichelnde Kitschigkeit, um zu faszinieren. Rutkowskajas Künstlerschaft erzielt die gleichen Wirkungen mit andern, viel natürlichern Mitteln. Und das macht ihre Zauberkraft aus.

*

Die Revolution brachte dieser Künstlerin nichts als Enttäuschungen. Sie gehörte zu den ganz Wenigen, die sich von der Umwälzung artistische Hochflut versprachen. Sie stellte sich begeistert in den Dienst der Theaterrevolution und kämpfte mit einer wahrhaft bewunderungswürdigen Entschlossenheit für die Umgestaltung des bürgerlichen Theaters. Aber als Spielerin kam sie nicht auf ihre Rechnung. Hier war vor Allem jenes allgemeine Übel hindernd im Wege, das die Entwicklung des russischen Theaters während der Revolution in jeder Weise so beschwerlich gemacht hat: der Mangel an neuer Dramatik. Wenn schon Regisseure wie Meyerhold daran beinah zu Grunde gingen: um wieviel mehr mußte dieser Mangel schauspielerische Auswirkungen hemmen! Dann kam eine Periode der Verflachung, der Ernüchterung, der Alltäglichkeit, in der Alles, was die Revolution sozusagen aus aesthetischen Motiven annahm, in tragischen Zwiespalt mit sich selber geriet. Die letzte Erinnerung, die ich an Rutkow-

skaja habe, ist diese. 1922, kurz vor meiner Abreise, saßen wir zu Moskau in einem jener Caféhäuser, die damals an allen Straßenecken wie Pilze aus der Erde schossen. Wir plauderten über Belangloses. Plötzlich schwieg sie. Ich sah sie an und bemerkte Tränen in ihren Augen. Sie deutete stumm auf die Gestalten, die uns umgaben. Es wäre in der Tat unmöglich, vor diesen Ausgeburten der Hölle, die der Blick da traf, nicht zu erschauern. Vor einer Menschensorte, ausgespien aus den tiefsten Schlünden der Banalität, der Habgier, der Gemeinheit, der Brutalität. Die neuen Reichen und die alten Schieber, die Mitesser der Revolution, die Ausbeuter des Bürgerkrieges: Alles war da beieinander. Zwei ihrer Tränen fielen auf die Tischplatte, und sie sprach, kaum hörbar:

„Ist dafür gekämpft worden?“

Madelon von Alfred Polgar

Ein diätetisches Stück von Jean Sarment, ohne Salz und Gewürz, nur mit ein paar Tropfen Wehmut angebittert.
Eine rechte Fasten-Komödie; gespielt im Wiener Akademie-Theater.

Die herbstliche Madeleine, erfahren in vieler Liebe, klug und gut, verliert ihr reifes Herz an den Musiker. Er ist Künstler und Kind, also doppelt Egoist. Bedenkenlos nimmt er, was sie bedenkenlos gibt. Er hängt an ihr, aber natürlich: so das rechte Syndetikon, Erotikon ist es nicht, was ihn bindet. Nach ein paar Jahren opfert er sie andern Göttern. Von ihnen enttäuscht und verlassen, kriecht er wieder unter Madeleines Fittiche. Da hat er Schutz, Wärme, Güte ohne Gegenforderung. Das Ewig-Mütterliche zieht ihn an.

Eine zarte Komödie, voll von vielerlei Seelen-Klein. Aber wer, der Nerven hat, hält so flächig ausgebreitetes, der Strichelchen und Tupferchen weitläufig frohes Theater noch aus? Wer verträgt vier Akte Schattenspiel?

Frau Marberg gibt der Madeleine, im zwiefachen Sinn, den Takt eines noblen fraulichen Herzens. Herr Lohner ist der mit Naturgewalt grausame Knabe. Sein Spiel hat Feuer ohne Wärme. Treßler überrascht durch Brackenburg-Töne. So moll und legato hat man ihn noch selten gehört.

Hans Brahm inszeniert, mit feinem Gefühl für die literarischen Valeurs der Sache. Ein bißchen komisch wirkt die Apotheose des Jüngling-Kapellmeisters (im Künstlerzimmer steht Madeleine und blickt brünhildisch auf ihren taktierenden Siegfried).

Deutscher Amerikanismus von Kurt Heinig

Das ist auch so ein ...ismus, der die Form, die Geste, den Mantel kopiert, ohne über das Wesentliche — das eigne Wesen — nachzudenken! Die Rinde des kümmerlichen Baums entspricht den Lebensbedingungen der Umwelt dieses seelenlosen Vegetationsproduktes: sobald aber die Natur irgendwem zwei Beine wachsen läßt, bildet er sich ein, fortan von ihr unabhängig zu sein. So spricht ganz Deutschland zur Zeit vom Ebenso-wie-Amerika, entschuldigt damit die zu Protest gehenden Wechsel, meint die Beine auf dem Stuhlsitz, den Bubikopf, die flachen Absätze und den ebenso gestalteten Verstand.

Als wenn das Amerikanismus wäre!

Der deutsche Amerikanismus sieht so aus wie Fabrikbesitzer Brustraus in Obersdorf; es ist an ihm Alles materialecht — nur: es ist nicht die gewachsene Schale. Hinter diesen Häuten verbirgt sich mancher brave Schulze, der sogar seine Vorzüge hat — leider vermeidet er, sie zu verwerten, weil er sich augenblicklich grade „amerikanisiert“.

Überdies geht es seinem Antipoden ebenso. Dessen Frau muß sich ein rotes Kopftuch umbinden und „bolschewistisch“ oder „rotarmistisch“ exerzieren. Als ob das Sozialismus wäre! Rote Farbe macht noch keinen Revolutionär.

Der Endeffekt all dieser nüchternen Besoffenheit ist leider nicht der Aschermittwoch. Wenn er käme, so hätten wir ja Aussicht auf einen herrlichen deutschen Kater, und vielleicht, nach einem sauern Hering, sogar auf Besinnung. Aber die Sache ist viel schlimmer, sitzt viel tiefer. Deutschland ist aufrichtig bemüht, „sich hineinzuleben“. Daraus muß eine Quersumme entstehen, die mit einem großen Bruch endet!

Der Straßenverkehr der großen Städte ist eine Aufgabe, die immer wieder neu gelöst werden muß. Die richtigen Antworten erwachsen aus dem Wesen der Verkehrsfragen. Bei uns wird kopiert. Es werden weiße Striche auf die Straße gemalt, rotleuchtende Schildkröten im Asphalt „verankert“, Verkehrstürme errichtet (mit drei Monaten Bauzeit) und Schutzleute an die Ecken kommandiert. Die Ausmaße seien hier mit Amerika nicht in Vergleich gestellt, denn es entscheidet ja nicht das Größenverhältnis, sondern die Selbständigkeit der Durchdenkung.

In Amerika winken die Verkehrsposten — bei uns halten die Straßenkommandos die Wagen meist auf, um sie zu schleusen, statt den Verkehr zu regeln. Und dazu benötigen sie merkwürdige Bewegungen: mystische, wohl aegyptische Arm- und Handstellungen, auf dem Kasernenhof gelernt.

Die Straßenbahnen sind in Amerika meist ebenfalls überfüllt, die Untergrundbahn in NewYork ist nicht nur mit schrecklich dreckigen und unaesthetischen Bahnhöfen ausgestattet, sondern wird auch durchaus nach dem bekannten Pökeltonnenprinzip geleitet: Je mehr Menschen in einem Wagen, umso größer der Reingewinn. Die Bürgersteige der amerikanischen Großstädte wimmeln während der Hauptgeschäftsstunden von hunderttausend Menschen. Es ist also,

bis auf die Sauberkeit unsrer Untergrundbahnhöfe, Alles „wie bei uns“. Nur habe ich drüben kein Zusammenknallen erlebt, keinen Krach, keinen Schaffner, der auf seine Polizeigewalt pocht, und keinen Verkehrsposten, der mit dem angehaltnen Chauffeur herumschimpft. In Amerika passiert höchstens, daß die an der Straßenkreuzung in einander verknäulten Autos mit ihren sämtlichen Tuten und Hupen entsprechend laut höhnisch lachen, wenn Bill oder Jonny mit der Verkehrsordnung nicht gleich fertig wird.

Bei uns bin ich einmal dabei gewesen – ohne daß deswegen eine neue Periode der Verkehrsgeschichte begann – da schnauzte auf dem Potsdamer Platz vom Bremserhäuschen aus der grüne Luftweichensteller einen Droschkenkutscher an, der ohne Erlaubnis um Schinkels Briefmarkenpavillon herum wollte. Dann schob die Polizei sorgfältig das Turmfensterchen wieder herunter und regelte weiter.

Die Berufsphilosophie der Verkehrsposten in den zwanzig Türmen der Fünften Avenue hat wohl die Erkenntnis gebracht, daß Verkehr eine bewegliche Sache ist; nach unsrer Polizeiphilosophie besteht er aus Menschen, die den Vorschriften mehr oder weniger gehorsam nachkommen.

Die sogenannte Amerikanisierung unsres Verkehrswesens ist ein Signalturm mit Perücke.

Die falschverstandene Technisierung des Autobetriebs hat uns auch das Stopplicht und den rotleuchtenden Richtungsweiser beschert, den immer mehr Wagen – wohl, weil sie ganz besonders vornehm sein wollen – sogar an beiden Seiten haben. Die damit notwendig eintretende Multiplikation der Betriebsaufgaben des Autoführers betrachten die Verantwortlichen als Vereinfachung des Verkehrs.

Aber auch im gelobten Amerika findet man diesen „Deutschismus“. Bei uns werden gute Ideen durch Ergänzungen zu den Ausführungsvorschriften ums Leben gebracht – dort automatisiert man mitunter so lange, bis überhaupt kein Geist mehr in der Maschine ist.

In Washington, zum Beispiel, der guten Stube der Vereinigten Staaten, sind sämtliche Bürgersteige an den Straßenecken mit einer Lebensmaxime in weißer Ölfarbe beschabloniert: „Es wird der Bürger um Sauberkeit ersucht, die Feuer vermeidet.“

In Atlantic City, dem Zwanzigkilometer-Badestrand bei Philadelphia, ist der Straßenverkehr automatisch reguliert. Sämtliche grünen Lampen leuchten im ganzen Straßenzug zugleich auf, und genau so werden die Kreuzungen zugleich versperrt: die Hauptverkehrsstraßen sind zwei Minuten fahrfrei, die Querstraßen jeweils eine halbe Minute. Ich sah die vorbildliche Verkehrsregelung zuerst an einem schönen Herbst-Sonntagmorgen. An der einsamen Kreuzung wartete das einzige Auto brav jene zwei Minuten, bis es um die Ecke durfte...

Immer wiederholte Warnung vor Feuersgefahr, Verkehrsregelung bis zum Exzeß und vor Allem Hygienepredigten erscheinen uns feuersichern, rechtwinklig gesteuerten und

saubern Europäern leicht als drei typisch amerikanische Fimmel.

Das Wasserglas in öffentlicher Benutzung gibt es nicht: überall findest du neben der Wasserflasche im Büro und neben dem Eiswasserhahn im D-Zugwagen die notwendige Menge Papiertüten. Im Lavatory des Field-Museums in Chicago, aber auch im Straßenbahner-Waschraum des Depots der Stadt Detroit fand ich nicht einmal leinene Handtücher. Es kommt doch zuerst zu komischen Gedanken, wenn du vor einem Apparat mit dem Fuß den Strom einschaltest, um dir mit dem dadurch entfesselten Föhn die Hände abzutrocknen. Man gewöhnt sich aber bald an die Bakterienidiosynkrasie, zumal dann, wenn in der Erinnerung das schöne deutsche „unendliche“ Handtuch hochkommt, das oben schon wieder trocknet, wenn es unten noch benutzt wird.

Manchmal entsteht aber doch ein gewisser Ärger über den amerikanischen Hygienesport. Ich habe bisher weder in Paris noch in London oder Stockholm, ja nicht einmal im Amsterdamer Judenviertel so viel Dreck, jahrealten, stinkenden, offensichtlich für die Ewigkeit liegengelassenen Straßen- und Häuserdreck gesehen wie in der Allenstreet von NewYork und in den kleinen dunkeln Querstraßen, die in Chicago die Wolkenkratzer des Zentrums etwas auseinanderhalten. Zum Glück haben die NewYorker Judenjungen ein nettes, allerdings nicht ganz geruchfreies Spiel erfunden: sie verbrannten überall, als ich sie Sonntag vormittag elf Uhr besuchte, den Inhalt auf der Straße herumstehender Müllkästen und andrer Kisten: Kartons, Zeitungen, Besen, Lumpen, alte Stiefel und eine kleine tote Katze. Über ihnen ratterte der Expreß-Hochbahnzug.

Die Negerquartiere, so das in Washington, sind zum mindesten im westlichen Europa so leicht nicht zu unterbieten. Es gibt allerdings auch, namentlich in NewYork von der sogenannten zweiten Generation erreicht, recht bourgeoise Italiener-, Juden- und Negerviertel.

Wahrscheinlich mißt der Europäer das amerikanische Wohnen und Hausen überhaupt falsch. Es wird in Amerika Vieles als Provisorium oder als Nebensächlichkeit betrachtet, was bei uns Heim- und Wohnkultur heißt (ohne es deswegen immer zu sein). Vielleicht liegen diese innern Widersprüche zuletzt darin, daß der Mensch sich meist in seiner eignen Haut nicht zurecht findet? Mir schien es wenigstens so, als ich in dem Acht-Millionen-NewYork in einer deutschen Zeitung die Einladung zu einem kleinen Vergnügen des ‚Deutsch-israelitischen Landwehrvereins‘ fand.

Zu diesen Professoren

Wir befinden uns über so vieles in unserm künstlerischen, politischen, ja, auch wissenschaftlichen Leben („Deutsche Wochenschrift!“; nieder mit jedem, der da nicht ehrfurchtsvoll erbebt!) in einem so tiefen, chauvinistischen Irrtum, daß es einem ordentlich wohltut, diese Dinge mal von einem freiern Geist beurteilt zu sehen. *Fontane*

Aus der höhern Beamtenschaft

Der alte Fürstenberg wurde einmal gefragt, weshalb er einen seiner Angestellten entlassen hätte. „Mit dem Menschen“, antwortete er, „kann man nicht zusammenarbeiten. Der hat die beiden schlechtesten Eigenschaften, die man nebeneinander haben kann: er ist dumm und fleißig.“

Da wir grade von Külz sprechen – wen überkam nicht tiefes Mitgefühl, als dieser vortreffliche Mann in der Blüte seiner Jahre nach dem Mißtrauensvotum für die Regierung Marx die Ministerestrade im Reichstag verließ, um sich wieder unter das niedere Volk im Plenarsaal zu begeben. Zwar lebt sein Werk fort: zum Kampfe gegen Schmutz und Schund werden, wie es heißt, eine Ministerialratsstelle und vier Regierungsratsposten im Reichsinnenministerium neu geschaffen, und allein diese Tatsache wird hoffentlich genügen, um die Ministerialbürokratie für alle Ewigkeit zu den treuesten Anhängern der lex Külz zu machen. Aber der Brave selbst? Eben noch 36 000 Mark im Jahr – und nun verstoßen von der Tafel der Arrivierten! Denn daß Herr Külz als Vertreter der Demokraten in ein offnes oder verkapptes Bürgerblockkabinett geschickt würde, ist, nach seinen letzten Glanzleistungen, doch unwahrscheinlich: Fachminister dieser Art hat die Rechte allein genug; die braucht sie sich nicht bei halbrechts auszuleihen. Und ein zweites Mal wird sich ja wohl auch Erich Koch nicht dem Wunsch der Bayrischen Volkspartei fügen und sich zugunsten der Külze von der Ministerliste streichen lassen.

So kehrt Herr Külz, das sittenstrenge Herze ungebrochen, in seine sächsische Heimat zurück, um seine Regierung in Dresden fortzusetzen. Aber auch dort wirds Schwierigkeiten geben, denn Herr Külz fühlte sich als Dauerregierer seiner Sache schon so sicher, daß er sich nur bis zum ersten Oktober seinen angestammten Bürgermeisterposten in Dresden offenhalten ließ. Inzwischen aber hat die Stadt Dresden eine sozialistische Mehrheit bekommen, und die wird sich doch wohl für dieses wohlgepflegte Stadthaupt bestens bedanken. Ein einziger Trost bleibt also hienieden: daß Külz als Kolonial- und Kommunalbeamter, auch ohne zweijährige Ministerzeit, Anspruch auf volle Ministerpension hat. Ists auch nicht ganz so reichlich, wie bisher in Berlin und früher in Dresden, wo die städtischen Legate den Bürgermeistern die höchsten deutschen Kommunalgehälter verschaffen, so werdens doch noch immer reichlich 20 000 Märker pro Jahr, die das Reich von nun an zum Dank für treue Dienste Herrn Külz zu zahlen hat.

Zwar hat eben der Reichstag sich eine Liste der hohen Staatspensionäre vorlegen lassen, und die Presse voll Entrüstung festgestellt, daß nicht nur Ludendorff und alle Hohenzollernprinzen, sondern auch Cuno und die andern zivilen Heilbringer deutscher Politik Ministerpensionen beziehen, weil sie früher einmal Regierungsräte waren. Aber du mußt nicht meinen, holde Leserin, daß in Deutschland etwas geschieht, wenn ein Mißstand aufgedeckt wird. Man arbeitet Denkschriften aus, untersucht, daß sich die Balken biegen, trifft mit wissenschaftlicher Gründlichkeit Feststellungen, und legt sich befriedigt darüber, daß mans nun auch ganz genau weiß, schlafen.

Gute Nacht, holde Leserin!

Aus den besseren Ständen

Guten Morgen, holde Leserin!

Vergiß nicht das Abonnement auf den Reichs- und Staatsanzeiger zu erneuern: Dort pulsiert das deutsche Leben, nach den

Vorschriften des öffentlichen und dies bürgerlichen Rechts, und noch vorm Mensendiecken kannst du dich darüber orientieren, wies in der feinen Welt zugeht.

Zum Beispiel so (Bekanntmachung Nr. 93 167):

Geschlechtstag der Familie von Helldorff.

Die von Johann Heinrich von Helldorf abstammenden Herren von Helldorf werden in Gemäßheit der Familienstatuten vom 23. Januar 1904 zu dem am Sonnabend, den 15. Jan. 1927, 11 Uhr, zu Halle, Hotel Stadt Hamburg, stattfindenden Geschlechtstage hiermit eingeladen.

Verhandlungsgegenstand:

1. Besprechung des neuen Familienstatuts.
2. Wahl eines Geschlechtsvorstehers!.
3. Verschiedenes.

Es ist dringend erwünscht, daß die Agnaten in Person erscheinen oder sich wenigstens vertreten lassen.

Schwerstedt und Nebra, den 10. Dezember 1926.
Karl-Heinrich von Helldorff. Heinrich Ferdinand von Helldorff.

Daß die Familie Helldorff sich ein neues Familienstatut geben will, ist das beste Zeichen, daß wir in einer neuen Zeit leben. Und wer das nicht glaubt: frage doch einmal auf dem Preußischen Justizministerium nach, wieviel Fideikommisse es in unserm garantiert demokratischen Volks- und Freistaat noch gibt. Vor drei Jahren habe ich mich einmal danach erkundigt: da waren von 1300 Fideikommissen schon 500 aufgelöst. Obs jetzt schon 520 sind?

Aus dem Bürgertum

Die ‚Deutsche Juristen-Zeitung' hat ihren Hochschul-Lesern eine Preisaufgabe gestellt, die gewiß weiteste Resonanz finden wird, weil sie aus dem Geiste unsrer Zeit geboren ist. Es soll nämlich die Frage beantwortet werden, mit welchen Mitteln an Stelle der Schlägermensur sich der studentische Ehrbegriff erhalten ließe.

Die ‚Deutsche Juristen-Zeitung' fügt sich damit, etwas weich und voreilig, dem Gesetzentwurf, durch den die Schlägermensur als Zweikampf mit tödlichen Waffen nicht mehr mit Festung, sondern mit Gefängnis bestraft werden soll. Kein Wunder, daß solche Weichlichkeit anderswo abgelehnt wird. Lesen wir, was darüber der Facharzt für Chirurgie in Zwickau in Sachsen, Dr. med. Hans Meyer, in einem ausgewachsenen Leitartikel der Berliner ‚Börsen-Zeitung' sagt:

„Um aber Zertrümmerungen der Schädelwandungen außerhalb des Bereiches der Möglichkeit zu stellen, wurde die Klinge des Schlägers grade und denkbar leicht gestaltet, also sehr unterschiedlich zum Säbel, andrerseits mußte die Wucht des Hiebes erheblich verringert sein durch die hohe Armauslage bei unverrückbarem, nächstem Abstand der Fechtenden, also auch wieder im Gegensatz zum Säbel, der bei sprunghaftem Vorgehen und möglichster Ausnutzung der Schwungkraft des Armes eine ungleich größre Hiebkraft gestattet. Demzufolge war dem Schläger als Höchsteinwirkung dem Schädel gegenüber nur die eventuelle Zeitigung eines mehr oder minder oberflächlichen Knochensplitters verblieben, eine Verletzung, die mit einer Lebensgefahr nichts zu tun hat, und die dem Facharzt keinerlei Hochachtung abgewinnen kann."

Und welcher ehrenhafte Student wird nicht bestrebt sein, auch dem Facharzt Hochachtung abzugewinnen.

Kampfmittel

„Barmat“, habe ich neulich bei den Edelnationalisten gelernt, „ist das Symbol des Marxismus.“ Da kann man nichts machen. Nur vielleicht nachdenken, wie hier politisch gekämpft wird.

Unbequeme Oppositionelle werden bekanntlich nicht mehr gekillt, sondern „unmöglich gemacht“. Man dreht das so, daß man diesen Leuten irgendwelche persönlichen Vorwürfe anhängt; die brauchen nicht einmal ehrenrührig zu sein – es genügt schon, wenn sie in den angreifenden Kreisen als solche empfunden werden. Der Republikaner auf dem Lande und in der kleinen Stadt weiß davon zu sagen.

Die Leute, die sich Republikaner nennen, verhalten sich aber nicht immer richtig dabei. Sie verteidigen sich ernsthaft. Falsch.

Man muß den Lümmeln, die mit „Gelagen“, „ausschweifendem Lebenswandel“, „Geschäftstüchtigkeit“ politische Kämpfe führen, über das Maul fahren, daß ihnen die Lust zu solchem Tun vergeht – man darf ihnen aber unter gar keinen Umständen den Gefallen tun, auf ihre polizeilichen Führungszeugnisse einzugehen.

Ob Ludendorff seine Scheidung mit saubern Mitteln durchgesetzt hat, ist für uns gleichgültig. Weder besagte das bei dem geltenden Eheunrecht irgendetwas gegen den Mann, noch sind wir legitimiert, über sein privates Leben zu urteilen. Das ist ausschließlich seine Sache. Nur soweit er in der Öffentlichkeit wirkt, darf er angegriffen werden. Der Rest ist Feigheit. Dieser Feigheit machen sich die Andern dauernd schuldig, und mit Erfolg.

Damals, als sie gegen den blitzsaubern Severing hetzten, hieß die Antwort: Er hat das nicht getan, was man ihm vorwarf. Warum steht keine Zeitung, keine Partei auf und sagt: Kusch! Solange der Mann keine amtlichen Schweinereien macht, habt Ihr den Mund zu halten! Wir denken gar nicht daran, uns zu verteidigen. Was ist denn das für eine freche Anmaßung, von den Gegnern einen Heiligenschein zu verlangen? Haben die kaiserlichen Landräte den getragen? Hat Bismarck ihn gehabt? Und dieses Manko war ihr kleinstes. Darauf kommts gar nicht an.

Leider, leider wirkt so ein „Angriff“, mit der Klosettbürste geführt, heute noch am meisten in den Kreisen der Angegriffnen. Nie haben die den Mut, zu sagen: „Eure Ehrbegriffe sind uns vollständig schnuppe. Hat unser Führer nachts kleine Mädchen empfangen? Viel Vergnügen. Das geht euch einen Eierkuchen an.“

Stattdessen halten sie Sitte und Ehrbarkeit hoch, daß es nur so knackt, ziehen den dümmsten Bonzen, wenn er nur philiströs lebt, einem genialen Unordentlichen vor und befolgen also artig die Vorschriften der andern Welt. O tränke doch Hermann Müller einmal einen über den Durst und über die ratio! O tanzte doch Wels einen kleinen Charleston! O bliese doch Külz das Saxophon! Aber sie sind ordentlich und brav, und über ihre private Führung ist diesseits Nachteiliges nicht bekannt. Bleibt die öffentliche.

Man schlägt den Brüdern die übel duftenden Kampfmittel nur aus der Hand, indem man sich die Nase zuhält und sich abkehrt. Und indem man weite Kreise erzieht, ebenso zu tun. *Ignaz Wrobel*

Betriebsunfall

Kranke Kommandostimmen desgl. Stotterer und Lispler gesunden sofort.

A. Hinnrichs, Berlin-Friedenau, Saar-Straße 7,
akad. Musiklehrer, Dipl.-Sprechlehrer (Meth. Prof. E. Engel).

Militärwochenblatt

Einer ihrer Staatspräsidenten, wohl der Doktor Hummel, hat neulich die weisen Sätze gesprochen: Es geht so nicht weiter – wir können nicht vor den demokratischen Industrie-Arbeitern sozialistisch und vor den demokratischen Schwerverdienern kapitalistisch tun. Und er hat festgestellt, daß man als deutscher Demokrat künftig aus seinem kapitalistischen Herzen keine Mördergrube machen solle.

Ich finde sehr richtig, daß man hier endlich Entscheidungen gegeben hat, möchte aber nun wissen, wodurch sich eine kapitalistische Partei, mit dem aufgewärmten Kohl von 1848 als Morgen-, Mittags- und Abendgericht, noch grundsätzlich von ihren rechten Nachbarn unterscheidet. Herr Hummel hat diese Frage zwecks Wahrung des demokratischen Eigenlebens und der Parteibelange nicht gestellt. Aber die einstens demokratischen Wähler haben auch auf diese Frage seit Jahren die Antwort gefunden.

Was ein deutscher Demokrat ist, fängt nun an, über der Massen Unverstand larmoyante Reden zu führen. Ich glaube, der Künstler Theodor Wolff hat für seine Partei einmal das Gleichnis der abgerackerten Ehefrau gefunden, deren Mühen der leichtlebige Gemahl dadurch entlohnt, daß er von dem schwitzenden und verrunzelten Faktotum seiner Küche zu lockenderen, leichtern Frauen wegläuft. Wäre aber selbst die Moral der Liebe aus Dankbarkeit nicht verdammt fadenscheinig, so träfe der Vergleich doch nur zu, wenn die abgeschaffte demokratische Hausfrau einstens ein schönes reizvolles Weib gewesen wäre. Und das war sie nie.

Die demokratische Partei ist verpatzt, seit sie lebt. Sie war ewig verschwitzt und rackerig und kann sich heute nicht auf eine redlich verbrauchte Schönheit berufen, die sie eben nie besessen.

Sinn kann es haben, so man liberal, kapitalistisch, halb-chauvinistisch und formal-tolerant ist, diese Überzeugungen in einer liberalen, kapitalistischen, halbchauvinistischen und formal-toleranten Gruppe wie der Deutschen Volkspartei als linker Flügel zu aktivieren. Darin haben die bärtigen Schlaumeier, die Geldmänner Schacht und Siemens und die übrigen Parteideserteure ganz recht gehabt. Statt dessen hat eine Gruppe hochanständiger, ehrlich aufgeregter und grundbiederer Leute, wie sie sich um die ‚Berliner Volks-Zeitung' oder um Schücking oder Erkelenz oder Quidde oder in der demokratischen Jugend sammeln, dauernd versucht, ihren Versöhnungsdusel in Gang zu bringen, mit revolutionärem Pathos Evolution zu predigen und mit realpolitischer Resignation flammend Proteste auszulöschen, einen Staat zu erhalten, der sie grün und blau schlägt, und mit diskreten Seufzern jeden neuen Schwindel der lautlosen Diktatoren mitzumachen. Sicherlich sind die Redlichen dieser linken Gruppe, die ja mehr oder weniger die Partei auf Sand gesteuert hat, sympathische Enthusiasten ohne ökonomische Bildung, ohne wirtschaftliches Programm, ohne rechte Vorstellung von dem Schicksal, dem Weg, dem Ziel und dem Willen der arbeitenden Menschen in diesem Land, auf diesem Kontinent, auf dieser Erde.

Wenn die DDP, seit Jahren schon zahlungsunfähig, über kurz oder lang wird Konkurs anmelden müssen, so wird Das ein wahrer Segen für die Politik sein. Der pathetische Harmonienebel, der den ununterbrochnen Kampf der Klassen ins Blinde führte, wird zu schwinden beginnen, und die wahren Fronten werden sich zeigen: drüben Weiß, hüben Rot; drüben klirrende Generale, lügende Journalisten, schwitzende Geldgeber, hüben – hoffen wirs – Lenins Strenge, Mussolinis Temperament, Cäsars Härte, Jesu Güte, Marxens Programm und Platons Geist.

Alfons Steiniger

Was es Alles gibt

Leinsamkeks blutreinigend Mark 2,40
Kopfarbeiterkeks Mark 3, –
Bambusgriffe für Liebesquelle-Übungen Paar Mark 1, –
Gestrickte Seidenwäsche *Aryana- Versandhaus Herliberg*

Muttersprache

Eine Provinzzeitung, die zu lesen ich öfters das Vergnügen habe, ist, abhängig von einem stark rechtsgerichteten Leserkreise, hinter Fremdwörtern her wie die Katze hinter der Maus. Rücksichtslos wird das Fremdwort herausgepolkt und durch ein deutsches Wort ersetzt.

Nun ist ja die Fremdwörterei bei manchen Schriftstellern gradezu krankhaft. Sie halten es für besonders literarisch, wenn sie sich mit Ausdrücken schmücken, die ihren Ausführungen den Anstrich einer Art Wissenschaftlichkeit geben. Das ist lächerlich. Hingegen braucht man sich wirklich nicht erst auf Schopenhauer zu berufen, der gegen „bornierte Puristen“ wettert, um für das notwendige Fremdwort einzutreten. „Fast die Hälfte der deutschen Wörter“, sagt er, ist aus dem Lateinischen abzuleiten; wenn auch dabei zweifelhaft bleibt, welche Wörter wirklich von den Römern angenommen und welche bloß von Großmutter Sanskrit her sind.“

Grauenhaft falsch aber sind Verdeutschungen wie „international“ mit „zwischenstaatlich“. Zunächst müßte „international“ mit „zwischenvölkisch“ übersetzt werden. Das gibt schon einen ganz verdrehten Sinn. Wenn man aber einen internationalen Kurort als „zwischenstaatliche Heilstätte“ verdeutscht, so ist das völlig blöd.

„Hôtel“ nennen sie: „Fremdenhof“. Das ist zwar dem Sinne nach richtig, falsch aber im internationalen Sprachgebrauch, weil schon Baedeker Qualitätsunterschiede zwischen Hôtel, Fremdenhof, Gasthof und Pension macht. Die Pension etwa Fremdenherberge zu nennen, kehrt grade den mit „Pension“ verbundnen Empfindungskomplex ins Gegenteil: fast hört man genagelte Schuhe über Holztreppen trampeln.

Sie nennen einen „Premierminister“: „Erstminister“ und übersehen ganz, daß auch „Minister“ ein Fremdwort ist. Der „Portier“ wird zum „Torwart“ oder „Torhüter“, obzwar grade der Portier in der Mannigfaltigkeit seiner Obliegenheiten in einem großen „Fremdenhof“ mit der Behütung des Tores gar nichts zu tun hat. Schopenhauer hat eben wieder recht: „Fremdwörter werden assimiliert und bereichern die Sprache“. „Psychoanalyse“ wird zur „Seelenzergliederung“, daher der „Internationale Psychoanalytikerkongreß“ sich in eine „Zwischenstaatliche Seelenzerglieder-zusammenkunft“ verwandelt. Wozu die gedankenlose Sprachreinigung verführt, geht aus der Verdeutschung einer Ball-Anzeige hervor, die im Original mitteilte, daß weder Masken- noch Kostümzwang herrsche. Der Verdeutscher wußte, daß man ein Damenkleid, bestehend aus Rock und Jacke „Kostüm“ nennt und verdeutschte, den Begriff mißverstehend: „es herrscht weder Masken- noch Kleiderzwang“, wobei er allerdings für gewisse Bälle so ziemlich das Richtige traf. Der Verband Deutscher Bühnenschriftsteller und Komponisten hat in Ahlbeck ein „Autorenheim“. Als der Fernsprecher für das Gebäude angemeldet wurde, kam das Schriftstück von der Post mit dem Vermerk zurück, daß Fremdwörter zur Bezeichnung von Anschlüssen unzulässig seien. Ahlbeck gehört zu Pommern. Das sagt Alles. Aber den Leuten kann geholfen werden, wenn sie sich entschließen wollten, das Wort „Post“ zu ver-verdeutschen. Ich schlage vor: „Mitteilungsbedürfnisanstalt“.

Felix Langer

Petras Aufzeichnungen

Ein ganz ungewöhnliches Dokument der Zeit und ihrer Menschen ist soeben erschienen: die knappen, fieberwachen Aufzeichnungen eines jungen Mädchens, das als Siebzehnjährige im Kriegslazarett röchelnden, zerfetzten Männern einen leichten Tod zu schaffen versucht hat und einige Jahre später in der Redaktion des ‚Völkischen Beobachters' die einzige Person gewesen zu sein scheint, die das abgeschmackte Treiben politischer Hochstapler, Hasardeure und Charlatans durchschaute.

Unter Narren die einzige Kluge, für die Sterbenden die einzige Hilfstätige – diese Paula Schlier hat in ihrem Buche: ‚Petras Aufzeichnungen' (Brenner-Verlag zu Innsbruck) mehr als Reportage oder sentimentale Erinnerungen gegeben. Zum ersten Mal öffnet eine jener unzähligen Namenlosen den Mund, die immer nur Angestellte scheinen, deren Name hinter der Anrede „Fräulein" im Murmeln erstickt wird, und die nur Ersatz für künftige Maschinen scheinen. Sie war Stenotypistin, saß an der Schreibmaschine, also wirklich, wie es nun heute ist, eine „bloße" Angestellte – aber sie besaß mehr Einsicht als Jene, die ihr diktierten. Was in ihr offenbar wird, ist der Typ dieses alleinstehenden Mädchens, das sich mit seiner Hände, seines Kopfes Arbeit durchs Leben schlagen muß, ganz auf sich allein angewiesen ist, keine Familienbande mehr besitzt, nichts von Haushalt, Hausfrau, Gattin weiß und wissen will und kann. Das revolutioniert das Bewußtsein, und so ergibt sich notwendig ein gewisser Wirrwarr, ein innrer Kampf, der auf viele verschlungne Pfade führt. Wir sehen in das Gesicht einer ganz neuen Generation, für die ständige Arbeit schon etwas Selbstverständliches ist, für die Arbeit und Leben aufs Engste verbunden sind. Ja, sogar schon die Abhängigkeit vom Arbeitnehmer wird nicht mehr als drückend empfunden: wenn es einem nicht paßt, geht man. Das Wort „Wandervogel" erhält hier einen neuen, aber auch einen nachdenklichen Sinn. Diese Menschen, die sich mit nichts verbunden fühlen, weichen auch dem Kampf mit dem Unternehmer aus, und darin liegt allerdings eine furchtbare Gefahr. Das Prinzip radikaler Freizügigkeit sabotiert in der verhängnisvollsten Weise die Idee der Klasse, des Klassenkampfes durch bürgerliche Existenzen, die aus der Bahn geworfen sind, aber nicht in die proletarische Front einschwenken wollen.

Bei aller Anerkennung der menschlichen Qualitäten, des schriftstellerischen Könnens und der ursprünglichen Begabung der Paula Schlier kann man solche Bedenken nicht unterdrücken. Trotzdem: lange, lange ist in deutscher Sprache kein ähnliches das Bewußtsein revolutionierendes Buch erschienen. Man steht tagelang unter seinem Eindruck. Man ist leicht geneigt, der ersten Aufwallung zu folgen und sich enthusiastisch zu dieser ungewöhnlich begabten Person zu bekennen. Erst später kommen einem die Einwände. Ich bin froh, sie geäußert zu haben.

Kurt Kersten

Eine kriegsverletzte Menschheit

Heute wurde in Brüssel der zweite internationale Kongreß nichthörender Sportsleute abgehalten, an dem nur Taubstumme teilnahmen. Acht Länder, darunter Frankreich und Deutschland, sind vertreten. Oesterreich hat seine Zulassung beantragt; es gab aber einige Schwierigkeiten, weil mehrere oesterreichische Delegierte hören können. Schließlich wurde der Beschluß gefaßt, Oesterreich zu der internationalen Vereinigung zuzulassen, wenn dieses Land sein Einverständnis erklärt, nur wirklich Taubstumme zu entsenden. *„L'Oeuvre"*

Pensionäre

Wir haben die Völker ins Elend gebracht,
wir haben gefressen bei Tag und bei Nacht.
Wir raubten dem Bauern die Ähre.
Wir schreiten noch immer gespornt und geschient.
Wir haben uns Wälder und Schlösser verdient.
Wir sind die Pensionäre!

Wir haben die tüchtigsten Helfer im Lohn.
Wir haben die Waffen und können auch drohn,
damit man uns reichlich ernähre.
Wir haben die Stirne, wir zwingen das Glück.
Wir haben, was wir verloren, zurück.
Wir sind die Pensionäre!

Wir haben um Ämter und Pfründe gezankt,
wir haben gewütet und abgedankt
und Keiner ergoß eine Zähre.
Wir haben zwar Sünden. doch drücken sie leicht.
Wir haben die höchsten Bezüge erreicht.
Wir sind die Pensionäre!

Wir haben die prächtigsten Posten im Amt.
Wir haben Weiber in Seide und Samt.
Wir hauen der Dummheit Altäre.
Wir haben uns nie so ins Fäustchen gelacht,
wir haben die Mittel, wir haben die Macht.
Wir sind die Pensionäre! *Karl Schnog*

Nachher

„Kommen Sie mit ins Wasser-Sanatorium?“ sagte er. Ich sah ihn an.
„Wird hier jemand geheilt?“ sagte ich. „Jemand... ja,“ sagte er.
„Sie verstehen nicht richtig: da wird nicht mit Wasser geheilt.
Anders: denken Sie an Kinderkrankenhaus. Wird da mit Kindern geheilt –
Kinder werden geheilt.“ „Wollen Sie vielleicht sagen, daß hier Wasser
geheilt wird?“ sagte ich. „Krankes Wasser... das habe ich noch nie gehört.“
„Sie sind nun schon so lange hier“, sagte er, „und kennen sich
immer noch nicht aus. Kommen Sie mit – ?“

Es war hinter dem Wasser-Planeten, einer dicken, gurgelnden und etwas
lächerlichen Sache, die da wie rasend umherwirbelte. An den Rändern
zischten die Spritzer in der Rotationsrichtung, dieser Himmelskörper
speichelte sich durch den Raum. Den ließen wir turbulieren, dann kam
der Große Salzsee, darüber hinaus war ich noch nie gewesen. Dann kam es.

Weit, äonenweit: Wasser, eine stille Fläche. Sie lag in der Luft wie eine
hauchige Scheibe, glasdünn, glasklar, wie mir schien. Ich sagte ihm das.
„Es ist nicht klar“, sagte er. „Das ist es eben. Es ist hier zur Erholung,
das Wasser. Es ist abgeguckt.“ „Was ist es – ?“ sagte ich. „Es ist abgeguckt“,
sagte er. „Sie haben da alle hineingesehn – Setzen wir uns. Ich werde Ihnen
das erklären.“ Wir setzten uns an den Rand der Wasserglasplatte. Man konnte
die andern Wolken sehn, die unterhalb wimmelten.

„Was tun Die, die Muße haben, wenn man ihnen Wasser oder Feuer vorhält?“,
sagte er. „Sie sehen hinein,“ sagte ich. „Richtig“, sagte er. „Aber...
sie sehen nicht hinein. Sie lassen sich hineinfallen. Die Augen werden glasig,
das Gehirn arbeitet nicht, es ist ein Halbtraum. ‚Das Leben zog in den Flammen
an ihr vorüber‘ – das steht in den Büchern. Es zieht gar nichts vorüber.
Die da springen aus dem vorüberlaufenden Strom der Zeit ins Wasser, ins Kaminfeuer,
wie auf eine kleine Insel; da stehen sie und blicken verwundert um sich.
Jetzt strömt das Andre, und sie selbst bleiben. Die Nerven lassen nach,
alles läßt nach, ist entspannt – die Zügel hängen lässig über die Wagendecke,
langsamer laufen die Zeitpferde... da senken sie sich ins Wasser.“
„In dieses Wasser hier?“ sagte ich. „Eben in dieses“, sagte er. „Sie haben
so viel hineingetan, das Wasser ist voll davon, und jetzt ruht es sich aus.
Mein Lieber, wer hat da alles Bröckchen des Lebens hineingeworfen, Bröselchen
von Schmerz, Erinnerung, Wehleidigkeit, Faulheit, Tobsucht, zerbissener Wut,
heruntergeschlucktem Begehren – ! Das strengt an. Das arme Wasser liegt hier
und ruht. Es muß wieder sauber werden. Es ist vermenscht.“

„Warum tun sie das?“ sagte ich. „Sie brauchen das“, sagte er. „Wenn die Flammen
züngeln, werden sie nachdenklich – bei den Flammen geht es noch besser,
sie verbrennen alles was in sie hineinfällt. Wenn das Meer rauscht, werden sie
nachdenklich – sie fühlen plötzlich Halbver-

gessnes. Einer klopft an die Tür, an eine wenig beachtete, kleine Hintertür... Sie öffnen den Spalt — da kommt es herein. Und drängt sie halb aus dem Haus, mit einem Fuß stehn sie draußen; außer sich. Für Augenblicke sind sie Pflanze geworden, sie wachsen dumpf vor sich hin, auch dieses Wachstum ist manchmal angehalten. Dann steht die Zeit still, und die Urmelodie wird hörbar: das Leid. Haben Sie jemals Einen gesehn, der froh ins Wasser gesehn hätte, froh ins Feuer — ?“ Ich sagte, daß ich das nie gesehn hätte. „Also was ist es — ?“ sagte ich. „Was empfinden sie, was bedeutet das?“ „Es ist eine Art Generalprobe“, sagte er. „Es ist ein süßschwacher Tod.“

Wir standen langsam auf und schoben uns von der Wasserplatte fort. Sie lag da, ruhig atmend, und als wir davonschwammen, sah es uns nach: aus hunderttausend Augen.

Kaspar Hauser

Wer wünscht sich ein Kind?

Bücher, Zeitschriften und Zeitungen haben ihre Schicksale. Nicht unmöglich, daß dieser Artikel einen Leser findet, der grade im Begriff ist, ein Kind zu adoptieren. Ja, warum soll er nicht? Ob da mit dem Mantel der Nächstenliebe nur eigner unfruchtbarer Acker zugedeckt wird, oder ob Andres geplant ist, tut nichts zur Sache — zu der Sache, die ich hier vorschlagen möchte.

Der ‚Quotidien‘ meldet aus London, daß dort eine reiche kinderlose Ehe sich auf hübsche Art zur großen Familie erweitern möchte. Von sechs Nationen, die Mitglied des Völkerbundes sind, will man sich je ein Waisenkind ausbitten, um es zu adoptieren: ein englisches, ein französisches, ein italienisches, ein spanisches, ein polnisches und ein schwedisches.

Jetzt wollen wir einmal nicht beleidigt sein, daß keine Schwarzrotgoldina dabei ist. Sicher ist, daß das europäische Engländerpaar ziemlich international denkt und fühlt. Lernen wir! Wer bei uns keine Kinder, wohl aber Sehnsucht nach ihnen und Geld hat, sollte gleichfalls international adoptieren. Es muß ja nicht gleich sechsfach sein, und die Garantien, die man sich für den Zuwachs wünscht, lassen sich durch die internationalen Frauenorganisationen auch ganz gut im Ausland verschaffen. Kluge Kenner der Vererbungslehre denken allerdings anders darüber...

Stellen Sie sich vor: eines Tages erzählt man seinen Kindern zwischen Pudding und Gemüse: Dein Vaterland ist Belgien, Deins die Schweiz, Deins Rußland, und um Deins entscheiden augenblicklich die Gase; ja, und dann sagen die Kinder nichts weiter, als daß sie das noch gar nicht gewußt haben, daß sie jetzt aber Ball spielen müßten, nach dem Abendessen könnte man ihnen ja schließlich noch mehr davon erzählen...

Wann adoptieren Sie international? *Erich Gottgetreu*

Die vitalen Interessen

Der Badische Einzelhandelsverband veröffentlicht in verschiednen badischen Rechtsblättern einen „geharnischten“ Protest gegen das Mensurverbot der badischen Regierung. „Der Badische Einzelhandel,“ so heißt es dort, „ist nicht willens, ferner ruhig mit anzusehen, wie seine vitalsten Interessen geschädigt werden.“

Liebe Weltbühne!

Die bejahrte französische Schauspielerin Cécile Sorel macht nach Amerika und spielt dort für ein kunstverständiges Publikum französische Stücke in echten Dekorationen. So nimmt sie, zum Beispiel, ein authentisches Bett der Dubarry mit.

„Wenn das Bett reden könnte!, sagte ein Regisseur.

„Il ne peut plus parler“, antwortete ein französischer Literat. „Il a trop crié.“

Antworten

Weser-Zeitung. Dein Verlag schreibt mir: „In dem Artikel der ‚Weltbühne‘ vom 30. November, der sich mit der DAZ. beschäftigt, sagt der Verfasser Herr Fritz Wolter: ‚Ein drittes Pressefeld, auf dem die Darmstädter Bank finanziell arbeitet, ist die Weser-Zeitung.‘ Dieser Satz erweckt im Zusammenhange mit dem Vorhergesagten den Anschein, als ob die Weser-Zeitung Subventionen von Seiten der Darmstädter und Nationalbank erhalten habe. Die Weser-Zeitung hat aber weder von der Darmstädter und Nationalbank, noch von irgend einer andern Seite her, irgendwelche Subventionen erhalten. Wie Sie aus dem zur Verfügung gestellten Material sich weiter überzeugen können, hat die Weser-Zeitung ihre allgemeinen nationalen und die Aufgabe, die ihr das nordwestdeutsche Wirtschaftsgebiet und der Seehandelsplatz an der Weser stellt, aus eigner Kraft zu erfüllen gesucht und vermocht. Wenn der Artikel des Herrn Wolter hinter der politischen Einstellung der Weser-Zeitung Finanzeinflüsse der geschilderten Art vermutet, so irrt sich der Verfasser. Die Kritik an der Außenpolitik wie die Unterstützung der Politik des Reichsaußenministers sind stets das Ergebnis der unabhängig von äußern Einflüssen gewonnenen Überzeugung der Schriftleitung gewesen.“
Darauf antwortet Fritz Wolter, dem das Material der Weser-Zeitung vorgelegen hat: „Die Geschäftsberichte und brieflichen Mitteilungen der ‚Weser-Zeitung‘, die die Bremer Herren der ‚Weltbühne‘ in dankenswerter Weise zur Verfügung stellen, bestätigen, daß das Blatt finanziell mit der Darmstädter und Nationalbank zusammenarbeitet. Gelegentlich ist wohl auch, in vergangenen Jahren, bei größern Ultimozahlungen, die Weser-Zeitung einmal vorübergehend mit einigen tausend Mark bei der Bank im Minus gewesen. Und diese Inanspruchnahme hat zusammen mit der ebenfalls von Redaktion und Verlag nicht bestrittnen Wandlung in der außenpolitischen Haltung des Blattes die Vermutung nahegelegt, daß, wie so oft, Politik und Finanzverbindung auch hier, bewußt oder unbewußt, auf einander abfärben. Ist das, wie die Weser-Zeitung versichert, nicht der Fall – um so besser. Auch ich bin überzeugt, daß es der Darmstädter Bank, selbst wenn sies wollte, nicht leicht fallen würde, die Bastion an der Weser zu erobern. Denn hinter der Weser-Zeitung stehen seit neun Jahren als Hauptaktionäre sehr zahlungskräftige Bremer Wirtschaftskreise. Am 1. Januar 1918 wurde nämlich das bis dahin fortschrittliche Blatt von einem Bremer Konsortium aufgekauft, nachdem der bisherige liberale Verlag vor die Alternative gestellt worden war: entweder Übergabe, politische Kontrolle durch eine fremde Kommission, oder Bekämpfung durch ein neues Konkurrenzblatt. Wohl oder übel mußte der alte Verlag, Carl Schünemann, heraus, und prompt wurde die Weser-Zeitung im Sinne der Tirpitzschen Vaterlandspartei umdirigiert. Es berührt heute tragikomisch, den Nachruf zu lesen, den damals die ‚Münchner Neuesten Nachrichten‘ dem ‚Schicksal der Weser-Zeitung‘ widmeten: ‚Der ganze Vorgang beleuchtet grell die großen Gefahren, die der Unabhängigkeit der deutschen Presse durch die Verquickung großkapitalistischer mit publizistischen Bestrebungen erwachsen. Die Weser-Zeitung ist nicht das erste Blatt, das durch die Drohung mit wirtschaftlichen Zwangsmaßnahmen den Wünschen einer bestimmten kapitalistischen Gruppe dienstbar gemacht worden ist.‘ Wenige Jahre später haben die Münchner Neuesten Nachrichten dasselbe Schicksal am eignen Leib erfahren und unter schwerindustrieller Führung die Schwenkung nach rechts vollziehen müssen. Das einzig Versöhnliche an solchen Schicksalsschlägen aber ist das kurze Gedächtnis der unmittelbar Beteiligten. So sind wir in der glücklichen Lage, von denselben Herren, die im Jahre 1918 auf streng kapitalistische Weise die Weser-Zeitung er-

obert haben, heute die Versicherung zu erhalten, ‚daß wir das volle Verständnis für ihre Bestrebungen hinsichtlich der Klarheit und Sauberkeit im Pressewesen gehabt haben und noch haben.‘
Soweit die Diskussion, aus der sich jeder ein Bild machen kann. Abgesehen vom Sachlichen ist hier zu betonen, daß ein angesehnes Blatt mit vollem Gefühl für Reinlichkeit der Presse es endlich einmal verschmäht, den Gegner mit jener falschen Vornehmheit herunterzuhunzen, die wir an großen Zeitungen oft genug beobachtet haben, wenn man denen das Geschäft stört. Die Antwort ist gewöhnlich versteckte Rache in der Kunst-Kritik oder Schweigen. Die klare Sachlichkeit, wie sie die Direktion der Weser-Zeitung in so heikler Diskussion übt, ist rar und verdient, angemerkt zu werden.“

Arthur Eloesser. Nein, in Paris spielte den Diktator durchaus kein Bassermann. Es war für hiesige Verhältnisse ein mittelguter Charakterspieler, auch er vermochte die gähnende Langeweile des Publikums nicht zu vertreiben. Sein Nebenspieler, der treu gebliebne Revolutionär, war ein schiefer, krummer, etwas schielender Patron, sehr still, resigniert, voll verbissener Wut, die nur hier und da aus seinen schwarzen Augen kleine Flämmchen schlagen ließ. Er tobte gar nicht umher. Er war so enttäuscht! Dafür zwanzig Jahre lang mitgehaßt, mitgeliebt, mitgeschuftet — und nun auch er, sein Sohn Brutus! Sie finden das Nähere in der Nummer 42 dieses Jahrgangs.

Kranzspende S. J. Johanna Faller 100 Mark; C. M. Berlin 100 Mark; Hans Lucken, Lübeck 10 Mark; H. S. 4 Mark; D. B. Adler 3 Mark; Konrad Reißner 5 Mark. Die Beträge sind zu gleichen Teilen der Roten Hilfe für politische Gefangene und dem Berliner Asyl für Obdachlose zugegangen.

Stud. med. Das Mitteilungsblatt des Deutschen Landarbeiter-Verbandes veröffentlicht den Fall einer zweiundsiebzigjährigen Witwe, die zweiundvierzig Jahre auf einem Gut beschäftigt war. Sie ist nun völlig arbeitsunfähig geworden, und von ihrem kleinen Deputat sind ihr sechs Zentner Roggen und ein Kasten Kartoffeln mit der Begründung entzogen worden, daß die Gutsverwaltung nicht verantworten könne, solchen Leuten ein Deputat zu geben, die keine praktische Arbeit mehr leisten. Die Monatsrente der Witwe beträgt zwanzig Mark. Sie fragen, wer der Besitzer dieses Gutes sei, das bei dem Ort Sauen liegt. Es ist Ihr Lehrer, der Herr Geheimrat Bier.

Weltbühnenleser Stuttgart treifen sich am Montag, den 3. Januar 1927, abends ½9 Uhr, im Hotel am Stadtgarten, Kanzleistr. 33. Referat: Dr. med. Meng über „Psychoanalyse, Fragen und Antworten“.

Rote Hilfe. Für Johannes Szon konnten wir Ihnen heute 68 Mark überweisen, eingegangen von Werber Hamburg 2 Mark, Gittermann, Charlottenburg 1 Mark; Hopf, Schöneberg 25 Mark; Dr. Lube 5 Mark; Glienke 20 Mark; Barthe, München 3 Mark; Weiß, Augsburg 10 Mark; Fr. St., Düsseldorf 2 Mark.

Verantwortlich i. V.: Carl v. Ossietzky, Berlin. Genthiner Straße 21. Verlag der Weltbühne. Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin: 11958. Es wird gebeten, Manuskripten Rückporto beizulegen. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg. Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.